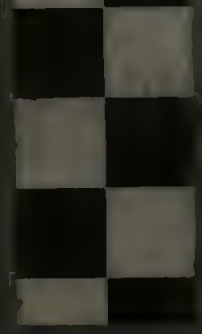


Princeton University Library
32101 042855583

0902
.444
V.20

Library of

Princeton University.

20. Jahrg. October 1895. 1. Heft.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

begründet und geleitet von

Peter Rosegger.

Druck und Verlag von „Leykam“ in Graz.

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) 3 fl. 60 kr. = 7 M. 20 Pf., mit franco Postzusendung angm

Inhalt.

Seite

Durch. Eine Erzählung aus den Alpen von Peter Rosegger 1
Wie ich meine Frau aufführte. Von Josef Wichner 9
Im Omnibus. Gedicht von Sophie von Khuenberg 18
Seelenstörungen und Zwanggedanken. Von Dr. J. L. A. Koch 21
Wer so viel ertragen und tragen kann. Von Katharina Koch 28
Was weiß unser Landvolk von den großen Bewegungen der Zeit? Von Peter Rosegger 29
Stimmungen. Gedichte von Peter Rosegger 34
Gewitter im Gebirge. Aus den Schriften eines Landpfarrers 36
Das Kreuz an der Stiegel. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger 39
Der Bergenrot. Eine Schilderei aus Tirol von Karl Schönherr 44
Sie trotzt nimmer! Ein Bildchen aus dem Dorfe von Peter Rosegger 51
Im Kloster. Von Hans Folke 57
Erinnerung. Von M. 59
Das große Menschenmädel. Eine merkwürdige Geschichte aus dem Garten 60
Verlorene Heimat. Von Josef Aug. Huschol 64

Kleine Laube.

Wahrspruch. Von Wildenbruch 65
Die Augel. Ein Spaziergang in der Heimat. Von K. 65
Eine Ansichtssache. Von J. Hofer 67
Volkssprüche in Mundart. Von Karl Reiterer 69
Da Schildhaun. A Gschichtl in da steirischn Gmoansprach 72
Auch der Bauer selber ist schuld! 74
An Herrn Georg Schönerer 75
Bücher 76
Postkarten des „Heimgarten“ 80

Peter Roseggers

Schriften in steirischer Mundart.

Gesammtausgabe in drei Bänden.

Dieselbe enthält nicht allein dasjenige, was die bisherigen Ausgaben: „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“, „Stoanstreirisch“, erste und zweite Folge, in sich schlossen, sondern auch eine größere Anzahl neuerer Stücke, welche mittlerweile entstanden sind und die Zuneigung des Publicums gewonnen haben.

Die neue Ausgabe der Rosegger'schen Schriften in steirischer Mundart erscheint in drei Bänden, welche enthalten:

I. Band: **„Zither und Hackbrett“**, Dichtungen in gebundener Rede ernster und heiterer Art.

II. Band: **„Tannenharz und Fichtennadeln“**, Geschichten, Sagen, Märchen, biblische Übertragungen und Nachdichtungen humoristischer Art, ferner die „steirischi Landsgschicht“, Natur- und Volksschilderungen u. s. w.

III. Band: **„Stoanstreirisch“**, heitere Stücke aller Art, die der Verfasser bei seinen Vorlesungen vorzutragen pflegt.

Die Schreibung der Mundart ist so gehalten, dass sie dem volksthümlichen Charakter vollkommen treu bleibt, ohne einem mit der steirischen Mundart nicht vertrauten Leser wesentliche Schwierigkeiten zu verursachen.

Die Bände I (416 Seiten) und II (378 Seiten) sind bereits zur Ausgabe gelangt und beträgt deren Preis broschiert je **fl. 2.—**, elegant gebunden je **fl. 2.50**, Band III wird in aller Kürze nachfolgen.

Verlagsbuchhandlung „Leykam“

in Graz, Stempfergasse Nr. 4.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XX. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1896.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XX. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

	Seite
Durch. Eine Erzählung aus den Alpen von Peter Rosegger	1, 89
Wie ich meine Frau aufführte. Von Josef Wichner	9
Das Kreuz an der Stiegel. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger	39
Sie kratzt nimmer! Ein Bildchen aus dem Dorfe von Peter Rosegger	51
Durch eigene Hand. Erzählung von Otto Behrend	81
Arme Sünder. Ein Dorfbildchen nach der Natur	108
Der wohlthätige Oberst. Ein lehrreiches Vorbild für jung und alt. Von R.	150
Gräfin Lili. Von Josef Stradner	161
Lieb' und Hass im Gebirge. Ein Bild aus Knieholz geschnitzt	169
Die Stimme des Glücks. Von Anna Plothow	176
Die Bilocatie. Eine unheimliche Geschichte aus einem schwarzen Hause, erzählt von einem ausgesprungenen Theologen. Von Josef Wichner	241
Nemesis. Eine Geschichte aus dem Leben von M. v. Weißenthurn	248, 330
Der überlistete Vigelbauer. Eine Dorfgeschichte aus Niederösterreich von Johann Jantsch	259
Die Mondesfinsternis. Ein Geschichtlein von Balduin Groller	265
O schönes Waidmannsleben! Eine dunkle Waldgeschichte von Peter Rosegger	321
Als sie mein Herz begruben. Erlebnis eines Poeten	375
Der Federlschneider. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger	401
Die Trompete in Es. Eine Dorfgeschichte von Ludwig Steub	410
Der verschüttete Keller. Eine durstige Geschichte von Rudolph Baumbach	487
Das Bergasyl. Eine Geschichte von Peter Rosegger	561, 666
Der Evangelist. Ein Sommernachtstraum vom galiläischen Meere von Peter Rosegger	641
Ein Schulidyll. Von Fritz Marti	652
Eine gute Partie. Von Josef Stradner	659
Der anrüchige Garibal. Eine geheimnisvolle Geschichte von drüben. Aufgemerkt durch M.	708
Dem Volke die Ehre. Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege. Von Josef Wichner	721, 816
Am Waldbrunnen. Eine Erinnerung aus Kindeszeit von Peter Rosegger	732
Unser Konrad	739
Der Mozartl. Von Rich. J. Fellinger	762
Was der Hamburger erzählt. Eine romantische Geschichte aus dem Dampfwagen von Hans Malser	768
Der Holzer Friedl. Von Karl Wolf	801, 896

(RECAP)

Seite
Mein Onkel Julius. Von Guy de Maupassant. Deutsch von M. Pannwitz . 809
Die Kehrseite eines großen Mannes. Erzählung des Schaffners von Alfred von Hedenstjerna 841
Die grüne Rose. Ein Dorfbildchen aus Steiermark von Peter Rosegger 853
Zuwiheiraten. Ein Bild aus dem Bauernleben von Peter Rosegger 886
Die schwarze Katze. Ein Begebnis aus alter Zeit von Hans Malser 906

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Was weiß unser Landvolk von den großen Bewegungen der Zeit? Von Peter Rosegger 29
Gewitter im Gebirge. Aus den Schriften eines Landpfarrers 36
Der Bergcurat. Eine Schilderei aus Tirol von Karl Schönherr 44
Die Mugel. Ein Spaziergang in der Heimat. Von R. 65
Volkssprüche in Mundart. Von Karl Reiterer 69
Da Schildhaun. A Gschichtl in da steirischn Gmoansproch 72
Der Sepp geht ins Heubad. Ein Tiroler Geschichtlein von Karl Wolf 114
Im Thale des Goldsuchers. Ein Spaziergang in der Waldheimat. Von R. 132
Das Lurloch und wie es jetzt darin aussieht 184
Eine alte Christnacht-Messe. Von Sebastian Schweiger 210
Worum da Schumel-Fronz wieda zrugglemen is. In da steirischn Gmoansproch von Peter Rosegger 229
Wie arme Bauerndirnlein Briefe schreiben. Mitgetheilt aus dem Volke 231
Aus dem Lande Jacob des Letzten. Eine Zuschrift 233
Sommertage an der Salza. Von Peter Rosegger 294
Bauernnoth. Schilderung von Rosa Fischer 355
Volkssagen aus dem Ennsthale. Gesammelt vom Volksschullehrer Karl Reiterer . 361
Auf dem Polster. Ein Spaziergang in der Heimat. Von R. 452
Kinder in den Bergen. Von Rudolf Kleinecke 455
Roberl Hamerling über Mürzzuschlag 465
Drei Eide. Mittheilungen eines alten Freundes und Untersuchungsrichters 470
Bauernhumor aus dem Ennsthale. Von Karl Reiterer 514
Der Traumkünstler. Eine Sondergestalt aus dem Volke von Peter Rosegger . . 519
In froher Laune. Eine Episode nach vollbrachtem Weidwerk von Arthur Achleitner 538
Ein „alter Schutzbrief“ für Mariazell 547
Ein Gang durch das steierische Landesmuseum 604
Jugendsprüche. Aus den Ennsthaler Alpen, gesammelt vom Schulleiter Karl Reiterer 789
„Gfatter-Bitten“. Von Dr. Hans Schukowitz, Graz 792
Die Dörcher. Zum Vagabundenleben in den Alpen von Adolf Pichler 871
Wie es sagt und singt 947

Land und Leute. Charakterbilder.

Aus dem Reich bemalter Leinwand. Bühnen-Erinnerungen von Karl von Carro . 100
Österreich-Ungarn in Zeichen und Vergleichen 227
Eine, die's versteht! 349
Heissa, zu der Stellung! Ein Bild aus dem niederösterreichischen Volksleben von Ferdinand Haberl 551
Nordlands-Leute. Zwei Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred von Hedenstjerna 572

Seite
Ein Reisebrief aus dem heiligen Lande 629
Gleichenberg. Ein steierischer Curort. Von Franz Salfitzky 705
Quarnero-Bilder. Von Franz Goldhann 834
Der Schnitt. Ein Arbeitbildchen aus deutschem Bauernleben in der Fremde von Adam Müller-Guttenbrunn 869

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Seelenstörungen und Zwanggedanken. Nach Dr. J. L. A. Koch 21
Auch der Bauer selber ist schuld! 74
Drei liebe Vögelein 119
Ich glaube. Bekenntnisse und Geständnisse von Peter Rosegger 138, 214, 303, 378, 462, 542, 626, 700. 786, 866, 938
Religiöse Bedeutung der Wissenschaft 148
„Wilhelm der Große"? Von Theodor Hundhausen 189
Anna. Ein Andenken aus vergangenen Tagen von Peter Rosegger 524, 612
Retter in der Noth. Von M. 548
Wie Napoleon I. gegessen hat 591
Volksprediger. Federzeichnungen aus dem Berliner Leben von Anna Plothow.
I. Moriz von Egidy 597
II. Theodor von Wächter 695
III. Johannes Guttzeit 779
Das Hoferdenkmal in Mantua. Von Dr. Pifft 681
Ein Gang nach Canossa. Reiseerinnerung von Dr. Moritz Pifft 845, 931
Das Lied im deutschen Volke, was ein Engländer den Engländern davon erzählt. Von Sidney Whitman 861
Das „unvernünftige" Thier. Nach Rudolf Bergner 927

Über Sitten und Unsitten. Plauderſames.

Eine Ansichtssache. Von J. Hofer 67
Das Schneiderhandwerk und der Volkswitz. Eine Plauderei 151
Ein Damollesschwert in unseren Städten. Von H. 153
Mißrathene Kinder. Von R. 384
Wie man die Thiere peinigt 386
Die Bergspeculation 387
Eine stockdumme Sitte. Von J. Hofer 389
Von der Last des Beschenktwerdens. Von R. 390
Am Cadaver. Zwiegespräch zwischen einem alten und einem jungen Arzte. Von R. . 444
Die Sedanfeier. Von Bertha von Suttner 459
Elternmörder. Von Josef Wichner 481
„Auf den Hund gekommen!" Eine bedenkliche Erzählung von Hans Malser . . . 495
Cultur nach Osten tragen! Von R. 535
Wie man seine Lebensversicherung überlebt. Von Hans Malser 583
Wofür wird das Weib erzogen? 773
Zur Duellfrage 793
Die Hexe wird verbrannt! Von M. 874
Flügeljahre — Flegeljahre. Von Josef Wichner 913
Der vernünftige Antisemitismus 942
Wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr. Eine Zuschrift aus dem Feldhofe. Von R. . 943

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

An Herrn Georg Schönerer 75
Schönerers Hamerlingstiftung 156
Unsere Hans Sachs-Feier 194
Zwei deutsche Dichter Österreichs. Von Peter Rosegger 201
Die Krippe in der Kunst. Von Josef Bayer 205
Hubert Janitschek. Eine Erinnerung von Peter Rosegger 272
Briefe von Ludwig Anzengruber an den Herausgeber des „Heimgarten“ 279
Der Evangelimann. Eine Laienpredigt von H. Scholz 311
Aus der Redactionsstube des „Allgemeinen moralischen Familienblattes“. Von D. J. Edhard 345
Alte und neue Schönheit. Springende Gedanken von R. 439
Das Dampfross mein Pegasus. Aus dem Tagebuch von Peter Rosegger 448
Der Bauernphitosoph von Rattendorf. Von F. R. 467
Ein Heimgartenfreund. Von R. 474
Kunstheuchelei und ihr Nutzen. Von Karl Erdmann 506
Eine Stimme für das Schlimme 556
Besuch bei einem guten Kameraden. Von R. 634
Hans Grasberger. Ein Gedenken zu seinem sechzigsten Geburtstage von Peter Rosegger 687
Eine Stimme für das Schlimme. Antworten der Leser 712
Wie ich meine Schriften zu verbessern suche. Antwortschreiben an einen Literaten. Von Rosegger 716
Aus Hamerlings Gymnasialzeit. Mittheilungen von Dr. Michael Maria Rabenlechner 746
Goethe im Kreise seiner Familie Von Neumann-Strela 756
Lach' an der Welt vorüber — es ist nichts. Von R. 794
Er hätt's ja so gesagt! Von M. 796
Von einem Lehrer Hamerlings (P. Berthold Sengschmitt). Mitgetheilt von Dr Michael Rabenlechner 830
Wie ein Autor sein Wert revidiert. Von R. 875
Zwanzig Jahre „Heimgarten“. Von M. 881
Ein Capitel für Schriftsteller. Von M. 921
Literaturgericht. Von Schopenhauer 946
Bücher 76, 156, 235, 314, 394, 476, 557, 639, 718, 798, 877, 949

Gedichte.

Im Omnibus. Gedicht von Sophie von Khuenberg 18
Wer so viel ertragen und tragen kann. Von Katharina Koch 28
Stimmungen. Gedichte von Peter Rosegger 34
Im Kloster. Von Hans Falle 57
Verlorene Heimat. Von Josef And. Huschek 64
Resignation. Von Emil Heinig 131
Allerseelen. Von Gebell-Ennsburg 147

Der Poetenwinkel:

Mein Stolz. Von Franz Floth 154
Sag' nicht. Von Rosa Fischer 154

Seite

Ein schöner Stern. Von Mozan 154
Schicksol. Von Heinrich Hege 155
D' Apostelfrog'. Von Ludwig von Poysst 155
Die zwei Einzigen. Von Ferdinand Ebhordt 313
Abschied. Von A. 314
Eine olte Weise. Von Franz Floth 314
Zwei Bilder. Von Jos. And. Huschol 392
Abendstimmung. Von Josef Lange 392
D Julert. A Kinderbildl in österreichischer Gmoansprach. Von Martin Hortmann 393
Sonett. Von Hela Balder 553
Gewitterobend. Von S. Borinkay 554
Frühlingserwachen. Von Anton Reul 554
Jäher Wechsel. Von Franz Floth 554
Geständnis. Von Friedrich Thamm 554
Was ich liebe. Von Fr. Pühringer 555
Bärbchens Lied. Von E. Stubenrauch 555
Dos Echo. Von Alfred Tennyson 556
Vision. Von Anton Renk 709
Beredtes Schweigen. Von Leopold Hörmann 710
Frühlingsmorgen. Von Reinh. Troitzsch 710
Bei der Schwimmschule. Von Anton Renk 710
Maculotur. Von Josef Lange 711
Sunnwend. In Salzburger Mundart von Fr. Franz Scheirl 711
Dag'störte Tram. Gedichte in oberösterreichischer Mundort von Leopold Hörmann 711
To Bodo und sei Buo. Franz X. Freiheim 712
Morio. Von Heinrich Hege 872
Lieder (ous „Alpenglühen". Ein Sang ous der grünen Steiermork). Von Richard Kraftel 873
Dring' nicht in mich! Von Josef Lange 873
Vergänglichkeit. Von Josef Longe 873
In atten grauen Togen. Von R. 874
Bi gongan über d' Olm. Von Josef Zach 874

Die Maid von Balloghmyle. Von L. S. 224
Gäste. Von Heinrich Hege 270
Der Großmutter Brautkronz. Von Franz Floth 308
Dem Gedächtnisse Anzengrubers. Prolog von Peter Rosegger 309
Lieder on eine Verlorene. Von R. W. 343
Eine Bergpartie. Von Stephan Mitow 431
Großstodtgecken. Von Fritz Lienhard 467
Wie geht es ihr? Von Frida Schanz 470
In dunkter Nacht — erblüht. Von Emil Ertl 501
Die Harfe. Von R. 534
Der Wanderer. Von Friedrich Marx 546
Zeitgesänge eines alten Olympiers. Gedichte von Adolf Pichler 589
Reisegefährtinnen. Von Heinrich Hege 677
Gedichte. Von Hans Grasberger 692
Lieder der Königin. Von Carmen Sylva 743
Fernweh. Von A. Freiin von Reyer 755
Frohsinn. Von Franz Pühringer 793

Seite

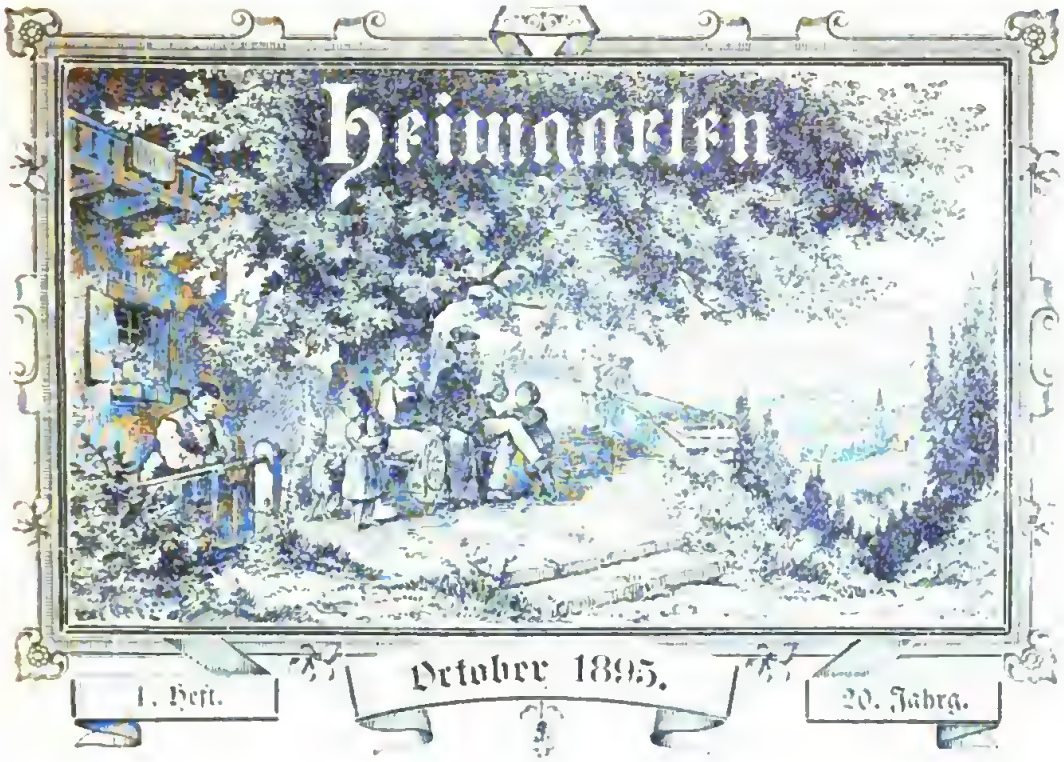
Gedichte von Richard Zoozmann 827
„Nichts." Von Otto Sutermeister 940
Philologiſches. Von M. 941
Lied. Von Otto Julius Bierbaum 947

Kleine Geſchichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Das große Menſchenmädel. Eine merkwürdige Geſchichte aus dem Garten 60
Von unſerer Kleinſten. Von R. 300
Wie der Weiſe dem Prinzen das Sparen lehrt. Von L. Haaſe 635
Der weiſe Richter und die zärtliche Gattin 638
Die Ziegen-Hanne und die Spinn-Liesl. Ein Märchen von Franz Floth 857

Verſchiedene Sachen.

Erinnerung. Von M. 59
Wahrſpruch. Von Wildenbruch 65
Poſtkarten des „Heimgarten" . . 80, 159, 239, 320, 400, 480, 560, 640, 800, 879, 952
Perſönlichkeit. Von R. 168
Gedanken eines Achtzigjährigen. Von Karl Guntram 225
Wenn man ſo nachdenkt. Von R. 310
Leitſtern 342
Zufriedenheit 348
Naturfreude 369
Zeitgloſſen. Von Stephan Milow 383
Güte. Von R. 409
Schickſal. Von Hela Balder 473
Für Sprachgelehrte. Von R. 475
Aufruf zur Errichtung eines Denkmales für P. Blaſius Hanſ 560
Sprüche. Von Frida Schanz 629
Gedankenblitze. Von Franz Goldhann 633
Bezeichnungen des Weibes. Von H. Gl—n. 636
Stille Wohlthaten. Von Király 705
Eine Erfahrung. Von R. 707
Wohlgemuth. Von R. 788
Unſere Mitweſen. Von R. 868
Religionsunterricht in den Oberrealſchulen? Von R. 940
Einfälle eines Müßigen. Von R. 945
Ein Reiſebrief 946



Durch.

Eine Erzählung aus den Alpen von **Peter Rosegger.**

Und so immer tiefer ins Gebirge, immer höher hinan. Das in der Steinschlucht herabrauschende Wasser war weiß, wie eine Schneelawine, es war mehr ein Wasserfall, denn ein rinnender Bach. Der schmale Fußsteig hatte seine Noth an dem Hange empor und oft musste er auf hohen schwanken Stegen über das Wasser, weil herüben kein Fortkommen mehr war, und drüben gieng's auch nicht lange, so jagte eine senkrechte Wand ihn wieder herüber. Mehrere der Stege hatten gar keine Handhabe; vor dem ersten dieser Art stand ich lange unentschlossen still. Der Stegbaum war fast unbehauen und führte hoch über einen Abgrund, in welchem das Wasser rasend wirbelte und brauste. In meinem Kopfe fieng es schon an zu kreisen. Umkehren? Den drei Stunden langen beschwerlichen Weg umsonst gemacht haben? So nahe dem Ziele, das ich mir seit vielen Jahren vorgenommen, umkehren? Ich hatte zwar nichts zu verlieren, als ein junges Leben, aber es eines fremden wüsten Berges wegen aufs

469515

Spiel zu setzen, war doch nicht nach meinem Geschmacke. Den Rucksack schnallte ich mir fester an den Rücken, den Stock band ich wagerecht darüber, so dass er nach beiden Seiten hinausstand. Dann setzte ich mich auf den Stegbaum wie auf ein Pferd und ritt sachte hinüber. Mein Auge hielt ich wohl in Zucht, dass es nicht hinabsah in die wirbelnde Tiefe. Glücklich kam ich zu Rande. Beim nächsten Stege gieng es schon leichter. Beim vierten und fünften war ich dermaßen kühn geworden, dass ich aufrecht hinüberschritt.

Die Schlucht wurde noch enger, das Gewände an beiden Seiten senkrechter, langes Struppwerk hieng nieder, auch dürres Geäste und mancher Baumstamm, der oben gestürzt und mit seinem Wurzelgeklaue an den Runsen hängen geblieben war. Ein Bergknabe begegnete mir, er trug einen Sack mit Käse und machte mir auf meine Frage mit schreiender Stimme die Mittheilung, dass es bis auf die Riffel noch gute vier Stunden sei, dass ich aber den Weg verfehlt hätte. Die Bergsteiger giengen immer unten bei dem Kreuze rechterhand. Ja, damals gab es noch keine angestrichenen Bäume in den Alpen und ohne Markierung verstieg man sich manchmal in die schauerlichste Natur hinein. Aber hinaufkommen, versicherte der Knabe, thäte ich auch durch die Schlucht. Mit einiger Geschicklichkeit kamen wir auf dem schmalen, hängigen Steige füreinander. Ich stieg weiter und das brausende Wasser betäubte fast mein Denken, so dass ich schier traumhaft dahinkletterte. Die Luft war frostig kalt und erfüllt mit Nebelstaub, von den Wänden troff es nieder. Nicht nach vorwärts sah ich mehr und nicht nach rückwärts, ringsum senkrecht aufsteigende kupferbraune Wände, die sich thurmhoch oben fast zusammenwölben, so dass nur ein schmaler Streifen Himmels herniederschimmerte in das graufe Spaltengrab, durch das ich wandern mufste. Es war thatsächlich, als ob der ungeheuere Felsenberg sich hier gespalten hätte; was an einer Seite der Wand fehlte, das hatte die gegenüberstehende Wand an sich, hier ein scharfer Riff, gegenüber die entsprechende Runse, hier eine Mulde, dort die Ausbauchung, hier eine wagrechte Schichte, die an der entgegenstehenden Wand fortgesetzt war. Der Bruch ließ sich durchwegs nicht verkennen. An einer Stelle war hoch oben ein ungeheuerer Steinklotz niedergebrochen und in der Felsenge eingeklemmt hängen geblieben. Er hieng nur an zwei Kanten, konnte jeden Augenblick niederstürzen, den Steig verlegen, das Wasser stauen, den Wanderer begraben. Die Schlucht zackte sich nach links und nach rechts und stets in so scharfen Windungen, dass ich nicht vierzig Schritte nach vor- oder nach rückwärts sah, dass ich wie ganz eingeschlossen war. Es gieng immer so fort und es wollte kein Ende nehmen. Aus den Gischten des Wassers stieg es wie ein mondweißes Licht in dieser dunklen Schlucht. Der Weg war ganz niedergestiegen zu den Wellen und stellenweise von diesen überflutet, so

dass ich bis über den Knöcheln im Wasser watete. Auf einmal gieng der Steig gerade auf einen hohen donnernden Wasserfall zu und hinter denselben hinein.

Ich stand still und schaute zurück, ob ich nicht etwa wieder eine Abzweigung des Weges übersehen hätte, doch es war richtig. der Steig gieng hart an der fast überhängenden Wand in den Wasserfall hinein.

Es wäre doch gewiss der Mühe wert gewesen, dieser großartigen Schlucht wegen, wie ich dergleichen noch keine gesehen, die Partie gemacht zu haben. Aber ich war durchaus nicht zufrieden, hier umkehren zu müssen und auf die hohe Riffel zu verzichten. Die Sache näher in Augenschein gefasst, das machte mich mit ihr vertrauter und ich fand, dass man hinter dem Wasserfalle ganz leidlich durchkommen könne. Es war ein feuchtes unheimliches Gemach und die ewig niederstürzende Wasserwand ließ just so viel Licht durch, dass ich mich stolpernd und tastend noch zurechtfand in der brausenden Tiefe und ganz durchnässt und betäubt endlich durch war.

Kaum der Fall hinter mir, hatte ich eine Stiege zu überwinden. Das war aber keine Stiege mit Stufen, das war eine rauhe, zerrissene Wand, an die der Steig ganz unverfroren hinaufstieg. Man hätte ihn kaum als den Steig erkannt, wenn nicht ein paar eiserne Ringe zu sehen gewesen, welche, in das Gestein getrieben, dazu vorhanden waren, um eine Strickhandhabe festzuhalten. Die Strickhandhabe jedoch fehlte. Hingegen hatte mein Wanderstock einen Eisenhaken, damit langte ich hinan bis zum ersten Ring, hakte ein und zog mich hinauf. Mit Knien und Schuhspitzen fest in eine Spalte gestemmt, griff ich unter großer Anstrengung, denn der Stock war fast zu kurz, bis zum nächsten Ringe. Nach einer Weile war ich über dem Wasserfalle. Da war es auf einmal anders. Der Grund zwischen den senkrechten Wänden war ganz eben und das lehmgraue Wasser rieselte still und flach über den Sand, den ganzen Raum ausfüllend. Der Steig hatte aufgehört, es war wohl so gemeint, dass man mitten durch den Bach zu gehen habe. So gieng ich wohlgemuth mitten durch. Bald sah ich am Fuße der Wände einen frischen Fichtenbaum, dann den zweiten und dritten, da ward mir traulicher. Die Schlucht weitete sich etwas, das Gestein war nicht mehr so kahl, sondern grün bemoost, die hohen Wände aber ließen immer noch sehr wenig Himmelslicht herab. Unter einem der Bäume sah ich eine Quelle, die aus der Wand sprang und von einem zierlichen Rinnlein aufgefangen war. Wie that dieses leise Plätschern des Brunnens wohl nach dem Getose unten in den steilen Schluchten, das wohl noch aus der Ferne wie ein hohles Donnern vernehmbar war. Nun bemerkte ich aber auch, wie neben der Quelle ein schlechter Steig hinanführte zwischen Erlengesträuche und Gezirm. Dem gieng ich nach und stand ganz plötzlich vor einem

Blockhäuschen. Zwischen einer Wandfuge stieg Rauch heraus, dünner, bläulicher Rauch. Ich kroch in Stein und Strupp rings um die Hütte herum und fand keine Thür. Da klappte ein Dachbrett auf und durch die Lücke schaute ein Menschenkopf heraus. Ein rindenbraunes, bärtiges Gesicht, im Mund eine große Tabakspfeife. Ein Straßenräuber? Dafür gab es in der Nähe zu wenig Straße. Ein Eremite? Dagegen sprach die Tabakspfeife. Man hört zwar nirgends, dass fromme Waldbrüder keine Tabakspfeife im Gesichte haben dürften, aber man liest auch nirgends, dass sie eine hätten. Der aus dem Dache hervorragende Mann, der mit seiner Vorrichtung im Munde eigentlich ein lebendiger Schornstein war, fragte mich ganz gutmüthig, ob ich mich denn verirrt hätte, denn da gebe es keinen Weg hinab ins Thal.

„Ich komme aus dem Thale herauf", meine Antwort.

Jetzt that er auch seine Hand aus der Hütte, nahm damit die Pfeife aus dem Mund und fragte: „Sie kommen herauf? Aus dem Schrick kommen Sie herauf? Bigott ja, ausschauen Sie darnach."

Der Schrick! Und nun sagte er mir, dass es der weit und breit berüchtigte Schrick gewesen, durch dessen Schluchten ich heraufgekommen und dass ich mehr Glück als Verstand gehabt hätte. Ich war's zufrieden, auf Reisen ist Glück zumeist mehr wert, als Verstand.

„Was machen Sie denn da heroben?" fragte der Mann weiter, nachdem er aus den Tiefen der Hütte sich den unförmigen Filzhut gehoben und aufgesetzt hatte.

„Ich will weiter auf die Riffel hinauf."

„So. Dann muss ich schon barmherzig sein und Sie in mein Haus nehmen, dass Sie sich das Gewand trocknen können. Ansonsten bleiben Sie oben auf dem Berg als Eismandel stehen, festgefroren bis an den jüngsten Tag. Krauchen S' nur herein."

Er verschob ein zweites Dachbrett und ich stieg zu ihm in den engen Baum, in welchem neben einem Mooslager zwischen Steinen eine glosende Glut war, die sogleich mit Bannästen aufs neue genährt wurde. Ein Thonplutzer, eine Ledertasche, ein Jagdgewehr und derlei war vorhanden und der Mann war nichts anderes, als ein Gemsjäger des großen Alpenreviers, das damals einem italienischen Prinzen gehörte. An vier Stunden blieb ich in der Hütte. Dann waren die Kleider trocken, mein Magen mit Imbiss gestärkt und mein Herz mit Kirschgeist ermuntert für weitere Geschicke. Und dann stiegen wir beide zur Dachlucke hinaus, die der Jäger nachher sorgfältig zumachte. Dass diese Thür von oben hinein gieng, hatte weiter keinen Grund, als dass sie so leichter zu machen gewesen, denn eine an der Wand. Der Jäger mit Gewehr und Weidtasche begleitete mich. Er hatte sehr krumme Knie, aber leicht stieg er damit an; auf hartem Weg, meinte er, dürfe man ja keine steifen Beine machen, sonst brauche

man sich zu früh auf. Dieser wildborstige Jäger hatte im Grund ein sehr gutmüthiges Gesicht und ein so kluges, mildes Grauauge, dass man schier gerne hineinschaute. Nur wenn er, wie sich der Graben nun weitete, in die Wände hinaufblickte, da ward sein Auge scharf und fast heiß glühend.

„Siehst du! Siehst du!" stieß er pfauchend hervor, wenn an Riffen und Mulden die Thiere äseten oder von uns erschreckt mit gewaltiger Spannkraft der Läufe an den Hängen dahinsetzten. In seiner Jägergier war ihm alles Du, gleichsam, als gäbe es gegenüber der Gemsen- oder Hirschenwelt keinen Unterschied mehr in der menschlichen Gesellschaft, als müsse alles Jäger sein, pürschen oder puffen und nichts anderes. Leise zitterte seine Hand, die am Gewehre lag, und fast blieb ihm der Athem stehen, als da oben ein halb Dutzend Gemslein arglos grasete und er mit seinem Feuerrohr nicht hinzielen durfte.

„Was haben Ihnen diese Thiere denn gethan?" fragte ich den Jäger. Der überhörte anfangs das Wort und auf meine Wiederholung desselben blickte er mich fast traurig an. Traurig über meinen Unverstand. — Gethan? Die Gemsen dem Jäger gethan? Als ob es auf der weiten Welt Gottes etwas Herzigeres geben könne, denn eine Gemse! Und eben darum, eben darum? — Von der Achsel riss er sich den Stutzen, dass der Riemen heftig an den Schaft schlug. Wie soll der Jäger dem Gemslein seine Freude an ihm denn anders bezeugen, als dass er es niederschießt! Aber es war Schonzeit und das Wild musste gehütet werden für die hohen Herren. — Auch die hohen Herren brennen die herzigen Geschöpfe nicht nieder aus Hass, aber auch nicht aus Liebe — bloß aus Passion. Dann lassen sie sie liegen und der Jäger verkauft das Fleisch um siebzig Kreuzer.

Als die Thiere außer Sicht waren und wir über Gerölle hinankletterten, sagte mein Begleiter, aber mehr in die Steine hinein als an mich: „Es ist wahr, es ist dumm! Der Mensch sollt' froh sein, wenn er selber eine Gemse wäre!" Denn mit Mühsal gieng's bei uns vorwärts in dem wüsten Geschütte. Wir stiegen durch eine Art von Gasse hinauf, durch einen vielfurchigen Wassergraben, in dem eine graue Gieß rieselte. Zu beiden Seiten waren glasige Wände, hier in haushohen Mauern, hier in scharfzackigen, ungeheuerlich gestaltigen, übereinander gethürmten Blöcken. Ich hatte schon vorher auf den Rath meines Begleiters die Hände und das Gesicht mit Tüchern eingewickelt, aber die Luft brannte in den Augen. Wir waren mitten im Eise. Die Eiswände waren aber nicht grünlich klar, wie man es auf unseren Teichen sieht, das war wie blindes, schmutziges Glas und mit dunklem Staube überall durchsetzt. Mein Jäger sagte, das wäre der Pflanzenstaub, den der Föhn seit Jahrhunderten aus den Thälern heraufgetragen, und der Sand, den der

Sturm von den kahlen Höhen auf den Kees geweht. An vielen Stellen lag das Eis wie unentwirrbar verwachsen mit dem Steinboden. An anderen Stellen waren zwischen Boden und Eis Höhlungen, so groß, dass Schafe hätten hineinkriechen können, und es starrte die schwärzeste Finsternis heraus, so dass es unergründlich war, wie tief die Höhlungen hineingiengen. Vielfach sickerte Wasser hervor.

Plötzlich war unsere Gasse zwischen dem Gletscher zu Ende und wir standen vor einem gähnenden Loche, aus welchem ein steiniges Rinnsal gieng, in dem jetzt aber nur wenig Wasser rann. Das Loch war so groß, dass ein Rittersmann ganz bequem hineinreiten konnte auf hohem Rappen, falls er für seine Höllenfahrt dieses Thor wählen wollte.

„Da wären wir", sagte mein Begleiter.

„Da geht's ja nicht mehr weiter", versetzte ich mit einiger Beklommenheit.

„Da geht's wohl weiter", antwortete er und deutete ins Loch.

„In keinem Fall!" rief ich und wendete mich ab.

„Wollen Sie denn nicht auf die Riffel?" fragte er. „Na also, dann müssen Sie hier durch!"

Tief verzagt betrachtete ich die ungeheueren Eiswuchten, die sich über der Höhlung aufbauten, und nebenhin und überall. Kein Ausweg als der — nach rückwärts.

„Da will ich lieber umkehren", sagte ich. „Was soll ich denn weiter auf der Riffel, das Interessanteste habe ich ja nun doch gesehen."

Der Jäger schaute mich schweigend an, und dieser Blick gefiel mir gar nicht. Dann murmelte er seithin: „So sind die jungen Leute. Nichts mehr wert. An und dran überall, aber durch! Da hapert's."

Das war mir gerade genug. „Durch!" rief ich mit Entschiedenheit.

„Na, ich denke auch", entgegnete er gelassen und zündete mit dem Streichholz ein winziges Laternlein an, das er an seinem Taschenwerkzeuge trug. Noch fragte ich, wie lange der Eisstollen dauern würde, er gab keine Antwort, stieg voran, nahm mich an der Hand und zerrte mich hinter sich drein. Der Boden war nicht steil, aber sehr rissig und rauh. Anfangs war es enge und dunkel; dann weiteten sich die Wände, hoben sich die Gewölbe und aus der Ferne war es, als kämen uns mehrere Lichter entgegen. Die immer wunderlich verschobenen Wände waren theils in glatten Tafeln, theils in Säulenvorsprüngen, theils in Riesenmuscheln, und überall schimmerte es grün und blau, als leuchte hinter den nächsten Wänden schon der Tag. Aber der Tag leuchtete nicht. Das gieng hin und her, auf und nieder, durch Engen und durch Hallen dahin, an gespenstischen Gestalten vorüber, aus denen es manchmal wie Blitze zuckte. Mein Jäger sagte kein Wort, ich auch keins. Unsere Schritte hatten keinen Wiederhall, manchmal aber krachte es über unseren Köpfen,

als würden Pistolen losgeschossen, und das fuhr mir allemal durch Mark und Bein, dass meine Knie zitternd einknicken wollten.

Vor einer Nische stand mein Begleiter still. In der Nische ragte eine schlanke Gestalt, an deren Zacken Farbenlichter zuckten. Auf dem ersten Blick war es wie ein verschleiertes Muttergottesbild. Mein Jäger stellte das Laternlein auf ein Stück Eis und sagte leise, wie um seinen Aufenthalt zu rechtfertigen: „Hier bete ich allemal ein Vaterunser." Er nahm den Hut vom Kopf, ballte die Krempe desselben zwischen seine Finger und stand so ein kleines Weilchen vor dem Bilde unbeweglich, als wäre er selber erstarrt. — Dann weiter. Der Pass wurde niedriger und nach und nach so niedrig, das wir kriechen mussten. Endlich war vor uns nur mehr eine Spalte, aus welcher nichts als Finsternis gähnte. Der Jäger legte sich hin, band an den Gewehrlauf das Laternlein, schob es vorsichtig durch die Spalte, dann kroch er mit Anstrengung selber nach. Ich war einen Augenblick allein in dem erdrückend niedrigen lichtlosen Raum, aber schon fasste mich die kräftige Hand am Arm und ich presste mich durch den eiskalten Rachen. Als wir durch waren, schlug an mein Auge Tageslicht und nach wenigen Minuten hatten wir das grause Grab hinter uns. In wildzerrissenen Buchten starrte der Gletscher auf, vor uns war eiskrustiger Boden mit Steinen und Schnee, und weiter hin die blendende Alpenwelt.

„So, mein junger Mann", sagte der Jäger mit einiger Selbstbefriedigung. Ich fasste seine Hand, um sie zu drücken, er zog sie zurück.

„Gar lang' wird's nimmer dauern mit dieser führnehmen Straßen", sprach er dann, „der Hals wird von Jahr zu Jahr enger. Im vorigen Herbst hab' ich zwei Wildschützen erwischt da drinnen, die haben durchwollen und sind im Hals stecken geblieben. Die haben mir ein bissel gute Worte gegeben, bis ich ihnen zu Hilf' gekommen bin!"

In der Nachmittagssonne — Gott, wie hat sie wohl gethan! — sind wir weiter gestiegen über Schnee und Eis, endlich empor an einem nackten braunen Felskegel — und dann waren wir oben. Die Felskanten waren hier durch Eis und Wasser fast stumpf und glatt geschliffen, und in den Spalten kein Halmlein, kein Blättlein, keine einzige Moosfaser, kein einziges Würmlein, alles starr und leblos. — Das war die Riffel. Nach der Mitternachtsseite verdeckten uns höhere Eisberge alle Aussicht, nach der Abendseite hin waren viele Berge zu erblicken, unförmige Buchten, senkrecht stürzende Wände, spitze Kegel und in weiter Ferne scharfe Zacken, die mit weißblinkenden Sternlein besetzt waren.

„Das muss man am Vormittag sehen!" sagte mein Jäger. „Wenn die Sonne hinscheint. Weinend wird man, so schön!"

Gegen Morgen hin flachte sich blauendes Waldland, aus welchem von Ferne her die silbergraue Tafel eines Sees schimmerte. Wie lag

dieſer See tief unten! — Gegen Mittag hin waren ſehr ſteile ſpitze Berge, hinter denen in weichen ätherblauen Wellen das italiſche Land lag. Mit kurzen, gleichſam durſtigen Blicken ſog ich das Bild ein, aber es war nicht lange Zeit. Ein Mark und Bein durchdringender Wind jagte uns bald hinab. Erſt unten in einer geſchützten Wandniſche, in welche die niederſinkende Sonne lau hineuchtete, ſetzten wir uns auf einen Stein und ſchauten hinaus ins gottgeſegnete Italien.

„Dorthin wollte ich in dieſem Herbſt", ſagte ich, „dort muſs es wunderbar ſein."

„Und warum ſind Sie denn nicht hingegangen?" fragte mein Begleiter, „warum ſind Sie denn auf die Riffel geſtiegen, wo es ſo beſchwerlich und ſo ungut iſt? Sie haben aber recht. Der junge Mann muſs durch. Er muſs die Berge nehmen. Für den Alten iſt das flache Welſchland immer noch gut."

Derlei Bemerkungen des Gemsjägers haben mir gefallen und recht gerne nahm ich's an, als er mich nun einlud, mit ihm bis zum Jägerhauſe hinabzugehen und dort zu übernachten. Denn die Klauſe in den Schrick-Schluchten war nicht ſein Heim, war nur ein Unterſtandshüttlein für den Jäger. Das Jagdhaus ſtand unten, wo das felſige Gelände in Waldbeſtand übergieng. Es lag in ſeinem Alpenſtile recht ſchmuck und ſtattlich da, es hatte auch mehrere Stuben für die hohen Herrſchaften, wenn ſie des Jahres einmal kamen zur Gemsjagd. Schon dunkelte es, als wir eintraten. Ein kleines, dickes Frauchen machte ſich emſig dran, dem Jäger Gewehr, Taſche und Mantel abzunehmen, nahm auch mir die Sachen aus der Hand, um ſie zu bergen, ſagte aber kaum ein Wort. Auch war ein ſchlankes Mädel da, welches viel buntes Gewand an ſich hängen hatte, aber das hieng wie an einer Stange zu allen Seiten ſchlapp nieder und wurde theilweiſe nachgezerrt wie eine Schleppe. Das Haar, welches aus dem Kopftuche hervorſtand, war gelblichroth und über die Stirn künſtlich herabgekraust. Die Augen des Mädchens ſchauten etwas ſchläferig aus und während ſie uns das Nachtmahl auf den kleinen Tiſch ſetzte, gähnte ſie uns ohne Umſtände eins vor.

Ich war müde und ließ mich bald vom Jäger ins Dachgelaſs führen, wo auf friſchem Stroh ein göttlicher, zehn Stunden langer Schlaf gemacht wurde.

Am nächſten Tage gieng's thalwärts. Der Jäger begleitete mich eine Strecke auf ſeinem Gang ins Gewände.

„Am meiſten freut mich", ſagte ich zu ihm unterwegs, „daſs ich geſtern durchs Eis bin."

„Freilich", antwortete er. „Wir haben heute nicht mehr und nicht beſſeres, als geſtern, aber der Menſch muſs durch. — Es iſt ſonſt auch ſo", fuhr er fort, „mancher Menſch hat, vergleichsweiſe, eine ganz ſchöne,

handebene Lebensstraßen, aber einmal kommt die Stelle, wo er durch muſs. Bleibt er stehen oder kehrt er gar um, so ist's gefehlt. Durch muſs er, und wenn er schon sonst gar nichts davon hat, so ist er nachher wenigstens durch, und das ist auch was, das macht den Menschen herzfrisch." — Hierauf stand er still, schaute mir mit den kleinen Augen zwinkernd ins Gesicht und sagte: „Ich habe auch nicht durch wollen. Bin's aber doch, und jetzt ist's gut."

Wir kamen zu einer Quelle, daneben war Brunnenkresse. Der Jäger that aus seiner Tasche Brot und Speck, und den Plutzer. Vor uns standen etliche verknorrte Wetterfichten. Die Aussicht gieng nur auf eine steile Wand, die zwischen den Baumwipfeln niederleuchtete. Es war eine fast trautsame Rast. Wir kamen in ein ernsthaftes Gespräch, und dann hat der Gemsjäger eine Geschichte erzählt, die mir die Jahre her immer wieder zu Sinn kam, wenn ich zagend vor einem „Durch" stand.

(Schluſs folgt.)

Wie ich meine Frau aufführte.

Von Josef Wichner.

Ich hoffe zuversichtlich, daſs sich der liebe Leser, und sollte selbst des Alters Reif sein Haupt verzieren, noch ein gut Stück beseligender Kindlichkeit bewahrt hat.

Dann wird er auch mir und anderen Menschen gar manche Kinderei verzeihen, z. B. daſs ich Zeit meines Lebens alle meine Schätze gar so gerne denen vorzeigte, so mir ein freundliches Gesicht machten und bereit waren, meine Freude durch Mitfreude mehr als zu verdoppeln.

Wie etwa die Katze die gefangene Maus ihrer zumeist etwas ältlichen Herrin vorweist, ehedenn die Mahlzeit gehalten wird, also trug ich alles, was immer das Glück mir auf der Landstraße des Lebens darbieten mochte, eine bunte Scherbe oder einen bunten Stein, ein goldigglänzendes Käferlein oder einen neuen Funkelkreuzer, eine Felberpfeife oder einen Fleißzettel meiner lieben zweiten Mutter Eva, der Baumwollhasplerin, unter die Augen. Und als angehender, schnauzbarterwartender Jüngling kam ich mit meinen Zeugnissen aus der Lateinschule zu ihr oder mit meiner neuen Tabakpfeife oder mit einem schönen Buch .... nur mein Tagebuch versteckte ich vor ihr, dieweil darin lauter heimliche Liebe wohnte, die bekanntlich am heißesten brennt, wenn von ihr niemand nichts weiß .... nicht einmal die Geliebte!

Als jedoch die Zeit gekommen war, da ich auch die Liebe nimmer geheim zu halten brauchte, als der Sohn des Westens im Osten freien

gieng, als der Vorarlberger in einem berglosen Thale Niederösterreichs einen „Schatz“ fand, der erst vor dem Altare rechtliches, aber auch unveräußerliches Eigenthum wird, da drängte es den neugebackenen Ehemann, das Kleinod, ein junges Weiblein, den guten Basen, der Eva und der Senza, zu zeigen und in der aus den getreuen Augen leuchtenden Billigung seiner Wahl das Vollglück zu genießen.

Und auch die beiden alternden Basen im stille gewordenen Schneckenhause hatten sich gleich dem redlichen Tamm in Voßens „Siebzigstem Geburtstag“ in Briefen voll schrecklicher Verstöße gegen die Rechtschreibung wiederholt geäußert, dass „sie des Sohnes Gemahlin so gerne noch sähen vor ihrem seligen Ende“.

Also zog uns das Dampfross in den ersten Ferien — es war im Sommer 1881 — über die Erlaf und die Enns, über die Traun und den Inn, über die Isar und den Lech, über die Iller an den Bodensee und ins Städtchen an der Ill, woselbst die „Freundschaft“ bereits alle Vorbereitungen traf, um das junge Ehepaar würdig zu empfangen und ihm die nöthige Ehre anzuthun.

Eigentlich war es ein gewagtes Unternehmen, meine Frau in meinem Heimatstädtchen vorzuweisen und sie den Basen im Schneckenhause „aufzuführen“.

Einmal durfte ich mich seitens der heiratslustigen weiblichen Bevölkerung meines Geburtsortes wohl eines neugierigen, aber keines allzu freundlichen Empfanges versehen.

Früher .... solange ich „Nichts“ war, und das dauerte, da gut Ding Weile haben will, ziemlich lange, da schaute mich im Städtchen kein Mädchen an; wie es aber in den Zeitungen stand, ich sei „Etwas“ und sogar ein „Professor“ geworden, da setzte die obengenannte Bevölkerung und was drinn und dran hieng, bei mir so viel „Localpatriotismus“ voraus, dass ich natürlich eine „Einheimische“ zur Königin meines Herzens, zur Herrin meines neuen Schneckenhauses und zur Verwalterin meiner Einkünfte machen werde. In dieser Voraussetzung hatte ich sie schändlich betrogen, ich war über die Berge geflogen, ich hatte eine „Fremde“ in mein Lebensschifflein gezogen, ich war sozusagen eine Art „Kalfakter“ und hatte ein freundliches Entgegenkommen verscherzt.

Und von des „Schneckennazisevasjosefswib“ (vergleiche den Roman meiner Kindheit „Im Schneckenhause“, zweite Auflage, 1894, Seite 27) setzte man, ohne dass meine Frau die geringste Ahnung davon hatte, nicht viel Gutes voraus. Im weltfremden Bludenz, das in jener Zeit noch nicht durch den Strang der Arlbergbahn mit der Großstadt zusammenhieng, galt jeder Donau-Österreicher für einen Wiener, meine Frau also für eine Wienerin, und da wusste man schon, wie viel's geschlagen hatte: Seit des seligen Schillers Zeiten ist's ja am Fuße des

rebenreichen Kahlenberges immer Sonntag und immer drehet am Herd sich der Spieß, und also wird sie wohl auch so eine putzliebende, vergnügungssüchtige, nichtsthuige und verthuerische Grete sein, und mit gemaltem Gesicht wird sie hochnasig auf alle herabsehen!

Zudem sprachen und sprechen sie in meinem lieben Heimatstädtchen, die feinste Gesellschaft kaum ausgenommen, das unverfälschteste und kräftigste Alemannisch, und also wusste ich, dass meine gute Frau in den ersten Tagen nicht ein Sterbenswörtchen verstehen, und dass es trotz meiner Dolmetschkunst an allerlei Missverständnissen nicht mangeln würde.

Endlich ist bekanntermaßen der Landsbrauch nicht überall derselbe, und die Charaktere unserer Basen waren so gefestigt, dass sich wohl meine Frau biegen musste, wie denn auch ich aus Liebe und Ehrfurcht oft nachgab, selbst wo ich anderer Ansicht sein mochte.

Darum fragte mich auch mein Weibchen, etwa wie Dorothea den Hermann, während der Fahrt immer und immer wieder:

„Sage mir jetzo vor allem und lehre die Tanten mich kennen,
Denen drei Wochen zu dienen ich wahrlich gerne geneigt bin!
Soll ich sie küssend umfah'n, wie's an der Donau der Brauch ist,
Oder soll ich sie nur mit freundlichem Worte begrüßen?
Soll ich, des Kochens begierig, am Herde schalten und walten,
Oder wird Mutter Eva die Speisen selber bereiten?
Also sage mir doch, wie gewinn' ich die Eva und Senza?"
Und es versetzte dagegen der neue Professor und sagte:
„Küssen und Schlecken, fürwahr, ist ungewöhnlich im Ländlein;
Denn .... sa tief sie auch fühlen, sie meiden den äußeren Anschein.
Sprich ein herzlich „Grüß Gott!" .... so hast du gewonnen die Herzen,
Und vertheile darauf mit Freundlichkeit die Geschenke:
Zwa kattunene Röcke, die selbst du sorglich genähet.
Und die Schnupftabakdos' und den süßen Zucker zum Kaffee,
Stell' dich auch selber zum Herd, zum offenen, wenn's dir auch schwer wird,
Ohne Rähre zu braten, da du das Beff're gewohnt bist!"

Also belehrte ich meine junge Lebensgefährtin, und es entstieg ihrer Brust ein Seufzer der Erleichterung, da ich es ihr erließ, die herzensguten, aber immerhin tabakschnupfenden alten Basen zu küssen. Bezüglich des Kochens aber konnte ich sie nicht begnadigen; denn als Tochter eines Gutspächters verfügte sie über die Kunst, eine Hausmannskost zu bereiten, der die ärmliche Nahrung der beiden Fabriksarbeiterinnen nicht das Wasser reichte, und ich wollte nicht nur mit den Fertigkeiten meiner Ehehälfte prunken, sondern auch meinen lieben „Zieheltern" wenigstens etliche Wochen ein geschmackiges Essen zukommen lassen und .... natürlich mir auch.

Im übrigen aber bedurfte meine Frau keiner Belehrung. Ich konnte mich auch in den ihr ganz ungewohnten Verhältnissen auf ihren Takt und ihr Zartgefühl verlassen, und thatsächlich waren die beiden Basen, die in ärmlichem, aber reinem Sonntagsstaate und mit einem großen Feldblumenstrauße unser am Bahnhofe warteten, bald gewonnen, und jeder Zweifel und jedes Bedenken schwand, den Nebeln gleich, wenn die Sonne mit siegreicher Macht hervorbricht.

Die Nacht senkte bereits ihre Schleier über das Städtlein, als wir ankamen, und doch hatten sich die Herzen gleich gefunden, und bei den gänzlich misslungenen Versuchen der Base Eva, mit der neuen Tochter aus der Fremde so schön und so „nabel" zu sprechen, wie's in den Büchern steht, gab's allbereits auf dem Wege ins Schneckenhaus ein fröhliches Lachen.

Mutter Eva schritt, trotzdem sie ihren wenige Monate zuvor gekürzten Arm noch in der Schlinge trug, zwischen uns beiden gar stolz und fest durch die spärlich erleuchteten Straßen und rief jedem, der uns mit einem zögernden „Guten Abend" begegnete und neugierig den Hals gegen uns drehte, wie im Triumphe zu: „Jetzt ho—n—i—s, jetzt ho—n—i—s!")

Base Senza gieng stumm hinterdrein und trug unser Handgepäck, der Vetter Eduard, der Fabriksöler, zog auf einem Karren unsere Koffer, das Nanne, sein ehelich Weib, lief voraus, um einen letzten prüfenden Blick auf die nach seiner Überzeugung geradezu fürstliche Festtafel zu werfen und, wie es die Schneckenhausfrau befohlen hatte, die Kerzen des Hausaltares anzuzünden.

So empfieng uns in dem niederen Stübchen, das auch unser Schlafzimmer sein sollte, blendender Lichterglanz; denn wie sollten die christlichen Seelen ihre übergroße Freude darüber, dass alles so gut gegangen und dass der Josef nunmehr in allem ein rechter Mann geworden war, anders ausdrücken, als in und mit Gott? Darum hatten sie den Hausaltar mit duftenden Blumensträußen, mit Gold- und Silberflittern (Stanniolpapier) geschmückt, darum hatten sie das lebensgroße, altmodische Holzbildnis der Muttergottes, das der Eva von einem Geistlichen geschenkt und von ihr auf einem Karren ins Schneckenhaus geführt worden war, mit einem neuen Mantel bekleidet.

Dies Bildnis war der beiden Schwestern Freude und Trost, mit ihm sprach die Eva beim einsamen Haspeln und erzählte ihm ihre Lebensgeschichte und empfahl ihm ihre Lieben und haderte sogar bisweilen in rührender Kindlichkeit mit ihm. So als der Bruder Lorenz im Sterben lag und kein irdisch Mittel und auch kein Beten mehr fruchten wollte. Da riss sie der Himmelsmutter ihren göttlichen Sohn aus den Armen und baute ihm in der ferneren Kammer ein eigen Altärlein und sprach hart:

„Jetzt probier's selber, wie's einem ums Herz ist, wenn ein's sein Kind muss verlieren!"

Ach .... damals hatte sich die Muttergottes auch durch dieses drastische Mittel nicht erweichen lassen und die Eva .... die hatte ihre verweinten Augen vom Sinnbilde zum Himmel erhoben und sich, wie so oft, wie immer, in des Herrn unerforschlichen Rathschluss ergeben!

") Jetzt habe ich sie.

Jetzt führte sie uns vor das Bildnis und sprach im befehlenden Tone: „So .... nnn kniet da nieder und betet ein ernstlich Vaterunser und grüßet die milde Königin, weil's unser Herrgott gar so gut mit euch beiden meint!"

Den Menschen hätte ich kennen mögen, der da nicht tief gerührt niedergekniet wäre und mit umflorten Augen den Dank zu Gott gestammelt hätte!

Hierauf aber gab's ein Festessen, wie sich's mein Weiblein, das verwöhnte, nicht ein zweitesmal wünschte!

Ja .... wäre das auf dem Tisch gestanden, was im Hause des redlichen, armen (?) Tamm, seit vierzig Jahren des Dorfes Organist, verspeist wurde, Karpfen und Gänsebraten und alter balsamischer Rheinwein, so hätte die „Wienerin" trotz ihrer Reisemüdigkeit schon zugegriffen, und selbst was Philemon und Baucis den göttlichen Gästen vorsetzten, hätte ihr ausgezeichnet gemundet.

So aber gab's vorerst ein vor fünf Tagen angezapftes und doch blutjunges Bier, das alle aus der anwesenden Freundschaft ausgezeichnet fanden, nur wir nicht; denn es gemahnte doch allzusehr an den Karlsbader Sprudel und dessen Wirkungen. Dann kam dampfender Kaffee, nach altem Brauche in schwerer Menge, aber schon sehr durchsichtig und voll schwarzer Fischlein, dieweil unsere Mutter von einem Seiher keine Ahnung hatte und sich über die schwimmenden Möhrlein mit den Worten zu trösten pflegte: „Das Dicke kostet 's Geld!"

Auch hatte eine wohlmeinende Ziege die Milch zum Abendtrunke gespendet, und die ist gleich der Arznei sehr heilsam, aber .... nicht gar gut zu nehmen.

Die Kümmelbrote hinwiederum, die frischgebacken und reschrindig ein gar schmackhaftes Essen sind, hatten dessen zuviel, was dem Biere abgieng; armen Leuten, die nicht so heikel sind, geben die Wirte um nichts billiger junges Bier und die Bäcker altes Brot, und .... in einem Magen, dessen Glieder streng arbeiten, vertragen sie sich noch zur Noth.

Die Kümmellaiblein waren das lautere Schuhleder; da aber gute Butter, von Nanne vor kaum einer Stunde gerührt, daneben lag, ließen sie sich schmieren und schlüpften so durchs Gehege der Zähne und in die grausige Tiefe.

Ich hatte übrigens mein Weib zur größeren Vorsicht schon auf der Reise ermahnt, wenigstens bei der Empfangsmahlzeit in Gottes Namen zuzugreifen, wenn's ihr auch nicht besonders schmecke; bei unserem Volk ist ja die Masse des Genossenen der Maßstab der Liebe und Zuneigung, es gibt von Herzen gerne, was es eben hat, will aber auch, dass sich der Gast in seine Gunst hineinesse, wie der Gauch ins Schlaraffenland.

So aß und trank denn das Opfer verwandtschaftlicher Liebe mit wahrer Todesverachtung, konnte aber nicht umhin, mich flüsternd zu fragen, was denn in der fidelen Gesellschaft so unerträglich rieche. Ach, das war eine Nationalspeise, von der die Donau-Österreicher keine Ahnung haben, der in einem geblümten Teller friedlich neben der Butter liegende, graugelbe, butterweiche, überaus duftende saure Käse, vor dem sich die besten und reifsten Olmützer Quargeln verstecken müssen und von dessen Bereitungsart der Vetter Eduard Spasses halber Dinge zu erzählen wusste, dass sich einem der Magen umdrehen wollte! Wie hatte ich mich auf dieses würzige Nationalgericht schon ein ganzes Jahr gefreut, wie that ich ihm alle Ehre an, indes meine zimperliche Frau fortrückte und sich die Nase zuhielt!

So sind die „Geschmäcker" verschieden! Nach dem lateinischen Sprichworte „de gustibus non est disputandum" ließ sich meine Frau nun einmal so einen Käse nicht hinausdisputieren, und es blieb mir nichts übrig, als als Ersatzmann doppeltes Futter zu nehmen und zudem noch einen Vortrag über verschiedene Lebensweise und Gewohnheiten in verschiedenen Ländern zu halten und die Leute so zu beruhigen, die es schier nicht begreifen wollten, dass jemand einen sauren Käs, und noch dazu einen so räßen, alten, verschmähen könne. Da ich jedoch den Vortrag mit packenden Beispielen belebte und zum besten gab, wie dass die Leute um Wien herum, und die Gutspächter insbesondere, am liebsten junge Hennen und Hahnen äßen, solche Mistkratzer und Regenwurmfresser, da schüttelte sich die Eva vor Grausen und verzieh der neuen Tochter die unter anderen Umständen beinahe beleidigende Zurückhaltung.

Aber auch die kleinen, schmackhaften Montasoner Bergkirschen, welche die Eva in die Milch brockte und der größeren Ausgiebigkeit halber sammt den Kernen verschlang, fanden bei uns, nachdem wir das warme Bier getrunken hatten, keinen Anwert, und die Wohlmeinung der gesammten Freundschaft, es komme im Magen so alles durcheinander und also könne man auch alles durcheinander essen, vermochte uns nicht zu bekehren.

„Bischt älb wora, Bue, sid nümma bettla gosicht!" meinte die Eva.

Ach ja, ich war heikel und wählerisch geworden, seitdem ich mir mein täglich Brot selber verdiente und ein Stücklein Fleisch noch dazu, um das Simplicius Simplicissimus, das Vaterunser ergänzend, bat! Man glaubt gar nicht, wie schnell und leicht sich einer das Wohlleben und Guthaben angewöhnt, wie einer, der zuvor in der Hütte kauerte, im Palaste auseinandergeht, dass die Knochen nur so knacken, wie einer den Sterz so gründlich verschmäht, wenn sein Tisch ihm plötzlich jeden Tag einen Braten liefert!

Indes steckten etliche Nachbarn und Nachbarinnen, die nach Licht zur Stubat (Heimgarten) zu kommen und Evas Predigten zu lauschen

gewohnt waren, ihre Köpfe zur Thüre herein, dieſes im Herzen erwägend, ob ſie wohl, dem Zuge der Neugierde folgend, die fremde Frau in der Nähe ſollten beſichtigen, oder ob's nicht gerathener ſei, wieder abzufahren und auf ihr Gelüſte zu verzichten.

Der Vetter Öler aber rief ihnen freundlich zu: „Kommt nur, Leutle; ſie iſt eine ganz gemeine Frau!"

Alſo traten ſie ein und ſetzten ſich mit Gruß und Willkomm auf die Ofenbank und bewunderten die Geſchenke und koſteten den Schnupftabak, den die Senza aus der Hornboſe mit dem Perlmutterkreuz im Deckel herumreichte; das Antlitz meiner Frau aber hatte ſich über und über geröthet .... vor Entrüſtung ob des Vetters Charakteriſtik, ſie ſei eine „gemeine" Frau. Ich beeilte mich lachend, ihr zu erläutern, es heiße das ſoviel, als ſie ſei eine niederträchtige Perſon oder, wenn ihr auch das nicht behage, ſie erſcheine der Freundſchaft als leutſelig, umgänglich, ſchwatzbar und herablaſſend, und ſolche Deutung verſöhnte ſie wieder mit den alemanniſchen Vettern und Baſen vor dem Arlberg.

Es wollten aber die guten Leute nun allerlei von Wien wiſſen, wie hoch der Stephansthurm ſei und ob die Donau gerade mitten durch die Stadt rinne und ob wir den Herrn Kaiſer und ſeine Frau öfters ſähen. In ihren Augen waren wir nun einmal Wiener, und Krems erſchien ihnen wohl nur als eine Vorſtadt von Wien, aus der man jeden Tag ins Kaiſerſchloſs ſpazieren konnte.

Nach jeder Frage, die ſie ſtellten, erkundigten ſie ſich bei der „Wiener Baſe" ſorglich, ob ſie wohl Vlodenzeriſch verſtehe, und hatten die größte Freude, wenn ſie mit ungelenker Zunge ihre Worte nachzuſprechen verſuchte. Sie ſagten ihr mundartliche Sprüchlein vor, z. B. „Hitza hät ſi, ſet ſi, hei ſi; fiebra thei ſi, hot ſi gſet", und lachten ſich halbtodt, wenn die drolligſten Wortbilder zum Vorſcheine kamen. Meine Frau tiſchte ihnen hinwiederum den ſchönen Spruch auf: „Wenn S' an Schwarzboatzten hätten .... ſchnupfeten S' 'n?" und da neigten ſich die Schwaben ſchier bis zum Boden und drückten und preſsten, daſs ſie zwetſchkenblau im Geſichte wurden, und konnten den ſchweren Brocken doch kaum herausbringen.

Indes hatte meine Lebens- und Reiſegefährtin von dem Geruche der Blumen und des Käſes, dem Dunſte der Wachskerzen, dem Dampfe des „ewigen Lichtes" und dem Qualme der Pfeifen, an denen die Nachbarn mit Macht zogen, wirklich Hitzen bekommen, und ſo hob ich die „Sitzung" auf und öffnete die Fenſter, um der wohligen Sommernachtluft Zutritt zu verſchaffen, und dann ſchickten wir uns an, „mit jedem Kinde der Flur zu ruh'n".

Es war aber keine ruhſame Nacht.

Ich hatte mich kaum niedergelegt, da machte ich die unliebsame Entdeckung, dass Mutter Eva mich in den Winkel gebettet hatte, in dem mein armer Bruder Lorenz an der Lungensucht verstorben war, nachdem er sich bei den Soldaten den „Rest“ geholt hatte.

Ich war in der Bildung leider schon soweit vorgeschritten, dass ich meine Nerven fühlte, und so sah ich im Schlafe fortwährend die hilfeflehenden großen Augen des Dulders oder das gelbe Mumienantlitz des Geschiedenen, oder ich war selbst der Kranke und merkte, wie mich der Krampf gefesselt hielt, bis ich mit Anwendung aller Kräfte den Bann sprengte und mit kaltem Schweiß übergossen aufwachte.

Und meine Frau war so gelagert, dass sie das lebensgroße, alterthümliche Muttergottesbildnis vor sich hatte. Es blinzelte aber der schadenfrohe Mond zum Fenster herein und spielte auf dem frischlackierten Antlitz und der Flittergoldkrone, dem Scepter und dem Prachtgewande, und es war dies so unheimlich zu schauen, dass die wegmüde und von den vielen neuen Eindrücken Erregte in ein krampfhaftes Weinen ausbrach und erklärte, sie wolle wieder heim an die blaue Donau, eine zweite Nacht in diesem gespenstigen Zimmer sei ihr Tod.

Da mich nun die Muttergottes weit weniger ängstigte, als die Erinnerung an den geschiedenen Bruder, so vertauschten wir unser Lager, und der neue Tag fand uns im besten Schlafe und verscheuchte mit seiner Lichtfreudigkeit die Beengnisse der Nacht.

Aber es gab doch mit eingeholter Bewilligung der Eva eine große „Räumerei“. Die Muttergottes musste sammt dem Altare in die Kammer wandern, die Betten wurden umgestellt, etliche Einrichtungsstücke, die den Schwestern des Diogenes allerdings entbehrlich schienen, von willigen Nachbarn entlehnt, und bald war es dem jungen Paar für einen kurzen Ferienaufenthalt behaglich genug.

Nur die Kocherei wollte nicht recht vom Flecke gehen; denn es fehlte, wenn man der neuen Köchin glauben mochte, in der kleinen, stockdunkeln, rauchigen Küche an allem und jedem, um eine halbwegs genießbare Mahlzeit zu bereiten und sodann wiederum am Tafelgeschirr, um das bereitete mit einiger Anmuth auf den Tisch zu bringen.

Man musste eben auch, wie's der liebe Gott mit allen Menschen macht, den Willen fürs Werk nehmen, und an gutem Willen fehlte es der „Tante“ Eva (diese neumodische und vornehme Benamsung hatte meine Frau aufgebracht) wahrlich nicht. Sie las der Köchin jeden Wunsch vom Gesichte ab und .... las wohl manchmal das gerade Gegentheil von dem, was daran geschrieben stand, sie plünderte sechs Nachbarküchen und acht Nachbargärten und wunderte sich dabei gar sehr, was doch die „nablen“ Leut zu einer einzigen Esserei für allerlei Zeug brauchten, indes sie nach dem Spruche: „Kurze Haare sind bald gebürstet“ stets

im Nu fertig war. Beim Essen aber, wenn das Süpple gar so herrlich duftete, meinte sie doch schmatzend, es sei ein Unterschied zwischen Kochen und Kochen, und sagte: „Ei jo, guet isch-es .... bischt a guete Köchi!“

Wenn nur alle Kochdinge in allen Ländern denselben Namen gehabt hätten!

Das war aber leider nicht der Fall, und so hatte ich als Dolmetsch vollauf zu thun und zu deuten, das Reindl, das die Marie verlangte, sei die ganz kleine Schmalzpfanne .... das Schmalzpfännle, das Schaff sei kein wolltragendes Schaf, sondern eine Gelte, der Schapfer sei eine Kelle oder ein Kätzi, das Waschschaff ein Zuber, die Nockerln seien Knöpfle, und diese Dinge mache man mit dem Knöpfler, den man aber nicht zum Schuheinknöpfeln verwenden könne.

Ja einstmals gab's sogar ein beinahe tragisches Mifsverständnis.

Ich saß in der Stube über einem Buche. Da trat die Eva ein, wischte sich die thränenden Augen mit einem Zipfel ihrer blauen Schürze und sagte: „Jetzt, Bue, jetzt weiß ich mir nimmer zu helfen! Ich thue doch, was ich kann, ich spring und lauf Stiegen ab, Stiegen auf, und die Marie will sich halt gar nicht dreinfügen, dafs wir so arm sind. Es g'fallt ihr nimmer bei uns, und nix ist ihr recht, und sie steht in der Küche und schaut verstört drein und sagt allweis, sie wolle ‚verzwifle‘. Sie ist ja sonst so gutmein und freundlich mit jedem Kind, und dafs sie uns gern hat, weiß ich auch. Red' ihr doch zu, sie soll sich schicken und gedulden .... wie's jetzt halt ist, so ist es: ich kann keine goldenen Eier legen, und wenn ich ein ganzes Jahr aufm Nest thät' sitzen!“

Meine Frau sollte verzweifeln wollen, weil in der Küche nicht alles nach ihrem Wunsch da war?! Ich ärgerte mich. Ich gieng hinaus und redete ihr ernstlich zu: „Kind, was machst denn der guten Tante das Herz so schwer? Sei doch vernünftig und verzage nicht gleich, wenn du nicht alles haben kannst, was dir zur Bereitung eines einfachen Mahles nöthig erscheint. Diogenes war in einem Fasse zufrieden und warf sogar den Becher weg, da er einen Hirtenknaben aus hohler Hand trinken sah, und also müssen wir halt auch ein bischen Philosophen sein!“

Die Antwort war .... Weiberthränen! .... Sie wisse nicht, warum jetzt alles über sie herfahre und ihr eine Predigt halte, da sie ja doch selber genügsam sei und weiter nichts verlangt habe, als etliche „Zwiefeln“ zum Rostbraten.

„Ja so .... liebe Base Eva“, sagte ich mit herzlichem Lachen, „die Marie hat nur gefragt, ob Ihr nicht ein paar ‚Bölla‘ auftreiben könntet“.

„Bölla“, rief die Eva und lachte schon wieder mit dem ganzen Rundgesicht und rannte zur Thüre hinaus, „Bölla grad gune .... wenn si nu dütsch wär!“

Nun .... mit der Zeit wurde auch meine Frau „dütſch“ und verſtand die Freundſchaft und alle die Landsleute vor dem Arlberg und fühlte ſich heimiſch unter dem biderben Volke, und des Volkes Stimme ſprach ihr ein Lob, das auch mich befriedigen muſste; denn, nachdem ſie meine Frau lange genug beobachtet hatten, ſagten ſie untereinander: „Wenn man bedenkt, daſs ſie eine Wienerin iſt, ſo iſt ſie ein ziemlich ordentliches Weiblein!“

Im Omnibus.

Gedicht von **Sophie von Khuenberg.**

Im Arm der Bauersfrau ein winzig Kind,
Elf Tage alt und eingehüllt in Tücher,
Rauhwoll'ne, bunte, die in ſchwerer Fülle
Das kleine Nichts bedecken; kaum zum Athmen
Bleibt ihm ein bischen Luft und leblos faſt
Sieht ſich das Köpfchen an, das apfelgroße,
Mit zugedrückten Lidern und dem Mündchen,
Dem puppenhaften, blaſſen, das unmerklich
Sich leiſe rührt in ſaugender Bewegung ....
Die dralle Koſtfrau lächelt über mich,
Mit ihrem breiten, dummen Bauernlächeln,
Wie ich das Kleine mitleidsvoll betrachte.
Wohin ſie's bringt? „Aufs Land — hier ſitzt die Mutter!“
Ein ſeltſam friſches Weib, im Schoß den Bündel
Mit Wäſche, Tüchern für das Neugeborne —
Den Blick abſchweifend, durch die Fenſter ſtreifend,
Neugierig halb und halb apathiſch, ſitzt ſie
Und ſcheint zu fühlen kaum das große Eine,
Daſs ſie zur Mutter ward; — — o heilige Würde,
So ſchön empfunden von verkannten Thieren
Und fremd ſo oft dem klügeren Menſchenweibe! —
Neugierig Mitleid faſst mich, — iſt's ein Bube?
Ach nein, ein Mädel! Und der junge Schaffner
Sagt leiſe ſchmunzelnd: je, a ſo was Kleines!
Noch einmal ſchau ich's an, da packt mich jäh
Ein Wirbel von Empfindung! Armes Kind,
So gegen deinen Willen hingepflanzt
In dieſe Welt voll Unrath, — weggeriſſen
Von deiner Mutter kaum genoſſ'nem Buſen,
Gleichgiltig ausgeliefert, ohne Reue,
Der fremden Pflegerin, die nur für Geld
Das bischen Sorgfalt ſtumpfen Sinn's dir ſpendet.
So ſchwankſt du in den erſten Lebenstagen
Armſelig hin und her, hinweggedrängt

Von Scham und Noth aus deiner Mutter Bette,
Empfangen nur um kargen Lohnes willen
Im fremden Haus und nur so lang gelitten,
Gefüttert und betreut, als man bezahlt. — —
Weh dir, wenn sich erfüllt, was ich befürchte!
Wenn deine Mutter, schwach, im Kampf der Arbeit,
Bedrückt von Sorgen, oder auch vielleicht
Bethört von neuen Schwüren, die ein Zweiter
Ihr zugeraunt im heißen Qualm des Tanzsaals, —
Leichtfertig dein vergißt, — wenn keine Botschaft,
Kein Geld mehr kommt, das rothgestrickte Röcklein,
Das sie dir sandte, — auch das erste, einzige,
Beginnt zu reißen und kein and'res da ist,
Dein Körperchen, dein kleines zu umhüllen.
Du armes Kind! Wenn diese Zeit gekommen,
Dann hält man schlechter dich als Hund und Katze,
Und ungepflegt, dem Zufall überlassen,
Läßt man dich wachsen, — gönnt dir kaum ein Lager,
Noch Brot und Liebe — ach, noch eher Lumpen
Und abgenagte Rinden, die der Haushund
Knurrend verschmäht hat, als ein wenig Liebe!
Nur Schimpf und Schläge; — wenn du nicht verkümmerst,
Verhungerst und verdirbst, dankst du's der Luft,
Der göttlich freien, die auf ihren Schwingen
Dich schaukelt Tag um Tag, — dem frischen Bächlein,
In das dich tappend deine Füßchen tragen,
Der Ziege, die mit vollgefülltem Euter
Die Zicklein tränkt und, wenn die Jungen satt, —
Auch dich noch trinken läßt, du hungernd Zicklein,
Das in den Stall gekrochen kommt und sehnend
Sein Köpfchen reckt und strebt nach süßer Nahrung.....

Und wenn du größer bist, — noch größ'res Leiden!
Dann bürden sie die ungewohnte Last
Der Arbeit dir auf deine schwachen Schultern,
Entlohnen mußt du sie mit heißer Mühe,
Zerplagten Tagen, kurzvergönnten Nächten
Für alle — Gnade, die sie dir erwiesen!
Selbst noch ein Kind, mußt du die Kinder warten,
Zur Dämmerstunde Holz im Walde holen
Und schleppen, tragen, laufen, ohne Ende,
Bis dir die matten Arme niedersinken
Und Thränen über deine Wangen rollen!
Armselig Kind! Du kennst die Freude kaum
Und nur zuweilen streut dir das Erbarmen
Ein Krümmlein hin von ihrer gold'nen Mahlzeit!
So wirst du groß, — wenn nicht der milde Tod
Dir früher löst des Elends starre Fesseln.
Und nun erwacht in dir, trotz allem Jammer,
Das Recht der Jugend und in stumpfem Leichtsinn

Dumm, heiß, verwegen, gibst auch du dich hin,
Wie deine Mutter sich einst hingegeben.....
O traurig Bild! Schmerzvolle Wiederholung
Des alten Liedes — — wo, wo ist das Ende?!....

Das Kindlein wimmert leise, und gelassen
Schiebt ihm die Bauersfrau den braunen Finger
Ins blasse Mündlein, — pfui, der eklen Täuschung,
So lügt auch die Natur und gibt der Sehnsucht,
Die von erhabensten Gefühlen träumt,
Ein schmutzig Nichts.....
Mir gegenüber sitzt
Ein junger Mann und neben mir ein Mädchen,
So rechte Großstadtkinder, schnell bekannt,
Und lächelnd seh' ich, wie ein scherzhaft Feuer
Entlodert in dem Gegenspiel der Blicke
Und wie der Schalk auf ihren rothen Lippen
Anlockt die Neugier seiner frischen Sinne;
Was gilt's, — die beiden da, von gleicher Jugend,
Dem gleichen kleinen Mittelstand entsprossen,
Sich selber lenkend durch den Strom der Arbeit
Und fragend nicht nach Vortheil und Gerede,
Begehrlich er und sie nur allzuwillig,
Sie spinnen diesen Faden, kaum begonnen,
Heut Abend noch, im Dämmerlicht der Sterne
Zu einem Netze weiter, drein sich arglos
Ihr künftig Schicksal fängt.....O blinder Leichtsinn,
Beklagenswerter Wahn, der stürmisch auszieht
Nach Glück und Leben, — wehe, dem Verderben
Rennst du geschäftig in die schlauen Arme
Und eng gepreßt von Noth und von Verzweiflung
Gibst du der Liebe Blüte preis dem Elend!
O sähet ihr, ihr beiden jungen Menschen,
Dies Neugebor'ne hier, dies blasse, kleine,
Mit *meinen* Augen und mit *meiner* Seele,
— Erstürb' in euch die flüchtige Erregung
Und ahnungsvoll, abwendend euch mit Schauern
Von solchem Unrecht, ließet ihr vorüber
An euch die Stunde der Versuchung gleiten,
Und fern dem Dasein bliebe ewiglich
Ein armes Kind!....

Seelenstörungen und Zwanggedanken.

Nach Dr. J. L. A. Koch.[1])

Ich habe hier nicht die Absicht, alle die hierhergehörigen mannigfaltigen Erscheinungen vorzuführen und im einzelnen zu schildern. Doch möchte ich wenigstens einiges von dem erwähnen, worin sich bei Menschen die geistige Schädigung aussprechen kann. Nur wolle dann niemand, wenn er eines oder das andere der zu erwähnenden Dinge bei jemand antrifft, daraus unbesehen den Schluss ziehen, dass ein solcher Mensch an einer psychopathischen, speciell an einer angebornen psychopathischen Minderwertigkeit leide. Dieser Schluss von einer einzelnen Erscheinung auf das Ganze wäre als allgemeine Übung ebenso falsch, wie wenn man meinen wollte, es könne jemand nicht an einer angeborenen psychopathischen Minderwertigkeit leiden, wenn er nicht sämmtliche im Nachstehenden aufgezählten Erscheinungen darbiete oder wenn dieselben nicht gleich obenhin zu Tage liegen.

Da gibt es Leute, die keine Schmerzen ertragen, oder Schmerzen vielleicht wohl ertragen, aber kein Blut sehen können und dem kleinsten operativen Eingriff, der an ihnen vorgenommen werden soll, mit unbändigem Grauen ausweichen. Sie können vielleicht auch keine Leiche sehen, oder wenn eine Leiche, so doch kein Skelet. Ich habe gesehen, wie solche Naturen plötzlich einmal heiße Thränen des Mitleids vergießen beim zufälligen Anblick einer Abschiedsscene, die sie gar nichts angeht und viel-

[1]) Dieser Auszug stammt aus einem guten und liebenswürdigen Buche von Dr. J. L. A. Koch: „Das Nervenleben des Menschen. Zur Belehrung, zu Rath und Trost." (Ravensburg. Otto Maier. 1895.) Es ist keine medicinische Schrift im landläufigen Sinne, es ist vielmehr ein psychologisch-philosophisches, ja ein ethisches Werk, das uns tiefe und interessante Einblicke in unsere eigene Wesenheit gewährt, auf große Gefahren aufmerksam macht, andererseits aber vielfach beruhigt und tröstet. Der Verfasser nimmt im menschlichen Leibe eine selbständige Seele an, die aber durch die Mittel der Nerven der Außenwelt sich offenbart. Diese Mittel, die Nerven, können ihre Mängel und Gebrechen haben, die Seele kann gesund sein. Und auch umgekehrt. Das klare Auseinanderhalten von Seele und Nerven ist eine Haupteigenschaft der genannten Schrift, die auch für Laien wohl brauchbar ist, besonders für Richter, Lehrer, Officiere u. s. w. von weittragendem Nutzen sein möchte. Der milden und wohlwollenden Lebensauffassung des Autors entspricht ein edler, vornehmer Stil, und so ist die Schrift ein Belehrungs- und Erbauungsbuch im besten Sinne. Im vorstehenden Aufsatz ist die Rede von angeborenen krankhaften Seelenstörungen, die der gelehrte Verfasser psychopathische Minderwertigkeiten nennt, geistige Belastungen und Zwanggedanken, die in so vielen scheinbar ganz gesunden Menschen wirken. Die Redaction.

leicht gar nicht so schlimm ist. Dem Kinde wird z. B. ein Schatten unter dem Sofa zum zweifellosen Bären. Eine große Rolle spielt auch die Furcht vor Thieren. Ich weiß von einem schon alten Mädchen, das hie und da sogar deshalb schreiend aus dem einsamen Garderobezimmer des Hauses zurückläuft, weil dort eine große Fliege brummend auf sie losfahren wolle. Auch in späteren Lebensjahren bleibt, selbst bei energischen und im ganzen muthigen Personen, von solchen Dingen meist noch etwas haften, z. B. die jeden Abend wiederkehrende Besorgnis, dass sich Diebe und Räuber einschleichen möchten. Da werden dann die Schlafzimmerthüren nicht nur einfach zugeschlossen, sondern auch noch zugebunden; es wird unter der Bettstelle nachgesehen; mancher guckt auch noch in den Kleiderschrank oder stößt mit einem Stock zwischen die Kleider, um zu untersuchen, ob niemand in dem Schranke verborgen sei. Des weiteren findet man, wie solche Leute für einzelne Geistliche, Lehrer u. s. w. in ungesunder Weise schwärmen, andere in ihrem Inneren ungeberdig ablehnen, wie sie bei Natur- und Kunstgenüssen in überschwengliche Rührung und Begeisterung gerathen, auf ihren Spaziergängen laute Selbstgespräche führen und was dergleichen Dinge mehr sind. Selbst bis in das Traumleben hinein erstreckt sich oft eine gesteigerte Erregbarkeit, und Dinge, die nur geträumt waren, haben wohl im Wachen noch einen Einfluss auf die Stimmung. Manche solche Belastete sind reizbar schwach. Sie schließen ewige Freundschaften, die einen Tag lang dauern; sie entschließen sich voll glühenden Eifers etwas zu erlernen, dessen Kenntnis sie bei anderen gefunden und bewundert haben, bestellen zu dem Zweck Bücher und andere Hilfsmittel, aber ehe diese ankommen, ist Lust und Interesse verflogen und die Bücher wandern unaufgeschnitten zum Antiquar. Da findet man Leute, auf welche passt, was Adalbert Stifter von einem der Helden seiner Romane sagt: „Es waren in seinem Leben nur Anfänge ohne Fortsetzung, und Fortsetzungen ohne Anfang." Und weiter: den angeboren psychopathisch Belasteten mit ihrem Mangel an Ebenmaß gibt es so vielfach kein Mittleres und keine Mäßigung und Ausgleichung durch Gegengewichte. Für viele unter ihnen gibt es nur ganz schlechte Menschen und ganz gute, für manche derselben nur Feinde und Freunde, und die letzteren wollen sie ausschließlich für sich allein besitzen. Wen sie aber lieb haben, dem werden sie, auch beim besten Herzen, vielfach zur Qual nicht bloß durch ihr eifersüchtiges Wesen, sondern oft auch dadurch, dass sie ihn mit der Werkthätigkeit einer hilfbereiten Liebe von einer Verlegenheit in die andere bringen. Viele solche Menschen können sich bei kleinen Versehen oder Ungeschicklichkeiten anderer, wenn auch sonst geliebter Personen, in übertriebenen Ausdrücken ergehen, als ob das größte Verbrechen begangen worden wäre, als ob sie es mit den ärgsten Höllenbränden zu thun hätten. Manche quälen sich selbst da-

durch, dafs sie sich in sittlichen und religiösen Fragen nach rechts verirren, sich fruchtlos abquälen, nie genug thun können, und dafs so ihr irrewandelndes Gewissen zu keinem Frieden gelangt. Manche sind wie geschaffen zu „unglücklicher“ oder wenigstens zu dummer Liebe. Nicht selten besitzen die hergehörigen Individuen eine große Verstandesbegabung, aber für manche, wenn auch keineswegs für alle, bleiben die Dinge bloß ein leeres Wissen, zu dem keine Wärme des Gemüthes hinzutritt, und darum kommen ihnen gerade die Gedanken nicht, bezüglich deren Vauvenargues sagt: „Die großen Gedanken entstammen dem Herzen.“ Solche Belastete sind bisweilen in wissenschaftlichen Dingen scharfsinnig und klar eindringend oder doch mindestens findig und spitzfindig, sie vermögen die Gegenstände im rein theoretischen Denken gut zu beurtheilen und logisch scharf zurechtzulegen; dabei haben sie aber vielleicht gar kein oder nur wenig Urtheil in den Dingen des gewöhnlichen Lebens. Sie wissen die Menschen und die Umstände nicht richtig zu nehmen; der bewegliche, hochbegabte Geist ist den Anforderungen des gewöhnlichen Lebens nicht gewachsen, und so weckt die ganze Erscheinung bei dem Nebenmenschen ein Gefühl des Bedauerns. Einzelne giebt es, welchen auch im rein theoretischen Denken die richtige Harmonie mangelt. Sie haben wohl geistreiche Einfälle, aber keinen geordneten, stetigen Zusammenhang in ihrem Denken. Viele angeboren psychopathisch Belastete begleiten ihre Handlungen und Unterlassungen in ungesund selbstquälerischer Weise mit Reflexionen auf ihr Ich und dessen sittlichen Zustand, sie zergliedern und zerpflücken ihre inneren Regungen bis ins kleinste, aber sie thun Gutes um des Guten willen; andere thun es, um sich selbst in ihrer Vortrefflichkeit spiegeln zu können. Oder auch nehmen sie es gleichsam als ein Recht in Anspruch, dafs wie sie immer selbst sich um ihr Ich drehen, so auch die ganze Welt um sie sich drehe, mindestens aber sie genügend ästimiere und beachte. Nur ihre Ansicht darf gelten; nur ihr Treiben ist das richtige und ist maßgebend. Sie sind die geborenen Haus-, Stadt-, Staats- und Weltverbesserer. Überall suchen sie die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; nirgends können sie es ertragen, dafs andere mehr sind und geachteter sind als sie. Da trifft man nun Wohlthäter, die mit ihrem Wohlthun lediglich nur eine krasse Eitelkeit befriedigen, Leute, die entlehntes Geld hinauswerfen, bloß um für reich gehalten zu werden, wieder andere, die mit großen Kosten etwas herstellen lassen, das sie berühmt machen soll, sei es ein Bauwesen, sei es ein schön ausgestattetes Buch u. dergl., oder tolle Streiche ausführen, um von sich reden zu machen. Wenn sich aber gewisse großthuerische, rechthaberische, sich vordrängende, verletzliche Leute in der Gesellschaft nach Kräften unmöglich gemacht haben, dann werden sie oft nur umso anspruchsvollere und unerträglichere Despoten in der Familie. Es gibt angeboren psychopathisch Belastete, bei denen

sich eine Verschrobenheit vornehmlich auf dem sittlichen Gebiete geltend macht, wenn auch meist vorwiegend nur nach einzelnen Richtungen hin. Da können dann Dinge, die aus einem guten Grunde stammen, durch die Beimischung des Krankhaften zu Plage und Unsinn werden. Eine recht charakteristische Erscheinung ist das Widerspruchsvolle im Wesen der angeboren psychopathisch Belasteten. Da gibt es z. B. Menschen, die an der Reinlichkeit eine natürliche Freude haben und eine solche gerne üben, daneben aber einen krankhaften Hang besitzen zu ekelerregendem Treiben auf einzelnen Gebieten. Wieder andere kenne ich, die in Geldsachen außerordentlich nobel sind, von gutem Herzen schenken, großartig schenken und andere erfreuen können, daneben aber bis zur Quälerei und zum Unrecht an anderen geizig sind in Kleinigkeiten, Angehörigen kein genügendes Licht zur Arbeit geben, Dienstboten fast den Kopf abreißen, wenn sie angebrannte Zündhölzer nicht noch dreimal verwenden, das Fleisch in Fäulnis übergehen lassen, weil sie es noch einen Tag sparen wollen, das Abtrittpapier so klein zuschneiden, dass es unmöglich reichen kann (wo dann natürlich jedermann vier Blätter zusammennimmt), Schafdünger durch die vornehmen Töchter sammeln lassen, aber auch im Kartenspiel selbst den Armen betrügen. In einem Falle aus meiner Erinnerung hat ein belasteter Herr aus seinem guten Herzen heraus zu einer bedrängten Zeit Arme unentgeltlich bei sich speisen lassen und ihnen gerne reichlich gegeben, nur aber dann denselben immer wieder einmal lächerliche Kleinigkeiten unter großer Verstimmung mißgönnt. In einem anderen Fall aus meiner Erfahrung hat eine Frau aus reiner Herzensgüte so billige Preise in ihrer Pension angesetzt, dass sie kaum davon zu leben vermochte; sie übte solche Rücksicht sogar gegen diejenigen, die gerne mehr bezahlt hätten: aber sie behielt dann beim Abgang ihrer Kostgänger in begehrlicher Weise kleines, wertloses Eigenthum derselben zurück, gab es auch nicht wieder heraus, und hat so statt Dank vielfach nur Missstimmung geerntet. Wieder bei einem anderen Falle handelt es sich um einen hochbegabten und hochgebildeten Mann, dem jede Unaufrichtigkeit und Unredlichkeit in der innersten Seele zuwider ist, der gerne anderen Menschen gibt und in großer Selbstlosigkeit beisteht, der manchem auf dem sittlichen Gebiet zum Führer geworden ist, der nach seiner Gesinnung und seinen Handlungen zu den edelsten mir bekannten Menschen gehört, der sich aber in einer zunächst ganz verblüffenden Weise eines instinctiven Hanges zu kleinen, oft recht sinnlosen Veruntreuungen beschuldigen musste, die kein Mensch bei ihm suchen würde und die auch zum sonstigen Bild dieses Mannes in keiner Weise passen. Er ist diesen Versuchungen bisweilen auch erlegen. Auch widerspruchsvolle Mischungen von Krankem mit Krankem trifft man bei den angeboren psychopathisch Belasteten an, wenn z. B. solche Belastete ihre Kinder mit krankhafter Zärt-

lichkeit erdrücken und dabei faſt gleichzeitig von ſich ſtoßen, ſie auffallend vernachläſſigen und doch untröſtlich ſind, wenn ihnen das Geringſte zuſtößt, ſie nie anſehen und auf der Reiſe vor Heimweh und Sehnſucht nach ihrem Anblick faſt ſterben, oder daheim ſich in unnatürlicher Angſtlichkeit nicht von ihnen trennen können und draußen ſie gänzlich vergeſſen, oder wenn ſolche Belaſtete fremden Leuten, namentlich neuen Bekanntſchaften, ſchwärmeriſche Liebe und eine unnatürliche Aufopferung entgegenbringen, den eigenen, nicht ungeliebten Mann aber grob vernachläſſigen, oder wenn ſie Regungen inſtinctiver Grauſamkeit und daneben ſolche eines unnatürlichen Mitleidens haben und dergleichen mehr. Sehr auffällig ſind bei manchen angeboren pſychopathiſch Belaſteten Dinge wie die, daſs ſie ſich nicht waſchen, daſs ſie die Wäſche und die Kleidung nicht wechſeln mögen, daſs ſie vor dieſen und jenen Dingen ein eigenthümliches und unverſtändliches Grauen empfinden, ſo z. B. vor dem Anfaſſen von rohem Fleiſch. Von einem belaſteten Fräulein weiß ich, welches als Schulmädchen, übrigens in ganz unbefangener Weiſe, aus Ekelgefühl durchaus auf keinen Stuhl ſaß, auf dem zuvor ein Herr geſeſſen war. Daſs manche Menſchen beim Reden, in ihren Bewegungen und anderem namentlich dann, wenn ſie lebhafter von etwas angeſprochen werden oder angeſtrengt denken, allerlei Seltſamkeiten an ſich haben, daſs einer ſein eigenes Kopfkiſſen und ſeinen Betteppich, vielleicht ſogar einen von innen ſchließbaren Schlafſack auf die Reiſen mitnimmt, dies und ähnliches trifft man immer wieder an. Bei näherem Nachſehen wird man in ſolchen Fällen eine pſychopathiſche Belaſtung oft auch da noch finden, wo ſie zunächſt nicht vorhanden zu ſein ſchien. Mehrere kenne ich, die eine ſtarke Vorliebe haben für beſtimmte Gerüche, an denen andere Menſchen kein oder doch nur wenig Wohlgefallen finden, z. B. für den Geruch neuen Leders, naſſer Badeſchwämme, feuchten Mooſes. Ich weiß einige Fälle, wo beim Wahrnehmen des Geruches ſolcher Gegenſtände die heftige Begierde ſich einſtellt, dieſelben zu verzehren. Weiter: wer mit den hieher gehörigen Gegenſtänden aus dem Gebiet der angeborenen pſychopathiſchen Belaſtung nicht vertraut iſt, der zerbricht ſich oft den Kopf darüber und findet doch keine Löſung der Frage, woher denn dieſes und jenes wohl gehütete und ſorgfältig geleitete und ſonſt gut geartete Kind das Lügen habe, wie es denn auf das Lügen nur habe kommen können. Es handelt ſich da eben um Dinge, die ſich auf einem pathologiſchen Untergrund erhoben haben. Anderemale trifft man mehr wieder andere Dinge an, z. B. eine inſtinctive Grauſamkeit. Im Verkehr mit den Nebenmenſchen äußert ſich dieſelbe auf der mildeſten Stufe nur als eine Neigung, andere zu necken, ſie in faſt gutmüthiger Weiſe zu verſpotten. Bei etwas ſtärkerer Ausprägung der Sache beſteht ein mannigfach ausbrechender Drang, anderen im kleinen, ſei es gemüthlich, ſei es körperlich

wehe zu thun, jemand bei Gelegenheit hinterrücks zu kneifen, jemand im Schlaf zu stören, jemand in Verlegenheit zu bringen u. s. w. Aber auch ein unnatürliches, instinctives Gutthatenerzeigen kommt vor. Wieder zu andern Erscheinungen leiten Dinge hinüber wie das, dass jemand, halb aus einfach hypochondrischen Gedanken heraus, halb aus specifischem Zwangsdenken ängstlich die Thüre des ummauerten Gartens schließt, damit nicht am anderen Ende desselben ein schädlicher Zug entstehe. Durch Zwangsgedanken werden viele angeboren psychopathisch Belastete viel geplagt, auch wo es nicht zu Zuständen mit vorherrschendem Zwangsdenken kommt. Manchem Menschen wird ein Landaufenthalt verbittert, weil ihn als ein Zwangsgedanke der Gedanke überfällt, er könnte daheim den Gashahn nicht abgedreht haben, ein anderer wird gelegentlich niedergedrückt durch den Zwangsgedanken, er könnte seinen Angehörigen durch dies oder jenes geschadet haben, er könnte daran schuld sein, dass der oder jener nicht wieder gesund worden sei, und was solche und andere Gedanken mehr sind. Es ist mir eine belastete Familie bekannt, unter deren Angehörigen jahrelang ein kostbarer Pelz die Runde machte. Zuerst hatte ihn der Vater in natürlicher Zueignung dem verheirateten lieben Sohne geschenkt. In einer bösen Zeit dann hat er ihn grundlos von dem schlechten Menschen zurückverlangt und einer Tochter zugetheilt. Dann wurde er wieder dieser genommen und abermals dem edeln Sohne gegeben. Er wurde diesem förmlich aufgedrungen und es wurde seine Annahme als Beweis der neugeschenkten völligen Liebe verlangt. Später kam aber des Sohnes böse Zeit, und nun gab dieser den Pelz einer zweiten Schwester. Und dann gieng es noch viele Jahre hindurch fort mit Geben, Zurückverlangen, Zurückweisen und Zurücksenden.

Da kann jemand die, trotz ihres unwiderstehlichen Zwanges doch sofort in ihrer Fremdartigkeit und Unzutreffenheit erkannte Empfindung haben, dass sein Kopf fast zimmergroß oder dass er oben nicht gewölbt, sondern flach sei, oder dass einzelne seiner Finger oder dass seine Hände übermäßig lang und dick seien; oder drängt sich einem Menschen ein ihm unverständliches Zwangsmitleiden auf, etwa auf der Eisenbahn, vielleicht mit einem Fremden, der selbst ganz vergnügt und glücklich aussieht; oder wird jemand in der Nacht von einem Zwangsgrauen befallen, das in ihm aufsteigt als vor einem unaussprechbar Schauerlichen. Da gibt es des weiteren allerlei sonderbare Antriebe, z. B. diese oder jene wertvollen Gegenstände zu vernichten, Antriebe, die man doch währenddem sofort als etwas Fremdes und Thörichtes erkennt, und giebt es auch Zwangshemmungen, z. B. die einmal ohne erfindlichen Grund und ohne Zusammenhang mit dem übrigen Denken im Inneren eines Menschen aufsteigende, wenn auch keineswegs undurchbrechbare Nöthigung, einen bestimmten Gegenstand nicht zu berühren oder einen bestimmten

Weg nicht fortzusetzen. Da können sich ferner einem Menschen einfachere oder zusammengesetztere Zwangsvorstellungen (im engeren Sinn) zwischen das übrige Denken eindrängen, fremdartige Vorstellungen, von denen er sich nicht willkürlich losmachen kann. Ich kenne einen Fall, wo schon bei einem siebenjährigen Kinde sich lange Zeit hindurch immer wieder der Gedanke „Ewigkeit, ewig, ewig“ zusammenhangslos und zwangsweise zwischen das übrige Denken eingeschoben hat, und zwar namentlich bei nächtlichem Wachen. Dieser Gedanke hat das Kind oftmals sogar „aufgeweckt“, und war in den Nachtstunden besonders schrecklich, weil „noch die Angst der Nacht dazu kam“. In einem anderen mir bekannten Falle wurde eine Frau längere Zeit hindurch von dem Zwangsgedanken „Esslingen“ verfolgt. Sie „brachte Esslingen nicht weg.“ Religiöse Gemüther werden nicht selten dadurch gequält, dass sich ihnen bei frommen Übungen und heiligen Anlässen Contrastgedanken unheiligen Inhalts aufzwingen und dass sie die Ursache für das Eintreten solcher Gedanken irrigerweise in einer geheimen Verworfenheit ihres Inneren suchen. Besonders häufig findet man zwangsmäßig auftretendes Fragen und Grübeln, Zweifeln, Vermuthen, Fürchten und Sorgen und weiterhin die Verbindung verschiedener Gattungen von Zwangsgedanken. Ich kenne einen gescheiten und vielseitig gebildeten Herrn, der in früheren Jahren z. B. in folgender Art grübeln musste: Was bei uns der Apfel ist, das ist in Italien die Orange; was bei uns die Birne ist, das ist dort die Feige; was bei uns die Quitte, das dort die Zitrone: was ist nun aber in Italien die Zwetschke? Derselbe Herr gieng um jene Zeit nicht über eine gewisse Stelle in seinem Garten hinaus, weil er den Zwangsgedanken hatte, wenn er in eine gewisse Linie eintrete, so könnte gerade in jener Linie und gerade dann, wenn er sie passieren würde, eine Flintenkugel geschossen werden. Er hielt diesen Gedanken für sehr thöricht, aber er gieng doch nicht bis zu jener Linie vor. Und so könnten wir fortfahren. Ich erinnere mich z. B. an eine Tochter gebildeter Eltern, die es gegebenenfalls immer wieder zwangsmäßig für ein Unrecht hielt, von einem feuchten Ackerfeld, über das ein Fußweg führte, Erde an ihren Schuhen wegzutragen, und deshalb auf jeden Acker die Erde wieder zurückschlenderte, die sich beim Überschreiten desselben an ihre Schuhe angesetzt hatte. Oft kann man finden, dass jemand auf nächtlichen Gängen den Zwangsgedanken hat, es gehe wohl jemand hinter ihm, der ihn bald am Rocke fassen werde, und dass er nun, obgleich er von der Unzutreffenheit solchen Gedankens überzeugt ist, doch seine Vorkehrungen trifft, oder dass jemand hinter einem Treppenvorsprung, hinter dem Ofen, hinter einem Schrank zwangsweise andere Personen oder irgend etwas Unheimliches vermuthet und nun weggeht oder auch nach der Sache sieht, oder dass jemand, der sich bei der Toilette allein im Zimmer befindet, fürchtet,

es könnte eine Teufelsfratze aus dem Spiegel herausſehen, wenn er hineinblicken würde, und nun ſeine Toilette eben ohne Spiegel vollendet, oder auch, daſs jemand zwangsweiſe meint, es könne dieſe oder jene Handlung oder Unterlaſſung vielleicht ein Unrecht geweſen, dies oder jenes doch nicht aus wirklich gutem Herzen gequollen ſein, und nun die Sache wieder gut zu machen ſucht und dergleichen mehr. Sehr bekannt ſind Befürchtungen wie die, daſs man Zahlen nicht recht zuſammengerechnet, Briefe verwechſelt, das Licht nicht gelöſcht, die Thüren nicht geſchloſſen, einen Hilferuf überhört haben möchte, daſs man bei der Berührung dieſer oder jener Gegenſtände Gift oder Anſteckungsſtoffe an ſeinen Körper bringen, daſs man derartiges auch auf andere übertragen könnte. Es iſt nicht lange her, daſs mir ein Fräulein klagte, ſie wiſſe oft ganz gewiſs, daſs ſie eine beſtimmte Thüre richtig geſchloſſen habe, aber ſicher ſei ſie denn doch nicht darüber. Auch die Furcht, daſs ein Dieb unter dem Bett verborgen ſein möchte und ähnliches, kann den Charakter einer Zwangsbefürchtung annehmen. Zahlreich ſind Dinge wie die ſogenannte Platzfurcht; das geht bis zur „Furcht vor allem und jedem“ und zur „Angſt vor Furchtanfällen“.

Wer ſo viel ertragen und tragen kann.

Von **Katharina Koch.**

„Großmutter, du muſst mit zum Circus geh'n,
Um auch den ſtarken Mann zu ſeh'n.
Gewiſs nicht hundert Männern gelingt,
Was der mit Arm und Bruſt vollbringt.
Großmutter, ſo was haſt du noch niemals geſeh'n!“
„So will ich denn mit zum Circus geh'n.“

Und im Circus, da ſtand er, der ſtarke Mann,
Da ſtaunten ihn hundert und hunderte an,
Wie die eiſernen Kugeln er rollen ließ
Um den Leib, wie er ſpielte mit Schwert und Spieß.
„Großmutter, nicht wahr, das bewunderſt auch du?“
Großmutter ſchwieg, ſah ruhig zu.

Und er trug zuletzt noch zu aller Luſt
Einen Amboſs, viel Centner ſchwer auf der Bruſt,
Und ließ hämmern darauf und fragte dann:
Wer ſo viel ertragen und tragen kann?
„Großmutter nicht wahr, das kann nur er?“
Großmutter lächelt: „Ich trug wohl mehr!“

„Kommt, Kinder, wir wollen nach Hauſe geh'n.
Für mich gibt's hier nichts Neues zu ſeh'n;
Gleich Kugeln umlieſen die Sorgen mich,
Wie mit Schwertern ſpielte mit Schmerzen ich,
Und Kummer trug ich centnerſchwer — —
Nur zeigt' ich es niemals fürs Geld, wie der!“

Was weiß unser Landvolk von den großen Bewegungen der Zeit?

So bin ich vor einiger Zeit befragt worden. Aber diese interessante Frage ist nicht genügend zu beantworten. Das Landvolk besteht aus zu vielen Leuten verschiedenster Bildungsgrade, verschiedenster Weltauffassung, ist zu vielen unberechenbaren Einflüssen unterworfen, als dass man es wie eine Person fragen könnte: Was weißt du davon, wie es zugeht in der Welt?

Ich müsste nur eine bestimmte Gegend nehmen und aus derselben wieder eine bestimmte Menschengattung herausgreifen. Ich müsste ein von der Eisenbahn entlegenes, abgeschlossenes Gebirgsthal aufsuchen und dort etliche der älteren Bauersleute fragen. Es könnte sein, dass man merkwürdige Antworten erhielte. Unsere Gebirgsbauern wissen wohl nicht viel von den großen Bewegungen der Zeit, aber sie spüren dieselben. Und zwar sehr ausgiebig. Ihre Kinder müssen in die Schule, da lernt man in den Büchern lesen, aber zu dem Buche fehlt das Vertrauen. Die Söhne müssen zum Militär, sie bringen nach Jahren manchen Bericht nach Hause, aber die Feldwebelneuigkeiten sind mehr aufs Anekdotenhafte zugestutzt und beziehen sich zumeist nur auf Persönliches. Zeitungen kommen ins hinterste Dorf hinein, die aber als Parteiblätter die Thatsachen oft ganz einseitig darstellen, sie stark verzerren, und den einfachen Leser mehr verwirren als aufklären. So weiß der Gebirgsbauer zwar, dass draußen in der Welt ungeheuere Dinge vorgehen, er hört gleichsam aus der Ferne das Rollen des Meeres, aber er sieht das Meer nicht und er sieht die Schiffe nicht, die darauf treiben. Dennoch wird manche hohe Welle zu ihm hineingeworfen in das Gebirgsthal, dennoch rütteln Windstöße auch an seinem Hause. Die Vorläufer des Sturmes waren zarte Lüftchen, die dem Bauer sehr wohl thaten, es kamen billige Gewandstoffe, es kam die Baumwolle, der Kaffee, es kamen feine Geräthe, es kam das neue Lichtöl (Petroleum), es kamen die Sparcassen, die ihm Geld vorschossen — der Bauer griff mit Gier darnach. Dann begann er mit den neuen Errungenschaften sachte abzuwirtschaften, und heute ist er soviel als fertig. Dann kann er Bündel und Stock nehmen und hinaus-

wandern in die weite Welt, um zu sehen, was sie machen. Sein jüngeres Geschlecht findet man in den Fabriken und da erfahren die Leute schon mehr von den Bewegungen der Zeit und sind gesonnen, auch selber mitzuthun.

Wir bleiben heute daheim bei dem älteren Geschlechte und wollen ein wenig nachforschen, was sie wissen von den großen Bewegungen unserer Zeit.

Den alten Brandner vom Hahnriegelhof will ich reden lassen. Der gilt als ein kluger Kopf, bewirtschaftet seine Wiesen, Wälder, Felder und Viehstände musterhaft, kennt sich in Rechtsfragen aus, ist Gemeindevorstand und Ausschussmann der Bezirksvertretung. Der Brandner hat gehört, dass der Russe kommen soll. Darum die vielen Soldaten. Der ganze Steuergulden kommt fürs Militär. Der Russe mag die großen Städte nicht leiden, er will sie niederbrennen, wie er vor Zeiten seine eigene Hauptstadt Moskau niedergebrannt hat. Vielleicht hat er recht! meint der Brandner, kommt eh nicht viel Gutes aus einer Stadt! — Der Antichrist, der fünfundzwanzig Jahre lang regiert hat, muss jetzt zurück. Seine Zeit ist aus. Es kommt wieder das Christenthum. Die Juden werden erschlagen. Dann wird ihr Geld an die Armen vertheilt, dann wird's wieder besser werden. Im Morgenland unten sind die Chinesen gewesen, ein heidnisches Volk, ein abscheuliches mit lauter Zöpfen, und so groß, dass man gemeint hat, sie wären nicht unterzukriegen. Und in der Mauer drinnen, auf der ein guter Reiter neun Monate, neun Tage und neun Stunden reiten muss, bis er rings umher kommt. Diese Chinesen haben sie jetzt auch erschlagen. Und aus ihren Zöpfen werden lauter Peitschen gemacht, für die anderen. Es wird sich wenden, einmal werden wir peitschen! Wer's nur derlebt! — So der alte Brandner vom Hahnriegelhof.

Ein anderer, der Schuster Zink zu Waldbach, sagt, der Gescheitere wäre noch der Papst, der Leo. Der hätte allen Kaisern und Königen das Kriegführen verboten. Wenn einer anfangen wolle, so müssten alle übrigen gegen ihn zusammenhalten, deswegen getraue sich keiner anzufangen. — In all diesen Phantastereien steckt ein Fünklein Wahrheit und Vernunft. Aus der neueren Geschichte spricht man auf dem Dorfe von Kaiser Josef dem Zweiten, von Napoleon, von Andreas Hofer, von Hadschi Loja. Bismarck wurde vor dreißig Jahren viel genannt in unserem Gebirge. Beim Kriege des Jahres 1870 gipfelte das bäuerliche Interesse in der Gefangennahme des „Erzlumpen Napoleon". Die eroberten Länder, die Einheit Deutschlands machten weiter keinen Eindruck. Unser Bauer ist höchst empfänglich für Heldenthaten, aber nicht für Politik. Unter dem Worte „politisch sein" versteht er: falsch sein. Napoleon war so ein „Politischer"! Daher ist ihm recht geschehen. In manchem Dorfwirtshause wird allerdings

auch politisiert, ob der Russ den Preußen angeht, ob ihm der Türk dabei hilft, ob die Franzosen wieder einen Kaiser kriegen werden, ob die Italiener dem Papst wieder sein Land zurückgeben werden u. s. w. Aber ohne eigentliche Theilnahme, nur dass die Zeit vergeht, bis das Glas leer und die Pfeife ausgeraucht ist. Dann gehen wir wieder heim arbeiten.

Die nationale Bewegung versteht der Bauer nicht. Wenn es heißt: Du sollst Bauer bleiben, du sollst Christ bleiben, das versteht er. Aber: Du sollst deutsch bleiben! Diese Forderung wundert ihn. Er kann ja gar keine andere Sprache, er *muss* wohl deutsch bleiben, und es hat auch noch kein Alpenbauer was anderes sein wollen, wenn er mitten im deutschen Land sitzt. Er meint aber, dass studierte Leute, die mehrere Sprachen sprechen, besser daran sind, sie können sich auch im Ausland fortbringen. Dass das Deutschthum nicht bloß in der Sprache, sondern auch im Blute liegt, dass es ein Vorzug und eine Tugend sein kann, deutsch zu sein, davon weiß er nichts. Er *ist* einmal deutsch, so wie der Apfelbaum Apfelbaum ist; und wenn einer zum Apfelbaum sagt: Du, gib acht, dass du kein Birnbaum wirst, bleibe den Apfelbäumen treu! so lacht ihn der Bauer aus. Selbst an den deutschen Grenzen in den Alpen, wo die Slovenen und die Italiener anrainen, ist ihm das selbstverständlich; die Deutschen verheiraten sich mit Deutschen, die anderen mit den Ihrigen, viel wird über die Grenze hin- und hergeschimpft, manchmal ein wenig gerauft, im übrigen keine Feindschaft. Advocaten, Geistliche, Lehrer und andere studierte Leute beleben die Nationalitätenfrage als solche, der Bauer kümmert sich nicht viel drum.

Gelegentlich der Bismarckfeste bin ich von mehreren deutschnationalen Zeitungen angegangen worden, darzuthun, was der steierische Bauer über Bismarck denkt und sagt. Ich habe mich wohl gehütet, es zu thun, das wäre nicht sehr festlich ausgefallen. Ich habe nur wieder gesehen, dass manche Leute das Bauernthum so ganz und gar nicht kennen. Dem Bauern mangelt der politische Sinn, weil er ihn daheim für seine Wirtschaft nicht braucht. Studiert aber der Bauernsohn, dann ist er ein gar schneidiger deutschnationaler Student und wird ein gar politischer Doctor!

Weit mehr Interesse als für Politik und Nationalismus hat der Bauer für Erfindungen und Entdeckungen. Den Telegraphen stellte sich der Puck-Franzel aber als einen Glockenzug vor. Wenn man in Graz anzieht, klingelt es in Wien. Das a klingelt man einmal, das b zweimal und so weiter, so kann man ganze Worte zusammenklingeln. Der Blitzableiter zieht nach Auslegung desselben Gelehrten den Blitz herbei und spießt ihn auf, wie ein Spieß den heranfliegenden brennenden Fetzen. Das elektrische Licht hörte ich von einem gescheiten Bauernknecht im Ennsthale folgendermaßen erklären: Die Blitzableiter in Wien sammeln über den Sommer so viel Blitze, dass dieselben in einem eisernen Behälter

aufbewahrt werden können und das ganze Jahr ausreichen für ein großes elektrisches Licht. Dieses elektrische Licht wird auf den Stefausthurm gesteckt und beleuchtet ganz Wien. Es gibt Schnellzüge, die man Blitzzüge nennt, weil sie vom Blitze gezogen werden, das sind die elektrischen Eisenbahnen. Nebenbei dünkt mich, das ist ein Spasvogel, dieser Knecht aus dem Ennsthale. — Gerne sprechen die Landleute vom Luftballon, er kommt aber erst gegen Ende der Welt, wenn wir alle in den Himmel fahren.

Im Prophezeien sind die Bauern dem Zeitgeiste voraus. Als meine Mutter noch Kind gewesen, hörte sie sagen, dass eine Zeit kommen werde, wo auf eisernen Straßen feuerspeiende Rösser fahren, wo die Wände Ohren und Zungen haben und wo das Licht nach abwärts brennt. Damals hatten die Gelehrten noch keine Ahnung von einer Dampfmaschine, vom Telephon, vom elektrischen Lichte, das jetzt in seinen Dolden und Birnen gleichsam nach abwärts brennt. Sehen die Bauern dann solche Erfindungen, so macht's ihnen viel Spas, weiter aber legen sie kein allzugroßes Gewicht darauf. Der Landmann ist an die größten Wunder der Natur sosehr gewöhnt, dass die Wunder der Technik dagegen nicht recht aufkommen können. Viel Gerede war auf dem Dorfe gewesen, als man die ersten Eisenbahntunnels baute. Man durchgräbt Berge! Das hat imponiert. Die großen Canäle von Suez oder Kiel hingegen machen keine starke Wirkung. Von oben hineingraben, das ist keine Kunst, wer genug Leute und Spaten dazu hat, aber unten durch, stundenlang, wie beim Gotthardtunnel — da muss man den Hut ziehen! Viel besprochen wurde auf dem Dorfe der Eiffelthurm. Fünfzig Kirchthürme übereinander oder hundert, man weiß das nicht so genau, er ist zu hoch, als dass man ihn messen könnte. Vom Eiffelthurm aus sieht man gar nach Paris, so hoch ist er!

Als vor mehreren zwanzig Jahren die große Stadt Chicago in Amerika niedergebrannt war, hat man in der Bauernschaft viel mehr von dieser Stadt gesprochen, als zur Zeit, da dort die Weltausstellung getagt. Amerika ist sonst ein beliebter Gesprächsgegenstand, man kann dahin auswandern, in Amerika gibt es lauter Gold, dort wird man reich. Aber der Weg hinüber ist nass, man kann gar nicht zu Fuß gehen, auch mit Wasserstiefeln nicht, man muss auf einem Schiffe fahren. Heutzutage hat man so große Schiffe, dass eine ganze kirchenvoll Leute drin Platz hat. Aus lauter schwerem Eisen sind sie gemacht und sinken doch nicht unter!

Der Name Darwin ist auf dem steierischen Gebirgsdorfe wohl nie genannt worden, hingegen weiß man vom Antichristen, der das neue Evangelium aufgebracht, dass der Mensch vom Affen abstamme. Und der Aff' vom Teufel! setzte der alte Knullmüller allemal dazu: als der Gott-

ſchöpfer den Menſchen erſchaffen, hat der Teufel es nachmachen wollen und iſt der Affe draus worden. — Daſs die berühmten Stadtdoctoren Mägen aufſchneiden und künſtliche Halsröhren einſetzen können, weiß der Bauer auch, künſtliche Zähne und künſtliches Haar und Glasaugen trägt er ſogar ſelber, ohne ſich darauf gerade viel einzubilden.

Kurzſichtige Bauern, auch wenn ſie „Glasaugen“ auf der Naſe haben, pflegen die Weltleute draußen, die Stadtherrſchaften, Schloſs- und Fabriksbeſitzer zu beneiden; die klügeren hingegen meinen, jene würden ſchon auch ihre Nüſslein zu knacken haben. Daſs dieſe „Nüſslein“ aus furchtbaren Kämpfen beſtehen, die das Herz verbrennen und das Leben vergällen und gegen welche das Leben des Landmannes trotz ſeines auftauchenden Elendes immerhin noch eine Friedensinſel iſt, das ahnt der Bauer nicht. Er ahnt nicht den Hochmuth der Weltleute über das „wie herrlich weit ſie es gebracht“, er ahnt die Friedloſigkeit, den Haſs und die Verzweiflung nicht, die heute unter dem trüben Sterne „moderner Cultur“ die Welt durchfluten. Der Bauer merkt nur, daſs ſie draußen um etwas raufen. Um was, das weiß er nicht recht, wird ſchon ein guter Brocken ſein — er möchte auch davon haben. Und anſtatt daſs er viel läſe oder ſich berichten ließe über den wirklichen Sachverhalt des großen Jagens und Ringens draußen, wirft er ſeinen Spaten, ſeine Sichel weg und zieht in die Welt, um mitzuthun.

Gehört er dann zur Fabriksmenſchenware, oder findet er ſich ſonſt unter den Pöbel der Stadt gemengt, dann wird ſeine Weltanſchauung eine andere, weniger harmloſe. Der Arbeiter, das Proletariat weiß es ſchon, um was es ſich handelt und ſeine Ziele liegen glühend klar vor ihm. Da gibt's kein halb ſchalkhaft gemeintes „Judenerſchlagen“ mehr, um ihr Geld unter die Armen zu vertheilen, da gibt's einen allgemeinen Krieg gegen alle Beſitzenden, einen Krieg bis ans Meſſer! Was ſage ich, bis ans Meſſer! Alle ungeheuere Wehrkraft, alle furchtbarſten Waffen, die heute die Völker herrichten und deren Tragweite man noch gar nicht kennt: das Proletariat gedenkt als die erſten davon Beſitz zu ergreifen, um ſie zu probieren. — Und für dieſe Bewegung hat ſelbſt der Bauer von heute noch verhältnismäßig das lebhafteſte Verſtändnis. Für dieſe Bewegung iſt er ſofort zu haben, ſobald ihm ſein angeſtammter Grund und Boden unter den Füßen weggezogen wird. . . .

Im ganzen dürfte es ſtimmen, wenn ich ſage: der Bauer kennt den Zeitgeiſt nicht und der Zeitgeiſt den Bauer nicht. Und dieſe beiden Löwen werden ſich gegenſeitig kaum früher kennen lernen, als bis ſie — aneinandergerathen.

Peter Roſegger.

Stimmungen.

Gedichte von **Peter Roſegger.**

Der Kranke.

I.

Freier Hand ſeit tauſenden von Jahren
Hat Natur an dieſem Knochenkarren,
Leib genannt, voll Fleiß und Kraft gebaut.
Mit der Schöpfung Künſten wohl vertraut,
Standen alle Stoffe ihr zur Wahl,
Und ein ungeheures Arſenal.
Nimmermüde ſchuf ſie durch Äonen,
Probte alle Formen, alle Zonen,
Brach entzwei, was etwa doch miſslungen,
Bis des Meiſterſtückes Sieg errungen.
Jauchzend nahm die Seele Aufenthalt
In der hehren, leuchtenden Geſtalt.
Jauchzend brachte ſie das Werk in Gang,
Daſs das heiße Herz in Wonne ſprang. —
Balde jedoch hörte man im ſeinen
Blutdurchwogten Tempel leiſe weinen.

II.

O Natur, wie ſchwer war's zu erreichen,
Dieſes Werk, dies Pfuſchwerk ſondergleichen!
Für die Seele eine Folterkammer.
Und du willſt, daſs ſie bei allem Jammer,
Aller Pein und Noth in dieſer Hütte,
Preiſe dich, Natur, und deine Güte!

III.

Doch iſt's beſſer mit dem Geiſt beſtellt?
Hat ihn Gott ſeit Ewigkeit erwählt,
Daſs in dieſem Leibe er verderbe,
Leide, zweifle, ſündige und ſterbe? —
Göttlich, wahrhaft göttlich iſt nur eines,
Daſs wir wiſſen, dieſe Welt des Scheines
Geht zu Ende bald, und dann — und dann
Hebt Erfüllung unſ'res Weſens an.

IV.

Wie wird unſer Himmel ſich geſtalten?
Was wird unſ're Seligkeit enthalten?
Nichts von allem, was wir heute lieben,
Das iſt endlos weit zurück geblieben.
Heiße Luſt bringt immer heißes Leid.
— Schmerzlos Sein allein iſt Seligkeit.

Der Verbitterte.

Ach, wie iſt mir wüſt und weh
Auf der dummen Welt!
Dort, wo ich am liebſten geh',
Das, was ich am liebſten ſeh',
Iſt mir längſt vergällt.

Nicht vom Feinde ſtammt mein Leid,
Der macht mich nur ſtark.
Jene, denen war geweiht
Treu mein Herz zu aller Zeit,
Trafen mich ins Mark.

Was ſie falſch mir angethan,
Stumm ſei's wie das Grab.
Und des Grams geheimer Bann,
Den mir niemand löſen kann,
Drückt mich bald hinab.

Sanft ein Jauchzen — jetzt ein Schrei:
O, du dumme Welt!
Wär' ich dieſes Wahnes frei,
Hätt' ich nie auf Menſchentreu'
Herz und Glück geſtellt!

Hätt' ich nie auf Weibesſinn
Neſt und Rath gebaut,
Flög' ich vogelfröhlich hin,
Freiheit wäre mein Gewinn,
Freude meine Braut.

Lieb' und Treue, blöder Wicht,
Haſt du dir gewählt.
Liebe ſtirbt, Vertrauen bricht,
Was du meinſt, das gibt es nicht
Auf der dummen Welt.

Einſt war ich ſo froh und rein,
Wie ein Maientag.
Jetzt, o Nebel, hüll' mich ein,
Weil ich Luft und Sonnenſchein
Nimmer ſehen mag.

Wie ein blätterloſer Baum
Steh' ich auf der Haid',
Dürres Laub vom Waldesſaum,
Starres Eis und Flockenflaum
Iſt mein Hochzeitskleid.

Sterben iſt ein' harte Buß',
Wem es nicht gefällt.
Mir iſt's redlich zum Verdruſs,
Daſs ich heut' noch *leben* muſs
Auf der dummen Welt.

Der Glückliche.

Seit vielen Jahren genieß' ich die Welt,
Theils geiſtig und theils leiblich.
Daſs ſo viel Glück ins Herz mir fliegt,
Ich kann's und kann's nicht finden, wo's liegt,
Es iſt ganz unbeſchreiblich.

Wir lieben die Lieb', wir nennen die Lieb',
Ob männlich oder weiblich.
Wir fühlen die Seligkeit, fühlen die Pein,
Und wiſſen nicht ja, und wiſſen nicht nein,
Es iſt ganz unbeſchreiblich.

Seit vierzig Jahren ſann ich und ſchrieb —
Es war ganz unausbleiblich.
Und als ich geſchrieben der vierzig Jahr',
Da ſtockt mir das Herz, da ſeh' ich es klar —
's iſt alles unbeſchreiblich.

Gewitter im Gebirge.

Aus den Schriften eines Landpfarrers.

Schon viel hatte ich gehört von Gewittern im Hochgebirge. Gestern bin ich in einem gewesen.

Vormittags holte mich ein Knabe zum Hirtner auf der Selchwiese. Die Selchwiese ist eine Alm, die auf einer Hochebene liegt zwischen dem Dreispitz und dem Reckenstein. Als ich mit dem Allerheiligsten hinter dem Boten hergieng durch die Waldungen hinauf, war es selbst im Schatten so schwül, dass ich oft stehen bleiben und nach Athem ringen musste. Kein Lüftchen, kein Vogelsang zu hören, keine Ameise zu sehen auf den Baumwurzeln. Vom Raschanger aus sahen wir, dass über der hohen Rauh bleigraues Gewölke aufstieg, deren oberste Kuppen aber so blendend weiß herüber schimmerten, dass der Wald hinter uns in einer fast lehmfarben Beleuchtung stand. Als wir über den Hulschlag giengen, war der Sonnenschein vergangen. Der Himmel war grau, doch standen schwarze, weiße und schwefelgelbe Wolken darin, und an den Schründen der Gewände sanken Nebelsträhne nieder. Wir giengen über die Schütterhöhe hinein, wo auf Heidekrautboden schütter zerstreut die zwergigen Fichten mit den langen Flechten stehen. Die Äste dieser Bäume sind von den Stürmen so gewachsen und zerzaust, dass alles Astwerk gegen Osten hin gekehrt ist. Heute regte sich kein Zweiglein. Hier wurde es auf einmal dunkel, so dass das Licht in der Laterne des Boten leuchtete, wie in der Abenddämmerung. Es huben große Tropfen an zu fallen, und plötzlich waren wir mitten im Nebel, der, von dem erwachenden Winde gepeitscht, zwischen den Bäumen dahinflog. Mehrmals lichtete es auf und da sahen wir, dass es drinnen in den Rauhgegenden vom Himmel niedergieng in gelblichweißen Streifen und ein Sausen war, als wäre in den Lüften irgendwo ein großer Wasserfall. Wir waren so schnell gegangen, dass uns der Schweiß niedertropfte von der Stirn, aber mein Knabe sagte, wir hätten noch eine gute Strecke bis zur Hütte des kranken Hirtners. Und nun goss es herab. Der Sturm warf uns Wasser und Eis ins Gesicht, brauste in dem verknorpelten Geäste der Bäume und wühlte den Rasen auf. Ich musste mich einmal an einen Baum stemmen, um nicht zu Boden geworfen zu werden. Chorhemd und Stola troffen schon und

von meiner Kappe rieselte das Wasser in den Nacken hinab. Höre ich auf einmal: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer!“ und wird mir ein schwerer Mantel über den Leib geworfen. Der Jäger Josef ist's, er steht da mit Gewehr und Weidtasche, hängt mir seinen Wettermantel um und dann eilt er voraus, um einen Unterstand zu suchen. Die Blitze flackern matt durch den dichten Nebel und die Donner röcheln schwer und dumpf. „Es kommt grob!“ sagt mein Knabe. Da springt der Josef herbei und zerrt mich mit sich gegen eine alte Tanne, die aufragt über das Zwergholz und die man auch von unserer Kirche aus sehen kann. Sie steht auf der Schütterhöhe wie ein spitzer Thurm in den Himmel hinein. Ich will an die Blitzgefahr erinnern, da bin ich schon drinnen, denn wir haben keine Wahl. Der Baum ist hohl und hat Raum für alle drei. Ich stelle das Heiligthum an die moderige Wand, der Bote stellt die Laterne dazu und wir zwei knien davor nieder. Der Josef wird wohl auch sein Gebet gehalten haben, er schaut ins Freie, wo jetzt der Tanz losgeht. Die starren Bäume dröhnen und pfeifen im Sturm und die Schloßen sausen in Kreuz und Quere durcheinander und jedes Korn springt wieder hoch auf. Über den Rasen segt es Strüppwerk, Wasser und Nebel schäumen hin und obschon der Boden fast eben ist, so wälzen die Wasser doch ganze Hagelhaufen vor sich her. Ein paarmal blendet der Blitz, ein paarmal schüttert unser Tannenbaum vor dem Donner, nach welchem das Hageln allemal eine größere Heftigkeit gewinnt. Das Eis saust schnell, die abgeschlagenen Zweige fallen langsamer nach. Es mag wohl eine halbe Stunde so gedauert haben, bis die Gewalten erschöpft zu sein scheinen. Gleichmäßiger streift der kalte Wind, der Hagel ist in einen leichten Regen übergegangen und ein scharfer Waldharzgeruch erfüllt die frostige Luft. Wir rüsten uns zum Weitergehen und treten hinaus auf den knisternden Hagel, der stellenweise fußtief liegt. Als der Jäger eines der nussgroßen Hagelkörner aufhebt und auseinanderschlägt, zeigen sich im Bruch drei Ringe, ein schneeweißer, ein wassergrauer und wieder ein weißer. „Da sehen Sie“, sagt er, „das Stück ist durch drei Luftschichten herabgefallen.“ Und wie ich noch die Nebel betrachte, die jetzt träge herumwallen, schreit mein Knabe: „Der Baum brennt!“ Und sahen wir, wie der Wipfel des riesigen Tannenbaumes, in dessen Höhlung wir Schutz gefunden, im Feuer steht. Der Knabe stellt seine Laterne auf einen Hagelhaufen, kniet vor mir nieder und die beiden Hände gegen das Allerheiligste hebend, ruft er hell wie in Verzückung: „Christi Herrgott! Du bist wohl brav, dass du uns nicht hast erschlagen lassen!“

Der Jäger hat ein wenig unsicher hingeschaut, er wird nicht gewusst haben, über was sich ein kluger Mensch mehr wundern soll, über den Blitz, der in den Baum geschlagen, ohne einen der Unterstehenden zu verletzen, oder über die frommgläubige Dankbarkeit des Knaben.

Wie wir zu den ersten Blößen der Selchwiese kommen, steigen die Nebel an den Wänden empor und vor uns liegt eine weite Winterlandschaft. Alle Almen sind mit einer weißen Schichte überdeckt, durch welche stellenweise die vielarmigen Striemen der Gießbäche und der Erdlahnen niedergehen. Aus den Schluchten herauf donnern die erdbraunen wirbelnden Wildströme. Von den Nadelbäumen hängen die Fetzen nieder, die Laubhölzer, als besonders die Ahorne und Bergeschen, stehen da kahl wie zur Weihnachtszeit. Gar mancher Baum ist gespalten von oben bis unten und seine Trümmer sind weit hingeschlendert über den Plan. Aus den Eisfeldern steigen immer wieder Nebel auf und über dem Hochgebirge ballt sich ein neues Gewitter zusammen, kaum noch das erste dort unten über dem Keilerstein hinaus getobt hat.

Nachdem der Jäger für seine freundlichen Dienste bedankt worden ist und er seinen Weg gegen das Jagdhaus am Dreispitz genommen hat, sind wir endlich zur Hütte des Hirtners gekommen. Dort ist an den Fenstern keine Scheibe ganz, so dass der Wind durch und durch winselt. Kaum der Kranke meiner ansichtig wird, hebt er seine geballte Faust und sagt mit heiser bellender Stimme: „Pfarrer, gedenket meiner Red, das Wetter ist gehext! Das hat die alte Hexe gethan, die Schwaigerin Liesel!"

„Freund", sage ich, „wenn du das allerheiligste Sacrament empfangen willst, das ich für dich mitgebracht habe, so lass ein solches Reden sein! Das Gewitter hat der allmächtige Gott geschehen lassen und die alte Liesel ist trotz ihres Höckers ein Kind Gottes wie jedes andere."

Murmelt der Mann unter seiner Bettdecke: „Ist schon recht, ein Kind Gottes, ist schon recht. So soll er bestraft werden an seinen Kindern, dass er 's sich merkt. — Was soll ich denn jetzt mit meinen Ochsen und Kälbern machen, wenn alles Gras in den Erdboden hineingedroschen ist! Geht mir weg, jetzt freut mich schon gar nichts mehr."

Und der alte Mann, der so spricht, ist bis auf den Tod krank; ich habe ihm recht viele gute Worte geben müssen, bis sein Unmuth geschwunden ist und er endlich doch mit Andacht die Sterbesacramente empfangen hat.

Darauf bin ich in Gestalt des alten Hirtners dem Thale zugegangen. Denn, weil mein Gewand ganz und gar durchnässt war, so hat der Hirtner mir seine Lodenkleider geborgt, die schweren Bundschuhe, den breiten Filzhut und den mächtigen rothen Regenschirm und so bin ich zum hellen Entsetzen meiner Leute am Abend heimgekommen.

Heute morgens nach der Messe war mein erstes, dass ich hinaufschaute gegen die Schütterhöhe. Sie ist noch schneeweiß. Der alte Tannenbaum ragt fast wie sonst in den Himmel hinein. Der Blitz muss ihm nicht erklecklich geschadet haben.

Das Kreuz an der Stiegel.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Mancher Mensch weiß nicht, was er alles im Kopfe hat. Es steht in irgend einem Winkel ein Trühelein mit Großvaters oder Urgroßvaters Hausrath. Es ist, als ob wir das Gehirn des Großvaters in unserem Kopfe hätten, nur dass es sorgfältig gewaschen und ausgebügelt worden. Trotzdem ist hie und da ein ganz blasses Mal, ein ganz feines Fältchen zurückgeblieben von den Eindrücken längst vergangener Zeiten. Es ist wunderlich beschaffen mit dem Inhalte eines Menschenhauptes.

Weiß ich ein Geschichtlein zu erzählen, welches hiehergehört. Wahr wird's wohl sein, denn wie könnte ich's aus dem Kopfe herausschreiben, wenn's nicht drinnen wäre!

In den ersten Jahren meines Lebens bin ich natürlich viel auf dem grünen Anger, wo die Maßliebchen stehen, herumgesprungen oder habe zu den Fenstern des Vaterhauses hinausgeguckt. Die starrenden Fichtenbäume und die weiten Berge, die ringsum standen, habe ich zwar nicht gesehen, wohl aber die Maisen und die Finken, die auf den Wipfeln waren und die weißen Kühe und schwarzen Schafe, die an den Hängen herumstiegen. Dann habe ich auch noch gesehen eine alte graubemooste Thorsäule, die drüben am Angerthor stand, durch das der Weg ins Thal hinausführte. Diese Thorsäule stand etwas schief, war schon so verwittert, dass der Kopf nur mehr in stumpfen Splittern aufragte. Wenn ich sie sah, musste ich immer an die Ahnel (meines Vaters Mutter) denken oder an einen heißen Sommernachmittag mit aufsteigenden Wetterwolken. Warum gerade diese Vorstellungen damit verbunden waren, weiß ich nicht. Dann sah ich am oberen Rande des Angers, neben dem Zaun das Bildstöckel, wir nannten es „das Kreuz", weil im Holzkästlein an der Säule das Bild des gekreuzigten Heilandes war. Letzteres eine bunte Glasmalerei: auf kanarigelbem Grunde das rothe Kreuz, an beiden Seiten oben Rosen und am unteren Rande die Stadt Jerusalem. Für mich hatte dieses Bildnis schon auch deshalb einen geheimnisvollen Reiz, weil mein Kinderleiblein nicht hinaufragte, um es ordentlich betrachten zu können; und als ich nach

und nach so hoch emporgewachsen war, dass meine Nase über die untere Kante des Holzkästleins gieng, da war das Bild in Scherben, das rückwärtige Holz starrte hervor, nur in den Rahmenecken stak noch manches Stück Glas mit einem Kreuzarm oder einer Rose oder einem rothen Zwiebelthurm der Bethlehemstadt.

Und endlich sah ich in jenen fernen Tagen ein zweites, großes Kreuzbild. Dasselbe stand am unteren Zaunrande des Hausangers, neben dem „Stiegel", wo man vermittelst eines durchgezogenen Brettes über den Zaun steigen konnte, wenn man das unweit stehende schwere und widerspenstige Thor nicht aufmachen wollte. Jeder, der des Steiges kam und über die Stiegel stieg, schlug vor dem großen Holzkreuz ein kleines Kreuz über sein Gesicht, wie es der Brauch ist bei mir daheim. Vom Stubenfenster aus war das Kreuz sehr gut zu sehen, das unten, etwa zehn Klafter vom Hause entfernt, an der Zaunstiegel stand. Es war so hoch wie etwa zwei Männer übereinander, hatte ein zweiflügeliges Bretterdach und rückwärts eine Verschalung, die bis zur Mitte der Säule herabgieng und die mich ihrer Form halber immer an den „Messrock" eines Priesters erinnerte. Oft bin ich vor dieser Bildsäule gestanden. Auf dem Kreuze war ein fast lebensgroßer weißer Christus, über dessen Haupt die nach einer Seite ausgezackte Tafel mit der Inschrift I. N. R. I., und an dessen Fuß ein schwerer rother Eisennagel, der an einem Kettlein hieng. Der Christus hatte das Haupt nach der rechten Seite gesenkt, er schloss halb die Augen und seine Gesichtszüge mit den dickhingemalten Augenbrauen, mit dem schwarzen Kienbart, der sich kipfelförmig über die Mundwinkel hinaufschlang, erinnerten mich an meinen Taufpathen Patriz Königshofer, der im Graben unten sein Haus hatte und auch so ähnlich aussah.

Das Kreuz hatte vor sich eine Betbank und stand so, dass es dem Hause fast abgewendet war und sich gegen den Thorweg hin kehrte; vom Stubenfenster aus sah man nur die hervorstehenden Knie des Heilandes. —

Dieses Kreuz nun vor unserem Hause hatte ich in meiner Kindheit gerne angeschaut. Gewöhnlich stand es im silbernen Schimmer der Morgensonne, auf dem Anger ringsum der Thau und die Blümlein, und voller Vogelsang war die Welt.

Etwa im elften oder zwölften Lebensjahre mochte es gewesen sein, dass ich meinen Vater fragte, warum er denn das große Kreuz habe niederreißen lassen, das unten an der Zaunstiegel gestanden. Der Vater antwortete, er wisse nicht, was für ein Kreuz ich meine, wenn nicht das, welches hinter dem Hause am oberen Angerzaun stehe. Das sehe man ja, sagte ich, aber jenes Kreuz thäte ich meinen, welches *vor* dem Hause am *unteren* Angerzaun gestanden mit dem großen geschnitzten Christus und mit dem eisernen Nagel am Kettlein! Der Vater schüttelte das

Haupt — was ich denn da zusammenrede, am unteren Angerzaun sei sein lebtag nie ein Kreuz gestanden. Hierauf nahm ich ihn an der Hand, führte ihn hinab zum Stiegel und zeigte neben dem Zaune genau den Platz, wo das Kreuz gewesen ist. Jetzt wuchs wildes Gekräute dort, auch Distelwerk darunter. Mein Vater wiederholte, dass seines Gedenkens an dieser Stelle niemals eine Kreuzsäule gestanden, ja dass auch sein Vater von einer solchen nie gesprochen hätte. Darauf gab ich mich zufrieden und dachte: So wird's halt gewesen sein, als ich das früheremal auf der Welt gewesen bin.

Aus dem Kopfe ist's mir aber nicht gegangen. So oft ich als Ochsenführer, als Hirt oder sonst wie an der Stelle vorbeikam, dachte ich ans Kreuz, und heute noch sehe ich es in allen seinen Einzelnheiten so klar und deutlich vor mir, wie man in der Erinnerung nur etwas sehen kann. Mein Vaterhaus, die Bäume davor, der Brunnentrog, die heute dort noch sind, sie stehen nicht lebhafter vor mir als das Kreuz an der Stiegel, das gar nie vorhanden gewesen sein soll. — Damals hatte ich dann das innere Gesicht allmählich aus den Augen verloren. Ich wuchs auf wie ein Tannling, dem Begehren, dem Streiten des Lebens zu, Rösslein gibt es zum Reiten und Dirnlein zum Necken, da hat der Knab' nicht Zeit, ans Kreuz zu denken. Zudem war ein ganz anderes Kreuz aufgestanden. Wir hatten abgehaust, und eines Tages mussten der alternde Vater und die kranke Mutter fort aus dem Heimatshause. Die Werkzeuge, die Axt und das Spinnrad wurden zusammengepackt, die alten Kästen wurden aus ihren Winkeln gerückt, wo sie länger als ein Jahrhundert gestanden, um sie nun auf den Karren zu laden und ins Ausgedinghäusel hinabzuführen. Und als wir so den großen braunen Kasten mit den altväterischen Gesimsverzierungen von der Wand rückten und dabei hinten ein Geflocke von Spinnweben aufdeckten, da bemerkte der Vater zwei Brettlein, die zwischen Wand und Kasten aneinandergelehnt waren. Wir thaten sie auseinander und da fand sich, dass auf der Innenseite des einen mit Kohlen etwas geschrieben stand. Die Buchstaben waren unbeholfen, aber sorgfältig gezogen und als ich den Staub weggeblasen, stand da deutlich zu lesen: „Das Geld ist beim unteren Kreuz vergraben."

„Was für ein Geld?" war der erste Ausruf des Vaters. Niemand wusste etwas davon. Sollte das Brettel aus alten Zeiten stammen? Vom Ahnen gieng immer die Mähr, dass er reich gewesen, soll ja nach seinem Tode auch einmal altes Silbergeld gefunden worden sein. Aber nicht beim unteren Kreuz. Wo ist denn das? Es gibt kein unteres Kreuz! „Geld vergraben! Von wem! Für wen? Der Ähndl Ignaz (des Vaters Vater) hat gar nicht schreiben können. Das wird ein anderer gewesen sein, ein Leutfopper." So meinte mein Vater und wollte das Brettlein wieder in den Winkel werfen. Ich nahm es ihm aus der Hand

und war der festen Meinung, dass die hölzerne Urkunde etwas zu bedeuten haben müsse. Beim unteren Kreuz sei gewiss ein Schatz vergraben und das untere Kreuz sei gewiss dort gestanden, wo ich es in Kindeszeiten so oft gesehen.

Den alten Kasten ließen wir stehen querüber in der Kammer, wie wir ihn eben zum Aufladen gerückt hatten; die Ochsen, die schon draußen am Karren standen, ließ der Vater wieder ausspannen. — Geld vergraben! Wenn wir es fänden! Wenn wir damit die Schulden bezahlen und nachher wieder auf unserm lieben alten Hofe bleiben könnten! Ganz heiß wurde uns unter dem Brustfleck. — Ich nahm den Spaten vom Karren und sagte zum Vater, er solle desgleichen thun und mit mir kommen. So langte er nach der Schaufel und wir giengen über den Anger hinab gegen die Zaunstiegel.

„Wie wirst denn du das Kreuz finden — wo nie eins gestanden ist?“ murmelte mein Vater.

Ich hub an, neben der Stiegel das Gestrüppe wegzuhauen und in den Boden zu graben. Die Erde war schwarz, ich stieß auf moderiges Holz. „Da schaut her“, sagte ich zum Vater, „der Kreuzstock ist noch da. Man kennt's, es ist rothes Lärchenholz.“

Er schüttelte den Kopf. Es war thatsächlich der Rest einer eingetriebenen viereckigen Säule.

„Jetzt werden wir auch den Schatz bald haben“, sagte ich, spuckte in die Hände und grub emsig weiter. Der Vater schaufelte mit großer Rüstigkeit die Erde seitab. Die Mutter schwankte auf ihrem Stocke vom Hause zur Stiegel herab und wieder zurück, und wieder herab und sah, wie das Loch immer breiter und tiefer wurde. „Schwitzen thut ihr“, sprach sie dann, „so viel schwitzen thut ihr.“

Vom Nachbarsweg herüber humpelte unter seinem Rückkorbe ein alter abgehauster Bauer, der Zirl genannt. Im Korbe hatte er sein Bett, mit dem gieng er von Haus zu Haus, und sammelte milde Gaben. Und wo es Abend wurde, dort blieb er, richtete in der Scheune oder im Holzschoppen sein Bett auf und schlief darin wie ein König. Aber wie einer, der im Reiche Frieden hat. Diesem Alten schwankte die Mutter jetzt entgegen und fragte ihn, ob er heute seinen Hunger noch im Magen habe, denn das war sonst des alten Zirls Sprüchlein: er habe noch den gestrigen Hunger im Magen. Diesmal war der Alte verblüfft über die Frage und sagte mit einiger Bösartigkeit: „Was fragst meinem Hunger nach, Waldbäuerin, wenn du ihn doch nicht füttern kannst. Hast ja selber nichts. Gehst ja selber just vom Haus wie die Dirn vom Tanz. Jetzt können wir miteinander gehen.“

Ein hoffnungsreiches Herz ist stark, daher entgegnete ihm die Mutter ganz gelassen: „So schlimm wird's etwa doch nicht sein, wenn's Gottes

Willen ist. Vielleicht kann ich auch deinem Weib wieder einmal ein Bröckel schicken. Wie geht's ihr denn?"

„Dank dir Gott, sie hat alleweil guten Appetit."

„Gesegne Gott, sie wird schon was kriegen."

„Aber Bäuerin, ich höre doch, dass ihr absiedelt."

„Muss sich erst weisen. Es kommt immer einmal eine Veränderung. Ein Eiersüppel, wenn du magst!"

„Ein Eiersüppel mag ich schon", meinte der Alte. „Jeßtl, Jeßtl, wenn ich nur meinen Dodel bei mir hätt', der thut auch gerne Eiersüppeln essen."

„Thust ihn halt ein andersmal mitbringen, deinen Buben", sagte meine Mutter. Denn der Bub war ein armes Taubstummerl. Und so hatte sie die ganze Zierlfamilie zu sich ins Haus geladen, bevor sie wusste, ob wir selber drinnen bleiben werden.

Mittlerweile waren wir mit unserem Schatzgraben ziemlich tief gekommen. Nun lehnte ich den Spaten an den Zaun und gieng ins Haus, um nocheinmal genau zu lesen, was auf dem Brettel stand. „Das Geld ist beim unteren Kreuz vergraben." — Es musste doch stimmen. Ich gieng wieder hinab, um weiter zu arbeiten. Da rief mir der Vater schon entgegen: „Du geh her! Geschwind geh her! Da drinnen, schau einmal!"

Er zeigte in das Loch. Da drinnen war, noch halb mit Erde bedeckt, etwas, wie die bauchige Wand eines eisernen Topfes. Rasch fasste ich den Spaten, Gott, wie ist das Arbeiten lustig, wenn man den Topf schon sieht! Endlich war das Ding bloßgelegt. Es war ein großer Eisentopf, aber der Rost hatte stellenweise Löcher hinein gefressen. Darinnen war nichts als Erde und der schlappige Fetzen eines härenen Stoffes, der auseinanderfiel, als wir ihn anfassten.

Lange haben wir noch herumgewühlt in der Erde, haben den Topf herausgehoben, ihn beguckt von allen Seiten. Dann hat mich der Vater mit länglichem Gesichte angeschaut und ganz leise gesagt: „Die Ochsen können wir wieder einspannen."

Als die Mutter von dem Ausgang unserer Schatzgräberei gehört, sprach sie zum alten Zierl: „Nur sauber ausessen, das Eiersüppel. Wird wohl eh das letztemal sein, dass ich dir was kann zukommen lassen."

Dann machte sich der Alte mit vieler Umständlichkeit auf den Weg. Er kann zum Aufladen seines Bettelkorbes eine halbe Stunde brauchen, wer sagt ihm was dagegen? Er ist sein eigener Herr. Als der Zirl dann zur Stiegel hinabkam und die Grube sah, blieb er stehen, schaute eine Weile hinein und rief mit seiner kreischenden Stimme zum Karren herauf, wo wir gerade den Kasten festbanden: „Was willst denn da einsetzen, Waldbauer? Leicht wieder ein Kreuz?"

Giengen wir etliche Schritte gegen ihn hinab.

„Du redeſt auch von einem Kreuz?“ fragte ihn der Vater.

„Ja“, ſagte der Alte, „weil da einmal ein Kreuz geſtanden iſt. Eh vor Zeiten einmal. Hab's ſelber ſehen liegen, wie es der Wetterſturm hat umgeworfen. Du wirſt ſelm noch nicht auf der Welt geweſen ſein, Lenzel.“

Wir ſind abgeſiedelt, vom großen Bauernhof ins kümmerliche Häuſel. Über das vergrabene Geld haben wir noch Muthmaßungen angeſtellt, aber dieſe waren ſo wenig erträglich, als früher das Graben geweſen. So ließen wir es endlich auch ſein. Länger hat uns das Kreuz beſchäftigt, das noch vor der Geburt meines Vaters umgefallen war und das ich in meiner Kindheit im Morgenſonnenſcheine ſo oft habe ſtehen geſehen.

Wie ſoll ich das nach unſerem grobkörnigen Erkennen anders ſagen, als daſs das Kreuz mit allen ſeinen Einzelnheiten zufällig im Gehirn drinnen noch geſteckt iſt, das ich von meinem Großvater geerbt habe. — Und wenn es ſich mit dieſem Kreuze an der Zaunſtiegel ſo verhält, dann kann ich nicht gutſtehen für anderes, was ich geſehen, gehört und erfahren. Es mag manches in unſerem Kopfe ſein, was nicht wir, ſondern die Ahnen hineingethan haben.

Der Bergcurat.

Eine Schilderei aus Tirol von **Karl Schönherr.**

Der echte, alte Tiroler Bergcurat iſt ein Kerntypus, der nicht ſo bald ausſterben wird; die Abgeſchiedenheit des Hochgebirges und der ſtete innige Verkehr mit den naturwüchſigen Älplern bilden ein überaus wirkſames Conſervierungsmittel für dieſe friſche, prächtige Alpenfigur, welche doppelt anziehend und intereſſant erſcheint, weil der Herr „Curat“, trotzdem er ein „Gſtudierter“ iſt, ſich als unverfälſchter Volkstypus zeigt.

Wer hat ihn nicht ſchon „über Land“ gehen geſehen, den weißhaarigen alten Herrn, in dürftigem Schoßrock, ſchwarzen Kniehoſen, derben Bundſchuhen und den weiten, grünlich ſchimmernden Filzhut ins Geſicht gedrückt; bedächtig ſchreitet er fürbaſs, das mächtige Regendach unter dem Arm, bald mit kundigem Auge das am Himmel ziehende Gewölk prüfend, dann wieder über die weit an die Naſe heruntergerutſchte Hornbrille hinweg im ſchwerfälligen Brevierbuch blätternd und leſend. Zwiſchendrein weltliches Schelten und Koſen mit dem zottigen, hinterdrein laufenden Pfarrhund und freundliche Wechſelrede mit begegnenden Bauern. Treuherzig iſt ſein Blick und ohne Falſch und Trug ſeine Rede.

Augendrehen und Heuchelei iſt ihm als echtem Gebirgsſohn fremd. Den frommen Glauben an den Herrgott trägt er tief im Herzen vergraben; drum rutſcht er ihm auch nicht bei jeder Gelegenheit auf die Zunge und zum Munde hinaus. Dafür guckt ihm an allen Ecken und Enden ſchalkhafter Humor und kerniger Mutterwitz hervor.

„Wie oft haſt du dö Sünd' begangen?" fragte der Berggeiſtliche den Bauer im Beichtſtuhl.

„Rath' halt amal", meinte dieſer.

Der wackere Curat fieng an zu rathen: „Fünfmal!"

„Weiter aufer!"

„Zehnmal gar?"

„Nur aufer!"

„Zwanz'gmal?"

„Aufer ſag' i!"

Wie der Curat auf die Zahl vierzig kam, meinte der Bauer: „Jatz' haſt ak'rat um zwoa z'viel!"

Wie es zur Buße kam, fragte der Bauer: „Wia viel Buaß?"

„Rath' amal", bedeutete ihm der Curat.

„Nu, etliche Vaterunſer?"

„Aufer!"

„Epper an Roaſukranz gar?"

„Aufer, ſag i!"

Und ſo gieng es in die Höhe, bis der Bauer ſchweißtriefend vierzig ſtotterte. „Jatz' haſt um zwoa z'viel g'rath'n", meinte nun ſeinerſeits der Curat.

Mit Politik befaſst ſich der Hochlandsgeiſtliche nicht. Er verſteht nichts davon; wenn er das kleine Wochenblatt lieſt, überſchlägt er gewöhnlich die erſte Seite. In ein Fenſter ſeines Zimmers gucken die mächtigen Schneeberge herein, ins andere der grüne Wald und drüber ein blauer Himmelsfleck. Das iſt ſeine Welt, die ihm genügt. Darin will er redlich ſchaffen und wirken und dann neben der Kirchenmauer dereinſt raſten und ruhen, bis zur fröhlichen Urſtänd.

Mit den Bauern lebt der Curat in beſtem Einvernehmen, oft ſogar in einem recht patriarchaliſchen Verhältnis. Der Bauer läſst ſich vom Curaten den Steuerbogen prüfen, er holt ſeinen Rath bei einem Ankauf ſo gut wie vor einer Heirat ein, und zwar mit vollem Recht; denn der Curat weiß wie keiner ſonſt Beſcheid in einzelnen Familien, er iſt in alle Verhältniſſe eingeweiht, die anderen verſchloſſen bleiben. Auch um Geld kommt der Bauer zum „Herrn C'rat", welches dieſer an „brave Leut'" oft zinſenlos ausleiht, vorausgeſetzt, daſs er nicht ſelber „bodenleer" iſt, was wohl häufig genug vorkommt, denn das Einkommen manches Curaten iſt nicht viel größer als das eines Tagſchreibers. In

manchen Orten, wo ein gewiſſer Kirchenfonds vorhanden iſt, kommt es wohl vor, daſs viele Bauern des Sprengels dem Curat oder eigentlich der „Kirche“ verſchuldet ſind. Angeborene Gutherzigkeit und wohl auch ein wenig Speculation, die Leute in einem gewiſſen, wenn auch durchaus nicht drückenden Abhängigkeitsgefühle zu erhalten, mögen die Urſache davon ſein.

Der Gottesdienſt wird vom Curaten gewiſſenhaft gehalten, doch befleißigt er ſich dabei der möglichſten Kürze. An Werktagen „a Meſsl“, am Sonntag „a g'ſungene Meſs'“ und „a biſsl a Predig'“, das iſt der geiſtliche Küchenzettel. Lächerlicher Pathos und ſalbungsvolle Gefühlsduſelei bleiben dem Bergcurat zeitlebens fremd und würden bei dem kerngeſunden Sinne der Alpenſöhne auch nicht verfangen. Einem Ordensmanne, welcher, in einem Bergdorf auf Beſuch weilend, ſeiner ſchmerzlichen Verwunderung über die kurze Dauer des ſonntägigen Gottesdienſtes Ausdruck gab, erwiderte der Curat: „Der Gott'sdienſt iſt koa Strudltoag, den man in die Läng' ziacht!“

Wo der Curat mit dem Volke in Verkehr tritt, ſei es im Beichtſtuhl oder am Krankenbett, immer bedient er ſich des Dialectes; ſo auch auf der Kanzel in der Predigt. Ein hochdeutſch ſprechender Kurat im Hochgebirge wäre einfach unmöglich.

„Der kann nit amal deutſch red'n!“ würde es heißen.

Wie die Predigt in ihrer äußeren Form den Bergbewohnern mundgerecht gemacht wird, ſo erſcheint ſie auch inhaltlich der Faſſungskraft und den bäuerlichen Verhältniſſen Rechnung tragend. Eine „hohe“ Predigt verſteht kein Bauer, das weiß der Curat; iſt er ja ſelber nicht für das „Hohe“. Er ſagt dasſelbe wie mancher renommierende Kanzelheld in der Stadt, nur ohne Phraſendreſcherei und mit weniger ſchauſpieleriſcher Technik. Das ewige Herumfuchteln mit Höllenbrand und Glorienſchein iſt nicht ſeine Sache; er will ſeinen Pfarrkindern ein liebevoller, treuer Berather ſein. Ich habe ſelbſt einmal eine Predigt angehört, wo ein alter, weißhaariger Prieſter in treuherziger, ſchlichter Weiſe den Leuten von der Kanzel herunter begreiflich machte, ſie ſollten jetzt nicht ſo viel Holz ſchlagen laſſen, die Preiſe ſeien gegenwärtig ſchlecht, ſie ſollen doch um Gotteswillen etwas zuwarten.

„Und meine liab'n Leut', ös müaſst ſpar'n! Da geaht a Sechſerle fort, und da a wieder oans, und etliche Sechſerlen ſein ſchon a Guld'n, da derkaufts ſchon a jung's Schweindl!“

Mögen viele verächtlich die Achſeln zucken über dieſe einfältige Predigt, ich war gerührt von den naiven Worten des Alten, dem das Wohl ſeiner Pfarrkinder ſo warm am Herzen lag, daſs neben dem geiſtigen Zuſpruch in ihm auch gleichzeitig die Sorge um das materielle Wohlergehen ſeiner Lieben erwachte und Ausdruck fand.

Wo kein Cooperator helfend dem Curaten zur Seite steht, bestellt sich dieser an hohen Festtagen gewöhnlich eine „Aushilf'", meist in Gestalt eines Kapuziners oder Franziscaners aus dem nächsten Kloster, um den Bauern doch auch dann und wann eine Abwechselung zu bieten in Form einer „Frühmess'" mit später folgendem „Amt und Predig'".

Ein solcher „Aushilfskapuziner" predigte einmal in einem Bergdorfe mit gewaltiger Salbung unter beständigem pathetischem Nicken seines bärtigen Hauptes. Von der Kanzel aus beobachtet er ein altes Weiblein, das im Betstuhl kauernd, still vor sich hin weinte und dann wieder thränenden Auges zu ihm aufschaute. Diese Wirkung seiner Worte auf das Volksgemüth gieng ihm zu Herzen. Immer salbungsvoller wurde seine Rede, immer stärker bewegte sich sein Haupt mit dem herausgestrichenen Barte auf und nieder, und immer heftiger wurde das Schluchzen des Weibleins. Nach der Predigt konnte er nicht umhin, die Alte zu fragen, was sie an seinen Worten so mächtig ergriffen habe.

„Ja mei", meinte sie, „wia bei'n Predig'n Euker Bart so auf- und niedergegangen ist, da ist miar halt wieder mei' einz'ge Goas (Geis, Ziege) eing'fall'n, dö miar vor vierzehn Tag' auf'n Berg ob'n verunglückt ist!"

Der Samstag ist für den Curat ein verhältnismäßig strenger Tag. Vormittags geht er an das Geschäft des „Balbierens" (Rasierens), welches er stets eigenhändig unter großem Zeitaufwand vornimmt; dann kommt das „Tonsur ausputzen", was meistentheils die dazu abgerichtete „Häuserin" besorgt. Nachmittags heißt es „Predig' studier'n" und gegen Abend hin „Beicht' sitz'n", das „Brevier", welches zwischen alledem noch zu absolvieren ist, nicht zu vergessen. Das schwarzlederne Brevierbuch mit dem mattrothen Schnitt und den stark abgegriffenen Blättern ist überhaupt der unzertrennlichste Begleiter des Curaten auf seinen Spaziergängen und Wanderungen durch Berg und Wald. Kein Wunder also, wenn er nach und nach äußere Eindrücke unwillkürlich zum Brevier in ein gewisses Verhältnis bringt, wie jener Landgeistliche, der jeden schönen Platz mit den Worten pries: „Dös wär' halt a Platzl zum Brevierbet'n!" Eine Fülle von Humor liegt auch darin, wenn der geistliche Herr in seinem Zimmer betend auf und abgeht und beim langen Psalm „Siligam" angelangt, energisch seiner „Hänserin" zuruft: „Nanna, bring miar a Seidl Wein, iatz' kimmt der Siligam!" Offenbar hatte er eine ungewisse Furcht vor dem langen Psalm und glaubte seiner ohne „Weindl" nicht Herr werden zu können.

Mit seinen Nachbarcollegen pflegt der Bergcurat engen Verkehr, soweit dies bei den oft bedeutenden Entfernungen und schlechten Wegen möglich ist. Als Besuchstag wählt er stets einen Knödeltag (Dienstag oder Donnerstag), weil er da als unangemeldeter Gast der Hänserin

seines Nachbarn am wenigsten „Schererei“ macht in Bezug auf das Mittagessen. „A paar Knödel und a Bröckl Fleisch, und man hat gess'n!“ Der Besuch, er thut im wahren Sinne des Wortes so, als ob er zu Hause wäre.

„So! Jatz' möcht i an' Wein und zuerst als Glasl Schnaps zum Abkühahl'n!“ Da gibt es keine gegenseitige Ziererei, und es kommt auch nicht vor, dass der Curat, um sich für Mittagessen und Bewirtung dankbar zu zeigen, etwa mit einer gegnerischen Äußerung hinter dem Berg hält oder eine ökonomische Verbesserung, welche ihm sein Gastgeber an den vor dem Hausgarten thronenden Bienenstöcken vorführt, auf Kosten seiner Überzeugung über den grünen Klee lobt. Sein Nachbar macht es geradeso, wenn er bei ihm auf Besuch ist. Und gerade diese gegenseitige Ungeniertheit ist es, die beide Theile einander lieb und wert macht, denn sie trägt den Stempel biederer Offenheit. Nach dem Essen wird die Pfeife gestopft und regelmäßig ein Spielchen gemacht, sei es ein lustiger „Labbieter“ oder ein kopfzerbrechender „Perlagger“ (in Tirol übliche Kartenspiele). Mit einem „'gelts Gott“ und einer kurzen Einladung zu baldigem Gegenbesuch scheidet der Curat, um noch in der „Licht'n“ heimzukommen.

Die junge, dralle Pfarrersköchin, welche mit einer gewissen frivolen Absichtlichkeit gewöhnlich neben dem Pfarrer beschrieben wird, ist längst nicht mehr wahr, ebensowenig wie die jugendfrische, jodelnde Sennerin auf unseren Almen, der im Volksliede die erste Stelle eingeräumt ist.

Häufig ist die Häuserin (so nennt man in Tirol die Wirtschafterin des Pfarrers) eine Schwester des Curaten oder eine Base, manchmal auch dessen Mütterlein. Unter solchen Umständen ist der Curat gewöhnlich gut aufgehoben und ist auch der bösen Fama von vornherein der Mund gestopft. Sonst gibt es aber mit der „Häuserin“ viel Verdruss. Sie macht mit ihrer Herrschsucht und ihrem grämlichen Altjungferthum meist des Bergcuraten Hauskreuz aus, das dieser längst mit stiller Resignation ertragen gelernt, da er, vom Grundsatz ausgehend: „'s kommt nix besser's nach“, einen Wechsel scheut.

Ein launiger Curat erzählte, wie er in jungen Jahren eine unbezwingliche Begier nach weltlicher Auszeichnung, zumal einem Ordensbändchen oder Kreuzlein, im Herzen getragen. Wie er Curat geworden, sei seine Sehnsucht vollauf gestillt worden, denn seit dort trage er das „Theresienkreuz“. Seine Häuserin hieß nämlich Therese.

In kopfhängerischer Beschaunung herumzumucken, ist nicht des Bergcuraten Sache. Meist ist er ein tüchtiger Bienenzüchter, der gar genau mit der Lebensart dieser interessanten Thiere vertraut ist. Das „Beienhäusl“ (Bienenhaus) ist geradezu charakteristisch für den „Widumgarten“ (Pfarrgarten) und dürfte wohl kaum jemals darin fehlen.

Als echter Alpensohn ist er auch gewöhnlich ein warmer Freund der Jägerei, der, wohl vertraut mit allen Jägerkniffen, im Frühjahr den balzenden Auerhahn aushorcht und umschleicht und im Hochsommer auf steilem, unwirtlichem Felsenpfad der Gemse nachgeht. Bei den verschiedenen Tiroler Schützenfesten hat man immer und immer wieder Gelegenheit, dem Bergcuraten zu begegnen, wie er mit fester Hand seinen Stutzen hält und sicheren Auges auf die Scheibe zielt. Und er ist nicht der Schlechtesten einer. Zu Hause zeigt er gern in froher Stunde dem Gaste seine „Beste", farbige Schleifen und Fähnlein, mit einer oft recht beträchtlichen Menge von Ducaten und Silbergulden besetzt.

Gar nicht selten ist der Bergcurat ein tüchtiger Tischler, der sich selbst seine Möbel fertigt, und sogar Bildschnitzer mit echt künstlerischen Anlagen gibt es unter ihnen.

Wir kamen einmal zu dreien auf einem Sommerausflug in ein kleines Bergdorf. In der Kirche fiel uns allen eine überlebensgroße, sehr gut gearbeitete Statue des heiligen Michael auf, welche über dem „Mariä Himmelfahrt" darstellenden Hochaltarbilde angebracht war. Dräuend schwang St. Michael das Schwert aus der luftigen Höhe.

Auf die Frage, wer die Statue verfertigt, meinte der weißhaarige, frische Curat, welcher unseren Cicerone machte, geringschätzig: „Dö hau lei (nur) i g'macht!"

Die Kirche sei von altersher nach dem heiligen Michael geweiht gewesen, erzählte der Curat, und im Hochaltarbilde sei der tapfere Heilige im Kampfe mit den rebellischen Engeln dargestellt gewesen. Einer seiner Vorgänger habe das Bild wegnehmen und an dessen Stelle die „Mariä Himmelfahrt" anbringen lassen. Das sei unverdiente Zurücksetzung des St. Michael. Was einmal ihm gehört habe, hätte man ihm nicht mehr nehmen sollen. Das habe er nicht verdient.

„Und wisst's, meine Herr'n, i heiß a Michl!" fuhr der Curat fort, „und das hat mi g'ärgert, dass mei Namenspatron so mir nix dir nix pensioniert worden ist! Die Muatergottes han i mi' aber nimmer traut wegz'thoan; sie könnt's ungern hab'n! Und so hab' i halt dö Figur g'schnitzelt und ober'n Bild auf'n Hochaltar aufg'stellt, weil i das hab nit anschaug'n können, dass mein kreuzbraver Namenspatron sollt im Winkeln stehen!"

Der prächtige alte Herr, dessen wenige Worte uns vollauf sein tiefes, echtes Volksgemüth erschlossen, lud uns auf einen kleinen „Plausch" in seine Stube, ein freundliches, einfaches, getäfeltes Zimmerchen, an dessen Wänden allenthalben hübsche Laubsägarbeiten und Heiligenbilder in wunderlich verschnörkelten geschnitzten Rahmen hiengen. Ein besonders auffallend fein gearbeiteter Rahmen umgab ein großes, farbenreiches Bild des heiligen Michael, welches zu Häupten des Bettes hieng.

„Häuſerin, hoi! Bringts a halbe Wein und a biſsl Speck für die Herr'n!"

Bald ſtand das Beſchaffte auf reinlichem Tiſchtuch vor uns. Es war bis ins innerſte Herz wohthuend, dem Curaten zuzuhören; wie ſchlicht, naiv und doch ſo feſſelnd er zu erzählen wuſste, und wie er mitten in der Rede innehielt, um unſere Gläſer vollzuſchenken und uns zum Zulangen aufzufordern.

„Aber meine Herr'n, greifts zua, 's iſt ja doch zum Eſſ'n! Wenn's was zum Anſchaug'n wär', hätt' i Bildln hergelegt!"

Mit warmem Dank und Händedruck empfahlen wir uns.

Während wir ſchon vor der Hausthür ſtanden, ſah uns der Curat der Reihe nach treuherzig an.

„Meine Herr'n! Wie ſtehts den epper mit'n Glabele (Glauben, Chriſtenthum)? Werds wohl 'n Herrgott nit ganz vergeſſ'n auß'n in der Welt? Sell nit, gelts? Pfüat Gott, bleibts g'ſund, und kommts wieder amal, gelts?"

Wen bezaubert nicht das feine Taktgefühl, mit dem der brave Curat erſt beim Abſchied vor der Thür ganz ſachte und ohne eine Antwort abzuwarten, nach dem „Glabele" forſchte. Und wer iſt nicht gerührt, wenn er weiß, daſs ſelbſt dieſes leiſe Pochen an die Herzenskammer nur der Liebe und der damit verbundenen Furcht entſprungen iſt, es möchte uns ohne „Glabele" im Jenſeits drüben ſchlecht ergehen.

Nun wollen wir Abſchied nehmen vom alten Tiroler Bergcuraten. Und ſuchet ihn einmal heim, liebe Leſer, es wird ihn freuen und euch! Aber ihr dürft ihn nicht ſuchen in der Nähe der Städte und nicht an der großen Heerſtraße; dort iſt er nicht zu treffen. Auch in den wohlbepfründeten Tiroler Pfarrgemeinden werdet ihr ihn nicht finden. Scheu wie ein Flüchtling hat er ſich zurückgezogen, weit hinauf in das Gebirge, bis an die Region der Gletſcher; denn drunten im ebenen Land iſt für ihn kein Platz und kein Gedeihen.

Sie kratzt nimmer!

Ein Bildchen aus dem Dorfe von **Peter Rosegger.**

„Komm, Vater, der Lipperl will wieder einmal nicht folgen!“ rief die scharfe Stimme der Mutter aus der Stube heraus. „Er will die rupfene Pfaid wieder einmal nicht anlegen. Komm, Vater!“

Der Vater, der im Vorhause auf der Hanselbank geritten war, um einen Stil zum Hausbesen zu schneiden, legte den Schnitzger hin und stand auf. Er war ein stattlicher, noch fast junger Mann und hatte ein rundes Gesicht, auf welchem die gute Stunde zu lesen war, trotzdem er soeben Besenstil geschnitzt hatte. Er gieng nun langsam in die Stube. „So!“ sagte er, „folgen will er nicht, der Lipperl!“

Die Mutter that am Kinderbettlein um und war vergeblich bemüht, den etwa fünfjährigen Knaben in das neue Hemd zu bringen, das gestern erst aus den Händen der Nähterin gekommen war. Die Nähterin war eine herzensgute Frau gewesen, hatte auch gar feine Hände gehabt, aber die Pfaid, die aus diesen Händen hervorgegangen! Wenn der Lipperl von der „eisernen Jungfrau“ schon einmal etwas gehört hätte, so würde sich ihm kein übler Vergleich ergeben haben zwischen diesem Fräulein mit den zahllosen Eisenspitzen inwendig und der rupfenen Pfaid, die ihm die Mutter eben über den Kopf streifen wollte. Der Rupfen, wer ihn kennt! Das ist die grobe, ruppige Leinwand, in der noch die spießigen Augen stecken. Sonst war es der Brauch, dass die neuen Schuhe und die neuen Rupfen-Pfaiden zuerst ein Dienstbotenkind, ein lediges, durch etliche Tage anlegen und lind walgen soll, ehe das Hausbüblein hineinschlüpft. Dem Franz im Hof gefiel dieser Brauch nicht. „Mein Bub muss auch geriffelt werden“, sagte er, „hat eh eine Haut wie Fließpapier. Das Fell muss gegerbt werden und die weiße Haut gekratzt bis sie roth ist. Gegerbte Häute halten länger und rothe sind gesünder und auch schöner. Also drum hinauf mit der rupfenen Pfaid!“

Der Lipperl zeterte höllisch, als der Vater eintrat, er wollte jetzt weder gesund noch schön sein, noch lange halten und am wenigsten wollte er in die neue Pfaid. Die Mutter hatte er sich mit stämmigen

Ärmlein und strampelnden Füßlein zur Noth vom Leibe gehalten, beim Vater gab's keinen Widerstand, oder die Geschichte wurde noch schlimmer. So nahm der Vater auch jetzt ohne weitere Umstände das wimmernde nackte Knäblein aus dem Kissen, streifte ihm das spröde Hemdchen über Kopf und Achseln und legte ihm auch das neue Lodenhöslein an, welches, so proper es sich von außen ansah, inwendig auch seine Widerlichkeiten hatte. Und nun stand die kleine Creatur da, die Beine auseinanderspreitend, die Arme halb gesenkt, das Körperlein eingekauert, bewegungslos, weil ja bei jeder Bewegung die Hose und die Pfaid jämmerlich kratzten. So stand er da wie ein Sträußlein Elend und ächzte und stöhnte, als sollte er eben geköpft werden. Anstatt dessen sagte der Vater lachend: „Na wart', wir wollen dir die Wehleidigkeit schon herausnudeln!" Nahm ihn, legte ihn auf den Fußboden sachte um und begann ihn flott hin und her zu walgen. Die Mutter schlug ihre Hände zuerst über den Kopf und dann über den Magen zusammen. Der Lipperl schrie unter den kräftigen Armen des Vaters, dann wimmerte er und endlich hub er bei seiner nudelwalgenden Bewegung an zu kichern. Dann sprang er auf, und das Kratzen war weg, die Pfaid war weich gewalgt, der Lipperl lief lachend davon.

„Bist aber doch ein rechter — !" grollte die Mutter ihrem Manne zu.

„Freilich", sagte er, „unser Herrgott macht's mit uns Großen auch so. Thut uns ein bissel Kratzen zu weh, so macht er was Stärkeres."

„Du weißt halt alleweil was", entgegnete sie. „Und derweil du mit dem Kleinen umthust, vergisst du auf die Große!"

„Ah beileib nicht, Jula, auf dich vergeß ich nicht", sagte er und that schier, als wollte er sie halsen.

„Tschapperl! Auf das Mädel vergisst!"

„Richtig, auf die Thereserl, die ist jetzt auch schon bald eine Große! Man gewöhnt sich halt so schwer daran, daß sie groß werden, die Kinder, die man kleinerweis kriegt hat."

„Sie wird schon bald achtzehn", sagte die Mutter, dieweilen sie die Bettdecke des Knaben in die Luft auswirbelte. „Ich hab' dir sagen wollen, Franz, heut' — heut' will er kommen. . . ."

„Wer?"

„Der Derler."

„Der Derler? Der Sepp? Der Dirn steigt er wieder nach? Das soll er sein lassen, ich sag' ihm's!" Das Weib stellte ihre Arbeit ein, schaute ihm ruhig ins Gesicht und sagte: „Zu dir hör' ich, will er heut' kommen, der Sepp. Ernst will er machen. Ich bitt' dich, Vater, sag nicht nein. Die ganz' Nacht hat sie heut' geflennt, die Thereserl, vor

lauter Angſt, du kunnt'ſt nein ſagen. Geglaubt hätt' ich's nicht, daſs ein Mädel ſo vernarrt kunnt ſein in ein Mannsbild."

Jetzt drehte er ſich halbſeitling zu ihr, ſchaute ſie windſchief an und ſagte: „Biſt du's nicht auch geweſen?"

„So nicht!" wehrte ſie ab, „nein, ſo nicht, nachgeflennt hab' ich dir nicht!"

„Weil du mich geſchwind g'habt haſt!" rief er aus und klatſchte in die Hände. Dann ernſthaft: „Na, iſt gut, das Mädel ſoll ihn auch haben. Gegen das Heiraten hab' ich nichts, der Derler Sepp iſt ſoweit ein braver Menſch."

„Und ein ſchöner Menſch!"

„Und ein fleißiger Menſch."

„Und der große Hof dazu!"

„Iſt auch nicht zu verachten —" ſetzte er bei. Dann fuhr er lebhaft in die Höhe: „Aber mein Gott, jetzt ſoll das Mädel ſchon heiratsmäßig ſein! Und hab's erſt noch in Windeln herumgetragen. — Wann kommt er denn?"

„Stund eilf herum, hab' ich gehört."

Der Franz legte ſeine Hände auf den Rücken, gieng vom Tiſch bis zur Thür und wieder zurück zum Tiſch und fragte dann ſein Weib: „Du Jula, ich weiß nicht, was ſagt man denn ſo eigentlich, wenn einer um die Tochter anhalten kommt?"

„Lapperl, was wird man denn ſagen, in Gottesnamen: ja wird man halt ſagen."

„Und ihm's Dirndl gleich ſo hinwerfen? Nein, ich denk, man ſperrt ſich ein biſſel."

„Kannſt dich ja auch ein biſſel ſperren. Aber halt nicht zu lang, es kunnt ihm anders einfallen."

„Fürcht' dich nicht, Jula, dem fällt nichts anderes ein. — Ich werd' halt ſagen, wenn er anfragt, daſs — von wegen — na Teuxel, was ſagt man nur da Geſcheites?"

Sie zupfte ſich einen loſen Faden aus dem Ärmel: „Mein Gott, um ein ſchickſames Wort wird man doch nicht erſt betteln gehen müſſen! Sagt man halt, daſs die Sache ſo viel unerwartet gekommen iſt. Viel zu jung wär' ſie noch, und das gute Kind, man möcht' es frei nicht gerathen im Haus."

„Narr, das iſt ja das helle Nein!" rief der Franz.

„Nachher", fuhr ſie fort, „kannſt bald fragen, ob er denn mit dem Dirndel ſchon auf gleich wär'? Gern haben, das wär' die Hauptſach'. Wen die Thereſel gern hat — und 's iſt ihr heilig's Fürnehmen und er verſpricht, daſs er ſie glücklich machen will, ſo kunnt man nicht Nein ſagen —"

„Du Jula, jetzt, das geht wieder zu schnell“, sagte der Franz, „was wär's denn mit einer Bedenkzeit —?“

„Ich bitt' dich, Bedenkzeit! Das ist allemal gefährlich bei verliebten Leuten. Geheiratet ist's ja so nicht auf der Stell' und versprechen können sie sich heut' so gut als morgen. Sagst halt, wenn er sich's wirklich mit allem Fleiß überlegt hätt'. Und der heilige Ehestand wär' keine Kleinigkeit, anfangen thut er freilich ganz lustig, aber nachher kommen die Kreuz und Leiden —“

Jetzt hatte der Franz Bedenken und sagte: „Du, wenn man einem so vorredet, da kann er erst noch ausspringen —“

„Gut, so lass Kreuz und Leiden weg.“

„Ich werd's lieber weglassen“, versetzte er und somit war's besprochen.

Später stand die Mutter in der Milchkammer beim Dirndel. Das war ein kleines, rundliches Ding, aber die Lebenslust schaute ihm bei den vergissmeinnichtblauen Äuglein heraus.

„Ich hab' schon geredet mit dem Vater“, flüsterte die Mutter der Thereserl zu.

„Was hat er denn gesagt?“ hauchte diese zurück und hielt vor Erwartung den Athem ein.

„Er wird schier nicht umsonst kommen, der Sepp!“

Da machte das Dirndel einen solchen Freudensprung, dass die Dielen knarrten und die Milch schwurbelte in den Töpfen.

„Jetzt muss ich dir aber auch was sagen“, fuhr die Mutter fort. „Dieses Jöppel mit dem zerrissenen Unterfutter behältst mir nicht am Leib, wenn er kommt!“

„Das schwarze Sammtjackerl leg' ich an“, meinte das Dirndel.

„Na, versteht sich! Am hellen Werktag das Ostertaggewand, dass er kunnt meinen, du giengest immer nur so im Feiertag herum und hättest keinen Löffel zum Arbeiten! Das Blaudruckröckel legst an und das weiß' Schürzel dazu. Schön sauber waschen im Gesicht und 's Haar fein glatt machen! Aber keine Schmecktropfen drauf, immer einer riecht nicht gern. Und die Ohrgehängeln thust weg. Vor nichts schreckt sich ein heiratendes Mannsbild so arg als vor Putz, weil er gleich denkt, Herr Jesel, was wird das Geld kosten! — Zuerst wird er mit dem Vater allein reden. Nachher wirst gerufen werden. Und bleib ja nicht vor ihm stehen wie ein Stock, mach' dir gleich in der Stube zu schaffen und wenn du Red angelassen wirst, so stell dich zuerst, als hättest keine Zeit zum Schwatzen. — Und muss ich dir noch was sagen“, fuhr die Mutter in ihrem Unterrichte fort. „Sein Vater, der alte Derler, soll abergläubisch sein und einmal gesagt haben, bei jungen Mädeln müsse man schauen, wie sie die Uhr aufziehen.“

„Was? Wie ſie die Uhr aufziehen?“ lachte die Thereſel drein. „Das kann ich gar nicht.“

„Wie eine die Hängeuhr aufzieht, ſoll er geſagt haben, daran erkennt man gleich, ob ſie anſchickſam iſt oder nicht. Zieht eine bei der Schnur an, ohne daſs ſie beim Gewicht-Klachel nachhebt, ſo iſt's nichts mit ihr, ſie iſt ungeſchickt und verdirbt alles, was ſie angreift. Ich bitt' dich, Thereſel, nimm dich zuſammen! Wenn ich nachher auch in die Stube komm', ſo werd' ich ſagen: „Schau, heut iſt die Uhr noch nicht aufgezogen!“ Drauf eilſt du gſchwind hin, ſteigſt auf den Schemel, ziehſt ſchön langſam an bei der Schnur und hebſt mit der anderen Hand den Klachel nach, daſs nichts bricht. — So und jetzt ſchau, daſs du mit dem Abrahmen fertig wirſt, Stund eilf herum iſt er da.“

Jetzt giengs der Thereſel ſchlecht. Ihr erſter Gedanke war: Aufputzen! Die Fingerlein krümmten ſich ſchon nach der ſilbernen Halskette, nach den Ohrgehängen, und juſt das ſollte ſie nicht. Daſs die Mannsbilder gar ſo wunderlich ſein mögen! Hat ſie ihn nur erſt, nachher wird's ihm wohl auch gefallen, nachher kauft er ihr gwiſs noch was dazu. — Da fiel es dem Dirndel jäh ein: Wenn *er* die Ohrgehänge thäte tragen! Oder gar eine Halskette! Na, da wollt' ſie ihn ſchön auslachen. Er iſt gerade ſo am ſchönſten, wie er iſt. Nicht einmal die Tabakspfeife braucht er in den Mund zu ſtecken. Indeſſen, wenn er ſo ein biſſel vom Tabak riecht beim Mund, ſo ein klein biſſel, das macht einen ganz ſchwindelig vor lauter Geſchmackigkeit. Aber kratzen muſs man, um heil davonzukommen, dieſen kecken Menſchen in die Hand kratzen. Gott, iſt *das* ein ſchöner Menſch! —

Stund' eilf herum war die Stube mit aller Sorgfalt aufgeräumt, auf dem Schrank hatte die Jula neuen Linnenzeug offen liegen laſſen, ſchneeblümelweißen Linnenzeug! Der Franz ſtand am Tiſch und ſchnitt vom Laibe Brotſpalten in eine hölzerne Schüſſel für die Mittagsſuppe. Er ſchnitt immer hinein und die Schüſſel war ſchon voll und es ereignete ſich nichts. Endlich hub draußen im Hofe der weiße Pintſcher an zu keifen. Der dicke Schmadelbauer ſtieg langſam heran und hinter ihm der Derler-Sepp. Der ſchlanke, junge, lebfriſche Sepp. Beide im Sonntagsgewand, der Schmadelbauer mit einem feierlichen Stocke, der Burſche die eine Hand in der Rocktaſche, die andere mit dem Daumen am Hoſenträger. Unter dem weißen Hemdkragen ein kirſchrothſeidenes Halstuch, aber am Hut keine Feder und keinen Strauß. Ob er morgen derlei tragen wird, das kommt aufs Glück an, das ſie jetzt ſuchen gehen. Der Pintſcher wollte den Burſchen in die grünen Strümpfe ſchnappen, allein der Sepp beugte ſich nieder, klatſchte mit der Hand auf die Lederne und machte dem Hündlein was Verſöhnliches vor, gleichſam, als müſſe er jedes Weſen für ſich gewinnen in dieſem Hauſe.

Die Jula war eilends in die Küche hinausgeschlüpft; das gienge noch ab, daſs es aussähe, sie hätten schon darauf gewartet! Die beiden Männer traten in die Stube. Nach dem „Grüß Gott“ und „auch so viel“ sagte der Franz, es wäre brav, sie kömmen gerade recht zum Mittagessen. Darauf die artige Entgegnung vom Schmadelbauer, des Essens wegen wären sie wohl nicht hergegangen, aber wenn sie nicht ungelegen kämen, ein par Wörtel reden möchten sie mit dem Franz.

„Was denn lauter!“ rief der Brotaufschneider, „seids 'leicht um die Theresel da?“ — Wenn man einen Mund so wegschlagen könnte, wie eine Nase, der Franz hätte sich jetzt den seinen weggeschlagen aus innerem Zorn über die vorlaute Red'. Aber sie war heraus und der Schmadelbauer wackelte mit glühendem Gesicht auf ihn zu, hielt ihm beide Hände hin: „Ja, Nachbar! Um deine Theresel sind wir da. Ist's wahr, Sepp?“

Der Angeredete blieb hinten beim Linnenschranke stehen, nickte lebhaft mit dem Kopf und wurde roth wie eine Nelke. Allerliebst schauen sie aus, die jungen Burschen, wenn sie roth werden.

Der Franz schrie es in die Küche hinaus: „Mutter, komm' geschwind herein! Da schau! Der will unser Mädel heiraten!“

Die Mutter war anfangs bestrebt, den allzuraschen Lauf der Ereignisse zu hemmen. War auch schon die kleine runde Theresel da und wollte die Uhr aufziehen.

„Mädel!“ rief der Vater, fasste sie an der Hand, stellte sie dem Sepp gegenüber und sagte: „Was sagst denn dazu? Magst ihn?“

Wendete sich das Dirndel langsam um, gieng hinaus in die Vorlauben und weinte in ihre Schürze hinein.

Die Mutter that bestürzt, hielt sich beide Hände vors Gesicht und murmelte: „Mein Gott, zwingen kann mon niemanden zum Heiraten. Wenn sie halt nicht will!“

Jetzt trat der Sepp vor und sprach ganz kühnlich: „Wöllen thut sie, das weiß ich.“

„Ist's wahr?“ rief der Vater zur offenen Thür hinaus. Sie weinte noch immer in ihre Schürze hinein, nickte aber nicht unmerklich mit dem Köpflein. Der Sepp gieng schnell zu ihr hinaus und nahm sie mit beiden Händen beim Köpfel.

„Sie kratzt nimmer! Sie kratzt nimmer!“ mit diesem heiteren Doppelschrei waberte der Lipperl zur Thür herein.

Der Schmadelbauer lugte etwas schief hin. — Hat sie denn gekratzt?

„So sag's auch, wer nimmer kratzt, vertrackter Bub!“ schrie die Mutter, „deine rupfene Pfaid kratzt nimmer!“

„Und die auch nimmer!“ sagte der Sepp, nachdem er dem Dirndel einen Schmatz gegeben hatte, pickfest mitten auf den Mund hin.

Im Kloſter.

Von **Hans Falky.**

Am blauen Himmelsfeld, das ſeine Bogen
Hoch oben über Berg und Thäler dehnt,
Kommt ſtill der bleiche Mond heraufgezogen
In mildem Schein, dem Tagesſtern entlehnt.

Er hellt die Nacht mit dem entlehnten Scheine,
Der erſt des Berges höchſte Gipfel rührt,
Dann abwärtsgleitend über Wald und Steine
Den Geiſterſtrahl in Thal und Schluchten führt.

Und alles, was die Nacht in finſter'm Streben
In ihres Mantels Falten eingehüllt,
Erſcheint von neuem geiſterhaftem Leben,
Von neuem geiſterhaftem Licht erfüllt. —

Auch wo dereinſt verſchwieg'ne Kloſterleute
In tiefer Schlucht ihr Heim ſich auferbaut, —
Seitzkloſter nannten ſie's, und ſo heißt's heute,
Wiewohl man nur mehr karge Reſte ſchaut. —

Dort an der waldbedeckten „Gora" Hange,
Die in der Steiermark ihr Haupt erhebt,
Ward alles, was da ſteht und wächst, ſchon lange
Von lichten Mondesſtrahlen eingewebt.

Der alte Thurm in grauem Wetterkleide
Hebt ſich gar ſcharf vom Waldesgrunde ab,
Stolz ſteht er da, ein mächtig Steingebäude,
Wirft ſchwarze Schatten über'n Hang hinab;

Und drüben ſteh'n der alten Kirche Reſte,
Viel ausgezackt durch Bruch und Bröckelung,
Dem Zahn der Zeit verfiel bereits das beſte,
Und was noch ſteht, zeigt manchen böſen Sprung.

Das Kloſterthor, gewölbt in mächt'gem Bogen,
Steht feſt noch da in all dem Ungemach,
Das ob der Friedensſtätte hingezogen;
Und nebenan, ganz ſicher unter Dach,

Steht ganz ſo wie in alter Zeit verbunden,
Ein tüchtig Stück vom alten Kloſterbau;
Wohl iſt der Mauern Jugendglanz entſchwunden,
Sie zeigen ſich in düſter'm, trübem Grau!

Dort, wo dereinſt gehaust der Mönche Scharen,
Lebt jetzt allein und ſtill mit Weib und Kind
Ein greiſer Mann, die Schätze zu bewahren, —
Die längſt im Sturm der Zeit verſchwunden ſind. —

Still liegt es da im klaren Mondesſcheine,
Was nicht der Blitzſtrahl der Vernichtung traf;
Kein Lebenszeichen rings im Umkreis, keine
Bewegung ſtört der todten Mönche Schlaf.

Da knarrt's; — ganz heimlich, — drüben, wo die Pforte
Den Eingang in den Seitenbau verſchließt; —
Und ihr entſchlüpft ein Etwas — ohne Worte —
Auf feuchtem Grund, wo Gras und Epheu ſprießt.

Iſt's ein Geſpenſt? — Ach nein; das Roth der Wangen,
Der Augen Leuchten und der Formen Schwung
Zeigt friſche Lebensglut. — Fürwahr, kein Bangen
Weckt die Erſcheinung, nur Verwunderung.

Gar wenig paſst dies junge friſche Weſen —
Ein Mägdlein iſt's von kräftiger Geſtalt,
Zum Liebe ſpenden, Liebe nehmen auserleſen! —
In dieſes Trümmerreich, ſo todt und kalt.

Noch einmal knarrt's, die Thüre iſt geſchloſſen,
Das Mägdlein blickt erſt furchtſam in die Rund,
Dann eilt es leichten Fußes, ſchnell entſchloſſen,
Hin über thaubenetzten Wieſengrund.

Nach aufwärts geht's, wo von des Mondes Helle
Beſtrahlt der alte Thurm ſein Steinhaupt reckt;
Dort wartet wohl ein freundlicher Geſelle
Zum Stelldichein, gar heimlich und verſteckt? —

Ja — ſieh! — dort lugt mit freudiger Geberde
Ein Männerantlitz vor, dem Licht entrückt! —
Das Mägdlein ſtockt im Lauf, und nach der Erde
Senkt es den Blick halb ſchamhaft, halb beglückt.

Da fühlt es ſich von ſtarkem Arm umfangen,
Der es nach aufwärts zieht, wo's dunkel iſt,
Und liſpeln hört es, heiß, in ſüßem Bangen:
„O, habe Dank, daſs du gekommen biſt!“

Ein Männermund will ſeine Lippen decken
Mit heißem Kuſs in reger Liebeshaſt,
Da aber ſträubt es ſich in leichtem Schrecken
Und flüſtert ſcheu, von ſchneller Angſt erfaſst:

„O, — laſs mich! — Nein! — Ein Unrecht iſt's —
ich meine, —
Daſs wir dahier —; fürwahr, ich fürchte mich; —
Wo einſt die frommen Mönche im Vereine
Gewiſs gebetet nur. Ich bitte dich!“ —

Da rauſcht es ſeltſam in der Bäume Krone,
Die drüben ſchimmern in des Mondes Licht,
Es klingt, wie wenn in fettem, tiefem Tone
Aus ihnen eine Männerſtimme ſpricht:

„Oho, mein Schatz, laſs dich nur ruhig küſſen,
Weil dies fürwahr doch keine Sünde iſt;
Und dann — gewiſs — du wirſt mir glauben müſſen! —
Auch einſtens ward dahier gar viel geküſst.“ —

Das Rauſchen ſchweigt, und ungeſtörte Stille
Herrſcht wieder an dem weltverlaſſ'nen Ort;
Dem Manne dort am Thurme ward ſein Wille,
Sie küſſen beide nun recht munter fort.

Erinnerung.

Vorwärtsſchau'n macht alt, rückwärtsſchau'n macht jung,
Jugend ſaugt das Herz aus Erinnerung.

M.

Das große Menschenmädel.

Eine merkwürdige Geschichte aus dem Garten.

Was hat meine kleine Martha im Schürzlein, das sie in einem Bündel vor sich aufgebunden daherträgt? — Die kleine Martha hat im Schürzlein wunderbare Dinge. Sie hat Grashalme und Birkenlaub und Klee in dasselbe gethan, sie hat Käfer abgefangen, krauchende und fliegende Käfer, kupferfarbige, perlmutterfarbige, goldfarbige, kleine und große, solche, die mit langen Beinen schaudervoll träge weiterkrabbeln, und solche, die auf kaum sichtbaren Füßlein hastig weiterrieseln, dass uns angst und bang wird, ob sie einem nicht plötzlich unters Kleid hineinkommen und dann in die Haut ein Loch beißen!

Die kleine Martha lockert ihr Schürzlein ein wenig, ich gucke hinein auf die grüne Welt, wo mit jedem Sprüngleiu der Martha Pflanzen- und Thierreich durcheinandergeschüttelt worden, dass die Erdbeben von Lissabon und Laibach dagegen reine Kinderspiele gewesen. Aber die Käfer machen sich nichts draus, sie wurln im Gekräute durcheinander, die einen heben an, langsam am weißen Kleidchen emporzuklettern, die anderen beginnen eilige Sturmläufe empor gegen Brust und Hals des Dirndels, so dass dieses kreischt vor lachender Angst, dass es sogar das Schürzlein fallen lassen will und doch dabei die Ecken in der Faust krampfhaft festhält. Wie sie aber gewahr wird den Graus, dass die kleinen Ungeheuer das Gefängnis überall durchbrechen, dass sie von links und rechts, über die Glätten und in den Falten tückisch heraufkommen, da schleukert sie die Arme aus und streut das Kräuterwerk von sich. Das hilft ihr nichts mehr. Schürze, Rock, Halstuch, Ärmlinge und Busen, Hals und Haar, alles voller Käfer, die einen kitzeln, die anderen zwicken, noch andere jagen über Kinn und Wange her und wollen bei den Nasenlöchern hinein, und etliche umkreisen fliegend den Kopf und sind noch unschlüssig, von welcher Seite sie das Dirndel angänzen sollen.

In dieser Noth erhebt die kleine Martha ein vollgiltiges Angstgeschrei und läuft zu mir, dass ich sie rette. — Es gelingt und ich beanspruche für diese That kein Heldenmonument. Als die Feinde verjagt sind, theils in die Lüfte hinaus, theils in den Rasen hinab, schauen wir einem

Käferlein zu, das selber in sichtlicher Todesangst über Blattwerk und Halme dahin eilt und in ein üppiges Moosgeflecht hineinkriecht.

„Wohin ist es denn gelaufen, Vater?“ fragte mich mein Dirndel.

„Ja, mein Kind!“ sage ich, „das ist jetzt zur Mutter gelaufen und wird ihr erzählen.“

„Was? Erzählen wird's?“

„Wird's der Mutter erzählen, was es jetzt erlebt hat.“

„Der Käfer wird erzählen?“ fragt die Martha noch einmal.

„Natürlich, warum soll denn der Käfer nicht erzählen, wenn er was weiß! Er hat ja auch seine Sprache, und wenn sie auch nicht jeder verstehen kann, weil die meisten Leute für eine so kleine feine Sprache zu große Ohren haben, so versteht sie doch die Käfermutter, denn es ist seine Muttersprache.“

„Seine Käfermuttersprache“, verbessert das Dirndl.

„So ist es, seine Käfermuttersprache. Und davon verstehe ich auch ein bißchen was.“

„Hast du nicht zu große Ohren, Vater?“

„Hörst du, wie der kleine Kerl jetzt plappert? Hörst du's!“

„Ja“, sagt die Martha, „ich höre es schon, aber das sind unsere Wäscherinnen am Brunnen.“

„Nein, Kind, die meine ich nicht. Die höre ich ja auch gar nicht mehr. Weißt du, das ist so, was der Mensch immer hört, wie das Wasser, oder das Mühlrad oder die Wäscherinnen, das hört er endlich gar nicht mehr. Und was er sehr selten hört, das hört er sehr gut, wie zum Beispiel ich jetzt den Käfer.“

„Ich bitte dich, Vater, was sagt der Käfer?“ schmeichelt sich mir das Dirndel an die Brust. Ich spitze natürlich das Ohr, lege den Finger an den Mund, damit sie mäuschenstill sein solle und hebe an, ihr leise zu erzählen, was drinnen im Moosgeflecht der braune Käfer zu seiner Mutter sagt.

„Du Mutterle, spricht der Käfer, nachdem er ins Haus getreten ist. Das Haus ist ein zusammengerolltes dürres Eichenblatt aus dem vorigen Jahr. „Mußt nicht böse sein, Mutterle, daß ich heute so spät nach Hause komme zum Essen. Denke dir, ein Mädel hat mich abgefangen, ein Menschenmädel. Und das ist so groß gewesen wie ein Berg, und seine Finger sind so dick gewesen wie ein Stamm da drüben im Distel-Urwald. Mit zwei solchen Fingerblöcken hat es mich genommen und in seine Schürze geworfen. Da drinnen hat das Mädel eine große Wildnis von Bäumen und Büschen gehabt und sind schon viele Käfer, bekannte und ganz fremde, gefangen gewesen und umhergestiegen im Struppwerk und keines hat einen Weg gewußt, und jedes ist gelaufen wie nicht gescheit, daß es wo herauskäme. Mir ist so ein kupferiger Lackel gerade auf den

Kopf gestiegen, dass ich sagen muss: Mein Herr, wenn Sie schon einen lebendigen Fußschemel brauchen, so steigen Sie Ihrer Großmama aufs Haupt, und nicht mir!"

„Dummer Käfer!" unterbricht mich die Martha mit Entrüstung, „der Großmama darf man ja auch nicht auf den Kopf steigen! Die ist doch so lieb!"

„Weißt du", belehre ich, „bei den Käfern wird das nicht so genau genommen. Du wirst auch sehen, wie sich unser kleiner Käfer für die Unbill entschädigt hat."

„Was heißt entschädigt?" fragt die Kleine.

„Du wirst es schon hören, der Käfer erzählt also weiter."

„Vater, ist das wirklich", unterbricht mich die vierjährige Martha, welche es schon weg hat, dass es Erzähler gibt, bei denen ein kleiner Zweifel nicht ganz überflüssig sein mag.

In ernsthafter Weise fahre ich fort: „Also, der Käfer erzählt seiner Mutter: Über unserer Wildnis ist ein großes Dach gewesen und das geht auf einmal ein wenig auseinander, so dass wir hinaufsehen auf einen steilen Berg, auf dem Schnee liegt. Und wir klettern gleich hinauf. Es ist aber doch kein Berg, es ist das große Menschenmädel, und es ist kein Schnee, es ist das weiße Kleid, das das Menschenmädel an hat. Das ist mir recht, ist darauf besser steigen wie auf Schnee und nicht so kalt. Ich laufe schnell über das steile Feld hinauf und komme zu einer großen goldenen Kugel, die ist viel größer als ich und die Sonne funkelt darin, dass ich ganz blind werde. Jetzt, Mutter, diese Kugel, das ist der Busennadelknopf gewesen, den das Menschenmädel am Halse hat. Dann bin ich auf einen lichten Sammt gekommen, der ist hübsch warm und ich darüber hinweg, bis ich vor einer großen rosenrothen Höhle stehe, gar riesengroß, so dass ein ganzes Käfervolk darin platz hätte. Und da drinnen stehen weiße Felsen, der Reihe nach, sie stehen von unten hinauf und von oben herab. Da wollte ich geschwind ein wenig höhlenforschen gehen, aber mein Schutzengel hat gesagt: Vorwitz, lass es bleiben, sonst geht's dir schlecht! Denn die rosenrothe Höhle ist dem Menschenmädel sein Mund gewesen! Ich laufe weiter und komme zu einem Hügel, der zwischen blühenden Wiesen steil aus dem Boden aufsteigt und zwei Grotten hat. Das ist dem Menschenmädel seine Nase gewesen. Ich habe sie mit dem Rüssel geschwind ein wenig gebissen und da ist aus den Grotten ein krachender Sturm herausgefahren, der hätte mich bald in den Abgrund geworfen."

„Vater, was ist das gewesen?" fragt meine kleine Martha.

„Das Menschenmädel hat geniest."

Die Kleine reibt sich vergnügt die Händlein: „Und hat der Käfer nicht Helfgott gesagt?"

„Der ist erschrocken weiter gelaufen", erzähle ich, „und ist in die Gegend gekommen, wo die zwei schönen, blauen Seen sind. Ganz himmel-

blau. Und ringsherum ſtehen dunkle Büſche und als der Käfer zwiſchen durch in den See guckt, da ſieht er im Spiegel, wie winzig klein und wie braun er iſt. Und dieſe zwei Seen, das ſind meiner Martha ihre blauen Äuglein geweſen."

Ganz roth wird das Dirndel und die dunklen Büſche ihrer Augenwimpern hebt es hoch.

„Und der Käfer erzählt: Mutter, und nun denke dir! Wie ich über das Feld weiter gelaufen bin, da ſehe ich, daſs in den Lüften eine Rieſenhand gegen mich heran kommt. Ich will in den goldenen Wald flüchten, der weiter oben iſt, aber die Hand kommt näher und ich weiß, ſie wird mich armes Weſen zermalmen. Links und rechts ſind andere Käfer, größere, die ſpannen ihre Flügeln aus und flattern davon. Und ich habe keine Flügel, ich armes Haſcherl, und bin verloren. Mutter, und wie ich ſo in Todesgefahr bin, da ſehe ich den Käfer, der mir vorher auf den Kopf geſtiegen iſt; und wie er ſeine Flügeln ausbreitet, ſpringe ich ihm auf den Rücken, halte mich feſt, er fliegt mit mir ab, ſo komme ich glücklich auf den Raſen und die ſchreckliche Hand hat mich nicht ertappt. — Sie hätte dir ja nichts gethan, ſagt darauf die Käfermutter. Das Menſchenmädel kenne ich, es iſt zwar ein großes Ungeheuer, aber es hat ein gutes Herz. Es wird kein hilfloſes Thierlein tödten oder quälen, und wenn es mit ſeinen Rieſenpfoten dahinſteigt, ſo gibt es immer acht, daſs es auf dem Weg keine Käfer, keine Ameiſe zertrete. Und wenn das große Menſchenmädel mit uns armen Weſen einmal ſpielt, wie es heute mit dir und den anderen gethan hat, ſo denkt es daran, daſs es keinem wehe thut. Und wenn ihr es einmal kitzelt oder ein wenig ſtechet oder ſonſt necket, ſo macht es ſich nichts daraus und denkt, ihr verſteht es nicht beſſer und ſeid halt einmal ſo und läſst euch unverſehrt wieder fort."

„Das hat die Käfermutter geſagt?"

„Jawohl, mein Kind."

„Dieſe Käfermutter iſt eine ganz geſcheite Frau!" ruft die Martha, wie mich dünkt, hocherfreut über die Anerkennung ihrer guten Abſichten.

„Ja, und ſo iſt es geweſen", ſage ich und denke, die Moral wird ſie ſchon finden.

Die Kleine hängt ſich nun mit ihren beiden Händen an die meinen, hüpft und hopst mir eins vor und ſagt ganz plötzlich: „Vater, das haſt du gut zuſammengedichtet!"

So ſteht es. Wer heutzutage Märchen und Fabeln erzählen will, der muſs ſich damit an Erwachſene wenden. Die Kinder glauben nichts mehr. R.

Verlorene Heimat.

Von **Joſef Rud. Huſchak.**

Aus fernem Land, auf Meereswogen
Und vieler Reiche Schienenſtrang
Iſt er den weiten Weg gezogen
In nimmermüdem Heimatsdrang,
Um einmal noch den Ort zu ſchauen,
Wo er das Licht der Welt erblickt
Und ihn ein Ideal der Frauen
Bezaubernd an das Herz gedrückt!

Es läſst in Worte ſich nicht faſſen,
Was ſeine Seele nun durchglüht,
Als er die ihm vertrauten Straßen
Zu ſeinem Heim erfreut durchzieht.
Begrüßen ihn nicht alle Pfade
Zum ſtillen Häuschen, dort am Fluſs?
Geweiht erſcheinen die Geſtade
Durch Mutter- und durch Liebeskuſs!

Doch ach! Will ihn das Sehnen irren
Verblendend böſe ſein Geſicht?
Er findet nach des Forſchens Irren
Der Jugend Heimatsſtätte nicht.
Und wähnend ſich in Zauberbanden,
Umdüſtert ſchmerzhaft ſich der Blick,
Wo einſt ſein theures Heim geſtanden
Iſt jetzt ein Rieſenbau: Fabrik.

Hinweg! Von toller Neuzeit Streben,
Dahin, zu jenem ſtillſten Ort,
Wo Frieden ſchließt das Menſchenleben
In ew'ger Ruhe einz'gem Hort!
Dort, wo die Grabesblumen künden,
Daſs Liebe nicht vergeſſen kann,
Will bergen er ſein Wehempfinden
Als ungekannter greiſer Mann!

Er wandert wieder viele Straßen! —
Doch, wo die Nachwelt Kränze flicht,
Da fühlt er ſich erſt recht verlaſſen,
Er findet auch — den Friedhof nicht!
Der Ruheort der Todesgäſte
Hat reichem Leben platzgemacht,
Auf ihm erheben ſich Paläſte
Mit Modetärm und Bautenpracht!
— Zu fernem Land, auf Meereswogen
Und vieler Reiche Schienenſtrang
Iſt wieder er den Weg gezogen
In ungeſtilltem Heimatsdrang!

Kleine Laube.

Wahrſpruch.

Wer nicht gerecht ſein kann,
Der ſoll nicht richten!
Wer nicht erlöſen kann,
Der ſoll nicht dichten!

Wildenbruch.

Die Mugel.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Von der ſchönen ſteiriſchen Stadt Leoben aus habe ich manchen Spaziergang in die Berge unternommen. Einer der fürnehmſten war jener in den Auguſttagen 1895. Ich wanderte mit meinen Söhnen. Wir ſtiegen anwärts gegen eine kahle Kuppe, die hinter hohen Waldbergen hervorſteht und von der ein neues Schutzhaus niederleuchtet. Dieſer ſchöne Berg führt den nicht ſchönen Namen „Mugel“. Man braucht ſich allerdings nicht unter jedem Worte etwas zu denken, das Wort „Mugel“ aber will erinnern an etwas Stumpfſinniges, dabei Verſchlagenes und Trotziges. Dem Berge thäte man damit unrecht, das iſt ein harmloſer freundlicher Berg, von dem noch kein Touriſt abgeſtürzt ſein dürfte. Ein Hochtouriſt würde ſich einfach ſchämen, ſolche Berge zu betreten. Ich aber trachtete einſtweilen hinaufzukommen. Der Pfad dahin thut gar geheimnisvoll. Ein herrlicher Bergwald wölbt den wohlerhaltenen ſanft anſteigenden Hohlweg ein, ſo daſs man länger als zwei Stunden in einer grünen Dämmerung dahinwandelt. Ich ſtudierte unterwegs wie gewohnt unſere Generalſtabskarte, fand darin aber weder die Moritzhöhe, an deren Fuß wir vorüberkamen, noch den Spitz-Chriſti, der am Wege ſteht. Dieſer Spitz-Chriſti iſt allerdings keine

Felſenſpitze, ſondern in Waldestiefe der Denkſtein an einem geheimnisvollen Grabe.... Hinter demſelben kommt bald der Bergkamm, der Wald lichtet ſich, wir ſehen vor uns die kahlen Kuppen des Hoch- und Gleinalpenzuges und die ſteilaufſteigende Kuppe unſerer Mugel. In der Abenddämmerung gefiel uns aber noch beſſer das Leobener Alpenhaus, die Schmollhube, die halb verſteckt in einem Kiefernwäldchen vor uns dalag. Eine ſchöne Zirbelkiefernallee führt dahin wie zu einem Herrenſitze und im Hauſe ſelbſt wurden wir abgewieſen. Wer nicht aus Leoben vom Wirtſchaftsamt eine Karte mitbringt, der wird nicht aufgenommen, wer eine mitbringt, der genießt als Gaſt der Bergſtadt Leoben freie Herberge im traulichen Gebirgshauſe. Wir hatten nichts mit und gedachten ſchon, uns unter einer alten Kiefer häuslich niederzulaſſen, als ein Hausbewohner der Wirtin zumunkelte: „Das iſt der Heimgartenmann!“ und dabei auf die Hefte genannter Zeitſchrift hindeutete, die auf dem Tiſche lagen. Von dieſem Augenblicke an waren wir daheim in der Schmollhube, die wahrlich ein reizender Schmollwinkel iſt, wie man ſagt, für Ehemänner. Der Hauswart iſt bei Tag ein fleißiger Holzknecht und am Abende ein gemüthlicher plauderſamer Wirt. Eine Unterhaltung mit einfachen Leuten, die Hausverſtand und Erfahrung haben, iſt für mich immer fruchtbar. Als wir von den ſchönen Wäldern ſprachen, die ſich in dieſer Gegend ſo ſtolz hinbreiten, kam auch noch ein dritter ins Geſpräch, eine richtige Älplergeſtalt mit langem Rothbart und großer Tabakspfeife, die er ſtets durch Stein und Schwamm in Brand ſteckte, was den ganzen Abend eine angelegentliche Beſchäftigung gab. „Es wird ſchier ſo ſein, wie mein Vater immer geſagt hat“, bemerkte der Mann während ſeines Funkenſchlagens. „Vor dreihundert Jahren iſt in dieſer ganzen Landſchaft nichts als Wald geweſen und nach dreihundert Jahren wird wieder nichts als Wald ſein. Vorch haben ſie halt mit dem vielen Holz nichts anzufangen gewußt und haben deswegen den Wald verwüſtet und ſchlechte Kornfelder angelegt auf dem Boden. So iſt eine bettelhafte Bergbauernſchaft geworden — das taugt nichts. Seit die Eiſenbahn geht, wird's beſſer. Bald wird wieder alles Wald ſein, nichts als ſchöner wildreicher Wald, und die Häuſer werden nur noch in den Thälern ſtehen bei der Eiſenbahn. Wir Steirer leben von Holz und nicht von Kornbau. Das Holz verkaufen wir theuer, das Korn kaufen wir billig. So iſt's.“

Ich wäre auf eine ſo bündige Darlegung unſerer Volkswirtſchaft keines Wortes mächtig geweſen, der Wirt aber that den Mund auf: „Der Unterſchied wird halt der ſein: Beim Feldbau hat die Niklasdorfer Pfarr' über neunhundert Einwohner gehabt, bei der Waldwirtſchaft werden in der ganzen Pfarr' nicht mehr als etwa dreihundert leben können. Da werden freilich etliche reiche Großteufel dabei ſein, die mehreren werden arme Holzknechte und Kohlenbrenner und Fuhrwerker ſein und kein eigen Haus und Hof haben.“

Als der andere mit der großen Pfeife hinausgegangen war, fragte ich den Wirt, wer es denn wäre?

„Der?“ antwortete der Wirt, „das iſt ein Jäger.“

Und jetzt war auch alles klar.

Am nächſten Morgen thaufriſcher Anſtieg auf die Mugel. Bis zur Hollmeierhütte eitel Parkweg am Bergrücken hin. Ober der Hütte waren wir entzückt von dem Anblick der Schwabengruppe, die ſich hier das erſtemal darbietet; während der Menſch ins Hochgebirge ſchaut, kann er nicht auf die Markierung gucken, Folge davon ein Irrweg links durch ſteilen Wald gegen die Mugelhütte. Trotzdem waren wir nach ein- und einhalbſtündiger Wanderung auf der Höhe, wo das neue Schutzhaus leuchtet. Und dieſer Himmel! Und dieſe Luft! Und dieſe Blumen! Und dieſe Berge! O Welt, wie biſt du ſchön! — Glückſelige Hochſtimmung reißt mir manchmal

zu tief in die Nerven, ich muſs ſie unterbrechen. Daher ſetzte ich mich in das Schutzhaus, aß ein Stückchen Brot und erledigte einen Correcturbogen des „Waldvogels“. Die Arbeit beruhigte mich, nach derſelben war ich ausgeraſtet und konnte mich dem Genuſſe des Berges hingeben. In den Thälern lag weißer Nebel, die Felſenberge des Hochſchwab, die ſtarrenden Rieſen hinter Troſaiach, als der Reiting, der Reichenſtein, die Vordernberger Mauern ſind hier von großartiger Wirkung, ſie geben der Mugelausſicht den Charakter. Im Nordoſten der Sonnwendſtein, im Südoſten der Schöckel, im Weſten der Zirbitzkogel, im Norden die Seemauer, das ſind die äußerſten Punkte, die an dieſem Morgen zu ſehen waren. Die übrigen zahlloſen Gipfel nenne ich nicht, ſie bleiben ſtehen und können ſich jedem ſelbſt vorſtellen. Als der Nebel ſich in ſonnigen Dunſt löste, ſchimmerten in der Tiefe des Murthales die Städte Leoben und Bruck. Das Mürzthal liegt in ſeiner vollen Breite und Länge zu unſeren Füßen, beſäet von Ortſchaften bis hin an den grauen Zug der Kampalpe im fernen Hintergrunde. Gegen Süden verdeckt der nahe Hochalpenzug die Ausſicht, ſie würde auch nicht viel Großartiges zu bieten haben. Herrlicher Gebieter des Gaues iſt und bleibt der Hochſchwab.

Auf der Mugel bethörte mich eine optiſche Täuſchung. Im Oſten, ganz nahe, durch einen flachen Sattel mit der Mugel zuſammenhängend, ſteht das Roſsegg. Die Karte gibt an, daſs dieſes um vierundfünfzig Meter niedriger ſei, als die Mugel, und das ſchien mir nach dem Augenmaß ganz und gar unmöglich, ich hätte vielmehr gewettet, daſs das Roſsegg die Mugel mindeſtens um dreißig Meter überrage. Mit einem ſenkrechten Faden und dem Rechteck der Karte bildete ich mir ein Meſsinſtrument an den Balken der Pyramide. Auch das zeigte das Überragen des Roſsegg an. Hinter dieſem Berge ſteht der Hohe Lantſch. Wir ſind auf der 1632 Meter hohen Mugel, wie kommt es, daſs das 1578 Meter hohe Roſsegg uns den 1722 Meter hohen Lantſch vollkommen verdecken kann? Ich hätte die Ehre meines Namensvetters gerne gerettet, aber die Generalſtabskarte ſagt, das Roſsegg iſt niedriger als die Mugel und da gibt es wohl keinen Einſpruch.

Daſs wir übrigens auf unſerer Mugel ſehr hoch oben waren, zeigte der Abſtieg. Zwei volle Stunden ſteilab hatten unſere Knie zu ſchnappen, bis wir in Niklasdorf waren an der Eiſenbahnſtation. Ins Thal gekommen, ſchaut man natürlich wieder hinauf zum Gipfel und ſagt: Dort oben ſind wir geweſen! Und das iſt dann allemal eine ſtolze Befriedigung. R.

Eine Anſichtsſache.

So praktiſch und materialiſtiſch unſere Zeit auch ſein mag, die Kunſt läſst ſich nicht unterkriegen. Sie wird einfach auch praktiſch und bindet gerade dort muthig an, wo es am allerpraktiſcheſten hergeht.

Seit einigen Jahren ſind unſere Bahnhöfe zu Bildergallerien geworden. Herzige Kinder, die Seife ausbieten; reizende Mädchen, die feine Schnäpſe feilhaben; Engel, die Hoſenträger verkaufen. Der alte Zeus preist eine vorzügliche Chocolade an; der ehrwürdige Prometheus treibt Zündwarengeſchäfte; ein Rieſenſeefiſch trägt einen Buckelkorb mit Leberthranflaſchen, ein drolliger Zigeuner macht in Inſectenpulver u. ſ. w. Derlei iſt bildlich dargeſtellt. Alſo verherrlicht jede Zeit ihre Ideale durch die Kunſt. Doch nicht allein Waren von Menſchenhand bietet die Kunſt in bunten Farben feil auf Bahnhöfen und anderen öffentlichen Orten, auch des lieben Herrgotts ſchöne Welt wird ausgeſchrotet in größeren Trümmern, wie das Engadin, das Chamounixthal, die Dolomiten, der Bodenſee, und in kleineren Stücken, wie der Pilatus mit

ſeiner Bahn, Interlaken, der Schaſberg u. ſ. w. Dann kommen die Curorte, die Sommerfriſchen, die Hotels, alles in ſchreienden Farben, vieles künſtleriſch gruppiert und ausgeführt, ſo daſs ſich die Leute locken, manchmal auch verlocken laſſen. — Die Bildergallerie iſt umſonſt zu ſehen, aber die Dinge, die ſie vorſtellt, ſind nicht umſonſt zu ſehen, obſchon Gott für ſeine Berge und Seen urſprünglich keine Taxe aufgeſtellt hat.

Die Reclame von der ich ſpreche, iſt äußerſt wirkſam, eben weil ſie von der Kunſt betrieben wird und weil die Leute immer noch Sinn für Schönheit haben. Doch ſind dieſe Wandbilderreclamen mit einem großen Fehler behaftet, ſie bewegen ſich nicht von Ort und Stelle, ſie bleiben an der Wand haften, ſie richten vielleicht nur bei ſolchen etwas aus, die zufällig da ſind, ſie laufen den Leuten nicht nach.

Die Sache hat ſich aber leicht vervollkommnen laſſen. Wir haben jetzt auch eine Reclame, die den Leuten nachläuft, die hauſieren geht, die jeden findet. Das iſt die Correſpondenzkarte mit Bildern, die Anſichtskarte. Das iſt zugleich Reclame, Renommage und Sport. Zur Sommerszeit fliegen die Anſichtskarten überall nur ſo herum wie die Falter. Sie kommen aus Tirol, aus Salzburg, aus Oberbayern, aus der Schweiz, aus Italien, aus dem Rieſengebirge, aus Thüringen, aus den Karpathen, aus Norwegen — aus aller Welt. In guter und ſchlechter Manier bringen ſie Anſichten von großartigen Wildgegenden und auch von künſtlich romantiſierten langweiligen Geländen. Jeder Berggipfel, jede Schlucht, jeder See, jeder Waſſerfall, jeder Geſundbrunnen, jedes Wirtshaus hat ſeine Anſichtskarte, die um vier, fünf Kreuzer oder doppelt ſo viele Pfennige zu kaufen iſt. Die Fremden kommen, die Karten gehen in Maſſen ab und wie man ſonſt für Reclame Geld ausgab, ſo läſst man ſich jetzt eine Reclame, die man für ſeine Gegend, für ſeinen Ort, für ſein Geſchäft macht, von anderen bezahlen. Der Verkäufer ſchreibt zum gedruckten „Gruß aus Rauſchenbach“, oder aus Buxtehude, der ſchön mit Landſchaft und Blumen geſchmückt iſt, ein paar nichtsſagende Worte dazu, viel Text hat auf dem Reſtchen leeren Raumes ohnehin nicht platz, und ſchickt ſie ſeinen fernen Lieben, oder einem Freunde, der nach ſeinem Dafürhalten großartig überraſcht ſein wird, wenn er erfährt, daſs der Abſender in Rauſchenbach iſt, oder in Buxtehude. Für dieſe Offenbarung hat der Empfänger manchmal das Straſporto zu leiſten, denn da die Karte ohnehin fünf Kreuzer gekoſtet, ſo vergiſst der Abſender bisweilen darauf, daſs ſie erſt noch mit einer Marke verſehen werden muſs. Dafür aber erpreſst die Karte bei dem Empfänger vielleicht den Ausruf: „Ah, dort muſs es ſchön ſein! Dieſes Buxtehude iſt doch ganz reizend gelegen! Aber der Teufel hole das Nachporto!“

Zeitungsinſerate wirken nur für den Tag, die Anſichtskarte hat ein weit längeres Leben. Sie wird aufbewahrt. Die Sammelwuth hat ſich ihrer bemächtigt und dem Briefmarkenſport folgt der Anſichtskartenſport auf dem Fuße. Auf der Anſichtskarte iſt Bild und Marke beiſammen und auch noch Wort und Name, das gibt der Sache eine intereſſante Complication. Der Anſichtskartentext pflegt übrigens banal zu ſein bis zur Strafbarkeit. Es handelt ſich allerdings nur um einen Gruß aus der Ferne. Aber könnte der nicht auch manchmal ein bisſchen witzig ſein? Könnte er in Ermangelung eigener Gedanken nicht einmal ein beſcheidenes Anlehen machen bei Sentenzen großer Dichter? Wenn ich in Weimar ſitze, ſo ſchreibe ich meinem Freunde in Steiermark doch nicht: „Bringe Dir einen Ganzen!“ ſondern etwa: „Ans Vaterland ans theure ſchließ dich an!“ oder „Der Deutſche mag keinen Franzmann leiden.“ Ich ſah noch keine Anſichtskarte, die einen erträglichen Gedanken ausgeſprochen hätte. Die Abſender ſcheinen ganz erfüllt zu ſein von dem Werte des Reclamebildes, von

der Thatsache, dass sie in irgendeiner Gegend sitzen und dass sie die Gegend, in der sie sitzen, auf dem Papier dem fernen Adressaten übermitteln können. Für den Sammler ist das zwar gleichgiltig, sein Ideal besteht darin, nur möglichst viele derlei Ansichtskarten verschiedener Formen zu besitzen, mit der Zeit vielleicht alle. Zur Aufbewahrung dafür würden die Wiener Museen nicht groß genug sein.

Was soll man nun aber im ganzen für eine Meinung haben von der Ansichtskarte? — Das ist Ansichtssache. J. Hofer.

Volkssprüche in Mundart.

Von Karl Reiterer.

In neuester Zeit verschwinden nicht nur die ländlichen Originaltrachten, Sitten und Bräuche, sondern der gesteigerte Verkehr und die wachsende Ausdehnung der Eisenbahnnetze in die entlegenen Landstriche der Alpen bringen es auch mit sich, dass unsere steirische Ursprache an Originalität verliert, eine Erscheinung, die sehr bedauerlich ist, denn mit dem Schwinden der Urwüchsigkeit unserer Mundarten verlieren wir auch ein gutes Stück Volksthum. Es ist daher hoch an der Zeit, dass die Volkslebenforscher auch im Sprachlichen sammeln und registrieren, weshalb im Folgenden neuerdings einige Originalvolkssprüche aus der nordwestlichen Steiermark anküpfend an bereits Veröffentlichtes gebracht werden, mit Erllärungen, die angenehm sein dürften, versehen.

Zu einem Bauernknecht, der alle Verrichtungen aufgetragen erhält, sagt man:

Du bist der sä Bua,
Was ih dir schaff, das thua.

Launig ist:

Gscheit is schön,
Aber man muss es könn angehn.

Mancher Bub thut, als gienge ihn diese oder jene Dorfschöne gar nichts an, obwohl er ihr nicht abgeneigt ist. Von diesem meint man:

Bei Tag grein, grein,
Bei der Nacht mein, mein!

Ergötzlich ist der Spruch:

Mir is koan Fleisch zfoast und koan Dirndl zschön;
Wia wirds mir tauder geh'n?....

Von den jungen Hunden glaubt man, dass sie

Neun Tog jogn,
Neun Wochen trogn
Und neun Wochen blind,
San d jungen Hünd.

Nicht unwahr ist:

A onders Lond
A onders Gwond.

Ähnliches bedeutet:

A onders Haus,
A onderer Brauch.

Beim Mähen im Sommer scherzt der Bauernknecht während des Sensenwetzens:

Wetzi, wetzi, moch a Schneid,
Ih mah und mah und kim nit weit.

Von der Jugend hört man:

Ih bin der Peterl, du biſt der Paul,
Ih bin gar fleißi und du biſt faul.

Oder:

Florian, Florian,
Dienet ſieben Jahre,
Die ſieben Jahr ſind ſchon um
Und die goldne N. N. draht ſih um.

Ein Bauernſprüchel im Donnersbachthale lautet:

Wer die Tochta will hobn,
Muaſs bei der Muatter onfrogn,
Und wenn in Buam die Liab plogt,
So muaſs er ſchaun, wos da Boda ſogt.

Zwei ſcherzhafte Sprüchel aus der Irdninger Gegend ſind:

Die Goas hot zwoa Kitz geburn,
Die Familie is größer wurdn.

Und:

Das Lebn is vergänglich
Und der Kuahſchwoaf is länglich.

In Donnersbachwald hörten wir Folgendes:

Wer oan Mahlzeit nit grotht (entbehrt),
Und zwoa nit iſst,
Is eh koan Chriſt.

Vom Eheſtande:

A Weiberl,
Is wia a Täuberl!
Aber wia long?
Um dös is oan bong.

Oder:

Bei zwoa Ehleuten,
So hört mans deuten,
Sitzt der Teufel ſiebn Johr,
Auf der Ofenſtell gor.

Ergötzlich, aber ungalant klingt:

Junge Weiba und olti Uhrn
Hobn völli die gleichen Naturn.

Eigenartig ſind:

Hiaz ſoll ih oan daroachen,
'n jungen, 'n bloachen,
'n bloachen, 'n kloan,
Eppa daroach ih oan.

Und:

Der Anerl im Tram,
Wenn nur der amol kam',
Und ih brauchat 'n Monn,
Wenn mih oaner nahm.

Wahr iſt unzweifelhaft:

Wo's Geld onfongt,
Hört d Freundſchoft auf;
Und wo d Freundſchoft onfongt,
Kommt ma ſelten drauf.

Etwas unzart muſs man nennen:

Dös is nit glei ſo:
Jockerl, geh her, iſs mir aus s Koch.
s hot gor moncher im Kopf — a Loch.

Eſsluſtige ſchäkern:

Eſſen muaſs ma, bis es wehthuat,
Mit der Zeit wirds glei recht,
Dann woaß ma, es ſchmeckt oan nit ſchlecht.

Derb und ſpottend zugleich finden wir:

Dös wird am End an Model hobn
Als wia, wenn er ggoſſen wär im Model
Und wär da Model (Modell) a Dodel.....

Andere komiſche Sprüchel ſind:

Daſs s is, wundert mih nit,
Aber daſs s ſein mog,
Dös is mei Frog.

Und:

Fünf Semmel und koan Brot
No, i ſog nix mehr noch mein Tod.

Einem Wortſpiel gleichkommt:

I hätt ſchon längſt
A neuobgrahmte Milch grichtt,
Bei mein Füaßen a zwoa,
A drei Wochen, a vier,
Wennſt nur mol kamſt zu mir,
Kimmſt jo gor nia!

Von den heiratsluſtigen Mädchen wird behauptet:

Wiſſen ſ' wo 'n beſſern, die Dirndl,
Da wirds zum Springen,
Damit a Heirat thät gelingen.
Sehen ſ' aber 'n armen Tuifel,
Da gebn ſie ſih nit gor wuiſal.....

Vom Ofen weiß der Alpenſohn zu ſpäſſeln:

Im Winter is er a guater Monn,
Ober im Sommer ſchaut 'n neamd on.

Auch ſoll das Sprüchlein ein Plätzchen finden:

Es is nit ſo wia ma moant,
Es is ſo, wias kimmt,
Wenn a Schöne an Loppen (Schwachſinnigen) findt.

Verächtliches drückt vom weiblichen Geſchlechte aus:

Is long guat im Boden eini
Und a Graß (Tannenreiſig) drauf ſchleuni.

Einer wegwerfenden Bedeutung gleichkommt:

Das iſt glei ſo oaner:
Wenn er nit war,
That s ah.

Freude ausdrücken ſoll:

Fix alle neuni,
Wenn heut der Himmel kniahoch war,
Steigat i nit eini.

Niedlich iſt der Mahnſpruch:

Red nur nit ſo viel,
Unſer Herrgott woaß ſchon
Wias Gott hobn will!

Vom Dünger heißt es:

Miſt
Geht dem Bauer über alle Liſt.

Und:

Wo Miſt iſt, iſt Geld,
Wo Geld is, is der Teufel
Und wo koans is,
San zwoa — ohne Zweifel.

Von einer langweiligen Muſik wiſpelt man:

Geh nur thon, geh nur thon
Und häng dein Kreuz am Buggl on.

Nationales bekundet:

Der Kroaner
Und noh vaner
Habn an todtn Hund erſchlogn.

Da Schildhaun.

A Gſchichtl in da ſteiriſchn Gmoanſproch.

Da Schuaſtamoaſta Traugoſt und da Maudlwirt va da Hochſtroßn hobn oanonda höllaſch gern. Wia zwen Brüada. Da Maudlwirt in Traugoſt ſcha gor. Freſſn kunt ern va lauta gernhobn, d Noſn ohbeiſſn, d Augn auskroßn, wan s da Schuaſta nit ollamol ſo gwiſs ſchlaferi zuamochad, ſar oft n da Wirt onſchaut.

De groß Freundſchoft kimbb von kloan Hund her, von weiſſn Pintſcherl. Ih muaſs s frei dazähln. Da Maudlwirt hat a Dachſl ghobb, a ſemelfarbigs Dachſerl, a kugelrunds. Und weils a „beſſeri Hälfti" war, wia da Schneida Nontl ſa ſein ſogg, ſa hot eahm in Nochbarn ſei Haushund, da Plutto, in Hof gmocht. Olli Wochn amol hat er ſei Kedn ohgriſſn und is afn „Flügeln der Liebe", wia da Schneida Nontl ſa ſein ſogg, übra kema za da mudlſaubern Dachſin. Hiaz hobns oba ban ar an ondern Nochbarn a Pintſcherl ghobb, a weiſſes Wullpintſcherl, und däs hot ſih ah verintereſſiert für s Fräuln Dachſerl, wia da Schneida ſogg. Und do is däs Pintſcherl ba da Nocht amol zan Maudlwirtshaus übra gſchlichn und hot hintn ba da Hulzſchupſn einigfungen ins Kamerl, wo die „Angebetete", wia da Schneida Nontl ſogg, ihr Betterl hot ghobb. Kimpp zan Unglück hiaz juſt ah da ſchworz Plutto daher — Raſſnkompf! Und in da Früa, wias liacht wird, ligg unta die Dochdrapſn s weiß Pintſcherl und is a todti Leich! — Hiaz muaſs ih mar amol d Augn auswiſchn.

In febin Tog ſohrt da Schuaſtamoaſta Traugoſt va Müllnboch daher. Er hot a por Kiſtn Schuach und Stiefel aufglodnt und ſohrt owi af Kirchboch zan Kiata

(Jahrmarkt). Ban Maudlwirt holt't er a wenl ſtill und waſſert s Roſs. Er ſelba holt't ſih ah zan Brun und trinlt aus da huhln Hond. Da geizi Schuaſta, daſs er ſein Wein vaſchmacht, däs giſt't in Wirt und er denkt eahm: Wort, Traugoſt, gonz umſiſt ſulſt ma nit ongholtn hobn vor mein Wirtshaus, ih gib da wos mit. Und henkt eahm hoamla hintn ban Wogn s Pintſcherl on. — Und ih muaſs hiaz amol greinen üba den hautſchlechtn Wirt!

Da Moaſta ſohrt weiter und hot untawegn nit gwiſst, wegn worum d Leut aſo lochn überoll, wo er vabeikimbb. Erſt wiar er af Kirchdorf owi kimbb und aſn Plotz die oldn Weiba d Händ zſomſchlogn über a ſo an Thierſchinda, der ſein Hund hintn mit an Strick onhenkt und in gonzn Weg wia naraſch dreinfohrt, daſs s ormi Pintſcherl mit Laffn neama dagfulgn kon und mit n Strick nochzogn wird bis s dawürgg is — erſt hiaz hot ers Onhängſl gſechn. „Du gibſt es jo gor nobel, Moaſta Traugoſt!“ redtn da Plotzwochter on, „immer oan troggs nit amol voron a Viech, du hoſt hintn ah oans!“ O du vadongelta Maudlwirt! denkt eahm da Schuaſta, du biſt es, däs ſchaut da gleich. Oba paſs auf, Freunderl, da Pintſch kimbb da zrugg! Aſtn is er ohgfohrn mit ſein Köta. — Und ih muaſs hiaz amol anpaſſn, wos da auffakimbb.

Da Maudlwirt va da Hochſtroßn iſt weit und broat bekonnt, wias as ſih ghört für a guats Wirtshaus. Ollahond fürnehmi Leut kehrn ban eahm ein und weil er a luſtiga Knauß is, ſa hobns n gern und kriagg er oft immer a Präſent von obn oder untn; er is ah nit ſchmutzi und woas wos ſih ghört. Nau, ſa kimbb zan Maudlwirt amol die Poſt und bringg a Kiſtl. A ſchwars Kiſtl und zwiſchn da Fiag ſteht a krumppi Schildhaunſedern auſſa, wia ma d Hahna ſcha ſchickt af da Poſt. Sarn dih! denkt eahm da Wirt, a Schildhaun! A druckts Kartl is ah dron von an guatn Spetzi, von Notarn s Kirchdorf. „Nau, ih glaubs, daſs der mar amol an Haun ſchickn kon“, moant da Wirt. „Ohgwinga (abgewinnen) thuat er ma gmua ban Kegelſcheibn, s gonz Johr. Won ih na wiſſad, wos ih damit onfonga ſult. Ka Haunfleiſch mog ih nit, an Federnſtoß hon ih eh für mein grean Huat, und gſchoſſn hon ih n ah nit ſelba, daſs ma ſih prohln lunt damit — zu wos brauch ih n? — Holt ih woaß s. Mein Schwogern ſchick ih den Vogel! Der wird ſih gfreun.“

Sei Schwoger is da Burgamoaſta z Limſtodt. Der hot eahm ah ſchon oft wos gſchickt, nachſt Weihnachtn erſt a ſchöni Pelzloppn mit ar an ſeidenen Boſchn (ſeidenen Quaſte). Da Maudlwirt pickt glei a neugi Adreſs aſs Kiſtl, loſst s zua wias zua is, hot ma s Aus- und Einpockn nit noth — und ſchickts weita. — Hiaz muaſs ih amol ohſetzn.

Va die Höflichſtn is er loana, da Herr Schwoger. A Burgamoaſta lunt höflicha ſein. A drei a vier Wochn vagehn und da Maudlwirt hot ollaweil noh lan Antwort, wia s Kiſtl onlemen is mitn Schildhaun. In da fünſten Wochn erſt ſchreibb eahm ſei Schweſta, d Frau Burgamoaſterin, vawegn an Sock Kleeſom (Kleeſamen) und zan Bſchluſs: „Lieber Bruder, wenn Du wieder einmal mein Mann ſoppen willſt, ſo ſchau, daſs Dir was Geſcheiteres einfällt. Das war wohl hundsgemein.“

In Ruggn ſolln hät er mögn, da Stroßnwirt, vor Schrockn, wias as ſih nochha gwieſn hot, daſs er in Herrn Burgamoaſta va Limſtodt in da Kiſtn an maustodtn Pintſch geſchickt hot, den ban Schwonz a por Schildhaunſedern onbundn gwen ſein. — Ah, hiaz muaſs ih amol lochn. Af Kirchdorf lafft er, zan Notarn und mocht ſcha ba da Thür eini a höllaſchas Wetta. Da Notar loſstn auswettern, aſt nochha ſogg er in Güatn: „Alſo, mei liaba Maudlwirt, mit an todtn Hund hot dih wer für an Norrn gholtn! Schau, wos s oba doh für ſchlechti Leut gibb af da Welt.

Is s da holt ah a so gonga wiar in Schuastamoasta Traugost vor an etla Wochn, den hobns an krepierten Pintscha hinta sein Stiefelwogn ghenkt, dass er n nochgschleifft hot wiar an ausghenktn Rodschuach.“ Hot sih hiazt da Maudlwirt zan Kopf griffen — da Schuasta Traugost? da Pintsch? — Hiaz woaß er, wer eahm s Schildhaunkistl gschickt hot. Gleih schaut er, dass er weitakimbb. — Hots eahm oba doh bold drauf da Schneida Nontl gor sein as die Tischplottn gschriebn: „Der Hund, den du auf einen andern wirfst, fallt af dich selbst zurück!“

Auch der Bauer selber ist schuld!

Den Rückgang des Bauernstandes führte ein badisches Blatt, die „Freie Stimme“, unlängst auf folgende innere Ursachen zurück: „Da ist fürs erste das Schwinden der alten Einfachheit in Kleidung, Nahrung u. s. w. Man braucht heutzutage nur ins kleinste Bauerndorf an einem Soun- oder Feiertag zu ziehen. Was für noble Dämchen wandern da zum Gotteshaus, und modern der Bursch gekleidet, gehört zum wenigsten einem Kriegerverein an. Ja, solche Ausstaffierungen kosten Geld. In jedem, auch dem kleinsten Dörfchen ferner trifft man nicht bloß eine, sondern gewöhnlich mehrere Wirtschaften, die meist zu Großvaters Jünglingsjahren noch nicht existierten. Damals saßen die Männer nicht einmal am Sonntag im Wirtshaus, sondern im Familienkreise. Wer in jener Zeit aber bloß des Schoppens halber an einem Werktage in ein Ortsgasthaus gegangen wäre, hätte für einen Extralumpen gegolten. Das ist nun bei den Bauern anders geworden; sie sind jetzt gebildet — und gehen oft nicht bloß Sonntags, sondern auch Werktags fleißig ins Wirtshaus. — Das kostet Geld. Wenn man nun am Silvesterabend des Jahres alle die Schoppen des Jahres zusammenzählen würde und was sie gekostet, dann gäbe es meist eine gar reichliche Summe. So manche Kuh, so manchen Ackers Erträgnis läuft ganz unnothwendigerweise durch die Gurgel. Unsere Altvorderen haben ihren Durst mit Wasser gelöscht, dafür sind sie alt geworden in steter Gesundheit, und das Geld blieb in ihren Taschen und sie bei Haus und Hof. Zweitens: Das Heiraten in und aus dem Bauernstande. In den alten soliden Zeiten war das Ideal einer Bauerntochter, welche die heiratsfähigen Jahre erreicht und Beruf zum Ehestande hatte, ein hübscher Bauernhof, auf dem sie als Bäuerin commandieren aber auch mitschaffen konnte und wollte. Die reichste Bauerntochter hätte sich in keine Stadt gewünscht. — Wie ganz anders ist dies in unserer modernen Zeit geworden. Hat eine Bauerstochter ein paar tausend Gulden Vermögen, dann will sie schon keinen Bauern mehr heiraten; ein Lehrer muss es sein, oder ein Actuar, Schreiber, mit feinen, aber keinen groben Bauernhänden; wenigstens muss er Kaufmann oder Wirt sein. Und hat sie erst in der Stadt einen Kochcurs mitgemacht, oder ist sie gar ein, zwei oder drei Jahre Pensionärin zur „Ausbildung der Einbildung“ gewesen, dann darf sie erst recht Heugabel und Furke nicht mehr in die Hand nehmen; sie ist zu was „Höherem“ bestimmt. Es wird heutzutage jedem heiratsfähigen Bauernsohn, der sein väterlich Gut antritt, sehr schwer, eine etwas vermöglichere Bauerntochter zur Ehe zu erhalten. Mancher junge Bauer, der sein Anwesen mit einigen Schulden übernehmen muss, könnte sich nicht bloß halten, sondern bei Fleiß und Sparsamkeit sein Anwesen in blühenden Stand bringen, wenn er eine entsprechende Partie aus seinem Stande machen könnte. Aber so heiraten die besser gestellten Bauerntöchter außer den Kreis ihres Standes, erreichen auch oft für sich wenigstens das Ziel, dass sie nicht bäuerisch arbeiten dürfen. Allein wenn „die noblere Familie“ mit den paar tausend Gulden auch leben kann, so ist doch meist

die Folge, dass aus ihr ein Proletariat schlimmster Art später hervorgeht. Das Geld nehmen in unserer Zeit die bessergestellten Bauerntöchter fast ausschließlich aus ihrem Stande heraus, entziehen es der Landwirtschaft und tragen es in modern-bequeme, aber sehr zweifelhafte Verhältnisse für die Zukunft der Geschlechter hinein. Das ist ein gewaltiger Krebsschaden und ruiniert gerade jenen Stand, welcher einst der Stolz unseres Vaterlandes und eine sichere Grundlage für das christlich-conservativ-monarchische Princip war. Mit welchem Bewusstsein haben unsere alten Bauern mit Thalern im Sacke und Kasten das bekannte Ständebild in ihrer Wohnstube hängen gehabt, auf welchem zu oberster Stufe der König stand und unten am Postament der Bauer mit seinem gefüllten Kornsack und dem stolzen Spruch:

Ich lass den lieben Gott walten;
Ich muss euch doch alle erhalten.

Ach Gott, wie ist das anders geworden — zum Schaden des materiellen, wie religiösen Interesses des Volkes, zum Nutzen nur der Umsturzparteien."

Diese von uns so oft angeführten Übelstände sind also auch im Schwabenland daheim! Auch dort hat der Bauer sein Rückgrat, seinen Stolz verloren.

An Herrn Georg Schönerer

in Rosenau.

Geehrter Herr!

Ich stelle mich Ihnen vor als den Freund Ihres großen Landsmannes Robert Hamerling. Auch Sie haben sich als seinen Freund thatkräftig bewiesen, indem Sie seit seinem Tode eine Geldsammlung veranstalteten für eine Hamerlingstiftung. Obwohl die Mehrzahl der Spender minderbemittelte Leute sein dürften, so ist im Laufe der Jahre die Sammlung doch auf die respectable Ziffer von mehreren zwanzigtausend Gulden angewachsen. Mir ist nun zwar nicht bekannt, in welcher Weise die Summe eine den Dichter würdige und ehrende Verwendung finden soll, ich bin überzeugt, dass Sie die allerbeste beabsichtigen und wies seinerzeit mit Entrüstung das Gerücht zurück, nach welchem Sie Hamerlings Geburtshaus angekauft hätten, um es niederzureißen, an dessen Stelle ein neues Haus aufzuführen und Ihre Büste hineinzustellen!! — Man merkt diesem Gerüchte die Böswilligkeit leicht an und ich denke, dass Sie selbes mit einer That beantworten, welche Ihre Gegner beschämt. Und nun möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen, wie Sie das für eine Hamerlingstiftung gesammelte Geld am vornehmsten und dem Sinne unseres Dichters entsprechendsten verwenden könnten.

Der sehnlichste Wunsch Robert Hamerlings in seinen letzten Lebensjahren war eine billige Gesammt- oder Volksausgabe seiner Werke. Mit diesem Wunsche auf den Lippen gleichsam ist er gestorben. In Hinsicht darauf hatte der Dichter seinem Verlage besonders günstige Bedingungen gestellt und große Vortheile eingeräumt. Die Verlagshandlung in Hamburg versprach auch wiederholt, eine Volksausgabe der Werke Hamerlings ehestens zu veranstalten. Hamerlings Testamentsvollstrecker, Hof- und Gerichtsadvocat Dr. J. B. Holzinger in Graz, als auch ich, bemühten uns vielfach, eine solche Ausgabe anzuregen und zu unterstützen. Vergebens. Der Verlag rührt sich nicht und mancher Anzeichen nach könnte man auf die Vermuthung kommen, dass er nicht mehr weiter bemüht sei, die Werke unseres Dichters zu fructificieren und dass die herrlichen Dichtungen sogar Gefahr laufen könnten, einstweilen in Vergessenheit zu gerathen.

Und nun liegt nichts näher, als daſs die Summe, welche Sie, geehrter Herr, für eine Hamerlingſtiftung zuſammengebracht haben, dazu verwendet werde, um etwa dem Hamburger Verlage die Werke Hamerlings abzukaufen und dann eine würdig ausgeſtattete Volksausgabe zu veranſtalten. Das wäre wohl die ſchönſte Stiftung, das lebendigſte und unvergänglichſte Denkmal für den Dichter. Die Ausgabe dürfte allerdings nicht bloß unter der Fahne des Deutſchnationalismus geſchehen, das würde der Sache eine Parteifärbung geben und das wäre bei einem Dichter, der hoch über allen Parteien ein deutſcher Dichter iſt im weiten und großen Sinne des Wortes, ein verhängnisvoller Fehlgriff. Es iſt leider nicht mehr zu leugnen, daſs das Miſsbrauchen ſeines Namens für Parteizwecke dem Dichter, der Verbreitung ſeiner Werke geſchadet hat; weil aber die Unſterblichen nicht umzubringen ſind, ſo wird ſeine äſthetiſche und ethiſche Bedeutung wieder die verdiente Würdigung finden.

Ich glaube, geehrter Herr, Sie ſind in dieſer Angelegenheit meiner Meinung und wohl auch ſelbſt der Anſicht, daſs man die Verehrung für einen edlen Dichter nicht beſſer verkörpern könne, als wenn man für die Verbreitung ſeiner Werke thätig iſt. Die Ihnen zur Verfügung ſtehende Summe dürfte groß genug ſein, um eine ſchöne Volksausgabe zu ſtiften, die einen neuen Aufſchwung der Volksthümlichkeit dieſes bedeutenden Dichters ganz gewiſs zur Folge haben müſste. Und ich bin überzeugt, daſs mit dieſem Vorſchlage alle Spender des in Rede ſtehenden Geldes einverſtanden ſind.

Ergebenſt

Peter Roſegger.

Krieglach, am 20. September 1895.

Bücher.

Poeſie in Tirol.

Seit Germanen in unſeren Alpen hauſen, mag das Bächlein der Volkspoeſie ununterbrochen in unſern Wäldern gerauſcht haben, wenn auch die Literarhiſtoriker nichts davon zu verbuchen wiſſen. Die Kunſtdichtung von Heldenliedern fand auch treue Sänger; daſs Sterzing den größten Reichthum deutſcher Paſſionsſpiele hat und auf dieſem Gebiete einen ſehr hohen Rang einnimmt, iſt bekannt. Dann kamen die Jeſuiten, die alle Bücher confiſcierten und alles verſtummte. Erſt am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts erweckten die Kanonen der Franzoſen wieder die ſchlafende Muſe und ſeitdem ſingt es in allen Zweigen. Aber die Tiroler bleiben Tiroler; ihre ſchönſte Hymne iſt wohl Senns Lied „Der Tiroler Adler"; ihm folgten „die Alpenblümlein", unter denen Joſef Streiler hervorragt, in ihm bewährte ſich der geniale Lyriker Hermann von Gilm, dann folgten die „Frühliedler" unter einer Fahne und ſo fort eine lange Reihe, darunter Angelika von Hörmann, deren Verdienſt noch nicht hinlänglich gewürdigt iſt. Wir Öſterreicher haben's ja, was ſollten wir uns um ſolchen Sing-Sang kümmern?

Zu den jüngſten gehört Arthur von Mallpach, der „Im Sommerſturm" daherbrauſt. Dieſer Sturm führt leider mancherlei Spreu, er reißt, wo er ſich auf das Gebiet der Philoſophie wagt, manche unreife Frucht ab, daneben finden ſich aber prachtvolle Gedichte, ſo daſs wir unter den „Modernſten", zu denen er vorläufig gehört, ihm einen hohen, wenn nicht den höchſten Rang einräumen.

Geiſtige Verwandtſchaft mit ihm zeigt ſein Freund Karl Habermann. Er veröffentlichte jüngſt einen Kranz Sonette „ze Garten" (Zu Garten), der den Zauber der Geſtade des berühmten Sees feiert, über ſeinen Wellen ſchimmert ja auch der Glanz der deutſchen Heldenſage. Auf der Hochburg zu Garda wurde Hildebrand, der Waffenmeiſter des gewaltigen Dietrich von Bern, geboren. Hier

saß Adelheid, die Braut des Kaisers Otto, gefangen, hier widerstand der Ritter Torisendo von Verona den Angriffen Friedrichs II. von Hohenstaufen.

Doch bestehen zwischen beiden Dichtern wesentliche Unterschiede.

Treibt jener die Leidenschaft wie einen Wirbelwind, so betrachtet dieser mit stillem Ernst die Welt und fühlt warm, aber nicht heftig. Nicht immer gelingt es ihm, Inhalt und Form in Einklang zu setzen, wo beides klappt, erfreut uns manches treffliche Gedicht.

Das Sonett! Die Deutschen entlehnen es gerne dem Süden, und doch eignet es sich wenig für ihre reimarme Sprache. Dort gar, wenn man, wie es meistens geschieht, das Schema Petrareas durchführen will, welches übrigens schon M. Angelo mit männlichen Reimen durchbrach. Wir haben ein stumpfes Gehör, sonst würden wir nicht die vielen e der weiblichen Ausgänge ertragen. Nehmt die Engländer zum Muster, die sich große Freiheiten gestatten, wie es ja auch Bürger oder Schleifer gethan. Wir verweisen auf Wordsworth, Shelley übersetzte ein berühmtes Sonett Dantes meisterhaft. Auch die innere Architektur des Sonettes erfordert Rücksichten und daran scheiterte nicht selten einer der bedeutendsten Lyriker neuerer Zeit: Hermann von Gilm. Johann Senn gestattete sich einen Fuß mehr. Äußerlich musterhaft sind die Sonetts von Balthasar Hunold.

J. Minor behandelt das Versmaß ausführlich in seiner Metrik: bei H. Weltis Monographie ließe sich manches nachtragen.

Den Reigen sollen zwei Kapuziner schließen, last not least: der Bruder Waldemar und Norbert Stock. Dieser steht unter den patriotischen Tiroler Sängern voran, er thut vielleicht des Guten zuviel, einen noch heftigeren Takt schlägt er in seinen Zeitgedichten. Wir verurtheilen seine Richtung nicht, weil wir jede Überzeugung achten, aber besonders, wenn sie das edle Maß begleitet. Waldemar und Norbert haben ein begrenztes Stoffgebiet, ihr Beruf oder auch innere Neigung verbietet ihnen, Gebiete zu betreten, wo weltliche Hände die schönsten, duftigsten Blumen pflücken. Norbert veröffentlichte schon früher einen Band und darin das innige Allerseelenlied, eine Perle christlicher Lyrik. Auch die „Legenden und Lieder" enthalten viel Schönes und warm Empfundenes. Zur Kutte des Kapuziners gehört auch der Humor; köstlich ist das Teufelchen im Weihbrunn. Norbert schafft nicht immer correct; sei's! wir sind keine Pedanten, wie unsere deutschen Brüder, die manchmal aus sehr trockenem Holze geschnitzt sind.

Nicht gelten lassen wir die Verse:

Dem Glöcklein meines Liedes sind
Die Stränge abgerissen.
Doch läutet manchmal noch der Wind
Als Glöckneriuecht beflissen.

Pater Norbert ist noch nicht so alt, um sich zu pensionieren.

Die tirolische Dialectdichtung hat jetzt einen unerwarteten Aufschwung genommen, wir nennen Wolf, Schacherer und Rudl. Die Gedichte des alten Karl Lutterotti, der nicht, wie man bisher glaubte, 1792 zu Salurn, sondern in Botzen geboren war, gibt endlich! — Ludwig von Hörmann heraus. Von L. v. Hörmann fliegt uns eben aus der Wagner'schen Buchhandlung ein Büchlein zu: „Wanderungen in Vorarlberg". Der Tourist wird dafür dankbar sein, es bietet aber auch dem Freunde des Volksthums Interessantes, wie alle einschlägigen Schriften des Verlegers.

Adolf Pichler.

Jung und alt. Zwei Novellen und Romanzen von J. V. Widmann. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

Aus den Nebeln des modernen Naturalismus plötzlich ein Doppelblick in Wunderlande, die für immer versunken zu sein schienen: Romantik und Classik. Die ersten der beiden Dichtungen Widmanns ist eine der schönsten blauen Blumen, die auf dem Boden der Romantik je gesprossen. Die zweite ist eine wahre Perle im sonnigen Meere der Antike. Jung und alt! Der Sang der Jugend von der Liebe. Welch abgebrauchter Vorwurf! Lasst euch das nicht irren, greift getrost zu Widmanns schmuckem Büchlein, das in diesen dürren Tagen wie eine Dichteroffenbarung zu uns kommt. Unerschöpflich ist der Stoff, auf die Meisterhand kommt's an und neue entzückende Gebilde stehen vor uns. Ich verrathe nichts, als dass die romantische Dichtung „Der Zelter", der classische Vorwurf „Die Königsbraut" betitelt ist. Ich mache keine Analysen, ich bitte euch nur: leset! Wem Poesie noch verständlich ist, der wird mir danken, und ich komme da billig zu einem Theilchen Dank, den der Verfasser in reichstem Maße für sich in Anspruch nehmen darf. Hat man das Büchlein gelesen, so kommt zum Schluss ein kleines Gedicht als „Nachspiel", welches in liebenswürdigster Weise sich mit den „Modernen" in der Literatur auseinandersetzt, freilich mit jener feinen Vornehmheit, welche sich der vollen Überlegenheit gegenüber der neuen Richtung mit Recht bewusst ist. Wenn die „Modernen" uns auch einmal etwas so Erfreuliches bringen als dieses Büchlein von J. V. Widmann ist, dann seien sie willkommen!

R.

Marianne. Erzählung von Hermine Möbius. Illustriert von E. H. Walther. (Dresden. Alexander Köhler.)

Mit alten bewährten Mitteln wird hier eine erschütternde Familiengeschichte erzählt von einem starken Weibe und von einem leichtsinnigen Manne. Der Mann, ein Trinker, ein Spieler, ein Geldunterschlager, flieht nach Amerika, nachdem er die Existenz und Ehre seiner Familie vernichtet hat. Wie das Weib solches erträgt, ihre Kinder ernährt und erzieht, wie der älteste Sohn nach Amerika geht und seinen Vater findet, wie dieser heimkommt und wie das Ende ist, das wird schlicht und gut erzählt. Den beiden Hauptgestalten der Geschichte merkt man Folgendes an: Der Mann ist eine Büchergestalt, das Weib aber ist nach dem Leben geschildert, und zwar mit vieler Klarheit und Sicherheit. Wenn es zwar dem weiblichen Schriftsteller schwerer geräth als dem männlichen, einen thatsächlichen Manneschaarakter zu schildern, so wissen erstere dafür umsomehr Freiheit und Innerlichkeit in die Frauengestalten zu legen. — Die vorliegende Erzählung ist sehr empfehlenswert für das Volk, das durch die moderne Literaturpikanterie noch nicht verdorben ist. R.

Katharina Koch, eine deutsche Naturdichterin. Von Karl Schrattenthal. (Preßburg. G. Heckenasts Nachfolger. 1895.)

Katharina Koch lebte zu Ortenburg in Baiern, sie war Handarbeiterin, hatte keine besondere Bildung genossen, verfaßte viele Jahre lang bestellte Gelegenheitsgedichte, besonders sogenannte „Mitgaben ins Grab", die man Todten in den Sarg legt, wie das in jener Gegend Sitte ist. Im Jahre 1872 war von der Katharina Koch fast zufällig in der „Gartenlaube" ein Gedicht erschienen, durch welches Karl Schrattenthal, damals Sprachlehrer in Riva, Siebenbürgen, auf die Dichterin aufmerksam wurde. Und dieser Mann hat sich um sie angenommen, hat sie ermuntert zum Dichten, hat für sie Verleger gesucht, hat ihr manche materielle Stütze verschafft. Und wahrlich, Schrattenthal hat sich damit ein Verdienst erworben. Wenn auch vieles, was Katharina Koch geschrieben, über die Bedeutung gewöhnlicher Gelegenheitsgedichte nicht hinausgieng, so hat sie doch eine Anzahl von Poesien geschaffen, die fortleben werden. Es sind wahre Offenbarungen des Volksherzens, besonders die religiösen Lieder sind von einer Innigkeit, wie sie nur bei den allerbesten Kirchenliedern vorkommt.

Der große Dom.

Ihr Tempel von der Menschenhand,
Wie seid ihr doch so eng umspannt
Für hohes Gotterkennen;
Ihr Priester in dem Heiligthum,
Wie schwach tönt euer Wort zum Ruhm
Dess, den die Donner nennen.

Wie zitternd hallt der Glockenklang,
Wie leise tönt der Ladgesang
In bildbehangenen Hallen:
Wie ängstlich kriecht, statt raschem Flug,
Gedank und Seele auf dem Buch,
Auf Zeilen und auf Zahlen.

O Tempel von des Höchsten Hand,
Wie weit erstrecket sich dein Rand,
Wie hoch sind deine Säulen!
Wie rauscht's unnennbar durch den Raum,
Hebt Flammenhand den Vorhangsaum,
Um Segen auszutheilen.

Du heil'ger Dom, du Gotteshaus,
Wie herrlich wallt im Sturmgebraus
Der Chorgesang von Winden:
Wie weiß der Geist im Andachtsflug
Ohn' Orgel, ohne Liederbuch
Den Gottesthron zu finden.

Herr, der du diesen Bau vollbracht,
Unendlich großer Gott der Macht,
Ich will dein Haus betreten,
Wenn and're zählen Sang und Wort,
Wenn sie, gedrängt in enger Pfort',
Nach strenger Vorschrift beten:

Dann, Herr, den man Jehoda nennt,
Dann fühl' ich's, wie die Seele brennt
In heil'ger Andacht Flammen.
Im Weltendome steh' ich dann,
In Geist und Wahrheit bet' ich an
Des Hoch-Dreieln'gen Namen!

Diese paar Proben dürften genügen, um den Adel der Dichterin aus dem Volke zu charakterisieren. Auch ein paar in dem Buche mitgetheilte Prosaproben sind aller Achtung wert. Von besonderem Interesse ist jener Theil des Buches, in welchem Schrattenthal seine Beziehungen zur Dichterin darstellt und ihren überaus sympathischen Charakter schildert. Sie war nicht mehr jung, als der Ruhm an sie herantrat, aber sie ward nicht kindisch, lebte in Demuth und Bedürfnislosigkeit dahin, bis sie im Jahre 1892 hochbetagt gestorben ist. Ihrem treuen Förderer und Biographen unsere Dankbarkeit. R.

Im Deutschen Reich. Reisebilder von J. C. Heer. (Verlag von Albert Müller in Zürich.)

Der Verfasser ist ein scharfer Beobachter, der manches unter einem anderen Gesichtswinkel sieht, als wir es gewohnt sind. Das Gesehene weiß er anschaulich zu schildern, das Erlebte lebendig darzustellen, außerdem interessante Betrachtungen anzustellen und anregende Vergleiche zu ziehen. Wir lassen uns gerne von ihm im eigenen Lande herumführen und über unsere Vorzüge und Schwächen belehren, wir folgen ihm auf allen Stationen und lauschen seiner Darstellung, seiner Erzählung aufmerksam. Namentlich gefreut haben uns zwei Dinge, seine offenbare Liebe zu unserer Literatur und Kunst, Arbeitsamkeit und Friedlichkeit, sein tiefes Verständnis für deutsches Wesen,

Digitized by Google

deutsche Volksthümlichkeit und Gemüthlichkeit. Es handelt sich da wirklich um alle Stammesverwandtschaft und es freut uns doppelt, es von einem berufenen Schweizer aussprechen zu hören ... Wir wünschen, dass das Buch in Deutschland und in der Schweiz recht viele Leser finde.
M.

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schneidt. (Berlin. Hugo Storm.)

Diese jetzt im zweiten Jahrgange stehende Zeitschrift ist in ihrer Art geradezu hervorragend. Sie verfügt über schneidige Kräfte und über stählenen Muth. Aufsätze wie „Bauernfang", „Die Entartung des Adels" in den letzten Heften sind wohl jedem Unbefangenen aus der Seele geschrieben. In „Dank vom Hause Koharyi" wird dem Bulgarenfürsten etwas mehr ins Gesicht gesagt, als es sonst die Höflichkeit verlangt. Was Leo Tolstojs Artikel „Über den Militärdienst" anbelangt, so können wir österreichische Redacteure unsere Collegen in Deutschland stumm beneiden. So verwegene Aufsätze abdrucken, wäre bei uns ganz unmöglich. Wir glauben aber nicht, dass Deutschland deshalb eher zugrunde gehen wird, als Österreich.
R.

Illustrierter Führer durch Bischofshofen und Umgebung. Mit besonderer Berücksichtigung des Hochtönig. Verfasst und redigiert von Josef Steiner. (Bischofshofen, Section des österreichischen Touristen-Clubs. 1895.)

Durchaus nicht bloß ein Führer im gewöhnlichen Sinne ist dieses Büchlein, es unterrichtet auch klipp und klar über die geschichtlichen und volksthümlichen Eigenthümlichkeiten jener herrlichen Gegend. Wenn die Schönheiten derselben einmal bekannt sind, dann wird kein Reisender mehr achtlos vorüberfahren an Bischofshofen und seiner Umgebung. Dieses verdienstliche Werkchen, welches den gemüthlichen Poeten und „Wandererkomödianten" Josef Steiner zum Verfasser hat, erfüllt seine Aufgabe in überraschend geschickter Weise.

Von demselben Verfasser ist auch erschienen: **„Kurzgefasster Führer durch das Pillerseethal in Tirol,** mit besonderer Berücksichtigung des Wildfeeloder." Auch dieses Büchlein erfreut sich der gleichen Vorzüge wie das erstere.
R.

Büchereinlauf.

Aus der Jugendzeit von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1895.)

Ein Frühlingsmittag. Erzählung von Wilhelm Jensen. (Berlin. Richard Eckstein Nachfolger.)

Österreichisches Dichterbuch. Herausgegeben von Hermann Cl. Kosel. (Wien. Wolfgang Schaumburg.

Moderne Faust-Szenen von Ernst Hutschenreuter. Zweiter Theil. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Drachenhort. Von Engelbert Albrecht. (München. D. E. Albert & Co.)

Im Garten. Ein deutscher Sang am Gardasee von Karl Habermann. (Dresden. E. Pierson. 1895.)

Der Bundschuh Oper in einem Aufzug. Dichtung von Max Morold. Musik von Josef Reiter. (Klagenfurt. J. & R. Bertschinger. 1895.)

Lieder aus der Jugendzeit. Seinen Lieben gewidmet von E. Schöppe. (Cöme bei Dortmund.)

Jugendlaube. Herausgegeben von Hermine Proschko. Zwölftes Bändchen. Inhalt: Gott lenkt. (Graz. Leykam.)

Grazer Schreibkalender für das Schaltjahr 1896. Mit Illustrationen. 112. Jahrgang. (Graz. Leykam.)

Die Lesehalle. Haus- und Reisebibliothek. Herausgegeben von Gilbert Anger. (Wien. Perslinger und Fischer. 1895.) Erstes bis fünftes Heft.

Das Berlinerthum in Literatur, Musik und Kunst von einem Unbefangenen. (Wolfenbüttel. Julius Zwißler. 1895.)

Amtliche Festschrift zum zwölften Bundestag des deutschen Radfahrer-Bundes. Geleitet von Franz Pichler in Graz. (Leipzig. Willy Werner. 1895.)

Mittheilungen der unter dem Protectorate Ihrer k. und k. Hoheit der durchlauchtigsten Kronprinzessin-Witwe, Frau Erzherzogin Stephanie stehenden k. k. Gartenbau-Gesellschaft in Steiermark. Redacteur: Lorenz Kristof. (Graz.)

Postkarten des „Heimgarten“.

J. B., Fiume. Der Roman „Das ewige Licht“ wird für die Buchausgabe neu bearbeitet und wesentlich erweitert. In einer Zeitschrift konnte insbesondere die soeiale und religiöse Seite des Werkes nicht vollends zur Entfaltung kommen. Das Buch erscheint erst im Jahre 1896.

R. L., Dresden. Unter Hube versteht man in Steiermark einen obgestifteten Bauernhof, welcher einem fremden Besitzer gehört, der nicht darin wohnt. Unter „Einwohner“ versteht mon Mieteparteien, Holzleute, Taglöhner u. s. w., die in dem abkommenden Bouernhouse wohnen und kümmerliche Kleinwirtschaft treiben, während die Grundstücke brachliegen und allmählich sich bewalden.

J. M., Innsbruck. Sie meinen, dass auch zwischen uns und Amerika das Fünfkreuzerporto für den einfachen Brief eingeführt werden solle? Wir glauben, do hinüber sind zehn Kreuzer nicht zu viel. Wenn Sie den Brief durch einen Boten-Buben hinüberschicken, so zerreißt er schon on Schwimmhosen mehr, als wos zehn Kreuzer ausmachen.

R. W., Markneukirchen. Hoben dergleichen Gründe für Lateinschrift oft genug gehört, bleiben bei unserer ganz natürlichen Empfindung und lieben die deutsche Schrift unserer Vorfahren und unserer Classiker. Jede Druckerei hat ouch Lateinlettern für wissenschaftliche und Geschäfts-Sachen, gut. Wenn sich diese charakterlose Nullenschrift oder in die schöne Literatur einnisten will, dann soll sie mitsammt ihren vorlauten Aposteln der Kuckuck holen!

M. G., Leipzig. Die sogenonnten Familienblätter zählen nicht in der Literotur und die Illustrationen sind der Krebsschoden des Schriftthums. Können derlei bloß dem Gewinne gewidmeten Unternehmen nicht unterstützen. Nächstens darüber mehr.

Dr. **P. L., Wien.** Erinnern Sie an den Spruch:

Ein großer Teufel schon ist Gog.
Magog ist ein viel größerer noch.
Was aber ist der Demagog?
Der ist der allergrößte doch.

W. Sch., Rudolph. Nicht übel, aber unvolksthümlich empfunden.

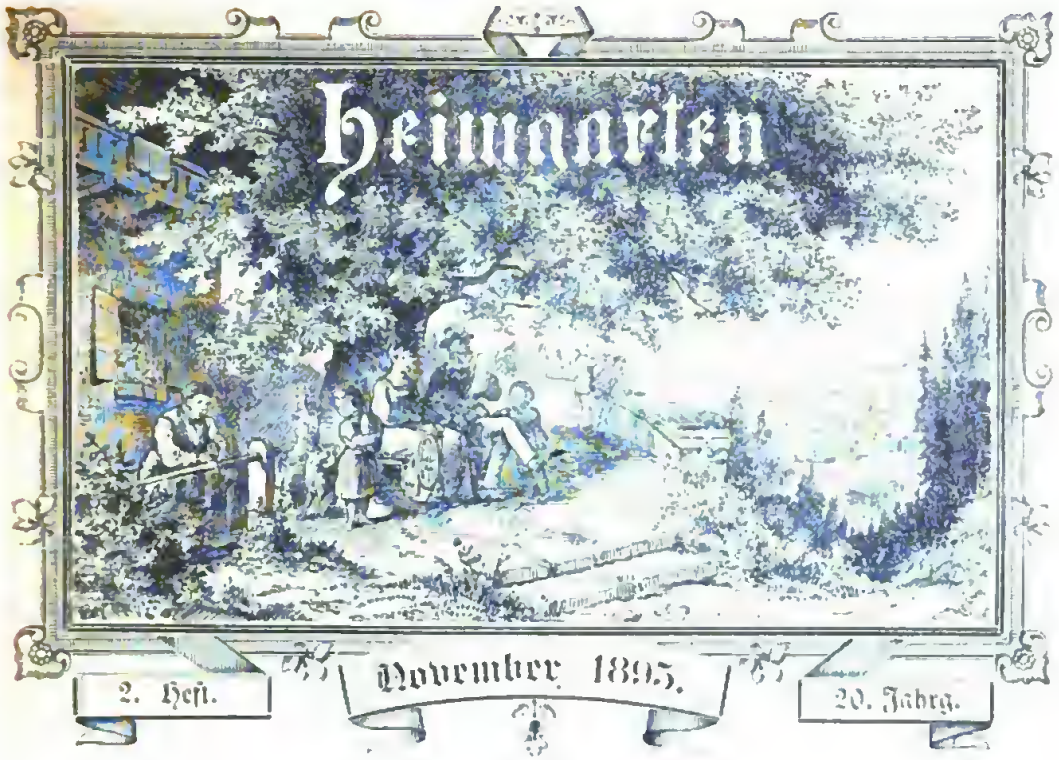
W. R., Theresienthal. Zu merkliche Anklänge on Vorhandenes.

E. W., Riga. Wie sehr hoben Sie recht! Der „Heimgarten“ ist oft gegen die Vivisection aufgetreten; er hot gesteht, er hat gezürnt, alles menschliche Rechtsgefühl hot er ousgerufen für die hilflosen Thiere. Dass den verstockten, vorurtheilsvollen menschlichen Missethätern ihre Verbrechen gegen die Thiere einst schrecklich heimgezahlt werden, ist ein schlechter Trost. Mir thun die Thiere leid, dass sie so unbeschreibliche Qualen ousstehen müssen und mir thun die Menschen leid, dass sie so niederträchtig sind. Und schweigen werde ich nicht.

R.

* Wir ersuchen unverlangt Monuscripte nicht einzuschicken. Bitten übrigens unsere „Hausordnung“ „Heimgarten“, XIX. Jahrgang, Seite 80, in ihrem vollen Umfange recht tief zu Gemüthe führen zu wollen. Vielleicht thut manches augenblicklich ein wenig weh, oder der erste Verdruss ist besser, als der letzte.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Durch eigene Hand.

Erzählung von **Otto Behrend.**

Die Sonne des kurzen Wintertages war im Untergehen; gelb und scharf abgegrenzt die grauen Dunstmassen durchscheinend, sank sie schnell dem westlichen Horizonte zu.

Es ward empfindlich kalt. Fester zog ich auf meinem gewohnten abendlichen Spaziergange den Pelz zusammen und schlug zugleich den warmen Kragen in die Höhe. Unter meinen Füßen knirschte der Schnee; tiefschwarz glitten an meiner Seite die Wellen des Flusses dahin durch die überschneiten Wiesen, ohne Rast, eilfertig eine der anderen folgend, als gälte es, durch schnellen, unermüdlichen Lauf dem erstarrenden Hauch der stetig wachsenden Kälte zu entrinnen.

Blätterlos starrten die Zweige der vereinzelt am Wege stehenden Büsche. Über den gespenstisch in die Luft sich reckenden Ästen des gelichteten Wäldchens, das in einiger Entfernung vor mir lag, flatterte rauh krächzend eine Schar Raben im wirren Durcheinander, unsicher noch, wo sie sich zur nächtlichen Ruhe niederlassen sollten.

Es begann zu dämmern; die Sonne war verschwunden. Noch vielleicht eintausend Schritte, und ich hatte die Mühle erreicht, bei der ich umzukehren gewohnt war.

Aus einem der Fenster des mir zugekehrten Giebels schimmerte bereits Licht. Am Wasser schien mir, soviel ich erkennen konnte, eine Anzahl Menschen versammelt zu sein; bisweilen, wohl wenn sie sich bewegten, blitzte hie und da der helle Schein von Laternen zu mir herüber.

Es war dies etwas Ungewöhnliches, denn sonst lag um diese Stunde der Hof der Mühle, die gute zehn Minuten weit von dem Dorfe, zu dem sie gehörte, entfernt stand, immer einsam.

Als ich näherkam, sah ich, dass ich mich nicht getäuscht hatte. Ungefähr zwanzig Menschen, Männer, Frauen und Kinder, umdrängten einen großen dunklen Wagen, der, gerade als ich hinzutrat, auf dem schmalen Verbindungswege nach der Landstraße zu das Gehöfte verließ. Einige der Leute folgten ihm, andere blieben, trotz der Kälte, in Gruppen gesondert stehen und tauschten eifrige Bemerkungen aus.

Ich wandte mich an den mir bekannten Müller, der, die Hände in den Hosentaschen vergraben, sich eben ins Haus begeben wollte.

„Was gibt's denn, Lohmann?" fragte ich, „doch kein Unglück passiert?"

„Wir haben heute Nachmittag eine aus dem Wasser gezogen, die im Wehr hängen geblieben war. Jetzt hat der Wagen sie geholt."

Er sagte dies so gleichgiltigen Tones, als handle es sich um einen verkauften Sack Mehl.

„Ist die Arme todt?" fragte ich hastig — eine Hoffnung durchblitzte mich.

„Mausetodt — aber auch kein Wunder bei der Kälte. Da kann ja einer auf dem Lande schon steif frieren, wie ein Besenstiel."

Die Redeweise des Mannes stieß mich ab, doch wirkliches Mitgefühl mit der Unglücklichen drängte mich, noch weiteres zu erfahren.

„Wissen Sie, wer es gewesen ist?" redete ich ihn von neuem an, da er schon Miene machte, seinen unterbrochenen Weg fortzusetzen.

„Eine Frau aus der Stadt", entgegnete er, „noch jung und ganz nettes Gesicht, von Dr. Bartels die Frau, wie sie sagen, von dem Advocaten — ich selbst kenne sie nicht — ganz hübsch, ja — aber zu zart für unsereinen — ist jedenfalls selbst hineingegangen — der Mann soll sie schlecht behandelt haben, eingesperrt und geschlagen immer — was weiß ich; na, nu ist's damit aus — todt war sie, ja nicht einen Mucks mehr."

Er sprach hastig, in kurzen Sätzen, dazwischen überlegend; er wollte mir alles, was er wusste, augenscheinlich möglichst schnell erzählen, um dann die warme Stube aufsuchen zu können. Er mochte frieren im einfachen Arbeitskittel und auch schon genug haben von der Sache.

Noch einen Augenblick ſtand er wartend; da ich aber ſchwieg, lüftete er leicht die Mütze und gieng ins Haus.

Ich ſchritt über den Hof, um auf der Landſtraße in die Stadt zurückzukehren; mir war es unheimlich geworden am Waſſer.

Zwei Jungen, die einer Katze nachjagten, geriethen mir faſt zwiſchen die Beine, ſo daſs ich ſtehen bleiben muſste.

„Und haſt du den feinen Unterrock geſehen?“ hörte ich da eine Frau ſagen.

„Ja, ganz aus Seide und dick gefüttert“, erwiderte eine andere.

Einer der Mühlknappen, der daneben ſtand, kehrte ſich entrüſtet ab. „Gemeines Pack“, murmelte er. Er ſchien aber auch der einzige zu ſein, der wirklich etwas Herz für das Unglück beſaß, denn bevor ich das Gehöfte verlaſſen hatte, vernahm ich noch die Stimme eines jungen Burſchen: „Komm jetzt aber endlich mit, Langer, wir wollen die Sache begießen; hier wird's verdammt klapprig.“

Mit ſchnellen Schritten gieng ich heimwärts. Die in der That empfindliche Kälte trieb mich zur Eile und ließ auch keine zuſammenhängenden Gedanken aufkommen, ſo tief mich auch das eben Erlebte ergriffen hatte und innerlich beſchäftigte.

Wohlthuende Wärme empfieng mich, als ich mein Arbeitszimmer betrat. Luſtig flackerte im Ofen die Flamme. Ich warf Pelz und Hut auf einen Seſſel und trat ans Fenſter, deſſen Vorhänge noch nicht herabgelaſſen waren; eine Straßenlaterne ſandte ihren Schein über mich hin auf die bunten, vielfach verſchlungenen Arabesken der Stubendecke; unſicher zitterte dort das gelbliche Licht.

Ich hatte den Kopf zurückgewandt und eine Weile den Blick darauf gerichtet; dann ſchaute ich hinunter auf die Straße. Geſchäftig eilten die Menſchen an einander vorbei vor den kalt erleuchteten Läden, Wagen rollten vorüber, langſam wandelte ein Schutzmann ſeinen Weg, ein verliebtes Pärchen drückte ſich in die dunkle Ecke eines Hauseingangs. Das gleiche Bild wie immer — und darüber der eintönige, bleifarbene Winterhimmel ohne ein helleres Wölkchen, einen freundlichen Stern.

Der hohe, unermeſsliche Himmel ſtill und ſtumm, und doch waren es nur wenige Stunden, ſeit eine junge verzweifelnde Seele zu ihm emporgeflogen aus eiſigen Fluten, eine Seele, die freiwillig den Leib verlaſſen hatte, den Gott für ſie geſchaffen nach ſeinem Bilde.

Wie immer die Menſchheit unter, unbeweglich der Himmel über mir. — Was kümmert ein Geſchöpf das andere? Ein flüchtiger Blick auf das Leid des Nächſten, ein oberflächliches Bedauern, vielleicht hie und da wirklich ein kurzes Rütteln am Herzen, und weiter ſchreiten die Menſchen, die Zeit — der Gedanke an das eigene Ich drängt alle anderen zurück, verhüllt ſie, ſenkt ſie in ewige Vergeſſenheit. —

Ich erinnerte mich jetzt, ich hatte die junge Frau gekannt, wenigstens gelegentlich gesehen. Nur einige Straßen entfernt hatte sie gewohnt, ein junges, liebliches, zartes Wesen, wohl zu zart für die rauhen Griffe des Lebens. Man sagte, der Advocat Bartels habe sie nur geheiratet ihres Geldes wegen, und die Ehe soll keine glückliche gewesen sein, da der Gatte sich ein weit größeres Vermögen versprochen hatte, als sie mitgebracht. Er war ein roher, herzloser Mann, ich traute ihm zu, dass er auch gegen eine Unschuldige, eine Wehrlose seine gemeine Gesinnung in niedrige Worte kleiden konnte, dass er auch imstande war, Gewaltthat gegen eine Schwächere zu verüben.

Und da hatte sich die Arme dorthin geflüchtet, wo ewiger Friede ist. —

Was war es im Grunde weiter? Der Mann ein Bild der Menschen, die leicht oben schwimmen im Strome des Lebens, die sich von keinem Herzen hinunterziehen lassen — die Frau ein Opfer, wie sie tausendfach hingestreckt werden unbeachtet, oder beachtet, ja wirklich beachtet für etliche Augenblicke wegen des Aufsehens, das sie durch ihren Heimgang erregen.

Aber weshalb Gedanken darüber, die nur das Gefühl des Abscheus wachrufen, ohne auch nur ein Pünktchen zu ändern? Ein Gott allein vermöchte dies. —

Dort oben weilte sie jetzt, die Arme, hinter jenem grauen Himmel stand sie vor ihrem Richter, vor ernsten, strengen, tieftraurigen Augen. Leuchtend winkt das Reich des ewigen, unendlichen Friedens, aber davor wacht der Engel mit dem flammenden Schwerte.

Und die Stimme spricht zu ihr, die hingesunken vor dem Throne des Höchsten:

„Ich wäge die Sünden der Menschen — die Sünden, die Sünden sind nach meinem Maße. Du standest rein vor mir bis zu dem Augenblicke, da du mit eigener Hand, nach eigenem Willen die Fackel deines Lebens verlöschtest, die nur mein erlösender Engel, der ewige Schlummer, mit sanfter Hand verlöschen darf. Der Sünden größte hast du auf dich geladen, die einzige Sünde, die keine Reue mehr büßen kann, über deren Sühne ich den Menschen keine Macht verliehen habe. Selbst der Mörder kann irdischer Schuld schon auf Erden entlastet werden, der Selbstmörder nicht. Er trägt seine Schuld zu mir herauf. Und es gibt nichts, was sie leichter machen könnte, nichts, was auch immer am eigenen Leben zum Vernichter werden lässt, das nicht eine Feder ist, wo die letzte Gerechtigkeit wägt.

Ich spreche dein Urtheil.

Dorthin führt dein Weg, wo es lichtlos ist und eisig, und weilen musst du im qualvollen Reiche der Reue, wo du nur Trost schöpfen kannst aus dir selbst, aus dem Glauben an mich, den du auf Erden vergessen, bis — mein Spruch soll über dich der mildeste sein — bis

die Zeit verstrichen ist, die ich am Tage deiner Geburt für dein irdisches Dasein vorgezeichnet." —

Schwer hielten mich die Gedanken umfangen. Ich trat ins Zimmer zurück und ließ mich auf einen Sessel am Ofen niedersinken. Mir fielen die Augen zu — war es die verlockende Wärme, die sich nach dem langen Spaziergange in der scharfen Winterluft mir auf die Lider legte, war es die erdrückende Fülle der Gedanken? —

Plötzlich ward es hell um mich, vom lichtblauen Himmel strahlte die Sonne, ein laues Lüftchen fächelte meine Schläfen. Ich befand mich auf einem großen Kirchhofe, der auf der sanften Lehne eines grünenden Hügels lag. Unter mir friedliche Wohnstätten der Menschen, leicht wogende Kornfelder, dahinter ernster Wald und ein weiter, schimmernder See, fern am Horizonte eine langgestreckte Kette in durchsichtiger Nebelhülle ruhender Berge.

Eine lichte Engelsgestalt stand an meiner Seite. „Folge mir", sprach sie. Und wir wandelten durch die Reihen der Gräber im Dufte der buntfarbigen Blumen und im Gezwitscher der Vöglein, das zu uns drang von den vielgestaltigen Denksteinen und aus den überhängenden Zweigen der Trauereschen.

Vor einer Grabstätte, die blühende Rosen schmückten, machte der Engel halt. Eine abgebrochene Säule aus dunklem Granit trug an ihrem Fuße die Inschrift. Ein Mann ruhte dort, der dahingeschieden in der Fülle der Kraft, noch nicht fünfundvierzig Jahre alt.

„Er starb durch eigene Hand", sprach der Engel. „Kaltes Blei ließ das warme, irrende Herz für immer stille stehen. Er war in einem Augenblicke des Leichtsinns der Verlockung nach fremdem Gute unterlegen und vermochte doch die Schande nicht zu ertragen, die er über sich heraufbeschworen."

Ich verharrte schweigend.

Mein himmlischer Führer beugte sich nieder und nahm von der Seite des Grabsteines ein mir bis dahin unsichtbar gebliebenes Büchlein, dessen Blätter aus Elfenbeintafeln bestanden; die letzte Seite war tiefschwarz. Er reichte es mir; es zeigte feine Schriftzüge; ich las.

Dem Manne war noch ein langes, glückliches Leben bestimmt gewesen. Nach Verbüßung der verwirkten Strafe sollte er auswandern in ein fremdes Land, begleitet von der Gunst des Schicksals; im völligen Vergessen konnte das Einst hinter ihm liegen. Da zog er selbst den Strich durch sein Dasein.

Als ich gelesen, hub der Engel wiederum an:

„Wir senden die Kinder hinab auf die Erde, und aus der Kraft des ersten Keimes wissen wir schon, wie lange die erwachsende Blume Lebensnahrung saugen *kann* aus den weit sich verzweigenden Wurzeln.

Doch nicht legen wir dem freien Willen Fesseln an, wir beschränken nicht diesen göttlichen Funken, der den Keim zur Entfaltung treibt. Hienieden soll jeder Mensch sein eigener Herr sein, und wir hindern ihn sogar nicht, auch das eigene Lebensmark zu durchschneiden. Aber ausleben muss er seine Zeit, ist's nicht hier unten, dort oben. Und wer freventlich das Geschenk des Daseins hinwirft, verlängern können wir die Qual seiner lästernden Reue in den lichtlosen, eisigen Abgründen des Himmels — Hölle nennt ihr sie — bis in Äonen.

Wir finden Gefallen daran, in großen Zügen in solchen Büchlein, wie du hier eines siehst und wie wir es über jeden Menschen führen, die augenblicklich wahrscheinliche Gestaltung seines Lebens zu verzeichnen. Wir können natürlich oftmals aus verschiedenen Möglichkeiten nur eine auswählen, aber stets wählen wir diejenige, die sich sicher vollenden muss, wenn der Mensch nicht selbst entscheidend umgestaltet. Thut er dies, so ändern wir das Zukunftsbild den neuen Bedingungen entsprechend.

Es mag dir, dem kurzsichtigen Erdenbewohner, solches als ein müßiges Spiel erscheinen. Aber ist es nicht. Niemals würdest du, dürfte ich dich in Büchlein Lebender hineinschauen lassen, am Schlusse eine schwarze Seite finden, denn jedes Leben muss glücklich enden, wenn der Mensch sich nicht selbst der alles vernichtenden Verzweiflung überliefert und Hand an sich legt.

Ihr kennt den Tod ja nicht, den Gott der Vater sendet, ihr bildet ihn als ein grauses Knochengerippe mit wehschneidender Sense, und doch ist er ein lieblicher Knabe, der auch dem Unglücklichsten der Irdischen in Minuten tausendfach Entgelt zu schaffen vermag für das, was er in Jahren gelitten. Wo die Ewigkeit einsetzt, gibt es keine Zeit.

Wenn wir so stets in den Büchlein der Lebenden die letzte Seite hell lassen, so geschieht es in weiser Fürsorge. Denn unbewusst wandelt der Mensch doch gar leicht auf den Pfaden, die wir vorzeichnen. Unsichtbar, unfühlbar findet eine euch übernatürlich erscheinende Einwirkung statt, und nur, wer sich trotzig ihr entzieht, wer Gott völlig vergisst und die Hand gegen sich selbst erhebt, dessen letzte Seite färben wir in trostlosem Schwarz." —

Wie eine schwere Gewitterbank zogen Gedanken über das, was ich vernahm, in meinem Hirne auf. Der Engel aber scheuchte sie durch ein einziges, flüchtiges Lächeln. „Komm weiter", sprach er.

Wir traten an ein anderes Grab. Eine prächtige Marmortafel — ein Jüngling und eine Jungfrau ruhten darunter Seite an Seite.

„Sie liebten sich wahrhaft — sie verzweifelten daran, sich jemals einander angehören zu dürfen, sie tranken Gift", sagte der Engel. „Schaue in ihre Büchlein."

Und ich las, daſs die Eltern der Jungfrau, die von den Liebenden für unerbittlich gehalten wurden, in derſelben Stunde, da die Verzweifelnden Abſchied vom Leben nahmen, ſich entſchloſſen hatten, trotz allem, was entgegenſtand, ihren Segen nicht mehr zu verweigern.

Und weiter führte mich der Bote des Himmels, vor ein ſchmuckloſes Holzkreuz; halb verwaſchen vom Regen waren die weißen Buchſtaben auf dem dunklen Grunde. Doch ich vermochte ſie noch zu entziffern — ſiebenundſechzig Jahre hatte die Frau gelebt, die der verwilderte Raſenhügel deckte.

„Nahrungsſorgen ließen das einſame Mütterlein zum Stricke greifen", ſprach mein Geleiter und reichte mir das Büchlein.

Nur noch ein halbes Jahr hätte die Dulderin ausharren müſſen, um das Ziel ihres Lebens zu erreichen — und ſie hätte dies vermocht, wie vordem, da mildthätige, wenn auch arme Menſchen ihr nahe waren — die alte Ader am Herzen wäre nicht mehr für längere Dauer dem ungeſchwächten Strome des Blutes gewachſen geweſen. —

Ich folgte meinem Führer in den langen Kreuzgang des Friedhofes vor eine Gruft, die von mächtiger, wappenverzierter Steinplatte überdeckt war; an der Wand darüber ſtanden viele Namen. Der Engel deutete mit dem Finger auf einen derſelben.

Max von Wildegg, Rittmeiſter a. D., Ritter des eiſernen Kreuzes zweiter Claſſe, geboren 30. Mai 1850, geſtorben 7. Juli 1882.

„Die Kugeln der Feinde hatten ihn verſchont im heiligen Kriege gegen Frankreich, die von eigener Hand abgeſchickte war nicht ſo barmherzig", ſprach der Engel. „Viel Ruhm war ihm noch verheißen. Lies."

Der junge Rittmeiſter war Soldat geweſen mit Leib und Seele; da machte ihn eine ſchwere Erkältung, die ſich auf die Augen legte, völlig erblinden. Die Ärzte ſtellten eine Heilung als ausgeſchloſſen hin. Der unglückliche Mann muſste ſeinen Abſchied nehmen. Ein Jahr lang ertrug er ſein trübes Geſchick; das Verſenken in das Paradies der Dichtkunſt bereitete ihm manche ruhige, glückliche Stunde, riſs ihn oftmals heraus aus den Armen der wilden Verzweiflung. Eines Morgens, wie ſchon mehrfach, zog ſein Regiment mit klingendem Spiele an ſeiner ſtillen Wohnung vorüber. — Scharf miſchte ſich ein Schuſs in die hellſchmetternden Fanfaren. — Er hatte geendet durch eigene Hand.

Und wie ich weiter las, da ſtand es, daſs ihm noch zweiundfünfzig Jahre zufriedenen, glücklichen Lebens beſtimmt geweſen waren an der Seite eines liebenden, ſorgenden Weibes, im Kreiſe fröhlicher, geſunder Kinder und Enkel, umſtrahlt vom unvergänglichen Glanze höchſten Dichterruhmes. —

„Wir gehen jetzt zur Ruheſtätte einer treulos Verlaſſenen, die ihr unſchuldiges Kindlein mit ſich nahm auf dem furchtbaren Irrwege", ſprach

der Engel, „ihr blühendes Kind, das ihr tausendfach alles ersetzen sollte, was sie verloren."

„Ich habe genug", murmelte ich.

„Aber willst du nicht noch in dem Büchlein lesen, das wir über einen Jüngling geschrieben haben, der, reich und unabhängig geboren, nur Genießen gelernt hatte und endlich im kraft- und willenlosen Überdrusse der Menschen, der Welt, seiner selbst sich auf die Schienen warf unter zermalmende Räder? — Und die erhabenste Retterin, das Wohlthun, das Mittheilen seines Reichthums an die Armut konnte sein im Grunde edles, weiches Herz so leicht zum inneren Frieden führen! Und —"

Ein kalter Luftzug traf mich, ich befand mich mit einemmale in Finsternis. Verwundert schaute ich und rieb mir die Augen. Wo befand ich mich? — Ich wendete den Kopf. Das war doch mein Zimmer — dort hinter mir das Fenster und der von außen eindringende Schein der Straßenlaterne — und vor mir jetzt weiß hervortretend der Ofen, durch dessen Rost noch die niedergesunkene Glut schimmerte.

Wo war ich gewesen? —

„Doctor, wo sind Sie denn, schlafen Sie?" weckte mich jetzt vollends eine wohlbekannte Stimme.

Ich sprang auf. „Nur immer herein, Walter", rief ich, „gleich wird Licht sein".

Schnell entzündete ich die Lampe, während mein Freund, der Bildhauer Walter, ins Zimmer trat, in das er bisher nur durch die halbgeöffnete Thür gelugt hatte.

Ich nöthigte den Besucher aufs Sofa.

„Wahrhaftig, ich habe geschlafen", sagte ich, „und geträumt, seltsam geträumt".

„Das bringen Sie, Held der Feder, ja bisweilen auch mit offenen Augen fertig."

„Doch kaum so seltsam. — Wollen Sie mir ein Weilchen Gehör schenken? — Bitte, bedienen Sie sich mit einer Cigarre; hier, das ist Ihre Sorte."

Während er sich die kräftige Havannah in Brand setzte, nahm ich ihm gegenüber Platz.

Ich erzählte ihm mein abendliches Erlebnis in der Mühle, und den wunderbaren Traum. Schweigend hörte er zu.

„Es ist wahr", sprach er, als ich geendet, „der Sünden größte ist der Selbstmord, denn keine Strafe, keine Reue vermag ihn hienieden noch zu sühnen. Und gewiss, wenn sie es nur wüssten, die die Hand gegen sich erheben, dass es noch Glück und Heil gibt für jeden, der nicht verzweifeln will, einen guten Ausweg aus jeder noch so trostlos erscheinenden Lebenslage, dass es nur gilt, den Augenblick zu überwinden, wo der Schuss sonst blitzt, die Wellen zusammenschlagen, dass jede neue Se-

cunde der Welt ein völlig verändertes Aussehen geben kann — kurz, dass die Hoffnung nie stirbt, wenn sie auch dem sich selbst blendenden Auge, dem sich selbst preisgebenden Willen für ewig versunken erscheinen mag — die erschreckenden Zahlenreihen, die in dem großen irdischen Schuldbuche „Durch eigene Hand" stehen, würden sich verkürzen um vieles, vieles. — „Ich will leben", heißt die Rettung, heißt das Heil, das Glück rufen. —

Durch.

Eine Erzählung aus den Alpen von **Peter Rosegger.**

(Schluss.)

Der Mann hieß, wie es in meinem Notizbüchlein steht, Anton Ruster. Er war der Sohn eines Großbauers im oberen Kärntnerland. Das einzige Kind. Seine Mutter war früh verstorben, da sein Vater aber noch sehr rüstig war, so musste der Anton als einundzwanzigjähriger Bursche zu den Soldaten, bei denen er drei Jahre lang blieb. Als er dann nach Hause kam, fand er den Vater nicht mehr. Der war im Eisenhammerbach verunglückt. Den Hof bewirtschaftete der Vormund des Anton, der Vetter Wend genannt, ein weitläufiger Verwandter. Der empfieng den heimkehrenden Burschen mit großer Zärtlichkeit und sagte, dass er ihm das Leid nicht habe anthun wollen, den Tod des guten Vaters zu schreiben, da der Soldat nur viel überflüssiges Herzweh gehabt hätte in einer Sache, die denn einmal nicht mehr zu ändern wäre. Der Hof sei gut versorgt. Der Vater habe selbst im Testamente ihn, den Vetter, gebeten, die Wirtschaft zu führen und dem Anton immer ein treuer Rathgeber und Beistand zu sein. Das habe sich der Vetter auch geschworen, erstens dem Verstorbenen zuliebe und zweitens des guten Anton halber, der unerfahren und wie ein schwankendes Rohr dastehe auf der Welt. Und da habe er, der Vetter, sich gedacht, der Anton könne nun das schönste Leben haben, wenn er sich's anzuschicken wisse. Im Ausgedinghäusel, wo sonst die Alten sind, könne doch einmal ein Junger sich's bequem machen, sein Leben genießen und vom Vetter sich jährlich eine Summe auszahlen lassen. Denn — fuhr er fort — es gebe so dumme Vettern, die von früh bis abends jahrein jahraus auf dem Bauerngute arbeiten und sorgen, nur der Sache wegen, und bereit sind, das Erträgnis dem Hanssohn abzuliefern.

Der Anton war sehr gerührt über den braven Vormund und guten Vetter Wend. Der Vorschlag gefiel ihm, denn das Soldatenleben hatte

ihn dem Bauernstande entfremdet, zu dem er nie übermäßig viel Freude und Geschick gehabt. Er entschied sich also für das Ausgedinghäusel und nahm die erste Summe des Wirtschaftsertrages. Der Vetter sagte, es wäre etwas mehr, als das Jahr abgeworfen, aber zwischen Verwandten halte er es nicht so streng geschäftsmäßig. Der Anton pachtete sich das Wasser, welches an seinem Häusleiu vorbeifloss, dazu im Thale noch zwei lange Bäche, weil er ein Liebhaber der Fischerei war. Er verfertigte sich die Netze, die Angeln, die Behälter selbst, that immer mit dergleichen herum und so lebte er recht angenehm dahin. Vor seinem Häuslein am Bach hatte er sich einen Wassertümpel herrichten lassen, in welchem er Fischzucht trieb. Schöne Hechte, Asche und Forellen hatte er auf Lager, in einem Nebenbehälter auch Krebse. Zum Verkaufe kamen die Thierchen zwar nicht, denn die meisten wurden gestohlen und etliche aß er stets selber. Das machte ihm nichts, das Vergnügen war doch vorhanden, weiter stellte der Anton keine großen Ansprüche.

Oft kam der Vetter vom Hofe herab, trocknete sich mit dem rothen Sacktuch den Schweiß vom runden Gesicht und sagte: „Anton, wie du es gut hast! Du kannst dir's halt anschicken. Während dein armer Vetter sich unermüdlich in der Wirtschaft plagen muss, lebst du vom Erträgnisse sorglos und in Freuden. Nun, du hast recht, wenn ich wieder auf die Welt komme, werd' ich mir's auch so einrichten."

Mittlerweile hörte der Anton allerdings von anderen, dass der Vetter Wend auf der großen Besitzung wenigstens das Dreifache gewinne von dem, was er dem rechtmäßigen Eigenthümer abliefere.

„Meinetwegen", sagte da der Anton, „er hat ja auch seine Mühe und Kümmernisse und ich bekomme, was ich brauche."

Im dritten Jahr aber kam eines Tages der Vetter sehr missmuthig zum Anton und rief: „Jetzt werde ich's aber nicht mehr lange aushalten! Welche Sorgen! Schlechtes Jahr! Schlechte Viehpreise! Schlechte Holzpreise! Hohe Steuern! Und diesen Ärger mit den Dienstboten! Es wird mir angenehm sein, wenn endlich du das Zeug übernimmst. — Allerdings", setzte er bei, „wie du fürs gute Leben bist und nicht fürs Arbeiten, und wie du um und um keinen Schick hast zur Wirtschaft, du wirst noch tiefer hineinkommen. Vielleicht auch nicht. Überleg' dir's halt".

Der Bursche überlegte nicht viel, sondern bat den Vetter Wend, die Wirtschaft doch noch weiter zu führen, da er selbst sich nicht für geeignet halte, dem großen Hauswesen vorzustehen.

„Wenn ich's noch thue", sagte der Vetter, „so geschieht es nur deinem verstorbenen Vater zuliebe, der es so angeordnet hat. Aber von jetzt an kann ich dir nicht mehr so viel Jahrgeld geben, als bisher".

„Nun, was halt sein kann", meinte der Anton, und die Sache war wieder abgethan.

Amtlich war der Bursche längst schon als Besitzer auf den Hof geschrieben, aber es war so bequem, den Amtsboten mit seinen Vorladungen, Zahlungsaufträgen u. s. w. zum Vetter zu schicken, bis der Bote schließlich schon selber zu ihm fand, ohne sich beim Anton anzumelden.

Beim Straßenwirt unten war ein bildsauberes Dirndel aufgetaucht. Der Wirt hatte das frische Ding armen Leuten im Gebirge abgenommen und in sein Geschäft gestellt, wo er es als Kellnerin zu verwenden gedachte. Der Anton hatte sich bisher um die Weibsbilder nicht gar viel gekümmert und war fast geneigt, dem Ausspruche des Spielmann-Friedels, dass sie ein nothwendiges Übel wären, beizustimmen. Und seit er eines Tages nach einem ziemlich unfruchtbaren Fischgang beim Straßenwirt zugekehrt war, dachte er anders. Wenige Wochen später hatte er ihr das Heiraten versprochen. Sie lachte ihm ins Gesicht: „Heiraten! Aufs Alteleut-Häusel etwa?"

Das machte ihn denken, das erstemal wirklich denken nach manchem Jahre. Er gieng zum Vetter und theilte ihm die Absicht mit, den Hof endlich übernehmen zu wollen.

Der Vetter antwortete ruhig aber entschieden: „Anton! Wer dir diesen Rath gegeben hat, das ist kein guter Freund gewesen. Bei dieser Zeit du den Hof übernehmen! In zwei Jahren wärest am Bettelstab. Du bist zwar großjährig, aber so viel Anrecht an dir glaube ich mir durch mein unermüdliches Sorgen und Arbeiten für dich erworben haben, dass ich dich mit starker Hand zurückhalte, wenn du in dein Verderben rennen willst. Nein, in so kritischer Zeit verlasse ich dich nicht, ich hab's deinem Vater versprochen. Du lebst in deinem Häusel wie Gott in Frankreich und ich werde für dich thun, was ich kann. — Das Straßenwirt-Dirndel! Nun, ich glaub' dir's ja. Wenn du es nicht im Wirtshaus lassen willst, was ich wohl verstehe, so will ich's auf den Hof nehmen, dir zulieb, und es soll ihr nichts fehlen. Wenn wieder bessere Zeiten kommen, dann könnt ihr ja heiraten."

Da sah der Anton wieder, wie gut es der Vetter mit ihm meinte. Die kleine Ottel wurde auf den Hof genommen, wo ihr freilich nichts fehlte, weil der Vetter sie als zukünftige Bäuerin besonders unter seinen Schutz nahm. Der Anton sah sie jeden Tag, aber als kluger Bräutigam geizte er mit den Freuden der Jugend, damit für die heilige Ehe ein recht großer Vorrath zusammen kam. Doch währte es nicht allzulang, und der Gedanke an die Übernahme des Hofes tauchte wieder auf. Besonders in schlaflosen Nächten — und er hatte ihrer — wurmte es ihn, dass er im Ausgeding-Häusel so dahindämmerte und sein Leben versäumte. Er nahm sich vor, Ernst zu machen. Aber wenn er dann bei Tage dem Vetter wieder in sein rundes gemüthliches Gesicht sah und von ihm, trotz Arbeit und Sorge, lauter wohlwollende, ja väterliche Worte vernahm,

ſagte er nichts und gieng wieder den Bächen entlang. Ei ja, ein Fiſcher lernt Geduld, und endlich werden doch die beſſeren Zeiten kommen, in denen der Vetter ihm den Hof mit gutem Gewiſſen überlaſſen kann.

Ja, der Fiſcher iſt freilich geduldig, aber die Liebe iſt es nicht. Die Liebe wurde ungeſtüm. Zwar weniger die ihrige, als die ſeinige und eines Tages gieng er zornig hinauf zum Hofe. Wie gewöhnlich würde ſein kurzer Zorn nicht bis zum Hof gereicht haben, da begegnete ihm unterwegs der Vetter Wend im Feiertagsgewand.

„Wohin gehſt du?“ fragte ihn der Burſche.

„Ich gehe nach Villach in die Sparcaſſe“, antwortete der Vetter, „ja, mein Lieber, es heißt Geld aufnehmen!“

Der Anton ſagte: „Wenn ich dir jetzt die Säckel ausſuchen wollte! Du nimmſt kein Geld auf, du trägſt eins hinein!“

„Und wenn das wäre!“ verſetzte der Vetter. „Wenn ſich ein Menſch auf der Welt ſeine Sach mit blutigen Tropfen verdient, ſo bin ich es. Oder willſt du, daſs ich wie ein Frohnknecht für dich arbeite? Willſt du mir nicht einmal den lumpigen Taglohn gönnen, wie dem Dienſtboten, der ich für dich bin, jahrelang geweſen bin?! Iſt das der Dank?“

Der Burſche wollte ſchon ein begütigendes Wort ſagen, aber eine innere Stimme mahnte ihn faſt heftig: „Jetzt red' einmal ſcharf! — So ſagte er: „Da braucht's kein ungutes Wort, Vetter. Ich habe dich nie gebeten, daſs du für mich ſolche Opfer bringen ſollſt, mit keinem einzigen Wort. Du haſt dich immer ſelber angetragen. Ich habe ſchon mehrmals meinen Hof haben und ſelber verwalten wollen, du biſt dagegen geweſen. Heute iſt die Änderung. Ich geh' jetzt hinauf in meinen Hof und von dieſer Stund' bin ich der Herr!“

„Da geh' ich mit“, ſagte der Vetter und kehrte um. „Da muſs ich ſchon erſt noch was mit dir reden, Anton. Ich hab' gemeint, es wird mir erſpart bleiben. Ich hab' ſchon viel Hartes erlebt, hab' wenig gute Tage gehabt, es iſt kein Spaſs! Aber mein Lebtag iſt mir nichts ſo hart angekommen als das, was ich dir jetzt mittheilen muſs. Halt' nur ſtill und höre. Du biſt nicht der Herr auf dem Hof, kannſt es nicht ſein und wirſt es nie werden. Dein Vater war mir groß verſchuldet und im Teſtament hat er mich zum Eigenthümer gemacht, nur mit dem Vorbehalt, daſs ich für dich thue, was ich kann. Daſs ich's bisher redlich gethan habe, das wirſt du mir zugeſtehen müſſen, und ſo werde ich's auch in Zukunft halten, gleichwohl ich nicht weiß, wie ich's hereinbringen ſoll.“

Der Burſche war faſt ſprachlos, er konnte nur zur Noth durch den zugeſchnürten Hals hervorbringen: „Ich bin ja angeſchrieben.“

„Angeſchrieben! Ich habe mir's gedacht“, ſagte der Vetter Wend faſt murrend. „Das war ja die dumme Gutmüthigkeit von mir. Mir

thateſt du leid, ich wollte dir angenehm hinüber helfen, dich verſorgen, dir ein gutes Leben ſchaffen und du brauchteſt weiter nichts zu wiſſen. Deine Unzufriedenheit hat meine wohlgemeinte Abſicht vereitelt. Eingeſchrieben biſt freilich, aber wie? Ich brauche nur das Teſtament vorzulegen, und das Kartenhaus purzelt zuſammen."

„Das Teſtament will ich ſehen", ſagte der Burſche.

„Das Vergnügen ſollſt du haben, wenn du darauf beſtehſt", verſetzte der Vetter. „Aber es gibt Dinge, vor denen man am beſten die Augen zumacht. Wo ohnehin nichts mehr zu ändern iſt. Leider Gottes. Ich wollte, dein Vater lebte noch, daſs nicht mir dieſe ſchwere, undankbare Aufgabe zugefallen wäre. — Schau, dort im Garten, die Ottel! Du muſst dich aufheitern, Anton, todt iſt todt, vergangen iſt vergangen. Geſcheiter, man hält ſich ans Lebendige. Ich werde ſchon trachten, daſs du das Mädel nehmen kannſt."

„Das Teſtament will ich ſehen."

Schier tonlos antwortete der Vetter: „Gut, wenn es dir ſchon Freude macht, und daſs du wühlen willſt in deinem Unglück. Komm halt mit."

Er führte ihn dann ins Haus, in die Oberſtube. Dort fand er lange den Schlüſſel zum Kaſten nicht und endlich fiel es ihm ein, daſs das Teſtament beim Amte liege, in Villach. „Kannſt ja hingehen und es dir vorlegen laſſen."

Nach Villach in die Stadt gehen, ſich in den Kanzleien herumdrücken, ſich von Amtsdienern und Schreibern anſchnauzen laſſen, das war nun die Sache des Burſchen nicht. Er war als Soldat angeſchnauzt genug geworden. Zu machen, dachte er, iſt ſo wie ſo nichts, und er lebte wieder eine Weile ruhig auf ſeinem Altenlent-Häuſel dahin. Doch hatte er gelegentlich einen Nachbar erſucht, der nach Villach zum Amte gieng, er möchte ſich beiläufig auch erkundigen nach einem Teſtamente vom vor ſieben Jahren verſtorbenen Ruſter in der Hochlent. Der Nachbar kam heim und berichtete, daſs im Amte von einem ſolchen Teſtament niemand etwas wüſste, daſs dort keines hinterlegt worden. Und der Nachbar ſagte weiter, daſs der Vetter Wend recht gut wiſſen werde, wo das Teſtament iſt, daſs er es gewiſs nicht verloren und nicht verbrannt haben werde, ſondern wohl in ſeinem Kaſten aufbewahrt, weil in der Schrift, ſoweit der Nachbar ſich als Zeuge noch erinnere, dem Vetter ein Legat von dreitauſend Gulden zugeſchrieben ſei. So viel, ſonſt aber auch gar nichts. Alles andere dem Sohne.

So war dem Anton nun aller Frieden dahin. Das einemal nahm er ſich vor, mit dem Wend Ernſt zu machen, das anderemal hielt er es für beſſer, den ſchlimmen Handel nicht anzufangen, die Feindſchaft mit dem Vetter nicht zu ſchüren, die dann wohl eine ewige ſein müſste. Und

ohne den Vetter wisse er sich ja nicht zu helfen. Daher wollte er doch wieder alles beim Alten lassen. Er that's um so lieber, als der Wend ihm das Jahreseinkommen so weit erhöhte, dass er wirklich ans Heiraten denken konnte. Der Ottel kam das über die Maßen gelegen. Der Vetter ordnete mit geradezu väterlicher Umsicht und Güte das Versprechen, das öffentliche Verkünden, die Trauung, die Hochzeit, und auf einmal waren der Anton und die Ottel Mann und Weib. Und die Ottel sorgte für seine Kost, die bisher eine alte Magd beigestellt, sie sorgte für sein Gewand, für die Stube, sie richtete ihm das Nest nicht übel her. Und als das Nest nicht übel hergerichtet war, legte sich die Ottel ins Bett und gebar ein gesundes Mädel. Das war im achten Monat nach der Hochzeit. Die Mutter hatte an dem holden Siebenmonat-Kind eine große Freude. Der Vater gieng draußen am Wasser um, fischte aber nicht. Das Wasser gieng hoch und trübe, denn es hatte viel geregnet, und obschon es im Trüben gut fischen ist, so waren dem Anton die Forellen jetzt ganz gleichgiltig. In den Hof wollte er hinauf. Nun hatte es aber am Bache, der am Häuslein vorbeifloss und der übersetzt werden musste, die Brücke vertragen. Das sollte kein Hindernis sein, der Anton gieng dem brausenden Wasser entlang bis zum oberen Steg an den Waldwiesen. Aber auch der war weg. Das Bachbett war hier sehr tief, das Wasser reichte lange nicht bis zu den Steinplatten heran, auf welchen der aus zwei behauenen Waldbäumen gezimmerte Steg geruht. Und er war doch weg. Seit Menschengedenken hatte hier das Wasser keinen Steg fortgerissen, es war, als ob Menschenhände dabei gewesen wären. — Auch recht, dachte sich der Anton, geht's drüber nicht, so geht's durch. Noch eine Strecke gieng er weiter, und dort wo der Bach etwas flacher war, brach er vom Zaun einen Stecken und sprang ins Wasser. Dieses wollte den Fischer heute nicht respectieren, suchte ihm die Beine auszuschlagen. Zur Noth erhielt er sich an dem Stecken, den er ins Wasser gestemmt, und mit einem kräftigen Schwunge war er am anderen Ufer. Er gieng gegen den Hof hin, der mit seinen braunen Holzgebäuden stattlich und weitläufig dalag. Die Wiese war eitel Moorgrund und von Schritt zu Schritt sank er zwischen Sumpfgras und Binsenbüscheln tiefer in den Morast. Dieser Boden war stark vernachlässigt, zur Jugendzeit des Anton wusste man hier nichts von einem Moore. Er sank bis an die Knöchel, bis an die Knie, der Rasen zitterte, und so oft er in denselben ein Loch trat, pfiff Morast und Luft heraus. Das Weiterkommen schien unmöglich zu sein, noch ein Glück, wenn er umkehren konnte. — Umkehren? Nein! sagte er sich heftig. Durch muss ich! Jetzt muss ich durch, und koste es was immer. Mehr als das Leben kostet es nicht, und das ist nichts mehr. — Mit einem Knie stemmte er sich an den schnoddernden Rasen, bis er das andere Bein aus dem Sumpfe hatte, dann legte er sich der Länge nach auf

den Boden und wälzte ſich fort. So kam er bis hinüber zum Geſtrüppe, durch dasſelbe brach er mit Leichtigkeit.

Auf dem reifen Kornfeld arbeiteten die Leute. Der Vetter ſaß drüben unter dem Hausthor und dengelte eine Sichel. Der Anton gieng raſch auf ihn zu und ſagte: „Menſch, gib mir das Teſtament von meinem Vater.“

Der Vetter that, als überhöre er das Wort und rief laut und luſtig: „Na, Toni, wie geht's zu Hauſe? Alles gut vorbei, wie ich ſchon gehört habe. Na, gottlob! — Hau, wo willſt denn hin?“

„Ich hole mir das Teſtament“, antwortete der Anton und trat, den Vetter mit dem Zaunſtecken bei Seite ſchiebend, raſch ins Haus. Dieſer eilte nach und rief: „Was ſoll der Prügel in deiner Hand! Wirf ihn weg!“

„Wirf du die Sichel weg!“ entgegnete jener, ſchritt die Stiege hinan in die obere Stube und gerade auf den Kaſten zu. Der war verſperrt. Der Anton faſste einen im Winkel ſtehenden Dreifuß, auf welchem ſonſt Schuſter ſitzen, und ſchlug mit einem heftigen Hiebe die Kaſtenthür ein, daſs die Splitter flogen. Der Vetter war mit einem grellen Wehgeſchrei hinter ihm her, griff nun über der Achſel des andern mit langem Arm raſch in den Kaſten und erfaſste ein Paket Schriften. Der Anton wollte es ihm entwinden, zwiſchen den beiden Männern entſpann ſich ein heißes Ringen, bei welchem die Schuhnägel Funken gaben auf den Eiſenklampfen am Fußboden. Mehrmals fuhren ſie ineinander verſchlungen durch die Stube, endlich ſtürzten ſie zu Boden. Der Anton lag auf dem Rücken, der Vetter ſetzte ihm das Knie auf die Bruſt und klammerte ſeine Finger um den Hals des röchelnden Gegners.

„Das iſt das Richtige, Buberl“, ſchnaufte der Wend hervor, „das macht — auf die beſte Manier — den Proceſs aus.“

— So ſpricht der Mörder! konnte der Anton noch denken, in Todesangſt eine übermenſchliche Kraftanſtrengung, und der Vetter lag hingeſchleudert an die Wand. Mit dem Paket eilte der Sieger aus dem Hauſe und davon. Im Walde auf einem Steinhaufen ließ er erſt ſeine zitternden Glieder zur Ruhe kommen, dann riſs er die Schnur des Pakets entzwei. Es waren allerhand Urkunden, die ſich auf den Hof bezogen, dann der Ehevertrag des Vaters, der Taufſchein des Sohnes und das Teſtament. — Ja, es war ſo, es war ſo. Ein wahres Glück, daſs der Vetter Wend darin mit einem Legat bedacht geweſen, ſonſt hätte er das Teſtament ſicherlich längſt vernichtet.

Am Abende desſelben Tages kam der Vetter mit einem ſtarken Knechte auf Umwegen zum Altenleut-Häuſel. Der Knecht trug einen Korb mit Weißbrot, Rauchfleiſch, Eiern und anderen guten Dingen. Der Vetter hatte unter ſeiner rothgeſtreiften Zipfelmütze eine Binde um den Kopf gelegt, aber ſein rundes Geſicht mit der kurzen Naſe war ſehr freundlich.

Dreist trat er ins Häuslein und in die Stube, wo der Anton sinnend am Tische saß.

„Muss euch doch ein Angebinde bringen", sagte er, „Kindel frisch, wie ich höre. Na, weil nur alles so glücklich ausgegangen ist. 's ist einem allemal ein wenig bang in solchen Umständen, ich weiß es von früher her. Meine Leute haben mich freilich schon alle verlassen, längst verlassen. Es ist traurig genug, wenn der Mensch so allein steht . . . ."

Plötzlich brach er ab und mit dem Ärmel fuhr er sich über das Gesicht. „In Gottesnamen!" rief er nachher mit frischer Stimme aus. „Nimm halt fürlieb, Anton, mit der Kleinigkeit, was der Knecht im Korb hat. — Und von wegen der Dummheit", setzte er lachend bei, „der Dummheit wegen im Hof oben, vorhin! Kindereien. Wollen einander deswegen nichts nachtragen. Die Schriften hätt' ich dir ja so wie so gegeben jetzt, aber dass du so mit dem Zaunstecken ins Haus gefahren bist, das hat mich wild gemacht, wie halt der Mensch schon oft ist. Sind zu weit gegangen. Ist unschicksam zwischen Blutsverwandten, so was. Soll vergessen sein. Wollen fürder verträglich weiter leben wie bisher. Du hast jetzt deine Sorgen. Dass du dich nicht auch noch mit der großen Wirtschaft abkümmern musst. Ich verlass dich nicht, Anton."

Als der Vetter so gar süß gesprochen hatte, stand der Anton auf, er war heute fast größer und strammer als sonst, und sagte: „Wend! Wenn du heute den Hof nicht mehr verlassen kannst, weil's schon finster wird, so thu's morgen früh. Wenn du vormittags, Stund' neun, noch darauf sitzest, so werf' ich dich hinaus. Und jetzt marsch!"

An der Achsel fasste er den Vetter und schob ihn um, so dass er der Thür zugekehrt wurde. Darauf gieng der Wend mit seinem Knechte ohneweiters wieder davon.

Am nächsten Tage rief es der Vetter klagend in der ganzen Gegend aus, dass nichts, kein Leibes- und kein Seelenleid so weh thue, als erfahrener Undank. Die Nachbarschaft stand aber zum Anton und so musste sich der Wend anschicken, den Hof, den er längst als sein eigen betrachtet, zu verlassen.

Als über den Bach wieder die Brücke geschlagen war, nahm der Anton Ruster einen Schiebkarren, legte Mutter und Kind darauf und schob sie hinauf in den Hof. Das Gesinde war untereinander trutzig und angeberisch, kam aber den neuen Hausvaterleuten sehr demüthig entgegen, und wartete auf die Befehle und Anordnungen Antons. Dieser gab den Leuten heute Feiertag, denn er musste es sich erst überlegen, was in Stall, Feld und Wiese zu geschehen habe. Ade nun, ihr schönen Fischlein im Wasser! Ade, ihr flinken Rehe und Hasen im Walde, denen er mit Verstattung des Gemeindejägers auch manchmal nachgegangen. Die sorglose Zeit, die Herrenzeit, war vorbei. Fast reute es ihn, den Vetter

abgedankt und sich selber in die Beschwerden eines großen spießigen Hauswesens gesetzt zu haben. Sein Weib ließ sich auch nicht danach an, als ob es eine umsichtige und resche Hausfrau würde abgeben können und das kleine Mädel hätte ein kleiner Bub sein müssen, um der neuen Hofgesessenheit und ihrer Zukunft einen triftigen Grund zu geben.

Trotzdem empfand der Anton am ersten Abende, als sie sich in der guten Oberstube des Hauses bequem machten, eine ganz eigene Behaglichkeit. Nach vielen Jahren endlich wieder im Vaterhause!

„Und der Mond scheint auch schön herein beim Fenster", bemerkte die Ottel. Da erhob sich im Hofe schon das Geschrei: „Feuer! Feuer!" An zwei Ecken des Hintergebäudes lohten hell die Flammen auf.

Nach zwei Stunden alles ein rauchender Aschenhaufen.

— Nun also, das war rasch und gründlich gegangen. Nun hatte der Anton die Wirtschaftssorgen wieder hinter sich. Weib und Kind waren wieder unten im Häuslein, er selber stieg mit Nachbarsleuten an der Brandstätte herum und hörte den Rathschlägen der Gemeindegenossen nur mit halbem Ohre zu. Man konnte sagen, er war der Gleichmüthigste unter allen. Am Vormittage kam auch der Vetter. In weinerlichem Tone jammerte er heran: „Nicht menschenmöglich! Nicht zu fassen, dass so ein Unglück geschehen kann über Nacht! In Taufenbach drüben beim Hager, wo ich mich jetzt aufhalt', hör' ich heut' früh: Der Rusterhof ist abgebrannt! Lugen thut's! sag' ich, mach' mich aber doch auf den Weg in der Angst. Schier drei Stunden herüber. Aber Anton, so schlecht hausen! Ja, was wirst denn jetzt anheben? Und wie kann's denn ausgekommen sein, das Feuer, um Gottes Himmelswillen!"

Rief ein Knecht drein: „Ja, Bauer, wenn du's nicht weißt!"

„Wie soll ich's wissen!" begehrte der Wend auf, „wenn ich in Taufenbach drüben bin!"

„Gestern abends bist hinter dem Hof herumgeschlichen!"

„Das auch noch! Das auch noch!" wimmerte der Vetter und hielt sich mit beiden Händen den Kopf. „Am End' soll ich's gewesen sein. Herauskommen thät's g'rad so! Mein Gott, was es für schlechte Leut' gibt auf der Welt! Oder hat sie der Schrecken um den Verstand gebracht? Kein Wunder wär's nicht! — Wenn ich dir jetzt was nutzen kann, Anton, so sag's. Ich trag' dir nichts nach. Wenn der Mensch so im Unglück ist, da kann ich ihm nichts nachtragen! Mein Gott, nein, keiner ist sicher."

Der Anton wendete sich von dem Manne ab, ohne auf sein Jammern und Anerbieten auch nur ein einziges Wort geantwortet zu haben. —

Vier Wochen später waren die Gründe des Rusterhofes verkauft mitsammt dem Altenleut-Häusel. Der Anton hatte in den fürstlichen Gemsrevieren eine Jägerstelle angenommen. Die Leute hatten ihm noch gerathen,

den Vetter Wend einsperren zu lassen, doch da rief er ganz unwillig aus: „Lasset mich mit diesem Menschen in Ruh'! Dem wird der Rusterhof im Herzen brennen, solang' er lebt!"

Damit glaubte er den Vetter von sich geworfen zu haben. Es war aber nicht so. Wenn der Anton allein umgieng in seinen steinigen Bergen, da musste er an den Wend denken, was der ihm angethan, und ein heißer Hass wühlte manchmal in seiner Brust. Und wenn er in mancher Nacht schlaflos auf dem Moose lag, da kamen sachte all die Auftritte, Falschheiten, erfahrenen Übervortheilungen und Demüthigungen geschlichen und sie stellten sich gleichsam im Kreise um sein Bett, und inmitten ragte er selbst auf, wie eine Gestalt aus mattglosenden Kohlen — der Brandstifter, der Verführer .... Und da wüthete in Antons Seele ein so tobender Zorn, dass er aufspringen musste und etwas zertrümmern.

Nein, er war noch nicht durch! Den Hof, wie leicht hatte er ihn verschmerzt! Aber mit dem Elenden war er noch lange nicht zu Rande. Der stand wie ein böser Geist mitten in seinem sonst so frohen Weidmannsleben. Manchmal war ihm, als müsse er gehen den Wend zu suchen und ihn, wo das Zusammentreffen auch sei, auf der Straße oder auf dem Kirchplatz oder in seinem eigenen Hause, mit dem Gewehrkolben todtzuschlagen. Der Anton hatte sich sonst als einen gutmüthigen, zufriedenen Menschen gekannt, er war nun selbst erschrocken ob der Rachgier, die verheerend in ihm herrschte und er war tief bekümmert darüber, dass er im Grunde eigentlich ein so schlechter Mensch sei.

So vergiengen mehrere Jahre. Im Jägerhause schleppte sich's träge dahin, ohne viel Freude, ohne viel Leid. Die Ottel versah ihre häuslichen Bedürfnisse, das Mädel wuchs heran und hatte außer den Neigungen zu essen, zu schlafen und sich mit Flitter zu schmücken, keine hervorragenden Eigenschaften. Der Anton dachte: Der Herrgott traut mir da einen besonderen Edelmuth zu, er soll sich nicht getäuscht haben. Das Geschöpf ist unschuldig. Aber er! Aber er! — Es ist merkwürdig, was erlittenes Unrecht, das nicht verziehen werden kann, in einem Menschen anrichtet. Es wirkt fast wie die Sünde, es macht fast schuldig, es erweckt und es nährt den Unfrieden des Gewissens, es trübt das Gemüth wie gewaltthätige Wildbäche den Alpensee.

Eines Tages, als der Jäger Anton aus dem Gewände hinabgieng gegen das Jägerhaus, begegnete ihm auf dem steinigen Wege eine Wallfahrerschar, wie solche alljährlich am Maria-Heimsuchungstage aus den Kärntnerthälern herauskam zu einer Gnadenkapelle, welche hoch oben auf einem Bergkegel stand und sonst fast das ganze Jahr öde und verschlossen war. Ein altes Gelöbnis aus der Pestzeit war es, und Leute, die ein besonderes Anliegen hatten, schlossen sich an, um vor dem Muttergottesbilde im Gebirge zu beten.

Unten am steilen Hange war einer der Wallfahrer plötzlich erkrankt und man musste ihn im Jägerhause zurücklassen. Die Ottel kam dem Anton vor die Thür entgegen, voller Verwirrung, und was denn jetzt anzufangen wäre? Dieser Mensch sei drin, der Vetter Wend. Er sei ganz krank, blute heftig aus dem Munde und stöhne, dass es ein Jammer!

Auf seinem eigenen Bette hatte der Anton seinen Feind wieder gefunden. Ein verzerrtes Gesicht, alt und fahl, unstet in jeder Miene, ein unheimliches Gesicht. Die Todesangst war auf ihm. Wirr zuckte sein Aug', als der Anton vor ihm stand, die krustigen Lippen bebten. Die Hände hob er, um sie bittend zu falten, aber sie zitterten so sehr, dass sie nicht zusammenkamen.

Und das erste, was der Anton jetzt denken konnte, war: Du armer Mensch! Du armer Mensch!

„Vetter Wend", sagte er in sanftem Tone und wischte ihm mit der flachen Hand die kalten Tropfen von der Stirn. „Dir ist schlecht. Es ist schon um den Arzt geschickt, es wird vorübergehen. Dass du nur bei uns bist und nicht unter freiem Himmel verschmachten musst."

Jetzt hob der Wend die Hände krampfhaft hoch empor, klammerte die Finger aneinander und kaum verständlich stöhnte er: „Anton! Anton!"

Dieser beugte sich zu ihm nieder: „Ich weiß, was du meinst. Es ist alles vorbei, es ist alles vergessen. Ich bin ja ganz zufrieden, für mich passt nur der Wald, der Herrgott hat's recht gemacht und das Werkzeug, das er dazu gebraucht, kann nichts dafür. Kein Mensch ist ohne Fehler, der's so eingerichtet hat, wird schon wissen, warum. Sollst nicht verzagt sein, Vetter, schau, wirst auch wieder gesund." — Als der Jäger so gesprochen, gieng er rasch hinaus in den grünen Wald, und es war ihm so leicht ums Herz, so leicht und glückselig, wie ihm bisher all sein Lebtag nicht gewesen. Ein fast leidenschaftliches Liebesgefühl war in ihm für den Vetter Wend; der arme schwache Mensch war ja nur einer bösen Macht unterworfen gewesen, von der er sich nicht hatte befreien können. Am liebsten hätte er ihm jetzt eine recht große Wohlthat erwiesen zur Genugthuung dafür, dass er so unselig hatte sein müssen.

Auf das allersorgfältigste wurde der Vetter im Jägerhause gepflegt, das Mädel aber hielt der Anton vom Kranken fern, das hatte bei ihm nichts zu thun. Er selbst saß neben dem Wend und sprach zu ihm in gemüthlicher Art, als sei zwischen ihnen nie etwas anderes vorgekommen. Als die Wallfahrer vom Berge herabstiegen, konnte der Kranke freilich noch nicht mit ihnen heimkehren, wenige Tage später aber gieng's zuerst mit einer Tragbahre, dann im Thal mit einem Wäglein dem Taufenbachthale zu. Wie ihm zu Muthe war, als er das Jägerhaus verließ, das kann man nicht wissen; ich vermuthe, etwas erbärmlich. Er

kam später wieder auf die Beine und gelegentlich hat er dem Anton Grüße geschickt, und dieser sie warm erwidert.

— — „Und so ist's gewesen", schloss mein Gemsjäger am Kreisbrunnen seine Erzählung, „und seither sind wir beide erlöst. Er und ich. Aber es braucht was, bis der Mensch durchkommt, es braucht was. — Schau du! Siehst du's? Dort oben im Kar! Dort äsen ihrer! Drei — vier — sechs Stuck! Siehst du's?!" —

Ich sah sie wohl, die Gemslein im Gewände, das war hübsch anzusehen. Doch näher, als die flinke Antilope, gieng mir das Menschenschicksal, von dem der Jäger erzählt hatte.

„Aber, Jäger", sagte ich noch, „man kann nicht zufrieden sein!"

„Mehr als ein halbes Dutzend siehst selten auf einem Platz beisammen, da oben in der Karwand", antwortete er und schnitt sich jetzt Brot und Speck zurecht.

„Nicht der Gemsen wegen, Jäger. Des anderen wegen. Dass er leer ausgeht! So ganz und gar straflos ausgeht."

„Möchten Sie in seiner Haut stecken?" fragte der Jäger.

„Das just nicht."

„Nun also", sagte er und that aus dem Plutzer einen herzhaften Zug.

Aus dem Reich bemalter Leinwand.

Bühnen-Erinnerungen von **Karl von Carro.**

Ein altes Sprichwort sagt: „Wer einmal ein Paar Schuhe beim Theater zerrissen, kommt nicht mehr los davon." Und das Sprichwort hat unter hundert Fällen neunundneunzigmal recht behalten. Auch bei mir. Die traurigen Erfahrungen, welche ich schon in den ersten Monaten meines wandernden Komödiantenthums gemacht, hielten mich nicht ab, ja sie reizten mich noch mehr, den schlüpfrigen Pfad weiter zu wandeln, den Tausende zwar zielbewusst, aber zumeist ziellos betreten.

Welcher Stolz erfüllte mich, als ich mich der Wanderschmiere entrissen sah und zum ersteumale Contract nach einem wahren und wirklichen Provinztheater erhielt, auf welchem mir vergönnt sein sollte, ein festes, perfectes und dumpfdröhnendes Podium mit Versenkungen, Reißlöchern und sonstigen Einschnitten für Maschinerien zu betreten, hinauszublicken in den gähnenden kreisförmigen Raum, welcher Logen und Galerien enthält!

Das mysteriöse Halbdunkel, der eigenthümliche Duft der Leinwand und Ölfarben übt seinen eigenen Reiz und Zauber für den Neuling aus, ein erhebender Contrast zu der wackeligen, im Wirtshaussaale aufge-

schlagenen Bretterbühne mit den herunterhängenden buntbemalten Lappen, und allen sonstigen ernüchternden Einrichtungen, zu welchen sich gewöhnlich noch der Dunst der nahegelegenen Gasthausküche gesellt, der in gespenstigen Nebelstreifen über dem Zuschauerraum lagert und den Inhalt der Speisekarte verrätherisch preisgibt.

Die vereinigten Theater von Bruck a. d. M. und Leoben waren es, welche mir das erste Provinz-Engagement boten, das freilich nur recht kurze Zeit währte, denn ich war als „jugendlicher Liebhaber" doch noch nicht so künstlerisch reif, um den Ansprüchen dieses Faches genügen zu können, und bevor ich selbst zu dieser Einsicht kam, hatte ich schon meinen „Kündigungsbrief" in Händen und musste — wandern!

So kurz auch die Dauer meines Brucker Wirkens, welches meine totale Anfängerschaft klar legte, gewesen, knüpft sich dennoch eine Erinnerung daran, welche so manchem meiner Leser besonderes Interesse einflößen dürfte, — da der Name dessen, mit dem sie im Zusammenhange steht, ein gar geläufiger und wohlbekannter ist. Nicht ich allein genügte dem Director nicht, auch ein College theilte mein Schicksal, ein kleines, damals schwaches Männchen, bartlos wie alle Schauspieler; hinter scharfen Brillen blitzten zwei kleine, stechende Augen welche bald klar sahen, dass die Carrière des darstellenden Künstlers, als welcher er wahrlich Mäßiges producierte, der falsche Weg sei und einer geistigeren Thätigkeit entgegenblickten. Wenn auch anfänglich mit wenig Glück, betrat der unter dem Pseudonym „Gruber" agierende Schauspieler bald darauf die neue Bahn, die ihn endlich zu einer, weder von uns, noch wohl auch von ihm selbst geahnten Bedeutung lenkte.

Jahr um Jahr verrauschte; nach einer von der „Pike" auf begonnenen, fast fünfzehnjährigen Bühnenlaufbahn, welche ich am Wiener Hofburgtheater beschloss, hatte ich mich der recitierenden Kunst zugewandt, und Anzengrubers Volksstück „Der Pfarrer von Kirchfeld", welches ich auswendig lernte und recitierte, verhalf mir zu namhaften Erfolgen in Mittel- und Norddeutschland. Nachdem ich auch andere Stücke dieses Autors in mein Repertoire aufgenommen, theilte ich Anzengruber mit, welch glänzende Aufnahme seine dramatischen Werke auch in der Recitation allerorts finden, und sandte ihm mein Bild mit der herzlichen Bitte um Revanche.

Ein sonderbarer Zufall wollte es, dass ich einige Tage darauf in einer Dresdener Buchhandlung — zum erstenmale — ein Bild des damals am Beginne seiner Berühmtheit stehenden Volksdichters Ludwig Anzengruber sah. Immer mehr und mehr bestärkte ich mich darin, diesem Gesichte schon einmal im Leben begegnet zu sein, und endlich wusste ich Bescheid. Noch am selben Abend ergriff ich die Feder und eine Stelle meines Briefes an Anzengruber lautete wörtlich: „— und wenn ich

mir den Vollbart aus Ihrem Gesichte denke, so muss ich fragen: ist das nicht jener ‚Gruber', der vor mehr als zwei Decennien mein Schicksal in Bruck a. d. M. getheilt hat?"

Und am Tage darauf bestätigte mir Anzengruber die Sendung meines Bildes unter Beilage des seinen und auch sein Brief begann mit den Worten: „— wenn ich mir den Vollbart aus Ihrem Gesichte denke, so möchte ich beinahe fragen: ist das nicht jener junge Mime, der unter dem Pseudonym ‚Carode' seiner Zeit in collegialer Übereinstimmung das Publicum zu Bruck a. d. M. maltraitierte?" Diese beiden Schreiben kreuzten sich. Der kleine Schauspieler ist der große Dichter Anzengruber geworden, und immer wird mir diese Episode eine liebe Erinnerung bleiben.

Die erlittene Niederlage in Bruck a. d. M. hatte mich zwar ein wenig entmuthigt, aber dennoch nicht all meine Hoffnungen zerstört, dereinst ein großer Mime zu werden, so verlor ich den Muth nicht und wenige Wochen darauf gehörte ich bereits wieder einer reisenden Gesellschaft an, welche sich in Tyrnau constituierte und dann Komorn, Neusohl, Kremnitz, Neutra, Schemnitz, im Sommer Bad Sliacz und noch andere kleinere Orte am Fuße der Karpathen, bereiste. In diesem Engagement lernte ich das Wanderleben einer „Schmiere" erst gründlich kennen, denn ich verblieb nahezu zwei Jahre bei derselben, bald als Väterspieler, dann als Liebhaber, ja sogar als Gesangskomiker, wie es das Repertoire erforderte, thätig.

Dieses glorreiche Engagement bot eine wahre Fülle von lustigen Vorkommnissen und echten Komödianten-Stückleins, und nur wer den naiven leichten Sinn und Übermuth der wandernden Schmierenkünstler kennt, kann begreifen, wie er bei den thatsächlichen Miseren solcher Gesellschaften seinen Humor zu bewahren und sich über sein eigenes Elend hinwegzuscherzen vermag. Allein das erste Paar Schuhe ist zerrissen — und der Theaterteufel hat gar feste Krallen!

Leider war unser Aufenthalt in dem freundlichen Stadttheater in Tyrnau nur ein kurzer und hinaus gieng's wieder nach jenen Orten, wo irgend ein großer Saal ohne besondere Schwierigkeit in Bühne und Zuschauerraum verwandelt wird.

Es waren zwei sogenannte Leiterwagen, auf denen unsere fünfzehn Köpfe zählende Gesellschaft den weiten, durch Pusten führenden Weg nach Komorn zurücklegte, und noch heute denke ich mit Schaudern an das Stoßen und Rütteln unseres federlosen, von kleinen flinktrabenden Slovakenpferden gezogenen Vehikels, welches über Wurzeln, Höcker und Rinnen dahinsauste. Als die Dunkelheit eingetreten und wir gänzlich der Führung unseres kein Wort deutsch sprechenden Kutschers, der in pelzgefütterter Bunda auf dem Kutschbock saß, anheimgegeben waren, befiel

uns sämmtlich, namentlich die wir im hinteren Wagen etwas zurückblieben, ein etwas banges Gefühl, und ehrlich sei es gestanden, wir fürchteten uns sammt und sonders vor den Zigeunern, welche allerdings in letzter Zeit den Reisenden so manchen Schreck und Schaden verursacht hatten.

Der eisig kalte Luftzug, der uns von Ost entgegenwehte und die Ermüdung der schon mehrstündigen Fahrt trugen zu unserer kleinmüthigen Stimmung erheblich bei, und nur der Umstand, dass unsere jugendliche Liebhaberin in collegialer Zärtlichkeit und aus Mitleid mich unter die Fittiche ihres riesengroßen Plaid genommen hatte, verlieh den Strapazen der nächtlichen Fahrt wohlthuende Linderung. Plötzlich vernahmen wir ein Geräusch, welches sich alsbald als das Getrappe galoppierender Pferde erkennen ließ. Die Finsternis gestattete nicht, unsere Gesichter betrachten zu können, allein ich bin fest überzeugt, dass sie alle Angst und Schrecken ausdrückten, welche Empfindungen sich ganz tumultuarisch kundgaben, als mehrere schon in ziemlicher Nähe abgefeuerte Pistolenschüsse uns vorbereiteten, auf das Ärgste gefasst zu sein. Einige der Herren schnellten von ihren Plätzen empor, wurden aber von dem scharfen Ruck, den die erschrockenen Pferde dem Gefährte versetzten, auf ihre, aus Körben, Koffern und Kisten bestehenden Sitze zurückgeschleudert; der Heldenvater fiel auf die komische Alte, welche bereits im Wagen auf die Knie gesunken war, um für die Erhaltung ihres jungen Lebens zu beten, unser alter gichtischer Komiker hatte das Gleichgewicht ganz verloren und war über die Seitenleiter kopfüber aus dem Wagen gepurzelt, unter schrecklichen slavischen Flüchen suchte der Kutscher die scheuen Thiere zum Stehen zu bringen, eine schrie jämmerlich um Hilfe, eine andere nach dem Director, meine blonde Wärmespenderin schlang den Plaid noch fester um uns und beschwor mich, sie zu beschützen, was ich ihr auch sofort mit einem heißen Kusse versicherte, indes wiederholten sich die Schüsse — die Zigeuner kamen näher — erneutes und vermehrtes Kreischen, Heulen, Fluchen und Schreien, keines verstand das andere, ein wahnsinniger Tumult, den die Meininger nicht schöner hätten arrangieren können!

Doch was war das? Klangen da nicht gute deutsche Laute an unser Ohr? Woher wissen die Zigeuner die Namen unserer Damen? — Rief da nicht einer: „Emmy, wir sind's ja — schreit doch nicht." — „Irma, ich bin's!" Und ganz nahe herangekommene Reiter brachten mit ihren an den Sätteln hängenden Laternen Licht in die Sache, und vor uns auf dampfenden Rossen saßen die gefürchteten Zigeuner — vier schmucke Husarenofficiere aus Tyrnau, die im tollen Übermuth vier Stunden weit der Gesellschaft nachgeritten waren, um den Damen nochmals Lebewohl zu sagen und einige Flaschen echten Ungarweins zum letzten Abschied zu leeren.

Nun wurde ein Lagerfeuer angezündet, die komische Alte hatte sich von der Ohnmacht, in die sie gesunken, bereits erholt, der gichtbrüchige Komiker, den wir unterwegs verloren, humpelte auch wieder heran, er hatte weiter keinen Schaden genommen als einen ohnedies wackeligen Augenzahn zu verlieren, und wir alle, die wir schon die Kugeln im Leibe fühlten, die wir uns schon gespießt und geviertheilt sahen, saßen nun wohlgemuth auf den vom Wagen gehobenen Collis am Feuer und verzehrten lachend und scherzend die von den Officieren in ihren Mantelsäcken mitgebrachten kalten Braten und Geflügel, sangen in die Nacht hinein und priesen mit donnernden Hochs die gefürchteten „kaiserlich-königlichen" — Zigeuner!

Nach einstündigem Gelage wurde wieder aufgepackt, muthiger fuhren wir jetzt hinein in die Nacht, und nach glücklich überstandenen Achsenbrüchen, Wegverfehlungen, und sonstigen Kalamitäten langten wir am darauffolgenden Abend gerädert und zerschlagen in Komorn an.

Alles war im Theaterlocal, wo wir abstiegen, versammelt, um sich Weisungen wegen der Zimmer ertheilen zu lassen, doch uns jüngeren Herren war die Restaurierung vorher wichtiger als die Wohnungsfrage, umsomehr, als wir sogleich von einigen „Kunstmäcenen", die sich über unsere Ankunft höchlichst freuten, in die Mitte genommen und traktiert wurden. So war denn mein Entree in Komorn gleich eine mehrstündige Kneiperei, welche erst gegen Mitternacht ihr Ende fand. Ich ließ mir einen in der Nähe gelegenen Gasthof nennen, konnte aber dort kein Unterkommen finden, auch nicht in einem zweiten, einen dritten gab's nicht — und so stand ich wieder obdachlos, matt wie eine Fliege im Winter rathlos da, hörte das dumpfe Rauschen der Donau, lauschte den gespenstig ausklingenden fernen Rufen der Festungswachen, Schnee und Regen rannen in edlem Wettstreit über meine frierende Nasenspitze, und als meine letzte Hoffnung, im Theaterlocale Unterkommen zu finden, durch vorgefundenen Thorschluss und tiefe Finsternis desselben zunichte wurde, begann mich die unverkennbare Schwierigkeit der Situation doch etwas bange zu machen. Da zuckte ein rettender Gedanke durch mein Gehirn! Emmy, meine kleine, blonde, wärmespendende Collegin, die ich so muthig vor den Zigeunern beschützte, hatte ja gleich neben dem Theaterlocale, wie ich bei unserer Ankunft gesehen, Wohnung erhalten, ihre Fenster giengen auf die Straße — sie musste Rath schaffen, mich beherbergen. Kaum war der Gedanke gefasst, so klirrten ihre Fensterscheiben schon unter meinen Fingern, und nachdem ich meinen Namen genannt, um die Furcht des guten Mädchens zu beseitigen, meine Lage zähneklappernd im Jammerton vorgebracht, endlich ein Schwur abgelegt war, dass ich vollständig nüchtern sei und „hübsch brav" sein wolle, langte mir Emmy den rettenden Hausmeister von Eisen heraus und — honny soit qui

mal y pense — ehe eine halbe Stunde vergangen, ſtreckte ich mich auf einem im Vorgemach improviſierten Lager, hüllte mich in den mir nicht mehr fremden Plaid, und träumte von den Zigeunern, von guten Rollen und ſchlechtem Wetter, von meinem „hübſchen Bravſein“ und anderen luſtigen und ſchaurigen Dingen, die mir die auf- und niederſteigenden Geiſter der am Abend ſo reichlich genoſſenen Biere und Weine ins Gehirn jagten. Ehe Emmy des Morgens ihre blauen Augen aufſchlug, hatte ich mich ſchon, in einer nicht unbedeutenden Anwandlung moraliſchen Katzenjammers, aus dem Staube gemacht, und noch oft lachten wir über dieſes leichtſinnige und doch ſo ſchuldloſe Stücklein fahrenden Komödiantenthums. Es läßt vielleicht meine Leſer nicht ganz ohne Intereſſe, daſs jene Emmy mit jener Schauſpielerin indentiſch iſt, die ſich als Mitglied einer bedeutenden Vorſtadtbühne Wiens vor ungefähr zehn Jahren wegen Untreue ihres Geliebten eine Kugel durchs Herz gejagt hat.

Der Director unſerer Geſellſchaft war ein ungariſcher Edelmann, der ſein Vermögen als Meerſchweinchenleiter verloren hatte und ſeit Jahren als kinderloſer Witwer mit zwei Schweſtern lebte, welche ihm die Hauswirtſchaft und Unwirtſchaft führten, und gleichzeitig zwei Rollenfächer vertraten. Die beiden ſinnigen Mädchen waren zwar nicht ſeine Schweſtern, doch lebten die drei unter einem Dache, und niemand wurde aus den ganzen Verhältniſſen klug, deren Beurtheilung durch einen kleinen ſechsjährigen Buben, welcher zum Director bald Onkel, bald Papa ſagte, auch die Damen des Hauſes mit diverſen Verwandtſchaftsgraden belegte, um ein Bedeutendes erſchwert wurde. Dieſer ungariſche Theſpiskarrenlenker, wir wollen ihn Ambrus nennen, beſaß eine Ruhe, die in ihrem vollen Umfange zu ſchildern meine Feder zu ſchwach ſich erklärt.

Ich habe mich zu jener Zeit mit dem Studium männlicher Charaktere nicht ſo eingehend befaſst, ſondern mich der günſtigen Gelegenheit halber mehr auf die Erforſchung der nie auszulernenden Weibernaturen gelegt, kann daher nicht beurtheilen, ob dieſe Ruhe eine erkünſtelte geweſen iſt. Ich erfuhr nur, daſs ſie in jener Zeit, wo er als politiſcher Verbrecher eine mehrjährige Feſtungsſtrafe abgeſeſſen, über ihn gekommen ſei und möge das Nachfolgende als erhärtende Beweiſe gelten.

Ambrus pflegte ſich nur epiſodiſche Rollen zuzutheilen und — es iſt dies ein hoch vereinzelt daſtehender Fall — gewöhnlich ſchlechte und undankbare Rollen. Höret, ſtaunet, ihr ſpielenden oder ſingenden Directoren großer und kleiner Bühnen, ein Director hat ſchlechte Rollen geſpielt, freiwillig ſchlechte! verzichtete auf den Directorial-Nimbus, der ſein dramatiſches Papſtthum in vollſter Unfehlbarkeit in den alles hinter ſich laſſenden Vordergrund ſtellen ſollte!

Diesmal ſpielte Ambrus in einem alten Ritterſchauſpiele einen Arm der Gerechtigkeit, der zur Gefangennahme eines Schuldverdächtigen ſich ausſtrecken ſollte.

Im Inneren des Burgraumes befindet sich der Gesuchte, an einem eisernen Gitter, das den Eintritt wehrt, und davor steht der Schergenführer Ambrus. Die Scene ist in vollem Gange, Ambrus declamiert:

Gefangene, ergebt euch!
Gehorcht dem Gesetze,
Eh' ein Gewaltstreich — —

Bei diesen Sätzen erfasst er die Stäbe des Gitters und rüttelt zornig an denselben, gleichsam das gewaltsame Öffnen andeutend. Doch was ist das? Was fühlt er an den Händen? Eine dickflüssige klebrige Masse rieselt über die inneren Handflächen, welche schwarz wie die Nacht sind und öligen Duft ausströmen! Im Nu begreift der Mann der Ruhe die Situation. Der Theatermeister hatte ein Holzgitter mittelst schwarzer Farbe für das Auge in Eisenstäbe verwandelt und keine Warnung wegen des Anstrichs erlassen. Der Herr Director unterbricht in dem Moment dieser Entdeckung den angefangenen Vers, und den leichtsinnigen Theatermeister in der nächsten Coulisse erblickend, verlässt er, unbekümmert um die Scene, die Bühne und wischt mit zwei kräftigen Strichen, wie liebkosend, seine Hände an dem dicken, runden Gesichte des überraschten Theatermeisters rein, schreitet langsamen Schrittes wieder hinaus vors Lampenlicht und vollendet, als müsste es so sein, jetzt erst den angefangenen Vers mit dem Schlusssatze:

Euer Hausrecht verletze!

Die heiteren Folgen dieser schwarzen That zu illustrieren unterlasse ich, allein meine freundlichen Leser können sich vorstellen, dass Ambrus' Ruhe-Exempel oft in nicht ganz liebsamer Weise für die dabei Betheiligten statuiert wurden. So blieb er auch bei den stürmischen Forderungen seiner Mitglieder, Gagenreste vom vorigen Jahre betreffend, welche wir, vom Hunger getrieben, uns erbaten, da die Theilbeträge der letzten Wochen kaum das tägliche Brot abwarfen, vollkommen ruhig, und als wir ihm einst erklärten, heute noch nichts gegessen zu haben, bestellte er uns für den Abend in seine Wohnung. Hoffend, auf den Empfang einiger Gulden zählen zu können, erschien das hungerige Herrenpersonal, das damals noch vier Köpfe stark war, zur bestimmten Stunde bei Ambrus.

„Nun, Kinder, esst, wenn ihr Hunger habt", redete er uns an und wies auf einen gedeckten Tisch, auf dem ein großer Laib Brot, eine Schüssel mit Liptauer Käse, etwas Butter, Paprika, Kümmel und Schnittlauch uns entgegenstarrten. Seine Pfeife weiter schmauchend, wandte er uns den Rücken und blickte durchs Fenster, dessen trübe Scheiben mit unseren langen Gesichtern über diese sonderbare Gagenbegleichung trefflich harmonierten. Zu jener Zeit, in welcher diese Episode

ſpielte, war unſere Geſellſchaft in der gräſslichſten Situation. Jeder einzelne hatte, was er nur halbwegs entbehren konnte, ſchon längſt verkauft oder in Pfand gegeben. Ambrus' Theatergarderobe war gleichfalls unter rothem Siegel in einer früheren Station zurückgeblieben, ſeine privaten Hilfsquellen waren verſiegt, mit den Trümmern unſeres Enſembles war kein vernünftiges Stück mehr zu geben; junge „zugkräftige" Damen hatten wir nicht mehr, ſie waren längſt vernünftigerweiſe durchgebrannt, ſelbſt des Directors Schweſtern, von Adam und Eva her, zählten nicht mehr zu den Unſeren; wie war es unter ſolchen Umſtänden möglich, das Publicum heranzuziehen?

Was half's, wenn uralte, bekannte Stücke durch Veränderungen ihrer Titel in Novitäten verwandelt wurden, die Phraſe „Zum erſtenmale" zog nicht mehr; was half's, daſs auf dem Zettel gedruckt zu leſen ſtand: „Am Schluſſe des Stückes erſcheinen Wilhelm und Leonore zu Pferde, bei bengaliſcher Beleuchtung" — das Publicum kannte ja das alte Pappendeckelroſs, das noch als Vermächtnis der vorigen Theatergeſellſchaft, auf Latten genagelt, mit verbogenen Füßen in des Hirſchenwirtes Bodenkammer lag, recht gut, und Rothfeuer gab's ja in der Apotheke für fünfzehn Kreuzer zu kaufen; was half's, daſs jedem Beſucher ein Los zugeſagt wurde für das am Schluſſe der Vorſtellung auszuſpielende „Lamm" — man wuſste ja, daſs es jemand gewinnen würde, der's dem Director wieder zurückgeben muſste, nutzlos war all unſer Bemühen; das Publicum, ſchon zu oft getäuſcht, fiel auf nichts mehr hinein, und wir ſahen uns, von jeder Hilfe entblößt, gezwungen, eine neue Station aufzuſuchen.

Ich möchte nur die Warnung für alle jene, die ſich der Bühne widmen, nicht unausgeſprochen laſſen, der „Pike", von welcher auf ich gedient, in dem falſchen Glauben meiner künſtleriſchen Ausbildung dadurch zu nützen, hübſch ferne zu bleiben, denn die Aufgabe „Künſtler" zu werden und „Menſch zu bleiben" iſt unter ſolchen Umſtänden faſt unausführbar, das Können des letzteren wird durch das Nichterreichen des erſteren zunichte gemacht; Menſch und Künſtler wälzen ſich in der Cloake ihrer eigenen Verkommenheit und das Bild eines wüſten Komödianten ſchlendert entnervt ſeine ſchlüpfrigen Pfade entlang.

Arme Sünder.

Eine Dorfbildchen nach der Natur.

Den runden Arm legt ſie um ſeinen Hals und ſpricht: „Franzl, hörſt, du muſst mir einen Gefallen thun!“

„Schon wieder?“ entgegnet der Schelm.

„Nix ſchon wieder!“ grollt das Dirndl, „kein Thau ſoll mehr vom Himmel fallen, wenn ich dir nit mehr zu Gefallen gethan habe, als du mir. — Heut möcht ich wiſſen, ob du Curaſch haſt!“

Er ſpannte die Arme aus, als wollte er der Weltkugel einen Boxer geben, daſs ſie dem Gottſchöpfer unter die Beine kugle und Sonne, Mond und Sterne vom Himmel ſchlage.

„Häude braucht's keine“, ſagte ſie, „aber Herzhaftigkeit braucht's und wenn du die haſt, ſo gehſt morgen mit mir zum Pfarrer.“

Er ſteht ſtill, ſchaut ſie an und lacht auf. „Zum Pfarrer! Wäre ſchon recht. Aber ſchau, Roſel, es geht halt noch nit. Hab dir's eh geſagt, daſs ich mir vorher was derwirtſchaften muſs. Auf eine ſtubenvoll Nix kann der Menſch nit heiraten.“

„Grimm dich nit, Bürſchel. Das weiß ich gleichwohl, daſs man euch Mannerleuten das Heiraten frei nachlaſſen muſs. Ihr kommt halt ſchier allemal ohne Buß davon, keinen Ablaſs und keine Losſprechung habt ihr vonnöthen, dieweilen unſereins ein unreines Weſen geworden iſt, das erſt eine Weile gewaſchen, beſprengt, beräuchert und eingeſegnet werden muſs, bis es wieder halbwegs unter die Leute gehen kann. — Weißt eh, morgen ſind die vierzehn Tag vorbei und ich muſs mit dem Kindel in die Kirche zum Herrn Pfarrer. Und den fürcht ich, mein du, wie das hölliſche Feuer fürcht ich ihn, und deswegen ſollſt mitgehen, Franzel.“

„Weil ich leicht auch ausgeräuchert werden ſoll?“

„Mir iſt gar nit ums Spaſsmachen zu thun, mein lieber Bub. Unſer Pfarrer iſt ſcharf. Und weil du die Suppe eingebrockt haſt, ſo ſollſt ſie auch auslöffeln helfen. Kunnt's wohl nit glauben, daſs du ſo hartherzig wärſt und uns jetzt verlaſſen wollteſt allzwei, und dich verleugnen, wenn der Herr Pfarrer fragt.“

„Na sei so gut!“ begehrt er auf. „Mich verleugnen! So brav möcht ich nit sein.“

„Er ist so viel gestreng, der unsere. Ohne den Vater segnet er keine für.“

„Wenn's schon sein muſs, ich geh' mit zum Pfarrer, fressen kann er mich nit. Um welche Zeit denn?“

„Vor der Messe um sieben.“

„Gilt. Beim Lindenkreuz kommen wir zusammen.“

So ist's ausgemacht.

Und am nächsten Morgen, schon eine Weile vor sieben Uhr sitzt die Rosel auf der Bank im thauigen Schatten der Linde vor dem Marienbild. Ihr Kindlein, sorgfältig in bunte Tücher eingewickelt, hält sie an der Brust. Das rothe Apfelgesichtlein mit der weißen Krauselhaube guckt noch ein wenig herfür, denn es ist am warmen Mutterbusen erst gefrühstückt worden. Nun schläft es wieder. „Trinken und schlafen, o seliges Los!“

Das Glöcklein läutet schon zum letzten Viertel vor Sieben. Der Franzel ist noch nicht da. Sie steht von der Bank auf und schaut hinaus auf die sonnigen Felder, wo flüchtige Wolkenschatten hingleiten über die grünende Flur. Aber kein Franzel ist zu sehen. Sie hat Zeit und schaut auf zum Bildnis. Die liebe Mutter Gottes! Und ihr herziges Knaberl auf dem Arm! Und wie sie es gern hat! Und wie es aufschaut ins Muttergesicht! . . . Lange betrachtet sie dieses Bild, dann neigt sie sich nieder zum eigenen Kind um es zu kosen, und dann hebt sie an zu lachen.

„Heißt das beten?“ sagt der Franzel, der plötzlich hinter ihr steht und ihr zu beiden Seiten hervor die Hände an die Wangen legt.

„Bist da?“ sagt sie, „ja du, ich hab' just lachen müssen. Weißt wegen —.“

„— wegen?“

„Wegen dem, weil, weil — sie auch eins hat. Wir haben jede eins.“

„Hast dir eine fürnehme Gesponsin ausgesucht“, sagt der Bursch, völlig verweisend, daſs die Rosel sich vergleicht mit der Frau im Bilde. „Na bist es, so gehen wir.“

Anklopfen ist Höflichkeit. Ein schrilles Herein. Der Franzl klopft noch einmal, man kann nicht leicht zu höflich sein in so einem Fall.

„Ist ja offen!“ schreit es von innen, die Thür wird aufgerissen und die Wirtschafterin steht da. Sie sind an die Küchenthür gerathen.

Die kugelrunde Wirtschafterin, das will der Franzl für ein gutes Zeichen halten.

„Was wollts denn?“ fragt sie weich wie Butter, obschon sie es recht gut weiß, was es zu bedeuten hat, wenn zwei junge Leute gar so demüthig in den Pfarrhof kommen, und eins davon hat etwas auf

dem Arm. Sie weist das Paar zur richtigen Thür und ſchleicht leckrig hinten nach.

Der Pfarrer ſitzt vor dem Bücherpult auf dem Lederſeſſel und bleibt ſitzen, er iſt ein ſchlanker hagerer Herr und die Bösartigſten ſeiner Gemeinde behaupten, ſein Geſicht würde allſamstägig in Eſſig gebeizt. Seine Augengläſer ſind bis hart an die Naſenſpitze herabgerutſcht und ſo ſchaut er finſter hinaus auf das gar beſcheiden eintretende Menſchenpaar.

„Was wollts denn?“ läſst auch er ſie an, „jetzt habe ich keine Zeit, 's iſt zum Meſſe leſen.“

Tritt der Franzl langſam vor, da keift der Pintſcher unter dem Seſſel — der fremde Menſch hat gar ſo breite Hände und Füße, daſs doch etwan dem „Herrl“ nichts geſchieht. Der Franzl hält ſich mit beiden Händen an ſeinen Hut, als wollte er eine Stütze haben und ſpricht leiſe: „Thäten halt wohl recht ſchön bitten, Hochwürden Herr Pfarrer.“ Und ſenkt ſein Haupt.

„Was?“ Der Pfarrer hält ſeine Hand ans Ohr, als hätte er nicht verſtanden.

„Die da —“ fährt der Burſche etwas vernehmlicher fort, „das wäre halt die Roſalia Wendlerin, die — die vor vierzehn Tagen zur Tauf geſchickt hat. Und heute thät ſie bitten um das heilige Fürſegnen.“

Der Pfarrer ſtemmt ſeine Arme aufs Knie und ſagt: „So! Vorſegnen! Und damit glaubt ihr's abgethan — wieder auf ein Jahr. Ich ſegne niemanden, den der Herr verflucht, verſteht ihr mich? Na ja freilich! das Laſterleben gemüthlich fortführen und nachher, wenn ihnen doch einmal die Grausbirn aufſteigt, zum Pfarrer rennen, daſs er ihnen die Lüderlichkeiten mir nichts dir nichts abbeten ſoll. Recht commod möchten ſie ſich's einrichten. Nichtsnutziges Volk!“

Jetzt ſetzt der Franzl den einen Fuß vor und etwas feſter auf die Dielen, gleichſam um die Sicherheit des Bodens zu prüfen. Und ſagt: „Der Grausbirn wegen thät's freilich nit ſein, Hochwürden, 's iſt nur wegen des Brauches und weil es die geiſtlichen Herrn ſelber wünſchen, daſs ſich eine nach den Wochen in der Kirche ſoll beſegnen laſſen. Wenn's aber nit nothwendig iſt . . .“

Sie hat ihn am Ärmel gezupft mit dem Bedeuten, nicht weiter zu reden, ſo bleibt er denn auch ſtecken.

Der Pfarrer fragt ihn: „Du biſt der Vater, natürlich!“

Der Franzl nickt kaum merklich mit dem Kopf.

„Und du ſchämſt dich nicht, mir vor die Augen zu treten.“

Schaut der Burſche aufs Dirndl, als wollte er ſagen, die hat mich hergezogen.“

„Und jetzt“, fährt der Pfarrer fort, „ſoll ich mit euch in die Kirchen gehen und euch am Altar aufſtellen als ein gutes Beiſpiel für

die Gemeinde, wie? Und den Segen dazu, natürlich! Ja, dann ist's freilich kein Wunder, wenn das sechste Gebot ein Loch bekommt. Man kann's ja wieder flicken." Nun springt er auf und schreit ihnen ins Gesicht: „Ich aber sage euch, man kann's nicht flicken! — Getauft habe ich den Wurm, weil ich leider muss und weil er nichts dafür kann. Vorsegnen werde ich sie nicht, die da, weil sie selber dran schuld ist. Da locken sie den Vogel ins Nest und nachher wenn's voll ist, soll das ganze Dorf helfen putzen. Das Wasser, versteht sich! Ja, für Eheweiber, wenn sie wieder rein werden wollen, ist das Weihwasser freilich gut. Für die Ledigen ist das Fegefeuer. Habt ihr mich verstanden? Wenn ihr mich verstanden habt, dann könnt ihr gehen." — Der Pintscher hebt ein leidenschaftliches Keifen an, zum Beweis, dass er es auch in solchen Stücken zum „Herrl" halte; dem Burschen springt er an den Hut, den der Franzl sich vor den Bauch hält.

Da haben sich die Leut schön langsam umgedreht. Das Geschrei hat das Kleine aufgeweckt und die junge Mutter schaukelt es auf dem Arme. „Sei gut, Kindel, sei gut, der Mann-Mann thut dir nix, darf dir nix thun. Sei gut."

An der halboffenen Thüre ist mittlerweile die Wirtschafterin gestanden und hat vor Vergnügen über die schneidige Abfertigung so heftig die Thürklinke gerieben, dass diese fast noch heiß ist, als der Franzl sie nun langsam zudrückt.

Vor dem Pfarrhofe stehen sie im hellen Sonnenscheine und der Franzel sagt: „So hätt' ich mir's nit gedacht, Rosel, mach' dir nichts daraus. Dort gehen die Leut in die Kirchen, werden wenige darunter sein, die viel besser sind als wir. Natürlich zur Messe werde ich jetzt gehen!" setzte er hinzu, als auf dem Thurme die Glocken zusammenläuten.

„Franzl, das wär' wieder gefehlt, wenn du nit wolltest in die Kirchen gehen, deswegen", beruhigt die Rosel, „die Kirchen kann nix für den Pfarrer und wir wollen bei der Messe nur an den lieben Herrgott denken."

So gehen sie hinein, denken aber doch nicht an den lieben Herrgott. Der Bursch, der hinten in einem Winkel sitzt, ist dafür zu zornig und das Dirndl vermeint mit sammt dem Kleinen unter die Bank sinken zu müssen. Noch kein Jahr ist vorbei, seit sie unter den übrigen Jungfrauen mit dem grünen Kranz gestanden war vor dem Altar. Und jetzt, wenn sie sich auch verstecken wollte hinter dem Pfeiler, so schreit's das dünne Stimmlein des Kleinen aus, was sich geändert hat seit einem Jahre.

Nach der Messe halten sie Rath, wo sie den Segen finden könnten. Der Franzl meint, zum Kaplan in St. Johann sollten sie gehen, der sei noch jung, der würde die Sache linder auffassen.

„Wenn du glaubst, dass die Jungen linder sind", sagt die Rosel, „so irrst du dich weit. Die Jungen sind in solchen Stücken ja die allerstrengsten." Nun denken sie an die Alten, und da fällt ihnen der Beneficiat zu Oberschachen ein. Das Beste, sie thun's gleich heute ab, dass sie sich nicht ein anderesmal wieder müssen extra anlegen und Segen suchen gehen.

Oberschachen steht auf dem Berg oben, das spitze Kirchthürmlein ragt scharf in den blauen Himmel hinein. Es ist eine Stunde hinauf, der Weg ist steinig und ohne Schatten, in Kreuz und Krumm liegt darüber Gefällholz. Die Bäume, die entschält daliegen, strömen einen starken Harzduft aus und werfen die Sonnenhitze zurück, dass es schier zum Verschmachten ist. Der Franzl hat freilich das Kind zu sich genommen, und die Rosel hat Angst, dass er stolpern und es fallen lassen könnte. Dieweilen sinkt sie selber hin ins braune Erikenkraut vor Erschöpfung. Nur einen Schluck Wasser! Aber es ist weitum keines vorhanden. Heidelbeeren pflückt er und steckt sie ihr zwischen die Lippen. So arm und bleich kauert sie da und nun fällt es dem Burschen doch ein, was sonst so selten einem einfällt: wie hart sie's büßen muss!

Endlich bringt er sie doch hinauf, auf einem Arm das Kind, an dem anderen die Mutter. Als er das Kirchlein sieht und den halbverfallenen Pfarrhof, und sonst nichts ringsum als etliche alte Kiefern, da sagt er lachend, denn er will sie aufheitern: „Der Berg ist so steil, dass nit einmal der Teufel herauf kann. Heißt's doch, wo der Herrgott eine Kirche baut, da baut der Teufel das Wirtshaus dazu. Hier ist kein Wirtshaus, so wird der Teufel nit heroben gewesen sein."

„Ich wollt's heut nicht verachten, das Wirtshaus", sagt sie.

„Lieber wär's mir schon, wie der Pfarrhof", meint er.

„Weißt Franzl, da heroben fürcht' ich mich auch vor dem Pfarrhof nicht", sagt die Rosel. „Zu dem alten Herrn getrauen wir uns allein hinein, gelt Micherl? Und der Vater kann warten da heraußen auf dem Anger, bis wir besegnet wieder zurückkommen."

Das ist dem Franzl freilich sehr angenehm, und er will dieweilen unter der Kiefer Beeren suchen, damit's dann ein Festmahl gibt.

Der alte Beneficiat sitzt in Hemdärmeln und ist gerade beim Kanarifüttern, wobei er dem Vogel ein Liedel vorpfeift zum Auswendig lernen, als die Rosel mit dem Fatschkinde bescheidentlich eindringt und ihre Bitte vorbringt.

Er nimmt die lange Pfeife aus dem Mund, schaut mit seinem rothen, bartstoppeligen Gesicht gutmüthig auf das Dirndl und sagt: „Eine Gridelbäurische von Stahlbach bist du? Ein Kleines hast kriegt? Vorgesegnet willst sein? — Na, komm nur mit, werdens gleich machen." Dabei schlüpft er rasch in seinen Talar, der einmal schwarz gewesen ist.

Als der Franzl das Rasseln der Kirchthürschlüsseln hört, schleicht er auch herbei und hinten nach hinein. Der Greis streift sich in der Sacristei das Chorhemd über, legt die Stola um, fasst den Henkel des Weihwasserkessels und den Sprenkel und tritt zum Altar hinaus. Dort bringt er am Beine ein Streichhölzchen in Brand und zündet damit zwei Kerzen an. Weil die Rosel noch unbehilflich an der Mauer steht, so sagt er: „Na, mach, mach, Mädel, knie nieder!" Sie thut's, er nimmt das Buch und spricht ein lateinisches Gebet, dann taucht er den Sprenkel in den Kessel und schwingt ihn über die andächtige Mutter mit dem Kinde.

Als es vorüber ist, nestelt sie an ihrem Tüchlein und sagt verschämt, jetzt wäre sie halt schuldig geworden.

„Hast eh dein Kreuz dafür", sagt der Priester, „halt schön geduldig tragen, dann wird's der liebe Gott schon verzeihen."

Sie schaut verblüfft drein, sie ist nicht verstanden worden. Schuldig wäre sie etwas fürs Fürsegnen.

„Geh, Tschapperl", sagt der Pfarrer, „steck ein dein Zwanzigerl wieder. Wirst es schon selber brauchen. Papperl kaufen fürs Buberl."

Später, als der alte Herr am Altar und in der Sacristei wieder alles in Ordnung gebracht hat, geht er mit raschen Schritten an das hintere Thor, wo die beiden Leutchen mit dem Kindlein beisammen stehen, zupft den Franzl beim Ohr und sagt: „Der ist es, nicht wahr? — Schlingel! Na kommts nur recht bald wieder. Aber nicht etwan so wie heute, ihr vertrakten Menschenkinder. Mit dem Brautsträußel müßt ihr kommen, zur heilsamen Buße, verstanden?"

Der Segen des guten alten Priesters ist aufgegangen. Nach einem Jahre kommen sie richtig wieder, und bitten um das Sacrament der Ehe. Und die Kinder, hat sich der Franzl vorgenommen, ließe er alle taufen zu Oberschachen auf dem Berge.

Der alte Herr zwinkert bedenklich mit den grauen Äuglein: „Wenn nur's Wasser reicht!"

* * *

Nachwort des Herausgebers: Was an dieser unmoralischen Geschichte noch das Schlimmste ist? Nicht dass sie geschrieben wurde, sondern vielmehr, dass sie sich zugetragen hat. Es ist halt ein rechtes Kreuz mit solchen Leuten und von den zwei Geistlichen der Strengere war weitaus der zu Oberschachen, der trotz seiner Gutmüthigkeit den armen Sündern die lebenslängliche Ehebuße auferlegt hat.

Der Sepp geht ins Heubad.

Ein Tiroler Geſchichtlein von **Karl Wolf.**[1])

Der Sepp hat ſchon den ganzen Winter hindurch Vorſorge getroffen, um heuer ja ſicher in eine Sommerfriſche zu kommen. Im vergangenen Sommer iſt ſie ihm „ausg'ſchlüpft".

Zuerſt iſt der Bauer „ins Salzwaſſer" auf vierzehn Tag. Dann iſt die Bäuerin mit der Tochter „af Weißenſtuan" und wie es das Unglück ſchon oft will, hat ſie ſich auf dem Weg „in Stütz überdrahnt" und infolge deſſen müſſen drei Wochen dort verbleiben.

Natürlich hat die Tochter und der Sohn die Gelegenheit benützt, um die Mutter einigemal zu beſuchen. Derweil hat er können „derhoamet frei raggern und ſchinden". „Ins Gruamet" hatte es auch drei Wochen dreingeregnet, „daſs ſie's greaſte Gſchiß" damit hatten, bis ſie es „kriegten".

Und ſo iſt der Auguſt gekommen, wo der Bauer a neues Faſs „Haustrunk angmacht" hat.

Und das war „a hölliſch ſiſſiges Weindl"; da wird der Sepp nit ſo dumm ſein und „in die Friſch" gehen, wenn er ſchon den halben Sommer hindurch beim „Waſſerlepps" ausgehalten hat.

Aber heuer hat er ſich's fein zamgrichtet. Im Herbſt hat er gehört, ſo eine Friſch, wie „auf Aldein", gebe es im ganzen Land keine. Bratler kochen ſie da „Flenggen weißt, daſs man ſie kam derzwingt" und „a Brüa drun", daſs man um zehn Kreuzer Brot „dermit andunken" kann.

Wenn im Winter das Feuer im großen Ofen kniſterte und die „Weiberleut" ſpinnend und ſchwätzend herumhockten, ſo kroch der Sepp wie ein Igel hinter'm Tiſch zuſammen.

„Saggera dio noch a mol inni", jammerte er, „dös ziaht und zwickt durch der ganzen Kripp aus, wie tauſend ſchneidige Meſſer". Wenn dann die Bäurin theilnehmend frug: „ja Sepp, was fahlt denn, ha?" ſo antwortete er jammernd: „s Greumatiſche hab i, oder in trucknen

[1]) Aus deſſen neuer Sammlung „Geſchichten aus Tirol". (Innsbruck. A. Edlinger. 1895.) Vorſtehende derbe, aber in ihrer echten Volksthümlichkeit köſtliche Probe ſtatt jeder weiteren Empfehlung.

Gallfluſs. O heiliger Tappnochi, ſchuißt dös wieder durch die Rippen aus." Einmal hatte er eine arge Cur durchzumachen.

Die Bäurin bekam durch das ewige Jammern des Knechtes den Kitzel „a fezzele zu doctern".

Zu allererſt gab ſie ihm etwas zum „Ausputzen" ein. Die Doſis, es war ſo ungefähr die Hälfte, was ſie ſonſt einer Kuh zu geben pflegte, hatte eine fürchterliche Wirkung.

Und als die Bäurin am Abend noch einmal mit „an Schalele voll zum Ausputzen" kam, jammerte der Patient: „Meiner Lebtig nimmer ſauf i a ſötts Zuig, laſst 's mir döcht 's Ingreiſch in der Kripp."

Und „'s Gramatiſche" wurde von Tag zu Tag ſchlimmer, ſo daſs der Bauer nichts einwenden konnte, als der Sepp im Frühjahr erklärte, er müße „zen die Heubäder auf Aldein".

„Freili", ſagte die Bäurin, „gehſt af die Bäder. Man müſste ſich ja der Sünd' fürchten, an kranken Menſchen nit geh'n z'laſſen". Sie gab ihm noch einen halben Liter von der kräftigen Medicin mit, welche er aber, ohne ſie erſt den Umweg durch ſeinen Körper machen zu laſſen, directe in den Abort goß.

Und nun kam der Tag der Abreiſe.

Der Sepp hatte gehört, daſs in Aldein der Luxus von Badecoſtümen nicht zu finden ſei, und ſo unternahm er in der „Brautwein-Kuchl" vorerſt eine gründliche Waſchung ſeines Körpers.

Es dauerte eine gute Weile, bis er „augwoacht" war, denn ſolche Waſchungen waren ihm ſeit der Zeit, wo ihn die wackere Hebamme krebsroth nach der Geburt aus der Badewanne hob, nicht oft im Leben untergekommen.

Warum auch? „Im Winter hält's warm" und im Sommer „ſchwitzt man 's a weck".

Dann zog er ſich ſein Feiertag-Gewand an, band in der Joppe den rechten Ärmel unten mit einer Weide zu und formte ſich ſo die einfachſte Reiſetaſche der Welt.

Was er da hineinſtecken wollte, war bis zum Heimwege ſchon längſt aufgebraucht.

„A Speck, fein fleiſchig unterſpickt", zum Gebrauche, wenn man am frühen Morgen „zu an Kreſswaſſerle" gieng. Und das Kreſswaſſer wollte er jeden Tag aufſuchen, denn ein Kamerad hatte ihm berichtet, man bekomme darauf einen Hunger wie ein Wolf. Und nachdem die Wölfe mit beſonderer Vorliebe den Schafen nachſtellen, war das für den wackeren Sepp der richtige Hunger, denn „a Gſtrauneues" gieng ihm über alles. Er konnte ſich den Himmel ohne Gſtrauneues gar nicht vorſtellen. Überhaupt den Himmel nicht ohne „Freſſen". Zu was hatte man denn „'s Maul"; man kann doch nicht alle Ewigkeit „dermit rödn".

Vor dem jüngsten Gericht ließ er sich die Geschichte noch „fürs Seelele alloan“ gefallen; aber nach der Auferstehung werden die Auserwählten wohl auch „a fezzele a Kost“ brauchen; so dachte sich der Sepp.

Dann stolperte er noch einmal in die Waschküche hinüber, dort hat er sein Scapulier nach dem Bade zum Trocknen aufgehängt und „grod son uhne eppes Gweichts“ wollte er sich in Aldein auch nicht zeigen.

Er war schon ein gut Stück des Weges fort, als er wieder umkehrte. Die Spielkarten nahm er in der Stube von der „Stöhl“ herunter. Wenn man vielleicht hie und da „a Halbele ausspielet“, wären ihm die Karten „so viel komod“, weil er sie alle „hinterschi“ kannte.

„Nit zu fleißig“, grüßte er noch hämisch seinen Nebenknecht, der vor dem Hause die Sense dengelte, und dann wanderte er mit langen Schritten zum Thal hinaus.

Im „Pangerter Buschen“ überlegte er ein und einen halben Liter Wein lang, ob er nach Bozen zu Fuß wandern sollte, oder auf der „Buhn auhuck'n“.

Endlich kam ihm ein guter Gedanke. Der Stellwagen ist's Rechte. Er kostete um zwanzig Kreuzer weniger und man kann dafür um zwei Stunden länger fahren.

Was die Leut „lei so narrisch sein und af der Buhn auhuck'n“.

Am andern Morgen rollte der Sepp, gestärkt durch eine tüchtige Portion „saure Supp“, gegen Bozen. Er deuchte sich so vornehm wie ein König und erzählte stolz seinen Mitreisenden, dass er in die „Frisch“ fahre, die „Kripp wieder a fezzele zamzuflicken“.

Mit steifen Beinen kraxelte er in Bozen aus dem Wagen und wanderte ohne weiteres seinem Ziele zu.

Am anderen Morgen erwachte er als Curgast in Aldein.

Sein erster Gang galt der Küche, und das geschäftige Treiben in derselben erregte ein solches Wohlgefallen bei ihm, dass er beschloss, diese aufregende Thätigkeit und Aufopferung der Köchin und Wirtin insoweit zu unterstützen, dass selbe mit vier Bratler täglich auf ihn rechnen konnten.

Er machte einen kleinen Kostenvoranschlag und „roatete“ aus, dass es auf „zwoa Wöchlen roachen werd“.

In Aldein befand sich zur selben Zeit eine alte Schachtel zur Cur, die es gerade so wie viele Damen der sogenannten feinen Welt machte und die verschiedensten Sommerfrischen seit Jahren aufsuchte, um endlich einen Mann zu fischen. Sie war ordentlich „Manderleut wüthig“, wie man ihr nachsagte, und wehe, dreimal wehe dem Opfer, das sie sich erwählt.

Sie konnte so süß werden, wie „Zuckergoudl“ und zudringlich, wie ein „ausgehungerter Floh“.

Einige luſtige junge Leute, welche das Frauenzimmer von früheren Jahren her kannten, erlaubten ſich den Jux und theilten der alten Schachtel mit, der Sepp ſei ein vermöglicher, gutſtehender, und was für ſie die Hauptſache war, einſchichtig hauſender Algunder Bauer, und er habe ſich erſt neulich in bitterſter Weiſe darüber ausgelaſſen, wie ſehr er auf ſeinem Hof eine häuslich waltende Bäuerin vermiſſe. Nun wurde das Frauenzimmer rein toll.

Der Sepp ſah ſich auf einmal mit Aufmerkſamkeiten umgeben, über welche er nicht genug ſtaunen konnte. Kam er aus dem Heubade, fand er in ſeiner Kammer auf dem Tiſche „an ingfriſchten Buſchen". Ein andermal brachte ihm die Kellnerin zum Kaffee einen mächtigen Gugelhupf und bemerkte dabei, die Spenderin laſſe ihn recht von Herzen grüßen, und wenn ihm die Gabe ſchmecke, ſo hätte ſie die größte Freude.

Der Gugelhupf war vielleicht für fünf Kaffee berechnet. Der Sepp aber packte ihn auf einmal und darin ſah die alte, eheſüchtige Perſon das erſte Aufkeimen ſeiner Liebe.

Auf allen Wegen und Stegen drängte ſie ſich an ihn heran. Wenn er ſein Bratele zu ſich nahm, ſetzte ſie ſich zu ihm, machte ihn auf die Mängel der Zubereitung aufmerkſam, die ihm früher gar nie aufgefallen waren. „A Bratele" war ihm immer „a Bratele" geweſen, ob nun „die Brüh' a fezzele liachter oder finſterer" war, oder ob es „a fezzele bloacher oder bräuner" gebraten wurde; mit ſo Kleinigkeiten hatte ſich der Sepp nie abgegeben.

Das Frauenzimmer wurde ihm zuwider, denn ſie ſtörte ihn gewaltig in ſeinem Vergnügen, im „Bratlfreſſen".

Und nun hatte ſie ſich gar hinter den „Badwaſtl" geſteckt. Eines Morgens wurde er gerade neben dem Eingang im Heu „eingeſtampft", da kam die alte Schachtel hereingeſchlichen und ſetzte ſich neben ihn, oder eigentlich neben ſeinen aus dem Heu herausragenden Kopf.

Sie lächelte ihn dabei ſo ſüß an und ſtreichelte ſeine Wangen. „Armes Mannele", flüſterte ſie, „wie er ſchwitzt, der Häuter, und wie ihn die Fliegen gangeln. Gehſt weg", wehrte ſie eine beſonders zudringliche ab, „laſs mir mein Mannerl ſtehn und thu's nit plagen. I leid's nit!"

Der Sepp, welchem ohnedies die Heudämpfe zu Kopfe ſtiegen, wurde ganz rabiat, aber was konnte er machen. Rufen, dann wurde er zum Spott der ganzen Badegeſellſchaft, und wehren konnte er ſich auch nicht; der verdammte „Badwaſtl" hatte ihn ſo feſt in das Heu eingeſtampft, daſs er weder Hand noch Fuß rühren konnte.

Hinten, an einer Spalte der Holzwand der Scheune, hatte ſich, vom Badwaſtl gerufen, die ganze junge Welt eingefunden und belauſchte das Paar.

„Gelt Mandl“, flüsterte die alte Jungfer, „es ist frei nit schön, so einsam durchs Leben zu wandern, zu zweit ist's freili feiner. O wie sehn' i mi danach, an Menschen zu haben, für den i mi sorgen und mühen kann“.

„Himmel Herrgott saggera“, dachte sich der Sepp, „was will denn das dumme Mensch?“

„Armes Hascherl, so schwitzen wie er thut“, und dabei wischte sie ihm den Schweiß von der Stirne und tätschelte zärtlich seine glühenden Wangen. „O, mein Mandl sollt a Leben haben wie a Engerl im Himmel. In der Früh an Kaffee. — nein vorerst ein herzigs Busserl“; sie beugte sich über den armen Sepp und küsste ihn herzhaft auf den Mund.

„Himmel Herrgott saggera dio, an Ruh will i haben“, schrie nun Sepp, ernstlich aufgebracht. Sie legte ihm aber beschwichtigend die Hand auf den Mund; „still, still, wenn man uns hört, könnt's a schöne Gschicht abgeben“, flüsterte sie.

„Sei nur ruhig, herzliebs Mauderl, sei nur ruhig. Schau, glei wie i di gesehen hab, ist mir die Lieb aufgewachsen, und wie du mein Gugelhupf auf einmal aufgegessen hast, hab i gwusst, dass d' mi auch nit ungern hast.“ Und wieder folgte ein herzhafter Kuss.

Die Horcher an der Wand wollten sich schier kugeln vor Lachen; der Sepp aber machte wüthende Anstrengungen, um wenigstens seine Hände frei zu bekommen.

„Weißt du, warum du mir so g'fallst?“ sagte die Alte; „in meiner Kammer hab i an St. Sebastiani; zu dem bet' i jeden Tag dreimal, i hab so viel Vertrauen zu ihm, und dem gleichst, ja meiner Seel, dem gleichst“.

„Und die nächste Woche kommt mein Bruder, weißt, der ist Regelpater in Klausen, und i bin zweite Vorsteherin beim Jungfernbund; o mein Sepp, was i dir alles opfere“, rief sie, alle Vorsicht vergessend, mit erhobener Stimme und erstickte ihn förmlich mit Küssen.

Nun wurde es dem Sepp wirklich zu stark. Mit einem kräftigen Ruck machte er sich frei und kroch aus dem Heu. Er nahm sich noch so viel Zeit, sein Leintuch aufzuraffen, mit langen Sätzen flüchtete er über den Vorplatz, mitten durch die erschreckt und kreischend auseinanderfahrenden Badegäste. Kaum seiner Sinne mächtig, riss er im Gange die erstbeste Thüre auf, stürzte in die Kammer und kroch in das dort stehende Bett. Es war aber nicht seine Kammer, und die dort wohnende Badegästin, gerade im Begriff, sich mit einem Schnellsieder Kaffee zu wärmen, floh mit dem Rufe: „Heilige Mutter Anna, was kommt da!“ entsetzt davon.

Sepp sah seinen Fehler sofort ein, sprang mit einem Satz aus seinem Bett, riss auf's Gerathewohl die Thüre gegenüber auf und befand sich im nächsten Augenblick in der Küche.

Stumm vor Staunen ſtarrten Wirtin und Köchin die Geſtalt an; endlich warf letztere, eine reſolute Perſon, dem armen Sepp eine Gaz Waſſer mit den Worten an den Kopf: „In Gottesnamen, was macht denn der da?“

Endlich gelang es ihm doch, ſeine Kammer zu erreichen.

Als es Nacht wurde, zog eine mit allerlei Inſtrumenten verſehene Muſikbande auf, intonierte einen dreimaligen Tuſch und eine Stimme rief: „Der hochverehrte Bräutigam Sepp und ſeine ſüße Braut ſollen dreimal hoch leben!“

„Hoch, hoch und abermals hoch!“ donnerte es in die Nacht hinaus, und die alte Jungfer winkte vergnügt mit dem Taſchentuch aus ihrem Fenſterlein.

Am anderen Tage aber wanderte Sepp mit langen Schritten ſeiner Heimat zu. Die Heubäder hatten ihn „woach und gliebig“ gemacht und für den nächſten Sommer wollte er ſich ein anderes Leiden ausdenken.

„Nit genug“, ſo erzählte er im tiefſten Vertrauen ſeinem Kameraden, „daſs einem 's Hen beißt wie hunderttauſend Flöh, die geradewegs aus'n Hungerland kommen, und daſs man dampft, wie a Weggltürten beim Bäck, hat mi alleweil ſo a narriſches Menſch abgepaſst, wie a Katz auf a Mans in der Fall, bis 's Thürl aufgeht“.

„O balaib! 's nächſte Jahr geh i zum Salzwaſſer in die Walſch, muſs halt ſchauen in Winter, nach die Feiertig, a ſezzele labelet im Magen zu werden.“

Drei liebe Vögelein.

Dem „Heimgarten“ iſt einmal nachgeſagt worden, daſs in dieſem Garten ſo wenig Vogelſtimmen zu vernehmen wären. Man hört ihrer aber doch. Mancher loſe Vogel, mancher Spaſsvogel iſt vorhanden. Deswegen wollen wir freilich auch die wirklichen „Segler der Lüfte“ nicht miſſen und ſo ſollen hier drei Vögelein freigelaſſen werden, die ſeit mehr als zwanzig Jahren in einem güldenen Käfig geſeſſen ſind. Damit ſpielen wir an auf ein Buch von Aglaia von Enderes: „Federzeichnungen aus der Thierwelt“, welches im Jahre 1874 im Franklin-Verein zu Peſt erſchienen iſt. Dieſes Buch gehört zu den herzigſten Büchern, die je geſchrieben worden ſind. Mit größerem Feinſinn und mit wärmerer Liebe können die Geſchöpfe Gottes kaum geſchildert werden, als es hier geſchieht. Die Verfaſſerin iſt heimgegangen, aber ihr Werk lebt fort als ein ſchönes Preislied. Und aus der luſtigen Thiergeſellſchaft mögen nun die drei Vögelein fliegen.

Die Lerche.

Jeder von uns hat wohl einmal in seinem Leben an einem blühenden, duftigen Frühlingstag draußen zwischen Himmel und Erde gestanden, mit weitgeöffneten Augen in die Lüfte gespäht und der Sängerin nachgehorcht, die sich mit süßem, wirbelndem Gesange aus den Halmen emporschwang; erst ganz sachte, zögernd, mit den Flügeln die Ähren küssend, von denen sie Abschied nahm, und dann höher fliegend, immer höher — erst über die Büsche, dann über die Bäume, dann in den Duft hinein, der zwischen Erde und Wolken liegt — immer lauter singend, gleichsam von den Tönen der eigenen kleinen Brust getragen, bis sie als ein dunkler, zitternder Punkt hoch oben in den Wolken verschwand. Ja, Lerchenlied und Lerchensang sind wie eine süße, weiche Kindheitserinnerung; in unser aller Leben waren sie einmal da; wann und wo mögen wir vergessen, aber die Erinnerung, daſs sie da waren, ist uns geblieben.

Wenn die Tage länger geworden und die Nächte kürzer, wenn die Sonne den Schnee zu thauen beginnt, mit den nebelfreien Tagen des Februar kommt die kleine Feldlerche aus ihrem Winterquartier nach Hause gezogen. Anfangs kommen nur einzelne Gesellschaften, die ersten, kühnen Reisenden, denen es in der Fremde zu bange geworden; diese bleiben nur kurz, nur zur Rast, und ziehen dann fort, bis hoch nach dem Norden hinauf. Sie fliegen meist am Morgen, bis Mittag, oder auch des Nachts im hellen Mondenschein; wenn alles ruht und schläft, wenn der Frühling sein Erwachen vorträumt und zusammendichtet, dann zieht seine begeisterte Sängerin ungesehen über Wald und Flur; bald hoch oben unter den Wolken, bald tief unten über Gras und Stoppeln hin, immerzu, der Heimat entgegen. Mehr und mehr füllen sich Felder und Wiesen, Trupp auf Trupp kommt gezogen, immer dichter werden die Scharen, bis Ende März sich alle wieder eingefunden und das alte Leben auf dem alten, trauten Stück Erde von neuem beginnt.

Zwischen den Erdschollen, unter einigen Grasbüscheln, hinter ein paar knorrigen, entwurzelten Stoppeln wird das kleine Haus in einer seichten Vertiefung am Boden angelegt. Die Erbauer verwenden nicht allzu große Sorgfalt darauf; es trägt die Farbe der Erde, der es angehört, und das ist sein Schutz vor Entdeckung; im übrigen werden nur etwas Gras und Wurzelchen zusammengetragen, das ganze im Inneren nothdürftig mit wolligen Haaren ausgefüllt, und das Nest ist bestellt. Eine andere Sorge ist, den Besitz des geliebten Weibes und das kleine, enge Revier rings um das Haus her zu behaupten. Überall hat sich das Völkchen angesiedelt, und jede Ansiedelung hat ihren eigenen Bereich, in den kein Nachbar dringen darf; allenthalben wird zu Nest getragen, und in jedem Neste schlägt ein eifersüchtiges Lerchenherz. Da gibt es anfangs

oft harte Kämpfe, lauten Streit und Zorn, tüchtige Schnabelhiebe, bis die Grenzen festgestellt sind. Jeder weiß, bis wohin seine Rechte und sein Besitz reichen, und dann alles in ziemlichem Frieden von statten geht. Und nun beginnt die eigentliche Poesie des Heimatlebens; früh am Morgen, wenn das erste Lichtgefunkel durch die Halme geht, wird gesungen, geflogen, gejauchzt; dann wird auf die Jagd gegangen; wirklich gegangen, nicht geflogen. Mit zierlichen Schritten und leichtem Nicken des Kopfes geht das Lerchenpaar im Halmenwald spazieren; bald dort, bald da wird ein Insectchen von den Blättern gelesen, eine Heuschrecke gefangen, ein Käfer, ein Würmchen; dazwischen wird gespielt und geliebt, gehascht und geflohen, gejubelt und gesungen, bis der Mittag zu ganz kurzer Ruhe ruft. Nachmittags wird von vorne begonnen, an den Knöspchen und Grasspitzen genascht, Kerbthiere gejagt, dazwischen wohl auch hinaus auf einen Pfahl, einen Baumstumpf, eine Erderhöhung geflogen, dort oft lange, lange Minuten niedergesessen und mit den fröhlichen Augen in den hellen Tag und in das weite Land hinausgeschaut. Haben sie sich einmal so eine Warte erkieset, so wird oft und oft dahin zurückgekehrt. Es ist das die Mußezeit, die sie hier verbringen, die ihnen von Jagd, Hausbau und Gesang übrigbleibt, und die sie zum Ausblick in die liebe, grüne Welt benützen.

So geht es bis zur Hälfte des September, da werden große Flugübungen vorgenommen, erst von Feld zu Feld, dann von Thal zu Thal; fernwohnende Genossen kommen gezogen, man kennt sich und begrüßt sich und rüstet schweigend zum großen Zuge; die Lieder haben der Heimat gegolten, beim Abschied verstummt die kleine Vogelbrust.

Und nun geht der weite Flug an nach dem Süden; nach Spanien, nach Griechenland, über Berge und Meere, bis nach Afrika hinüber.

Einzelne Lerchen bleiben zuweilen im Vaterlande zurück; sei es, daſs sie die rechte Zeit versäumen, anderer Genossen harren, die sie nie holen gekommen. Genug, sie sind da und es bedroht sie der grause Winter, der kahle Boden, die froststarre Luft. Meist werden sie hart mitgenommen und flüchten dann zuweilen, Obdach und Nahrung suchend, bis an die Wohnungen der Menschen heran. Hier sind sie jedoch nicht allein; draußen vor dem Dorfe, dicht an den Scheuern, am Wege, der von einem Gehöfte zum anderen führt, wohnt jahraus jahrein eine nahe Verwandte der Feldlerche, ein nettes, zierliches Vögelchen, mit guten, treuen Augen und einer allerliebsten kleinen Holle auf dem Kopfe. Es ist das die Haubenoder Schopflerche, die traute Freundin der Menschen, die kein unsichtbares Sehnen nach dem Süden treibt. Sie begehrt weniger nach Insecten, als es ihre Verwandten thun, und wenn die Brutzeit, die Auffütterung der Kinder, vorüber, nimmt sie fast ausschließlich mit Körnern vorlieb. Und darum kann sie auch im Winter hier aushalten, wo sie, wenn der Schnee

gar zu hoch liegt, von den Baumknospen pflückt, an allen Fugen und Ritzen der Scheuern naſcht und dicht an den Häuſern der Menſchen nach Nahrung ſucht. Ihre Lebensweiſe hat ſie zutraulich und freundlich gemacht, ſie ſcheut keine fremde Begegnung. Wenn draußen der Schnee liegt, der Boden, die Büſche, die Bäume weiß und glänzend ausſehen, dann wandelt die kleine, vereinſamte Sängerin auf der weiten, ſchimmernden Fläche auf und nieder, hebt bald rechts, bald links etwas zwiſchen den Schneeſternchen von der Erde, ſteht bald, wie in Gedanken verloren, ſinnend, guckt dann wieder verſtändig ins Weite hinaus, hebt die Holle und ſenkt ſie, nickt nett und zierlich mit dem Köpfchen und ſchreitet dabei ſo langſam, ſchrittweiſe vor dem Beobachter her, als freute ſie ſich ſeiner Nähe, und jede ihrer Bewegungen winkt ſcheinbar: Komm mit!

Einſamer, ſcheuer als die Feld- und Haubenlerche, ſeltener geſehen als ſie, tief geborgen zwiſchen Waldbüſchen und Steppengras, lebt eine dritte Verwandte dieſer Sängerfamilie, die Baum-, Wald- oder Heidelerche. Sie kommt Ende März aus dem Süden gezogen und baut dann ihr Haus zwiſchen Farne, Erdbeerranken und Heidelbeerbüſche, zwiſchen die Wurzeln umgeſtürzter Bäume hinein oder auf den duftigen Moosboden des Waldes. Aushaue und Lichtungen, wo das dünne, feine Gras wächst und die Baumſchatten mit Sonnengefunkel wechſeln, ſind des kleinen Vogels Heimat. Ihm koſtet es keinen Streit, ſich ſein Jagdrevier zu ſichern, wie ihn die Feldlerche zu beſtehen gehabt; hier, in Wald und Heide, hat die Natur großartigere Dimenſionen als draußen zwiſchen den Schollen der Erde, und die Frage um Mein und Dein wird nicht ſo oft erörtert. Nur um den Beſitz der Gattin geht es zuweilen auch hier heiß und ſtürmiſch her; iſt der aber einmal feſtgeſtellt, dann lebt der Sänger ungeſtört und ruhig ſeinem Weibe, ſeinen Kindern und ſeiner geliebten Kunſt. Dieſe übt er hoch oben auf den Wipfeln der Bäume oder unter den Wolken, zu denen er nicht nur aufſteigt, um wie die Feldlerche wieder herabzuſinken, ſondern in deren luftigem Gewebe er oft eine Stunde und länger weilt. Seinem Weibe iſt er ein liebenswürdiger Genoſſe, ein treuer Begleiter bei ihren Flügen, ein vergnügter, plaudernder Zuſeher bei den Mühen des Neſtbaues, aber kein Gehilfe im Hauſe. Das Brutgeſchäft wird von dem Weibchen allein beſorgt; ſein Gatte, der geniale, himmelſtürmende Sänger, kann ſich mit den kleinen Mühen des häuslichen Lebens nicht befaſſen. Er thut jedoch das Beſte, was er, nach ſeiner Art, für Weib und Kinder thun kann; er ſteigt über die Bäume in die Lüfte und ſingt und ruft ſein Glück und ſeine Liebe in die Welt hinaus; und wenn auch ſein kleiner, flatternder Leib, mit dem zitternden Flügelſchlage, in den Wolken verſchwindet, ſo tönt doch ſein Lied ununterbrochen herab zur Erde, tief hinein in die grünen Büſche, hinab zur Wiege der Kinder: und hat der Sänger ſich ſattgeſungen, hat er der

Sonne ins glühende Auge geschaut, dann stürzt er mit verhaltenen Flügeln wieder zurück zum dürftigen Erdenhause, in welchem seiner, geduldig und stille, die liebende Gattin harrt. Er zählt zu den besten Sängern und seine Lieder zu den herrlichsten Stimmen des Waldes. Dies ist am fühlbarsten in schönen, stillen Sommernächten, wenn der Ruf der Cicade ganz leise durch die Lüfte zittert, Wald und Heide wie im Schlafe liegen und der einsame, ungesehene Vogel plötzlich sein wunderbares Lied anhebt. Tief innig, laut und mächtig tönt es durch die Bäume oder hoch aus den Lüften herab; der Wald liegt wie in Verzauberung und lässt das süße Gedicht über sich ergehen.

Sobald der erste Schnee wegschmilzt, lange ehe die Wunderpracht des Frühlings angeht, tönt dieser Lerchensang durch unsere deutschen Wälder und verstummt — mit kurzer Unterbrechung — erst zur Zeit der Flucht des Vogels nach dem Süden.

Diese drei Lerchen, von denen ich hier erzählte, haben, wie wohlbekannt, mannigfache nahe und entfernte Verwandte; hoch im Norden und im Süden, auf den Bergen und im Thale, in der ganzen alten Welt ist das Geschlecht dieser Sänger vertreten. Da ist die Kalanderlerche, die Isabell-Lerche, die Berglerche, und wie alle ihre Namen heißen; von ihnen allen lässt sich nur Liebenswürdiges berichten: anspruchslos, treu, leicht erregt und beweglich, durch sich selbst beglückt, wie alle Begabten der Erde, sind sie der Schöpfung verkörperter Lobgesang.

Es ist kein Wunder, dass der Mensch die herrlichen Sänger sich zu Gefährten erwählt und sie sammt ihren Liedern in seine Stube trägt. Sie finden sich ja auch so schnell in ihr Schicksal, und junggefangene Lerchen entwickeln im Käfige all die angeborene Anmuth und Heiterkeit, die sie draußen unter freiem Himmel schmückt.

Ich habe eine Haubenlerche gekannt, die mir durch ihre stets ungetrübte Fröhlichkeit, ihre Treue, ihren Gesang und ihre lustigen Possen unaussprechlich viel Freude machte. Sie gieng und kam, wie ein Hündchen, auf Wink und Befehl und kannte kein höheres Glück, als Lob und Liebkosungen, die ihre Herrin ihr spendete. Gegen Frauen war sie von lustiger Freundlichkeit, und eine Dame in Hut und Federschmuck versetzte sie in Entzücken. Wenn eine solche Erscheinung ihrem Käfige nahte, so kam sie mit ausgebreiteten Flügeln in kleinen trippelnden Schritten herzugerannt, machte einige eilige Knixe und Verbeugungen und begann dann, erst leise, dann immer lauter, immer wirbelnder zu singen, wobei sie nach Haubenlerchenart sich drehte und schwenkte, bald sich tief zu Boden beugte, bald hoch aufrichtete, die Holle hob und senkte, mit den Flügeln den Boden fegte und des Jauchzens und Jubelns kein Ende fand.

Wunderbar ist die Vertraulichkeit eines solchen Vogels, die rührende Liebe zu seinem Herrn, wie er dessen Gesellschaft allem anderen vorzieht,

ihm entgegenjauchzt, für ihn Possen reißt, über seine Freundlichkeit in dankbares Entzücken geräth, über seine Ungnade in tiefe Trauer versinkt. Aber eben um dieser Eigenschaften willen fordert er auch volle Sorgfalt und Pflege, warme Liebe, die man ihm als alleinigen Ersatz für den blauen Himmel und goldenen Sonnenschein und für das Hinsegeln unter den Wolken bieten kann. — Genügend gemischte Nahrung, ein geräumiger, sorgfältig gescheuerter Käfig und oft ein freundliches Wort sind ihm Bedürfnis. Der Feldlerche thut etwas grüner Rasen in der Gefangenschaft wohl; es ist für sie ein Stück Heimat, in den Kerker gebracht.

Im Februar, wenn die Genossen im fernen Süden zur Heimreise rüsten, fängt die gefangene Lerche zu singen an. Ihre Flügel sind gebunden, ihre Reise sind ein paar Schritte unter dem grünen Leinwanddach ihres Käfigs; aber sie hat sich zurechtgefunden, sie zwitschert und dichtet sich etwas von Freude und Glück zusammen — von der Freude und dem Glücke in der eigenen Brust.

* * *

Die Schwalbe.

Die kleine, nette Schwalbe, in ihrem blanken, enganliegenden Kleide, zieht in der zweiten Hälfte des April bei uns ein. Sie kommt wie vom Himmel gefallen; wir sehen keinen langgestreckten Zug, wie bei Kranichen und Wildgänsen, keinen hellen Haufen, wie bei Staren und dergleichen, sondern plötzlich begegnet unseren Blicken ein schwimmender, schwebender, zuckender Flügelschlag; ein Ruf, halb Gezwitscher, halb Gesang erklingt, und wir wissen, wir haben nach einer halbjährigen Trennung die erste Schwalbe wiedergesehen. Und nach dieser ersten sind bald Hunderte, Tausende da, die alle so unbemerkt gekommen, und mit ihnen die schöne Jahreszeit, die freilich mit Wind und Sturm, Zufrieren, Aufthauen und Regen ihr Kommen bemerklicher gemacht.

Die bei uns am meisten heimischen Gattungen sind die Hausschwalbe (hirundo urbina) und die Rauchschwalbe (hirundo rustica); die erstere mit weißer Brust und Kehle und ebenso gefärbtem Bauch und Deckfedern des Schwanzes, die letztere mit kastanienbrauner Stirne und röthlichweißer Kehle und Brust.

Sogleich nach ihrer Ankunft in der trauten Heimat wird unter lustigem Gezwitscher das alte Nest in Augenschein genommen, gesäubert und ausgebessert und seitens der jungen, neu vereinten Paare zu dem Baue eines solchen geschritten. Man sieht sie nun vom frühesten Morgen bis zur Abenddämmerung in unausgesetzter Thätigkeit, bis das kleine, aus Koth gebaute Nest vollendet und das warme Bett für Weib und Kinder bestellt ist. Dabei geberden sie sich gegen uns Menschen so zutraulich wie

Hausthiere; nicht nur, dass sie ihr Nest an die Fenstervorsprünge, unter den niedrigen Dächern der Landhäuser, in Scheuern und Stallungen ankleben, sie betragen sich auch während der Brutzeit auf das vertrauensvollste und dulden die Annäherung der Menschen ohne besondere Zeichen von Unruhe oder Angst. Die Schwalbe ist überhaupt ein durch und durch heiterer, liebenswürdiger Vogel; Gesang und Gezwitscher begleiten ihren Flug, ihre Arbeit, ihre Ruhe; Bewegung und Flügelschlag sind ihr im normalen Zustande Lebensbedingung.

Ihr schneller, in tausend Windungen und Verschlingungen geübter Flug sichert ihr eine Ausnahmsstellung unter den anderen Vögeln. Man sieht sie fast nie mit anderen fremden Arten im Streite; sie kommt und geht, sie hat ihr Leben, ihr Haus, alles übrige um sie her kümmert sie nichts. Mit dem glatten, flüchtigen, pfeilartigen Fluge, mit welchem ich eine von ihnen, einen ganzen Sommer über, durch das Astloch einer Thür in das Innere einer Scheuer fliegen sah, in welche sie ihr Nest gebaut hatte, kommt sie an tausenderlei Gefahren vorüber, denen andere Vögel unterliegen. Das Vertrauen, mit dem sie sich, ihr Nest und ihre Kinder in den Schutz und Schirm der menschlichen Wohnungen begibt, hat die Herzen der Menschen gewonnen, und kein Vogel ist so wie die Schwalbe mit Liebe und Sitte des Volkes, mit dessen Sagen und Aberglauben verwachsen. — „Wer eine Schwalbe muthwillig tödtet oder ein Nest derselben ausnimmt, wird zehn Jahre kein Glück haben"; — „in einem Hause, an dessen Firste Schwalben nisten, wird Ruhe und Glück wohnen, solange das Nest geduldet wird"; — „das Mädchen, das im Frühlinge zuerst nicht eine einzelne, sondern ein Schwalbenpärchen fliegen sieht, wird noch in demselben Jahre Braut oder zum Altare geführt"; „der Kranke, über dessen Fenster ein Schwalbenpaar nistet, wird wieder gesund"; so und ähnlich lauten unzählige Sätze, die der Volksglaube zur Schonung und zum Schutze der lieben Hausgenossen aufgestellt. Ebenso sind alle Sagen, die sich mit der Schwalbe verketten, von frommer, weicher Liebe angehaucht. So nennen die Araber die Schwalbe den Vogel des Paradieses, weil in dem Augenblicke, wo die ersten Menschen den Ort ihrer Geburt, ihres Glückes und ihrer Sünde, das Paradies verlassen mussten und Gabriel sie aus den Pforten desselben jagte, die Schwalbe an dem Flammenschwerte des zürnenden Engels vorüber flog, um dem Menschen in seine neue Heimat, in Glück und Unglück zu folgen. Eine weitere, bei uns heimische Sage erzählt: Als unser Erlöser am Kreuze hing, flehte er in der Todesstunde um Kühlung und Wasser; seine Peiniger reichten ihm Wermuth — unzählige Vögel flogen um sein Haupt und hörten ihn nicht; der Rabe umkreiste krächzend das hoch aufgerichtete Kreuz. Da nahte sich der kleine, langbeschwingte Vogel, die Schwalbe, küsste die zuckenden Lippen des Sterbenden, tränfelte einige

Tropfen Wasser darauf, die sie im Schnabel weit hergeholt, und umflog dann schnell und sanft das bleiche Haupt, um ihm Kühlung zuzufächeln, bis sich das Auge schloss und die ewigen Worte: „Es ist vollbracht!“ sich von den sterbenden Lippen lösten.

Wie schon oben erwähnt, ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des munteren Vogels sein unaufhörliches Gezwitscher. Es kann von Laien nicht als eigentlicher Gesang anerkannt werden, wenn auch die Wissenschaft die Schwalbe vermöge des Baues und der Beschaffenheit ihrer Kehle unter die Sänger einreiht; nichtsdestoweniger ist eben dieses Gezwitscher um seines eigenthümlichen Tonfalles und seines Urhebers willen längst in Wort und Poesie übergegangen und besitzt fast jedes Ländchen Deutschlands sein eigenthümliches Schwalbenlied. Dieses freundliche, bald leise, bald laute Gezwitscher der Schwalbe begleitet die abendlichen geselligen Zusammenkünfte des liebenswürdigen Vogels, welche wohl jeder von uns auf dem Dache der Dorfkirche, der Scheuer, auf dem Bretterzaune oder hoch oben auf dem Gipfel unserer städtischen Behausungen, kurz überall, wo Menschen sich zusammenfinden und wohnen, beobachtet hat.

Im Mai legt die Schwalbe ihre ersten Eier, vier bis sechs an der Zahl, welche sie gewöhnlich, bei günstigem Wetter, im Zeitraume von vierzehn Tagen ausbrütet. Eine zweite Brut fällt in die ersten Tage des August und umfasst regelmäßig eine geringere Anzahl Eier als die erste. Nach dem Flüggewerden dieser zweiten Brut, welche gewöhnlich Mitte August eintritt, sind die Mühen des Sommers überstanden und wird alle Zeit und alle Sorgfalt der Erziehung der Kinder gewidmet. Es werden gemeinschaftliche Flugübungen unternommen, es wird Futter geholt und abends, verstärkt durch eine erkleckliche Zahl der Jungen, auf Firsten und Giebeln geruht und gesungen, bis der kühlere Strom der Lüfte, die kürzeren Tage, der mattere Sonnenschein und der Mangel an Nahrung den lieben trauten Vogel in die Fremde, in wärmere Länder fliehen heißt.

Die Schwalbe kann nur im Fluge fliegende Insecten haschen, so dass sie bei trübem Wetter, wo sich die letzteren verborgen halten und an Gebüschen und Wänden kleben, dem bittersten Mangel ausgesetzt ist. Die Furcht vor eben diesem Mangel ist es, welche sie Mitte September zum Aufbruche mahnt. An irgend einem heiteren Abende, vor Untergang der Sonne, sehen wir sie dann in langen Reihen auf dem Rande unserer Dächer sitzen; sie fliegen nur kurz auf wie im Spiele und gesellen sich schnell wieder zusammen; sie trillern und zwitschern leise und nehmen stille, meist ohne dass die Menschen es ahnen, ihren Abschied von der Heimat. Am Morgen nach solch einem Abende finden wir das Nest leer, den Giebel verödet, die Lüfte stiller, und wir wissen, dass, ungesehen, wie sie gekommen, die Schwalbe fortgezogen sei. Reisende sahen sie in

hellen Haufen, hoch oben in den Lüften über den Ocean ziehen; an den Küsten fallen sie oft ermattet räuberischen Händen und mörderischen Schlingen und Büchsen zum Opfer, aber ihr Gehen hat bei uns niemand gesehen — es wird höchstens geahnt.

Die Versuche, die Schwalbe bei uns festzuhalten und sie im Käfige zu verwahren, sind ein selten gelungenes, vom Volksglauben für undurchführbar erachtetes Experiment. Meist stirbt die gefangene Schwalbe nach wenigen Tagen oder siecht in stummer Traurigkeit hin. Ich sah bisher nur eine Ausnahme; dies war eine Rauchschwalbe, welche der Stellfuhr-Inhaber K..... zu Nussdorf bei Wien im Jahre 1848 im Spätherbste an einer Hecke halberfroren liegend fand. Er nahm sie auf, pflegte sie sorgfältig, und das kleine Thierchen lebte bei Nachtigallenfutter, in einem Käfige am Fenster hängend, mit allen Anzeichen des Behagens und Wohlseins, beinahe achtzehn Jahre fort! Nur im Frühjahre und Herbst zeigte es merkliche Unruhe und Erregung; es begann lauter zu zwitschern und zu singen, schlug heftig, wie in Sehnsucht, mit den Flügeln und flog gegen die Stäbchen seines Käfigs, während die fremden Schwalben jedes Jahr ihrem einstmaligen Gefährten wunderbare und rührende Beweise von Liebe und Treue gaben. Sie flogen bei ihrem Kommen in das Gemach, in welchem der Käfig hieng, umflatterten ihn, setzten sich für Secunden darauf nieder und zwitscherten dem kleinen Gefangenen sanft und leise ihre Lieder vor. Dasselbe thaten sie im Spätherbste, wo sie in Reihen an dem Fenster saßen, an dem sein Käfig hieng, ihn angstvoll lockend umkreisten und durch Flügelschlag und Lied den armen gefangenen Vogel zum Mitziehen aufzufordern schienen.

So behaglich diese Schwalbe sich das ganze Jahr über mit Ausnahme der ebenerwähnten Zeiträume zu befinden schien, so machte sie mir doch mit den langen Schwingen, die bestimmt sind, die halbe Welt zu durchfliegen, und mit dem leisen, verhaltenen Gezwitscher einen trübseligen Eindruck, und ich fühlte ihr gegenüber mehr als je, dass die Schwalbe für die freien weiten Lüfte, und nicht für den Käfig geschaffen sei. Die Schwalbe soll kommen und gehen, und wohl nur selten ist das Leben eines Menschen so dürftig bestellt, dass nicht die Erinnerung an irgend einen Augenblick darin vorhanden wäre, in welchem ihn die Poesie des Kommens und Gehens der Schwalbe, die Freude des Wiedersehens erfasste.

* * *

Der Kreuzschnabel.

Der Kreuzschnabel (loxia) ist ein Stammverwandter der Sperlinge, einer Sippe, in deren Wertschätzung die öffentliche Meinung merklich schwankt. Die zudringlichen Bettlermanieren, die lärmende, schreiende

Weiſe, mit der ſich die Sperlinge überall, wo ſie ſich im Übergewichte wiſſen, geltend machen, ihre Streitſucht und Unverträglichkeit, mit der ſie den geſtohlenen oder erbettelten Brocken einander abjagen und den Schwächeren unter ihrer Schar bis zum Hungertode verfolgen, hat ſie bei der Mehrzahl der Menſchen um Wohlwollen und Achtung gebracht. Von Sanftmuth, Ruhe, gegenſeitiger Duldung und Liebe wiſſen die Sperlinge nicht viel zu ſagen, und es mögen eben dieſe Eigenſchaften, die den Kreuzſchnabel vor ſeinen Verwandten ſo vortheilhaft auszeichnen, ihn den Menſchen ſo lieb und wert gemacht haben.

Der Kreuzſchnabel iſt ein holder räthſelhafter Vogel. Sein ſchönes, buntes Gefieder, ſein abſonderlich geformter Schnabel, von deſſen Geſtalt er den Namen trägt, ſein Klettern und Klimmen, welches ihn einem Papagei oft täuſchend ähnlich macht, ſeine Lebensweiſe und viele Eigenthümlichkeiten, die ihn vor anderen Vögeln auszeichnen, räumen ihm eine Ausnahmeſtellung unter ihnen ein.

Die Kreuzſchnäbel ſind die Ariſtokraten unter ihren Verwandten, die Fremdlinge, die Weitgereiſten. Ihnen ſteht die Welt offen und ſie machen von dieſem Vorrechte Gebrauch. Unbekümmert um Jahreszeit und Wetter, kommen ſie bald mit den lauen Sommerlüften, bald — und zwar zu uns nach Deutſchland viel häufiger — auf den Flügeln des Nordwindes geflogen; oft wenn draußen Eis und Schnee liegt, wenn der Winter über die bereiften Bäume ſtreift, kommen die ſchönen, abſonderlichen Vögel gezogen, ſtreichen lebendig und munter durch die ſtarren weißen Wipfel des Waldes und beginnen zur Zeit, wo draußen jeder Jubel, jede Luſt verklungen, wenn uns die meiſten Vögel um der ſchmeichleriſchen Lüfte eines wärmeren Klimas willen längſt verlaſſen, ihr Liebestreiben, ihren Liebesfrühling, bauen mitten unter die Eisblumen des Waldes ihr warmes Neſt hinein und ſingen und jauchzen, und treiben ein Leben, ſo apart wie ihre Erſcheinung, ihr traumhaftes Ziehen, ihr heimatloſes Wandern.

Niemand weiß die Zeit, wann die Kreuzſchnäbel kommen und gehen. Sie bleiben oft jahrelang von einem Landſtriche weg, auf dem ſie gehaust und geniſtet, und ſind dann plötzlich wieder da. Ein reiches Kiefern- oder Fichtenſamen-Jahr bringt den Kiefern- oder den Fichten-Kreuzſchnabel (loxia pityopsittacus, loxia curvirostra) oft mit ſich, ohne daſs es ihn bedingt. Er kommt dann mit einer luſtigen, lebendigen Schar, die mit einemmale den Wald ringsum belebt. Man ſieht die bunte Geſellſchaft ſich geſchäftig durch die Zweige der Nadelbäume drängen, an die ſie um der Nahrung willen, da ſie in der Freiheit nur Schwarzholzſamen freſſen, angewieſen ſind. Das Knacken der Zapfen, die ſie höchſt kunſtgerecht mit ihren ſtarken, gekreuzten Schnäbeln aufbrechen und oft von einem Baume zum anderen tragen, ihr Klettern und Huſchen,

ihr sanfter Gesang bringen Leben und Schönheit in den dunklen Wald und verleihen ihm, namentlich wenn so eine Vogelgesellschaft während des Winters anlangt und die schönen rothbrüstigen Vögel sich auf den beschneiten Zweigen herumtreiben, einen zauberhaften Reiz. Dazu kommt noch, dass der Kreuzschnabel in seiner Liebeszeit nicht Schritt hält mit dem Umschwunge des Jahres, wie dies bei den anderen Thieren der Fall ist. Wo es ihm gut geht, wo er reichlich Nahrung findet, da baut er sich zu jeder Jahreszeit sein Haus, zieht seine Jungen groß, lebt bequem und behaglich, bis der Wandertrieb wieder neu erwacht und er mit Weib und Kindern über Berg und Thal weiterzieht.

Der Kreuzschnabel ist ein regsamer, thätiger, aber ernster Kumpan; nur zur Zeit der Liebe weicht der Ernst dem Jubel in der eigenen Brust; zur Zeit des Werbens um die Braut wird er ekstatisch. Dann singt er, schwebt er, tanzt und dreht sich, um sich vor ihr in voller Schönheit zu zeigen, und jauchzt und lärmt, bis er seine Gattin erworben hat. Gegen diese ist er liebevoll und treu. Beim Baue des Nestes, den sie allein ausführt, weicht er nicht von ihrer Seite, bewacht sie und schützt sie, und von dem Augenblicke, wo sie um der Eier willen das Haus hütet, fliegt er nur fort, um Nahrung zu holen, mit der er sie reichlich versorgt. Während der Brutzeit, wo das Weibchen die drei bis vier kleinen weißgrauen oder weißblauen, mit dunkelbraunen und lichtrothen Strichen und Flecken bedeckten Eier unaufhörlich warm hält und nicht verlässt, sitzt der Gatte auf einem Zweige in nächster Nähe und singt ihm seine Lieder vor, als wollte er ihm damit die Zeit verkürzen, bis nach fünfzehn bis siebzehn Tagen die Jungen ausgeschlüpft sind, welche aber auch dann noch, namentlich wenn die Brut in den Winter fällt, geraume Zeit der wärmenden Mutterbrust bedürfen und auf die Pflege und Fütterung der Eltern angewiesen bleiben, da ihr Schnabel noch nicht gekreuzt ist und erst *nach* ihrem Flüggewerden die Form und Gestalt annimmt, die ihn zweckentsprechend macht.

In der Gefangenschaft wird der Kreuzschnabel sehr zahm und ist durch seine bedächtigen Manieren, sein kluges Wesen, sein schönes buntes Gefieder und die eigenthümlich papageiartigen Geberden ein höchst angenehmer Zimmergenosse, dessen lieblicher, wenn auch bescheidener Gesang viel Freude gewährt. Man füttert ihn mit allerhand Sämereien, am liebsten nimmt er Hanf- oder Schwarzholzsamen; ausschließlicher Genuss des ersteren ist ihm schädlich, ja kann ihm sogar tödtlich werden. Er befindet sich in der Gefangenschaft sehr wohl und wird unglaublich zutraulich. Ich besaß wiederholt einzelne Exemplare dieser schönen Vögel, wovon namentlich ein Fichtenkreuzschnabel sich so drollig pathetisch betrug, dass er der Liebling aller Hausgenossen ward. Er war den ganzen Tag thätig und lebendig und benahm sich immer, als hätte er sich eine bestimmte Aufgabe

gestellt, nach deren Lösung er erst auf die Genüsse und Freuden des Tages übergehen könne. Des Morgens, gleich nachdem er sein Gefieder in Ordnung gebracht und genügend geputzt hatte, gieng er an die Arbeit. Diese bestand in Holzspalten. Alles, was von diesem Materiale in seiner Umgebung war, seine hölzerne Futterschale, seine Sitzstäbchen, sein Käfig wurde in Angriff genommen. Und zwar nicht planlos, nicht schwärmend, sondern systematisch und regelrecht. Er verließ nie einen Gegenstand, den er zu bearbeiten begonnen, bevor er nicht ganz und vollständig erledigt war. Am liebsten spaltete er die Stäbchen, die in seinem Käfige angebracht waren. Alle Bemühungen, diese darin zu befestigen, waren vergeblich; mit einer Consequenz, die geradezu achtungeinflößend war, beharrte er bei der bestimmten Stelle und der bestimmten Angriffsweise, mit der er zum Ziele zu gelangen hoffte. Er hieng sich zu diesem Zwecke, nach Papageienart, an dem Käfiggitter auf und hob mit dem Schnabel und einem der Füße das Stäbchen in die Höhe und zerrte und rückte so lange, bis er es losgemacht hatte; dann flog er damit auf irgend eine bequeme Sitzstelle, hielt es mit einem seiner Füße fest und begann es der Länge nach von oben herab zu spalten. Erst zerfaserte er eines der Enden und bog es wie einen Kelch in unzähligen Spänen auseinander, und dann erst riss er immer tiefere Spalten, bis er das Holz so gänzlich zerfädet hatte, dass es in dünne, zwirnartige Theilchen zerfiel. Diese Beschäftigung war ihm so lieb, dass er selbst durch das Aufbrechen von Fichtenzapfen, mit welchen ich ihn reichlich versorgte, nur theilweise davon abzubringen war, und dass ich nur durch immer neue Holzvorräthe ihn von dem Zerspalten der einzelnen hölzernen Theile seines Käfigs abhalten konnte.

Gegen Fremde war er anfangs stets etwas misstrauisch und bewies dies durch eine höchst komische Entrüstung, wenn sie sich zu plötzlich nahten oder ihm gar einen Finger hinhielten und ihn bewegen wollten, sich darauf zu setzen. In diesem Falle flog er stets eiligst in seinen Käfig, fasste mit dem Schnabel das offenstehende Thürchen und schlug es mit einer Heftigkeit hinter sich zu, die jede weitere ungebetene Annäherung zweifellos zu verbieten schien und stets bei den so Zurückgewiesenen große Heiterkeit erregte.

Herzgewinnend war sein ernster, verständiger Blick, sein treuherziges, bedächtiges Kopfwenden, wenn man zu ihm sprach, und die Aufmerksamkeit, mit der er in jedweder Arbeit innehielt, um auf die Stimme seiner Freunde zu horchen.

Die Schönheit, die Liebenswürdigkeit und das absonderliche Wesen des Kreuzschnabels haben ihn zum Liebling des Volkes gemacht, das ihn längst in den Kreis seiner frommen Sagen gezogen hat. Es erzählt, dass, als einst Christus in der Todesstunde, die Dornenkrone tief in die blutende

Stirne gedrückt, mit brechendem Auge um Hilfe flehte, der Kreuzſchnabel herzugeflogen ſei, um die Qualen des Sterbenden zu lindern. Er löste die Dornen aus der Stirne, er zog und zerrte an den eiſernen Nägeln, um die Hände und Füße des Gekreuzigten zu befreien. Die Nägel widerſtanden ſeiner Kraft, ſein Schnabel ward krummgebogen, das Blut des Erlöſers überſtrömte die kleine, befiederte Bruſt. Da fiel ein dankender Blick aus dem Auge des ſterbenden Gottmenſchen auf ihn, und dieſer Blick feite den kleinen Vogelleib, ſo daſs er nie verweſt; ſein Schnabel blieb gekreuzt ſeit jener Stunde, ſeine Bruſt rothgefärbt, und alljährlich zieht er noch heute, wenn ihn die Sehnſucht erfaſst, nach Golgatha, um den Ort zu beſuchen, wo das Kreuz des Heilandes geſtanden hat — und daher kommt ſein abſonderliches Wandern.

Die Wiſſenſchaft hat längſt feſtgeſtellt, daſs die Unverweslichkeit des Kreuzſchnabels von ſeiner harzhaltigen Nahrung herrührt und auch nur dann ſtattfindet, wenn er ſich bloß von Schwarzholzſamen nährt; aber das Volk kümmert eine derartige Erklärung nichts; der Kreuzſchnabel iſt und bleibt ihm ein gefeiter Wundervogel, dem zuliebe es zum beredten Dichter wird.

Reſignation.

Von **Emil Heinig.**

Nun biſt du untreu worden
Mir doch zu allerletzt,
Auf den ich all mein Hoffen
Fürs Leben hatt' geſetzt.

Mir iſt der Kopf ſo öde,
Das Herz iſt mir ſo voll,
Ich weiß nicht, was ich ſagen
Und was ich denken ſoll.

Ich möcht', ich könnte weinen
Und lachen auch zugleich,
Daſs ich an Luſt und Liebe
War einſt ſo überreich.

Im Thale des Gottſuchers.

Ein Spaziergang in der Waldheimat.

Schon ſeit langem war es ein Wunſch meiner Söhne, daſs ich ſie in das Land des „Gottſuchers“ führe. Es iſt nämlich allgemein die Annahme vorhanden, daſs meine Erzählung „Der Gottſucher“ im ſteiriſchen Hochalpenthale Tragöß ſpiele. Und weil das Ereignis der Geſchichte, der Prieſtermord und der Kirchenbann, ſich thatſächlich in Tragöß zugetragen hat vor vierhundert Jahren, ſo muſs ich die obige Annahme wohl ſelbſt gelten laſſen, und zwar umſo lieber, als mancher Kritiker meine Erzählung nicht bloß mit den geſchichtlichen, ſondern auch mit den örtlichen Verhältniſſen als in vollſter Übereinſtimmung gefunden hat. Es iſt dieſe documentierte Übereinſtimmung ein rechtes Glück, denn die zahlreichen Anfragen, die ſonſt einen Erzähler zu verfolgen pflegen, wo denn in aller Welt ſich dieſe oder jene Geſchichte zugetragen, ſind umſo unangenehmer, als der Erzähler manchmal keine andere Antwort zu geben weiß, als daſs ſie ſich eben in — ſeiner Seele zugetragen hat.

Wir machten uns alſo eines Tages auf, um ins dunkle Land des „Gottſuchers“ zu reiſen. Nach einer ſtundenlangen Eiſenbahnfahrt ſtiegen wir in dem uralten Vordernberg aus. Es war ein ſommerlicher Samstagsabend, auf den hohen Bergen, die den Ort ſo faſt erſtickend enge einſchließen, lag noch die goldene Sonne. Wir nahmen unſere Füße aus dem Gelaſs, die Stöcke in die Hand und ſtiegen wohlgemuth in erfriſchender Abendkühle die bewaldete Bergſchlucht hinan auf guter Straße. Hinter uns ſtarrten die Wände der Vorderuberger Mauern, deren Zacken ſich völlig ſchwarz abhuben in dem blendenden Weſthimmel. Als wir auf den Paſs kamen und uns von der anderen Seite her die grüne Kuppe des Thallerkogels entgegengrüßte, verloſch auf derſelben das letzte Sonnenglühen. Als unſere Straße ſachte in den Rötſchgraben niederging und dann am rieſelnden Bache entlang wieder aufwärts, ſchauten uns zwiſchen den ſchwarzen Fichtenwipfeln die Wände des Trienchtlings ſchon recht abendlich an. Trotz der ſtarken Dämmerung bogen wir von der ſchönen Straße ab, um rechts in einer ſandigen ſteilen Schlucht bergwärts zu

kommen, denn es musste noch ein zweiter Pass überwunden werden. Ohne viele Seitenblicke in das wilde Gestrüppe, wortlos und bedächtig stiegen wir aufwärts. Ich besonders hatte Grund, nicht durch eine einzige überflüssige Bewegung den Rest der Kraft zu verbrauchen, und wir wussten nicht, wie ferne noch das Ziel war. Keines kannte die Gegend so genau, um sicher zu sein, dass wir wieder an die Straße stoßen müssten, uns nicht vielmehr in die bergige Waldwildnis verlieren könnten. Endlich hatten wir das lichte glatte Band wieder unter unseren Füßen und bald hernach waren wir auf dem Passe, genannt das Hieselegg. Mehr als zwei Stunden schon gewandert. Über den Waldbergen lag ein klarer Sternenhimmel, vor uns auf der Höhe ragte eine dunkle Masse, in welcher zwei rothglühende Vierecke waren. Der jüngere Sohn pochte beherzt an die Thüre des Hauses, da kam aus einer der Glutscheiben ein Menschenkopf zum Vorschein. Mein Junge prallt zurück, flüsternd: „Das ist die Hexe in ‚Häusel und Grethel!'" So weit waren wir nun zwar nicht. Eine alte Frau, deren scharfe Züge vom Herdfeuer drinnen roth beleuchtet war, sah zum Fenster heraus und fragte nach unserem Begehr.

Ob wir auf diesem Wege recht wären nach Tragöß?

Ja, da müssten wir vor dem Hause den Weg links nehmen gegen den Wald hinauf und müssten immer so fortgehen. — Immer so fort? Wie lange denn aber? Ja, eine Stunde, oder zwei, oder noch mehr, je nachdem wir giengen und je nachdem wir uns verirrten oder nicht. Bei unserer standrechtlichen Berathung, ob wir in diesem einschichtigen Alpenhause Nachtherberge nehmen oder weiterziehen sollten in die blutgetränkten Thalgründe des Wahnfred hinein, wurde für das letztere entschieden. Der Weg, meinte die alte Frau, sei nicht zu verfehlen, entweder wir nähmen die richtige Abzweigung wahr, dann kämen wir nach Tragöß, und sonst kämen wir ins Felsengebirge hinein, wo vor ein paar Jahren der fremde Reisende abgestürzt wäre.

So sind wir weiter gewandert. Der Weg gieng bald in einen dichten Wald dahin, dass es unter uns so schwarz war, wie neben und über uns. Nur manche Wasserkehre und manches Wassertümplein im Radgeleise zeigten, dass wir auf der Straße waren. Vorsichtig griffen wir uns mit Stock und Füßen vorwärts, kein ungeduldiges Wort und kein Freudenruf über die Gegend, in stummer Erwartung stolperten wir voran. Mir stand der Schweiß auf der Stirn. Wie wenn die schwere Finsternis von niedersinkenden Wolken käme? Und wie, wenn ein dumpfes Rollen, das ich zu hören vermeint, von einem aus dem wilden Schwabengebiete hervorbrechenden Gewitter herrühre? — Als wir aus dem Wald kamen auf eine Schuttlehne, war doch wieder der Sternenhimmel, und aus tiefem Thale herauf flimmerte manches Lichtlein. Aber der Weg wendete sich um die felsige Böschung. Da war neuerdings finstere Wildnis, über manche

Schutthalde, die vom hohen Trienchtling steil in den Abgrund zog, setzten unsere Schritte, und stellenweise schien der Weg bergan zu steigen. Ich hatte erwartet, dass am Samstagabend uns irgend ein heimkehrender Holzknecht oder Almer begegnen würde, oder ein nach dem Fenster der Liebsten wallfahrender Bursche. Nichts, keine Seele kreuzte unseren unheimlichen Pfad, und es war, als läge über der Gegend noch der Fluch jenes Kirchenbannes, der vor Zeiten über sie verhängt worden war. Wenn wir stillstanden und horchten, so war alles grauenhaft todt, kein Juchschrei, wie er in anderen Thälern unseres Landes oft erklingt in der Feierabendnacht, kein Rauschen eines Baches. Wenn wenigstens eine Eule gekrächzt oder ein Baumast gequitscht hätte. Aber kein Lebelaut, und die Sternschnuppen flogen schweigend ihre weiten Straßen durch den Himmel.

Plötzlich merkte einer meiner Burschen, dass ein Schuttbett, welches sich wieder rechter Hand thalwärts zog, Spuren von Wagengeleisen hatte. Der Hang war weniger steil und da wir nicht hineinwollten ins Felsengebirge, wo vor ein paar Jahren der fremde Reisende abgestürzt war, so entschlossen wir uns kühnlich für diesen niedergehenden Schuttweg. Er hätte uns in wüstes Gestrüppe führen können und an den Rand eines senkrechten Abgrundes, oder ich könnte ein wenig von dem Vorrechte des Poeten Gebrauch machen. . . . . Nein, ich vermelde Erfreuliches. Wir hörten ein Wasser rauschen und waren bald im Thale. Wir überschritten die Brücke, giengen zwischen den Gebäuden eines Bauernhofes hindurch und über das ebene Thal den Lichtern zu, die dort am Fuße des jenseitigen Berges blinkten. Auf den hohen Felsen des Trienchtling und der Pribitz leuchtete der aufgehende Mond, in seinem Glanze war es, als ob diese Berge phosphoreścierten in bläulichem Licht. So leuchtete vor vierhundert Jahren der Trasank in jenen Nächten, da der Priestermörder Wahnfred auf der Flucht war in die Hochwildnis hinauf, so leuchteten die Felsen, als er den verhängnisvollen Tempel baute auf dem Berge des Johannes, der heute bewachsen ist mit schwarzem Fichtenwald. An den Bauernhöfen, die mit ihren weißen Bretterdächern dort und da im schattigen Thale schimmerten, glaubten meine jungen Wandergefährten das Haus des Wahnfred und das Haus des Feuerwart zu erkennen. Am Eingange des Dorfes beim Brunnen schäkerte ein schlanker Bursch mit dem Dirndel. Das war sicherlich ein Nachkomme des Erlefried. Die Hassenden sind vergangen, die Liebenden sind geblieben. —

Als wir in das beleuchtete Postwirtshaus traten, war es auf einmal mitten in der Gegenwart. Bergstöcke und Rucksäcke, Touristen und Sommerfrischler, lebhafte Gespräche über Hochtouren, Volkslieder mit Zitherbegleitung, dabei das Anstoßen von Biergläsern — eine heitere Gegenwart, die sich entwickelt hatte aus der Asche des verlodernden Feuer-

tempels, „die der Sturm einst hingestreut hatte über die menschenleeren Wälder von Trawies“.

Wir hatten befürchtet, dass zu so später Abendstunde irgend ein schlaftrunkener Brummbär uns zur Noth eine Herberge im Heu bewilligen oder auch verweigern werde, statt dessen kam uns nun eine jugendfrische Wirtin entgegen, brachte uns mit flinker Fröhlichkeit ein vortreffliches Abendmahl, und so war uns bald heimlich zumuthe in dem Gasthause auf der Post. Im heimischen Land muntere Kellnerinnen und Wirtinnen in schmucker Steirertracht, da lacht einem das Herz! — Erst gegen Mitternacht bezogen wir unser Zimmer. Meine Reisegefährten ließen bald nichts mehr von sich hören, als ein gesundes Schnarchen, nur der jüngere Knabe hatte noch eine Weile mit der Hexe am Hieselegg zu thun, der er jetzt im Traum laut seine Meinung sagte. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, aber viel geträumt. Welch eine schwere Vergangenheit hat dieses Alpenthal!

Also kam der Sonntagsmorgen. Das weite Thal, gegen die Vorlande hin von grünen Waldbergen begrenzt, prangte im thaufeuchten Wiesensammte; und die Felsberge standen da im güldenen Sonnenschein voll unbeschreiblicher Pracht. Die düstere Größe von gestern war in eine heitere Herrlichkeit übergegangen. Früh weckte ich meine jungen Genossen, sie waren schlaftrunken, sie thaten, als ob ihnen ein weiteres Stündchen im Bette lieber wäre, als alle Herrlichkeit der Erde Gottes. Als sie aber zum Fenster hinausblickten, da haben sie aufgejauchzt. — Doch gab es noch andere Angelegenheiten. Einer meiner Burschen that in der Kammerecke mit jemandem um. „Na“, sagte er, „halte nur ruhig, Kamerad, es thut nicht weh und ist bald vorüber!“ „Mit wem sprichst du, Sepp?“ fragte ich. „Meinem Stiefel habe ich einen Nagel herausgezogen“, antwortete er, „der Nagel hat mich gestern wegsher in die Zehe gestochen. So, gut ist's! Nicht gemuckst hat er.“ — Ja, das ist eben der junge Mediciner!

Der andere hatte aber einen besonderen Wunsch zu Tragöß. Den gespaltenen Todtenschädel wollte er sehen vom erschlagenen Pfarrer Melchior Lang. Die Wirtin wusste Rath. Sie führte uns hinauf in die alte Kirche und hinter den Altar, wo der Beichtstuhl steht. Und das, Leser, hättest du jetzt sehen sollen, wie die junge Frau, blühend und glühend vor Leben, im dämmerigen Kirchenwinkel am Beichtstuhl herumrückte, um — den Todtenschädel zu suchen. Endlich hatte sie an der rückwärtigen Wand des Beichtstuhles eine Latte losgebracht und nun sahen wir in die Mauernische, wo kreuzweise zwei lange Knochen lagen und darüber der Schädel. Und dieser Schädel hat an der Stirn ein Loch, so groß, dass man die Faust hineinlegen kann, denn es ist der vom Rebellen Wahnfred gespaltene Kopf des Melchior Lang. — So standen wir vor dem Blutzeugen jener düsteren Erzählung. — Als unsere Wirtin

das Memento wieder verdeckt hatte, traten wir hinaus in das Freie und betrachteten an der Friedhofsmauer noch einmal die Landschaft in der wundervollen Morgenbeleuchtung.

Wir wollten aber noch weiter eindringen ins Felsengebiet. — Touristen werden schon lange darüber klar sein, dass es sich mit unserer Generalstabskarte nicht gut wandert. Die ist hauptsächlich für das Kriegführen eingerichtet und legt ihr Hauptgewicht auf die Bodenbeschaffenheit, die Höhenverhältnisse und die Entfernungen. Die örtlichen Namen der Berge, Gräben, Höfe u. s. w. sind vielfach unrichtig und die kleineren Wege und Fußsteige sind manchmal so undeutlich gezeichnet, dass der Tourist oft rathlos dasteht und bedauert, keine der neuen, deutlichen Touristenkarten in den Sack gesteckt zu haben. Ich schaute mir an dem feinen Gestrichel der Karte fast die Augen aus und fand mich kaum zurecht. Mit Hilfe der Markierungen, die auch manchmal nicht vollkommen sind, gelangten wir nach einer Stunde hinein in die Klause und auf den unteren Klammboden. Auf diesem Wege habe ich mir gedacht, dass unsere Herren Pfarrer eigentlich nicht ungehalten sein sollten, wenn man an solchem Sonntagsmorgen den kirchlichen Gottesdienst schwänzt, um im Freien die Werke des Herrn zu bewundern. Diese Klamm zwischen den Wänden der Pribitz und der Mesnerin ist ein Punkt zum Aufschreien! Schönere gibt es nicht viele. Die Pribitzfelsen standen im Sonnenschein, die senkrechten, himmelhohen (hier passt das Wort!) Wände der Mesnerin strebten ganz nahe an uns aus ebenem Boden senkrecht auf und starrten im gesättigtsten Schattendunkel unter dem lichtblauem Himmel, jeder Schrund, jede Furche, jede Tafel bis ganz hinauf klar gezeichnet, jeder Thurm, jede Rippe auf den Zinnen wunderbar scharf geschnitten; und da strömte kühle Bergluft nieder und brachte die Würze des Kohlröschens herab. Eine Felswand der Mesnerin hat hoch oben ein viereckiges Loch, es ist so groß, dass die Kirche von Tragöß bequem darin stehen könnte. Dieses Loch durchbricht die ungeheuere Hochwand, man sieht durch dasselbe den blauen Himmel. Die Sage weiß, dass der Teufel einst eine junge Sennerin geholt hat; wie er mit ihr durch die Lüfte fliegt, ist er ungeschickterweise an die Felswand gefahren und hat das Loch gestoßen. Mir stimmt das Ding nicht recht. Das Loch ist so hoch oben, dass der Flug eher eine Himmelfahrt, als eine Höllenfahrt gewesen sein müsste. Und dass der Teufel eine junge Schwaigerin in den Himmel hinaufgetragen hätte, das kommt mir etwas unwahrscheinlich vor. Nun, die Löcher- oder Höhlenforscher werden es schon noch herausbringen, wie das zugegangen ist.

Wenn es mit der Alpenfreude noch lange so fortgeht, so wird in zehn Jahren auf dem Klammboden ein Touristenhotel stehen. Hier ist auch ein stattlicher Bach, der durch die Klamm herabrauscht, sich aber

auf dem ebenen Boden bald in die Erde verliert. Vom Klammboden aus besteigt man in zahllosen Biegungen den 1577 Meter hohen Pribitz, schwieriger die 1836 Meter hohe Mesznerin, ferner die Sonnschienalm mit dem idyllischen Sennhüttendorfe, von derselben aus den 2278 Meter hohen Hochschwab. Und von diesem Klammboden aus führt ein Fußsteig auf die grüne Scheideggalm, die zwischen der starrenden Mesznerin und dem schründigen Buchberg liegt. Von der Scheideggalm geht es sich auf glattem Fahrwege bequem hinab ins Buchbergthal zum Alpenhause Bodenbauer, am Fuße des Hochschwab. — Von Tragöß über das Scheidegg bis zum Bodenbauer rechnet man drei Stunden. Wir haben deren mehr als vier gebraucht, denn an manchen Stellen blieben wir stehen und lachten vor Entzücken über die Schönheit; an manchen Stellen forschten wir nach Spuren des Gottsuchers, an manchen Stellen pflückten wir Alpenrosen und Erdbeeren.

Auf dem Scheidegg lagen bei einer Almhütte im Grase drei Männer — Holzhauer in der Sonntagsruhe — und darunter ein Nachkomme jenes dreiköpfigen Osel, der sich vergeblich ums Geköpftwerden beworben hatte. Auch dieser Nachkomme hatte — die beiden Riesenhalsdrüsen mit eingerechnet — drei Köpfe, und in einem derselben war sogar Witz.

„Laufet, laufet!“ rief er uns zu, „sonst erwischt euch der Regen!“ Es stand aber kein Wölklein am Himmel, und seit Homer hatte die Sonne nicht mehr so hell gelenchtet als an diesem Tage.

Ich trat zu den Leuten hin und fragte, ob in der Hütte etwa Milch zu haben wäre.

„Wartet ein bissel“, antwortete der Dreiköpfige, „ich werde gleich gehen, eine Rehgeiß abfangen und melken!“

„Du!“ versetzte darauf einer seiner Kameraden, „Rehgeißen fangen! Da wird dich der Jäger henken lassen!“

„Mich können sie nit!“ lachte der andere, auf seinen kropfigen Hals deutend, der dicker war, als der Kopf.

Unter großer Heiterkeit sind wir auseinander gegangen und eine Stunde später saßen die Wanderer des Gottscherthales beim Bodenbauer im schattigen Gasthausgarten, durch dessen Eschenlaub die weißen Wände des Hochschwab niederblinkten. R.

Ich glaube.

Bekenntniſſe und Geſtändniſſe von **Peter Roſegger.**

Zur Einleitung.

Ich glaube! Das war das erſte, was ich ſagte auf dieſer Erden. Aber ich ſagte es zu einer Zeit, da ich noch nicht ſprechen konnte, und zu einer Zeit, da ich noch nicht glauben konnte — als neugeborenes Kind. Ich habe damals ein ſchweres Gelöbnis darauf abgelegt, dem Teufel zu widerſagen und Gott den allmächtigen Schöpfer und Erlöſer zu glauben. Auf dieſes Gelöbnis hin habe ich die Taufe empfangen und bin Chriſt geworden.

Iſt das auch ein Rechtsvertrag? Ich frage es den Juriſten, der zu Rechtsſachen perſönliches Jawort und Unterſchrift verlangt, ich frage es den Theologen, der bei allen Thaten des Menſchen, den guten und den böſen, Bewuſstſein und freien Willen vorausſetzt — ich frage: Iſt das ein Rechtsvertrag, den die Kirche mit dem unvernünftigen Kinde ſchließt? — Nein, was damals meinerſtatt vom Pathen geſprochen worden, das halte ich nicht für bindend; weil damals in meinem Namen verſichert wurde: Ich glaube, darum allein würde ich noch nicht glauben; weil damals in meinem Namen Aufnahme in das Chriſtenthum begehrt und dieſelbe gewährt worden iſt, deshalb allein würde ich noch kein Chriſt ſein, denn ich weiß nichts davon, mit meinem Willen iſt es nicht geſchehen und mit dem Erwachen der Vernunft war ich frei, Begreifliches begriff ich, Unbegreifliches konnte ich glauben oder auch nicht.

Und doch glaube ich. Und doch muſs ich glauben. Denn im Grunde hat auch der vernünftige, der „freie“ Menſch nicht die Wahl, ob er glauben will oder nicht. Entweder er weiß etwas, dann fällt das Glauben von ſelbſt weg, oder er glaubt etwas, oder er glaubt es nicht — ganz unwillkürlich. Ich will es glauben, heißt ſo viel, als ich muſs es glauben; ich glaube es nicht, beſagt: ich kann es nicht glauben. Wenn es ſo viele Menſchen gibt, die ſich abſichtlich dem Glauben verſchließen, die aus irgend einem Grunde nicht glauben *wollen*, ſei es, weil ihnen nach einer modernen Auffaſſung das Glauben altmodiſch, einfältig oder

gar unsittlich vorkommt — so täuschen sich diese, insoferne sie das Glauben oder Nichtglauben vom eigenen Willen abhängig zu machen wähnen. Sie können nicht glauben. Könnten sie, so müssten sie es auch, und alle Gegengründe wären machtlos. Das Gebot: du sollst glauben! ist mir immer brutal und ungerecht vorgekommen, hingegen habe ich jene Auffassung der verschiedenen Kirchen verstanden, die im Glauben eine Gnade Gottes sieht. Der Glaube ist eine Gnade, dem einen ist sie gegeben, dem anderen vorenthalten, gleichwie der Mensch von Natur aus optimistisch oder skeptisch veranlagt ist. So steht es in der Gegenwart, wo alle nur möglichen Begriffe und Vorstellungen auf einen Menschen einstürmen, und wo er mit denselben je nach Naturanlage und Zufall selbst fertig zu werden hat. Anders in alten Zeiten, wo die ganze menschliche Gedanken- und Vorstellungswelt so enge begrenzt, so ganz für das Glauben an Überirdisches eingerichtet erschien, dass das Glauben ganz von sich selbst da war, dass es gleichsam schon auf den Menschen wartete, als er zur Welt kam, dass es ihn in Empfang nahm, dass seine Gläubigkeit auch nach dem Erwachen der Vernunft sicher vorauszusehen war. Da konnte es freilich der Pathe leicht für den Täufling sagen und versprechen: Ich glaube! und die Kirche hatte Grund, auf dieses Versprechen zu bauen und den jungen Gläubigen für alle Zukunft in ihre Gemeinschaft aufzunehmen.

Eine solche enggeschlossene, einheitliche Welt des Glaubens hatte ich noch vorgefunden bei dem Aufwachen meiner Vernunft. Und hätte ich nichts desgleichen vorgefunden, keine Kirche, keine Kanzel, keinen Altar, keine fromme Mutter und keinen zu Gott weisenden Vater, so meine ich doch, dass ich meiner ganzen Natur nach glauben hätte müssen. Meiner Natur nach. Ich kann das natürlich nicht behaupten, aber ich vermuthe, dass z. B. die Blume, der Sturm, der Sternenhimmel, die ganze Wesenheit der Welt allmählich so eindringlich zu mir gesprochen hätten: Ein Gott, ein ewiges Leben! bis ich nichts anderes hätte denken können als: Ein Gott, ein ewiges Leben! — Die Welt hätte mir nur gleich fassbar und begreiflich entgegenstehen müssen, wie der einfachste Mechanismus, ich hätte sie nur gleich hinten und vorne und in ihrem ganzen Kerne klar verstehen müssen, dann freilich, dann wäre das absolute Wissen dagewesen und der Glaube hätte nichts zu thun gehabt. Weil jedoch das Kennen und Begreifen nicht vorhanden war, nicht vorhanden ist und trotz aller Weltweisen nie vorhanden sein wird, weil wir fürchten und hoffen, darum stand für das optimistische Weltkind unabweislich der Glaube da. Und also ist mein erstes Wort und Gelöbnis, obschon es ohne mein Wissen geleistet worden, doch zu Ehren gekommen. Ich glaube.

Der Wissensfanatiker tritt mich zornig an: „Gott und Unsterblichkeit, so beweise mir's, Thor!“

Ich kann sehr ruhig antworten: „Beweise du mir das Gegentheil.“ Den Thoren brauche ich ihm nicht aufzumutzen, weil ich ja die Einsicht habe, dass er so denkt, wie er eben kann, und dass er in seiner Art ja auch ein Gläubiger ist. Denn er glaubt, dass es keinen Gott und keine Unsterblichkeit gibt. Und dann darf ich den Mann wohl gleich verabschieden, denn ich könnte ihn auf dem Pfade, den ich zu wandeln gedenke, nicht brauchen, und er mich auch nicht auf dem seinen. Ich entlasse ihn als einen Gläubigen im obigen Sinne und gebe ihm meine Achtung mit.

Weiter sollen meine vorstehenden Betrachtungen keine Streitschrift sein, sondern vielmehr ein bescheidenes Bekennen meines inneren Lebens, an dem ich kein Verdienst und keine Schuld habe. Dieses innere Leben mit seiner Seligkeit und seinen Qualen, mit seiner sanften Wehmuth und seinen wüsten Widersprüchen, ich will es enthüllen. Ob es Wahrheit ist, was ich sage, das weiß ich nicht, aber Wahrhaftigkeit soll es sein, nach meinem Gewissen und nach meinem Erkennen will ich meine Wesenheit offenbaren. Nicht ich selbst habe mich hingestellt dort, wo ich stehe, doch es ist im Grunde kein so übler Standpunkt. Man blickt von demselben über unsere Materie und über unseren Tag hinaus, man knüpft auf demselben Beziehungen an mit den Himmlischen. Ob mich die seligen Vorstellungen besser machen, ich weiß es nicht, aber glücklicher machen sie mich, als jede andere Geisteswelt es vermag. Ich habe zu verzichten auf das Lob, ein Mann zu sein, der in die Welt taugt, der als Staatsbürger, der für die Gesellschaft, oder als Poet Wesentliches leistet; ich habe mich zu begnügen mit dem Anblicke des Reiches Gottes aus der Ferne. Ich habe vielleicht auch in Demuth zurückzustehen vor den ehrlichen Zweiflern und Ungläubigen, die nach dem Rechten heldenhaft ringen, die irren, fallen und sich wieder erheben, während ich abseits im Schatten des Kreuzes ruhe, fast thatenlos, im Frieden des Herzens.

Auch ich bin ein Weltkind gewesen, leidenschaftlich im Wirken, ungeduldig im Leiden, heiß im Begehren, unersättlich im Genießen. Auch ich habe mit meinen weltlichen Leistungen ein Loch in den Himmel brechen wollen. Von diesen übermüthigen Dämonen hat mich die Krankheit erlöst, die seit vielen Jahren an meinem Körper zehrende, welche sachte die Seele von den Banden der Materie befreit, welche mich gleichgiltig macht gegen die Werte der Welt, welche mich einläd, mir auf vorhandener Grundlage einer religiösen Jugend und einer optimistischen Anschauung ein Reich aufzubauen, das nicht von dieser Welt ist. Ich weiß freilich nicht, ob dieses Reich in allem mit jenem übereinstimmt, das der Heiland gegründet, und das dauern soll bis ans Ende der Zeiten. Aber sein Licht ist es. Es ist sein Licht, welches durch das Prisma meines Wesens sich bricht, so dass aus dem sonnigen Tage eine Dämmerung wird.

Ich habe gottlos viel zusammengelesen, was geschrieben worden ist für und wider diese geheimnisvollen Dinge, ich habe zu Zeiten jedem nachzudenken versucht, dem Freigeiste wie dem orthodoxen Bekenner, aber es soll nun von mir dahingelegt sein, damit ich wieder allein sei mit mir. Allem fremden Leuchten will ich mein Auge verschließen, soweit es möglich ist; in vieler Außerachtlassung des Einflusses menschlicher Weisheit dritter will ich mich abzufinden suchen mit der Offenbarung und mir selbst. Aufführe ich meinen Bau mit schlechtem Lehm und irdischem Keime, aber umwölben will ich ihn mit den Sternen. Ich bin noch immer ein gar weltlicher Mensch, an keiner, keiner einzigen Sünde bin ich ganz unversehrt vorbeigekommen, zur Erde schauend fühle ich das Schicksal der Unseligen; ich irre, ich leide, ich bange. Aber der Blick zu den Sternen rettet mich — ich glaube.

Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.

Ein Gaugraf suchte einen Verwalter für eines seiner Landgüter, da meldete sich ein junger Mann, der große landwirtschaftliche Kenntnisse besaß und dieselben wahrscheinlich auf einer hohen Schule erworben hatte. Er that sich viel darauf zugute und versicherte, durch seine Kenntnisse imstande zu sein, die weiten Felder doppelt und dreifach ertragsfähig zu machen und alle Scheunen zu füllen. Der Gaugraf wußte wohl, daß ein Landwirt, der auf Regen und Sonnenschein angewiesen ist, nicht so vorlaut spricht, daher sagte er zu dem Bewerber: „Durch Ihre Kenntnisse wollen Sie die Scheunen füllen? Das verlange ich gar nicht, bin schon vollauf zufrieden, wenn Sie mir einen einzigen Kornhalm hervorbringen. Können Sie das, dann setze ich Sie zum Herrn über das Gut.“ Der junge Verwalter gieng schmunzelnd hin. Er düngte den Boden auf die rationellste Weise, furchte und eggte ihn mit den neuesten Maschinen und legte das Samenkorn hinein. In wenigen Tagen sproßte es grün heraus und in wenigen Monaten stand ein kräftiger Halm da, so hoch wie ein ausgewachsener Mann, und schon senkte er seine üppige Ähre. Der Verwalter gieng hin und zeigte seinem Herrn den Kornhalm, den er hervorgebracht hatte. „Das ist recht schön“, sagte der Gaugraf, „allein so viel hat der Bauersmann vor tausend Jahren schon vermocht. Oder hätten Sie es ohne Samenkorn vollbracht?“ — „Herr, wenn Ihnen darum zu thun ist, das Samenkorn werde ich nicht von der Ähre nehmen, ich werde es erzeugen und daraus einen neuen Halm wachsen lassen, damit das Werk mein sei vom Anfang bis zum Ende.“ So sagte der Verwalter, dann gieng er in eine Mühle, nahm etwas Mehl und knetete daraus ein Körnchen, nahm Spreu und machte daraus mit

großem Geschick ums Körnchen die Hülse. Nun war das Samenkorn ja fertig, es unterschied sich nicht an Gestalt und nicht an Gehalt von anderen Samenkörnern. Allein, als er es in die Erde gelegt hatte und gehegt und gepflegt nach allen Regeln der Erfahrung und der Wissenschaft, da wollte das Samenkorn nicht keimen und nicht wachsen, und es vermoderte in der Scholle. — „Sie können wieder von dannen ziehen", sagte der Gaugraf zu seinem Verwalter, „ich will doch lieber den Herrgott über mein Landgut setzen, der kann auch das Samenkorn machen."

Ja, mit der Allmacht des Weltschöpfers ist es eine eigene Sache. Der Wurzenjosel auf der Bärenhöhe war ein loser Grübler, der sagte mir einmal: „Hörst du, Gott ist sehr mächtig, aber allmächtig ist er doch nicht, sonst hätte er zur Erschaffung des Himmels und der Erde nur einen Augenblick bedurft; er hat aber sechs Tage dazu gebraucht und sich dabei noch so angestrengt, dass er am siebenten ruhen musste."

Das kommt davon, wenn man Gottes Tagewerk nach dem Kalender misst. Was gehen mich die sechs Tage an! Gott bedurfte zur Erschaffung der Welt thatsächlich nur eines Augenblickes. Aber das ist ein ewiger Augenblick. Denn die Welt ist immer fertig, und sie wird in jedem Augenblicke neu erschaffen. Jeder, der Zeit und Lust hat, kann dem lieben Gott beim Welterschaffen zusehen, er gehe nur hinaus auf die Au, in den Wald, an das Meer, in die Felsenwüste, er richte sein Auge nur nach dem Gebraue der Wolken auf, fühle das leise Lüftchen oder den wilden Sturm. Oder er betrachte die Entwickelung seines Kindes, das Hinwelken seines Vaters, er nehme die Wandlungen wahr, die mit ihm selber vorgehen, ob er zu seinem Leben aufsteigt oder seiner Auflösung entgegensinkt — es ist die vor sich gehende Schöpfung. Wenn einst ein beständiger Frühling käme, die Blume immer Blume bliebe, die Frucht nie reifte, das Laub nie vom Baume fiele — wenn immer und immer dieser von Poeten jetzt so brünstig besungene, von allen so heiß geliebte Frühling bestünde, dann wäre es Zeit für die Menschen zu verzweifeln, denn dann wäre die Weltschöpfung vollendet, und Gott hätte sein Werk aus der Hand gelegt, wie ein Kind das Spielzeug, an dem es keine Freude mehr hat.

Und wenn das geschähe, dann erst käme die Herrschaft des Zufalls. Und wenn der Zufall herrschte, dann sähe es anders aus als heute, dann würde unser astronomischer Kalender bald nicht mehr stimmen, die Sonne würde im Westen aufgehen oder im Norden, und die Sterne würden planlos umherirren im Himmelsraume, sich verlaufen, oder einander zuschanden stoßen. Auf Erden würden die Meere gegen Himmel gießen, und die Dünste in Flammen brennen. Das Blut in den Adern der Thiere würde stocken oder in Fieber die Gefäße sprengen, des Menschen

Gehirn würde in grenzenloser Verwirrung Vorstellungen hegen, so unerhört und ungeheuerlich, wie sie noch kein Wahnsinniger gesehen.

Und alles das, weil der Herr sein Werk aus der Hand gelegt hat und sich nicht mehr drum kümmert.

Einmal bin ich gefragt worden, ob mich nicht manchmal gegen Gott, dessen Existenz ich glaube, ein heiliger Zorn erfasse, wenn er mir Krankheit, schlechtgesinnte Menschen und allerhand anderes Leid an den Hals lege? Zum Zorne sehe ich da wohl keinen Grund. Angenommen, ich sei an all den Widerwärtigkeiten unschuldig, was sehr die Frage ist, empfinde ich es wie eine gütige Vatersführung, dass er mich leiden lässt; denn diese Art von Leiden macht den Menschen nicht schlechter, es vergeistigt ihn, adelt ihn, versöhnt ihn mit der Kürze des Lebens, mit dem drohenden Tode, ist ein überaus heilsames Gegengewicht gegen die brutalen Sinnesforderungen des Körpers. Ich möchte es nicht gerne wissen, wie dem, der alle Freuden der Erde ungestört genießen kann, zumuthe ist, wenn der Tod anhebt, bei ihm seine Visitkarten abzugeben. Unsereiner kann diese Visitkarten mit ziemlicher Gelassenheit annehmen, man wird anfangs wohl melden lassen: Wenn ich bitten darf, ein anderesmal, heute bin ich stark beschäftigt; aber schließlich, wenn er sich nicht abweisen lässt, so wird man sagen: In Gottesnamen, er soll eintreten, ich bin bereit.

Ein anderesmal sagt jemand: Wer an einen Gott glaubt, der beleidigt ihn damit. Denn dann kann es nur ein höchst ungerechter und ungeschickter Gott sein — bei dem endlosen Meer von Unrecht und Elend, das in seiner Welt waltet. Darauf denke ich mir so: Warum ist uns das Unrecht und Elend so empfindlich? Weil es eine Ausnahme ist. Würde es eine Regel sein, so wären wir's gewohnt. Nach meiner Meinung kommt auf Erden unvergleichlich viel mehr Gerechtigkeit und Glück vor, als das Gegentheil; ein Geschlecht, das dafür ein Auge hat, wird es wahrnehmen; ein anderes Geschlecht, das nur ausschaut, um Unrecht und Elend zu suchen, wird darob den besseren Theil, die Freude, den Sieg des Guten übersehen. So weit ich schauen kann, sehe ich der Schuld die Sühne folgen. Und wo die Sühne sich nicht äußerlich vollzieht, dort hält sie im Inneren des Schuldigen ein unheimliches Gericht. Der Ungerechte, der Bedrücker und Betrüger wird die schwere Menge genießen von den sogenannten irdischen Freuden, aber glücklich wird er nicht sein. Ist schon sein und seiner Zeit Gewissen so stumpf geworden, dass er keine Anklagen rufen hört durch seine öde Seele, so kann er gewiss auch keine innere Befriedigung, keine Harmonie und Erhebung finden. Dumpf und stumpf vegetiert er dahin, und kommen die Prüfungen, dann bricht er zusammen in Verzweiflung. Besser hat's der, der sich bescheidet und lieber Unrecht leidet, als thut — er hat nichts zu fürchten. Er hat sich eine ideale Welt gebaut und sie ist unzerstörbar. Diese Einrichtung, dass

der Ungerechte einem großen Elende entgegengeht, der Gerechte aber den Frieden des Herzens findet, ist der beste Beweis für die Existenz eines weisen Gottes.

Natürlich werden sie nicht müde einzuwenden: Ja, wenn Gott so weise ist, weshalb läßt er denn überhaupt ein Unrecht zu, das erstens dem schadet, an dem es verübt wird, und zweitens auch dem, der es begeht? — Dieser Einwand ist überaus schlagend. Der weise Gott könnte ihn wohl entkräften, der beschränkte Menschenverstand muss hier schweigen. Wenn dieser Menschenverstand auch zu sagen beliebt: das Unrecht müsse geschehen, weil dieses Jammerthal ein Ort der Reinigung sei, so sagt er damit nichts, denn man wird ihm entgegnen: Wozu ein Jammerthal? Wozu die Nothwendigkeit einer Reinigung? Dem müßte ein weiser Gott-Schöpfer schon in allem Anfange vorgebeugt haben.

Ich denke menschlich, und da dünkt mir zu einem vollendeten Glücke ein Gegensatz nöthig — das Übel. Soweit ich und andere die Menschen kenne, vermögen sie nichts weniger zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen. — Nun gut, man bekehrt mit solchen Gedanken keinen Atheisten, das will man auch gar nicht, die bekehrt der Herr schon selber, wenn's an der Zeit ist, und es nicht etwa nothwendig Atheisten geben muss. Man legt mit solchen Gedanken nur einen persönlichen Standpunkt klar, der theoretisch anfechtbar sein mag, thatsächlich aber doch der sicherste Hort für Ergebung und Zufriedenheit ist.

Wir lesen, dass Gott Vater, der Schöpfer Himmels und der Erde, den Menschen nach seinem Ebenbilde gemacht habe. Und wir haben durch die Weltgeschichte erfahren, dass hinwiederum der Mensch sich seinen Gott nach des Menschen Ebenbild vorstellt. Durch das letztere verliert Gott sehr wesentlich an Ansehen und Achtung, denn wie es mit den Menschen bestellt ist, das wissen wir recht gut. Auch haben die orthodoxen Kirchen durch ihre Deuteleien und Engherzigkeiten die Größe Gottes in Misscredit gebracht, und so erklärt sich's, dass der moderne Mensch von Gott nichts wissen mag, dass er sich vor dem Worte „Gott" fast ebenso lebhaft bekreuzt, als man's im Mittelalter vor dem Worte „Teufel" gethan hat. Allerhand andere Bezeichnungen hat man aufgebracht: Weltgeist, Kraft, Naturgesetz, Unendlichkeit und dergleichen. Es kommt zumeist auf dasselbe hinaus, die Leute empfinden darin ungefähr das Richtige, das Undenkbare, Unfassbare, Allregierende. Nur darf es nicht Gott heißen, weil damit allsogleich eine Persönlichkeit vor Augen treten würde, ein schöner würdiger Menschengreis mit weißem Haar und Bart, und weil mit einer solchen Vorstellung von Gott die moderne Vernunft nicht auskommen zu können meint.

Die Naturwissenschaft spricht als vom Urgrunde alles Lebens, von einer Urzelle. Auch das ist ein Glaube, nur mit dem Unterschiede, dass

dieſer Glaube in einem Zellengefängniſſe ſitzt, während der unſere frei durch alle Himmel fliegt. Die Urzelle iſt jenes Verwalters Samenkorn, aus welchem freilich leicht ein Halm entſteht, das aber ohne Halm nicht hervorgebracht werden kann. Vor Zeiten iſt ein heißer Streit entbrannt darüber, was früher vorhanden geweſen war, die Henne oder das Ei. Die Henne, ſagte der eine, denn ſonſt hätte das Ei nicht gelegt werden können; das Ei, meinte der andere, denn ſonſt hätte die Henne nicht geboren werden können. Mit ihrer Urzelle ſtehen ſie auf demſelben Fleck. Wenn ich ein Mann der Naturwiſſenſchaft wäre, ich würde vielleicht Folgendes ſagen: Die natürliche Entſtehung alles organiſchen Lebens kommt wahrſcheinlich von einer Urzelle her. Hinter derſelben ſteht ſicherlich die Gottheit. Es wäre nicht „wiſſenſchaftlich“ geſprochen, aber in Gottesnamen, ich würde es wagen ſo zu reden, und zwar aus Rückſicht für die Wiſſenſchaft ſelbſt, deren Verhältnis zu anderen Reichen und Mächten des menſchlichen Geiſtes damit Andeutung fände.

Und wenn dann der naive ſinnliche Menſch ſich einen guten alten Herrn vorſtellt, der die Urzelle baut und den Adam erſchafft, wäre denn das Unglück ſo groß? Und wenn dieſer allmächtige, unſterbliche alte Herr der Urzelle väterlich wartet, und ſie begleitet von Entwickelung zu Entwickelung, bis ein Weſen daraus hervorgeht, das dem Schöpfer ähnlich iſt — wäre denn der Unſinn ſo groß? Trachtet in der Natur nicht alles Lebeweſen zur Vollkommenheit, auf daſs es in dieſer Vollkommenheit wieder dem Erzeuger ähnlich ſei? Die Menſchheit iſt ja jetzt daran, durch außerordentliche Reformen gleichſam eine neue Welt zu erſchaffen. Wie ſoll ſie Zuverſicht haben, das zu können, wenn ſie ſich nicht auf einen Vater berufen will, der das Welterſchaffen verſtanden hat?

Viele werden unwirſch, einen weſentlichen Gott-Schöpfer glauben zu ſollen, ohne ihn je geſehen zu haben, ohne von ſeiner Exiſtenz Näheres zu wiſſen, ohne ſeine Lebensgeſchichte zu kennen und ſeine Abſichten zu begreifen. Das iſt für den wiſsbegierigen modernen Menſchen unerträglich und darum wirft er am liebſten den ganzen Gott über Bord. Aber ich frage ſolche, wiſſen ſie denn von der Menſchheit, von ſich ſelbſt viel mehr? Können ſie ſich Rechenſchaft geben von dem Kerne ihres eigenen Seins, woher ſie kamen, wohin ſie gehen, was ſie bedeuten? Sie ſind ſich ſelbſt ein kaum geringeres Geheimnis, als es ihnen Gott iſt. Sollen ſie deshalb annehmen, daſs ſie nicht exiſtieren?

Gott iſt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Nun gibt es Leute, die behaupten, ſie könnten ſich die Ewigkeit nicht vorſtellen. Das glaube ich, allein ich kann mir das Gegentheil noch viel weniger vorſtellen. Ich kann mir nie und nimmer denken, daſs Zeit oder Raum eine Grenze hätte. Denn was wäre hinter der Grenze einer gewiſſen Zeit? Wieder eine Zeit,

und hinter dieser wieder eine, und so immerfort. Und beim Himmelsraume ist es auch so, wenn er irgendwo eine Grenze hat, was soll hinter derselben sein, als wieder ein anderer Raum, und immer so fort. Der Drang, sich die Unendlichkeit vorzustellen, könnte einen wahnsinnig machen, sie ist ganz unfassbar. Und doch wird niemand leugnen wollen, dass die Unendlichkeit besteht. Und wenn spitzfindige Philosophen gesagt haben, Zeit und Raum seien in Wirklichkeit gar nicht vorhanden, seien nur eine Vorstellung im Menschengehirn, so haben sie damit einen Unsinn gesagt, der so groß ist, dass kein gewöhnlicher Mensch ihn nachzudenken vermag. Wie soll es denn ein Gehirn geben, wenn kein Raum dafür vorhanden, wie das Innewerden einer Vorstellung, wenn keine Zeit dazu da ist! Mancher moderne Gelehrte ist geneigt, jede noch so große Thorheit lieber zu sagen, als dass er mit einem Worte die Existenz Gottes zugäbe.

Ich glaube an Gott Vater, den Weltschöpfer, so wie er uns im ersten Buche Moses und in anderen uralten Überlieferungen sinnbildlich dargestellt erscheint. Wäre es aber nicht aufgeschrieben und nicht gelehrt, was dann? Würden wir ihn auch dann noch glauben? Die Frage ist eine sehr wichtige. Nach meiner Empfindung möchte ich sie mit Ja beantworten.

In einer Hütte der Sölkeralpen lebte ein Knabe. Seine Eltern waren Holzleute und kümmerten sich nicht um ihn, er verpflegte ihre Ziegen, lebte bei den Thieren so dahin, und hörte nichts von Gott und Welt. Er empfand die Sonnenwärme und die Kälte und den Hunger kaum anders wie ein Thier, wenigstens nahm er alles so gleichmüthig und scheinbar gedankenlos hin. Da war einmal ein sehr fruchtbarer Sommer; lauer Regen des Frühjahres hatte viel Futter gebracht auf den Matten und die heiße Sonne des Sommers hatte die Kräuter mit süßen Würzen gefüllt. Die Ziegen hatten noch nie eine so fette wohlschmeckende Milch gegeben, als in diesem Sommer. Eines Morgens füllte der Knabe eine flache Thonschüssel mit solch guter Milch und stellte sie auf das Dach der Hütte und ließ sie dort stehen, bis sie verdunstet war. Ein nachbarlicher Halter, der das merkte, that an den Knaben die Frage, weshalb er solchermaßen Milch verschwende auf dem Dach? Da antwortete der Knabe: „Die Sonne soll sie trinken. Die Sonne ist so warm und hat ein so gutes Futter gemacht. Die Sonne ist brav. Die Sonne soll Milch trinken."

So brachte der einfältige Junge ein Gottesopfer, und er hatte kaum jemals gehört, dass es einen Gott gebe, noch weniger, dass es etwa die Sonne sei. Und das war eines der edleren Opfer, nicht aus Furcht erzwungen, noch aus bittendem Anlass vollbracht, sondern aus Dankbarkeit. Wilde Völker, so sagt man, beten zu ihren ebenso wilden Göttern aus Angst vor deren Gewalt, beten um Schonung. Menschen

mit angelebter oder anererbter Gemüthsbildung beten zu Gott aus Liebe; ſie haben ein Herzensbedürfnis, dankbar zu ſein für das Gute, welches ſie in der Welt Gottes genießen. Die bethätigte Dankbarkeit erfüllt ſie mit Beſeligung und je mehr ſie ſich mit dem gütigen ſchönen Ideale ihrer Gottheit abgeben, umſomehr werden ſie ihm ähnlich. Das ihm Zuſtreben, ihm Nahekommen, darauf wird es abgeſehen ſein. Und die Sache iſt im Grunde die: der Menſch ſchafft ſich ein ideales, immer edleres Anbild ſeiner ſelbſt, nennt es Gott und ſtrebt ihm zu. So klimmt er gleichſam auf einer Strickleiter, deren vorderen Theil er immer höher und höher die rauhe Felswand hinanwirft, dem Himmel der Vollkommenheit zu. Wer aber hat ihn gelehrt, ſo zu thun? Doch wohl der, welcher allen Weſen die Kraft und den Geiſt der Entwickelung ins Herz gelegt hat, der Vater Gott, der in aller Ewigkeit die Welt erſchaffen hat und ſie in alle Ewigkeit erſchaffen wird.

(Fortſetzung folgt.)

Allerſeelen.

Sie zieh'n hinaus mit Blumen und mit Kränzen,
Ja ganze Gärten bringen ſie in Wägen,
Sie wollen heut' mit ihrer Liebe glänzen,
Die für die Heimgegangenen ſie hegen.

Sie überbieten ſich an Liebeszeichen,
Das Aug' ſoll an der Blumenpracht ſich weiden,
Die hingebreitet über Staub und Leichen.
— Faſt möchte man die Todten drum beneiden.

So große Lieb! — Wär' ſie nur halb geſpendet
An die, die nicht im Schattenreich ſchon ſchweben,
Die hoffend noch den Blick auf euch gewendet,
Wie wäre vielen blumiger das Leben.

Gebell-Ennsburg.

Kleine Laube.

Religiöse Bedeutung der Wissenschaft.

Die Wissenschaft, nicht die oft so hochmüthige Wort- und Begriffswissenschaft, sondern das demüthige sachliche Eindringen in die Schöpfung, ohne dabei einem Geschöpfe unrecht zu thun, ist der Religion nahe verwandt. Natürlich begreifen wir, wie Herbert Spencer sagt, hier die Worte wissenschaftlich und religiös nicht in ihrem gewöhnlichen begrenzten, sondern in ihrem weitesten und höchsten Sinne. Zweifellos kämpft die Wissenschaft gegen all den Aberglauben, der unter dem Namen der Religion mit unterläuft; aber nicht gegen die eigentliche und echte Religion, welche diese abergläubischen Vorstellungen nur verhüllen und entstellen. Zweifellos auch weht durch vieles von der gangbaren Wissenschaft ein Geist der Irreligiosität, aber nicht in der wahren Wissenschaft, welche über die Oberfläche hinaus in die Tiefe hinabgestiegen ist.

„Wahre Wissenschaft und wahre Religion", sagt Professor Huxley am Schlusse einer neuen Reihe von Vorlesungen, „sind Zwillingsschwestern, und die Trennung der einen von der anderen beweist sicherlich den Tod beider. Die Wissenschaft gedeiht genau in dem Verhältnis, als sie religiös ist, und die Religion blüht in genauem Verhältnis zu der wissenschaftlichen Tiefe und Unerschütterlichkeit ihrer Grundlage. Die großen Errungenschaften der Philosophen sind weniger die Frucht ihrer Denkkraft gewesen, als davon, dass diese Denkkraft durch eine stark religiöse Gemütsanlage ihre Richtung empfieng. Die Wahrheit hat sich vielmehr ihrer Geduld, ihrer Liebe, ihrem redlichen Sinn und ihrer Selbstverleugnung, als ihrem logischen Scharfsinn anvertraut."

Weit entfernt, dass die Wissenschaft unreligiös sei, wie viele meinen, ist es vielmehr die Vernachlässigung der Wissenschaft, ist es die Weigerung, die umgebende Schöpfung zu studieren, welche unreligiös ist. Man nehme ein einfaches Beispiel. Man denke sich, ein Schriftsteller würde täglich mit Lobpreisungen in überschwenglichsten Ausdrücken begrüßt; die Weisheit, die Großartigkeit, die Schönheit seiner Schöpfungen

wären die immer wiederkehrenden Gemeinplätze der an ihn gerichteten Lobeserhebungen; diejenigen aber, welche diese Lobsprüche über seine Werke unabläſſig im Munde führten, begnügten ſich damit, deren Außenſeiten zu beſehen, hätten ſie aber niemals aufgeſchlagen, noch viel weniger ſie zu verſtehen verſucht. Welchen Wert würden wir ihren Lobpreiſungen beilegen? Was würden wir von ihrer Aufrichtigkeit denken? Und doch iſt gerade ſo — um Großes mit Geringem zu vergleichen — das Verhalten der Menſchheit im allgemeinen gegenüber dem All und deſſen Urheber. Nein, es iſt noch ſchlimmer. Nicht allein gehen die Menſchen ohne Studien an dieſen Dingen vorüber, die ſie täglich laut als ſo wundervoll preiſen, ſie verdammen ſogar diejenigen als Narren und müßige Tändler, welche auf die Beobachtung der Natur Zeit verwenden, und verſpotten die, welche ein thätiges Intereſſe an dieſen Wundern zeigen. Wir wiederholen alſo, nicht die Wiſſenſchaft, ſondern ihre Vernachläſſigung iſt irreligiös. Hingabe an die Wiſſenſchaft iſt ein ſtiller Gottesdienſt, eine ſchweigende Anerkennung des in den Dingen, und damit auch in deren Urheber erkannten Wertes. Es iſt nicht eine bloße Huldigung mit den Lippen, ſondern eine Huldigung, die ſich in Thaten ausſpricht — nicht eine nur ausgeſprochene Achtung, ſondern eine durch das Opfer von Zeit, Nachdenken und Arbeit bewieſene Achtung.

Doch iſt dies nicht die einzige Hinſicht, in der wahre Wiſſenſchaft weſentlich religiös zu nennen iſt. Sie iſt auch religiös, inſofern ſie eine tiefgehende Achtung und ein unbedenkliches Vertrauen erweckt gegen jene in allen Dingen ſich offenbarende, mit ſich übereinſtimmende Geſetzlichkeit. Durch vielfältige Erfahrungen gewinnt der Mann der Wiſſenſchaft einen unerſchütterlichen Glauben an die wandelloſen Beziehungen der Erſcheinungen, an die unverrückbare Verknüpfung von Urſache und Wirkung, an die Nothwendigkeit guter oder übler Folgen. Statt der Belohnungen und Strafen des Überlieferungsglaubens, welche trotz ſeines Ungehorſams zu gewinnen oder zu vermeiden das Volk die unbeſtimmte Hoffnung hegt, findet er, daſs es Belohnungen und Strafen in der feſtgegründeten Ordnung der Dinge gibt, und daſs die üblen Folgen des Ungehorſams unvermeidlich ſind. Er ſieht ein, daſs die Geſetze, denen wir uns unterwerfen müſſen, ebenſo unerbittlich als wohlthätig ſind. Er begreift, daſs in der Anpaſſung an dieſe der Fortgang der Dinge ſtets einer größeren Vollkommenheit und einer höheren Glückſeligkeit zuſtrebt. Daher wird er beſtändig darauf hingeleitet, ſich unbedingt nach ihnen zu richten, und iſt unwillig, wenn ſie nicht berückſichtigt werden. Und ſo beweiſt er durch Vertheidigung der ewigen Geſetzlichkeit der Dinge und durch Unmöglichkeit, ihr zuwider zu handeln, ſeine innerliche Religioſität.

Schließlich geſellt ſich hierzu noch die fernere religiöſe Seite der Wiſſenſchaft, daſs ſie allein uns richtige Begriffe von uns ſelbſt und von unſerem Verhältnis zu den Geheimniſſen des Daſeins geben kann. Zu derſelben Zeit, da ſie uns alles zeigt, was gewuſst werden kann, zeigt ſie uns die Grenzen, über welche hinaus wir nichts wiſſen können. Nicht durch dogmatiſche Behauptung lehrt ſie uns die Unmöglichkeit, den letzten Grund der Dinge zu begreifen, ſondern ſie läſst uns dieſe Unmöglichkeit deutlich erkennen, indem ſie uns nach jeder Richtung hin an Grenzen führt, die wir nicht zu überſchreiten vermögen. Sie bringt uns in einer Weiſe, wie es nichts anderes in der Welt vermag, die Beſchränktheit und Enge der menſchlichen Erkenntnis nahe im Verhältnis zu dem, was über die menſchliche Erkenntnis hinausreicht. In ſtolzer Haltung gegen die Traditionen und Autoritäten der Menſchen, iſt ihre Haltung vor dem undurchdringlichen Dunkel, welches das Abſolute umhüllt, eine demüthige — ein wahrer Stolz und eine wahre Demuth! Nur der echte Mann der Wiſſenſchaft (und mit dieſem Titel meinen wir nicht den bloßen Entfernungsberechner oder Miſchungsauflöſer oder Arteneintheiler, ſondern den, welcher durch niedere Wahr-

heiten nach höheren, vielleicht den höchsten forscht), nur der echte Mann der Wissenschaft, sage ich, kann wahrhaft erkennen, wie gänzlich nicht nur über das menschliche Wissen, sondern die menschliche Fassungskraft hinaus der Urgrund und die Allmacht liegt, deren Offenbarung Natur und Leben und Gedanke sind.

Diesen Äußerungen Spencers nach glauben wir, dass ein der wahren Wissenschaft dienender Mann zum Beispiel kaum der Vivisection huldigen wird, aus religiöser Achtung vor jeder lebenden harmlosen Creatur, die der Schöpfer seinem unendlichen Werke einverleibt hat.

Der wohlthätige Oberst.

Ein lehrreiches Vorbild für jung und alt.

Oberst Wrangel hatte viel unschuldiges Blut vergossen und war dabei doch selbst unschuldig geblieben, denn Kriege bürden keinem eine Schuld auf als dem, der sie zahlen muss.

Nun hatte sich der Oberst im Ruhestande ins Landstädtchen Ilgen zurückgezogen: er trachtete sich dort rasch beliebt zu machen und war bestrebt, ein besserer Mensch zu werden. Er hatte sich vorgenommen, Tag für Tag irgend jemandem etwas Gutes zu thun, war's nicht im Schweren, so doch im Geringen, das kann jeder und macht aus der kleinen Menschenseele allmählich eine große. Wir wollen die Wohlthaten des Obersten Wrangel nur von einer einzigen Woche betrachten. Am Montage ließ er dem alten Pfründer-Lipp eine Flasche Wein schicken. Am Dienstag sah er, wie eine Magd ihren Futterkarren mit großer Anstrengung den Bühel hinanzog, er stellte sich hinten an und schob nach. Am Mittwoch belangte der Oberst einen Pferdeknecht wegen Thierquälerei. Am Donnerstag schrieb er für eine arme Bäuerin einen Brief an ihren Sohn, der beim Militär war, und legte heimlich zwei Gulden hinein. Am Freitag kaufte er seiner Haushälterin ein Paar durchsichtene Fußpatschen. Am Samstag war nichts. Am Sonntag zahlte er im Gasthause dreien durchreisenden Studenten das Nachtmahl.

Aber — am Samstag war nichts! Noch an dem Abend dieses Tages hatte er gehört, dass der Pflügelwirt sich mit seinem Beile schwer verwundet hätte. Er wollte noch in der Abenddämmerung zu ihm gehen und nachsehen, ob der Verband entsprechend sei, da begegnete ihm unterwegs eine Gesellschaft von drei Herren und einer Dame. Diese Leute fragte er: „Entschuldigen Sie, ist das der rechte Weg zum Pflügelwirt?"

„Genau der rechte, Herr Oberst, wir kommen von dort."

„Wie geht's dem Pflügelwirt?"

„Gefahr ist keine, Herr Oberst. Er hat sich ins Spital bringen lassen."

„So, so. Na, danke schön. Gute Nacht, meine Herren! Küss die Hand, gnädige Frau!"

An diesem Tage musste er also schlafen gehen, ohne eine Wohlthat gethan zu haben. — Am nächsten Tage, als der Oberst, schon im Bette liegend, im Einschlummern darüber nachdachte, was er wohl in der vergangenen Woche Gutes gethan haben mochte, stand an seinem Lager eine lichte Gestalt. Sie fächelte mit einer großen Palme über seinem Haupt, wie er solche Erscheinung früher nur einmal gehabt hatte, und zwar einst am Abende nach der siegreichen Schlacht.

„Mein Freund", sagte zu ihm die Gestalt. „Sieben Wohlthaten hast du geübt in dieser Woche und einen Menschen hast du wahrhaft glücklich gemacht!"

„Glücklich?“ entgegnete ſchlaftrunken der Oberſt. „Das wird wohl kaum richtig ſein. Am Samstag war es mir überhaupt nicht gegönnt, etwas Gutes zu thun.“

„Gerade am Samstage haſt du jemanden glücklich gemacht bis ins Herz hinein.“

„Ich verſtehe es nicht.“

So ſagte nun der Engel: „Erinnerſt du dich noch an die Geſellſchaft von drei Männern und einem Weibe, die dir am Abende begegnet iſt?“

„Ich erinnere mich.“

„Da haſt du's gethan.“

„Ich hatte ſie nur gefragt nach dem Wege, nach dem Pflügelwirt, und habe ihnen dann gute Nacht geſagt —“

„Und haſt zur Gerbermeiſterin ‚Küſs die Hand, gnädige Frau‘ geſagt! — Siehe, das iſt's. Das hat ſie glücklich gemacht, grundglücklich. Die ganze Nacht hat ſie kein Auge geſchloſſen vor lauter Glück, daſs der Herr Oberſt Wrangel ſie in Gegenwart der Nachbarn gnädige Frau genannt hat.“ —

Als am nächſten Morgen der Oberſt erwachte, ſann er viel darüber nach.

Es iſt zwar ein thörichter Brauch in unſerem Öſterreich, daſs man jede Bäckermeiſterin, Fleiſchhauerin und Baderin „Gnädige Frau“ nennt. Aber wenn er glückliche Leute macht, ſo iſt's doch ein guter Brauch, und niemand ſoll ihn verſäumen. Wenn man armen Leuten ſchon ein materielles Almoſen gibt, warum nicht auch ein geiſtiges! Die Frau Fleiſchhauerin oder die Frau Gerbermeiſterin, ſie müſſen wohl ſehr arm ſein, weil ſie lechzen nach einem Worte, das doch ganz hohl iſt und nichts bedeutet. Das „Küſs die Hand“ und das „Gnädige Frau“, und das „Herr von“ ſind Dummheiten, die weder oben noch unten etwas bedeuten, ebenſo auch das „Wohlgeboren“ und „Hochwohlgeboren“ u. ſ. w. Aber ich bitte euch, werfet dieſe roſtigen Scheidemünzen nicht unter das alte Eiſen, ſehet doch, wie viele hohle Hände ſich ſehnend nach denſelben ausſtrecken. Barmherzigkeit mit den Armen, ſeid wohlthätig, gebt Almoſen!

Seit dieſer Zeit hat der Oberſt keine anderen Wohlthaten mehr verrichtet, hat nur zu jeder Schachtel des Landſtädtchens „Gnädige Frau“ geſagt und war bald der beliebteſte Mann in der ganzen Gegend. R.

Das Schneiderhandwerk und der Volkswitz.

Eine Plauderei.

Warum man den Schneider immer mit ſeinem Metier neckt? Ja, wer das zu ſagen wüſste! Die, die es thun, können am allerwenigſten die Urſache angeben; und die Gelehrten, die doch für gewöhnlich ſchnell mit einer Analyſe bei der Hand ſind, haben ſich noch nicht darum gekümmert. Was endlich uns ſelbſt anbelangt, ſo wiſſen wir zwar, daſs man im alltäglichen Verkehr, ſogar im Roman und auf der Bühne, den Schneider als komiſche Perſon hinzuſtellen beliebt — aber wir kümmern uns auch nicht darum. Wir wiſſen ja doch ſchließlich, was wir als Menſchen wie als Handwerker wert ſind — das liebe Publicum weiß es ſicher auch, wenn es uns auch ab und zu einmal ein wenig hänſelt. So wird denn der Bacillus, der dieſe Schneiderkrankheit erregt, noch eine zeitlang unentdeckt bleiben.

Die Kalamität iſt übrigens hiſtoriſch und läſst ſich Jahrhunderte zurück verfolgen. Schon Hans Sachs, der Schuſter und Poet zu Nürnberg, hat ſeine Gloſſen über die Schneider gemacht und die Legende von dem Schneiderlein, „das nach der

Maus ſchießt," iſt eines ſeiner beſten Gedichte. In alter Zeit, wo noch eine ſtrenge Gliederung der Stände herrſchte, bildeten die einzelnen Gewerbe ſtreng gegen einander abgeſchloſſene Ganze. Ein ſolche Abſchließung befördert in erſter Linie den Corporationsgeiſt, und dieſer thut ſich bekanntlich zuvörderſt dadurch kund, daſs er ſeinen Witz und ſein Selbſtgefühl an der Nachbarkaſte erprobt. So ſpöttelte der breitſchultrige Lohgerber über den eleganten ſchwächlichen Meiſter von der Nadel, der rußige Schmied über den Zuckerbäcker, und jeder zahlt es dem anderen mit Zins und Zinſeszins zurück. Wir finden es ähnlich ſo bei den einzelnen deutſchen Stämmen, wo der „windbeutelige Berliner" den „Knödelbayer" hänſelt, der „blinde Heſſe" ſich an dem „Blitzſchwab" und dem „Knöpfliſchwab" reibt, und der „helle Sachſe" ſeinen Witz an den „thüringer Raubſtaaten" erprobt. Das alles iſt nicht nur ſehr harmlos und gut gemeint, ſondern für den Erforſcher des Volksthumes auch ſehr intereſſant. Dabei hat der Volkswitz ohne Ausnahme alle Gewerbe bearbeitet, nicht bloß die Schneider, und noch heutigen Tages hat das eine Metier dem anderen in dieſer Beziehung nichts vorzuwerfen.

Ein wenig hat man es aber doch beſonders auf die Schneider abgeſehen. Indes ſie mögen ſich tröſten: „Die ſchlechteſten Früchte ſind es nicht, daran die Weſpen nagen!"; das Sprichwort gilt auch hier. Vielleicht trägt die äußere Erſcheinung des Schneiders etwas ſchuld daran. Wie dem Künſtler, ſo ſieht man oft auch ihm ſeinen Beruf ſchon auf zehn Schritt an. Die Eleganz, die andere Gewerbetreibende nur bei beſonderen Gelegenheiten ſich leiſten können, iſt ihm zur zweiten Natur geworden. (Aber jeder einſichtige Schneider wird ſich wohl der Mode gemäß, doch würdig, unauffällig kleiden und alles vermeiden, was markiert.) Daſs er ſich gut kleide, das verlangt ſein Geſchäft und darf nicht verſäumt werden. Vielleicht läuft hier beim „Bruder Schmied" und den anderen ein wenig Neid mit unter. Vielleicht aber wird durch die beſſere Kleidung die Neckerei der übrigen ein wenig beſtärkt. Andererſeits iſt aber auch nicht unmöglich, daſs die vielfach zutage tretende geiſtige Überlegenheit des Schneiders, deſſen Beruf ſchon viel Denken und Grübeln erfordert, die Oppoſition hervorruft.

Die Neckerei, die ſich auf den Schneiderberuf erſtreckt, entſpringt keineswegs lächerlichen oder minderwertigen Eigenſchaften desſelben. Es liegt auch gar keine Veranlaſſung dazu vor. Die Arbeit des Schneiders iſt mehr wie die manches anderen Handwerkers als eine „qualificierte" zu bezeichnen. Sie erfordert nicht nur Theorie, Praxis, Handfertigkeit und Geſchicklichkeit, ſondern iſt zugleich ein Stück Kunſt und ein Stück Wiſſenſchaft. Dazu kommt noch, daſs in unſerer Zeit der Verfeinerung der Lebensgewohnheiten das Schneidergewerbe eines der wichtigſten und entwickeltſten iſt. Nicht umſonſt ſagt das Sprichwort: „Kleider machen Leute!" Wie mancher Diplomat, wie mancher große Redner verdankt einen Theil ſeines Erfolges — ſeinem Schneider. Die Mode ſelbſt, dieſes ebenſo vielgeſtaltige wie intereſſante Ungeheuer, fordert von dem, der ihr gebieten will, einen ganzen Mann. In das Studium desſelben aber theilt ſich der Schneider mit dem gelehrten Äſthetiker und dem berühmten Künſtler. Wenn der Beruf des Schneiders übrigens nicht ſo viel Wiſſen und Können erforderte und als Vorbedingung nicht ein großes Maß von natürlicher Intelligenz verlangte, ſo würde er nicht ſo viele Angehörige zählen, die auf anderen Gebieten zur Berühmtheit gelangten. Man könnte ein dickes Buch über „berühmte Schneider" ſchreiben. In der alten wie in der neueſten Zeit begegnen wir ſolchen. Der ruhmgekrönte Feldmarſchall Derfflinger zum Beiſpiel gieng aus der Schneiderwerkſtatt hervor; Jung-Stilling, den Goethe aus ſeiner Verborgenheit hervorhob, hatte ebenſogut die Nadel geführt, wie ſpäterhin unſer Roſegger, einer der eigenartigſten und tiefſinnigſten Schriftſteller.[1])

[1]) Genannter macht höflich ſeine Verbeugung.

Und ſo ließe ſich eine lange Reihe aufzählen bis herauf zum Panzerſchneider Dowe, der eben wieder von ſich reden macht. Sie alle beweiſen, daſs im Schneiderberufe eine außerordentliche Summe von Intelligenz — auch für andere Gebiete — aufgeſtapelt iſt.

Alles in allem genommen, gewinnt man den Eindruck, daſs die Hänſelei, mit der der Volkswitz das ehrſame Schneiderhandwerk bedenkt, eigentlich jeder Berechtigung entbehrt. Aber darauf kommt es nicht einmal an: die Hauptſache bleibt, daſs ſie nicht bös gemeint iſt. Darum ſollen wir ſie auch mit guten Humor ertragen und den Spaſs verſtehen und denken: Den anderen geht es nicht viel beſſer. Wird es aber einmal ein wenig zu toll getrieben, oder wird der Witz von Unbefugten geübt, die kein Verſtändnis für den Adel der Arbeit, für die Ehrbarkeit des Handwerks haben, dann gilt es, einen Trumpf darauf zu ſetzen. Dann heißt es, zeigen, daſs man auf ſeinen Beruf ſtolz iſt.

(Ein Schneider in „Berichte und Anzeigen.“ Leipzig.)

Ein Damoklesſchwert in unſeren Städten.

Seit Mitte Juli dieſes Jahres geht in Graz ein Sonderling um. Es iſt faſt komiſch, wie er des Morgens im Thore des Hauſes ſteht, in dem er wohnt, und ſich nicht entſchließen kann, den erſten Schritt ins Freie zu machen. Er ſtarrt um ſich, er blickt zur Höhe, und endlich wagt er den Sprung hinaus auf die Gaſſe. Aber nicht auf dem Trottoir wandelt er dahin, wie die anderen Leute; mitten auf der Straße, wo die Wägen fahren, wo Sonne und Staub iſt, trottet er fürbaſs und iſt dann kaum zu bewegen, in ein Haus zu treten. Iſt es ſchließlich doch unabweislich, daſs er in eine Reſtauration trete oder in ſein Wohnhaus, ſo thut er's wieder mit einem eiligen Sprung zur Thür hinein. — Nie hatte man früher an dieſem Manne etwas von Geiſtesſtörung gemerkt und auch jetzt iſt ſonſt davon nichts wahrzunehmen. Endlich befragt wegen ſeines auffallenden Benehmens und warum er nicht auf dem Trottoir gehe wie andere Leute, gab er das Folgende zur Antwort: „Ich werde mich hüten. Schauet doch zu. Seht ihr denn nicht, daſs das Damoklesſchwert hängt über den Köpfen derer, die auf dem Bürgerſteige wandeln? Wiſſet ihr denn nicht mehr, was am 15. Juli geſchehen iſt? Man hat zwar auffallend wenig davon geſprochen, es iſt ja weiter nichts dabei geſchehen, aber man hat vergeſſen, die Conſequenzen zu ziehen. Dieſelben wären auch zu furchtbar geweſen. Zwar lange ſchon geht das Sprichwort, daſs kein Menſch ſicher ſei, auf der Gaſſe von einem Dachziegel erſchlagen zu werden. Aber ich ſage, der Dachziegel iſt lange nicht ſo gefährlich, der hängt feſt an ſeinem Haken und wird von den übrigen darauf niedergehalten. Wie aber die breiten Leiſtenvorſprünge an den Mauern, die Fenſterverzierungen, die Dachgeſimſe? Erinnert ihr euch wirklich nicht mehr daran, wie in jener Julinacht vom Jakominihaus ein großes langes Stück Dachgeſimſe herabgefallen iſt? Es waren gewaltige Stücke, ſie ſind tauſendfach zerſchellt, aber haben niemanden erſchlagen. Wäre es am Tage geweſen, wo der Bürgerſteig voll geſchäftiger Leute iſt, ſo hätte dieſes herabfallende Dachgeſimſe eine Anzahl von Menſchen getödtet, viele ſchwer verwundet. Man hat blutwenig darüber geſagt, ſelbſt die ſonſt ſehr geſprächigen Zeitungen ſind vor Entſetzen über dieſen Vorfall völlig ſtumm geworden, wenigſtens haben ſie nicht eine Spanne weiter gedacht, als das Geſimſe am Jakominihauſe — mehrere Klafter lang — niedergebrochen iſt. Ich jedoch frage: Was am Jakominihauſe geſchah, kann es nicht an jedem unſerer ſchönen Stadthäuſer geſchehen? Die zahlloſen Verzierungen an den Wänden, die weitvorſpringenden Leiſten

und Gesimse, sind es denn lauter Steinmetzarbeiten? Sind es nicht vielmehr Mörtelgebilde, die sich allmählich loslösen und plötzlich herabfallen können? All der Kram, mit dem die Außenseite unserer Häuser beladen ist und der besonders bei den Neugebäuden nicht bloß abgeschmackt, nicht bloß lächerlich, sondern nachgerade verrückt ist, all das klebende Zeug da oben über den Fenstern, am Gemäuer, am Gesimse, an Giebeln und Thürmen, sind ebensoviele Damoklesschwerter. Ob nach kurz oder lang, sie fallen herab, und dann bleibt's dem Zufall überlassen, ob sie jemanden todtschlagen, oder bloß verletzen, oder ob sie den Boden leer finden, an dem sie zerschellen. Man hört nichts von einem behördlichen Schutze, der uns in dieser Sache geboten wird, von amtlichen Überwachungen und Revisionen der Häuser-Außenseite; den Engeln bleibt es vorbehalten, Unglück zu verhüten. Die Engel können aber auch nicht überall zu gleicher Zeit sein, so pflege ich mich selbst möglichst zu schützen, und darum weiche ich den fallenden Gesimsen aus und gehe mitten auf breiter Straße dahin. Nun wisset ihr's."

So sprach der Sonderling, und seither will auch mir der Bürgersteig, so glatt er auch sein mag, nicht mehr gefallen. Habe ich Zahnweh, neckt mich die Censur, verfolgen mich die Gläubiger, keift das Weib, bin ich lebensüberdrüssig aus irgend einem Grunde, so wandle ich auf dem Bürgersteige, bin ich aber frisch und freue mich des Lebens, dann gehe ich mitten auf der breiten Straße dahin, wo kein schöner Häuserschmuck, wenn er morsch wird, mein Lebenslichtlein ausblasen kann. II.

Poetenwinkel.

Mein Stolz.

Es tost der Sturm,
Er will den Thurm,
So stolz, zu Falle bringen.
Wie sehr er braust,
Wie wild er haust,
Es wird ihm nicht gelingen.

Mein Schicksal stürmt
Und Unglück thürmt
Sich nur durch meine Hasser,
Doch gleicht mein Stolz
Dem Eichenholz,
Das fester wird im Wasser.

Franz Floth.

* * *

Sag' nicht.

Sag' nicht, ich bin stark,
Ich werd' im Kampfe siegen, —
Sag' nicht, ich bin schwach,
Ich muss dem Sturm erliegen; —
Oft fällt der stärkste Baum
In grauser Wetternacht,
Indes den Strauch nur beugt
Des Sturmes wilde Macht.

Rosa Fischer.

* * *

Ein schöner Stern.

Ein schöner Stern ist Menschenliebe,
So tröstlich strahlt er nah wie ferne;
O arme Welt, — o trostlos-trübe,
Du hast jetzt wenig solcher Sterne!

Moczan.

* * *

Schickſal.

An meinem Schreibtiſch ſaß ich, indes im Sonnenſchein,
Im Abendſonnengold die Kiefern ſtrahlten,
Die draußen im Garten vor meinem Fenſter ſtanden,
Am blaßblauen Himmel zog
Ein dünnes Wölkchen ſeinen ſtillen Weg.
Von fern her klang Muſik.
Und wie Verſöhnung tag's mir in der Luft. —

Ich ſchrieb ein Lied, fruchtbringender Stimmung voll.

Da flog durchs Fenſter zu mir ein Käferlein
Und ſetzte ſich auf meinen Tiſch. Es war
Ein Thierchen recht armſelig und unſcheinbar
In braunem Kleidchen.

Aber es war mein Gaſt!

Es kam von draußen, es kam aus der Gotteswelt,
Von heiliger Blüten Honig vielleicht noch voll!

Und ich begrüßte es voll Liebe. Auch es
Begrüßte mich, indem es ſich regte. So grüßt
Ein Leben das and're!
Nun kroch's auf meinem Tiſch umher und hob
Zeitweilig auch die Flügelchen und flog
Auf einige Käferlängen. —

Ich ſchrieb nun weiter. — —
Und dann gedacht' ich wieder des Käferleins.
Wo war es hin? Ich ſpähte den Tiſch entlang
Und fand es nicht.
Wo war es hin?
War's wieder hinausgeflogen und ſtrich's umher
In Fülle des Lebens? Selig im Abendgold?
Kroch es vielleicht noch zwiſchen dem Kram herum,
Der meinen Schreibtiſch ziert? — Da ſtand ich auf,
Um es zu ſuchen. — Aber ich fand es nicht.
Wo war es hin? —

Da plötzlich fiel mein Blick auf den Boden und —
Ein häßlich Weh überkam meine Seele, denn —
Ich ſah am Boden ein ſchwarzbraun-blutiges Mal —
Ich hob den Fuß und — —

Indes ich es in Liebe zu ſuchen ausgieng,
Indes ich in ſonniger Stimmung rief:
„Käferlein, mein Gaſt, wo biſt du?“
Hieng es als flacher grauſiger Brei
An meiner Sohle! —

Heinrich Hege.

* * *

D' Apoſtelfrag'.

Da G'ſcheid'ſte in da Schul' dös war
Da Franzl, hat man 'n g'fragt,
So hat er, war 's aa no ſo ſchwer,
Glei' d' rechte Antwort g'ſagt.

Zur Prüfung kummt amol ins Dorf
Da ſtrenge Schulrath 'nauf,
Wia der vom g'ſcheidten Franzl hört,
Da ruaft er 'n aa glei' auf.

„Wia viel Apoſtel ſan denn g'weſ'n?
Dös woaßt do, wia i moan.“
Da Franzl ſchnauzt den Schulrath an
Und ſagt: „I kenn' nur oan.“

„Du Eſel“, ſchreit da Schulrath iatzt,
„Was red'ſt du denn da her?“
Es ſan ja zwölf Apoſtel g'weſ'n,
Um elfe ſan 's juſt mehr.“

„Ja oda was!“ ſagt drauf da Bua,
— Da Schlankl war halt g'rieb'n, —
„Da Judas is Apoſtel g'weſ'n,
Dö andern, dö ſan 's blieb'n.“

Ludwig von Poyſſl.

Schönerers Hamerlingstiftung.

Infolge des „Offenen Briefes an Schönerer" (Octoberheft) schreibt uns ein wohlunterrichteter Freund des „Heimgarten" aus dem Waldviertel:

„Das Geburtshaus Hamerlings ist thatsächlich niedergerissen worden. An dessen Stelle erhebt sich bereits seit zwei Jahren ein zierlicher Giebelbau mit einer Bogenveranda, deren vordere Front eine Erzbüste Hamerlings schmückt. Im Corridor ist auch ein Reliefbild Schönerers angebracht, um dem Gründer der Stiftung ein Denkmal zu setzen. Das Innere des Hauses ist für einen Kindergarten eingerichtet; außerdem befindet sich in einem Parterrezimmer die von der Verlassenschaft des Dichters angekaufte Bibliothek Hamerlings, welche Herr Schönerer als Grundstock für eine Volksbibliothek bestimmt hat."

Also ist es wahr, dass Hamerlings Geburtshaus, wohl „aus Pietät" für den Dichter, niedergerissen wurde! Wahrscheinlich war es baufällig. Aber „Geburtshäuser" sind ja selten neu. Man renoviert sie. Für ein Kindergartenhaus hätte sich wohl noch ein anderer Platz gefunden, *wenn* schon ein solcher von den Sammelgetdern gegründet werden musste! Wie aber kommt Hamerling zu Kindergärten? Wie reimt sich das zusammen? Wie passt Hamerlings Büchersammlung, die größtentheils aus gelehrten, sachwissenschaftlichen, nicht volksthümlichen Werken besteht, für eine Volksbibliothek zu Kirchberg am Walde? All das ist ja an und für sich gut gemeint, aber hier nebensächlich oder gar verfehlt. Zudem soll die Stiftung stark passiv sein. — Hauptsache bei einem großen *Dichter sind und bleiben seine Werke*. Wenn Hamerlings Freunde um Hamerlings Werke sich nicht kümmern, wenn sie dieselben der Indolenz oder der Privatspeculation überlassen, dann haben sie um Hamerling weiter keine Mission. R.

Bücher.

Opfer der Zeit. Zwei Novellen aus dem Wiener Leben von *Emil Ertl*. (Jena. Hermann Costenable.)

Der Titel deckt den Inhalt trefflich. Zwei moderne Dämonen, Geldgier und Größenwahn, heischen ihre Opfer. In der ersten Erzählung „Der todte Punkt" defraudiert ein Buchhalter seinem Chef vierzigtausend Gulden. Er wird nicht entdeckt, doch unterliegt er seinem bösen Gewissen. Das wäre nichts so Besonderes, aber eigenartig, ja genial ist die Schilderung der psychologischen Vorgänge. Die Thatsache, wie der Verbrecher von seinem sich wohl verstellenden Chef täuscht durchschaut ist, während er sich von dieser Seite ganz sicher glaubt, ist mit großer künstlerischer Feinheit dargestellt. Wie bei der ersten Erzählung die Meisterschaft in der psychologischen Behandlung des Stoffes liegt, so findet sich bei der zweiten Geschichte „Familie Martin" dieselbe in der realistischen Charakterisierung der Personen und Zustände eines Wiener Schusters, dessen Sohn Doctor werden muss. Auch diese Geschicke lösen sich tragisch. Gewisse Kleinmalereien der letzteren Erzählung sind bewundernswert, dazu hie und da eingestreute überaus treffende Bemerkungen, in denen die Persönlichkeit des Verfassers durchdringt. Emil Ertl ist als Schriftsteller ein durchaus moderner Geist, während er als Mensch auf den alten Grundlagen der Sitte und des Rechtes zu stehen scheint. Er zeigt mit diesem Buche, dass sich in der Kunst beides recht gut vereinigen lässt. Eine abgeklärte Lebensanschauung und ein feines, natürliches Kunstempfinden, damit kommt das Talent über alle gefährlichen Geschmacksrichtungen glücklich hinweg. Möge Emil Ertl sein Können bald zur Hervorbringung eines größeren Wertes verwerten! M.

Gedichte von Johanna Ambrosius.

Die deutsche Literatur hat ihre Schrullen. Es gab eine Zeit, wo selbst die begabteste Frau sich nur schwer den Weg zu bahnen vermochte durch all die gehässigen Vorurtheile, die sich dem weibtichen Schaffen entgegenthürmten. Eine Frau mit hochfliegenden, männtich-ernsten Gedanken erschien ats ein Uuding, — die Schtagworte „überspannt", „Btaustrumpf", „emancipiert", sausten wie Hagelkörner auf die Vermessene nieder, die es wagte, denken und dichten zu wollen, man betrachtete sie mit einer gewissen Scheu und Abneigung, ats unwillkommenen Eindringling, und erschwerte ihr nach Kräften den ersehnten Sieg.

Heute ist das anders geworden. Heute werden die Frauen in der Literatur nicht nur gnädig geduldet, sondern sie nehmen auf einzetnen Gebieten den ersten Ptatz ein und überragen viete ihrer männtichen Collegen an Kraft der Auffassung und muthiger Wärme der Empfindung. Wie denn aber das Maßhatten der Menschen, und besonders der Männer Sache so setten ist, — so schießt die kritische Anerkennung, die einstmats den Frauen gegenüber tächertich zurückhattend war, nun zuweiten über das Ziet hinaus. So haben in der tetzten Zeit mehrere Herren der Literatur, denen darnach getüstete, ats Entdecker zu gelten, wahre Taucherkunststückchen verübt, um aus der Flut von literarischen Producten etwas, bisher Unbeachtetes herauszufischen, das sie der Lesewett in kostbarer äußerer Fassung, ats Perte anpreisen. Der Emsigste und Verdiensttichste unter diesen kritischen Tauchern ist Karl von Schrattenthal. Er hat Katharina Koch[1]) entdeckt und Johanna Ambrosius gemacht, zwei ältliche Weibtein, die irgendwo vergessen und verschollen tebten und dichteten. Das sonst so spröde Pubticum, das bedeutenden tyrischen Schöpfungen oft ganz gteichgittig gegenüber steht, hat sich gewissermaßen hypnotisieren tassen von den stets wiederkehrenden Lobeshymnen und hat sein Interesse an den beiden Gedichtsammlungen sogar durch zahlreichen Ankauf derselben documentiert.

Thatsache ist, dass die Gedichte von Johanna Ambrosius in zehnter Auflage vor uns liegen, dass sie äußerst geschmackvoll ausgestattet sind, und dass man überall viet Aufhebens von ihnen macht. Ob mit vollem titerarischem Rechte, das möchten wir beinahe ein wenig bezweifetn. Wenn wir die armsetige Herkunst der Johanna Ambrosius in Betracht ziehen, — als das Kind eines armen Handwerkers kam sie zur Welt, diente als Magd, heiratete später einen Bauer und verbrachte so ihr ganzes Leben in niedriger Arbeit, in Sorgen und kleintticher Bedrängnis, — dann müssen wir uns allerdings wundern, wieso gerade in ihr der Drang zu dichten sich entwicketn konnte und wie gerade sie, ohne jede Bildung und Anteitung, es so weit bringen konnte, ihre belümmerten Gedanken in ktangvolle Verse zu bringen.

Aber dieser Umstand, dass sie eine arme Magd war, darf für die Beurtheilung der Gedichte doch nicht einzig maßgebend sein, — vor allem müssen diese Gedichte selbst für oder gegen sie sprechen. Wir anerkennen gerne das warm empfindende, ehrtiche Herz, das aus diesen Versen spricht, auch der freie, muthige Zug des Geistes, der sich mit aller Anstrengung emporgearbeitet hat aus beengender Herkunst, bteibe unbestritten. Unser theitweiser Einwand gitt nur dem „Zuviet" der Überschwenglichteit, mit wetcher man Johanna Ambrosius gteichsam als lyrischen Messias begrüßt hat. Es liegt etwas absolut Kranlhaftes in dieser Übertreibung, das nur damit zu erklären ist, dass man, um dem Bedürsnis nach Abwechslung nachzukommen, nach all den modernen pikanteren Dichtungen (im edten Sinne pikant!), etwas ganz Schtichtes austischen wollte. Denn das sind die Gedichte von Johanna Ambrosius. Sie sind allerdings kein leeres Reimgettingel, sie haben Kopf und Fuß, mancher sinnige Gedanle, manche schöne Empfindung kommt darin recht gtücklich zum Ausdrucke, — aber trotz alledem sind es nicht Gedichte, die den Leser in tiefster Seete packen, die in ihm fortktingen tagetang, jahretang, die mit einem Worte zu dem Bedeutenden in dieser Art zähten. Denn wie gesagt, der Umstand, dass Johanna Ambrosius Köchin war, ist noch nicht Grund genug, ihre Dichtungen für die Äußerung einer hervorragenden Individualitäl zu erktären.

Was wären denn die vornehm-edten Gedichte Ferdinand von Saars, die prächtigen Gedichte von Prinz Schönaich-Carotath und Ganghofer, die weichen Lieder Hermann von Gitms, die gtutvollen, ptastischen Verse Robert Hamerlings, die sinnlich-schönen Lieder Karl Stieters, wenn Johanna Ambrosius für tyrisch voll gitt?!....

Keiner der Genannten hal es meines Wissens zu zehn Auftagen seiner lyrischen Ergüsse gebracht, und wie weit ist die gute Ambrosius von sotchem Können entsernt!

Sie vergleicht sich sonderbarerweise in einem Cyctus: „An Karl Stieter" mit dem unsterblichen Sänger der Wanderzeit und der Hochtandstieder. Wieso sie dazu kam, ist uns unerktärtich, denn in ihrer ruhigen, entsagenden Attfrauentyrik ist auch nicht ein Funlen von Stieters glutvoller Kraft zu entdecken!

Aber trotz alledem soll nicht geteugnet werden, dass viete Gedichte, wie: „Die atte Jungfer", „Der schönste Lenz", „Mein Heimattand", „Der kleine Bernhard", „So geht's",

[1]) Von welcher kürzlich ein sehr schönes Gedicht im „Heimgarten" stand.

„Friede", „Ach, bindet mir die Hände doch" ꝛc. einen poetischen Gedanken stimmungsvoll wiedergeben. Das Beste der ganzen Sammlung ist „Mein Lied", in welchem die Schlussstrophe sinnig und humorvoll in den Versen ausklingt:

Auch dank ich euch für Ruhm und Ehr',
Und all den flücht'gen Flitter,
Als alte Köchin weiß ich längst:
Das Lorbeerblatt schmeckt bitter!

Alles in allem wird man Johanna Ambrosius eine klare, echt weiblich empfindende Seele und eine — für ihre niedere Herkunft und tiefe Bildungsstufe — recht beachtenswerte Begabung nachrühmen müssen. Auch ist der, in kümmerlichsten Verhältnissen ergrauenden Frau der materielle Ertrag ihres Buches von ganzem Herzen zu gönnen. —

S. v. K.

Zeitfragen. Zwölf Reihen persischer Vierzeilen von Thermofan. (Zürich. Verlagsmagazin. 1896.)

Weniger künstlerisch bedeutend, als ihrer Gesinnung wegen achtenswert. Der Mittelweg, welcher, wie es heißt, ja der beste sein soll, wird vorgeschlagen, und die Behandlung der Zeitfragen in dieser Art ist sehr annehmbar. Eine Probe:

Weltbürgerthum:

„Verbunden sind die ew'gen Sternenheere
Zur Harmonie durch das Gesetz der Schwere;
O, wenn die Menschheit auch in allen Gliedern
Vereint durch eine Macht, die Liebe, wäre!"

Der Wunsch, in jedem großen Herzen lebt er,
In jedem Menschenfreunde wacht und strebt er,
Die besten Geister, die gelebt und leben
Zu reinster Thot erhob er und erhebt er.

Verbrüderung der Menschen soll auf Erden,
Dies muss des Evangeliums Evangelium werden:
Die Menschenlieb' allein nimmt von der Menschheit
Das Elend und des alten Fluchs Beschwerden.

Doch glühten einem Volk nur diese Gluten:
An diesem Evangelium der Guten
Müsst' jedes Volk, von Eigennutz umhüllet,
Als ideales Opferlamm verbluten.

Und wenn die Welten auch in Eins verbunden,
Darf jede doch ein eig'nes Sein bekunden;
So kann ein jedes Volk ein Eig'nes hegen,
Auch wenn sie alle hält die Lieb' umwunden.

In bunter Mannigfaltigkeit des Webens,
Der Wesenheit, der Kraft, des ernsten Strebens,
Geeinigt durch Humanität und Bildung:
Darin besteht der schöne Reiz des Lebens.

Wer will dir Farben all, die bunten, frischen
Um uns in graues Einerlei vermischen?
Wer wollte trotz Weltbürgerthum die Völker
In eines alle mischen und verwischen?

Du Schwärmer, der im Traum der Menschenliebe
Blind gegen seines Volkes Wesen bliebe:
Verdientest du nicht als ein Feind des Volkes,
Des Vaterlands, für solche Liebe — Hiebe?

Und du, Weltbürger, fändest du vonnöthen,
Das Volksgefühl in dir im Volk zu tödten:
Wert wären du, dass statt des Bruderkusses
Die Bürger deines Volks — den Stock dir böten!

Und soll ich Volksverführer dich nicht nennen,
So lehr' dein Volk nicht and'rer Wert verkennen;
Es gilt, die Nationen zu verbrüdern,
Statt sie durch blinde Leidenschaft zu trennen.

So mögt ihr, Menschenfreunde, gläubig pflegen
In jedem Volk Humanität, hingegen
Ertödten nicht, nein, hegen treu das Volksthum:
Und Segensfülle grünt an allen Wegen.

Und ihr, Volksfreunde, wollet freudig pflegen
Des Volkes schönr Eigenart, hingegen
Ertödten nicht, nein, hegen Menschenliebe:
Und Segensfülle grünt an allen Wegen.

Deutscher Nationat-Kalender für das Jahr 1896, herausgegeben vom Bunde der Deutschen in Böhmen.

Hoffen wir, dass von dem deutschen Geiste, von welchem dies Buch durchdrungen ist, ein gut Theil auf die Leserwelt übergehe und das Mahnwort „Das einzige Mittel, deutsch zu bleiben, ist deutsch zu sein!" selbst in den fernsten Hütten Wiederhall finde! Dadurch, dass der Kalender fast jedem Stande etwas zu bieten weiß, ist seine Verbreitung in den weitesten Kreisen wohl sicher zu gewärtigen.

V.

Marie von Ebner-Eschenbach veröffentlicht in dem Octoberheft der „Deutschen Rundschau" die ersten Capitel ihrer neuesten Erzählung: „Rittmeister Brand". Nicht würdiger konnte der neue Jahrgang der „Deutschen Rundschau" eröffnet werden, als mit dem Abdruck dieses Werkes, denn unsere größte lebende Dichterin steht in dieser neuen Schöpfung auf der Höhe ihrer Erzählungs- und Charakterisierungskunst. Auch sonst beweist die „Deutsche Rundschau" durch die Beiträge ihres neuesten Heftes, dass sie ihr Ziel unablässig verfolgt.

Aus Kampfgewühl und Einsamkeit. Gedichte von Robert Seidel. (Stuttgart. J. W. Dietz. 1895.)

In unserer Zeit knechtischer Unterordnung unter Herren und Parteien ist der Sang von Freiheit ein seltener Sang. In diesem Büchlein ertönt er unter brausendem Jarne. M.

Büchereinlauf.

Opfer der Zeit. Zwei Novellen aus dem Wiener Leben von Emil Ertl. (Jena. Hermann Costenoble.)

Martin Greifs gesammelte Werke in drei Bänden. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Ausgewählte Gedichte von Adolf Brieger. (Baumert und Ronge. Großenhain. 1895.)

Ein Gang durch dunkle Kammern. Correferat zum „Altgarnerischen Heidenthum" im historischen Verein Glarus von Bernhard Freuler. (Glarus. Babette Vogel.)

Der Fröbel'sche Kindergarten und seine Bedeutung für die Erhaltung des Deutschthumes im Auslande von Karl Knortz. (Glarus. Babette Vogel.)

Im Reigen. Neue Lieder von Victor Hardung. (Glarus. Babette Vogel.)

Scheffel-Gedenkbuch. Eine Sammlung ernster und heiterer Lieder mit zahlreichen Originalbeiträgen hervorragender Schriftsteller. (Dresden. Hof-Verlag R. v. Grumbkow. 1895.)

Unterrichtsbriefe in der Vereinfachten Stenographie, vollständiger Lehrgang zum Selbstunterrichte. (Josef Seidel. Wien.)

Postkarten des „Heimgarten".

Gegen den „Heimgarten". Die Salzburger „Katholische Kirchenzeitung" vom 23. September 1895 bringt eine Correspondenz aus der „Bukowina", in der es unter anderem heißt:

„Über Rosegger ist die katholische Presse längst bereits zu Gericht gegangen. Ich kann ihr Urtheil nur bestätigen. So habe ich z. B. gelegentlich den ‚Heimgarten' Roseggers gelesen. Daß dies eine Zeitschrift fürs Alpenvolk sein soll, ist mir unerklärlich. Vielleicht wohl für den geringsten Theil dieses Volkes, aber für die große katholische Masse desselben ist dies eine gar unzukömmliche Speise. In jenem ‚Garten' sind zu viele verbotene Früchte, es wimmelt und sprudelt da von Aufklärerei. Wie kann man sich auch als Volksschriftsteller aufspielen und dem Volke das bieten, was ihm zuwider ist? Wie kann und darf ein Mann aus dem Volke die heiligsten Gefühle desselben verletzen und unter dem Scheine der giftigsten Ironie die heiligsten Gebräuche angreifen? Das ist weit gefehlt. Man bewundert das Erzählungstalent Roseggers, man staunt über seine Bekanntschaft mit dem volksthümlichen Leben, aber was nützt dies alles, sobald man aus seiner Darstellung, besonders der religiösen Sachen, fast immer die Ironie herausmerkt, fast überall die Worte herauszulesen glaubt: ‚Seh't, was für ein dummes Volk, seh't, wie es die Pfaffen irreführen, a des einfältigen Volkes ab seines Glaubens u. s. w.' Im letzten Jahrgange des ‚Heimgarten' findet sich die Erzählung: ‚Das ewige Licht. Nach den Papieren eines Waldpfarrers.' Die Tendenz darin ist augenscheinlich. Was ein Katholik bei der Lesung dieser Erzählung gewinnen soll, ist nicht einzusehen. Für wen schreibt denn Herr Rosegger? Seine Schriften werden doch zumeist von Katholiken gelesen, und diesen solche Phantasien zu bieten, solches unzusammenhängende Zeug als pure Wahrheit aufzutischen, ist mehr als gewagt. Geradezu gewissenlos und für einen Katholiken doppelt verantwortlich ist es, seinen Glaubensbrüdern Ärgernis zu geben, ihnen das größte Glück, den katholischen Glauben, rauben zu wollen. Freilich will Herr Rosegger Peter (Petri Kettenfeier klingt zu ultramontan [!]) nichts anderes als z. B. mit dem ‚ewigen Licht' die Dunkelmänner, die Schwarzen, etwas erleuchten, aufklären. Reformieren will er."

Aufklären? Reformieren? Ja, das wäre freilich gefehlt. — Übrigens brauche ich bei den offen daliegenden Thatsachen nichts zu thun, als diese unglaublichen Entstellungen tiefer zu hängen.

Rosegger.

An zwei deutschnationale Rundschauen. Im Octoberhefte habe ich gelegentlich die Bemerkung gemacht, daß der deutsche Gebirgsbauer für die nationale Bewegung kein Verständnis habe. Diese Bemerkung ist der „Ostdeutschen Rundschau" in Wien und der „Täglichen Rundschau" in Berlin nicht recht gewesen und haben sich die beiden Blätter darüber breit ausgelassen. Sie haben die Richtigkeit meiner Behauptung zugegeben und auch die Ursache aufgefunden, weshalb so viele Deutsche aus nationaler Gleichgiltigkeit für ihr Volk verloren gehen. Während nämlich, meint die „Rundschau", der Pfarrer auf der Kanzel allwöchentlich einmal die Leute für den Katho-

licismus bearbeitet, vermeide Herr Rosegger alles, was unserem Volke das deutsche Bewusstsein stärken könnte. Schuldig also, dass an der nationalen Gleichgiltigkeit unseres Bauernvolkes so viele Deutsche dem Volke verloren gehen, *schuldig daran wäre Rosegger und seinesgleichen*. So die „Rundschau". — Der Unsinn ist nicht übel. Erstens habe ich nicht meinesgleichen, ich stehe allein und halte es mit keiner Partei. Zweitens habe ich keine Kanzel und kann nicht hinausgehen in die Dörfer um zu predigen: Liebe Bauern, seid deutsch, damit ihr in den Himmel kommt! Und drittens haben mir gerade die Deutschnationalen des öfteren gerathen, mich in politische Sachen nicht einzumischen. Wenn die „Rundschau" in Wien und Berlin etwa glaubt, dass man den Bauern mit Außerachtlassung ihrer religiösen Interessen durch das *geschriebene* Wort so leicht beikommen könne, so beweist sie damit, dass ihr unsere deutschen Bauernschaften — böhmische Dörfer sind. Thäte es die Schrift, so müsste man umgekehrt gerade deutschnationalen Blättern den Vorwurf machen, dass sie bei der Bauernschaft nichts ausrichten. Ich habe mir nie eingebildet für die Bauern zu schreiben, weil ich weiß, dass sie nichts, oder nur wenig lesen. Ich schreibe *über* die Bauern, weil ich sie kenne, und weil ein Unterricht über das Volksthum Vielen noth thut, die sich zu tief in ihr Zeitungsdeutschthum eingewickelt haben. Solche Leute missverstehen auch die nationale Aufgabe des Dichters. Sie könnten einmal aufhören, auf deutsche Poeten zu stänkern, die zwar nicht in das politische Tagesgezänke mit einstimmen, die in wichtigen Dingen aber stets mit Noth und Namen für die deutsche Sache eingetreten sind. Was meine Schriften angeht, so könnten über deren Deutschheit unsere Deutschnationalen sich einmal bei fremden Nationen Rath holen, da wäre zu hören, dass meine Werke wohl in alle germanischen Sprachen übersetzt werden können, nicht so aber in die romanischen und slavischen, weil sie dafür zu deutsch sind. Genug davon. — Hamerling hat bei einer gewissen Gelegenheit gesagt: Vorläufig scheinen unsere Deutschnationalen ein Hauptgewicht ihres Wirkens darauf zu legen, deutsche Dichter zu beschimpfen. — Die genannten Blätter werden doch nicht zu jener Abart von Politikern gehören wollen, die sich aus altem Recken- und aus modernem Geckenthum einen ganz eigenthümlichen „Deutschen" zusammengeplempert haben — den Flegel im Frack!

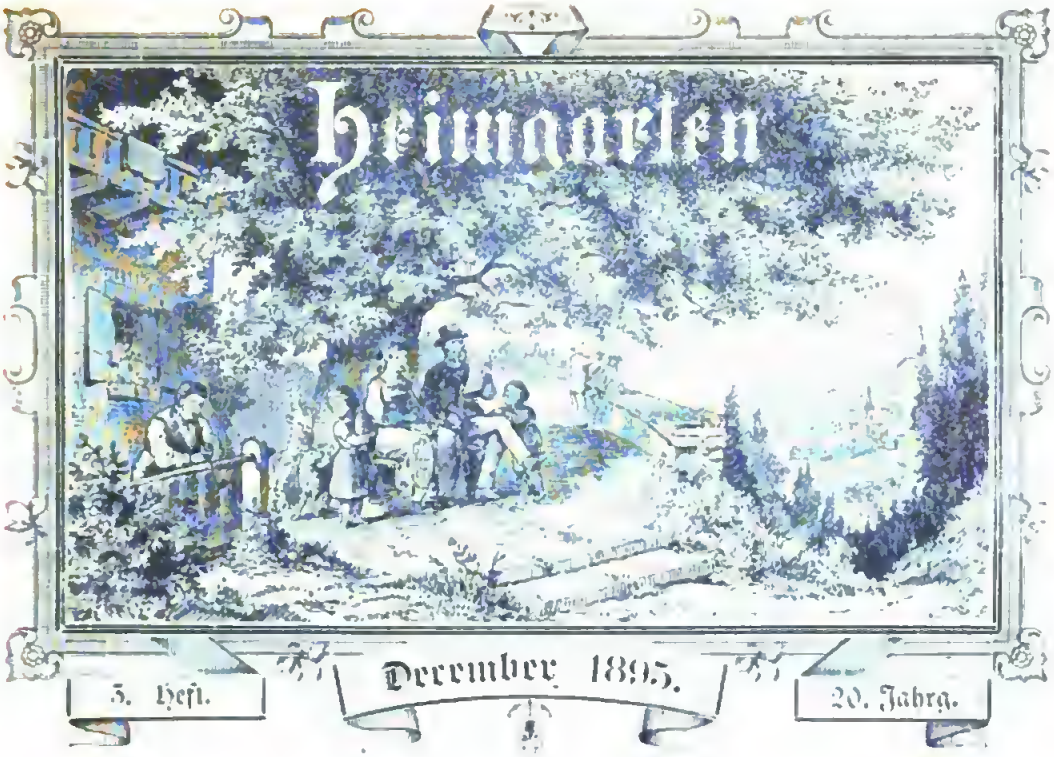
Rosegger.

J. S., Wien. Zur gebührenden Beleuchtung der Pressecorruption großer Residenzblätter steht Ihnen der „Heimgarten" zur Verfügung. Gegen Schlechtes ist kein Wort zu scharf, nur stehen Sie für das Gesagte mit Ihrem vollen Namen ein.

J. J., München. Viele Leser — und aufrichtig gesagt — Schreiber dieser Zeilen gehört selbst dazu — sind noch so naiv, die poetischen Werke mitzuleben und mitzuempfinden. Sie führen in einem Romane gleichsam ein zweites, ideales Leben. Vom Standpunkte ausgehend, dass man niemand Böses zufügen, sondern jedem, mit dem man zu thun hat, das Leben so angenehm als möglich machen soll, verdammen wir alle auf Kunst Anspruch machenden Werke, deren Zweck es ist, die Armseligkeit und Schlechtigkeit der Menschen ans Licht zu stellen. Wollen sie die Welt damit erschüttern, um sie zu bessern, so irren sie sich. Jemehr man den Menschen mit dem Laster und dem Elende vertraut macht, desto näher kommt er demselben. Das ist im Laster ja das Teuflische, dass es in Sicht reizt und anzieht. Eine Dichtung muss so beschaffen sein, dass der Leser, welcher sie für das Reale eintauscht, *gewinnt*. Es muss ihm in der Dichtung wohler sein, als im Leben.

* Bitten ohne Aufforderung von unserer Seite dem „Heimgarten" Manuscripte nicht einzusenden.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Gräfin Lili.

Von **Josef Stradner.**

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — „Hat sie euch denn alle toll gemacht? Seit sie in unserer Stadt auftritt, ist im Club von nichts anderem die Rede, als von dieser Sängerin. Ein vernünftiges Wort ist mit euch gar nicht mehr zu sprechen."

„Du redest so, weil du niemals das Theater besuchst. Man muss sie gesehen haben. ‚Toll gemacht?' Freilich hat sie uns toll gemacht. Und sie ruiniert einen nach dem anderen von uns. Merkwürdiges Frauenzimmer."

„Einen nach dem anderen? — —"

„Gestern spielte sie eine neue Rolle, eine Wassernixe."

„Das Costüm hast wohl du bezahlt?"

„Ha, ha, merkwürdig guter Witz das. Für Nixe Costüm bezahlt. Das bisschen Tricot! — Doch was ich sagen wollte. Ja so. Natürlich großen Erfolg gehabt mit Wassernixe. Der alte Graf Niki saß neben mir in der Loge. Ganz rasend gewesen, ganz rasend. Armer Kerl. Denn,

weißt Lieber, den Niki Klausheim empfängt sie nicht. Für Klausheim ist sie niemals zu Hause. Das hat sie ausdrücklich erklärt. Ganz merkwürdig. Was?"

„Graf Klausheim ist doch reich genug."

„Und ist rasend in die Kleine vernarrt. Was sie nur gegen ihn hat, dass sie ihn abweist."

„Gerade ihn allein!"

„Weißt, was ich denke? — Lässt ihn zappeln, weil sie Gräfin Klausheim werden will. Wenn sie will, setzt sie's auch durch. Merkwürdig schlaues Weib."

„Du glaubst doch nicht im Ernste, Graf Nikolaus Klausheim werde eure Lili zur Gemahlin machen? Nach dem was ihr mir erzählt, denke ich, müsste der letzte Lampenputzer auf dem Theater Anstand nehmen, sie zur Mutter seiner Kinder zu machen. Graf Nikolaus Klausheim, der, wie ihr wisst, nur zu sehr an allen alten Vorurtheilen seines Standes festhält, sollte seinen Namen an eine solche Person verschenken? Das glaube ich nie und nimmer."

„Wie du dich merkwürdig ausdrückst, ‚Solche Person'! Du kennst eben Lili nicht. Sie ist eine Dame comme il faut. In ihrer kleinen Villa findest du die feinste Gesellschaft — —"

„Von Lebemännern."

„Sie entwickelt einen Geschmack in dem Meublement, einen Chic in den Toiletten — —"

„— die ihr bezahlt."

„Du bist aber merkwürdig. Von ihrer Gage kann sie das doch nicht bestreiten."

„Ihr würdet es demnach ganz in der Ordnung finden, wenn die ‚Dame', deren ganze Existenz bisher auf — der Freigiebigkeit ihrer Freunde beruhte, eines Tages Gräfin Klausheim würde?"

„Warum nicht? Wäre nicht die erste Vermählung einer Künstlerin mit einem Mitgliede unseres Standes."

„Gewiss, derlei Ehen gehören nicht zu den Seltenheiten und es kann unseren alten Stammbäumen keineswegs schaden, wenn ihnen zuweilen ein gesundes Bürgerreis aufgepfropft wird. Ich bin kein verbohrter Aristokrat und kann ein solches Veredelungsverfahren nur gutheißen, ja ich meine sogar, dass bei dem Ehebunde eines abgelebten Fürsten mit einem jungen, schönen Bürgermädchen nicht jener, sondern diese eine Mesalliance schließt, aber in Bezug auf die weibliche Ehre sollten wir doch mindestens ebenso strenge denken, als der Lampenputzer des Theaters. Und dass eure Lili tugendhaft sei, könnt ihr doch selbst am allerwenigsten behaupten."

„Bist du aber merkwürdig. Sie ist eben Künstlerin, und als solche muss sie mit einem anderen Maßstabe gemessen werden."

„Das bestreite ich. Die Tugend des Weibes kann nicht zweierlei Maß haben. Ich bin kein Pedant und erkenne der Künstlerin die volle Freiheit zu, ihr Herz dem zu schenken, den sie liebt. Diese Freiheit erkenne ich jedoch überhaupt jeder unabhängigen Frau zu. Eine solche hört in meinen Augen nicht auf, achtbar zu sein, weil sie liebte, und weil sie diese Liebe höher stellte als menschliche Satzungen und gesellschaftliche Rücksichten. Aber wohlgemerkt, die Liebe muss es gewesen sein, und nicht — das Geschäft. Dieses entehrt das Weib und es erscheint mir dabei ganz gleichgiltig, ob dieses Weib eine Künstlerin ist oder nicht."

„Weißt, Lieber, davon verstehst du nichts. Man muss da individualisieren und bedenken, dass jeder Stand eigentlich seinen besonderen Ehrencodex hat."

„Sag' was du willst, ich bleibe dabei, dass Lili keine Frau ist, die man heiratet."

„Und ich wette, dass Klausheim sie heiraten wird."

* * *

Lili ist wirklich Gräfin Klausheim geworden.

Es war ein glänzendes Hochzeitsfest. Fast alle Mitglieder des adeligen Clubs nahmen daran theil. Die Zeitungen schilderten in spaltenlangen Artikeln, wie reizend die Braut aussah, welche Toilette sie trug, wie die Enden ihres jungfräulichen Myrtenkranzes mit dem Schleier den Boden berührten. Sie beschrieben die Brautgeschenke, darunter einen kostbaren Schmuck, den einst eine Gräfin Klausheim, man weiß nicht mehr aus welcher Veranlassung, von Ludwig dem XIV. zum Geschenke erhalten hatte.

Das Hochzeitsmahl fand in der reizenden Villa statt, welche der Sängerin vor zwei Jahren, als sie noch am Conservatorium studierte, von einem russischen Fürsten eingerichtet worden war. Lili bestand darauf, dass das Fest in ihrem Hause, und nicht im Palais des Grafen stattfinde. Alle ihre Freunde aus dem Club hatte sie dazu geladen.

Die dunklen Ledertapeten des Speisesaales sahen diese Gäste nicht zum erstenmale. Diesmal herrschte anfänglich etwas frostige Stimmung, man war befangen. Nur Lili gab sich ausgelassener als je und der Ton, den sie anschlug, brachte bald auch die Freunde dahin, sich keinen Zwang anzuerlegen. Das Hochzeitsfest unterschied sich schließlich von den früheren Orgien in diesem Hause nur durch die Zahl der Gäste: es war einer mehr da.

Dieser einzige Neuling in der Gesellschaft und in der Gunst der Sängerin war Graf Nikolaus Klausheim, der Gemahl.

Endlich hatten die Gäste sich entfernt und Graf Niki befand sich mit Lili allein in einem kleinen, von einer rosenfärbigen Lampe erleuchteten Salon.

Lili hatte Zeit gefunden, ihre Toilette zu machen. Sie war in ein verführerisches Negligé gehüllt. Als der Graf eintrat, saß sie fröstelnd am Kaminfeuer und balancierte mit der Fußspitze einen winzigen Pantoffel von gelbem Saffianleder.

„Endlich allein, endlich mein", rief Klausheim und eilte auf Lili zu, um sie in seine vor Aufregung zitternden Arme zu schließen.

Lili erhob sich rasch und sagte kalt: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, mir für eine kurze Auseinandersetzung Gehör zu schenken."

Sie drückte den überraschten Grafen in einen Lehnstuhl. Sie selbst setzte sich ihm gegenüber auf ein mit geblumtem Atlas überzogenes Sopha. Auch sie schien von einer nervösen Aufregung befallen.

„Es ist nothwendig, dass wir von der Vergangenheit sprechen", sagte sie zögernd.

Der Graf lächelte verbindlich und machte eine abwehrende Handbewegung.

„Von Ihrer Vergangenheit? O, ich ehre dieses Zartgefühl. Aber Sie brauchen mir nicht erst zu sagen, dass Künstlerinnen manches erlaubt ist, was andere Frauen nicht wagen dürften. Ich weiß auch, dass Sie von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht haben. Sprechen wir nicht mehr davon. Denn diese Vergangenheit hat doch in dem Augenblicke ihren Abschluss gefunden, als Sie sich entschlossen haben, meinen Namen zu tragen."

„Glauben Sie?"

„Oder besorgen Sie, dass Ihre bürgerliche Herkunft einen Schatten auf die Stellung werfen könnte, die Sie nun an meiner Seite einnehmen? — Vergessen Sie denn, dass die Kunst adelt? Niemandem in der Gesellschaft fällt es ein, die Ehe mit einer Künstlerin als Missheirat anzusehen. Alle unsere Salons stehen Ihnen offen."

„Sehr gnädig und herablassend von Ihrer Gesellschaft. Aber das ist es nicht, wovon ich sprechen wollte."

„Wollen wir uns nicht lieber mit der Zukunft beschäftigen, theuerste Lili; heute sind Sie Gräfin Klausheim, und von welcher Art immer die Schatten sein mögen, die Sie aus Ihrer Vergangenheit heraufzubeschwören beabsichtigten, Ihre gegenwärtige glänzende Stellung vermögen sie nicht zu verdunkeln, und das Glück Ihres Besitzes sollen Sie mir nicht trüben."

„Glauben Sie? Vielleicht gibt es doch in dieser Vergangenheit ein Ereignis, über das Sie sich mit Ihrer ganzen Vorurtheilslosigkeit nicht werden hinwegsetzen können."

„Sie spannen mich auf die Folter, geliebte Lili."

Lili erhob sich, gieng einmal im Zimmer hin und her, blieb dann vor einem Spiegel stehen und ordnete ihre flachsblonden Stirnlöckchen.

„Setzen wir den Fall, Graf, Sie liebten ein junges Mädchen aus einem angesehenen Bürgerhause, ein Weib, mit allen Vorzügen und Tugenden ihres Geschlechtes ausgestattet, ein Weib, das nichts in der Welt kennt als die Liebe zu Ihnen, und das im Taumel dieser Liebe sich Ihnen ganz zu eigen gegeben hat. Würden Sie dieses Mädchen geheiratet haben?"

Der Graf lachte. „Wie kommen Sie auf diesen Einfall?"

„Bitte, beantworten Sie mir die Frage."

„Was soll ich Ihnen antworten? Unsereiner kann doch unmöglich alle Bürgermädel heiraten, welche .... Und dann — so etwas heiratet man überhaupt nicht, wenn man sich in der Gesellschaft nicht lächerlich machen will. Doch wozu diese Erörterungen, theuere Lili."

„Wozu?"

Lili hatte sich rasch umgewendet und richtete nun ihre grünlich schimmernden Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf den Grafen.

„Wozu? Weil ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen will, die Sie vielleicht interessieren wird."

Der Graf blickte erstaunt auf.

„Eine Geschichte, mir, in diesem Augenblicke! Was Sie für tolle Launen haben. Im Begriffe, das langersehnte Glück Ihres Besitzes zu genießen, soll ich mir eine Geschichte erzählen lassen."

Resigniert sich der Laune der Künstlerin unterwerfend, lehnte der Graf in seinem Fauteuil.

„Hoffentlich ist Ihre Geschichte nicht allzulang."

„O, hören Sie nur."

Lili nahm wieder ihren Platz auf dem Sopha ein. Sie ließ ihren Kopf auf ein Kissen zurücksinken und schob die Hände unter, wobei die weiten Ärmel bis an die Schulter zurückfielen. Auf die andere Sophalehne stützte sie ihre kleinen Füße, welchen die Pantoffeln entfallen waren. Das leichte Gewand schmiegte sich an ihre zierliche Gestalt.

„Es war einmal", begann Lili im Erzählertone, indem sie ihren Blick an die Decke heftete. „Es war einmal — —"

Doch in ihrer Erregung konnte sie diesen Ton nicht festhalten.

„Sie haben einst ein Mädchen geliebt, namens Clara", stieß sie heftig heraus.

„O, ich entsinne mich kaum", erwiderte der Graf gleichgiltig.

„Sie entsinnen sich kaum. Clara war die Tochter eines jungen Officiers, der bald nach der Geburt seines einzigen Kindes vor dem Feinde fiel. Seine Witwe wurde später die Gattin eines geachteten Be-

amten, der Clara wie sein eigenes Kind hielt. Kurze Zeit nach dieser Heirat wurde der Mann in die Hauptstadt versetzt. Dort wuchs Clara zur Jungfrau heran. Jedermann hielt sie für die leibliche Tochter des Beamten; in der Gesellschaft und auf den Listen der vornehmen Bälle nannte man sie nie anders, als mit dem Namen ihres Stiefvaters. Und man sprach oft von ihr, denn Clara Schneidekiel zählte zu den schönsten Mädchen der Hauptstadt."

„Der Rath Schneidekiel war nicht der leibliche Vater Claras?"

„Dieser Umstand blieb auch Ihnen unbekannt, ich weiß es. Im gegentheiligen Falle wäre ich kaum in die Lage gekommen — Ihnen heute diese Geschichte in die Erinnerung zu rufen."

„Ja, ja, jetzt entsinne ich mich der kleinen Episode mit der hübschen Schneidekiel", gab der Graf gelangweilt zurück.

„Sie erinnern sich demnach wohl auch noch der Schwüre ewiger Liebe und Treue, die Sie Clara gegenüber gethan haben?"

„Du lieber Himmel, das waren Redensarten . . ."

„Clara hat diesen Schwüren Glauben geschenkt. Clara liebte Sie und — Sie erreichten Ihr Ziel."

„Wie kommen Sie auf diese alten Geschichten?"

„Dann kam das, was in solchen Fällen gewöhnlich einzutreten pflegt. Sie verließen das verführte Mädchen und boten ihm durch einen Notar Geld an. Man hat Ihrem Abgesandten die Thüre gewiesen und später ist es zu einer Unterredung zwischen Rath Schneidekiel und Ihnen gekommen."

„Wobei ich trotz der schroffen Zurückweisung mich neuerlich bereit erklärte, der Mutter und dem Kinde eine anständige Versorgung auszuwerfen. Ich habe gethan, was ein Cavalier in einem solchen Falle thun kann. Aber der Rath Schneidekiel war von der närrischen Idee nicht abzubringen, dass ich sein Mädel heiraten sollte. Denken Sie sich, eine Clara Schneidekiel oder wie sie in Wirklichkeit geheißen haben mag, als Gräfin Klausheim, — das war doch unmöglich."

„Nicht so ganz", erwiderte Lili bedeutungsvoll. „Doch erinnern Sie sich, womit Ihre Unterredung mit dem Rathe Schneidekiel abschloss?"

„Womit sie abschloss? Nun, ich habe mich natürlich entschieden geweigert, auf seine Zumuthung einzugehen. Abgesehen von dem unüberbrückbaren Standesunterschiede konnte ich noch auf den Umstand verweisen, dass ich in der That Clara niemals ein ausdrückliches Eheversprechen gegeben habe."

„Hat nicht zuletzt Rath Schneidekiel eine Erklärung abgegeben?"

„Eine Erklärung?"

„O, erinnern Sie sich doch, er sagte, dass Graf Klausheim — ein Schuft sei."

„Lili, was soll das?“ Der Graf war erregt aufgesprungen.

Auch Lili hatte sich bei den letzten Worten heftig erhoben. Eine tiefe Blässe bedeckte ihr Antlitz und die aschblonden Löckchen hiengen wirr auf die Stirn herab. Mit dem Ausdrucke des Hasses heftete sie ihren Blick auf den Grafen.

Dieser Blick ängstigte Klausheim. Ein schrecklicher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. Lili musste den Verstand verloren haben.

„Lili, fassen Sie sich doch. Sie sind aufgeregt. Das Glück des heutigen Tages hat Sie verwirrt.“

„Das Glück, Gräfin Klausheim zu sein. Ha, ha! Sie glauben also wirklich, dass mir darum zu thun war, an Ihrer Seite hinfür das langweilige Leben Ihrer Damen ‚von Geblüt‘ zu führen. Mit Ihrem Namen hat man mich heute in das Kirchenbuch eingetragen. Das ist alles. Mehr habe ich nicht gewollt. Ich verachte Ihre Gesellschaft, deren Vorurtheile das einzige Wesen, das ich je geliebt habe und dessen Andenken ich bis an mein Lebensende heilig halten werde, unsäglich elend gemacht haben. Niemals wird das rührende Bild jener unglücklichen Frau aus meinem Herzen weichen, die, verlassen von demjenigen, dem sie in ihrer Liebe alles geopfert, ausgestoßen von ihrer Familie, in einem ärmlichen Dachstübchen mit ihrer Hände Arbeit das Brot für sich und ihr Kind erwerben musste und die bis zu ihrem letzten Athemzuge keine andere Sorge gehabt hat, als ihr Töchterchen zu dem zu erziehen, was sie ein braves Weib nannte. Ehe das Kind zur Jungfrau herangeblüht war, starb die Mutter. Und es war besser so. — Man kann für sein Blut nicht. Und nicht jedem jungen Weibe ist es gegeben, in der Dachstube zu hungern und die Kinder des treulosen Geliebten aufzuziehen.“

Der alte Graf war wie betäubt von dem leidenschaftlichen Ausbruche der schönen Sängerin. Er suchte vergeblich nach einer Erklärung dieses Auftrittes.

„Sie haben also Clara gekannt?“ fragte er mechanisch.

„Wissen Sie, was aus dem Kinde jener Heiligen geworden ist, die Sie schmählich von sich gestoßen, jener Clara, die Sie nicht würdig gefunden haben, in Ihre saubere ‚Gesellschaft‘ aufgenommen zu werden? Aus diesem Kinde ist Lili geworden. Lili, die man vergöttert, Lili, der man alles verzeiht, die ‚berühmte‘ Lili, der sich bereitwillig alle aristokratischen Salons öffnen, Lili, seit heute auch ‚vor der Welt‘ das, was sie von Geburt an war: — Gräfin Klausheim.

Der Graf war wie vom Blitze getroffen. Erst allmählich fasste er das Schreckliche, begriff er seine Lage, ihm schwindelte. Das Weib, das er so rasend liebte, dem er, um es zu besitzen, seinen Namen gegeben, dieses Weib war seine Tochter. Und sie hatte es gewusst. Sie hatte —

welch teuflischer Plan — den natürlichen Vater an den Traualtar gelockt, um sich seines Namens zu bemächtigen.

Nach einigen Minuten brach Klausheim das Schweigen.

„Wohlan denn, Fräulein Lili, machen wir ein Ende. Die Strafe, die Sie mir auferlegten, war grausam genug. Ich erkläre mich überwunden. Ich bin Ihr Gefangener, wollen Sie nun die Höhe des Lösegeldes bestimmen."

Lili blieb vor dem Grafen stehen. Hohn und Verachtung sprach aus ihren Zügen.

„Geld, wieder Geld, wie damals! Nein, mein lieber Graf, Sie scheinen mich nicht vollkommen verstanden zu haben. Mit richtigem Instinkte haben Sie wohl herausgefühlt, dass ich auf Ihre väterliche Liebe keinen Anspruch erhebe. Aber ich brauche auch Ihr Geld nicht; was ich von Ihnen haben will, ist der Name, der mir gebürt. Vor Schmach und Elend hätte dieser Name meine Mutter bewahren können, Sie haben ihn ihr verweigert, dem Kinde hätte er den Weg zu einem glücklichen Dasein erschlossen, Sie haben ihn verweigert; und was ist heute aus diesem glorreichen Namen geworden? Das Garderobestück einer Komödiantin. Lili bedurfte dieses Namens nicht, um ihren Weg zu machen, aber der Spass, in Zukunft als Gräfin Klausheim vor dem Publicum erscheinen zu können, ist immerhin die Spazierfahrt nach der Kirche wert gewesen."

Wüthend fasste der Graf die Sängerin an der Hand.

„Sie werden diesen Namen nicht führen, ich verbiete es Ihnen!"

„Graf Klausheim, Sie werden unartig!"

Persönlichkeit.

Wie wenig an Ungewöhnlichkeit
Verherrlicht die weite Erde!
Das Genie nur ist Persönlichkeit,
Alles andere ist Herde.

R.

Lieb' und Haſs im Gebirge.

Ein Bild aus Knieholz geſchnitzt.

„Juſtina!“ flüſtert er.

Es bleibt ſtill, nur der Brunnen rauſcht unter den Wänden.

„Juſtina!“ lockt er.

Der Nachtvogel krächzt im Gezirm.

„Juſtina!“ ruft er und klopft ans Fenſter.

„Jetzt hör' mir aber einmal auf!“ ſchreit es drinnen in der Hütte, „dieſe verdammte Remplerei ſoll ſchon der Teufel holen übereinand!“

Jetzt weiß er wenigſtens, daſs ſie daheim iſt, und daſs ſie nicht ſchläft.

„Juſtina“, ſagt er und hält ſein Haupt ganz an die Fenſterſcheibe hin. „Dasmal iſt's wohl keine Remplerei, bewahr' mich Gott!“

„Jeſſas!“ kreiſcht ſie drinnen. „Das — das wird doch der Marl nit ſein!“

„Er iſt's freilich wohl, meine liebe Dirn. Und er kommt heut mit gerungenen Händen zu dir, und daſs du ihn in die Hütten ſollſt laſſen!“

Die beiden Hände, an denen ein Kettlein raſſelt, hält er hin, ſtößt mit ihnen das Fenſter auf, daſs die Scheibe in Scherben niederklingelt.

Sie drinnen macht einen heftigen Athemſtoß und ſagt hernach: „Wie aber du eins ſchrecken kannſt! Jetzt hab' ich hell gemeint, du wärſt geſchloſſen (gefeſſelt)!“

„Wird ſchier nit anders ſein, meine liebe Dirn. Laſs dir's ſagen. Ich bin ausgebrochen.“

„Heilige Mutter Anna!“ ſchreit ſie und ſpringt aus dem Bett. „Du wirſt doch nit eingeſperrt geweſen ſein!“

„Daſs ich den Hirſchen geſchoſſen und den Jäger geprügelt hab, wirſt doch wiſſen. Nit? Nu, ſo hab' ich dir's jetzt geſagt. Am Samstag vor acht Tagen. Im Kreßwald. Noch dieweil ich ihm mit dem Griesbeil den Buckel dreſch', denk' ich mir: Man ſollt' dich eigentlich ganz derſchlagen, ſonſt verrathſt mich und ich werd' eingeſperrt. Denn ich bin ſo dumm geweſen und hab' mich nit angerußt gehabt. Na, zuerſt iſt er

eine Weil liegen geblieben, dann wieder aufgestanden und zum Gericht gegangen. In der Sonntagfrüh weckt mich schon der Schandarm auf und gleich in den Kotter. Jetzt, weil sie mich nit geschwind gehenkt haben, so ist mir die Zeit lang geworden, hab' aus Langweil das Fenstergatter wollen ausbrechen. Das ist wieder dem Profosen, oder wie der Herbergvater heißt, nit recht gewesen und er hat mir Eisen angelegt. Das hat mir die Arbeit wolter umständlich gemacht, aber in der dritten Nacht bin ich doch fertig gewesen mit dem Fenstergatter. Jetzt wär' ich halt da und jetzt musst einmal du mein Schutzengel sein, Justina."

„Bist aber doch ein rechter Halbnarr!" entgegnet das Dirndl, dieweil sie in der Eile ihren Kittel umwirft. „Beim Fenster 'naus und beim Fenster wieder 'nein, was ist denn das für eine Mode!"

„Geh, Schatz, mach die Thür auf. Beim Fenster gehts heut' nit. Und mir ist kalt."

„Einem Mannsbild aufmachen bei der Nacht, das ist ein theurer Spass."

„Plausch nit und mach auf. Wenn einer in solcher Noth ist wie ich heut bin, da denkt man an nichts. Jeden Augenblick können sie da sein. Du musst mich verstecken. Ich will dir's nimmer vergessen, Justina, mein Lebtag nit, wenn du mir jetzt aushilfst."

Da macht sie eilends Licht, geht aufmachen, und er schlüpft zur Thür hinein. Ein bildsauberer Kerl, ohne Hut und ohne Rock, doch wohl in der Kniehose des Holzknechts und — mit gefesselten Händen.

Sie bleibt starr vor ihm stehen, den Span leuchtet sie ihm ins Gesicht, dass er zuckt mit den Augen.

„Sag mir's heilig, Maxl, hast sonst nichts angestellt?"

„Wie ich gesagt hab, den Hirschen geschossen und den Jäger geprügelt. Hat mich ja gleich niederbrennen wollen, der Saggra, wie er mich laufen sieht ihm G'stander, mit dem Wildpret. Ich gleich alles weg und dieweil er schon glaubt, ich bin sein, da kriegt er's von mir. Das Gewehr hab ich ihm aus der Hand gewunden. Hätt ihn leicht kaltmachen können, kein Mensch erfahren, wer. Wenn er gescheit ist, lasst er mich nimmer einfangen. Aber jetzt riegel die Thür zu, Dirndl, und lisch das Licht aus. Sie können auf einmal da sein."

„Die Thür will ich wohl zuriegeln, aber das Licht lösch ich nit aus, mein Bübel. Muss dich ja anschauen, wie sauber dir die Diebseisen stehen!"

Er will zornig werden über den Spott, aber das möchte leicht schaden, die Justine hat ihren eigenen Kopf. Zum Glück, dass dieser Kopf so herzig ist — ein rundes blühendes Gesichtlein, zwei tollhirschenschwarze Augen drinn, ein keckgestülptes Näschen und ein Lippenpaar, dem man's ansieht, dass es nicht zum Plaudern allein gegründet worden

ist. Ein wahrer Frevel, solche Dirnlein in die Sennerei zu setzen auf die Alm. Der Almherr mag sich aber gedacht haben, dass Wildwässer im Thale viel gröber graben, als auf der Höhe.

„Die Hauptsach ist", sagt jetzt der Bursche, „dass wir die Eisen von den Händen kriegen."

„Hast einen Schlüssel dazu?" fragt sie.

„Ja, den musst schon beim Prososen holen."

„Nachher müssen wir was anderes probieren."

Mit der Feuerzange versuchen sie's und zwängen. Es geht nicht. Dann die Hände mit dem Eisen auf einen Holzblock, die Hacke drangesetzt, mit dem Schlägel draufgehauen. Es geht nicht, einen guten Stahl hat der Schmied genommen zu diesen verfluchten Armensünder-Kettlein.

„Aber halsen lasst es sich so besser", sagt der Marxl und will seine aneinandergebundenen Arme über den Kopf des Dirndls streifen.

„Oho!" lacht sie zurückweichend, „just so! dass wir nachher nit auseinanderkunnten!"

„Mir macht's ja nichts, wenn wir fest beieinander bleiben", meint der Bursch, „mir gefallen halt die zweidoppelten Leut so viel gut."

„Ein Gagg bist!" ruft sie aus. „Geh jetzt hinaus ins Heu, morgen wenn's Licht wird, probieren wir nocheinmal. Die dumme Ketten wird doch zu brechen sein."

Und am Morgen geht die Justina zeitlich hinüber zur Nachbarshütte und fragt nach einer Feile.

„Zu was brauchst denn du eine Feil?" sagt die andere Sennerin.

„Ja du, Mirzl, meiner Braunen, der thun die Hörner so viel krumm wachsen."

„Ja so, eine Hornfeil willst."

„Freilich wohl, Mirzl, liebste, eine Hornfeil will ich. Sei so gut, wenn du eine hast!"

Aber die Hornfeile thut es nicht. Nicht ein Ritzlein macht sie an der Kette, wie geschmiert gleitet sie darüber hin. Und soll der arme schöne Holzknecht Marxl sein Lebtag in Ketten schmachten! Wie der Bursch gar so hilflos vor ihr steht und seine Pfoten immer wie Bittweise zusammenhält, da ist der Justina zum Weinen, so weh. Sie füttert die Ferkel mit Heublumtränke, milkt die Kühe, treibt sie auf die Weide und befiehlt dem Marxl, derweil acht zu geben auf die Hütte, sie gehe hinab zum Schmied. Und unten beim Schmied verfängt sie sich in ein Netz von Lügen, wozu sie die Eisenfeile brauche: Zum Sensenschärfen. „Aber dazu ist ja der Wetzstein!" Zum Dachnägel abfeilen. „Aber die Dachnägel sind ja hölzern!" Endlich sagt sie: Als Sympathiemittel müsse sie

eine Feile haben. Ihre Kühe hätten die Klauenseuche, und da habe man ihr gerathen, den Vieheru eine Eisenfeile auf den Nacken zu binden. Erst das leuchtet dem Schmied ein und er borgt ihr die Feile.

Um die Mittagszeit ist der Marl los und ledig. „Und jetzt, Bübl, schau, dass du weiter kommst."

„Ich? Weiterkommen? Da möcht ich schon wissen wohin! In meinen Holzschlag etwa? Dahin ist wohl gewiss ihr erster Weg. Nach Niederweng hinüber? Da wird schon der Steckbrief voraus sein. Bei dir in der Hütten will ich bleiben und du musst mich verstecken."

„Das kann ich nit leiden!" sagt sie.

„Nachher, meine liebe Dirn, bist du dran schuldig, wenn sie mich wieder abfangen. Und wenn du nachher in die Kirchen gehst Sonntags, werden die Leut mit den Fingern auf dich zeigen: das ist dieselbige, die ihren Schatz hat henken lassen."

Ihren Schatz? denkt sie, auch gut wenn er's glaubt. „Ich weiß was", sagt sie plötzlich. Dem Schmied trägt sie die Feile zurück, sie bedanke sich tausendmal und die Klauenseuche wäre davon gleich besser geworden, aber was anderes wäre über sie gekommen, ihre zwei Ferkeln hätten den Brand und da sei das beste Mittel dagegen, den armen Thierlein die Ohren balbieren und ob ihr der Meister nicht um Gotteswillen ein Balbiermesser leihen möchte?

Der Schmied hat zwar nur sein eigenes Balbiermesser, aber in der Noth darf man den Leuten die Hilfe nicht versagen. „Soll ich mitgehen oder kannst es selber machen?"

„Mein Gott, freilich! wie oft hab ich den Säuen schon die Ohren balbiert, daheim bei meiner Mutter!"

„Glaub dir's eh. Bring mir's halt wieder gut zurück."

Als sie mit dem Rasiermesser hinauf in ihre Hütte kommt und den Marl dort verzagt hinten im Herdwinkel sitzen findet, sagt sie schneidig: „Jetzt geh her, Bübl, setz dich da auf die Butten. Jetzt wird dir das Schnurrbartel wegbalbiert!"

„Geh, lass die Narreteien bleiben, dafür bin ich schon einmal gar nit aufgelegt."

Sie stemmt die runden Arme in die Seiten, stellt sich vor ihn: „Nachher muss es der Herr Marl schon selber sagen, wie ihm zu helfen ist. Ich hab' ein zweites Gewand in der Hütten und da hätt' ich gemeint, dass ich jetzt eine Stalldirn brauchen kunnt, die Futter macht. Ich werd' nit Zeit haben dazu, wenn die Herren Fanger kommen. Aber eine schnurrbartige Magd kann ich nit brauchen. Verstehst?"

Hat er sie endlich verstanden. Den seinen Schnurrbart vertraut er ihr aber nicht an, den schneidet er sich selber weg. Aber beim Anziehen der Weibskleider muss sie ihre Wissenschaft und Fertigkeit gar sehr her-

vorkehren. Wie unglaublich läppisch ein Mannsbild von Natur aus beschaffen ist, das zeigt sich erst, wenn er Weibergewand anlegen soll, er kann keinen Kittel einhäkeln, keine Schürze binden, kein Busentuch falten, kein Strumpfband knüpfen, und erst beim Kopftuch! Als sie ihn eine Weile ausgelacht hat darüber, wie er mit dem Kopftuch herumthat, ohne damit zustande zu kommen, bindet sie es ihm selber um, knüpft es unter dem Kinn zusammen und zieht es vorne weit über die Augen, wie einen Blendschirm.

„So, jetzt ist die Waben fertig, jetzt soll sie die Futtersense nehmen und auf die Wiese hinaus, und jetzt können sie kommen."

Wie ungeschickt diese nagelneue Dirn dahergeht! Eckig, gspreizt und starr aufrecht, wie wenn sie einen Zaunstecken hätte geschluckt. Zum Glück krümmt die Arbeit den Menschen ein wenig, und beim Mähen und Rechen und Grastragen hätte es keiner gemerkt, dass dieses alte Weib im Kern ein sauberer Holzknecht ist.

So führen sie miteinander die Wirtschaft, aber doch nicht wie Hausvater und Hausmutter, sondern wie Frau und Magd. Schon reden sie von einem guten Glück, da steigt am dritten Tage der Jäger daher mit seinem rothen Bart. Mit großen, leicht und vorsichtig auftretenden Schritten, wie Jäger zu gehen pflegen, schleicht er gegen Abend in die Hütte. In alle dunklen Winkel lässt er seine Augen fliegen, bemerkt aber niemanden, als die Sennerin Justina und eine alte Magd, die am Schweinstrog mit Tränke arbeitet. Er ist heute nicht so zuthunlich wie sonst, wenn er in dieser Hütte zugesprochen, der wohlbestallte Jäger, barsch fragt er, ob der Holzknecht Marx auf dem Boden oben liege oder draußen im Stadl!

Oho! denkt sich die Justina, Jager, Jager, so dumm bin ich nit! Und sagt ganz betroffen: „Der Holzknecht Marx? Der ist ja eingesperrt, hört man. Hat ihn eh, glaub ich, der Herr Jager einsperren lassen."

„Er ist gesehen worden da auf der Alm."

„So! der muss gute Augen haben, der den Holzknecht jetzt auf der Alm hat gesehen."

Er nimmt sein Gewehr ab, lehnt es an die Wand und sein Gesicht wird gemüthlicher, wie er nun das Dirndl anschaut. „Hab's ja ohnehin nicht geglaubt, dass so ein properes Madel dem Faloten Unterstand sollt' geben", sagt er artig, „aber weil ich schon einmal da bin, so schlagst mir etliche Eier ins Schmalz, gelt! Ich will dir nicht zu sparsam sein, nachher."

„Eier im Schmalz, die soll Er haben", spricht sie bereitwillig, „Thu' Er sich halt nieder beim Tischel dort. Will bald fertig sein." Die alte Magd ist hinausgegangen, die Justina macht Herdfeuer, thut Butter in eine Pfanne, lässt sie prasseln und schlägt dann ein halb Dutzend Eier

hinein. Jäger haben ja alleweil so viel Hunger, und daſs er ein rechter Eiermarder iſt, das weiß ſie ſchon. Für eins ein Silbergröſchel! Von dem ſeinem Eiergeld will ſie ſich ein ſeidenes Schürzlein kaufen. Ei, ei wenn die Holzknechte ſo viel Geld hätten als die Jäger! Bald ſetzt ſie ihm die Speiſe vor: „Nur gleich eſſen, Eier im Schmalz muſs man heiß eſſen!“ Ihr iſt darum zu thun, daſs er vor der Dämmerung fertig wird und nicht etwa wieder auf den Gedanken kommt, in der Hütte zu nächtigen.

Auf den Gedanken aber kommt der Jäger merkwürdigerweiſe doch. Zuerſt zieht er aus dem Lodenrock ſeinen Schnapsplutzer, heut' hätte er einen Guten bei ſich! Thut dann einen prächtigen Zug und lad't auch die Juſtina ein, ſein Kirſchwaſſer zu verkoſten.

„Dank ſchön, ich thät rauſchig werden“, lacht ſie.

„Ein biſſel rauſchig, das ſteht den ſauberen Dirndln gar ſo gut“, meint er. „Du ſchau, auf dieſer Bank iſt's gut ſitzen.“ Faſst ſie um die Mitte und zieht ſie nieder auf ſein Knie.

Die alte Magd iſt wieder da, mit verbundenem Kopf, ſie hat Zahnweh; heftig iſt ſie mit dem Beſen beſchäftigt, an der Holzwand die Spinnenweben abzufegen und weiß dabei des Gewehres habhaft zu werden. Dieweilen ſchaukelt der Jäger mit dem rothen Bart das geduldige Dirndel auf dem Knie, mit dem einen Arm umſchlingt er ſie, in der anderen Hand hält er den Plutzer und in heißem Flüſtern ſchildert er ihr die Güte des Kirſchwaſſers. Sie lauſcht ihm, ſcheint es, nicht ungern, preſst aber die Lippen zuſammen, als er mit dem Plutzer in ihre Nähe kommt.“

„Mich ſcheikt's vor Branntwein!“ haucht ſie und ein Schauer geht durch ihren Leib.

„Man kann auch Zucker dazu nehmen“, bemerkt er. „Wirſt ſehen, Schatz, wie das warm macht ums Herzl . . .“

„Mein lieber Jager, mach' Reu und Leid!“ Von der Thür her ruft's eine Männerſtimme, dort ſteht die alte Magd ſtramm aufgerichtet und zielt mit dem Schießgewehre ſchnurgerade auf den Jäger hin. Dieſer ſpringt auf, bleibt aber ſtarr ſtehen und wird blaſs.

„Heut' hab' ich dich ſo, wie vor etlichen Tagen du mich gehabt haſt!“ ſagt der Mann im Weibergewand, „kennſt du mich?“ Das Kopftuch iſt ihm in den Nacken hinabgerutſcht, der ſtruppige Kopf und im braunen Geſicht zwei glühende Augen. „Kennſt du mich, Jager?“

Sucht es der Jäger ins Harmloſe zu ziehen und ſagt gleichſam gutmüthig grollend: „Mach' keine Dummheiten mit dem Gewehr, es könnt' losgehen!“

„Meinſt? Möglich iſt's ſchon. Heut, Jager, biſt du in *meinem* Gai! Gelt, wie du mir in den Kotter hinein ſo luſtig haſt nachgelacht, da haſt dir's nit denken mögen, daſs wir uns da heroben ſo gemüthlich

wiederſehen ſollten, gelt? Bleib ſtehen, Jager, ſonſt geht's los!" Denn der Jäger ſchleicht an der Wand hin und ſucht ihm ſeitlings beizukommen. Der Holzknecht weicht nicht von ſeinem Poſten und kehrt dem Gegner immer das Rohr zu.

„Was iſt jetzt zu machen?" frägt er wie plaudernd, „daſs ich deinetwegen ein Mordsgeſell werden ſoll, iſt mir verdammt zuwider. Und thu' ich's nit, ſo verrathſt mich und kann's mir ein paar Jahr koſten. Werd' ich halt doch müſſen losdrucken. Ihr Jager ſpart's es ja auch nit, wenn ihr einmal einen armen Wildſchützen niedertauchen könnt's."

„Meine Büchſen gib mir!" ſchreit der Jäger. „Und nachher geh zum Teufel, wohin du willſt. Nur daſs du dich in meinem Revier nimmer blicken läſst! Dann will ich weiter nichts geſehen haben."

„Das iſt eine Red', Jager! Wenn du mir darauf auch noch dein Ehrenwort gibſt, nachher ſind wir handelseins."

„Was ich ſag', dabei bleibt's!"

„Ich möcht' nur noch darüber deine Meinung wiſſen, Jager, welcher von uns zweien heut' in der Hütten bleibt und welcher fortgeht."

„Meinetwegen mach' was du willſt, ich ſteh' auf die dumme Hütte nit an."

„Iſt das auch gewiſs?"

„Zum Teufel, ja!" ſchreit der Jäger.

„Du biſt ein verfluchter Jager, aber Hundsfott biſt keins. — Da haſt deine Büchſen."

Wie der Jäger ſein Gewehr in der Hand hat, tritt er ein paar Schritte zurück und hebt langſam das Rohr. Wehrlos ſteht der Holzknecht da, die Juſtina faltet ihre Hände in ſtummer Angſt, was da werden ſoll. Der Jäger weidet an beiden ſeinen herriſchen Blick und legt den Finger an den Hahn. — In dieſem Augenblick gehört ihr mein, alle zwei! Aber nein, ſo nicht! Heute nicht! — Dann ſchlägt er ſich die Fauſt auf die breite Bruſt, daſs es dröhnt, und ſtürzt zur Thür hinaus.

Der Marl kann hierauf das Weibergewand von ſeinem ſchlanken Leibe ſtreifen. Er macht der Juſtina den Vorſchlag, ſo lange in der Almhütte zu verbleiben, bis der Schnurrbart wieder gewachſen iſt.

„Wenn's dich freut, Bübel, ſo kannſt in dieſer Hütte bleiben bis er grau iſt", ſagt die Juſtina. An einem der nächſten Tage zieht ſie mit ihrer Herde zu Thale, denn es iſt Herbſt geworden.

Im darauffolgenden Frühjahre ſollte ihre Hochzeit ſein. Am Vorabende wird der Bräutigam im Hage gefunden — manſetodt geſchoſſen.

Die Stimme des Glücks.

Von Anna Plothow.

Das Diner war zu Ende. Hastiger als es sonst hier Sitte, hatten die meisten Gäste bereits die gastlichen Räume der vornehmen Villa in der Thiergartenstraße verlassen. Es gab dafür zwei Gründe: eine Erstaufführung in der Oper und ein diplomatischer Empfang beim Minister. Das bedeutete jetzt im November zwei Premièren auf einmal, und die Eile, mit der man eine der beiden gesellschaftlichen Vereinigungen rechtzeitig zu erreichen suchte, charakterisierte die Gäste des Hauses — sie gehörten entweder der Kunst oder der Diplomatie an.

Die Hausfrau, die Baronin von Elfström, war eine glückliche Vermittlerin dieser beiden Welten — als Mädchen war sie unter dem Namen Ellida Hansen eine gefeierte Sängerin gewesen, nach ihrer Vermählung mit dem schwedischen Gesandtschaftsrath von Elfström wurde sie ein glänzender Stern am Himmel der Diplomatie.

Baronin Elfström war fünfunddreißig Jahre alt und seit drei Jahren Witwe. Sie hatte sich jetzt dauernd in Berlin niedergelassen und in diesem Herbst zum erstenmal wieder ihre Salons aufgethan. Sie spielte die Wirtin mit all der Grazie, die ihr anmuthiger Geist ihr aufzuwenden gestattete, und mit all der Pracht, die ihrem ungeheueren Reichthum entsprach. Die Damen ihres Kreises flüsterten sich neidvoll zu, dass diese Nordländerinnen es verstünden, ewig jung zu bleiben — und die Herren sagten laut dasselbe. Sie sagten es mit mehr oder weniger Geist und Geschicklichkeit Ellida ins Gesicht.

Auch heute war Ellida wunderschön in einem Kleid aus weicher, weißer Seide. Sie trug keinen Schmuck als eine Reihe kostbarer Perlen um den schimmernden Nacken und einen Veilchenstrauß im Gürtel. Das goldigglänzende Blondhaar war in leichten Wellen zurückgekämmt und im Nacken in einen einfachen Knoten geschlungen. Die wundervoll geformten Arme und Hände, von denen sie jetzt die Handschuhe gestreift hatte, waren ebenfalls ohne Schmuck.

Ihr Antlitz war blass wie fast immer, aber das Kaminfeuer, vor dem sie saß, warf einen rosigen Schein darauf. Sie hatte sich nach dem Abschied ihrer Gäste mit ihren Intimen ins Musikzimmer zurückgezogen. Der graubärtige, sechs Fuß hohe, norwegische Diener reichte auf schwerem, silbernem Tablett den Kaffee umher — die Baronin zündete sich selbst eine Cigarette an und gab damit für die Herren das Zeichen zum Rauchen. Bequemer lehnten sich die drei Herren in die weichen Sesselpolster zurück, für sie war der Gipfel des Genusses gekommen: eine intime Plauderstunde allein mit der bezaubernden Frau.

Natürlich war die Baronin nicht die einzige Dame im Salon, ihre Gesellschafterin — ein ältliches Fräulein in blassgraue Seide gekleidet — befand sich in Seh- und Hörweite; da sie jedoch nichts zur Unterhaltung beizutragen vermochte, war sie angelegentlich mit einer Handarbeit beschäftigt und die Herren betrachteten sie nur als eine Staffage, wie die gemalten Paravents oder die japanischen Vasen mit den Orchideensträußen.

Wie schön Ellida heute wieder ist! dachte Karl Schwarzbach, der Dichter.

Die beiden anderen Herren dachten dasselbe, aber nur der feurige, dunkelhaarige Sohn Spaniens, Don Enrico Sennequez di Valore wagte seiner Bewunderung Ausdruck zu leihen. Er war Attaché bei der spanischen Gesandtschaft, aber er malte ein wenig zu seinem Vergnügen und liebte es, sich auf den Künstler auszuspielen.

„In diesem Kleid sollten Sie sich malen lassen, Donna Elfström", sagte er mit den schmeichelnden Lauten seines weichen Organs, „Sie gleichen darin dem lieblichen Morgenstern."

„Der eigentlich der Abendstern ist, nicht wahr?" entgegnete Ellida mit feinem Lächeln.

Graf Achim von der Gröben reckte seine hünenhafte Gestalt ein wenig und warf einen Blick vernichtenden Spottes auf den kleinen Spanier.

„Ich behaupte, Baronin", sagte er medisierend, „Ihre Kammerzofe hat heute nicht ihren guten Tag. Sie sehen aus, als trauerten sie."

„Das thue ich auch!" lächelte Ellida. „Ich betrauere die entschwundene Jugend und das todte Glück."

Der Blick des Spaniers flammte auf.

„O Senora", rief er leidenschaftlich, „es schmerzt, solche Worte von Ihnen zu hören! Sie, vor deren Reiz wir alle knien, wir können Sie so sprechen! Das Glück wohnt bei Ihnen, es strahlt von Ihnen aus, wir fühlen es, wenn wir in Ihrer Nähe weilen, wenn wir dieselbe Luft mit Ihnen athmen dürfen. Wir vergessen alle Unvollkommenheiten der Welt, alle Sorgen des Lebens — wie Armida wissen Sie uns zu fesseln und gefangen zu halten —"

Hier wurde die Suada des Spaniers unterbrochen; die Uhr auf dem Kamin schlug mit hellem silbernem Klang achtmal.

Erschrocken sprang Sennequez auf.

„Verzeihen Sie, Donna Elfström, ich muss fort, die Pflicht ruft, um halb neun beginnt das Souper beim Minister. Gestatten Sie, dass ich mich morgen nach Ihrem Befinden erkundige und Ihnen weiter das Glück schildere, das mir Ihre Gegenwart bringt!"

Der Spanier verneigte sich tief und küsste graziös die Fingerspitzen der Baronin.

Graf Gröben sah ihm lachend nach.

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!" sagte er malitiös.

Ellida sah gedankenvoll vor sich hin.

„Vielleicht ist er wirklich glücklich", sagte sie wie im Selbstgespräch, „er ist jung und illusionsfähig — —"

Der Spötter Gröben lachte kurz und hart auf.

„Glauben Sie überhaupt noch an Glück, Baronin?"

Er richtete sich dabei unwillkürlich im Sessel auf, das Licht der Lampe fiel voll auf sein charakteristisches Gesicht. Vielleicht hatte es die Tropensonne zu sehr gebräunt — es hatte ein zu dunkles Timbre zu dem hellen Blond seines Haares und Bartes — aber die edlen Züge hatte sie nicht zu zerstören vermocht, und wenn seine blauen Augen in verhaltenem Feuer aufblitzten, wie eben jetzt, war er noch immer ein schöner Mann.

Ellida antwortete, ohne ihn anzusehen.

„Im negativen Sinne glaube ich an das Glück, nur ich habe darauf verzichtet!"

Die Antwort, die Gröben auf den Lippen schwebte, war wohl nicht höflich genug — er schluckte sie hinunter, ein spöttisches Lächeln huschte blitzgleich über sein Gesicht, im nächsten Moment sank er zurück, das Feuer in seinen Augen erlosch, er blickte müde und theilnahmslos wie zuvor.

Ellida hatte jetzt ihren Blick auf ihn gerichtet, seine Theilnahmslosigkeit ärgerte sie, sie ward plötzlich lebendig.

„Ich glaube, Graf Gröben, diese Reise um die Welt hat Sie unerhört ermüdet, und während Sie sich satt von der Tafel des Lebens wenden, glauben Sie nicht daran, dass andere sich hungernd nahen!"

„Mögen sie satt werden!" sagte Gröben verächtlich. „Ich danke Ihnen übrigens, Baronin, dass Sie mir recht geben, denn wenn alle Glückshungerigen satt werden könnten, würden auch diese einsehen, dass es das, was wir Glück nennen, in Wahrheit nicht gibt. Ein Kindermärchen, eine Illusion der Dichter, weiter nichts!"

Er ſagte es ſo herausfordernd, daſs der Dichter unwillkürlich zu einer Vertheidigungsrede ſich bereitete, doch ſchwieg er, da er ſah, daſs die Hausfrau ſprechen wollte.

„Sie leugnen alſo die Exiſtenz des Glückes? Sie ſprechen ihm jede Lebenswahrheit ab?“ fragte ſie geſpannt.

„Ja“, ſagte Gröben mit Nachdruck, „ich behaupte, daſs es ein ſolches Gefühl nicht gibt. Laſſen Sie uns eine Erklärung verſuchen. Glück iſt ein völlig befriedigter, ſchmerzloſer Zuſtand — ſagen die Philoſophen. Nun, ſo lange ich eine Sache erſtrebe, habe ich Sorge, Zweifel über das Erreichen, Unruhe in mir — alſo kein Zuſtand des Glücks, und mit dem Erreichen des Gewollten, mit dem Genuſs tritt ſofort Sättigung ein, die Erkenntnis der Unvollkommenheit, die jedem Ding anhaftet und damit neue Unzufriedenheit — wo bleibt da Raum für einen wunſchloſen Zuſtand? Allenfalls im traumloſen Schlaf — aber da er uns bewuſstlos macht, iſt es doch ein Paradoxon zu ſagen, daſs wir uns in ihm glücklich fühlen! Es iſt ſchon ſo, meine Gnädige“, ſchloſs er mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln, „die Sage vom Glück iſt ein Ammenmärchen, mit dem man die Menſchen narrt, und ſie lehrt nach einem Ziel zu rennen, das gar nicht exiſtiert. Wohl denen, die das bei Zeiten einſehen und aufhören zu ſtarken.“

Faſt hilflos blickte Ellida auf den Dichter. „Glauben Sie das auch, Herr Doctor?“

Der junge Mann fuhr haſtig aus ſeinen Träumen auf. In ſeiner Seele wallte es bitter auf — er war fürwahr ein Stiefkind des Glücks. Sein Lebenspfad gieng durch Dornen, nur mit Einſetzung aller Kraft, mit blutenden Händen und Füßen war er auf dem Wege fortgeſchritten, der empor führte. Dennoch glaubte er an das Glück und — ein ſchlechter Knecht, der nur der Herrin dient, wenn ſie ihm gnädig zulächelt.

Ein feines Roth überzog ſeine bleichen Wangen, ſeine dunklen Augen wurden glänzend. Mit einem langen Blick umfaſste er die prächtige und doch ſo vornehm-harmoniſche Einrichtung des Zimmers, ſein Auge blieb an dem koſtbaren Gobelin haften, der über dem Kamin in die Holztäfelung eingelaſſen war. Die kunſtvolle Weberei wiederholte ein Watteau'ſches Gemälde: ein anmuthiges Idyll, in dem Apoll als Schäfer mit den Muſen tanzt und Pan die Flöte dazuſpielt.

„Ich glaube an das Glück“, ſagte Doctor Schwarzbach ein wenig erregt, „ſonſt wäre ich kein Dichter. Natürlich faſſe ich den Begriff durchaus ſubjectiv, gewandelt nach Zeit und Nation, nach Individualität des einzelnen, nach Charakter und Neigung. Die heiter ſpielende Grazie, die das Gemälde hier entſtehen ließ, drängte gewiſs die Menſchen um die Wende des ſiebzehnten Jahrhunderts zu einem Lebensgenuſs, der ihnen Glück bedeutete und uns unverſtändlich ſein würde. So ſehr uns heut'

ein kraſſer Realismus Bedürfnis ſein mag, unſer Glück ſuchen wir in der Herrſchaft der Idee, in dem Aufbau einer neuen Weltanſchauung, in tieferem Sinn in der Verwirklichung unſerer gewonnenen Erkenntnisgüter, im Thun. Dies Forſchen, Kämpfen und Schaffen iſt unſer Glück!"

„Wohl Ihnen, Carlos, wenn Ihr Schaffen Sie beglückt!" ſagte der Graf in ſeiner tadellos höflichen Weiſe, die den Spott noch fühlbarer machte.

Ehe der Dichter etwas erwidern konnte, fuhr Ellida dazwiſchen.

„Auch Sie, lieber Doctor, haben nicht ganz recht: es gibt auch ein objectives Glück, es exiſtiert als Ding an ſich. Es iſt eine urewige Empfindung, die Freude iſt der Ausdruck dafür und es iſt an ſich ewig gleich, wie verſchieden auch wir Menſchen es erfaſſen. Soll ich Ihnen erklären, was ich unter Glück verſtehe? Die Vereinigung unſerer Seele mit einer fremden Seele iſt es — gleichviel, ob dieſe ſich hingebend oder herrſchend vollzieht. Deshalb blüht höchſtes Glück nur in der Liebe und in der Kunſt, allenfalls noch in der forſchenden Wiſſenſchaft auf. Der Liebende dringt in die Seele des Geliebten ein, der Künſtler trägt ſeine Kunſt in die Herzen begeiſterungsfähiger Menſchen, der Forſcher, der Denker drückt den Stempel ſeines Geiſtes ſeinen Jüngern auf. Glück iſt überquellende Kraft der Perſönlichkeit, die nach außen hin wirkt und reicher nach innen zurückſtrömt. Aber dieſe Kraft auszuüben, muſs man jung, wenigſtens innerlich jung noch ſein, und darum trauere ich mit Recht über mein erſtorbenes Glück."

„So ſind Sie, Frau Baronin, der Goethe'ſchen Anſicht:

Höchſtes Glück der Erdenkinder,
Das iſt die Perſönlichkeit!"

ſagte der Dichter lebhaft. „Sie haben recht daran, gnädigſte Frau, wie ich recht behalte, denn nur die Menſchen beglückt ihr Thun, die Perſönlichkeiten ſind. Auch Ihr Glück iſt ſubjectiv!"

„So nennen Sie doch das Kind beim rechten Namen: Wolluſt des Herrſchens", rief Gröben ungeduldig, „das verſtand doch der alte Olympier darunter ebenſo, wie unſere verehrte Freundin. Damit macht man in der Kunſt Schule und errichtet in der Wiſſenſchaft Lehrgebäude — nur ſchade, daſs unſere Jungen mit dem Glauben an das Glück auch den an die Autorität verloren haben. Mit dem ſogenannten Glück der Liebe hat das erſt recht nichts zu ſchaffen, das verflüchtigt ſich noch raſcher, wenn Sie den Sinnenreiz abziehen!"

Über Ellidas Geſicht breitete ſich ein deutlicher Zug von Traurigkeit.

„Sie ſind ein unverbeſſerlicher Spötter, Graf", ſagte ſie müde. „Übrigens iſt es ſpät geworden, ich fürchte, ich halte die Herren zurück — —"

Sie waren entlassen.

Dem Dichter reichte Ellida mit einem freundlichen Lächeln die Hand.

„Sie müssen mir nächstens Ihre neue Dichtung vorlesen. Grüßen Sie Ihre Mutter von mir —“

Von dem Grafen verabschiedete sie sich mit der Hoheit einer Königin.

Graf Gröben verneigte sich mit der Demuth eines Vasallen vor ihr und küsste ehrfurchtsvoll die Hand, die er soeben verschmäht hatte.

Es lag dabei ein bittender Blick in seinen Augen, aber Ellida beachtete denselben nicht, sondern grüßte nur mit einem stolzen Neigen des schönen Hauptes.

Im Vorzimmer stand der alte Diener wartend bereit und legte dem kleinen Lyriker mit derselben feierlichen Umständlichkeit den Mantel um, wie dem vornehmen Cavalier. Doctor Schwarzbach sah aus seiner Manteltasche die weiße Umhüllung eines Päckchens schimmern — erröthend schob er es hastig tiefer hinunter.

Auf der Schwelle des Hauses zögerten die Freunde unwillkürlich einen Augenblick — ein kalter, grauer Nebeldunst empfieng sie, das warm flutende Licht, das aus den Parterrefenstern der Villa strahlte, erlosch, noch ehe es das Gitter des Vorgartens erreicht hatte und feuchtkalte Dunkelheit umfieng sie. Der Wechsel war so jäh, dass sie physisch darunter litten, wie ein nasses, dunkles Tuch legte sich der Nebel auf ihre erregten Sinne.

Eine Weile schritten sie schweigend in der ungewissen Trübe vorwärts, die Laternen warfen ein rothes, dunstiges Licht auf einen kleinen Fleck der menschenleeren Straße. Bäume, Sträucher, vorüberrollende Fuhrwerke, alles nahm phantastische Formen an.

„Verwünschte Nässe“, brummte Gröben ärgerlich, indem er sich vergebens bemühte, eine Cigarre in Brand zu setzen, „könnte man wenigstens aus diesem Urnebel eine neue Welt brauen, dann hätte er Zweck und Sinn!“

„Und wollen Sie sich vermessen, Graf Achim, eine bessere Welt zu schaffen?“ fragte der Dichter erstaunt. „Wehe ihren Geschöpfen, sie würden noch unglücklicher werden als die unserer Erde, denn ihr Schöpfer glaubt ja nicht einmal an die Möglichkeit des Glücks.“

„Ist das meine Schuld? Jeder Mensch trägt die Summe seiner Erfahrungen als Kette mit sich herum. Ich habe durch die ganze Welt umsonst gesucht —“

„Und wenn das Glück zu Ihnen kommt, wie heute Abend und bittet, bei Ihnen bleiben zu dürfen, warum lassen Sie es verächtlich liegen? Diese schöne und gute, diese herrliche Frau liebt Sie!“

Achim pfiff leise vor sich hin.

„Sie sind ein Kind, Carlos“, sagte er rauh, „Dichter bleiben immer Kinder. Wenn man die Frauen in vier Welttheilen studiert hat, sucht man das Glück nicht mehr in den Armen eines Weibes. Ellida ist eine seltene Frau, aber ich habe darum doch nicht Lust, ihren Pantoffel zu küssen! Kommen Sie mit in den Club, Carlos?“

„Nein“, entgegnete Schwarzbach ernst, „der Rest des Abends gehört einer Frau, die ich liebe. Meine Mutter erwartet mich!“

„Dann felice notte!“

Gröben sagte es in einem ernsten Tone, durch den es fast wie Bedauern klang. Er überschritt den Fahrdamm und war bald unter den Bäumen des Parkes verschwunden.

Der Dichter setzte seinen einsamen Weg durch den Nebel fort; des Freundes letzter Gruß klang ihm wie ein Spott in den Ohren. Was hatte er selbst mit dem Glück zu schaffen, das er heut' Abend so nachdrücklich vertheidigt hatte? Jene herrliche Frau, die als Sonne an seinem Himmel strahlte, was hatte sie für ihn übrig?

Nichts, als ein wenig mitleidige Freundschaft! Er fühlte das Päckchen in seiner Brusttasche, es brannte da wie ein häßlicher, ätzender Fleck. Es enthielt nichts als einige Süßigkeiten, eine kleine Aufmerksamkeit der Baronin für seine alte kranke Mutter, die dergleichen gern naschte — und doch eine Freundlichkeit, die ihn demüthigte. Seine Armut, seine abhängige Stellung erfüllten ihn in diesem Augenblick mit unendlicher Bitterkeit. Er war ihr Freund — solange es ihr gefiel — —

Er durfte zu ihr kommen, den Duft ihres Wesens athmen — solange es ihr behagte — —

War das noch Glück zu nennen?

Und doch, wenn es anders gewesen wäre, wenn sie ihm ihre Neigung geschenkt hätte?

Nein, und dreimal nein, auch das wäre kein Glück für ihn.

Diese vornehme Frau gekettet zu denken an die engen Gewohnheiten seines Lebens, seiner Erziehung, die er nie ganz abstreifen konnte — an den beschränkten Ideenkreis seiner Mutter, der einfachen Frau aus dem Volke, mit der kaum ein geistiges Interesse sie verbinden würde — — —

Nein, das gienge nicht an. Eine seltene Orchidee stellt man nicht in ein plumpes Wasserglas!

Er lächelte ein schmerzliches Lächeln der Entsagung; sein Glück durfte nur in der Phantasie erblühen!

Einsam fröstelnd schritt er weiter durch den Nebel.

Da schlug Gesang an sein Ohr — erst leise aus weiter Ferne erklingend, dann langsam näher und näher kommend und begleitet von dem taktmäßigen Aufstoßen eines Stockes. Er spähte durch den Nebel nach dem Sänger und wäre dann beinahe auf ihn gepralt.

Ein kleiner Knabe war es, der erſchrocken vor ihm ſtill ſtand; er mochte kaum zehnjährig ſein und war ſehr ärmlich gekleidet. Die dünne Jacke war über der Bruſt zugeknöpft, um beſſer zu wärmen, und das feuchte Blondhaar hieng ihm tief in die Stirne, denn er hatte keine Mütze. Das hagere Geſichtchen war blaſs, aber die braunen Augen blickten in unſchuldiger Zutraulichkeit den Fremden an, der ihn anhielt. Er trug nichts in den Händen, aber an einem groben Bindfaden befeſtigt hieng ein leinenes Säckchen ſchlaff auf ſeinem Rücken.

„Heda, Kleiner“, fragte der Dichter, „du ſingſt ja ſo luſtig, wie heißt du?“

„Stelzenfranz!“ antwortete der Knabe unbefangen.

Wie kommſt du zu dem ſonderbaren Namen? wollte Karl Schwarzbach fragen, aber er unterließ es, da ein ſchneller Blick ihn belehrte, daſs dem Jungen das rechte Bein bis zum Knie fehlte und durch einen Stelzfuß erſetzt wurde.

„Wer ſind deine Eltern?“ fragte er weiter.

„Vater iſt todt. Mutter iſt die Schmidten, wir wohnen hier um die Ecke im Keller.“

„Biſt du ihr einziger?“

„Nein, wir haben noch vier. Wenn Mutter waſchen geht, paſſ' ich auf die Kleinen auf. Heute iſt Sonnabend, da iſt ſie zu Hauſe, da trag' ich das Sonntagsblatt aus.“

Der muntere Junge intereſſierte den Dichter.

„Wie biſt du um deinen Fuß gekommen?“ forſchte er.

„Voriges Jahr war's, da lief mir unſer Kleinſter fort auf den Straßendamm, gerade in einen Laſtwagen hinein. Es war auch ſo glitſchiges Wetter wie heute, und wie ich ihn zurückreiße, rutſch' ich aus und falle, und das Rad geht mir gerade übers Knie. Na und dann muſsten ſie den Fuß abnehmen. Sechs Monate lag ich in Bethanien, aber ſchließlich wurde ich doch geſund. Und dann kriegt' ich den Stelzfuß. Der iſt gerade ſo gut wie ein anderer, ſagte der Herr Profeſſor, und das iſt er auch!“

Er ſagte es faſt mit Stolz.

„Und kannſt du denn ordentlich damit laufen?“

„I wohl, ſogar rennen. Und in die Schule gehe ich nun auch wieder, jeden Tag!“

„Und ſonſt biſt du vergnügt, wie ich ſehe“, ſagte Karl Schwarzbach. „Nun grüße mir deine Mutter, die einen ſo braven Sohn hat und ſage ihr, daſs ich ſie nächſtens beſuchen werde. Adieu, mein Junge.“

Er hatte unbemerkt das Paket mit den Süßigkeiten in das Leinwandſäckchen des Knaben gleiten laſſen und dieſer trollte mit einem freundlichen „guten Abend“ von dannen.

Bald begann er wieder zu ſingen und der Mann ſtand noch lange im Nebel und lauſchte auf den ſich entfernenden Geſang und das taktmäßige Aufſtoßen des Stelzfußes.

„Und da wollte auch ich an der Wirklichkeit des Glückes zweifeln“, ſagte er zu ſich ſelber, „und es wohnt doch lebendig im Herzen dieſes armen Kindes. Wahrlich ein kleiner Held, und wie viele ſolche leben ein tapferes, beglücktes Leben in den dunklen Tiefen des Volkes.

Nicht das Glück iſt todt, ſondern wir nur wiſſen es nicht zu finden.

Der Nebel der Unzufriedenheit hat unſere Augen blind gemacht, aber das Glück hat zum Glück noch eine Stimme, und die dringt zuweilen durch den Lärm des Tages in unſer Ohr und an unſer Herz, und dann wiſſen wir plötzlich, daſs wir dort das Glück halten, das wir ſo lange vergeblich ſuchten!

Ein ſtilles Lächeln verklärte das Antlitz des bleichen Mannes, und ein helles Licht ſtrahlte aus ſeinen dunklen Augen. Mit raſcheren Schritten eilte er ſeiner beſcheidenen Wohnung zu, wo zweie liebend ſeiner harrten — ſeine Mutter und ſeine Muſe.

Das Lurloch

und wie es jetzt darin ausſieht.

Noch ſind nicht zwei Jahre vorüber, ſeit das Ereignis im Lurloch die ganze Welt, ſoweit Zeitungen reichen, in Aufregung verſetzt hat. Der „Heimgarten“ hat jene Vorgänge ſeinerzeit (XVIII. Jahrgang, Seite 747) erſchöpfend erzählt. Hernach war in den Blättern zu leſen, daſs das Lurloch behördlich geſchloſſen worden ſei, ſo kümmerte man ſich nicht weiter drum und gieng zur Tagesordnung über.

Mittlerweile aber ſind wackere Männer unermüdlich thätig geweſen, die Grotte zu erforſchen, ſie zugänglich zu machen, und heute iſt ſie dem allgemeinen Beſuche übergeben. Man durchwandert die unterirdiſche Welt ohne jegliche Gefahr, man verläſst ſie berauſcht mit dem Gedanken: dieſe Lurlochgrotte (wie ſie jetzt officiell heißt) iſt die größte Naturmerkwürdigkeit der Steiermark. Die „Geſellſchaft der Höhlenforſcher“, deren Mitglieder damals neun Tage lang in der Höhle eingeſchloſſen waren, iſt vom Schauplatze abgetreten, aber man darf ihre Bedeutung für die Grotte nicht unterſchätzen, ſie hat durch das wunderbare Geſchick vom Mai 1894 (wenn auch unbeabſichtigt) dem Lurloch eine Reclame gemacht für ewige Zeiten.

Das tragikomische Märtyrthum jener sieben Männer wird der Grotte für alle Zukunft von größtem Vortheile sein. Ich muss gestehen, dass weniger die Ausdehnung der Höhle, die Tropfsteingebilde, und was sonst an Merkwürdigkeiten gerühmt wurde, dass vielmehr der Drang, die neuntägige Stätte der Noth jener sieben Personen zu sehen, mich in die Grotte gezogen hat.

An einem Herbstnachmittage sind unser vier Personen dem Lurloche zugewandert. Trotz seiner Nähe von Graz ist es doch nicht ganz ohne Umständlichkeiten zu erreichen. Wir fuhren auf der Eisenbahn bis Peggau, giengen vom genannten Orte, zur Rechten die Felswände, hinter denen das Ziel sich befindet, eine halbe Stunde die Reichsstraße entlang, an der Badelwand hin bis zum Badelgraben, in dessen buschige Engschlucht wir einbogen. Einem Wasserlein entlang auf steinigem Wege aufwärts. Nach einer Stunde waren wir auf freier Höhe, wo zwischen schönen Feldern ein paar Bauernhöfe stehen, und wo man im Hochthal drüben das Dörfchen Semriach liegen, und dahinter den langgestreckten Rücken des Schöckels ragen sieht. Dann östlich abwärts eine halbe Stunde in die Schlucht, die an ihrer tiefsten Stelle durch eine massige Felswand abgeschlossen wird. Diese Wand thut den finsteren Rachen auf, in den der Semriacherbach sich ergießt, ein Rachen, der gleichzeitig der Eingang zur Grotte ist. Das Lurloch. — Es gibt von Peggau aus einen kürzeren Weg, der aber beschwerlicher ist. Der Zugang wird bequemer gemacht werden müssen. Vor allem wäre dort, wo die Eisenbahn den Badelgraben schneidet, eine „Haltestelle Lurlochgrotte“ angezeigt. Ich zweifle nicht, dass nach wenigen Jahren der Massen-Besuch der Grotte die eingreifendsten Wegreformen nothwendig machen wird. Heute ist's noch nicht zu verlangen, es ist ja alles eben erst im Werden, auch in der Grotte selbst, wovon bisher nur Theile erschlossen, bequem und ganz gefahrlos zugänglich gemacht sind. Aber diese Theile allein schon halten in vielfacher Beziehung einen Vergleich mit der weltberühmten Adelsberger Grotte aus. Man glaubt, dass noch großartige Herrlichkeiten verborgen sein werden in dem Felsenberge, der zwischen Semriach und Peggau in seinem grünen Waldmantel so unauffällig daliegt.

Das Grottenamt ist vorläufig in einer Holzhütte untergebracht, unmittelbar vor dem Eingange. Auch ein Wirtshaus ist dort eben im Bau. Empfangen wurden wir von einem der Entdecker der Grotte, welcher die Arbeiten leitet, die in der Grotte vor sich gehen. Es wurden dort eben Felsen gesprengt. Zwei Führer erschienen, wovon der eine eine große Blendlaterne, der andere einen Apparat für Magnesiumlicht trug. Wir bekamen jeder eine Handlaterne, in der sich stets noch eine Reservekerze befand. Auch hörten wir, dass für alle Fälle in der Grotte Lebensmittel für mehrere Tage aufbewahrt seien. Ferner, um jeglicher Gefahr möglichst vorzubeugen, ist ein sicher angebrachter Telephondraht gezogen durch alle

Räume hinein bis zur hintersten Grotte. Der Bach, welcher durch die Grotte rinnt, früher bei jedem Hochwasser alle Höhlen, manche bis an die Decke überflutet und mit Felsblöcken und Baumstämmen angepfropft hat, dieser Bach, der den sieben Höhlenforschern so verhängnisvoll geworden war, er hat jetzt ein sehr tiefes, sicheres Bett bekommen, er ist mit festen Dämmen gebändigt. Aber man traut ihm doch noch immer nicht ganz. Zu Zeiten des Hochwassers hat man seine Bezähmung noch nicht erprobt. Nach den großartigen Sprengungen, die alle „Schlürfe" zu weiten, mehrere Meter hohen Gängen umgewandelt haben, ist aber eine Katastrophe, wie jene von 1894, nicht mehr zu befürchten. Stellenweise ist man auf der Höhlenwanderung dem Wassergang in der Nähe, und sein Rauschen wiederhallt in den Wänden, dass man kaum ein lautgesprochenes Wort hören kann. Stellenweise ist der Bach in untere Räume versunken und man hört nichts, als das Fallen der Wassertropfen, die von der Decke herabsickern und Jahrtausend um Jahrtausend an den Tropfsteingebilden arbeiten, die wir nun in so hohem Grade bewundern müssen.

Zur raschen Durchschreitung der bis jetzt eröffneten Grottentheile brauchten wir eineinhalb Stunden. Außer den beiden Führern begleitete uns auch der anwesende Leiter, welcher einen freundlichen Cicerone abgab und dessen Darlegungen um so interessanter waren, als er selbst bei Durchforschung der Grotte hervorragend thätig war und noch ist.

Die Wege sind glatt, und wo es an Hängen und Abgründen oder auch über Felstrümmer hingeht, mit guten Stegen und Geländern versehen. Gegenwärtig sind sieben große Höhlenräume eröffnet, welche miteinander durch ausgesprengte lustige Stollen oder Stiegen in Verbindung stehen. Mancher dieser Zwischengänge ist viele Meter lang, so z. B. der todte Gang, welcher in die Felsen gesprengt und gehauen und ohne Tropfsteine ist. An vielen Stellen hat die Wand unzählige muschelförmige Grübchen, die wie Perlmutter glitzern. Die Tropfsteine in den großen Räumen bilden für sich eine Welt. Diese oft überaus bizarren Gebilde sind nicht zu beschreiben. Ihre Farbe ist zumeist goldgelb, auch braun, stellenweise aber weiß wie reiner Schnee. Die Krystalle glitzern millionenfach in den Strahlen unserer Lichter. Die wunderlichste Plastik, die mannigfaltigsten Farben geben diesen unterirdischen Räumen einen feenhaften Anblick. Es ist ein wahres Naturmuseum der Jahrtausende. Nach altem Grottenbrauch hat man die Örtlichkeiten und Gebilde vielfach mit kirchlichen Namen versehen. So gibt es z. B. einen großen Dom, eine Glocke, einen schiefen Thurm von Pisa, eine Muttergottessäule, ein Krippel, einen Kanzelhut, eine Osterkerze, einen Weihwasserkessel, einen Mönch. Es gibt aber auch eine Ritterburg, einen Elephanten, eine weiße Katze, eine Regimentsfahne und unzählige Vorhänge und Draperien. Manche der Gebilde sind genannten Gegenständen so ähnlich, dass der

fremde Beſucher in ihrem Anſchauen den Namen ausruft, ohne zu wiſſen, daſs ſie thatſächlich darauf getauft ſind.

Wir paſſierten anfangs die Stellen der geſprengten Schlürfe, kamen zu einem eiſernen Gitterthor und hinter demſelben bald zu jenem Raume, wo die ſieben „Höhlenforſcher“ im Frühjahre 1894 neun Tage lang eingeſchloſſen geweſen ſind. Er befindet ſich von unſerem Wege rechts auf einer kleinen terraſſenförmigen Erhöhung. Am Felſen ſtehen mit rother Farbe gemalt die Buchſtaben G. d. H. (Geſellſchaft der Höhlenforſcher), und daneben die Worte: „In Noth vom 29. April bis 7. Mai 1894.“ Dieſer intereſſante Platz, ſo wurde mir verſichert, ſoll noch ganz in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erhalten ſein. Durch die Wegräumung des Schuttes und Tieferlegung des Baches, der die Zufluchtsſtätte damals ſo arg bedroht hat, bekam dieſer Grottentheil ſeither jedoch ein geräumigeres Ausſehen.

Alle bemerkenswerten Stellen ſowie die auffallendſten Tropfſteingebilde ſind mit Aufſchriften bezeichnet, ferner ſieht man von Strecke zu Strecke bis hinein in den letzten noch unzugänglichen Raum weiße Kerzen aufgeſtellt, dazu beſtimmt, an Sonntagen bei größerem Beſuche die Räume zu erhellen.

Und nun weiter auf unſerer flüchtigen Wanderung.

Wir kamen in „die Bärengrotte“, wo ganze Lager von foſſilen Thierknochen gefunden worden ſind. Dann folgt „die Brüdergrotte“, in welcher zwei nebeneinander ſtehende auffallende Tropfſteinſäulen ſtehen, „die Brüder“ geheißen. Hier findet ſich auch „die geſtürzte Säule“, der größte Tropfſteinrieſe der Lurlochgrotte. Hernach traten wir in den „großen Dom“. Er hat eine Länge von 112 Meter und eine durchſchnittliche Höhe von 30 Meter. Dieſe gewaltige Halle iſt ausgeſtattet mit den herrlichſten Gebilden ſtill waltender Wäſſer, mit den ſchauerlichſten Trümmern wildbrandender Fluten. In ihm iſt „die große Glocke“, der „Campanile“, „der Einſiedler“, hoch oben die wunderbare „Regimentsfahne“ mit ihren drei Farben, hinter welche man Magneſiumlicht zu ſtellen pflegt, damit ſie das entzückendſte Transparent gibt. Wir kommen dann hinauf in eine Seitenhalle, „die ſchöne Grotte“, voll der lieblichſten Tropfſteingeſtalten, und hernach in „die Tartarusgrotte“. Dieſe iſt im Frühjahre 1894 von den eingeſchloſſenen Höhlenforſchern entdeckt worden. Sie hat in ihren wuchtigen Felſentrümmern, in ihren Tropfſteinrieſen etwas Dämoniſches. Hier haben die Waſſer furchtbar gewüthet und unſer Cicerone erzählte, daſs er ſelbſt nachweiſen könne, wie während der Zeit, als er die Grotte kennt, haushohe Steinklötze durch die Fluten umgewälzt worden ſind.

Durch die „Tropfſtein- oder Cascaden-Klamm“ wandelt man ferner zwiſchen endloſen Vorhängen und Bildſtöcken hindurch. Endlich „die

Belvederegrotte". Dieſe iſt eigentlich eine hochangebrachte Rieſenloge, von der aus man einen überwältigend großartigen Ausblick genießt hinunter in den „großen Dom", in „die ſchöne Grotte" und in den „Tartarus". Welch ein Anblick, wenn dieſe Räume durch große Bogenlampen elektriſch beleuchtet ſein werden! Ich fürchte nur, daſs ſie bei Volksfeſten in dieſen Räumen werden Muſik machen wollen, Walzer und Operettenſtücke ſpielen! Wenn hier Muſik ſein ſoll, ſo iſt die einzig richtige das Brauſen der Gewäſſer. Hier iſt kein Unterhaltungsort, wahrlich nicht, hier iſt Gotteshaus, in welchem die Ewigkeit herrſcht!

Wenn ich jetzt zurückdenke an die Wanderung durch die Lurlochgrotte, ſo iſt es mir wie ein Traum, wie ein Märchen. Ich hatte alles Raum- und Zeitmaß verloren, wie ein Augenblick der Ewigkeit war's, von dem man nicht weiß, dauert er eine Secunde oder hundert Jahre. Als wir in die Grotte traten, verließen wir einen Tag voller Sonnenſchein, als wir wieder ins Freie kamen, war über uns der Sternenhimmel, in welchen die Wipfel der Fichten finſter aufragten.

Eine Beſchreibung der Lurlochgrotte wollte ich nicht liefern, nur einen ganz flüchtigen Blick auf dieſe merkwürdige Höhle, wie ſie ſich heute uns darbietet, und damit jene, die vor noch nicht zwei Jahren faſt gewaltſam ins Intereſſe für das „Lurloch" miteinbezogen worden ſind, nun auch wiſſen, was weiter daraus geworden iſt. Bei den unermüdlich fortſchreitenden Arbeiten können wir wohl noch auf manche erſtaunliche Entdeckung geſpannt ſein. In den topographiſchen Werken der Steiermark ſteht es heute noch zu leſen, daſs in der Semriachergegend eine Höhle, das Lurloch oder Luegloch vorkomme, die aber ohne weiteres Intereſſe ſei. Das iſt anders geworden, und in wenigen Jahren dürfte das Land die Verwaltung der Lurlochgrotte übernommen haben, als ein Juwel, ja vielleicht als Schatzkammer der Steiermark.

Und jetzt müſſen wir Dank ſagen den Männern, die ſelbſtlos für die Erſchließung dieſes Naturwunders thätig waren und ſind. Sie hatten mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, nicht allein mit ſolchen, die Geſtein und Waſſer ihnen bereiteten. Sie müſſen heute noch Opfer an Kraft und Geld bringen, obſchon ſeit der Eröffnung vor wenigen Wochen an zweitauſend Beſucher der Grotte einen anſehnlichen Ertrag gebracht haben. Die Perſon zahlt drei Kronen Eintrittsgeld, doch aber ſind die gegenwärtigen Koſten und Auslagen zu groß, um durch dasſelbe gedeckt zu werden. Ein Aufruf wendet ſich an das Publicum um Beiträge für weitere Erſchließung der Grotte. Das Intereſſe dafür iſt allerorts rege, und ſo hoffen wir Steirer binnen kurzem ein vollendetes Werk vor die Welt hinſtellen zu können, vor dem ſie erſtaunen wird.

R.

„Wilhelm der Große“?

In einem vertraulichen Abendzirkel beim Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich, war die Rede vom Einfluss des Reichskanzlers auf Kaiser Wilhelm I. „Ja, meine Herren“, sagte der Kronprinz, „das ist nun einmal so, und nicht zu ändern. Wenn Bismarck meinem Vater eine Allianz mit Garibaldi vorschlüge — nun, der ist ja wenigstens General, das wäre nicht das Ärgste; aber wenn er ihm eine Allianz mit Mazzini proponierte, so würde mein Vater anfangs verzweifelt im Zimmer umhergehen und ausrufen: „Bismarck, Bismarck, was machen Sie aus mir!“ Dann bliebe er mitten im Zimmer stehen und spräche: „Wenn Sie jedoch glauben, dass das im Interesse des Staates unerlässlich nöthig sei, so lässt sich am Ende nichts dagegen einwenden!“ —

Diese kleine charakteristische Erzählung fiel mir unwillkürlich ein, als Kaiser Wilhelm II. in der Urkunde, die dem Denkmal seines Großvaters eingefügt wurde, von „Kaiser Wilhelm des Großen Majestät“ sprach. Es war ja nicht das erstemal, dass Kaiser Wilhelm I. von seinem Enkel als „der Große“ bezeichnet wurde; bei der Feier am Nordostseecanal sprach der Kaiser schon von „Wilhelm dem Großen“. Indessen wer das Temperament des deutschen Kaisers und seine Vorliebe für volltönende Worte kennt, hörte den Ausdruck und legte ihn zu anderen pathetischen Reden des Fürsten. Schließlich sind Festesworte Festesworte, und man soll sie nicht mit dem Maßstabe der nüchternen Alltäglichkeit messen. Etwas anderes aber ist das gesprochene Wort und etwas anderes das geschriebene, zumal wenn es auf einem Document steht, das den kommenden Geschlechtern aufbewahrt wird. Und wenn Kaiser Wilhelm I. in der Urkunde zu seinem Denkmal als „Wilhelm der Große“ bezeichnet wird, so ist für uns, die wir ihn kannten, die Frage berechtigt, ob wir ihn mit diesem Beinamen nennen können.

Man kann sich sehr wohl in die Seele des deutschen Kaisers hineindenken. Persönliche, verwandtschaftliche und dynastische Empfindungen und der Wunsch, eine nationale große Zeit in einer Person zu verkörpern,

mögen ihm das Wort von „Wilhelm dem Großen“ in den Mund gegeben haben. Aber es ist ein eigen Ding mit dem Verleihen von Beinamen, wenn diese mehr sein sollen als ein Unterscheidungsmerkmal von gleichbenannten Fürsten. Nicht der einzelne, und wäre er auch der Mächtigste, kann entscheiden, ob eine fürstliche Person mit Fug und Recht „der Große“ genannt werden kann, sondern darüber hat die Weltgeschichte zu entscheiden, und sie verfährt mit feinem Verständnis, wenn auch oft mit Laune.

Mit verschwindenden Ausnahmen sind es Fürsten, denen die Kennzeichnung durch einen Beinamen zuteil wurde, nicht als ob die Geschichte unter den übrigen Sterblichen keine Großen gefunden hätte, sondern weil sich bei den Fürsten das Bedürfnis nach einer Unterscheidung herausstellte; die Namen Goethe, Shakespeare, Newton, Galilei u. a. bedürfen einer Bezeichnung nicht, jeder weiß, wer gemeint ist, und überdies wiegen sie so schwer, dass kein auch noch so verherrlichender Beinamen ihren Eindruck zu verstärken vermöchte. Anders die Fürstennamen. Blass und farblos reiht sich Karl an Karl, Otto an Otto und Heinrich an Heinrich. Auch das monotone Numerieren der gleichnamigen Regenten bringt keine individuelle Färbung hinein. Sie gleiten vor dem Ohre dahin, wie die Häusernummern der Straßen. Im allgemeinen genügte das, denn auf den Thronen ist die goldene Mittelmäßigkeit genau so häufig vertreten wie im bürgerlichen Hause. Bisweilen hatte die Geschichte indes ihre Launen und sie griff irgend eine äußere oder innere Eigenschaft heraus und belieh danach den Fürsten mit einem Beinamen, z. B.: „der Bucklige“, „der Schöne“, „der Schwarze“, „der Dicke“, „der Böse“, „der Fromme“, „der Zänker“, „der Schreckliche“, „der Überfeeische“ u. s. w. u. s. w. Daneben war es die höfische Schmeichelei, die den Fürsten ehrende Beinamen beilegte. Bezeichnungen, wie „der Heilige“, „der Vollkommene“, „der Geliebte“, „der Weise“ sind unverkennbar in der höfischen Atmosphäre entstanden, und besonders Staaten mit ausgebildetem Hofceremoniell und ausgeprägtem Sinne für das Gottesgnadenthum der Krone haben sich dadurch ausgezeichnet. Natürlich haben Höflinge und dienstbeflissene Historiker nicht mit der Bezeichnung „der Große“ gegeizt, ohne zu bedenken, dass die Weltgeschichte eine feinfühlende und unerbittliche Richterin ist, die die Mittelmäßigkeit von der Größe zu trennen weiß. Mochten Schmeichler Ludwig XIV. von Frankreich auch „Louis le Grand“ nennen, die Geschichte hat ihm diese Bezeichnung verweigert; mochten höfische Historiker auch von einem „Leopoldus magnus“ schreiben, die Weltgeschichte kennt nur einen Leopold I. von Österreich. Wie es diesen ging, so ergieng es auch anderen. In der Hofluft betrachtet, erschien mancher groß, der es in Wirklichkeit nicht war.

Überblickt man die hinter uns liegenden zwei und einhalb Jahrtausend der Weltgeschichte, so ist das Häuflein derer, die als „Große" übrig geblieben sind, nicht gar groß.

Aus dem Alterthum taucht die Lichtgestalt Alexanders des Großen auf, der die gesättigte Cultur Griechenlands umspannte und als Eroberer, Staatsmann, Organisator und Freund der Wissenschaften Orient und Occident zu verschmelzen trachtete. Ihm reihte sich als ein zweiter Verschmelzer abendländischer und morgenländischer Cultur, mehr als ein halb Jahrtausend später, Constantin der Große an, der einer neuen, der christlichen Cultur, die Bahnen ebnete und auf einer straffen Beamtencentralisation das römische Reich neu organisierte. Im Hereintritt neuer Völker in die Culturwelt folgen sich verhältnismäßig rasch mehrere „Große". Noch einmal faßte der Spanier Theodosius der Große, der leidenschaftliche Bekämpfer der christlichen Häresien, das römische Reich machtvoll zusammen, ehe es zusammenbrach. Schon hundert Jahre später waltete in Italien der Ostgothe Theoderich der Große, der reckenhafte Dietrich von Bern der deutschen Sage, und suchte Italer und Gothen zu einer neuen Nation zu vereinigen. Jene gährende Zeit des frühen Mittelalters brachte der christlichen Kirche des Abendlandes den Schöpfer der katholischen Hierarchie, Gregor den Großen, der sich mit berechnender Demuth „niederes Menschlein" und „Knecht der Knechte Gottes" nannte. War Theoderich der Große schon der Sohn eines nordeuropäischen Volkes, so gehören die folgenden „Großen" gänzlich dem Norden Europas an. Gewaltig ragte Kaiser Karl der Große empor, in dessen Geiste religiöse und politische Gedanken eine christliche Weltmonarchie erstrebten, und der im Drang seiner Herrscher- und Feldherrnpflichten Zeit fand, für Kunst und Wissenschaft zu sorgen und den alten Liedern seines Volkes liebevolle Aufmerksamkeit zu widmen. Ihm ähnlich an Weite der Geistesthätigkeit war der Befreier der Angelsachsen, König Alfred der Große von England, einer der seltenen Männer der Geschichte: Feldherr, organisatorischer Staatsmann, Dichter und Gelehrter in einer Person. Aus der engeren deutschen Geschichte hebt sich die Gestalt Ottos des Großen hervor, unter dem das mittelalterliche deutsche Kaiserthum zum erstenmale den Gipfel erreichte. Nur ein Fürst des Mittelalters trägt noch den Beinamen „der Große", nämlich König Knut I., der über England, Dänemark und Norwegen seine Herrschaft ausdehnte und ein zwar einseitig äußerlicher, aber thatkräftiger Förderer des Christenthums und ein bedeutender politischer Organisator war. Dann verstreicht mehr als ein halbes Jahrtausend, bis im Nordosten Europas, im Alter sich rasch folgend, drei „Große" erstehen: Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große, Peter der Große und Friedrich der Große. Der mittlere, der geniale Russe, führte sein Volk in die Geschichte der europäischen Culturwelt ein und

machte europäische Cultur in Rußland heimisch, die beiden anderen waren die materiellen und geistigen Begründer der ersten protestantischen Macht, die später der Krystallisationspunkt für das neue Deutschland werden sollte.

Damit schließt die Zahl der Fürsten, unter deren Büsten die Weltgeschichte das schmückende Beiwort „der Große" gesetzt hat. Mit diesem Häuflein ist freilich die Schar der „großen" Fürsten nicht erschöpft, und man wird ihnen Männer wie Salomon, Cäsar, die beiden Staufen Friedrich I. und Friedrich II., die Päpste Gregor VII. und Innocenz III. und Napoleon I. als an Geistesgröße und Thatenleistung ebenbürtig beigesellen, aber die Geschichte hat ihre Launen, sie nennt nicht alle Großen mit dem Beinamen „der Große", aber der, den sie damit schmückt, der ist in Wahrheit groß gewesen, auch wenn auf seinem Bilde manch häßlicher und moralischer Fleck, wie bei mehreren der Genannten, sich befindet.

Nicht immer war die Lage der „Großen" eine glänzende, sie mußten oft schwer kämpfen, und mehr als einmal stiegen die Gefahren um sie stark auf, mochten sie auch nicht wie Alfred der Große gezwungen sein, als heimatlose verkleidete Flüchtlinge vor den äußeren Feinden im eigenen Lande zu weilen. Aber sie wurden Herr der Situation durch ihre Größe. In ihnen war Stoff, der ihnen solche Macht gab. Von Alexander dem Großen bis auf Friedrich den Großen waren sie selbst die treibende Kraft, sie stellten sich selbst an die Spitze der Bewegung. Diese ausgesprochene Activität mit ihrer oft rücksichtslosen Energie und die universelle Weite ihres Geistesblickes drückte ihnen den Stempel der Größe auf und ließ ihren Stern nicht untergehen, auch wenn sie wie der große Kurfürst mit Nichts beginnen mußten, oder wie der große Friedrich in bangen Stunden des Zweifels an Selbstmord dachten. Neben ihnen steht kein gewaltiger Minister, kein Stratege, von denen sie sich leiten ließen. Auch wenn sie bedeutende Männer an ihren Hof zogen, so überragten sie diese sämmtlich.

Können wir Kaiser Wilhelm I. den „Großen" nennen, wenn wir diesen Maßstab an ihn legen?

Nach den großen Errungenschaften während seiner Regierung unzweifelhaft. Die Gründung des Deutschen Reiches kann sich den Erfolgen der Regierungen der „Großen" getrost zur Seite stellen. Die Zusammenfassung des zersplitterten deutschen Volkes zu einer einheitlichen Nation ist eine Culturthat, und eine fast noch größere ist die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes, durch die das ganze Volk zur Mitarbeit aufgerufen wurde. Wenn man den Monarchen nach den Errungenschaften seiner Zeit schätzte, dann ist Kaiser Wilhelm I. als „der Große" zu bezeichnen. Etwas anderes aber ist es, wenn man den Monarchen selbst als eine Herrscherpersönlichkeit betrachtet und sie neben „die Großen" der Weltgeschichte stellt.

„Einfach, bieder und verständig“ nannte ihn seine Mutter als Knaben; und dies Urtheil wird die Weltgeschichte auch über ihn als Monarchen fällen. Praktischer Verstand, Zuverlässigkeit, Beständigkeit, Pflichtgefühl und Wahrhaftigkeit, das waren die Tugenden, durch die er sich als Herrscher auszeichnete. Er war aber kein Talent, geschweige denn ein Genie, ihm fehlte die Weite des Geistes, der Schwung der Phantasie, der die Großen leitete. Ein tüchtiger Kenner des Militärwesens, ein ehrlicher und pflichttreuer Politiker, besaß er nicht die Fähigkeiten, das Culturleben des Volkes zu beeinflussen oder gar zu leiten. Damit harmonierte es, dass er nicht die Bewegungen des Volkes leiten konnte, weder in der Sturm- und Drangperiode von 1848, noch bei Gründung des deutschen Kaiserreiches. Bekannt ist aus Kaiser Friedrichs Tagebuch seine zögernde, ja, fast passive Haltung bei Übernahme der deutschen Kaiserwürde. Aufgewachsen in vormärzlichen Anschauungen, war es ihm nicht leicht, sich in die neue Zeit hineinzudenken. Hatte er aber erst die Berechtigung der neuen Anschauungen eingesehen, dann trat er ehrlich und ohne Hintergedanken für sie ein und verstand, seine ihm lieben Ideen seinem Pflichtgefühl unterzuordnen. Er selbst war sich klar, dass er kein „Großer“ war, und neidlos erkannte er die Größe seiner Paladine an. Er unterlag wie viele andere der elementaren Persönlichkeit des Fürsten Bismarck, der ihm an Weite des Blickes, an Höhe des Gedankenfluges und an Geistesgröße unvergleichlich überlegen war. Schon das Verhältnis Kaiser Wilhelms I. zu Bismarck verbietet, so sehr es auch für den Charakter des Kaisers spricht, von „Wilhelm dem Großen“ zu reden. Vermutlich würde der greise Fürst, wenn er unter uns weilte, in verständiger Erkenntnis seiner Persönlichkeit und in seiner Bescheidenheit selbst am deutlichsten gegen diese Ehrung protestieren. Vielleicht würde er sie zurückweisen mit den Worten, die Goethe der Regentin der Niederlande in den Mund legt: „O, was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her.“

Es ist möglich, dass die Bezeichnung „Wilhelm der Große“ zunächst in Aufnahme kommt — Königsworte haben ja besondere Kraft — doch warum einen Fürsten, der kein „Großer“ war und es auch nicht sein wollte, zum „Großen“ machen? Will man dem Kaiser Wilhelm I. einen bezeichnenden Beinamen geben, dann liegt ein anderer näher, der meines Wissens schon verschiedentlich aufgetaucht ist: „Wilhelm der Siegreiche“. Kaum eine bessere Bezeichnung lässt sich für den an Siegen und Ehren so überreichen Monarchen finden. Der Mann, der als Prinz von Preußen die Hauptstadt in einer Weise verließ, die einer Flucht nur zu ähnlich sah, kehrte als Fürst in seinem Greisenalter dreimal aus siegreichem Feldzug unter dem Jubel der Bevölkerung zurück;

jedesmal war der Siegeskranz dichter, und bei der dritten Heimkehr funkelte darin das Juwel der deutschen Kaiserkrone. — Wahrlich! wenn ein Monarch siegreich war, so war es „Kaiser Wilhelm der Siegreiche“.

Theodor Hundhausen.*)

Unsere Hans Sachs-Feier.

Vor einiger Zeit haben die Deutschen ihren Hans Sachs gefeiert. Ganz großartig, alle Blätter waren voll davon, und schöne Reden sind gehalten worden allerorts. Der „Heimgarten“ schwieg damals und dachte sich: die Festbegeisterung wird bald vorüber sein, dann wird es stiller werden, und dann will ich sprechen. Denn der Dichter ist nicht bloß für sein Jubiläum da, man kann auch zu anderen Zeiten seiner gedenken. Der Heimgärtner hat Hans Sachs-Feier gehalten, indem er des Dichters Werke las und ist der Meinung, dass diese Art, einen Dichter zu feiern, nicht die schlechteste wäre, mit Vergunst, ihr lieben Deutschen!

Jetzt aber soll doch auch der „Heimgarten“ ein Erinnerungsblatt weihen. Das „Magazin“ hat einen von Adolf Hauffen verfassten Aufsatz: „Die Fabeln und Schwänke des Hans Sachs“ veröffentlicht, der den Dichter und seine Art so vortrefflich charakterisiert, dass er mit Gestattung des Autors unseren Lesern dargereicht sei. Derselbe schließt sich an eine neue Ausgabe: „Sämmtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs.“ Herausgegeben von E. Goetze (Halle a. S. Max Niemeyer) und sagt:

Diese prächtigen, herzerquickenden Dichtungen sind zwar zum kleineren Theile schon von Tittmann, der Mehrzahl nach in der umfangreichen, nicht jedermann zugänglichen Keller-Goetze'schen Hans Sachs-Ausgabe veröffentlicht worden, doch nun liegen alle die 387 Nummern (75 davon überhaupt zum erstenmale) vor, genau nach der Handschrift des Dichters oder, wo diese nicht vorhanden war, nach den ersten Drucken wiedergegeben und mit reichhaltigen Anmerkungen versehen. Jetzt erst kann man einen Einblick in diesen reichen Quickborn voll Laune und Lebensweisheit gewinnen und Jakob Grimms Urtheil bestätigen, dass die Poesie des Hans Sachs am reinsten und eigensten in seinen Fabeln und Schwänken walte, deren Stoff und Umfang seiner Lebenserfahrung und ganzen Sinnesart am meisten entspräche.

*) Dieser Aufsatz ist entnommen der hochinteressanten Wochenschrift „Die Kritik“. Herausgegeben von Karl Schneid. Verlag von Hugo Storm. Berlin.

Seine Lebenserfahrung und Sinnesart! Die erstere kommt in den anschaulichen Schilderungen seiner Schwänke, die andere in den angehängten Moralzöpfchen und in den Fabeln zur Geltung. Seine Meistergesänge, die für den engen Raum der Meistersingerschulen berechnet waren, hatte Hans Sachs in gekünsteltem Strophenbau abgefasst, seine Schwänke aber, mit denen er sich, über die Marken der Schule und Zunft hinaustretend, ans ganze Volk wandte, schrieb er in volkstümlichen flotten Versen. Einfach und schlicht, aber mit nie ermattender Erfindungs- und Gestaltungskraft führte er im leichten Versmaße kleine Ereignisse aus dem Altagsleben und die bunten Gestalten seines bewegten Zeitalters vor.

Überaus lebenswarm wird seine Darstellung schon durch seine höchst persönlichen Beziehungen zum Stoffe. Hans Sachs ist fast immer Ich-Erzähler und sehr häufig Mitbetheiligter oder doch Zeuge der berichteten Ereignisse. Als Handwerksbursch hat er fünf Jahre lang einen großen Theil Deutschlands durchwandert und an die freundlichen Stätten dieser reisefrohen, erinnerungsreichen Jugendzeit knüpft er gern seine Erzählungen an. Er steht dabei nicht an, sich selbst in heikle oder minder rühmliche Situationen zu bringen. Wenn er z. B. einem Wirte in Erfurt die Zeche schuldig bleibt und dafür arg gezüchtigt wird oder wenn er selbst zu einem vornehmen Mahle eingeladen, beim Verzehren eines weichen Eies achtzehn Vergehen gegen die feine Tischzucht begeht, oder wenn er des Nachts auszieht, um seine Buhle mit Gesang zu wecken. Bei Kirchtagen, Volksfesten und Trinkgelagen thut er wacker mit, er feiert den „guten Montag" und rügt sich selbst als Theilnehmer an den zu tadelnden Sünden der Zeit. Dass dieser vorgebliche persönliche Antheil meist nur eine Erfindung der stärkeren Wirkung zu Liebe ist, ergibt sich natürlich schon aus solchen Ich-Erzählungen, die Hans Sachs niemals erlebt haben kann. So berichtet er z. B., dass er einmal nach Rom gepilgert sei, um einen Ablass zu erlangen, oder dass er mit dem Teufel und anderen Unholden geplaudert habe.

In manchen Schwänken ist es nicht eine weite Reise, sondern nur ein Spaziergang vor die Thore Nürnbergs, der die denkwürdige Begebenheit einleitet. Mit Vorliebe fliegt der Dichter im „lichten" Mai aus, um zu sehen, wie der Lenz Auen und Wälder mit Laub, Blumen und Gras neu bekleidet habe, um dem „Quintieren" der Vögel und dem Gemurmel des Baches zu lauschen. So wird mancher Schwank durch ein sonniges Landschaftsbild eröffnet, doch wo es zum Inhalt der Erzählung passt, bildet auch ein düsterer Wald, wilde Felsschluchten oder ein endloses Schneefeld den Hintergrund.

Wo der Dichter nicht selbst Theilnehmer ist, gibt er vor, durch Gespräche seine Stoffe erfahren zu haben. Meist unterredet er sich mit einem „alten Manne", der in seiner Welterfahrung und milden Weis-

heit am beſten Beſcheid geben und urtheilen kann. Sonſt zieht er in der Regel einen Fachmann ins Geſpräch, der in der betreffenden Angelegenheit gut unterrichtet iſt. Über ungeſunde Speiſen befragt er einen Arzt, über Heiligenbilder Geiſtliche, über fremde Länder einen „Landfahrer", über anderes Gelehrte, Handwerker u. ſ. f. In ähnlicher Weiſe läſst er ſich ſelbſt befragen oder belauſcht fremde Geſpräche, während er die allegoriſchen Dichtungen meiſt als eigene Träume einführt und ſo möglichſt anſchaulich zu ſchildern weiß.

Den heiteren Scherzen iſt gewöhnlich am Schluſs „die Moral von der Geſchicht" angefügt. Die Fabeln von Hans Sachs, die ſich meiſt an antike Motive anſchließen und ſeine ſatiriſchen Dichtungen ſind natürlich von der Moral, d. h. von der Sinnesart und Weltanſchauung des Dichters ganz durchſetzt; bei den Schwänken aber iſt die Moral meiſt nur ein loſe angefügtes Zöpfchen, das man ganz gut wegſchneiden könnte, ohne den Eindruck des heiter-klugen Antlitzes zu beirren. Es war eben das literariſche Ideal des ſechzehnten Jahrhunderts, durch Scherz zu belehren, und dieſe Abſicht möglichſt aufdringlich kund zu thun. Freilich iſt den meiſten Dichtern der Scherz wichtiger als die Lehre, er wird viel eindringlicher, breiter, liebevoller behandelt als die Nutzanwendung. An dieſem Brauche der dichtenden Zeitgenoſſen nimmt Hans Sachs mit ſeinen moraliſierenden Anhängſeln theil, die die eigentliche Erzählung nicht im geringſten aufkräuſeln. Komiſche Geſchichten, tolle Streiche, auch wohl bedenkliche Scherze, werden ohne weitere Nebenabſichten vorgetragen. Im Schluſsabſatz werden dann meiſt mit Zwang und Anſtrengung erbauliche Ermahnungen daraus gezogen. Iſt aus einigen (namentlich von anſtößigen) Schwänken eine ernſte Lehre auch mit Ach und Krach nicht zu erpreſſen, ſo verzichtet Hans Sachs auf die Moral überhaupt, ſchließt mit einer Scherzfrage an die Leſer, oder rühmt die Perſonen der betreffenden Geſchichte, daſs ſie ſo harmlos zu ſcherzen verſtünden, ohne daſs Neid und Haſs daraus erwachſe. Zuweilen gleitet der Lehrdichter auch völlig aus und gibt einer heiklen Geſchichte einen lehrhaften Abſchluſs, der nichts weniger als moraliſch iſt: Ein Ehebrecher ſchweige von ſeiner Buhlſchaft, er gebrauche, um ſie zu verbergen, Ränke und geſchwinde Liſt.

Daſs ihm aus Lieb kein Schand erwachs.
Ränl ſind oft gut, ſo ſpricht Hans Sachs.

Wenn wir unter den Dichtungen unſeres Meiſterſängers, deſſen geſunde ſittliche Weltanſchauung und deſſen tadelloſer Lebenswandel genügend bekannt ſind, auch einige Zoten finden, darf uns das in Anbetracht der literariſchen Verhältniſſe ſeiner Zeit nicht wundernehmen. Des Grundſatzes Naturalia non sunt turpia und einer rohen Darſtellungsweiſe befleißigen ſich ſämmtliche Schriftſteller, aber auch die zotenhafte Behandlung

geſchlechtlicher Dinge nimmt in der Literatur der Zeit einen überaus großen Raum ein. Aus den Novellen- und Anekdotenſammlungen, den Faſtnachtſpielen und den Gaſſenhauern des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts müſſen wir den Eindruck gewinnen, als ob jung und alt, Fürſten und Volk, beſonders aber „das Frauenzimmer“ der Zeit an nichts anderes gedacht hätten, als an die Befriedigung des geſchlechtlichen Genuſſes. Damen des Adels nehmen vorüberziehende Landſtreicher, verlauſte Bettler, verluderte Landsknechte zu ſich in die Kammer, junge Wirtinnen ſind jedem zufällig einkehrenden Gaſte feil, keine Frau der Gemeinde verſchließt ihrem Pfarrherrn die Thür und jungfräuliche Bräute ſind ſelten wie weiße Raben. Kein Zweifel, das ſind nicht die wirklichen Verhältniſſe geweſen, das ſind nur die Übertreibungen und Verzerrungen der Satire und der Komik. Ein Scherz, der nicht zugleich unanſtändig war, galt überhaupt nicht als Scherz. Anekdoten, wie ſie heute in unſeren Herrengeſellſchaften üblich ſind, wurden im ſechzehnten Jahrhundert eben gedruckt, in Unterhaltungsbücher, ja auch in Beiſpielſammlungen ernſter Tendenz aufgenommen. Auch der biedere Hans Sachs, wenn er gelegentlich, wie zur Abwechslung und Erholung, in der Laune war, ähnliches zu wagen, wollte die Zote nur als komiſches Ereignis aufgefaſst wiſſen; „ſchwankweis“, „ohn alles Arg“ trug er ſie vor. Das Geſamtbild dieſes edlen und milden Dichters können die gelegentlichen literariſchen Seitenſprünge nicht trüben.

Für Hans Sachs war die „holdſelige“ Kunſt ein Troſt, der ihm die Kraft lieh, mit unabläſſigen Ermahnungen oder heiteren Scherzen, in verſönlichen oder anfeuernden Worten ſeinen hartgeprüften, in zügelloſen Sitten, in Kampf und Haſs verwilderten Zeitgenoſſen beizuſtehen. Mit unermüdlichem Fleiße ſtudierte er die hervorragendſten Schriften der Griechen und Römer, die Chroniken und Sagen, Novellen und Fabeln des Mittelalters, um Stoffe zu finden, die ſeinem Zweck entſprächen. Noch häufiger aber entnahm er ſeine literariſchen Vorwürfe dem bunten Leben der Gegenwart und der Heimat. Auch die Geſtalten fremder Zeiten und Länder wurden unter ſeinen Händen zu ehrſamen, deutſchen Kleinbürgern, denn Natur und Menſchen ſtanden vor ſeinen Augen, „wie Albrecht Dürer ſie hat geſehen“. Schon auf ſeinen Handwerksreiſen war er mit den verſchiedenſten Ständen in Berührung gekommen; Nürnberg ſelbſt, im Herzen Deutſchlands, ein Knotenpunkt des Welthandels, eine Pflegeſtätte von Kunſt und Wiſſen, bot ihm eine Fülle von Anregungen dar. Kein Zug im häuslichen, wie im öffentlichen Leben ſeiner Mitbürger entgieng ſeinen offenen Augen; und Hans Sachs ſchildert alle Einzelheiten, Wohnung und Hausrath, Kleider und Speiſen, Gärten und Badeſtuben ſo genau, daſs einer künftigen Culturgeſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts ſeine Schwänke als Quellen unerläſslich ſein werden.

Im Mittelpunkt steht das Familien- und Eheleben. Die Führung des Haushaltes und die Stellung der Dienstboten werden von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt. Aus eigener Erfahrung schildert Hans Sachs „das bitter süß ehelich Leben“. Auch die beste Frau bleibe sich nicht immer gleich. Sie sei des Mannes Paradies, doch auch sein Fegefeuer, seine Wünschelrute und sein Segen, doch auch ein Schauer und Platzregen, ein Mai und Rosenhag, doch auch Blitz und Donnerschlag, seine Wonne und Augenweid', doch auch Trauer und Herzeleid, sie sei ein königlicher Saal und auch ein Spital, Friede und Einigkeit, sowie täglicher Streit, sie sei ihm Freund und Feind, gütig und wüthig. Darum räth der Dichter allen jungen Männern, mit Bedacht zu wählen. In zahlreichen Variationen kehrt das Thema von der „ungleichen Ehe“ wieder, die gewöhnlich schlimm ausfalle. Darum sollten Junggesellen nur Mädchen heiraten, die ihnen in jeder Richtung gleich seien, gleich

An Reichthum, Alter und an Jugend,
An Adel, G'schlecht, Stamm und Tugend.

Besonders eindringlich warnt er alternde Männer vor der Wahl junger Frauen. Doch grau ist alle Theorie, denn Hans Sachs vermählte sich selbst als siebenundsechzigjähriger Witwer mit einem siebzehnjährigen Mädchen. Gern führt Hans Sachs eheliche Streitscenen mit Wortgezänke und Schlägen vor, um daran seine Rathschläge anzuschließen, wie sich Eheleute mit Nachgiebigkeit und Sanftmuth ineinander fügen sollten. Von bösen Männern bringt er abschreckende Beispiele; doch unvergleichlich häufiger treten in seinen Schwänken böse Weiber auf, deren Gehaben und Sinnesart mit der Natur verschiedener Thiere, der Hunde, Schweine, Pferde u. a. im einzelnen verglichen, deren Bosheit in zwölf Unterabtheilungen zerlegt wird. In einem Schwanke erzählt Hans Sachs von einem Biedermann, der vierzig Jahre lang von seinem zänkischen und arglistigen Weibe bis aufs Blut gepeinigt wurde und bald nach ihrem Tode, der ihm eine Erlösung war, selbst gestorben ist. Am Himmelsthore empfieng ihn Sanct Peter gar freundlich und wollte ihm einen Sitz neben seinem seligen Weibe anweisen. Sobald aber der Mann erfuhr, dass sein böses Weib sich im Himmel befände, und zwar infolge der Seelenmessen, die er selbst (dem allgemeinen Brauch und seiner im Glück großmüthigen Witwerstimmung folgend) hatte lesen lassen, verzichtete er sofort auf alle Paradiesesfreuden und gieng freiwillig in die Hölle ein.

Bemerkenswert aber ist es, dass der Nürnberger Schuhmacher zu den wenigen erleuchteten Köpfen des sechzehnten Jahrhunderts gehört, die das Treiben der Hexen, das Wettermachen und Wahrsagen, den Liebeszauber und das Schatzgraben, die schwarze Kunst und die Teufelsbündnisse für „lauter Betrug und Fantasei“ erklärten.

Weit wirkungsvoller und eigenartiger als die Fabeln des Hans Sachs, die sich im großen und ganzen in ausgefahrenen Geleisen bewegen, sind seine satirischen Dichtungen, worin er an der Hand mannigfaltiger, kühn und geistvoll erfundener Allegorien alle Schäden und Laster, alle Schurken und Sünder der Zeit mit vernichtendem Spotte trifft. Keinen Stand verschonend, sagt er auch den Mächtigen der Erde unverhohlen die Wahrheit. Einzelne dieser allgemeinen Satiren erheben sich zu einer großartigen Rundschau über die morschen Zustände der Zeit. Um den zwieträchtigen, tadelsüchtigen, unzufriedenen Sinn der Menschen zu rügen, erfindet er die allegorische Gestalt des Heinz Widerborst, gegen die Neuerungssucht und den Wankelmuth die Gestalt des Baldanderst, gegen die Trägheit den Hans Unfleiß. Er erfindet ferner einen Narrenfresser, der in den Landen einherzieht, sich von Narren ernährt und ihrer so viele findet, dass er feist und groß wird und die überschüssigen Opfer für spätere, spärlichere Zeiten in Salz aufbewahrt. Das Aussehen und Gehaben dieser Figuren, ihre Reden und das ganze schmückende Beiwerk ist von tief durchdachter Sinnbildlichkeit. An Dante erinnert die Erfindungskraft, mit der Hans Sachs, auch gelegentlich antike Motive verwertend, sich die Hölle ausmalt. Sie ist im ein großes Badehaus, wo die Verdammten je nach der Art ihrer Sünden von hölliſchen Badeknechten gepeinigt werden. Einer Gruppe von Seelen werden mit siedendheißer Lauge Augen und Ohren verbrüht, das sind die ungerathenen Kinder, die, der elterlichen Rathschläge, spottend ihrem eigenen Kopfe folgten. Andere müssen schwitzen, dass es wie ein Bach von ihnen rinnt. Das sind die Schlemmer und Zecher, die nun alles, was sie in sich hineingegossen haben, auf diesem Wege abgeben müssen. Um einen großen Wassertrog sitzen die Geizhälse. Wenn sie, vom Durst gequält, nach dem Wasser langen, weicht es vor ihnen zurück. Den arglistigen Kaufleuten werden die verfälschten Waren, leichtes Gewicht, kurze Ellen und sonstige Praktiken mit eisernen Kämmen aus den Haaren gerissen. Den tyrannischen Fürsten, die ihre Unterthanen geschunden haben, werden die Bärte sammt der Haut herabgekratzt, während den Straßenräubern die Haut vollends über die Ohren gezogen wird. Den Vormündern und Amtleuten, die das ihnen anvertraute Geld vermutreut haben, werden die Nägel sammt den Fingern abgeschnitten, im Badeofen selbst aber braten die „Juristen, die bösen Christen".

Nicht in einer Strafpredigt, sondern in Form eines ironischen Lobes, und darum um so packender, geißelt Hans Sachs seine Zeitgenossen in dem Schwank: „Der Teufel will die Hölle weiter machen." Der Dichter begegnet dem Teufel, wie dieser Werkleute sucht, die ihm die Hölle um etliche Meilen vergrößern sollen, denn sie sei schon gedrängt voll von Verdammten. Der Dichter ist sehr erstaunt darüber und meint, zu Ulysses' Zeiten, als die Menschheit heidnisch war, habe die Unterwelt

noch weite, leere Räume gehabt, und jetzt in den Zeiten des Christenthums sollte sie überfüllt sein? Und nun, um den Teufel von seinen Bauplänen abzubringen, hält Hans Sachs eine an Bosheit überaus reiche, ironische Vertheidigungsrede seiner Mitwelt. Der Teufel möge nur vorerst den geistlichen Stand ansehen, den Papst, Cardinäle und Bischöfe, wie uneigennützig und friedlich sie seien, wie demüthig sie Hof hielten.

Als ob sie recht Apostel wären.
Hochmuth und Pracht sie gar entbehren
Bei ihnen gibt's nicht Simonei,
Noch Irrthum oder Ketzerei;
Und wo sie einen Ketzer finden,
Nur mit der Schrift ihn überwinden.
Mit Fleiß sie Tag und Nacht studieren
Und Gottes Wort treu prädicieren.
Sie halten strenge Gott's Gebot,
Geduldig leiden sie den Tod
Des Glaubens wegen, und der Armen
Thun sie mit Milde sich erbarmen.
Ein Weibsbild niemals sie berühren,
Thun gar ein englisch Leben führen.

Den Laien sind sie ein heiliges Vorbild. Auch die Fürsten und Herren lieben den Frieden, die Gerechtigkeit und die Milde. Sie sind ein Trost und Schild der Armen, Witwen und Waisen. Sie dulden keinen Straßenraub und übermäßigen Wildstand. Die Schmeichler haben sie vom Hofe entfernt. Den Bundesgenossen und Reichsstädten halten sie die beschworenen Eide. Und so geht es fort; auch die bürgerlichen und bäuerlichen Zustände werden im rosigsten Lichte gemalt. Der Teufel aber ist misstrauisch und will dem Schönfärber nicht recht glauben. Er verlangt von dem Dichter, dass er zehn Zeugen für die Wahrheit seiner Worte beistelle, dann wolle er von seinem Bau abstehen. Diese Forderung kann Hans Sachs trotz aller Mühe natürlich nicht erfüllen. Er sieht nun ein, dass die Welt wirklich böse und nur durch die Gnade Christi einer Erlösung fähig sei.

Von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der Hans Sachsischen Schwänke konnten nur wenige andeutende Proben gegeben werden. Die beiden hier besprochenen Bände bilden eine wahre Schatzkammer von „Schimpf und Ernst", wie man im sechzehnten Jahrhundert zu sagen pflegte; urwüchsiger Humor neben Betrachtungen voll tiefer Weisheit, ausgelassene Scherze neben sittlich erhebenden Mahnungen. Zu ihrer Zeit haben sie dem Volke im besten Sinne des Wortes zur Erheiterung und zur Erbauung gedient. Heute sind nicht nur die neu erschlossenen, sondern auch die schon lange veröffentlichten Schwänke weiteren Kreisen zum großen Theile unbekannt. Trotz der begeisterten Hans Sachs-Feier des vorjährigen Herbstes! Dem äußerlichen Schaugepränge und der verrauschenden Festesstimmung ist, wie es scheint, nicht die erwartete, nachhaltigere, innige Beschäftigung mit

dem Dichter gefolgt. Zum Theil ist das begreiflich. Die äußere Form der Hans Sachsischen Dichtungen, die veraltete, gelegentlich unverständliche Sprache, der Mangel an einer ästhetischen Durchbildung ist für viele ein Hindernis, sie mit reiner Freude zu genießen. Sollten die Schöpfungen des Meistersängers, wozu sie alle Eignung besäßen, heute in stärkerem Grade zur Bildung des Volkes herangezogen werden, dann bedürften sie unbedingt einer geschmackvollen und geschickten Neubearbeitung. Unerschwinglich ist diese (zum Theil auch für die Schwänke, obschon ohne sonderlichen Erfolg versuchte) Aufgabe nicht; doch wer sie meisterlich lösen wollte, müsste ein sprachgewandter, volksthümlicher, welterfahrener, kerngesunder, herzensfrischer, mit einem Worte ein Hans Sachsen geistesverwandter Dichter sein.

Zwei deutsche Dichter Österreichs.

Ich bin nicht der Ansicht hochweiser Recensenten, die an unserer neuen deutsch-österreichischen Literatur nichts Beachtenswertes finden wollen, mit Ausnahme von etwa zwei oder drei Namen, mit denen sie Staat machen, während neben denselben Kräfte stehen, die mindestens ebenso großes Recht auf Anerkennung haben. Freilich sind das keine Modedichter, die nur in Hinblick auf einen recht großen Leserkreis schreiben, sie denken bei ihrem Schaffen wohl überhaupt kaum ans liebe Publicum, sie haben tiefere Interessen und — sie können warten. Ja dieselben, die ich heute meine, dürften überhaupt von der landläufigen Lesewelt kaum je im entsprechenden Maße gewürdigt werden, ihnen winkt das Erstrebenswerteste eines Dichters — eine kleine, feine, auserlesene Gemeinde.

Ich nenne zwei Namen. Der erste: Hans Grasberger. Seine Meisterschaft in der Lyrik, in der Erzählung, in der Mundart-Dichtung ist in diesen Blättern schon angedeutet worden, mehrfach haben sich die Leser auch durch Proben davon überzeugen können. Grasbergers Bedeutung als Dorfgeschichtenerzähler trat besonders in der Geschichte „Maria-Buch" zu Tage, die der „Heimgarten" vor ein paar Jahren veröffentlicht hat. Diese Erzählung ist nun bei Georg Heinrich Meyer in Leipzig als Bändchen erschienen, welches gewiss den wärmsten Beifall großer Kreise finden wird. Anders vielleicht ist es mit einem gleichzeitig erschienenen zweiten Bändchen desselben Verfassers bei demselben jungen, von frischem Muthe beseelten Verleger. Das ist eine ausschließliche Künstlergeschichte aus der Barockzeit für Feinschmecker. Sie betitelt sich „Maler und Modell". Diese Novelle gehört — und ich werde es bald nicht allein gesagt haben — zu den allerbesten der Gattung, sowohl was Erfindung als auch was

Ausführung anbelangt. Schon die Einleitung dazu ist das Gedankenreichste und Stimmungsvollste, was man sich denken kann. Sie führt uns wunderbar in die Zeit ein, in der die Novelle spielt.

Es reizt mich unbändig, den Stoff auszuplaudern, mit aller Strenge muss ich mir vorsagen, dass Bücher nicht gedruckt werden, um geplündert, vielmehr um gekauft und gelesen zu werden. In dem Helden dieser Novelle finde ich einen berühmten Namen der steiermärkischen Kunstgeschichte, als Schauplatz der bewegsamen Handlung errathe ich Graz, Eggenberg, Voran und Festenburg. Mit feiner Stimmungs- und Kleinmalerei ist ein Seelenconflict umsponnen — die Eifersucht. Frauen werden die Geschichte mit höchstem Interesse lesen, aber sie müssen hübsch gebildet sein, sonst nehmen sie gerade das Beste und Bedeutsamste nicht wahr, das darinnen ist. Denn manches Tiefe, nicht für Enthüllung Geeignete, ist mit feinstem Takte behandelt und manche Zeilen sind nur dazu da, dass man zwischen ihnen lesen kann. Und alles mit vollkommener Reinheit in Gedanken und Empfindung. Pikant im Sinne einer Modellgeschichte ist diese Novelle gar nicht, die Liebesangelegenheit liegt ganz wo anders, als der Leser etwa vermuthen wollte. Ich möchte aber noch einen kennen, der das Abenteuer des kleinen Michel mit den italienischen Ballerinnen so klar und plastisch erzählt, indem er es — verschweigt! Und ich möchte ihn sehen, den zweiten Dichter, der so unvergleichlich decent das diabolische Vorgehen der jungen Frau darstellt, mit dem sie ihren Gatten den Nebenbuhlerinnen zu entreißen glaubt! Vielleicht mag manchem während des Lesens die Anlage dieser Frau nicht vollends einheitlich dünken, erst der Überblick über das Ganze wird auch diesen Charakter rechtfertigen, ja zeigen, dass er auf das Bedachtsamste motiviert ist. — Und nun genug. Ich will gerade so viel gesagt haben, um für das feine Büchlein, in welchem thatsächlich jede Seite ihre besondere Schönheit hat, jenes Interesse zu erwecken, das es verdient. Das Übrige gibt sich dann von selbst.

Der zweite Name, den ich zu nennen habe, und von dem auch in dieser Zeitschrift mehrfach die Rede gewesen, gehört einem jüngeren Talente an, das aber nach meiner Empfindung berufen ist, in der jungen Dichtergeneration der Deutschen in Österreich den ersten Rang einzunehmen. Emil Ertl. Ich hatte Gelegenheit, dieses Poeten literarisches Werden und Wachsen zu verfolgen, von seinem Erstlingswerke „Abdewa" an durch seine „Liebesmärchen" bis zu den jetzt erschienenen Novellen. Das ist ein merkwürdig feiner Geist, der, sei es in romantischen Motiven, sei es in modern-realistischer Art, ein hochbeachtenswertes Können bekundet. Erst im vorigen Hefte ist aufmerksam gemacht worden auf sein neues Buch „Opfer der Zeit", welches wohl eine eingehendere Würdigung verdiente, als es in einer nicht literarisch-kritischen Zeitschrift möglich ist. Die beiden im genannten Buche enthaltenen Novellen schneiden so tief in das Leben

des modernen Menschen der Großstadt, dass der Leser selbst nachgerade mitzittert.

Ein zweites, eben bei A. G. Liebeskind in Leipzig erschienenes Bändchen von Emil Ertl nennt sich: „Miss Grant und andere Novellen". Diese Art des Titels, welche in einer Sammlung irgend ein Stück willkürlich bevorzugt und es gleichsam zum Führer der übrigen Reihe macht, mit welcher es oft in gar keinem Zusammenhange steht, diese Art ist jetzt beliebt, aber nicht nach jedermanns Geschmack. Doch Titel ist nebensächlich. Es gibt Geschichten und Sammlungen, sie könnten heißen schon wie sie wollten, so heißen sie doch — nichts. Diese Sammlung von Emil Ertl wäre aber auch durch den schlechtesten Titel nicht umzubringen.

Die erste Novelle als solche benennt sich trefflich „Miss Grant". Sie ist eigenartig genug. Die Miss Grant bekommt der Leser von Anfang bis zum Ende nicht zu Gesicht, auch der Held der Geschichte nicht, der sich in sie verliebt, ohne sie je gesehen zu haben, der sie in halb Europa vergeblich sucht, an ihrerstatt aber eine andere Braut findet, die ihm noch lieber ist, als jene, die er nie gesehen. Wie das alles zugeht, das muss man den Autor selber erzählen lassen. Mit welcher Grazie ist da alles gezeichnet, wie weiß er Bescheid überall, wohin er den Leser führt, und das ist ein gutes Stück Welt. Mit welch feinem Humor ist der Miss Grant suchende deutsche Professor geschildert! mit welch flotter Phantasie sind all die wunderlichen Zufälle und Missgeschicke dargestellt, die schließlich ein so gutes Ende finden. — Viele werden diese Novelle den zwei übrigen des Bändchens vorziehen; ich erkenne ihren Wert recht gut, neige mich aber doch zu den anderen, tiefer und psychologischer gedachten Arbeiten.

Das zweite Stück „Hedwig" ist eine kleine Weihnachtsgeschichte mit ernstem Hintergrunde und reizvoller Kleinmalerei. Vor Jahren sagte auf eine Frage, weshalb er so wenig schreibe, der Verfasser: „Mir macht jetzt etwas anderes Vergnügen. Ich verlege mich aufs Schauen. Sei es im Hause, auf der Gasse, bei Menschen oder Thieren oder Naturspielen, selbst das Gewöhnlichste und Kleinste zu beobachten macht mir Spass." Diese Schule trägt bei Ertl Frucht, die besonders wieder in der Geschichte „Hedwig" erfreulich hervortritt. Diese Geschichte hat aber nach meiner Empfindung einen Fehler. Es scheint einige Augenblicke lang, dass die kleine Hedwig verunglückt sei. Der Schreck und die Angst um das beim Christbaumfest vermisste Mädchen ist wohl dazu bestimmt, den unzufriedenen Vater, der einen Knaben haben will, zu bekehren. Er ist vor dem scheinbaren Unglücke erschüttert, der Leser müsste es auch sein, ist es aber nicht, weil er die Ungewissheit nicht miterlebt, weil er bereits weiß, dass das Mädchen nicht verunglückte. Hierin hat sich der Ver-

faſſer eine große Wirkung auf den Leſer entgehen laſſen, ohne dadurch etwas Beſſeres zu erreichen.

Die dritte und letzte Geſchichte der Sammlung, „Erſte Liebe“, hat jeder von uns, wenigſtens jeder Student einſt an ſich ſelbſt erlebt. Aber nicht jeder dürfte Gelegenheit gehabt haben, für ſeine Angebetete eine Ritterthat zu begehen, wie Ödön ſie um ſeiner Ella willen ausgeführt hat. Das Schelmenſtück iſt viel zu köſtlich, als daſs man es gleich ſo ausplaudern dürfte.

Dieſe Geſchichten, ſo wunderſam einiges in ihnen auch anmuthen mag, haben den beſonderen Vorzug, daſs ſie durchaus wahrſcheinlich erſcheinen. Schon die Einleitung, manchmal an Paul Heyſe'ſche Art erinnernd, führt uns von realem Boden aufs Geſchickteſte in die Dichtung hinüber, deren Reichthum an Erfindung wohl größer iſt, als es dem Leſer, der lauter wirklich Vorgefallenes in ihnen zu ſehen glauben dürfte, auffallen mag. Und das iſt die Kunſt, die dieſem Autor in reichem Maße zu Gebote ſteht.

Nebenbei noch eine Formſache in Bezug auf die Ausſtattung des zuletzt beſprochenen Buches. Bei ſeinem nächſten Werke, das wir mit Spannung erwarten, ſoll der Dichter den Verleger erſuchen, das Buch nicht mit lateiniſchen Buchſtaben zu drucken, ſondern mit deutſchen. Die lateiniſchen wollen wir der Wiſſenſchaft, den Fachwerken und der Geſchäftswelt überlaſſen. Die deutſche Literatur hatte ſeit jeher einen beſonderen Feſtſtaat — die deutſche Schrift. Dichterwerke, die uns lieb ſind, ſollen nicht den Reiſekittel des internationalen Forſchers, nicht das Werktagsgewand des Kaufmanns tragen, ſondern die durch unſere Vorfahren und durch unſere Claſſiker geheiligte deutſche Präge.

Auch bin ich kein Freund jener „ſplendiden“ Ausſtattung, in der auf einer Buchſeite der leere Raum des Papieres größer iſt, als der bedruckte. Das gibt bei geringem quantitativem Inhalte ein großes Volumen, nicht allein eine Papierverſchwendung, ſondern auch, was ſchlimmer iſt, eine Raumverſchwendung in unſerem Bücherkaſten. Kleine Schrift zum Augenverderben und daneben viel leeres Papier zum Platzfüllen, das iſt nicht gut. Gut aber iſt es, wenn ein Werk als ſolches ſo wenig Tadelnswertes an ſich hat, daſs der blutdürſtige Recenſent an der Ausſtattung ſein Müthchen kühlen muſs.

Roſegger.

Die Krippe in der Kunſt.

Von Joſef Bayer.[1])

Ein eigener Zug in den Religionen, halb myſtiſch und halb menſchlich, iſt das Zugeſtändnis, daſs ihre Götter geboren worden ſind. Sie ſind wohl an ſich ewig — aber das Ewige ſelbſt muſste in die Zeit eintreten, es hat ſeinen Moment der Erſcheinung in dieſer Welt gehabt. Dann zuckte von einer beſtimmten Stelle ein magiſcher Gewitterglanz auf oder es verbreitete ſich von da aus ein beſeligendes Licht, das zuerſt die nächſten Zeugen des Wunders traf und dann weiter und weiter drang. Auch die Lüfte blieben nicht ruhig, wunderſame Stimmen durchwogten ſie und regten geiſterhaft das phyſiſche Element auf. Als Rhea den Zeus nach der Legende von Kreta geboren, verbarg ſie das Götterkind in der Idäiſchen Höhle, wo es die Nymphen mit Milch und Honig nährten, während die wackeren Kureten es in heiligen Tänzen umkreiſten und mit Speeren auf die Schilde ſchlugen, damit der alte, ſeiner Nachkommenſchaft höchſt gefährliche Kronos das Geſchrei des Kindleins nicht höre. Waren dieſe Kureten — welche die Wiege des künftigen Donnergottes und Wolkenverſammlers mit heilſamem Geräuſch umwachten — Berggeiſter, Wolkendämone oder beides? Jedenfalls müſſen ſie als lärmende Geiſter gelten, und ſie thaten als ſolche dazumal ihren geeigneten mythiſchen Dienſt. Tiefer unten — nicht in ſagenhafter Bergeshöhle, ſondern auf dem Boden hiſtoriſcher Wirklichkeit, in der höchſt realen Localität eines verlaſſenen bethlehemitiſchen Stalles, wurde im Jahre des Heils Eins das hehre Heilandskind der chriſtlichen Welt, der Sohn Marias, geboren. Der Ort iſt topographiſch beſtimmt, und ebenſo der Zeitpunkt dieſes Ereigniſſes; wir ſchreiben ein beſtimmtes Regierungsjahr des Kaiſers Auguſtus, ja ſogar ein beſtimmtes Datum der officiellen Aufzeichnungen der Verwaltungsorgane von dazumal. Es war eine Volkszählung und Conſcription angeordnet; und ſo muſste eine Frau, die guter Hoffnung war, in dieſem Zuſtand den Ort ihrer Zuſtändigkeit aufſuchen, um da an geringſter Stätte, die aber fortan alles Geringe heiligte und verklärte, das Heil der kommenden Menſchengeſchlechter, der Armen und Beladenen zur Welt zu bringen. . . . Und wieder blieben die Lüfte nicht

[1]) „Bildende Kunſt der Gegenwart."

ruhig, als dies Wunderbare geschah; Engelsfittige rauschten durch, einen überirdischen Luftstrom erzeugend — Engelsstimmen tönten mit feinem, reinem Discant durch die stille Nacht. Und die Hirten, die ja spät auf der Flur verweilen und Nachtwache halten an der Hürde, sie vernahmen zuerst diesen Gesang, und des Herrn Engel trat zu ihnen und die Klarheit des Himmels leuchtete um sie. Da schallten ihre Schalmeien in die nachzitternden Laute des Engelsgesanges, und etwas schwang in der Luft mit wie Glockentöne, obgleich es dazumal noch keine Glocken gab. Es gieng was vor in der Höhe und im klaren, stillen Nachtgeheimnis, was sich in die Menschenherzen senken wollte, um sich in ihnen zu beleben und auszuformen und ihren Puls, ihre Blutwellen auf fast zwei Jahrtausende hinaus zu meistern und zu beherrschen. . . .

Doch wir für unseren Theil gehen hier der Kunst nach, und nicht zunächst dem Cultus. Ein recht unkünstlerisches Product, welches auf unseren Weihnachtsmärkten immer mehr verwildert, bald in die roh alberner Mache, bald — was noch schlimmer — ins Raffinement ausartend, weist uns auf ein altes, geheiligtes Grundmotiv der christlichen Kunst zurück: wir meinen die Krippe, die sich gelegentlich für das kindlich-dramatische Bedürfnis zum Krippenspiel belebt. Es ist nicht anders: diese pappendeckelnen, mit Moos beleimten Felsen und der Staffage von Hirten und Schafen dazu, die Engel drüber mit einem Draht im Rücken, mit farbenfeuchten Flügeln und der Rauschgoldglorie um die Puppenköpfchen, darunter der Stall und sein legendarischer Inhalt, Maria, der Nährvater, das „Christkindl" und Ochs und Esel dazu: dies alles zusammen ist nur das roh reproducierte, aber nicht allzu untreue Sujet der Krippenbilder, an welches die Maler der besten Zeitalter die zartesten Regungen und Eingebungen ihres künstlerischen Empfindens und Schaffens wendeten. Der Stall von Bethlehem wurde das Sanctuarium des Glaubens sowohl wie der Kunst.

In der Renaissance wurde auch das Christuskind artistisch neugeboren. Es blickte mit hellem, freudigem Aug' in die Welt, die es dereinst erlösen sollte — und vor allem wurde der kleine Gottmensch ganz und gar zum „Bambino", zum echten Kinde. Doch auch das rohe Stallgemäuer bekam eine vortheilhafte architektonische Umgestaltung: das Christkind kam jetzt meistens in einer malerischen, antiken Tempelruine zur Welt, die sich gegen den Beschauer hin, die heilige Gruppe wirksam umfassend, zu einer kleinen Loggia öffnete.

Die Früh-Renaissance entschlug sich bei der fröhlichsten Frömmigkeit doch nicht gewissen Verpflichtungen der traditionellen Auffassung. In den Krippenbildern des fünfzehnten Jahrhunderts — ob sie schon florentinisch, sienesisch, umbrisch oder altniederländisch und kölnisch — liegt noch das Christkind, mit einer Strahlengarnitur umgeben, auf dem Boden: gleichsam

eine Weihnachtsbescherung für die Madonna selbst, die auf den Knien, mit gefalteten Händen ihr neugeborenes Gotteskind anbetet. Es brauchte ein halbes Jahrhundert weiterer Kunstentwickelung dazu, ehe die heilige Jungfrau dessen inne wurde, dass dieser kleine Gottessohn doch physisch und menschlich ihr Kind sei. Der stufenweise Übergang in der artistischen Empfindung und Darstellung der Madonna ist von unaussprechlichem, nur lediglich nachzuempfindendem Zauber: wie herrlich ists, als diese endlich die anbetende Schüchternheit ablegt und in der menschlich-lieblichsten Weise in ihre Mutterrechte und Mutterpflichten eintritt! Bei Lionardo da Vinci, Raphael, Fra Bartolommeo darf die Madonna, ob zu Hause, in freier Landschaft, selbst auf dem repräsentativen Throne, immer Mutter sein — ebenso bei den großen Venezianern. Doch als das natürliche Verhältnis zwischen Mutter und Kind weiterhin immer mehr vorschlägt, hält mit dieser Auffassung der tendentiöse, durch die Gegenreformation aufgeschreckte Katholicismus plötzlich inne. Es folgen die sentimentalen Madonnen im Stil Sassoferratos und Marattas, die wieder das heilige Kind anbeten, am liebsten, wenn es schläft. Sie versuchen es, sich zu der frommen Naivetät der umbrischen Madonnen zurück zu affectieren, aber ohne einen anderen Erfolg, als den sie wieder nur bei gläubig affektierten Gemüthern erreichen können . . .

Aber kehren wir zu unserer Krippe, dem „Presepio", zurück. Bei den Quattrocentisten ist dieser Empfindungs-Inhalt, das andächtige Niederschauen zu dem Kinde in der Krippe, die Engel- und Hirten-Idylle am reinsten zusammengehalten und mit den unbefangensten malerischen Mitteln ausgedrückt. Noch halb mystisch ist das Krippenbild Fra Filippo Lippis in der Akademie von Florenz. Es zeigt die heilige Jungfrau in stiller Anbetung vor dem auf dem Boden liegenden Kinde, das am Finger saugt und das linke Füßchen in die Höhe hebt. Auf der anderen Seite der heilige Josef, die Wange in die Hand gestützt, tief nachdenklich. Weiter im Hintergrund eine stille betende Gemeinschaft zweier heiliger Gestalten: links hinter Josef St. Hieronymus, rechts hinter Maria die heilige Magdalena. Die Ferne ist eine Landschaft mit Hirten und Schafen, in der Höhe schönbeschwingte Engel, mit gefalteten Händen und einem querlaufenden Spruchband. Das Ganze ist ein gemaltes Gebet. Schöner noch ist die Geburt Christi desselben Meisters im Berliner Museum. Hier ist die heilige Idylle in einen Hain versetzt, mit umschließenden Felspartien. Diese Waldesdämmerung durchdringt das Licht von der Gestalt des Jesuskindes her, das in einem Blumenbeet am Boden liegt und über dessen Kopf die Taube schwebt. Maria kniet betend zur Rechten, links der Knabe Johannes mit der unorthographischen Inschrift von dem Lamm Gottes auf dem Spruchband seines Kreuzchens. Von oben schaut Gott Vater hernieder; im Hintergrunde links gewahren wir den meditierenden

heiligen Bernhard. — Ein ganz typischer Presepio bietet uns ein Bild des Umbriers Fiorenzo da Lorenzo in der Pinakothek von Perugia. Die Anordnung ist fast völlig symmetrisch. In der Mitte auf der Erde das lichte, helle Christkind mit emporgestreckten Ärmchen; zu beiden Seiten Maria und Josef, beide geneigten Hauptes, jene innig betend, dieser die Handflächen nach außen kehrend — man weiß nicht recht, ob der Anbetung oder der Verwunderung wegen. Hinten, wie auf einer Tribüne zusammengereiht, ein Chor von musicierenden und singenden Engeln. Gar schön und charakteristisch ist am linken Rande des Bildes die Gruppe der knienden Hirten, besonders der Alte vorne; an der rechten Seite sehen wir die obligaten Stallthiere. Auch dieses Bild geht in lauter liebenswürdig-naive Andacht auf; selbst die Thiere haben Religion und merken wohl, dass sie Zeugen eines heiligen Vorganges sind; der große Schäferhund hinter den Hirten ebenso wie der Ochs und der Esel an ihrer Krippe.

Es ist entschieden langweilig für die Dauer Beschreibungen von Bildern sich vorsetzen zu lassen, die man nicht vor Augen hat, darum will ich mich damit begnügen, das schöne Presepio von Francesco Francia in der Pinakothek von Bologna bloß zu nennen und damit dem Kundigen in Erinnerung zu bringen. In all diesen Bildern liegt das Kind als Anbetungsgegenstand noch auf dem nackten Boden. Weiterhin, in den mit mehr Kunst und Naturwahrscheinlichkeit arrangierten Krippenbildern des Cinquecento wird das Kind schon vorsorglicher auf etwas unterbreitetem Heu, wie in einer improvisierten Wiege gebettet. Man sieht deutlich, wie die Künstler die ganze Situation der überraschenden Geburt am unbequemsten Orte sich unter den Bedingungen der Wirklichkeit vorzustellen und malerisch zu versinnlichen strebten. Das Wunderbare wirkt auch herein, aber als ein Effect, dem die Malerei mit ihren inzwischen fortgeschrittenen Beleuchtungs- und Helldunkelstudien das Möglichste abzugewinnen sucht. Das Wunder des Glaubens wurde zu einem Wunder der Technik. Eine Glorie umgab seit jeher das neugeborene Christkind, aber Correggio machte sie in der berühmten „heiligen Nacht“ zu einer magisch wirkenden Lichtquelle im physikalischen Sinne. Er studierte die Wirkung dieses Mirakellichtes nach den Gesetzen eines supponierten Natur-Phänomens: als volles Reflexlicht gegen das niedergebeugte Antlitz der Madonna, in dem Blende-Eindruck an den Hirten, in der allmählichen Ausgleichung des Lichtes von beschränkter Verbreitung mit der Finsternis in der Landschaft. Dies ist der ebenso geniale als bedenkliche Vorgang Correggios, das Wunderbare malerisch-realistisch auszudrücken. Rembrandt, der Meister des völlig natürlichen, nicht durch kirchliche Glorien bedingten Helldunkels, führte nun freilich ohne alle Umstände die Geburt Christi auf die directe, unverhohlen realistische Auffassung zurück. Goethe beschreibt uns mit naiven

nachmalenden Worten die Composition. „Rembrandt versetzt uns in einen dunklen Stall; Noth hat die Gebärerin getrieben, das Kind an der Brust, mit dem Vieh das Lager zu theilen. Sie sind beide bis an den Hals mit Stroh und Kleidern zugedeckt; es ist alles düster, außer einem Lämpchen, das dem Vater leuchtet, der mit dem Büchelchen dasitzt, und Marien einige Gebete vorzulesen scheint. In dem Augenblicke treten die Hirten herein. Der vorderste, der mit der Stallaterne vorangeht, guckt, indem er die Mütze abnimmt, in das Stroh. War an diesem Platze die Frage deutlicher auszudrücken: ‚Ist das der neugeborene König der Juden?'"

Um die Geburt Christi sammelt sich noch ein weiterer Umkreis von Motiven und Stoffen, in welche die Kunstalter der Entwickelung und Blüte einen unendlichen Reichtum von Empfindung legten. Eben weil es wenige in ihrem Umriss bestimmt vorgezeichnete Gegenstände waren, konnte Gefühl und Phantasie — immer zu demselben Punkte zurückkehrend — hier ein Höchstes an inniger Versenkung in den Stoff, wie an künstlerischer Belebung desselben leisten. Der Cyclus dieser Themen ist etwa folgender: Vorerst die Geburt Marias und die Wochenstube der heiligen Anna. Immer wurde da die Situation in Leben und Sitte der Gegenwart versetzt; es war eine Idylle und ein Gesellschaftsbild der Häuslichkeit. Das Bad des Kindes, die liebevolle Beschäftigung der Wärterinnen mit demselben, dann der Besuch distinguierter Frauen, sei es aus Florenz, Siena, Perugia, bei der Wöchnerin aus dem Evangelium — dies sind die immer wiederkehrenden, in der liebenswürdigsten Weise variierten Momente. (Einige Hauptbilder: Die Geburt Marias aus den Fresken des Chors von S. Maria Novella in Florenz, von Domenico Ghirlandajo; die reizende Darstellung der Wochenstube der heiligen Anna von Girolamo del Pacchia im Oratorium von S. Bernardino in Siena; das berühmte Fresco Andrea des Sartos im Vorhof der Annunziata in Florenz.) Auf den Tempelbesuch Mariens, der um der reichlichen Betheiligung der Zuschauer willen einen unschätzbaren künstlerischen Wert hat, folgt dann die Verlobung Mariäs. Eine legendarische Hochzeitsfeier, der die Freier, welche die Stäbe zerbrechen, ein gewisses novellistisches Interesse verleihen. (Hauptbilder: Peruginos Bild in dem Museum zu Caen; Raphael's Spo Salizio in der „Brera" zu Mailand; Ghirlandajos Wandbild aus dem Leben Marias in S. Maria Novella zu Florenz.) Dann die Heimsuchung; der theilnehmende Antheil der älteren Frau an der jüngeren bei diesem für das Frauenschicksal so entscheidenden Moment. Fast alle großen Meister haben diesen Besuch höchst bedeutsam dargestellt. Auf die schlichte Pastoralscene der Geburt Christi folgt dann schließlich die Repräsentations- und Prunkscene der heiligen drei Könige. Da sitzt das Christuskind, das in den ältesten Krippenbildern noch auf dem Boden

lag, ſchon ſicher auf dem Knie der heiligen Jungfrau, wie ein Prinz in den Windeln, manchmal auf den Kopf des älteſten vor ihm knienden Königs langend, wohl auch zuweilen mit Kinderneugier den Deckel von den dargereichten Goldgefäßen abhebend . . .

So ſchließt ſich ein gar herrlicher menſchlicher Inhalt in dieſem legendariſchen Kreis zuſammen. Es bedarf eben auch des religiöſen Impulſes, um ſelbſt das einfach Menſchliche in die volle Verklärung der Kunſt einzuführen. Ohne die drei evangeliſchen Mütter: Eliſabeth, Anna und Maria, wäre das Mütterliche, ohne das heilige Gotteskind nie das Kindliche in dieſe volle Mitte der künſtleriſchen Empfindung und Darſtellung getreten.

Eine alte Chriſtnacht-Meſſe.

Von **Sebaſtian Schweiger**, Volksſchullehrer in Steiermark.

Dieſes Denkmal frommgläubigen Sinnes unſerer Vorfahren geht uns von einem Freunde des „Heimgarten“ aus Stainz zu. Die alte Handſchrift enthält den Text mitſammt den Singnoten, echte Weihnachtsmuſik in ihrer ſchlichten Lieblichkeit. Der Text wird hier mitgetheilt:

Weihnachtlieder in der Hl. Nacht.

Zum Kyrie.

Was macht ihr da in dieſem Stahl,
Ihr ehrvergeßne Leut,
Find ihr allhier in dieſem Thall,
Kein andre Wohnung heut,
Daſs ihr mein Vieh die ganze Nacht
Von ſeiner Ruhe ſtörrt,
Wer hat euch wohl daher gebracht,
Nur bald euch wieder ſcherrt.

O lieber Vater, ſeyt nicht ſperr,
Daß wir in dieſer Nacht,
Zu euch im Stall ſeyn kommen her,
Daß hat die Noth gemacht,
Ihr werd bald durch ein bſondern Blick
Erfahren wer wir ſeyn,
Dann werd ihr euer großes Glück
Voll Freuden ſehen ein.

So bleibts halt da, ich kenn euchs an,
Daß ös müßt ſeyn was Baas,
Ich wirs mein Weib befehlen ſchon,
Daß euch ſoll bringen was,
Der Ochs der iſt halt zimmlich grob,
Der Eſel auch nicht fromm,
Wann einer los wurd und ſich erhob,
Er bracht euch ja gley um.

O lieber Joſeph, dieſer Mann
Meints ja für uns nicht ſchlecht,
Ja, mein Maria, ich ſah ihm es an,
Daß er ſehr fromm und grecht,
Gott wird ihm geben jeder Zeit
Hier zeitlich ganzes Guth,
Und dort die ewig Himmelsfreud,
Die nie aufhören thut.

Zum Gloria.

Gloria, Gloria, Gloria in excelsis Deo!
Potz tauſend ihr Bubma,
Was muß das Ding ſeyn,
Das all weil thut klinga,
Und ſo klar thut ſinga,
Ich bild mir ſchon ein,
Was das Ding muß ſeyn.

Gloria, Gloria, Gloria in excelsis Deo!
Ich will ja gern ſeha,
Was das Ding bedeut,
Jetzt will ich gehn fragn,
Vielleicht thuns mirs ſagn,
Es gibt halt kein Fried,
Bey Mitternacht nit.

Gloria, Gloria, Gloria in excelsis Deo!
Wer da?
Zwey Engel vom Himmelsſaal.
Mein Lebtag zwey Engl,
Was thuts den ös da,
So thuts mirs doch ſagn,
Laßt mich nicht laug fragn,
Warum ös da ſeyts,
Und gar a ſo ſchreits.

Lieber Hirt, geh nur gſchwind
Mit mir, ich will dir ſagen,
Darfſt nicht lang fragen,
Es iſt geboren
Ein Kind, auserkohren
Vom Himmelsſaal,
Liegt in ein kalten Stall;
Iſt Gott und Menſch zugleich,
Kommt, kommt ihr Hirten,
Anbethet ihn all im Stall.

Ös habts ma verkündet
Ich ſollt lauffen gſchwind,
Es ſeye gebohren,
Ein Kind auserkohren,
Gehts lauf ma all zam,
Jeſus heißt ſeyn Nahm.

Gloria, Gloria, Gloria in excelsis Deo!
Jetzt wolma halt gehen,
Ja in Gottes Nahm,
Wir wolln das Kind grüßen,
Ihn fallen zu Füßen,
Daß es uns behüet
Vor Peſt, Hunger und Krieg.

Grüß dich Gott, mein kleines Kind,
Fallen dir zu Füßen,
Verzeich uns unſre Sünd.
Gieb den Frieden, wir bitten dich,
Segne unſre Felder,
Wie auch unſer Vieh.

Credo.

Seht wie die Hirten nach Bethlechem gehn,
Um zu erkundigen, was da geſchehn!
Seht, wie die Weiſen den Heiland zu ſehen,
Von der Hand Gottes geleitet, hingehn,
Aber was wollt ihr dem Heilande geben,
Liebe und Tugend begehrt er von euch;
Dieſe beweiſet, im töglichen Leben,
Macht euch durch ſie ihm gefällig und gleich.

Offertorium.

Heiligſte Nacht! heiligſte Nacht!
Finſterniß weichet, es glönzet hienieden,
Harfen verbreiten den ſüßeſten Klang,
Engel erſcheinen, verkünden den Frieden,
Lieblich ertönet ihr froher Geſang,
Chriſten erwachet und kommet geſchwind,
Folget den Hirten, die eifriger ſind,
Eillet nach Bethlechem, ſeht euer Diadem,
Hier liegt das Kind!

Göttliches Kind! göttliches Kind!
Du warst der seufzenden Väter Verlangen,
Sey mir von Herzen demüthig gegrüßt,
Sey mir mit brünstiger Liebe umfangen,
Und mit der zärtlichsten Wonne geküßt,
Göttlicher Heiland, der Christen ihr Haupt.
Was uns der Apfelbiß einstens geraubt,
Bringet uns deine Huld, Tilget die Sünden-Schuld,
Jedem, der glaubt.

Christen bedenkt! Christen bedenkt!
Zitternd vor Kälte, in Windeln gebunden,
Liegt hier der große gewaltige Gott!
Ach! soll dieß liebe Kind einstens voll Wunden,
Leiden am Kreutze den schmählichsten Todt,
Hört, wie beweglich er Menschen zuspricht:
Sündige Seele! erbarm ich dir nicht?
Der mich beleidiget, von neuen kreutziget,
Liebet mich nicht.

Liebreiches Kind! liebreiches Kind!
Einen zerknirschten Geist bring ich zur Gabe,
Keinen Verblendungen geb ich mehr Platz,
Kind! O dich liebt mein Herz, wenn ich dich habe,
Hab ich den besten den göttlichen Schatz,
Außer dir werde mich nichts mehr erfreuen;
Denn ich verlange vereinigt zu seyn,
Nur mit dir göttlicher! Du bist mein Gott und Herr!
Ich bin ganz dein.

Zum Sanctus und Benedictus.

Gottes Sohn, ließ sich hernieder,
Singet mit den Engeln hier!
Singt dem Neugebohren Lieder,
Jesus Gottkind, Lob sey dir!

Jesus ward uns heut gebohren,
Von Maria in der Nacht.
Uns, die wir sonst wärn verlohren,
Uns hat er das Heil gebracht.

Engel sangen Lobeslieder,
Gott, der in der Höhe thront;
Ehr sey ihm und Friede wieder,
Euch, die ihr auf Erden wohnt.

Hirten macht euch auf und gehet,
Zu dem Stall bey Bethlehem hin,
Jenes Kind, daß ihr dort sehet,
Ist der Heiland suchet ihn!

In der Krippe ihr ihn findet,
Arm liegt er auf Stroh und Heu,
Ihn den man im Windeln bindet,
Bethet an mit frommer Treu!

So wie es die Engel sagten,
Fanden bald die Hirten Ihn,
Die ihm fromme Gaben brachten,
Und anbethend fielen hin.

Eine reine Jungfrau säuget,
Den, der alle Menschen speißt,
Ihn, vor dem sich alles beuget,
Den der Seraph heilig preißt.

Hier auf dem Altare thronet,
Der einst in der Krippe lag;
Jesus liebvoll bey uns wohnet;
Preißet Ihn, an diesem Tag.

Singet heut mit Engeln — Hirten,
Bringet Gott, Lob, Preis und Ehr!
Gotteslicht glänzt den Verirrten,
Licht ward uns durch Jesu Lehr!

Heil ward uns durch Jesu Leiden,
Uns sein Blut gewaschen hat;
Er erwarb uns Himmelsfreuden,
Und des Vaters Lieb und Gnad.

Durch Ihn sind wir Gottes-Kinder;
Wenn wir folgen seiner Lehr,
Wenn wir nicht mehr bleiben Sünder,
Heil dann uns, Gott Lob und Ehr.

Singt dann heut im Jubelliede,
Singt vereint und fromm gesinnt:
Ehr sey Gott! — uns Heil und Friede,
Wenn wir guten Willens sind.

Agnus.

O Herzigs Jesulein, wollst uns allgnädig seyn,
Weil uns von Gott ankündet wird der Todt.
O göttlichs Kind, verzeih uns die Sünd.
Führ uns im Himmel ein,
Dort wolln wir ewig seyn,
Bey unsern Gott.

Schenk uns den Frieden, schenk uns das Leben,
Gib uns den Seegen wir bitten dich,
Gott, den wir lieben,
Laß uns nur siegen,
Laß uns nur dann nicht verlohren gehn.
Schenk uns den Frieden, wir bitten dich.

Hirtenlied von der Geburt Christi.

Christen, welcher Tag der Gnaden,
Der uns Sünder hat geladen,
Zu der Krippe in dem Stall,
Wo der Heiland ward gebohren,
Uns, die wir sonst wärn verlohren,
So rief Engellieder Schall.

Engel sangen Lobeslieder:
Ehr sey Gott, und Friede wieder
Euch, die ihr auf Erden wohnt;
Denn euch ist ein Kind erschienen,
Das, als Herr der Serphinen,
Mit dem Vater ewig thront.

Hirten, macht euch auf und gehet,
Jenes Kind, daß ihr dort sehet,
Auf den harten Stroh und Heu,
In dem Stall bey Bethlechem liegen,
Wird einst Todt und Höll besiegen,
Euch von Sünden machen frey.

Eine reine Jungfrau säuget,
Den, vor dem sich alles beuget,
Den, der alle Menschen speißt,
Trettet hin zum Thron der Gnaden,
Denn euch hat er eingeladen,
Er liebt Arme in dem Geist.

So wie es die Engel sagten,
Welche diese Bothschaft brachten,
Fanden bald die Hirten ihn,
Welcher Fleisch hat angenommen,
Und vom Himmel ist gekommen,
Um zu führen uns dahin.

Dieß Kind lehrt uns heut schon lieben,
Demuth, Armuth und stäts üben
Nächstenliebe, sein Geboth;
Dann giebt er uns beßre Güter,
Wenn wir Gott und unsre Brüder,
Christlich lieben bis in Todt.

Jeſu, du trugſt unſre Bürden,
Dir ſey auch mit Engeln, Hirten,
Von uns Lob, Preis, Dank geſagt!
Gottkind, du wardſt einſt gebohren,
Uns, die wir wären ſonſt verlohren,
Haſt du Glück und Heil gebracht.

Gieb uns, daß wir allzeit ſchätzen,
Dieſes Glück und nie verletzen,
Dein Geboth das Liebe lehrt,
Jeſus wurde unſer Bruder;
Chriſt, auch du ſey ſtäts ein guter
Bruder, ſchätze Brüder Werth.

Ich glaube.

Bekenntniſſe und Geſtändniſſe von **Peter Roſegger.**

(Fortſetzung.)

Und an Jeſum Chriſtum, ſeinen eingebornen Sohn unſern Herrn.

Einſt kam aus fernen nordiſchen Landen ein Fremder gereist. Da war es, als er im Bergland wanderte, daſs er eines Tages heftig erſchrak über etwas, das ſeine Augen ſahen. Plötzlich vor ihm auf einem Baumpfahl hieng ein Menſch. Er war faſt nackt, ſeine Arme waren ausgeſpannt und mit eiſernen Nägel ans Holz geheftet, ſo auch die Füße. An der rechten Seite hatte er eine tiefe Wunde und er war leblos. Raſch eilte der Fremde an dem grauenhaften Bilde vorüber, das an der Straße ſtand. Doch er gieng nicht lange, ſo kam er zu einer zweiten Erſcheinung, die der erſten ähnlich war. Auch hier an einer Brücke hieng wieder ein Menſch ſo an den Pfahl geheftet. Und weiter unten, wo das Dorf anhub, noch einer, und dort, wo die Begräbnisſtätte der Todten war, hingen ſie zahllos gepfählt, wie als ob der grauſamſte Feind in der Gegend gewüthet hätte. Die Leute aber giengen gleichgiltig an den gewürgten Geſtalten vorüber. Da fragte der Fremde einen Mann mit weißen Haaren, was die vielen Gemordeten zu bedeuten hätten, die man in dieſer Gegend allerorts auf Baumpfählen hängen ſehe?

Hierauf antwortete der Greis: „Woher kommt Ihr, o fremder Mann, daſs Ihr das Kreuz nicht kennt? Wiſſet, nicht in dieſer Gegend allein findet Ihr das Bild, in allen fünf Welttheilen iſt es aufgerichtet, es müſste denn ſein, daſs im hohen Norden, wo eine einzige Nacht Monde lang währt, die Botſchaft noch nicht heimiſch iſt. Es ſind auch nicht verſchiedene Perſonen, deren Bild am Pfahle hängt, es iſt das Bild eines Einzigen — ja wahrhaft, eines Einzigen im Himmel und auf Erden.“

Als der Greis alſo geſprochen, bat ihn der Fremde, daſs er ihm etwas von dieſem Einzigen erzähle, denn er könne es nicht begreifen.

„Wir alle, mein Sohn, wir alle können es nicht begreifen", sagte der Greis. „Es sind Mächtige gewesen und Angesehene, die in berückenden Worten den Himmel auf Erden verkündet, und die Völker haben trotzdem ihre Lehre nicht angenommen. Anders bei diesem Einzigen. Hört mich an. Vor fast zweitausend Jahren lebte in Osten ein armer Rabbi. Er wanderte im heißen Lande mühevoll umher und predigte seinem Volke eine neue Lehre. Andere Propheten hatten gesagt: Wirf nieder die Feinde deines Volkes, nimm ihr Land, mach' ihren Fleiß und ihren Schweiß dir zu Nutzen, herrsche auf Erden! — Der Rabbi aber sagte: Wir alle sind Kinder eines Vaters, unser Reich ist nicht von dieser Welt. Unser irdisches Los ist Entsagung und Geduld, erst im Reiche der Unsterblichkeit, der ewigen Heimat beim Vater werden wir selig sein. — Andere Propheten hatten gesagt: Liebe dich und werde stark; den Gegner hasse Aug' um Aug', Zahn um Zahn! — Der Rabbi sagte: Liebe deine Feinde, thue Gutes denen, die dich hassen. — Und als der arme Wanderprediger also die seltsame Lehre von der Entsagung und Menschenliebe an vielen Orten verkündet hatte, was geschah? Was glaubt Ihr, dass geschehen ist?"

Der Fremde antwortete: „Sie werden ihn als wie einen Narren verlacht und sich dann gleichgiltig von ihm abgewendet haben."

„So geschah es nicht", sagte der Greis. „Man hat seine Lehre von der Sanftmuth und Güte für staatsgefährlich erklärt, man hat ihn zum Tode verurtheilt und durch die Kreuzigung ihn hingerichtet, wie Ihr es an den Standbildern dargestellt seht."

„Ja, war", so rief der Fremde nun aus, „war denn überhaupt an die Möglichkeit zu denken, dass die von Natur so gesund selbstsüchtig gearteten Menschen diese reine Knechtes- und Selbstverneinungslehre je annehmen würden?"

„Sie haben ihn doch getödtet", sagte der Greis. „Man wird wohl gefürchtet haben, dass eine solche Lehre, wenn sie um sich griffe, die Reiche und die Völker und die Familien zersetzen und auflösen müsste. Anstatt dessen hat das Evangelium des Rabbi die Familie geadelt, die Völker gesittet und erzogen, die Reiche gestärkt, die Welt erlöst."

„Hat sie sich denn wirklich verbreitet, diese einfältige Lehre?" fragte der Fremde aus dem hohen Norden.

„Sie hat sich verbreitet vom Orient zum Occident, sie hat eine neue Menschencultur geschaffen und eine neue Weltgeschichte. Die kindliche Lehre des armen Nazareners, die nichts als Armut und Demuth predigte, sie hat gesiegt über die brutalen Gesetze, sie ist die herrschende Religion der Welt geworden. Seit die Menschen Geschichte machen und schreiben, steht diese Erscheinung einzig da."

Der Fremde ſtand lange vor einem der Kreuze und ſchüttelte das Haupt. Dieſes Zeichen, welches den heißen Menſchenherzen die ſchwerſte Buße gebracht hat, wird am höchſten geehrt auf der Welt. Wie kommt das?

Ja, wie kommt das, du Fremdling? Es kommt davon, weil man eingeſehen hat, daſs die Opferfreudigkeit für andere zum höchſten Segen für den Einzelnen wie für alle werden muſs, daſs der Opfertod des einzelnen tauſend Leben erzeugt, daſs die Menſchheit nicht durch den Egoismus des einzelnen beſteht, ſondern durch ſeine ſelbſtloſe Liebe zu anderen.

Man nennt das eine göttliche Lehre. Und warum, weil es eine menſchliche nicht ſein kann. Die Menſchen haben vorher tauſende von Jahren gelebt und haben alle denkbaren Satzungen aufgeſtellt und haben alles Mögliche verſucht, um dieſes Geſchlecht zu heben. Aber ſie waren zu ſehr Menſchen, jeder hat im Tadel bei anderen angefangen und in der Liebe bei ſich ſelber; jeder hat die Laſter der andern gehaſst und ſeine eigenen gehätſchelt; jeder hat die Buße der anderen gepredigt, ſich ſelber aber dem Genuſſe ergeben. — Da kam dieſer einzige und hat gezeigt, was Liebe iſt und wie man ſich willig ſelber opfert für die Mitmenſchen. Das war nicht mehr menſchlich, das war göttlich groß. Und alſo hat man dieſen Einzigen den göttlichen genannt, den Gottesſohn.

Sind wir als Geſchöpfe Gottes gleichwohl alle Gottesſöhne — ſo nahe ſteht dem Größten doch keiner, ſo ähnlich iſt ihm keiner, als Chriſtus. Denn ſeine Lehre iſt die ſchöpferiſche, welterhaltende, menſchenadelnde, ſeelenreinigende, ſeligmachende Lehre. Sie erſtreckt ſich weit über die irdiſchen Angelegenheiten hinaus, ſie ruft die Todten wach und erſchafft aus ihnen Unſterbliche.

Unter den Milliarden von Gotteskindern hat der Herr keinen, der ihm ſo ähnlich wäre, als der Sohn des armen Handwerkerpaares aus Galiläa. Darum iſt es ſein Einziger, ſein Eingeborener.

Dieſer eingeborene Sohn Gottes macht uns ſelig, gibt uns ewiges Leben, verlangt aber von uns eines — nämlich, daſs wir an ihn glauben. Durch ſeine Lehre und ſein Beiſpiel können wir gut und heilig werden, ſelig aber nur, wenn wir an ihn glauben. Wir brauchen nicht den vom Himmel gekommenen Gottesſohn in ihm zu ſehen und können doch ſeinen Geboten nachleben und das Chriſtenthum erfüllen. Doch, um ſelig zu werden, iſt das zu wenig. Nur wer in ihm den perſönlichen ewigen allmächtigen Gott ſieht, der den Tod überwindet und ſeine Nachfolger in den Himmel führt, nur der wird ſelig und er iſt es ſchon. In dieſem Glauben iſt er's ſchon, darin liegt es. In der Hoffnung, in der Vor-

stellung erleben wir's ja eben. Gibt es überhaupt ein anderes Leben im menschlichen Sinne, als im Bewusstsein desselben, in der Vorstellung dass wir leben, sehen, hören, fühlen? Ob diese Vorstellung durch grobsinnliche, durch reale Dinge veranlasst wird, oder durch ideale Keime, das ist im Grunde eins. Wenn wir nur sehen, hören, fühlen, genießen, sei es mit dem leiblichen, oder mit dem geistigen Auge — wir *leben*, und das ist's, was wir wollen. Ich habe mir oft gedacht, dass die Güter, die wir uns einbilden, eigentlich weitaus wesentlicher sind, als die, welche thatsächlich bestehen. Diese letzteren können durch allerlei Zufälle in jedem Augenblicke leicht zerstört werden, die eingebildeten Güter, die der Vorstellung, der Erinnerung, der Erwartung leben beständig und unzerstörbar in unserem Gehirn, so lange, bis dieses selbst verfällt. Darum schmäht mir das Ideal nicht! Es ist ein realer Wert in seiner Art, es ist ein Besitzthum und es ist ein Erlebnis. Und wenn Christus uns sagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird selig! — und wir glauben ihn, so sind wir schon vorweg selig in der Erwartung der ewigen Seligkeit.

Im steirischen Oberlande lebte ein Bauersmann, dem man den Spitznamen: Der Zweispanige gegeben. Diesen Namen hatte er sich durch seine Sonderlingsart verdient. Er war ein wohlhabender Grundbesitzer, hatte Familie, ein großes Gesinde und zahlreiche Freunde, und doch sah man ihn fast nie in Gesellschaft. Immer gieng er allein umher, und doch nicht allein. Wenn er des Weges schritt, nahm er stets das schlechtere, holperige oder nasse Geleise und so, dass zu seiner rechten Seite der gute Theil des Weges frei blieb, gleichsam für einen Weggenossen, den er ehren wolle. Und doch sah man nie jemanden an seiner Seite wandeln. Kehrte er in einem Wirtshause zu, so ließ er stets ein Glas Wein für sich bringen, und ein zweites für einen anderen, den man nicht sah. Dieses zweite musste auf einer Blechtasse, oder auf einem weißen Teller aufgetischt werden, wie es auf dem Lande bei vornehmen Gästen der Brauch ist. Als der Bauer seinen Wein ausgetrunken hatte, pflegte er die beiden Gläser ohne weiteres zu zahlen und zu sagen, wenn ein durstiger Mensch vorhanden wäre, so möge er das Glas Wein auf der Tasse austrinken. Zu Hause ließ er bei jeder Mahlzeit auf den Ehrenplatz unter dem Hausaltare ein besonderes Gedeck auftragen, das bestand aus weißem Porzellan und aus Silberbesteck, es musste immer blank und rein sein. Der große Tisch war wohl besetzt, der Hausvater saß an seinem Platze, ihm zur Rechten aber, wo das feine Zeug war, blieb der Platz leer. Und doch benahm der Bauer sich gar ehrerbietig gegen diese Seite hin, als ob ein hoher Herr dort säße. Nach Tische wurde mit demselben Gedecke irgend ein Armer gespeist.

Wegen solcher Genossenschaft mit einem Unsichtbaren hatte man ihn den „Zweispanigen" genannt. Wurde er befragt, was denn solches bedeute, so antwortete er darauf nicht, oder nur mit den dunklen Worten: Er ist ja da. — Man wusste nun wohl, wen er meinte. Den Herrn Jesus. Ihm zu Lieb und Ehr gieng der Mann den schlechteren Weg, ihm zu Lieb und Ehr ließ er bei Tische decken, und wenn er bei der Arbeit war oder bei einer Ergötzlichkeit, immer war er still, wohlgemuth und benahm sich so, als sei er in Gesellschaft mit einem zweiten Vornehmen, den man aber niemals sah. Noch nicht in hohem Alter, erkrankte der Mann zum Sterben. Da musste neben seinem Bette ein Sessel stehen, und nun legte er seinen Arm so hin, als ob er jemanden an der Hand halte und er führte leise Gespräche mit dem Unsichtbaren, der auf dem Sessel saß. Als er gestorben war, wagte niemand den Sessel vom Bette zu rücken. Dann fügte es sich, dass sein Grab auf dem Kirchhofe in der Nähe eines Grabmales war, einer weißen Marmorgestalt, den guten Hirten darstellend. Und als sie den Sarg des Bauers in die dunkle Tiefe senkten, da fiel es mir, der ich dabei war, auf, wie die von der Sonne hellbeschienene Gestalt des guten Hirten ein schönes, weißes Licht hinabsandte ins offene Grab.

Und dieser Bauersmann war einer von denen, die schon auf Erden selig sind im Glauben an Jesum Christum. —

Im Laufe der Zeiten haben sich unzählige Propheten und Lehren gegen das Christenthum erhoben. Alle schmeichelten der menschlichen Natur, und doch ist keine dieser Lehren siegreich geworden. Das Christenthum hat ein neues Leid auf die Welt gebracht. Das Mitleid. Doch mit diesem neuen Leide heilt es tausendfältig altes. Durch dieses neue Leid hat es gesiegt. Freilich wohl gibt es Gleichgiltige, Abtrünnige und Bösartige, es gibt heidnische Sitten und materialistische Strömungen groß und mächtig, es gibt Ungerechtigkeit und Frevel, oft zum Verzagtwerden. Und doch waltet in unserer Cultur der Geist des Christenthums. Er waltet im Gesetze und in der Absicht und im Gemüthe. Und mancher, der sich dagegen sträubt, ist darin befangen. Wird schon von vielen die Gottesliebe geleugnet, die Nächstenliebe als Grundsatz bleibt aufrecht und gilt als oberstes Sittengesetz.

Da ist vor einigen Jahren in Deutschland ein moderner Feuergeist dahergekommen und der hat Folgendes gesagt: Was bisher Tugend geheißen, die Selbstbescheidung, die freiwillige Armut, die Demut, die Nächstenliebe, das ist nichts als Schwäche, Degenerierung, Fehler, in letzter Linie Sünde, weil sie das Menschengeschlecht heruntergebracht und die Erbärmlichkeit zum Ideal erhoben hat. Die einzige und wahre Tugend ist der gesunde Egoismus, die That des Starken. Der Starke muss den Schwachen vernichten, damit die Schwäche ausgerottet werde. Der Herrschergeist muss

die Knechteseelen unterjochen, damit die niedrige Banalität nicht sieghaft werde. Der Starke, Rücksichtslose und Brutale allein verdient Herr zu sein, er ist der Übermensch, der Gottmensch! — Diese Lehre eines geistreichen Denkers war in blendend schöner Sprache geschrieben und man hätte meinen können, bei der Neigung unseres jüngern Geschlechtes zur Roheit, Kraftmeierei und zu Kriegsfahrten müssten solche Grundsätze Funken in ein Pulverfass sein. Man hat thatsächlich mit großem Interesse über den neuen Propheten gesprochen und geschrieben, aber eine Gemeinde von Übermenschen hat sich nicht gebildet. Es wäre das auch nicht möglich, denn auf ein Gemeinsames ist die Lehre gar nicht angelegt, denn immer muss der Stärkere den Schwächeren vernichten, bis von den zwei übriggebliebenen letzten Starken der Stärkere den anderen todtschlägt. — Das Christenthum hat in den Völkern zu tiefe Wurzeln gefasst, als dass man über eine solche „Offenbarung" nicht ruhig zur Tagesordnung hätte übergehen können.

Ein anderer, ein russischer Prophet, hat in neuester Zeit das Gegentheil von der eben angedeuteten Herkulesreligion verkündet. Der sagt: Nicht der Naturkräftige, Mächtige, Rücksichtslose ist stark, sondern der Nachgebende, Sichfügende, Nichtwiderstrebende, der Geduldige und Demüthige. Ein Feind wird nicht besiegt, indem man ihn bekämpft, denn da sammelt und rüstet er sich immer noch mehr als Feind und gefährdet den sich wehrenden Gegner immer aufs neue und ruht nicht, bis er diesen zugrunde gerichtet hat, falls er nicht selber zugrunde gerichtet wird, so dass es auf keine Weise ohne Verbrechen abgeht. Wer aber seinem Feinde nicht widerstrebt, der benimmt ihm die Spannkraft, er wird manches zu erdulden und zu leiden haben, doch er wird nicht in Gefahr stehen, im Kampfe vernichtet zu werden, er wird den Feind entwaffnet haben und ihn allmählich zum Freunde machen — kurz, er wird in seiner Weise siegen. Thatsächlich kann man im Leben überall beobachten, dass der Geduldige, Sichbescheidende zwar arm und gering dahinleben muss, dass er aber keine unmittelbaren Feinde hat, und dass er ziemlich unangefochten und anständig durchs Leben kommt. — Diese letztere Lehre ist trotz der scheinbaren Schwäche, die sie predigt, völkerstärkend und culturfördernd, während die erstere völkerschwächend und culturvernichtend wäre.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass diese beiden Lehren, die vom Übermenschen und die vom demüthigen Knechte, zu gleicher Zeit aufgetreten und sich gegenüber gestanden sind. Die letztere fand natürlich mehr Verständnis, denn sie ist das ursprüngliche Christenthum.

Wenn man Lust hätte, die beiden Weltanschauungen vergleichsweise gegenüberzustellen, so könnte man sagen, die Lehre vom Übermenschen sei eine rein aristokratische, die des Christenthums aber eine demokratische. Und

doch wie seltsam, bei näherem Einblicke finden wir, dass erstere den Aristokratismus bloß theoretisch fördert, letztere dem Aristokratismus aber praktisch eine mächtige Stütze ist. Denn eine Lehre, welche dem Volke Knechtschaft und Verzichtleistung predigt, macht es den Starken und Eigennützigen leicht, es in Knechtschaft zu erhalten, die Güter an sich zu nehmen, und die Herren der Welt zu werden. Man hat in diesem Sinne das Christenthum sehr unchristlich ausgenützt und oft habe ich mir gesagt, dass Karl der Große, welcher die Völker mit Feuer und Schwert zum Christenthum bekehrt hat, nichts weniger als Christ gewesen ist. Aber auch der russische Kaiser ist es noch heute nicht, wenn er in seinem Reiche den Glaubenszwang aufrecht hält, und unsere Gesetzwalter sind auch nicht christlich, wenn sie sagen: Zur Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung müsse das Volk in der Religion erhalten werden. Zum Satan, nein! Nicht der gesellschaftlichen Ordnung wegen, nicht des Vortheiles einzelner Personen oder Classen oder Staaten wegen muss es Religion geben, sondern darum, weil es ein Bedürfnis der Herzen ist, weil es Gottes wegen ist. Was hat sich jener Priester gedacht, der mir salbungsvoll auseinandersetzte, dass der öffentlichen Sicherheit wegen die Religion in den Massen unerlässlich sei? Wenn der Priester selbst Atheist ist — und der Mann war in diesem Falle einer — dann gute Nacht! — Es soll freilich nicht allzuselten vorkommen, dass Priester ungläubig sind, die Ursache mag theils darin liegen, dass sie die religiösen Verrichtungen zu handwerksmäßig auffassen, wodurch dieselben den Geist verlieren, und dass sie zu viel über das Dogmatische haben studieren und denken müssen, wodurch die Unmittelbarkeit des Herzensglaubens geschädigt wird. Indes glaube ich doch immer noch zum Troste, dass wir mehr Priester als Pharisäer haben.

Was die Ausbreitung anbelangt, von der oben die Rede war, so verdankt das Christenthum seine Ausbreitung nicht sosehr der Gewalt, als vielmehr den Tugenden der Friedfertigkeit, der Sanftmuth, der Opferwilligkeit und Bekenntnisfreudigkeit im Sinne der Apostel. Und dass die Menschen ihr angenommenes Christenthum nicht abgeschüttelt haben, obschon es ihnen oft nur Unterdrückung und Armut gebracht hat, das beweist am besten, wie tief diese Lehre in ihr Herz eingegangen war und wie reichlichen Ersatz für den Entgang irdischer Werte sie in der christlichen Verinnerlichung ihres Lebens, in ihrem Gemüthe gefunden haben.

Der Kern der christlichen Lehre ist die Bergpredigt. Ein beispielloses Monument. Sie ist überaus vielfach und verschiedenartig gedeutet worden. Ich habe nie besonders darauf hingehört, sondern das Evangelienbuch genommen und mir die Auslegung selber gemacht. Meine Auffassung ist recht einfach. — Selig sind die Armen im Geiste. Das ver-

ſtehe ich nicht ſo, als ob die geiſtig Beſchränkten ſelig wären, nein, im Geiſte ſind ſie ſelig, die Armen, die ſonſt nichts haben, in ihren Idealen und Vorſtellungen, in ihrem geiſtigen Leben, ſie haben den Himmel in ſich. Die Sanftmüthigen ſind ſelig, denn ſie werden das Land beſitzen, ſie werden den Genuſs der Schönheit des Landes haben, während die Sorge und Mühſal um dasſelbe denen zufällt, die ſich deſſen Herren nennen. Die Traurigen ſind ſelig, denn ſie können nicht enttäuſcht werden, jeder ſanfte Lichtblick iſt ihnen zum Troſt, zur Freude, während die Vergnügten jeden Augenblick Gefahr laufen, betrübt zu werden, oder, als an die Freude gewöhnt, im Unglücke der Verzweiflung anheimfallen. Die nach Gerechtigkeit ſich ſehnen, ſind ſelig, denn ſie finden in der Gerechtigkeit eine göttliche Bundesgenoſſenſchaft, ſie ſehen die Spur Gottes in dem, wie das Gute zum Siege und das Böſe zum Untergange kommt. Die Barmherzigen ſind ſelig, denn im Mitleide mit anderen finden ſie ihr beſſeres Selbſt, ſpüren die Zuſammengehörigkeit mit den Menſchen, fühlen ſich nicht allein, ſondern in gemeinſamer Hut mit allen. Selig ſind, die ihr Herz rein halten von irdiſchen Begierden, ihnen wird das Anbild Gottes, das ſie in der Seele tragen, nicht getrübt. Die Friedſamen ſind ſelig, denn kein Haſs und keine Schuld beunruhigt ihr Herz, ſie ſind harmlos und froh wie die Kinder, die Gott an ſeiner Bruſt wiegt. Die ihrer Ideale wegen unſchuldig Verfolgten ſind ſelig, denn es iſt Seligkeit für das zu leiden, was man liebt und das Anbild wird uns immer noch theuerer, je mehr Anſtrengung die Feinde machen, es uns zu entreißen. Nicht ſie *werden* ſelig, ſagt Chriſtus von allen denen, vielmehr ſie *ſind* ſelig. — Denen Erkenntnis geworden, ſie ſollen offen bekennen, ſollen gleichſam das Salz der Erde und das Licht der Welt ſein, indem ſie ihre Überzeugung freimüthig ausſprechen. Dann weiter: Sollſt aus Demuth in verſchloſſener Kammer beten, aber auch vor den Leuten dich deſſen nicht ſchämen. — Ich bin, ſo ſagt er, nicht gekommen, die alten Geſetze aufzuheben, ſondern ſie zu erfüllen, aber nicht zu erfüllen nach dem todten Buchſtaben, ſondern nach dem lebendigen Geiſte. Nach dem Buchſtaben erfüllen es ja auch die Schriftgelehrten und Phariſäer, aber wenn ihr thut wie dieſe, werdet ihr nicht gerecht ſein und den Himmel niemals gewinnen. Die Schriftgelehrten ſagen: Du ſollſt nicht tödten; ich ſage, du ſollſt nicht einmal zürnen. Wer zürnt und richtet, der wird ſelbſt gerichtet werden. Nichts nützen dir deine Opfergaben auf dem Altare, wenn du mit deinem Nächſten Feindſchaft haſt. Bei den Alten heißt es: du ſollſt nicht ehebrechen. Ich ſage, du ſollſt nicht einmal den Gedanken haben, die Ehe zu brechen. Schaut dein Auge begehrend nach der Frau des Nächſten, ſo blende dich, — beſſer dein Auge iſt verloren, als deine Ehrbarkeit. Streckt deine Hand ſich aus nach dem Gute des Nächſten, ſo haue ſie ab; beſſer deine Hand iſt hin, als deine Seele. Bei den Alten

heißt es: du sollst nicht falsch schwören. Ich sage, du sollst überhaupt nicht schwören bei Gott; ja oder nein, das sei genug. Bei den Alten heißt es: Aug' um Auge, Zahn um Zahn; ich sage, du sollst dich gar nicht widersetzen, sollst alles geduldig leiden. Bei den Alten heißt es, hasse deinen Feind; ich sage, liebe deinen Feind, thue Gutes denen, die dich hassen. So thut auch unser Vater im Himmel den Menschen, die ihm feindselig sind, werde ihm ähnlich. Die zu lieben, die dich lieben, das ist leicht, dazu brauchen wir kein Gesetz, das thun auch die Gottlosen. Willst du mir folgen, so trachte vollkommen zu werden.

So höre ich es, das Wort Christi in der Bergpredigt, die an Gewalt und Erhabenheit ihresgleichen nicht hat. Und also fährt sie fort:

Thust du Gutes, so thue es nicht der Leute wegen, sonst hast du keine Freude an deiner That. Nicht einmal deine linke Hand soll es wissen, was die rechte thut, so geheim halte das gute Werk, dein Vater im Himmel sieht es doch und wird es segnen. Wenn du betest, so mache nicht viel Geschwätz. Ergib dich in den Willen dessen, der im Himmel ist, preise seinen Namen, suche sein Reich. Bitte um Vergebung deiner Schuld, gelobe, dass du auch deinen Beleidigern verzeihest. Bitte um die Stärke des Herzens gegen die Versuchung der Welt und um die Erlösung vor dem Bösen. — So sollst du beten. — Büßest du eine Sünde, so thue es nicht mit scheinheiliger Geberde, schmücke dich festlich, sei heiter, damit die Leute dir nicht ansehen, dass du büßest. — Sammle nicht Schätze auf Erden, die vergänglich sind; sammle vielmehr Schätze zu deiner geistigen Vollkommenheit, hinterlege sie beim Vater im Himmel. Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz, und es soll nicht an der Erde kleben, es soll bei deinem himmlischen Vater sein. — Bist du der Erde, so kannst du nicht des Himmels sein, denn zweien Herren kann man nicht dienen. Sorge nicht für dein zeitliches Leben, sorge für dein ewiges. Der Herr kleidet die Blumen auf dem Felde, nährt die Vögel in der Luft und sollte deiner vergessen? Arbeite für den Tag, bitte um das Brot für heute und trachte froh und heiter nach dem Reiche Gottes, nach dem Frieden des Herzens. Das Wort Gottes ist deine einzige Leuchte, alles Licht der Welt ist Finsternis. Richte nicht über andere, damit nicht du selbst gerichtet werdest, denn wie du thust, so wird dir gethan werden. Bessere dich zuerst selbst, dann verlange Besserung deines Nächsten. Gib dein Bestes nicht dem Schlechten hin, behalte dein Heiligstes bei dir selber. Bestrebe dich, dann wirst du erlangen, bitte Gott, und er wird dir geben. Wenn dein Sohn dich um Brot bittet, so wirst du ihm keinen Stein geben, umsomehr wird dein himmlischer Vater auf dein Bitten dir geben, was dir frommt. Was du willst, dass die Leute dir thun, das thue du ihnen, das ist der Kern des Ge-

setzes. Der Weg zur Vollkommenheit ist schmal und beschwerlich, wenige gehen ihn. Hüte dich vor falschen Lehrern, die schmeichelnd zu dir kommen um deine Seele zu verführen; beurtheile sie nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Werken. Zeigen sie schlechte Werke, so sind es schlechte Menschen. Gott gibt den Himmel nicht dem, der ihm in Worten schmeichelt, sondern dem, der seinen Willen befolgt. — Das ist meine Lehre. Erfüllst du sie, so bauest du dein Haus auf einen guten Grund, die Stürme und die Wässer werden es nicht zerstören. —

Fast schauerlich hallen diese Worte durch unsere Herzen, denn kaum einer von allen, die sich Christen nennen, lebt nach dieser Lehre. Ja noch mehr, die wenigsten der berufenen Lehrer verkünden sie. Vor einiger Zeit hat ein clericales Blatt, welches als Organ des Adels und des Großgrundbesitzes gilt, die Thatsache zu widerlegen gesucht, dass das Christenthum die Religion der Armen und Unterdrückten ist. Es sei eine Religion für alle, für Arme und Reiche, für Knechte und Herren. Zum Beweis dafür führte das Blatt allerlei Aussprüche von Kirchenlehrern und katholischen Schriftstellern an, aber nicht einen einzigen Ausspruch von Christus selbst. Das ist bezeichnend. Freilich ist das Christenthum eine Religion für alle, aber es will, dass unter diesen allen nicht Reiche und nicht Herren seien, die auf Kosten der Armen genießen und herrschen. Christus predigt eine Obrigkeit, aber keine Unterdrücker, er lässt Habende gelten, wenn sie gleichzeitig Gebende sind, und zornig ruft er die Worte aus: Eher geht das Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel! Hingegen lädt er die Armen und Mühseligen zu sich, tröstet die Verfolgten und Kreuztragenden, die Sünder, ehrt die Demüthigen und Einfältigen und wird nicht müde zu sagen, der Mensch verachte die irdischen Schätze und sammle sich himmlische, er sei so sanftmüthig, dass er auch noch die linke Wange hinhalte, wenn er auf der rechten geschlagen worden. „Wer mich liebt, der verlasse alles, was er besitzt, nehme das Kreuz auf sich und folge mir nach.“ Ich frage, ist das eine Religion im Sinne Reicher und Mächtiger?

Die Socialdemokraten thun unklug, wenn sie sich vom Christenthume abwenden. Es gibt keine Lehre und kein Gesetz, welches so für die wirklichen Arbeiter und Unterdrückten einstünde, als das Christenthum, das schon einmal das Joch der Sclaven gebrochen hat. — Allerdings, wenn die Socialdemokraten nicht zufrieden sind damit, dass sie befreit werden und eine so menschenwürdige Stellung erhalten, um sich auch menschlich vervollkommen zu können, wenn sie herrschen wollen und andere unterdrücken, dann passt für sie das Christenthum freilich so wenig, wie für die Tyrannen. Das Christenthum kennt keinen Herrn im Sinne des rücksichtslosen Gewalthabers. Selbst Gott den Herrn nennt es Vater. Und alle Menschen sind Brüder.

Schon uralte Religionen des Orients haben die Brüderlichkeit und die Entſagung gepredigt; gewiſs, auch in ihnen war der Geiſt Gottes. Zu uns gekommen iſt das Wort, der Wille, tauſendfach erhöht durch den armen Wanderrabbi von Galiläa. Durch ihn iſt das Wort Fleiſch geworden, in ihm iſt die Lehre in Fleiſch und Blut übergegangen, er hat ſie gelebt, er hat gezeigt, wie man ſie leben muſs, daſs ſie zum Heile wird. Unſer Heiland iſt Jeſus Chriſtus.

(Fortſetzung folgt.)

Die Maid von Balloghmyle.[1])

Nach Burns: „'t was even — the dewy fields".[2])

Abend war's; durch die erfriſchte Luft
Sank der Thau in tauſend Perlen nieder;
Weſte tauchten gaukelnd in den Duft
Blüh'nder Bohnenfelder ihr Gefieder;
Die Natur, wie auf der Amſeln Lieder
Horchend, nahm am Feierabend theil;
Nur der Hochwald gab das Echo wieder
Auf den grünen Höh'n von Balloghmyle.

Sorglos ſtreift' ich hin, im Herzen mein
All die Luſt der Schöpfung mitempfindend;
Da erblickt' ich durch den lichten Hain
Eine ſchöne Jungfrau, Blumen bindend.
Engelshuld in Engelsformen kündend,
Traf ihr Aug' mich mit des Gottes Pfeil;
Und mein Ideal, in ſie entſchwindend,
Hauchte: Sieh' die Maid von Balloghmyle.

Schön iſt Morgenzeit im blüh'nden Mai,
Süß der Reiz des Sommerabendſcheines,
Sei's im bunten Garten, oder frei
In der Üppigkeit des wilden Haines.
Aber Weib, der Schöpfung Schoßkind! reines
Weſen! Dir ward all ihr Reiz zutheil,
Und auch dieſer Meiſterwerke keines
Gleicht der ſchönen Maid von Balloghmyle.

Wär' ſie nur ein Bauernmädchen, ach!
Wäre ich der glücklichſte der Bauern,
Wenn auch unterm ärmſten Hüttendach
Zwiſchen Moor und Wald und Felſenmauern!
Keine Müh' und Sorge ſollt' mich dauern,
Jedem Winterwetter rief' ich Heil,
Drückt' ich abendlich mit Wonneſchauern
An die Bruſt die Maid von Balloghmyle.

Klimme dann der Stolz die Schwindelbahn
Auf zu Ruhms- und Ehrenhöhen, lichten!
Wühl' in Indien des Golddurſts Wahn
Nieder durch der Erde dunkle Schichten!
Mir, mir gebt die Hütte unter Fichten,
Mir die Scholle Feld, die Halden ſteil,
Götterfroh auf alles zu verzichten
Mit der holden Maid von Balloghmyle!

L. S.

[1]) Sprich: .....meil.

[2]) War, wie man liest, nur eine Galanterie von Burns für eine fremde Dame; vielleicht auch um zu zeigen, welcher ſchwärmeriſche Schwung ihm zu Gebot ſtehe; ſie ſoll nicht bezaubert geweſen ſein.

Kleine Laube.

Gedanken eines Achtzigjährigen.

Von Karl Guntram.

Das Leben iſt eine aufgedrungene Einladung. Keiner wurde gefragt, keiner kann ablehnen, keiner auch erfährt oder wird es erfahren, warum er geladen wurde. Man iſt geladen, und es iſt unſchickſam, ſich aus der Geſellſchaft zu entfernen, ſolang es einer darin aushalten kann. Eine kleine diſtinguierte Elite findet ſich darin ganz behaglich und die Koſten der Unterhaltung tragen die übrigen.

* * *

Die ethiſche Bewegung in Deutſchland ſei uns freudig begrüßt, auf allen Wegen, wo ſie ſich kundgibt! Aber der großen weltumfaſſenden Friedensmiſſion muſs, wenn ſie von Erfolg ſein ſoll, noch eine rauhere Arbeit vorausgehen. Es gilt die Beiſeiteſchaffung gewiſſer Hinderniſſe, die einer gemeinſamen Verſöhnung von vorneherein ſich entgegenſtellen, im Weſen wie in der Form ihrer Erſcheinung. Mit faſt unglaublichem Terrorismus, oft unter ſchillernder Maske oder Tarnkappe unlauterſte Zwecke verfolgend. In dieſer Richtung ſind blöder Raſſenhaſs, Antiſemitismus und die ecclesia militans unſere bitterſten und ſchlimmſten Feinde.

* * *

Das Zweckwidrige, das Unſummen Verſchlingende, das geradezu Abſurde langer Freiheitsſtrafen iſt längſt anerkannt, aber ſie halten ſich, da eigenſinniger Doctrinarismus noch daran feſthält und gegen die gänzliche Umänderung des Syſtems reagiert. Umkehr braucht es und Rückkehr zur Vernunft, zur einfachen Vernunft.

Keine Freiheitsſtrafe länger als etwa vierzehn Tage, und nur für kleine Delicte. — Nach Umſtänden mit angemeſſener Verſchärfung. — Verwendung zu gefährlichen

und doch für das Gemeinwesen nothwendigen Verrichtungen. — Sehr, ja sehr empfindliche Geldstrafen, und Entschädigung im großen Maßstab. — Zwangsarbeitshäuser für die Vagabondage. — Für Hochstapler und andere internationale Verbrecher zur bleibenden Kennzeichnung entsprechende Tätowierung. — Für die größten Verbrechen: Brandlegung, Mord, qualificierte Attentate u. s. w. der Tod. — Im übrigen für alle, welche nach der Natur des begangenen Verbrechens und der Eigenart des Verbrechers der menschlichen Gesellschaft mit dauernder Gefahr drohen, Deportation und Strafcolonien auf einer einsamen, entsprechend situierten Meeresinsel. Die Strafcolonien wohl organisiert. Unerläßliche Arbeitsthätigkeit. Ernste, durchgehends humane Behandlung. Aber auf diesem Platze kein wie immer gearteter socialer Unterschied. Keine Rehabilitation in die bürgerlichen Rechte nach Verlauf einer voraus fixierten Zeit mit Tag und Stunde, sondern nur über individuellen besonderen Spruch der bestimmten Behörde oder des Landesfürsten.

* * *

Seit einigen Jahrzehnten hat das Duell an trauriger Ausbreitung in Deutschland und Österreich zugenommen, ist in Schichten der Gesellschaft gedrungen, worin man es sonst nur aus französischen Romanen kannte, ja, man will ihm in unserer fabulierenden Zeit sogar eine Art sittlicher Berechtigung vindicieren. Gegen diesen Schwindel sollte die Presse ihre Pflicht thun. Aber sie thut es nicht; oder zu wenig; oder mit ungeschickten Händen; ja, sie umkleidet noch häufig ihre raufenden Ajaxe mit romantischem Schimmer; oder gefällt sich am Ende noch wie zum Sport in Stellungnahme gegen solche, die ein Duell ablehnen. Das ist groß gefehlt. Denn nur die Presse, die Presse allein kann hier helfen durch beißenden Spott, Humor, Witz. Mit strengen Strafen ist der Sache nicht beizukommen. Und was soll auch der Strafrichter? Wenn A den B herausfordert und der B die Herausforderung annimmt und A oder B dem anderen die Eingeweide schlitzt, so war mit der Annahme des Duells ausgesprochen, dass sie sich gegenseitig das Recht dazu einräumten. Also habeat sibi. Aber die Presse sollte ein Treibjagen eröffnen! Die anständige Gesellschaft muss aufgerüttelt, das Duell in seiner vollen Unvernunft, in seinem Widerspruch gegen alle Civilisation und Recht, in seiner widerwärtigen Abgeschmacktheit bei jeder Gelegenheit an die Öffentlichkeit herangezerrt und gezeichnet werden. Auf, auf, Presse, zum allgemeinen Sturm! Von allen Fronten zum Angriff geblasen! Lass deine besten Trompeten schmettern! Keine Schonung der Persönlichkeit! Das bodenlos Dumme und Lächerliche, das für den gesunden Menschenverstand hinter jedem Duelle steckt, soll schonungslos gezüchtiget werden. Das würde für den Augenblick etwas Staub aufwirbeln, aber bald die ganze vernünftige Welt auf der Seite haben und nach und nach die sociale und gesellschaftliche Anschauung in der Sache beeinflussen und ändern.

* * *

Verachte das Leben! aber mit einem gewissen Humor. Lasse dir nie von deinem werten Ich, wenn es sich vielleicht einer leidlichen Existenz erfreut, den Sinn verwirren. Wenn du deine Augen offen bewahrst und sie nicht absichtlich verschließest für alles physische, moralische und sociale Elend, das an dich heran und rund um dich wuchert, so musst du trotz aller glänzenden Herrlichkeiten einbekennen, der alte Schopenhauer mit seinen „ruchlosen" Bemerkungen hat recht. Hilf aber mit mitleidigem Gemüthe mitflicken, so gut du kannst, und lache oder spotte, wenn ewig und ewig wieder ein Löchlein reißt.

* * *

Was wir wollen? Wir wollen uns nach Möglichkeit des Lebens freuen, soweit es Wind und Wetter gestatten und möglichst friedlich mit einander leben. Möglichst, sage ich. Denn der Kampf wird nie ausbleiben, mit der Natur, mit unseren Brüdern, am meisten mit uns selbst. Das Leben ist und bleibt ein Kampf. Aber wir möchten miteinander auskommen. Daraus entwickeln sich auch am Ende die gesunden Vorschriften, an die wir uns fürs Leben zu halten haben. Aber indem wir auch für andere sorgen und jedem freie Bahn lassen, mögen wir nie vergessen, dass der Schutz des Friedens und der ehrlichen Arbeit das höchste Gesetz ist, und seien wir nie zu feige und schwächlich, um allem mit blanker Waffe entgegenzutreten, was in tausend Gestalten dem Geiste vernünftiger Ordnung widerstrebt.

Österreich-Ungarn in Zeichen und Vergleichen.

Es gibt eine Art von Kalender in Bildern für solche, die nicht lesen können. Der in Graz seit länger als einem Jahrhundert erscheinende „Neue Bauernkalender" ist ein solcher, man hat sich oft sehr darüber gewundert. Wir kommen aber auf das Lesen in Bildern überhaupt wieder zurück. Es ist eigentlich nicht ein Lesen, es ist ein Anschauen, und diese Art wird immer beliebter.

Die Anschauung ist zweifellos eines der wesentlichsten pädagogischen Hilfsmittel und thut bei kleinen und großen Kindern gleiche Wirkung. Schade, dass dies so manche, für größere Kreise schreibende Gelehrte noch viel zu wenig erfasst haben, und dass die auf rein praktischer Darstellung vorgehenden Volkslehrer immer noch vereinzelt stehen. Umso größer ist das Verdienst eines Gelehrten, der einen zweckmäßigen Weg ergrübelt, um seine Wissenschaft echt populär-verständlich und leicht verdaulich für breite Massen zu machen. Professor A. L. Hickmann hat in seinem geographisch-statistischen Taschenatlas, den er im vergangenen Jahre im Verlage von G. Freytag & Berndt in Wien herausgab, einen solchen Weg eingeschlagen und uns durch das kleine Büchlein, in dem er ein geradezu ungeheures Material auf geringem Raum ungemein anschaulich ordnete und darstellte, fast eine Bibliothek von Nachschlagewerken ersetzt. Er schiebt uns das gesammte Österreich-Ungarn freundlich in die Rocktasche und wir brauchen das Buch nur aufzuschlagen, so finden wir alles, was wir nur irgendwie suchen können von Bregenz bis Kronstadt, von Reichenberg bis Cattaro. Nicht nur Landesgrenzen und Gebirge, Flüsse und Seen, nein, das Leben und Treiben einer großen Bevölkerung in all ihren Verhältnissen und Beschäftigungen wird uns deutlich; wir blicken ins Reich der Geschichte, sehen das jetzt so gewaltige Staatengebilde aus kleinen Anfängen entstehen und durch die Jahrhunderte wachsen und sehen seine mannigfachen Lebensäußerungen vor uns.

Dass der Atlas eine politische Darstellung des Reiches im ganzen und eine Menge Einzelkarten der verschiedenen Landestheile bringt, das ist selbstverständlich; das thut schließlich jeder Atlas. Aber schon die Karte der geschichtlichen Entwickelung der österreichisch-ungarischen Monarchie erweckt das lebhafteste Interesse. Man sieht darauf, wie sich in verschiedenen, durch Farben auseinandergehaltenen Zeitperioden um die kleine Ostmark mit Wien im Laufe von neun Jahrhunderten nach und nach ein ungeheuerer Ländercomplex auskrystallisierte, ein Process, der nicht nur durch die angenehme Thätigkeit des Erbens vor sich gieng, sondern auch mit wechselnden großen Gewinsten und kleineren Verlusten mit Hilfe der bekannten Mittel: „Blut und Eisen" ins Werk gesetzt wurde, bis dann, wie uns Karte 5 deutlich macht, die Gesammtmonarchie auf ihre 676.648 km² mit 43,680.000 Einwohnern kam. Die Verhält-

nisse der einzelnen Landestheile zu einander nach Größe und Bevölkerung sind sehr anschaulich an Quadraten und Kreisen klar gemacht. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist natürlich sehr verschieden. Wien hat selbstverständlich das „Prae“, während es in den Alpen, in Bosnien und der Herzegowina, sowie in der Bukowina Districte gibt, wo nur 0 bis 20 Personen auf dem Quadratkilometer leben. Niederösterreich, Schlesien und Böhmen sind am dichtesten bevölkert.

Karte 14 lehrt uns, dass die Gesammtmonarchie fast 29 Millionen römisch-katholische, 4½ Millionen griechisch-katholische Christen zählt; es sind 9% evangelische Christen, meist in Ungarn lebend, vorhanden, und fast 2 Millionen Israeliten = 4·4% der Bevölkerung. Eine halbe Million Staatsbürger schwört beim Barte des Propheten. Aber nicht nur ihre Religion haben die Völker des Reiches, sie haben auch ihr vollgemessen Theil staatlicher Staatsschulden. Eine sorgfältige Karte belehrt uns darüber bis ins Einzelne und sagt uns, wie viel vom Staate auf das schuldige Haupt des Einzelnen gesündigt wurde.

Zu einem künstlerischen Genuss kommt man auch beim Anblick zweier Blätter, die uns hervorragende Bauten und Denkmäler Wiens und Österreich-Ungarns in bunter und doch übersichtlicher Anordnung zeigen. Dome und Theater, Burgen auf hohen Bergeszinnen und Paläste, Denkmäler und Fontainen sind dort friedlich vereinigt, weit über hundert an der Zahl, und doch ist jedes, trotz der Kleinheit der Ausführung, deutlich erkennbar und charaktergetreu dargestellt, eine wackere Leistung der ausführenden Anstalt. Auch die Berge und Bergketten sind so nebeneinander gebracht, indessen die Ströme mit ihren Stromgebieten nach ihrer Länge und die Landseen nach Flächeninhalt und Tiefen angegeben sind.

In Bezug auf die Berufsthätigkeit der Bevölkerung überwiegen in beiden Reichen die landwirtschaftlichen Berufe wesentlich. Dem Handel und dem Verkehr widmen sich in Österreich fast 4% Leute mehr, als in Ungarn, in welchem ganze 14% der Einwohner, nämlich 2½ Millionen Menschen, einfache Taglöhner sind. Den wissenschaftlichen Berufen und dem Beamtenstande ist in Österreich mehr als der doppelte Procentsatz Ungarns zugethan, auch die Industrie ist in letzterem Lande schwächer vertreten, aber mit Militär ist man hüben wie drüben in gleicher Weise gesegnet: auf hundert Köpfe ein Sabul. Einige Karten belehren uns auf das Genaueste über die kriegerischen Verhältnisse. Leider zählt das Heer noch 22% Analphabeten, Europäer, die drei Kreuzchen zu machen pflegen, wie Anzengrubers „Kreuzelschreiber“, wenn sie ihren Namen unterzeichnen sollen, sintemalen sie in der edlen Kunst des Lesens und Schreibens noch nicht bewandert sind. Das Reich überhaupt zählt gar, trotz seiner 40.000 Volksschulen, 36% Leute ohne Schulbildung.

Höchst beachtenswert ist die Darstellung des Geldverkehres. Daraus ergibt sich unter anderem, dass im Küstenlande weitaus am meisten gespart wird. Es kommt dort für 1894 auf den Kopf der Bevölkerung ein Sparguthaben von 4 fl. Sehr winzig neben dem Häuflein von Goldmünzen, welches vorerwähnte erfreuliche Thatsache illustriert, nimmt sich der Sparschatz Galiziens aus, wo auf den Kopf der Bevölkerung 32 ganze Kreuzer kommen, während die Staatsschuld für den Kopf jedes österreichisch-ungarischen Staatsbürgers rund 150 fl. beträgt.

Wir haben nur einen Theil des auch mit übersichtlichem textlichem Anhange versehenen, handlichen Büchleins betrachtet. Stundenlang könnten wir weiter plaudern, wollten wir auch nur flüchtig auf die noch übrigen Karten eingehen, die uns über die Nationalitätenfrage, die Lebensmittelpreise, die Kaufkraft des Geldes seit mehr als anderthalb Jahrhunderten, über das Verkehrswesen der Eisenbahnen, der Schiffahrt, der Post und Telegraphie, über Ausfuhr und Einfuhr der wichtigsten Handelsartikel, über directe und indirecte Steuern, und Staatseinnahmen und -Aus-

gaben, ferner über die Größe der Städte, die Bewegung der Bevölkerung ꝛc. eingehenden Aufschluſs geben. Wir glauben aber, daſs das Geſagte ſchon hinreicht, um jedem Leſer deutlich zu machen, eine wie große Fundgrube nützlichſten Wiſſens das Büchlein bedeutet, dem wir als einem neuen „Compendium des Wiſſens“ mit Vergnügen einen Ehrenplatz neben Converſationslexikon und Fremdwörterbuch einräumen.

Sch. v. B.

Worum da Schumel-Fronz wieda zruggkemen is.

In da ſteiraſchn Gmoanſproch von Roſegger.

Da Schumel-Fronz hot ſa long glebb, bis er gſtorbn is. „Tröſt eahm Goudt“ hobn d Leut gſogg, „hot eh nit viel Guats ghobb af da Welt.“ Jungerheit is er vaheirat't gwen, hot a bös Weib ghobb. Mit gſchwuknen Augnan, mit an ongkaffna Noſn, mit zkrotzln Wangln, mit zrafftn Horn, onderſta hot ma n nia gſechn umgehn, in guatn Ehmon, in Fronz. Aft nochha, wia ſei Weib vaſtorbn is gwen, do is er okt und müaſeli worn, hot ſih nouh aweil fuatgfrett, bis da Todtngrober endler ah in Fronzn s Louch aufgmocht hot außi va dera Welt.

Thoan enk nit d Ohrwaſchln litzln? Weil s hiaz wos Neugs werds hörn. Da Schumel-Franzl is nit eingrobn worn. Wiar er a por Tog a ſo todt dogkegn is afn Brett, nochher is er wieda lebendi worn. Der Schrockn, wiar er mitn Füaßn hot onghebb zan ſchneblazzn (ſchlenkern), wiar er in Ellbogn krumpp biagg, daſs er ſih ſtad kon aufſetzn, wiar er d Augn ausribelt, an Niaßer mocht und ſogg: „Wohr is s, ih bin wieda do. Do is s ma liaba!“

Zerſt hobn ſih d Leut nit zuwitraut, oba wia da Fronz noch und noch wieda ſeini rothn Wangla kriagg, wiar er aufſteht, ſei ſchworzi Suntahouſn ausziacht und d Ollitoghouſn onkegg, do hobn s as douh dakent, daſs er s nouhamol probiern will mit da bugladn Welt. A Gſpoaßvogel hot zerſt gmoant, ſein Tabakbeidl hät er vageſſn und derawegn war er wieda zruggkema va der Ewikeit. Oba da Fronz mocht au konkn Heſchaza. „Mein Ees!“ ſogg er zan Leutn, „wurds nit ſpödln, wan s as thats wiſſn, wia s mir is gonga. Wos z eſſn, waus hätts, nochha dazähl ih.“

Zerſt hot er geſſn, nau, und aft nochha hot er dazählt:

— Wiar ih gſechn hon, daſs s mih af die Bonk legn, daſs s a Liacht onzündn und s Weichbrunnkacherl mitn Sprenggraſſel herrichtn und wia meini Bluatsfreund in Koſtn ausſuachn, hon ih ma denkt, hiaz ſchau, daſs d weita kimſt, biſt gſtorbn. Afn Freidhof, nebn meiner Oltn ihrn Grob grechtlt (bereitet) da Groba die Gruabn, mih pockt da Grugl (Gräuel) und mein ormi Seel fledrazt gegn Himel. — Leicht is er nit zfindn gwen, in da Stoukfinſtern, da Weg, imeramol bin ih af d Seitn keman und noch da broadn Straßn thoboh (thakab). Do nit, denk ih ma, dos gaug gfahlt, muaßt dih mehr rechtahoud holtn und bergon. Sa bin ih endler oubn und ſteh vo da Himelthür. Da Petrus kennt mih guat und ſogg: „Biſt do, Fronz? Is ſchon olls hergricht't für dih, driner im Himel, du hoſt n wul vadeant, meina Seel! Oba bolwirn muaßt dih ehanta loſſn, do kuntn ſih d Engerla ſchön daſchreckn, wan af oanmol a ſo a Borſtnſchippel einikam.“ Suach ih meini Säckler aus, find ka Geldtaſchl on: leicht eppa, daſs do herobn a Vortſcherer für an Vergeltsgoud wos thuat. „Geh her“, ſogg da Petrus, „ſetz dih afs Schamerl, ih will dih bolwiern!“ — Nau, und drauf, wia mih da Thürwogl mit Soaft (Seife) einreibb und aftn s Bolwiermeſſa wetzt af ſein lederan Houſutroga, da trotſchn ma daweil ſo a wenk mitanonda.

„Wirſt viel Bekonti findn in Himel!“ ſogg da Petrus.

„Gfreu mih ſcha drauf“, ſog ih. „Wan ih na ba mein Nochbarn s Platzl hät, ban Oufn-Waſtl, der danahſt gſtorbn is. Mir ſein in da Kirchn ah nebnanondagſeſſn. Freilih hot da Waſtl ollamol viel fleißiga bet't wiar ih, mir ſein holt ollamol die weltlichn Gedonkn keman, und wan ih gruacht hon: mei liaba Goud, gib ma die großi Gnod, daß ih ondächti kunt betn! ſogg da Waſtl: Ja, mei Liaba! Du biſt viel zwenk frum dazua! Schau mih on, ih denk ban Betn nix aſs Weltlichi! Wiar a Heiliger kon ih da betn, woaßt wul! — Da Waſtl wird gwiſs an fürnehmen Plotz kriagg hobn in Himel!“

Moant da Petrus: „Da Waſtl is gor nit drina. Daweil der in da Kirchn is gſeſſn und nix aſs Weltlichi hot denkt, is n dahoam s Viach vahumert und hobn ſeini Knecht die Töchter vaführt! — Af ſein Plotz in Himel ſitzt der olt Binggel-Jud, da Mauſel, wanſtn kent hoſt, den d Leut überoll aus n Haus gſteßn hobn, bis er in Stroßngrobn is liegn bliebn.“

„Nau guat“, ſog ih, „wan ſcha da Binggel-Jud drinen is, wos wird erſt da reichi Iſak, der ſih taffn hot loſſn und olli Johr taufnd Guldn Olmoſn gebn hot, für an ſchön Poloſt hobn in Himel!“

„Der Iſak?“ drauf da Petrus, „der is nit drina. Daweil er taufnd Guldn Olmoſn hot gebn, hot er um zechntaufnd Guldn Leut betrougn. — Holt ſtill, Fronz, ſiſt ſchneid ih da d Warzn wek afn Kui (Kinn).“

Ih vawunder mih und frogn daweil nouh um oans und s ondri, wer dan eppa ſiſt (ſonſt) nouh in Himel war. Er nent ma viel guati Kameradn und Kameradinen und ban an iadn Nom hon ih mein Ongſt, und ban an iadn ſollt mar a Stoan von Herzn. Wia nochha mein olta Bolwira nit weida redt, frog ih nouh gonz beamüathi: „Und ſiſt neambb meh, gelt, daſs drina war, va mein guatn Bekontn, gelt, ſiſt neambb?“

„Wul, wul!“ locht da Petrus, weil er mein Ongſt ſiacht. „Brauchſt dih nit z grima, Fronz. Sie is drina. Enkeri zwoa Platzla hobbs gleim nebnanonda.“

„Va wen redtſt, Thürwogl!“ pſnech ih auf.

„Mei liaba Freund!“ ſogg da Petrus, „wanſt nit ſtill holt'ſt, ſa hobn mar a Maleer ah nouh! Bar oan Hor, daſs ih dih ins Ohrwaſchl hät gſchnittn. — Freilih is s drina, dein Ehweib!“

Ih hon gmoant, in Ruggn ſolln muaß ih, va lauta Schrockn.

„O heiliga Petrus!“ ſog ih, „wiar is dan däs migla, daſs de in Himel is?!“

„Ha, ha, ha!“ ruaſt er aus, „ſie ſelber wurds hort damocht hobn. Oba die guatn Werk, de du ſü dei vaſturbns Ehweib fleißi verricht't hoſt! Dei Kirchfohrtngehn, Foſtn und Olmoſngebn hot ihr ghulfn.“

„Ober um Gouteswilln!“ ſchrei ih auf. „Däs olls is jo gonz onderſt gmoant gwen! Aus Donkborkeit hon ih guati Werk thon, aus Donkborkeit, daſs ih von ihr dalöſt bi worn! Und hiaz ſchauts aus, as wia wan ih da guatn Werk wegn wieda zan ihr zuwi müaſſad! Na, na, Petrus, do geh ih wieda zrugg in mein oltn Leib. Der is ſchon über und üba nix meh nutz und zwickn und reißn thuats, die Gicht und Goll in olln Gliedern, daſs mar imeramol winſln möcht, wiar a trettner Hund, oba liaber is er ma nouh, wia do heroubn a Platzl nebn ihr. Ih geh zrugg!“

Da Thürwogl zuckt ſeini Ochſln. „Ih kon da nit rothn und kon da nit ohredn“, ſogg er. „Wanſt ſcha zrugg willſt, ſa muaßt gleih gehn, ehs da dein Knochnſchrogn ins Louch ſteckn.“ — Afn rechtn Bockn bolwiert, afn linggn über und üba bordat, a ſou ſpring ih auf und renn davon — und hiaz war ih wieda do.....

— — „Olda, wos ſollt da dan ein?“ hör ih hiaz nebn meina ſogn. Steht mei Weiberl do und zupft mih a wenk ban Horſchiberl, oba ſicha long nit ſa ſtork,

wiar in Fronzn ſeini zupft hobn wird. „Wos ſollt da dan ein?“ ſogs, mei Weibel, „daſs d zſchloſ kimſt do ba dein Schreibtiſch. Gangſt douh ins Bett, wanſt ſa ſchlaferi biſt!“

Und zoagg ſa ſih hiaz, daſs ih ban Studiern eingnopfatzt (eingeſchlummert) bin, daſs ih an oltn Bond von Hons Sachs ols Koupfpulſta hon braucht und daſs die gonz Gſchicht von Schumel-Fronz a naraſcha Tram is gwen.

Wie arme Bauerndirnlein Briefe ſchreiben.

Mitgetheitt aus dem Volke.

Von allerheiling.

Theureſter neines Herzens!

Mit Freuden und weinnenden Augen, Ergreuſe ich heute die Feder, Dier allerliebſter meines Herzens, ein zeichen Von mier zu geben, und ich hoffe daß dich mein Schreiben in Beſter geſundheit andreſen werde, So wie ich dich geliebder verlaſſen habe, Ich, Aber leyter gott, bin, Ihmer krank, So daß ich ſchon daß Hlg Sakrament endpfangen habe, ich kan es nicht unterlaſſen, dier, Lieber georg, mein ſchückſahl zu entthaken, ſo wie ich zu dier oft geſagt habe — Erriennere, Dich, Lieber georg, — Den, nur Du mein Einziges Leben auf der ganzen Welth Biſt, — Den Dein geiſt, mier ihmer vor Augen ſchweth, — daß es mier in Schlaf Vorkomt, Ich habe dich geliebter bey mier, — O Was für eine groſſe Freude — habe Ich, Meinen geliebten bey mier zu haben, Da Lienderen ſich meine Schmerzen, — Aber leyter, O gott, wen ich wieder zu meinen Verſtandt, komme iſt es nichts als wie eine Blummen auf den Felde, — Die in Frühjahr anfangt zu Bliehen und in den Härbſt abbälcht, — Ach wie ſchwär ſahlt es mier, — — — Lieber georg, daß kanſt du dier wohl denken, — — — — Es geht ja keine Stund des Tages verbey daß ich auf dich Lieber georg Denke, — Lieber georg, Mein einziger Wunſch währe es dich noch einmahl Zu ſähen und zu küſſen, — — — vor meinen Letzten Ende, nachtem wiel ich gerne von der Welth abſcheiten, Wen es nicht mähr anderſt iſt, und der Liebe gott wiell es haben, aber, Lieber georg, Ich ſage dier wen du nicht zu mier kemmen kanſt, So iſt es ummöglich zu Sterben, — — den ich Verſichere dier das ich nicht glücklich in die Ewigkeit Reiſſen kan, Lieber georg, den es Steht ſchlet, mit meinen Leben, daß ich dier gewies Sagen kan — den der Bader ſagt er giebt für mein Leben keinen Kreuzer, Ich bitte dich Verlaſſen mich nicht, Lieber georg, — kumme doch zu mier, O dan wiel ich gern der Welt Endſagen, und mich in Daß Thal der Stiehlen Ruh begeben, Lieber georg, was meinſt du daß mier noch ſählt der Bader von Lorenzen ſagte ich währe in andere Umſtände — — — den daß könte noch mein glück ſeyn, daß mier gott, die gnade, und vieleicht das Leben, noch länger ſchenke, Lieber meines Herzens, Ich bitte Dich von ganzen meinen Herzen, Verzeuhe mier alle meine Feller, mit die ich dich Beleytig, habe, — — Ich bitte dich auch wen du nicht kummen konteſt, So ſchreibe mier ſo balt es möglich iſt, Den ich ſchon mit gröſden Freuden darauf warde, — Wen du Aber ſelbſt kummen kanſt, ſo därſt du nicht Schreiben, ſunſt ſo balt es ſeyn kann, wen ich dich nicht mehr ſehen kann, daß ich doch Deinen Brief ſehe, — — — und von dier was höre, ſo lebe ich ſchon Vergnüter, — aber wen ich meinen Herzaller Liebſten nur noch eimahl in Meine Arme, Umfangen könte O — — was für Ein groſſes glück hätte ich, — — — — Ich aber bien

jetz, Lieber georg, ich bin Zu Allerheilling, Bey den Hern, Pigsenmacher, und habe ein zimmer für mich allein, Es ist Freulich eine Weitte Reisse, den es ist Under Brugt, auf der Wiener Strasse, und von Brugt ist es nur Eine halbe Tag Reise da du gar leicht kummen kanst, Lieber georg, Neues weis ich dier nichts zu schreuben als das der Kormy noch in der Breuten Au ist, und das er nur 3 Stund von mier ist, aber ich habe daß glück, erst Einmahl gehabt ihm zu sehen und mit ihm zu sprechen. Er sagte mier das beyn den Vieshof gesagt hat, Wegen Deiner und den Hern, Was er dier gegeben hadt, und was er den Hern gethan hat, halt alle mägliche Umstände, wie alles gewessen ist, ich bitte nochmahl Lieber georg, um eine baldige Nachricht, — — — den ich Hätte mit dier Vieles zu sprechen, Wen du wielst und es dier etwas gelegen ist um mich So kanst auch als Salieterer hier in allerheiling einthreden, und wen es dier gleichsicht, Lieber georg — daß wäre mein gräster Wunsch, — Ich Beschliese meine bahr zeillen in Schutz gottes, und grüse dich vieldaussendtmahl, und küsse dich auch zugleich

Ich

Verbleibe Dein dich Liebende,
und gethreue bies in Thott,

Elisabeth Bernhardin

Allerheiling am 22te November, [1828]

* * *

lieber Martin.

ich ersuche dich eimal mit einen Brief und hose dich woll in der besten Gesuntheit anzutresen da auch ich Gott sei dank gesund bin. ich hete woll ser eine grose bit an dich und ih hose du dürfest meine biete nicht abschlagen mir geht es sonst recht gut aber freilich ist die arbeit woll auch ser stark aber wen einer Gesunt ist so schatets einen nicht so viel, zu hause hät ich es woll nicht mer können aushalden darum möcht ich dich woll noch eimall recht schön bieten es sind jetzt schon 2 Monat verüber das mir hast gewies eines versprochen zu schieken wen es doch het könen sein das du weres zu die jogerstäg herauf gekomen das doch eimal den Buben auch deine arme könteſt nemen vieleicht würteſt du auch mit mir mitleit tragen er ist jetzt ser lustig er thut schon tohl brollen er schpricht auch ost schon Vatter aber freilich ist woll völig so als wen er gar keinen häte lieber, Martin lieber wers mir wen du hätest gesagt ich nim es gar nicht an, als wie ein schreiben lassen als sein Vatter und jetzt schaust aber gar nichts darauf ich tenke woll ost wie es sich die zeit so schnell hat könen verändern wen ich nachdeke so vallen mir woll ost die Tränen von meine Augen veil du mich woll in ein so groses unglük hast gebracht ich bin noch imer zu dir gegangen weil es dir so schlecht ichst gangen ich hät auch könen grob sein auf dich sowoll du mich so viel hast angelogen aber du hast mir so herzlich erbarmt ich wer woll nicht in stant gewesen das ich dir hät können ein grobs wort geben, und du verlast mich jetzt ganz und gar, und wen du meine biete nicht erstatest so muss ich woll ein anders midl tresen wen mit guten nichts hiehlst so muss ich voll mit groben ansange es muss ja imer ein Geld sein wo wer ich es den imer hermen es muss ein Mel sein es muss Schmalz sein es muss broken sein ich hab im schon 2mal ein gwandl geschasen jetzt hose ich von dir auch eimal das du mit helsest. und eines bin ich jetzt noch erfarhren und ich hab mich ser verwundert darüber das auch das, Kind soll dein keren von der Liesel die vorigsjahr bein ekart ist gewesen du kanst dich etwas besser zurük halden von

deine verhäldniſe ſonſt wirſt du woll nicht weit komen lieber Martin, wen ich dir zu einen ratht gut bin ſo volge mir ich will es dir gut meinen aber das weiſs ich ſo das dieſes nicht wird geſchehen könen ich meine du ſolteſt aus deinen Dienſt gehen es wer dir ja gar viel nützer lieber Martin ich weiſs es woll ſelbſt wie es geht wen eimal ſo viel leid bei nander ſind und überhaubs wie man hört iſt es in Scheifling von ſchleteſten ein blats vier ſo junge leide wie du biſt wen einer nicht onediſs klug iſt ſo iſt es woll gſchaider er hälds ſich auf einen ſolchen Ort nicht auf jetzt bekonſt du überal einen blatz du biſt einer jeden arbeit ſtark genug du kanſt ja angehen was du wilſt der Waſſermar nimt dich allemal auf da kanſt du kommen wen du wilſt es ſind ſenerer zehn Knecht da kontes dich auch gut gfreien und wer dir vill nützer als wie auf deinen blatz mir thut es gar oft noch we wen ſie über dich ſchimpfen keines hat eimal geſagt das iſt ein ordendlicher burſch ein jetz ſagd das muſs ein rechter lump ſein ich hab es erſt recht ungern wen ſie es a ſo herverzelen weil oft wer herkomt bei uns es ſagt hald ein jetz es iſt woll reht ſchat um einen ſo ſeſchen burſchen das er gar ſo auſs der liene kommt die Kleiter ganz zeriſen das die fetzen davon henken darum ſchmertzt es mich am meiſten ich hab dir alles zuſamen gefliekt haſt du mir geben könen was da gwold ſo hab ich dir alles gethan imer hab ich ſeiſen gekauft vir dich hat mich auch nicht gar ſo wenig gekoſtet und ich hab es imer mit freiden gethan, hat können ſein was dagwolt, und ich erſuche dich zum letzten mal volge mir ich hab dirſs noch imer gut gemeint aber leider gefolgt haſt du mir nie darum biſt du ſeit meiner noch viel ſchlechter geworten wie du früher wirſt geweſen die haldet dich gewieſs nicht a ſo noch wie ich dich hab erhalden auf deine weſche wold ich dir noch ſchauen wen du nächner verhanden werſt,

viele grüſe wallen an dih von deinen Vatter und Mutter
und von mir beſonders ein Gruſs achtungs voller Marttin.
lebe woll auſs wiederſehn.

Barbara Gröming.

Aus dem Lande Jakob des Letzten.

(Eine Zuſchrift.)

Lieber Heimgärtner!

Vor einiger Zeit haſt du etwas drucken laſſen „Aus dem Thale des Gottſuchers“. Du hätteſt den Aufſatz auch benamſen können „Aus dem Thale Jakob des Letzten“. Möge dein Wunſch, recht weit in den Alpen herumzukommen, in Erfüllung gehen, aber das ſage ich dir: So weit du auch kommen magſt, überall wirſt du das Land von Jakob dem Letzten finden, ſogar im Hügelland und im Flachland unten. Aber ſchlimmer, wie bei uns in den Bezirkshauptmannſchaften Bruck und Leoben wirds wohl nirgends ſein. Hier iſt's buchſtäblich wahr, was du in deinem Buch „Jakob der Letzte“ geſchildert haſt, die Bauern werden durch die wirtſchaftlichen Miſsſtände abgeſtiftet, von Großgrundbeſitzern aufgekauft, vielfach der Jagd wegen, und der Bauer muſs dem Hirſchen weichen. Gehe in das Tragößthal, gehe in das Buchbergthal, gehe in den Rötſchgraben, gehe in welchen Gebirgsgraben immer, wo früher ſtattliche Bauernhöfe geſtanden ſind und eine zahlreiche Bevölkerung anſtändig und brav gelebt hat, überall wirſt du halb oder ganz leerſtehende Huben, verfallene Häuſer finden, oder nur mehr die verlaſſenen Herdmauern, von Hollerſtauden und

Neſſeln bewuchert. Ganze Gemeinden ſind entvölkert, nur dem Jäger begegneſt du, der dich miſstrauiſch beobachtet, ob du ihm nicht etwa das Wild verſcheucheſt. Am liebſten möchte er dich aus den Alpen hinausjagen und ſein größter Kummer iſt, daſs Sommerfriſchler und Touriſten umherſteigen im Gebirge. Wo es möglich, dort ſperrt er den Eindringlingen die Wege und erhofft eine Zeit, wo er das Gebirge ganz wird abſchließen können vor aller Welt.

Die wenigen Bauern, die ſich noch behaupten, ringen mit dem Jäger und mit dem Wilde. Der Bauer ruft das Gericht an und wo es gar zu arg wird, da legt ſich manchmal, aber nur manchmal, äußerſt ſelten, die Behörde ins Mittel ſo wie in dieſem Thale, wo dem Jagdherrn aufgetragen worden iſt, ſofort dreihundert Hirſchen zu erſchießen. Der Jagdherr ſoll vor Wuth gegröhlt haben und geſchworen, die Bauern ſo lange mit allem Möglichen zu coujonieren, bis ſie mürbe geworden ſind und ihre Wirtſchaften aufgeben. Er dürfte Wort halten. So wird überall und überall geklagt über Wildſchäden und Terrorismus der Jäger, über Verfall der Wirtſchaften, der Gemeindewege, über Entvölkerung der Gebirgsgegenden. Sonderbar iſt nur, wie es die Jagdbeſitzer und Jäger leugnen, daſs die Jagd eine Hauptſchädigung des Bauernſtandes, der Steuerkraft, alſo auch des Staates iſt, und daſs ſie tief gekränkt ſind, wenn dieſe offen daliegende Thatſache von jemandem klar ausgeſprochen wird, oder gar wenn ein Dichter ſie zum Gegenſtande einer Erzählung macht. Vielleicht, lieber Heimgärtner, intereſſiert dich das Folgende. Vor einigen Jahren hat der Verfaſſer von „Jakob dem Letzten“ in hieſiger Gegend einen Berg beſtiegen, der eine ſchöne Ausſicht bietet über den Schauplatz von zweien ſeiner Hauptwerke. Zur Erinnerung an dieſe Partie, an der ſich damals ein großer Theil der Bevölkerung betheiligte, hat eine Ortſchaft auf der Bergſpitze einen Denkſtein ſetzen wollen. Der Eigenthümer des Platzes, ein „alpin-eiſenhältiger Nimrod“, wurde nun erſucht um Geſtattung. Bald kam durch einen Jäger übermittelt der Beſcheid, daſs für einen Denkſtein zu Ehren des Verfaſſers von „Jakob dem Letzten“ in dieſer Gegend kein Platz ſei. Der Stein iſt auf dem betreffenden Berge trotzdem noch geſetzt worden, aber nicht auf dem Grunde des Jagdherrn, ſondern auf dem eines anrainenden Bauers. Daraus ſieht man, wie ſehr der genannte Roman die Herren ins Herz getroffen hat. Du muſst nur wiſſen, lieber Heimgärtner, wie dein Buch populär geworden iſt und wie oft man überall hört: Ganz wie im „Jakob dem Letzten“! — Die Gebirgsthäler, wo jahrhundertelang ſo viele fleißige und wackere Menſchen gelebt haben, werden bald ganz entvölkert ſein. Die Leute werden in Städten und größeren Ortſchaften beiſammenſtecken und in wahnſinniger Unzufriedenheit unter ſich was auskochen, das den Großgrundbeſitzern, die dem Sporte zu lieb ſo viel Volkswohl geopfert haben, wahrſcheinlich ſehr unangenehm ſein wird.

Das Reden hilft zwar nichts, aber ſchaden kann es auch nicht, wenn manchmal der Krebsſchaden aufgezeigt wird und ich habe nichts dagegen, wenn du dieſen Brief abdruckeſt.

Ein Heimgartenleſer.

Tragöß, 9. October 1895.

Bücher.

Pflug und Laute. Dichtungen von Edmund Stubenrauch. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1895)

Der Verfasser dieser Gedichte ist ein fränkischer Bauer. Die Formgewandtheit, der Gedankenreichthum ließen auf einen „Gebildeten“ schließen, die Innigkeit im Auffassen der Natur und des Lebens aber zeigt uns hier mehr als einen Gebildeten: einen wirklichen Dichter. Es mag mancherlei Anempfundenes mitunterlaufen, weil der moderne Mensch, und selbst wenn er hinter dem Pfluge einhergeht, sich vor den allgemeinen geistigen Einflüssen nicht zu erwehren vermag, aber auch frischer Erdgeruch weht uns aus Stubenrauchs Gedichten an. Hier seien ein paar erstbeste Proben mitgetheilt:

Bauernleben.

Ins Feld, ins Feld! — doch nicht in den Krieg;
Zu friedlichem Kämpfen, zu friedlichem Sieg
Mit Pflug, mit Egge und Spaten
Keck allen Verächtern ins Antlitz gelacht
Und immer fein fleißig, nur still gedacht:
Uns könnten sie nicht rathen. —

Ins Feld, ins Feld, wenn der Winter weicht,
Wenn hoch ins Blaue die Lerche steigt,
Zu streuen den goldenen Samen
Und nach dem Tagwerk an Ackers Rand
Zu blicken empor mit gefalteter Hand:
Gib Herr deinen Segen uns! Amen.

Ins Feld, wenn der Morgenthau blitzt und blinkt,
Bis uns die goldene Mittagsruh winkt
Und lieblich dir Glocken uns laden;
Mit blinkender Sense hinaus, hinaus,
Zum allerfrischesten, friedlichsten Strauß,
Zu fällen die duftenden Schwaden.

Hinaus, wenn zu Herzen der Wachtelruf dringt,
Wenn ringsum im Kaen die Sichel erklingt,
Sonst feierlich-tiefes Schweigen;
Wenn lieblich das Weizenfeld woget und wallt
Und der Klang der Glocken darüber hallt
Und tief die Ähren sich neigen.

Der Herbst naht, da pflügst du und wehrest der Rath,
Da streuest den Samen du für dein Brot,
Das Brot für dich und die deinen,
Und ehe du selbst es erträumt, erdacht,
Da ist auch der Winter schon da über Nacht,
Die Scheune soll nun uns vereinen.

Dann geht es schon früh, eh' der Morgen graut
Klipp — klapp im Dörflein, — das klingt so traut!
Wo das klingt, entfliehen die Sorgen;
Wenn oft auch die Mente der Strengen droht. —
Manch klingendes Goldstück und manches Brot
Ist in den Garben verborgen.

Nun ist die Arbeit des Jahres gethan,
Das liebliche Weihnachtsfest sehen wir nah'n —
Wie freundlich strahlen die Kerzchen! —
O seliger, goldener Kindertraum! —
Wie hüpfen und springen sie um den Baum —
O jung-unschuldige Herzchen! —

Dann kommt meine Zeit erst, da sing' ich mein Lied
Was das Jahr durch die Brust mir durchwogt und durchzieht,
Klingt aus nun in goldenen Tönen;
Ist das eine Freude, ist das eine Lust!
Wie pocht mir das Herz und wie schwillt mir die Brust
Im herrlichen Dienst des Schönen!

* * *

Gewitter im Walde.

Wonnig ist der Maienmorgen,
Sinnend durch den Wald ich schreite,
Vöglein lugen aus den Zweigen,
Käfer summen mir zur Seite.

Leise, leise nun vom Himmel
Fallen schwere Regentropfen;
Unter Donnerschlägt mischt sich
Meines Herzens banges Klopfen.

Wie so einsam sind die Steige! —
Blitze zucken durch die Bäume
Und verscheuchen aus dem Herzen
Meine tiefgeheimen Träume.

Und die hohen, knorr'gen Eichen
Bilden rechts und links Spaliere,
Trotzig, schweigend, — wie des finster'n
Bonaparte Grenadiere.

Nieder beugen sich die Bäume
Tief wie Sclaven vor dem Wetter,
Und der Regen gießt in Strömen,
Klatschend auf das Meer der Blätter.

Doch der Donner, der zu Häupten
Eben mich erschreckt noch, rollend ... —
In des Waldes fernste Ecke
Zog er schon zurück sich, grollend.

Nun versiegt ist auch der Regen,
Alle Zweige athmen Wonne
Und von Baum zu Baum geschäftig
Hüpft voll Übermuth Frau Sonne.

Auch die Vöglein, die erschreckten,
Werden mählich wieder dreister,
Und sie singen Jubellieder
Jauchzend ihrem Herrn und Meister. —

* * *

Des Armen Weihnacht.

Schnee und Kälte und Sturmgebraus'! —
Was hilft es aber, — ich muß hinaus! —
Hinaus in die Berge am Waldessaum,
Den Kindern zu holen den Tannenbaum,
Denn morgen ist Weihnacht!

O heilige Stille! — wie ſchweigt das Leid,
Wie leuchtet Chriſtkindleins Feſttagkleid! —
Wie anders als ſonſt tönt der Glocken Klang —
Faſt will mich's gemahnen wie Engelgeſang,
Iſt morgen doch Weihnacht!

Da wäre die Tanne! — dach Kerzenlicht
Und Spielzeug und Süßigkeit hab' ich nicht;
Allüberall Reichthum und Glanz und Luſt, —
Nur mir allein hebt ſich ſchwer die Bruſt:
Ach, morgen iſt Weihnacht!

Wie dünkt mich die Welt nun ledeleer. —
Die leicht'ſte Tanne, ſie drückt mich ſchwer.
Fünf Kindergeſichtchen rund und roth,
Im Kaſten kein Geld, im Schrein kein Brot.
Und morgen iſt Weihnacht! —

Aus meines Lebens Mai. Gedichte von A. Wehrmann. (Leipzig. A. Bocken. 1894.)

Einiges aus dieſen Poeſien recht hübſch. So z. B.:

Deine Zier!

Daſs du ſo ruhig biſt und keuſch,
Iſt deine Zier,
Dein ſtiller Blick, dein klares Wort
Sind deine Zier.
Der andern Mund ſpricht Liebe nur,
Ihr Aug' iſt Glut;
Ein ſtilles, ew'ges Licht erſcheint
Dein Lieben mir;
Daſs du ſo ruhig biſt und keuſch,
Iſt deine Zier.

Von Ihr und mir. Von Philipp Spandow. (Bertin. E. Kantorowicz).

Der Verfaſſer erzählt uns die Geſchichte zweier Menſchen, die infotge ihres — man könnte faſt ſagen — übergroßen Ernſtes nicht aneinander kommen lönnen. Jede äußere Handtung fehlt dem Buche und der Verfaſſer hat ſeine ganze Kraft darauf verwandt, den Ernſt ſeiner beiden Perſonen zu begründen. Der zu dieſem Zwecke gebrauchte recht breite Dialog ermüdet doch nicht, denn er enthätt eine Fülle guter Gedanken. Phitipp Spandows größte Fähigkeit iſt aber unſtreitig die Stimmungsmaterei. V.

Weihnachtsſpiete. Bilder aus der deutſchen Geſchichte, zu feſttichen Aufführungen für Jung und Alt, von Dr. Leopotd Florian Meißner. (Literariſche Geſellſchaft, Geſchäftsleitung M. Breitenſtein, Wien. 1896.)

Das erſte Heft betitelt ſich: Aus der Zeit der Babenberger. Eingeleitet durch einen ſinnigen Protog über das Weihnachtsfeſt, wetcher om besten durch ein Mädchen oorgetragen wird, behandett das erſte Heft eine reizende Epiſode aus dem Leben des Dichters Watther von der Vogetweide. Herzog Leopold der Gtorreiche reitet Weihnachten 1211 in Wien ein. Als Geſchenk bringt er der Stadt wichtige Freiheiten und Rechte. Ein Bitd mittelattertichen, echt deutſchen Städtetebens.

Die Habsburg und die denkwürdigen Stätten ihrer Umgebung. Von Prof. Joſef Langl. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit oierzig Illuſtrationen und einer Heliogravure. (Wien. E. Hötzel.)

Profeſſor J. Langl hat auf Grund eingehender Studien an Ort und Stelle, und unter gewiſſenhafter Benützung des bezüglichen literariſchen und künſtteriſchen Materiates die vortiegende Abhandtung verfaſst. Das Buch wird mit ſeinem reichen Inhalte, dem treffttichen Bitderſchmucke und dem vornehm patriotiſchen Geiſte, der das Ganze durchweht, ſowohl für die Bibliotheken der ſtudierenden Jugend, als überhaupt für jeden Geſchichtsfreund eine wertvolle Gabe ſein. V.

Bismarcks Mahnworte an das Deutſche Volk. (Erlangen. Patm und Enke. 1895.)

Eine Auswahl der beherzigenswerteſten Mahnworte, zumeiſt potitiſcher Natur, gerichtet an die Deutſchen, um vornehmtich den Nationatismus zu entflammen. Doch ſind die Sachen für das kteine Werk naturgemäß abgeriſſen und unvollſtändig. Wer ſie gründtich haben will, der greife zu Btums großem Werke: „Fürſt Bismarck und ſeine Zeit." M.

Freie Liebe und bürgerliche Ehe. Schwurgerichtsoerhandlung gegen die „Arbeiterinnenzeitung". (Wien. Erſte Wiener Volksbuchhandtung. 1895.)

Ein gar intereſſantes Schriftchen. Drei Perſonen halten darin ſehr gute Reden: Die Angetlagte Adetheid Popp ſpricht von ihrem Standpunlte aus über den incriminierten Aufſatz „Frau und Eigenthum". Sie hat recht mit dem, was ſie ſagt, ihre Rede iſt nicht confiſcierbar. Der Staatsanwatt ſpricht, auch er hat recht mit dem was er ſagt. Endtich ſpricht der Bertheidiger und auch dem müſſen wir recht geben. Alle drei meinen es gut und es kommt ſo heraus, daſs ſie ſchtießlich alle drei das Gteiche meinen: Eine ſittliche Ehe. Das wichtigſte aber fehtt in dem Schriftchen: Der confiſcierte Artikel. Und nur nach dieſem könnten wir uns das richtige Urtheit bitden. M.

Die neue Serie der **Bibtiolhek der Geſammttiteralur** (Halle. Otto Hendet) bringt: Neuere deutſche Lyrik. Ausgewählt und herausgegeben von Kart Buſſe. Mit einer literarhiſtoriſchen Einleitung.

Von den Reden des Fürſten Bismarck aus den Jahren 1847 bis 1895, herausgegeben von Hans Kraemer, iſt der zweite Band erſchienen. Geziert mit einem Bitde des Reichs-

kanzlers, bringt er die Reden aus der Zeit der preußischen und deutschen Verfassungskämpfe, der Conflictszeit, des Parteihaders im neuen Reich, zum Culturkampf und zur Polenfrage. Die kurzen, knappen Anmerkungen erleichtern den Gebrauch des Werkes. Die neue Serie bringt auch eine Buchausgabe des Werkes „Ein Roman vom ersten Consul" von Mathilde Malling in der Übersetzung von E. Walde. V.

Schönerer - Lueger - Steinwender. Von Hans Bernatz. (Wien.)

Eine ganz ausgezeichnete Charakteristik Schönerers und Luegers, die Steinwenders scheint uns unfertig zu sein. Der Verfasser ist ein Deutschnationaler, einer jener vernünftigen Gattung, mit der jeder Deutsche in Österreich Hand in Hand gehen kann und soll. Die kleine Broschüre, jetzt besonders wegen Lueger zeitgemäß, ist wert, gelesen zu werden. M.

Deutscher Schulvereinskalender. Dieser zehnte Jahrgang beginnt mit Ehrungen, die dem Altmeister im deutsch-österreichischen Dichterwalde, A. Pichler, und den liebenswürdigen Talenten des Malers, Dialectdichters und Vortragsmeisters Ig. Ellminger, der vor Jahresfrist aus dem Leben geschieden, zugedacht sind. Auch der gefeierte Volksschriftsteller Josef Wichner hat sich eingestellt. Zeitgenössische Abhandlungen ergehen sich über den Nordostseecanal, über die Schicksale der Zipser Sachsen, über die ersten deutschen Einwanderer in Amerika, über Bismarcks bildliche Ausdrucksweise, über die Wappen der Länder Österreichs u. dgl. m. Sittengeschichtliches reiht sich an, und zwar: „Wie man im Böhmerwalde stirbt" von Joh. Peter. V.

„Der Wiener Bote" und „Der Jahresbote für Österreich-Ungarn" sind für das Jahr 1896 bereits erschienen.

Der „Wiener Bote" ist, wie immer, sehr reich ausgestattet. Diesmal drei reizende, mit schönen Illustrationen geschmückte Erzählungen von K. Wast in Meran, Franz Weller und Karl Etmar, das „Lustige Allerlei", die mit trefflichen Bildern von Zeitgenossen und wichtigen Ereignissen ausgestattete Rundschau. V.

„Österreichischer Volkskalender für 1896" im zweiundfünfzigsten Jahrgange. (Wien. Moriz Perles.)

Josef Wichner, unser österreichischer J. P. Hebel, leitet mit einer gemüthvollen und humorerfüllten Erzählung aus Vorarlberg das Buch ein. Darauf folgt vielerlei Gutes und für das Jahr Brauchbares. V.

Leykams Kalender. Wie alljährlich gibt auch für das Jahr 1896 die Firma „Leykam" eine Reihe von Kalendern heraus, welche für jeden Bedarf etwas Entsprechendes enthalten. Wir finden unter diesen Kalendern den einfachen Bauern- und Wandkalender, den geschmackvollen Blattkalender, den Brieftaschenkalender, ferner den beliebten Tagesblock-Kalender in zwei Ausgaben, den äußerst praktischen Wochen-Notiz-Blockkalender für Kanzleien und Geschäfte besonders geeignet. Sehr elegant ausgestattet sind die niedlichen Portemannaie-Kalenderchen, welche in den verschiedensten Einbänden mit Bildern bekannter Persönlichkeiten versehen sind; schließlich sei noch der „Elegante Taschenkalender" mit dem wohlgetroffenen Porträt der Erzherzogin Maria Annunciata erwähnt. Den Grazer Schreibkalender, welcher heuer in seinen 112. Jahrgang getreten, haben wir schon in einem früheren Hefte angezeigt.

Die „Leykam"'schen Kalender eignen sich wegen ihrer geschmackvollen Ausstattung auch als billige Festgeschenke. K.

Junge Liebe. Rückschau einer glücklichen Braut, in Versen nacherzählt von Heinrich Dieter. (Salzburg. H. Dieter.)

Aus einer Reisebekanntschaft — allerdings mit gleichgestimmten Menschen, wie sie sich nicht allzeit und allerorts finden — entstand dem Dichter gute Freundschaft, aus der Freundschaft blühten innige Verse. Was ihn dazu veranlasste, erzählt der Dichter in einem in die Form einer reizenden Erzählung gekleideten Vorworte — nach meiner Ansicht nicht minder wertvoll als die klingenden Verse selbst. B.

Hübners Geographisch-statistische Tabellen. Ausgabe 1895. (Frankfurt a. M. Heinrich Keller.)

Der jetzige Bearbeiter, Professor F. von Juraschek, ist einer der bedeutendsten Berufsstatistiker, und es findet das Unternehmen von den statistischen Bureaux vieler Staaten kräftige Unterstützung. Diese Zusammenstellung enthält ein überaus reiches statistisches Material über Bevölkerung, Verfassung, Finanzen, Heerwesen, Flotte, Handel- und Verkehrswesen ꝛc. ꝛc. eines jeden Landes der Erde; besonderen Wert erlangen sie außerdem auch durch ihre vergleichenden Angaben der Geldwährung, des Gewichtes und Maßes aller Staaten und Reducierung derselben in bekannte Größen. Außer durch die dem letzten Jahrgang hinzugefügte Übersicht über die Gold- und Silberproduction der Erde, ist der neue Jahrgang um eine Tabelle „Statistische Daten einiger Großstädte" vermehrt worden. V.

Soeben erſchien bei A. H. Beck in München: **Fürſt Bismarck und ſeine Zeit.** Eine Biographie für das deutſche Volk von Dr. Hans Blum. Sechs Bände. — Wir werden dieſes großartige Werk noch des Näheren betrachten.

Büchereinlauf.

Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebniſſe von Oskar Lenz. (Wien. Literariſche Geſellſchaft.)

Zwei Novellen von Julius von der Traun. (Leipzig. G. H. Meyer. 1895.)

Zehn Geſchichten von Baldwin Groller. (Dresden. E. Pierſon. 1895.)

Der Waldvogel. Neue Geſchichten aus Berg und Thal von Peter Roſegger. Mit einem Titelbilde von Alfred Mailik. (Leipzig. L. Staackmann. 1895.)

Als ich jung noch war. Neue Geſchichten aus der Waldheimat von Peter Roſegger. Zehntes Tauſend. (Leipzig. L. Staackmann.)

Zither und Hackbrel. Gedichte in oberſteiriſcher Mundart von Peter Roſegger. Vierte ſehr vermehrte und neu bearbeitete Auflage. (Graz. Leykam. 1895.)

Tannenharz und Fichtennadeln. Ein Geſchichtenbuch in ſteiriſcher Mundart von Peter Roſegger. Dritte ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. (Graz. Leykam. 1895.)

Ein Unberühmter und andere Geſchichten. Von Max Kretzer. (Dresden. E. Pierſon. 1895.)

Aus goldenen Wanderlagen. Erlebtes und Fabulierles von Karl von Vincenti. (Dresden. E. Pierſon. 1895.)

Ein Pämon. Roman aus der Gegenwart von Bertha von Sullner. (Dresden. E. Pierſon. 1895.)

Sicilianiſche Vorgeſchichten von G. Verga. Dresden. E. Pierſon. 1895.)

Muller. Eine Erzählung von G. von Berlepſch. (Bielefeld. Velhagen und Kloſing. 1895.)

Der Kampf um die Kunſt. Drei Novellen von Karl Edm. Edler. (Wien. Wilhelm Frick. 1895.)

Der Agitator. Roman von Auguſt Niemann. Zwei Bände. (Dresden. E. Pierſon. 1895.)

Ein Lieutenant a. D. Roman von Arthur Zapp. (Dresden. E. Pierſon. 1895.)

Drei Novellen. „Roſina." „Spätes Erkennen." „Nachbarskinder." Von Victor Grünberg. (Brünn. Karoſiat und Sohn.)

Nichts Ernſthaftes. Kleine Geſchichten von A. G. Sullner. (Dresden. E. Pierſon. 1895.)

Küſſe. Von Anton Reck. (Kufſtein. Ed. Lippolt. 1895.)

Landen und Stranden von Guſtav Falke. Ein Hamburger Roman. (Berlin. Verlag des Vereines für freies Schriftthum.)

Pinglras' junge Leiden von Jules Valles. Nach dem Franzöſiſchen frei bearbeitet von Karl Schneidt. (Berlin. Verlag des Vereines für freies Schriftthum.)

Erichs Perlen. Eine Erzählung für die Jugend; auch für ältere und alle Leute ohne Schaden zu leſen; nur müſſen die Herzen jung ſein. Von A. H. Brandſtädter. (Düſſeldorf. Auguſt Bagel.)

Armands Ausgewählte Romane. Lieferung 16. (Weimar. Schriftenvertriebsanſtalt.)

Bienemanns Erben, oder „Das geraubte Teſtament" von Olfrid Mylius. Lieferung 10. (Weimar. Schriftenvertriebsanſtalt.)

Träume. Von Karl Buſſe. (Leipzig. A. G. Liebenskind. 1895.)

Der Mitmenſch. Drama von Richard Dehmel. (Berlin. Hugo Storm. 1895.)

Gedichte und Erzählungen von Alexander Wehrmann. Berlin. Wilhelm Ißleib.)

Für Iſrael! Mahn-, Weck- und Troſtrufe von Adolf Teicherl. (München. Karl Rupprecht.)

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Dritte Auflage. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1896.)

Ruſſiſch-polniſche Beziehungen. Ein Abriſs von Graf Lelewa. Autoriſierte Überſetzung von Arthur E. Arnold. (Leipzig. C. L. Kasprowicz. 1895.)

Leſebüchlein des Berliner Thierſchutzvereines. Herausgegeben von H. Beringer. (Berlin-Königgrätzer Straße 108.)

Wer ſoll der deutſchen Geſellſchaft für ethiſche Cultur beitreten. Vortrag von Dr. Arthur Pfungſt. (Berlin. F. Dümmler. 1896.)

Theoſophiſche Schriften. XXI. bis XXV. Heft. „Religion und Moral" von Tolſtoy. „Symbolik" von Annie Beſant. „Weltverbeſſerung" von Hermann Krecke. „Gedanken über das Karma" von Ernſt Dieſtel. „Die

Bestimmung des Geschlechtes bei der Wiedervertörperung" von J. A. Anderson. (Braunschweig. C. A. Schwetschke und Sohn. 1895.)

Die katholische Welt. Illustriertes Familienblatt, mit den Beilagen „Der Hausfreund" und „Für fleißige Hände". (Wien. Rudolf Lechner & Sohn.)

Katechismus des guten Tons und der feinen Sitte von Eusemia v. Adlersfeld, geborenen Gräfin Ballestrem. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. (J. J. Weber in Leipzig.)

Notizen und Zahlen. Statistisches Nachschlagebüchlein von H. Beringer. (Berlin. Deutscher Verlag.)

Institut für schwedische Massage und Gymnastik von C. G. Cahier. (Wien.)

Postkarten des „Heimgarten".

* Es ist gesagt worden, dass Hamerlings Werke sich für eine Volksausgabe nicht eignen, weil dieser Dichter nicht fürs Volk geschrieben. Da müsste man wohl erst untersuchen, was unser Volk als Lesepubticum zu verstehen ist. Die Bauern, die Arbeiter sind überhaupt kein Lesepublicum, für die schreibt der Dichter kaum und auf dieser, wenn auch noch so wichtigen und ehrenwerten Schichte des Volkes wächst kein Lorbeer. Die Lehrerschaft, der Beamtenstand, der mittlere Gewerbestand, die Studenten, besonders die Frauen der gebildeten Stände, diese zusammen bilden den Grundstock des Volkes, welches für Literatur sich interessiert, welches im ganzen aber nicht so übermäßig reich ist, dass billige Volksausgaben von Dichterwerken überflüssig wären. Die Literatur sollte sich überhaupt mehr klar sein darüber, zu wem sie spricht. Das Bauernthum hat sie, mit ganz geringen Ausnahmen, nicht; der Bauer liest weder Gedichte, noch Salonromane, noch Dorfgeschichten. Er hat, wenn's hoch hergeht, sein christliches Hausbuch, seine Volksmärchen, seinen Kalender, und in diesen Büchern liest er auch nicht viel. Die Arbeiter haben in neuerer Zeit ihre Parteischriften. Der überbürdete Geschäftsmann hat keine Zeit, der Officier auch keine, der Aristokrat hat andere Passionen, der Professor gibt sich mit der schönen Literatur nicht ab, außer er ist ein Literaturprofessor, und dann liest er die neuen Erscheinungen erst recht nicht. Unser vertässlichstes Pubticum sind und bleiben die obenangeführten Kreise, in ihnen finden sich die echten Menschen, die sich von ihrem Tagesberufe nicht verledern lassen, sondern Sinn für Ideales bewahren. Für sie passt Hamerling ganz wohl.

Dr. J. G., Graz. Sie wollen den Inhalt des beanständeten Vorlesung-Prologs: „Friesach brennt" wissen. Der ist einfach genug. Es werden Scenen während des Brandes geschildert: Ein Greis will sein Geld retten, ein Knecht das Gut seines Herrn, eine Mutter jammert um das in Gefahr schwebende Kind, ein Mann, dem all sein Hab vor seinen Augen zusammenbricht, ruft verzweifelt gegen Himmel: „Himmel....., wos hobn mir thon, dass du uns so kimmst!" Darauf tritt eine der sich beim Brande so tapfer gehaltenen Klosterfrauen zu ihm und sagt gütig: „Muasst nit so frevln, du ormer Mensch! Schau, da Herrgott, der däs schwari Kreuz hot niederfolln lossn auf unser liabs Hoamatsstadl, wird ah guati Menschn schickn, de uns wieder aufhetsn. Muasst nit verzogl sein!" Mit diesem Appell ans Publicum schloss die Kleinigkeit. Beanständet wurde der Ausruf des Verzweifelnden, auf den sich die christlichen Worte der Klosterfrau gründeten. Somit war das Stückchen entseelt. Und das ist die ganze Staatsaffaire.

F. P., Graz. „Die gestohlene Gansleber", die Sie wohl in „Stoansteirisch" gelesen haben, ist ein ins Steirische übertragener Schwank aus alten Zeiten. Aus alten sehr christlichen Zeiten! In den millelalterlichen Klöstern wurde dieser Schwank colportiert, um die Prälaten und Mönche zu ergötzen und zu erbauen im fröhtichen Refectorium. Im zehnten Jahrhunderte erzählte ein schalkhafter Spielmann dem Erzbischof Heriger von Mainz, dass er einmal im Himmel gewesen sei und dem Christus und dem Petrus eine Ganslunge gestohlen habe. Daraus ist nachher der Schwank von der Gansleber entstanden. Ungezählt sind im deutschen Volke die Christussagen, in welchen der Heiland und Petrus miteinander auf Erden wandern und zumeist mit volksthümlichem Humor ins Leben der Menschen eingreifen. Die Güte und Langmuth des Heilandes hat selten einen schöneren Ausdruck gefunden,

als in dem Geschichtlein von der gestohlenen Gansleber, wo Christus den Dieb durch gute Worte, durch Drang und Noth zum Geständnisse, zur Buße bringen und ihm vergeben will. Es ist mit dem landläufigen Humor in steirischer Mundart erzählt; wenn Sie das „den Herrgott profanieren" nennen, so müssen Sie ganze Dichter- und Malerschulen, die besten Schwänke des Hans Sachs verurtheilen, die alten Passionsspiele, die Weihnachtsspiele, die Krippenlieder verurtheilen, müssen endlich das Landvolk selber verurtheilen, das die Gottheit durchwegs vermenschlicht, in seine eigene Gestalten bringt, in seiner eigenen natürlichen Art denken und sprechen läſst, also sie profaniert. Wer das nicht sieht, der miſsversteht volksthümliche Religiosität ganz und gar. Die wahre Religion besteht in der innigen Verschmelzung der Gottheit mit der Menschheit. Die Gottheit muſs vermenschlicht werden, damit die Menschheit vergöttlicht werde. Die „Gansleber" ist und bleibt einer der anmuthigsten und sinnigsten Schwänke, die aus der Klosterliteratur hervorgegangen sind.

* Von einem Maurerlehrling Rudolf Worowitsch (Graz, Sackstraße 70) erhalten wir mehrere Gedichtchen, die im ganzen wohl unreif und landläufig sind, hie und da aber einen Funken Humor zeigen. So hat der junge Poet z. B. schon weg, wo manchen Ehemann der Schuh drückt:

„Mei Weib kann Karln spielen,
Bycielfahrn, musicieren,
Nobl daan, Leul sekieren,
Kann abendrauf drei Sprachn,
Dafür oba — ka Zuspeis machn."

Gar nicht übel ist folgender Stoßseufzer eines Pessimisten:

„Adje! du rohe Welt!
Hier existiere, wem's gefällt —
Doch ich wohl länger nicht,
Dein Bild seh'n im Elendslicht
Du ewig wandernder Fluſs
Führ' mich hinab in den Orkus.
Ha, übers Geländer werd' ich mich schwingen
Und ins tiefe Wasser springen.
Nur noch ein kühner Sprung über die Brücken,
Dann hab' ich die Welt hinter'm Rücken,
Mitsammt dem Erdena'frett
Aber — i trau mi völli net!"

Wenn es dem jungen Mann, der freilich keine Schule hat, gelingt, durch Lesen und Beobachtung des Lebens sich selbst ein wenig literarisch zu bilden, so kann er einmal was leisten. Muſs aber acht geben, nicht in Nachahmung zu verfallen. Nur wenn er gute Eigenart bekundet, mag er sein Liedel singen.

M. K. L., Mödling: Sie sind Gewerbsmann und fragen nach unserer Meinung, ob Sie Ihren Sohn studieren lassen sollen. Wir rathen Ihnen nur das Eine, lesen Sie die Erzählung „Familie Martin". Dieselbe finden Sie im Buche: „Opfer der Zeit" von Emil Ertl. Jena. H. Costenoble. Die Geschichte dürfte Ihnen eine wohlthätige Antwort geben. Wir denken, nach fünfzehn Jahren werden Sie sehr froh sein, wenn Sie Ihren Sohn für Ihr eigenes Gewerbe erziehen lassen, anstatt ihn einer ganz unsicheren Zukunft hinzugeben.

J. L. C., Prag: Mein lieber Herr, selber an nichts glauben und bei anderen wünschen, daſs sie glauben, damit sie gefügig werden, das ist Spitzbubenreligion. Ihren Aufsatz können Sie abholen lassen.

J. O., Wien: Roseggers Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" ist so gut gemacht, daſs man, wie die Kritik behauptete, daran jeden einzelnen Act beliebig weglassen könne, ohne es zu schädigen. Seit Director Bukowitsch in Wien das weiß, läſst er bei diesem Stück jeden Act weg — aber alle auf einmal.

W. B., Wien: Lassen Sie das und denken Sie daran, daſs praktische Politik am besten gemacht wird von Männern zwischen fünfzig und sechzig Jahren.

P. L., Graz: Die Anschlagezettel besagten: „Ein Theil des Reinertrages für die durch Feuer verunglückten Friesacher." Das Nähere können Sie beim Bürgermeister in Friesach erfahren.

J. H., Wien: Recht gut gemeint, aber ganz und gar nicht druckfähig.

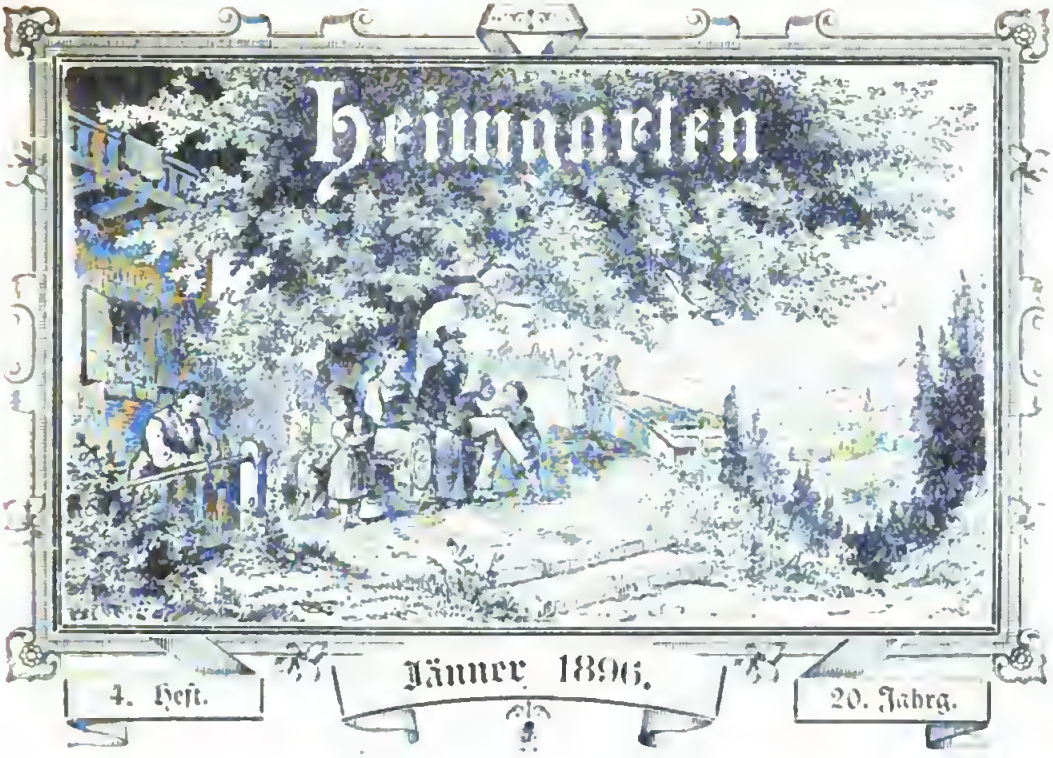
Sch . . g . . . Mundart durchaus unrichtig geschrieben.

L. A., Laibach: Nicht ursprünglich genug. Es gibt ohnehin viel zu viel Gedichte landläufiger Art. Neues, Frisches! Aber das läſst sich eben nicht befehlen.

G. R., Graz: Ihre Manuscripte können Sie in unserer Expedition, Stempfergasse 4, abholen.

* Bitten ohne Aufforderung dem „Heimgarten" Manuscripte nicht einzuschicken. Es könnte dafür nicht gebürgt werden.

Für die Redaction verantwortlich F. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Die Bilocatie.

Eine unheimliche Geſchichte aus einem ſchwarzen Hauſe, erzählt von einem ausgeſprungenen Theologen.

Von **Joſef Wichner.**

Heute kann ich dem Leſer etwelche Enttäuſchungen nicht erſparen, und alſo mag die Geſchichte, die da kommen ſoll, ſchon deshalb unheimlich werden.

Einmal will ich wetten, daſs gar mancher Leſer weder ſicher noch unſicher weiß, was die Bilocatie eigentlich für ein Ding iſt, und ſein Converſationslexikon gibt ihm obendrein keinen Aufſchluſs und der fremdwörterreiche Dr. Joh. Chriſt. Aug. Heyſe auch nicht.

Iſt der Leſer aber ein Kenner der lateiniſchen Sprache und meint er als Freund gruſeliger Geiſtergeſchichten, es möge die Sache vielleicht mit dem berüchtigten „Doppelgänger“ zuſammenhängen, ſo kommt eine neue Enttäuſchung. Der große, neue Meyer wenigſtens gibt dem, der nach dieſem Stichworte blättert, die tröſtliche Antwort, er möge beim Worte „Viſion“ Nachſchau halten.

Da jedoch die neueste Auflage dieses vorzüglichen Nachschlagewerkes augenblicklich erst bis zum „K“ vorgerückt ist, da ihn ferner das Wort „Vision“ auf „Zweites Gesicht“ verweisen dürfte, und da endlich das zweite Gesicht erst recht nicht das ist, was ich und andere gelehrte Mystiker unter der Bilocatie verstehen, so geht meine in den ersten Zeilen ausgesprochene Prophezeiung in Erfüllung, und es bleibt mir nichts übrig, als das Ding mit kurzen Worten zu erklären.

Unter der Bilocatie versteht man jene eigenthümliche, unheimliche und zweifelsohne gruselige Erscheinung, der zufolge ein und dasselbe Wesen an zwei verschiedenen Orten zugleich ist.

Man mag über die Schwiegermütter, dieses in der Satire schon bald völlig abgegriffene Thema, im allgemeinen denken, wie man will, sicher ist, dass sie in wissenschaftlich-volksthümlichen Erörterungen als Beispiele verwendbar sind.

Nehmen wir also an, zwei Männer, der Herr Peter in Graz und der Herr Paul in Krems, hätten ihre Frauen ein und derselben Familie entnommen, sie hätten meinetwegen sogar, der größeren Beweiskraft unserer Darlegung halber, Zwillingsschwestern geheiratet. Also haben der Peter und der Paul ein und dieselbe Schwiegermutter, die einstweilen ihren Sitz in Wien hat. Nun kriegt der Paul in Krems vom Peter in Graz einen Drahtgruß des Inhaltes: „Schwiegermutter soeben angekommen . . . bleibt sechs Wochen . . . große Freude in Israel.“ Der Paul liest die Nachricht und will dem Peter eben die große Freude von Herzen gönnen, da . . . öffnet sich die Thüre und ebendieselbe Schwiegermutter, die soeben in Graz angekommen ist, stürzt herein und drückt den beglückten Kremser Sohn stürmisch ans Herz.

Nicht wahr, da könnt' einer wohl den Verstand verlieren?!

Sehen Sie . . . das ist Bilocatie!

Nun freilich, die modernen Naturforscher, die in ihrem Erkenntnisdrange bis zu den Müttern hinabstiegen — vergl. „Faust“, II. Theil — halten es für unmöglich, dass die körperliche Schwiegermutter mit ihren wirklichen Keppelzähnen zugleich in Graz und Krems sein könne. Es muss also die eine oder die andere ein Schemen, ein Schatten, ein Geist in Gestalt der Schwiegermutter — vergl. „Grillparzers“ Ahnfrau mit den nöthigen Veränderungen — ein Spiegelbild sein; ist aber das schon unheimlich genug und kann auf keinen Fall etwas Gutes bedeuten. Die Tage einer solchen Schwiegermutter dürften nach den Meinungen der Fachmänner auf diesem Gebiete wahrscheinlich gezählt sein: Mene, tekel, upharsin.

Das beste an der Geschichte ist aber noch das, dass es dem Leser freisteht, an die Bilocatie zu glauben oder nicht, obschon es Leute genug gibt, die ähnliche Dinge in ihrem Leben erfahren haben wollen und selbst auf eine „drizige“ Schwiegermutter schwören würden.

Von solch einem gläubigen Gemüthe, das wir Jünglinge einst in unserer Unüberlegtheit schwer geängstigt und sogar dem Wahnsinne nahe gebracht haben, will ich heute reuevoll erzählen, und das führt nun etliche Leser vielleicht zu einer weiteren Enttäuschung.

Wenn ich nämlich gestehe, dass der ausgesprungene Theologe ich selber bin und dass das schwarze Haus jenes katholische Priesterseminar ist, in dem ich drei volle Jahre weilte, so reiben sich vielleicht etliche Leser in der Erwartung, dass nunmehr den „Schwarzen" etwas am Zeug geflickt und dass es an interessanten Enthüllungen nicht mangeln werde, vergnügt die Hände.

Solchen Lesern kann ich leider wiederum nicht dienen; denn obschon ich das Leben und Treiben in einem solchen Hause hinlänglich kennen gelernt habe und dasselbe sogar vielleicht einmal ausführlich zu schildern gedenke, so dürfte doch nichts zutage kommen, was das Licht zu scheuen hätte. Im Gegentheile müsste ich in der Erinnerung an jene Zeit, die ich im schwarzen Hause und im Talar verbracht habe, meine Feder in Liebe und Bewunderung tauchen; denn ich habe lange Jahre unter wahrhaft edlen, herzensguten, tiefgläubigen, unschuldigen, pflichteifrigen und opfermuthigen Jünglingen gelebt, und unsere Vorgesetzten waren uns leuchtende Beispiele jeder priesterlichen Tugend. Also würde das Gemälde, das ich zu entwerfen gedächte, eine eigenartige Idylle von Gottesfrieden und harmloser Fröhlichkeit werden, allerdings bisweilen getrübt durch die schweren Seelenkämpfe jener, die äußerer Zwang in dieses Haus gebracht hatte oder dessen Anlagen und Neigungen nach anderer Lebensbethätigung verlangten.

Zu den unschuldigsten, unerfahrensten und kindlichsten Seelen nun zählte unser Kamerad Balthasar Weiß, der schon längst in jenes Reich gegangen ist, in dem die Engel dem Herren lobsingen.

Als der Balthasar nach vollendeten Gymnasialstudien von der Welt Abschied nahm und freudigen Herzens übers Brücklein ins Priesterhaus schritt, da wusste er von dieser bösen Welt nicht viel mehr als ein neugeboren Kind und war also gleichsam ein Dutzbruder des heiligen Aloisius. Demnach hielt er uns als zukünftige Priester für lauter Engel ohne Makel und ohne Fehl, und es erschien ihm unter anderem geradezu als ein Ding der Unmöglichkeit, dass einer seine Zunge, auf der einmal täglich des Herren Leib ruhen sollte, auch nur durch eine einzige Lüge, und wäre es auch der greisbarste Scherz, entweihen könnte. Mein Gott . . . recht hatte er schon, der gute Balthasar, das sahen wir freilich ein! Aber, ach, wir waren halt doch Menschen und mit zwanzig Jahren noch gar junge Menschen, und also quirlte selbst unter dem gar ehrwürdigen geistlichen Gewande ein fröhliches Quecksilberherz, das nun einmal seinen Spass in Ehren haben wollte! Und also fingen wir gerne mit frischen,

trefflich geschulten Stimmen die Regensburger Viergesänge an den schattigen Ufern der Rienz in die Abendluft hinein und sprangen gerne über aufgestapelte Holzstöße und warfen die Kugeln gerne unter die neun hölzernen Gesellen der gedeckten Bahn und tranken und rauchten gerne in den engen Grenzen der Hausordnung oder auch etwas darüber hinaus und neckten uns gerne mit allerlei Schnick-Schnack und lustigen Übertölpelungen . . . mit zwanzig Jahren schon ein ewig betender Heiliger zu sein, das ist schier langweilig und rein nicht auszuhalten!

Und der Balthasar, ei, der ließ sich gar so leicht übertölpeln und aufschmieren!

Wies einer mit zeigendem Finger in die Luft und sagte, es fliege eben ein Elephant oder, wie man nach dem neuen Maße sagen müsse, ein Meterfant über die Dächer, so schaute er richtig auf; bat ihn einer, er möge ihm Dr. Nixers Buch von der goldenen Ader aus der Anstaltsbücherei holen, so blätterte er dienstbereit stundenlang in den Verzeichnissen herum und bedauerte, das Buch nicht finden zu können; verkaufte ihm einer eine Mischung von Erdöl und Wasser als raffiniertes amerikanisches Petroleum, so war er überglücklich und hielt das Licht für außerordentlich hell und konnte gar nicht genug staunen, wenn's nach Verbrauch der brennbaren Schicht wild auffuhr und plötzlich erlosch; händigte ihm einer um ein billig Geld chinesische Latwerge gegen Heiserkeit ein, so leckte er das schwarze, fettige Zeug, der „Suggestion" willenlos hingegeben, ganz gemüthlich aus und rühmte die wohlthätige Wirkung, obschon in der Schachtel ganz gewöhnliche Stiefelwichse war.

So ein guter Balthasar ließ sich gewiss auch im großen Stil an der Nase herumführen, so einem konnte man wahrlich nie dick genug auftragen!

Das zeigte sich einstmals an einem Weihnachtsabende.

Da wir Theologen verhalten wurden, den um zehn Uhr nachts beginnenden Feierlichkeiten der Christmette im Dome der fürstbischöflichen Residenz beizuwohnen, so wurde an diesem Tage das Nachtmahl etwas früher eingenommen und uns hienach freigestellt, entweder bis zum Glockenzeichen zu schlafen oder in unseren Zimmerchen bei gemüthlichem Plausche den Beginn des Gottesdienstes abzuwarten.

Da hielten denn wir Studierende aus dem Ländlein vor dem Arlberg, von den Tirolern als „Schwaben" bezeichnet, nach altem Heimatgebrauche in einer der geräumigsten Buden ein allerdings verbotenes Symposion, zu dem die Bestandtheile, als da sind: Wein und Birnbrot, Schnaps und Nüsse, schon mehrere Tage hindurch in kleinen Frachtstücken aus der Stadt oder aus dem Refectorium eingeschwärzt worden waren, und es verging die Zeit bei gefüllten Gläsern und qualmenden Pfeifen und bei einem Ramser oder Tapper oder Jasser nur allzu schnell, also dass wir

uns allweil ein ganzes Jahr lang auf die wonnige Heimlichkeit freuten, an der sich sogar Presbyter, wirkliche Priester betheiligten, ohne sich ob der begangenen Sünde allzusehr zu ängstigen.

Nur den Balthasar hätten wir nicht mit zwei Paar Ochsen in die zur Trinkstube umgewandelte Zelle zu ziehen vermocht. Seine reine Seele scheute vor den nächtlichen Orgien zurück, und also schlief er nach einem frommen Segensspruche den Schlaf des Gerechten, indes wir mit dem Rubin der südtiroler Berglehnen auf das Wohl unseres kleinen und doch innig geliebten Heimatlandes sachte anstießen.

Da fiel es einem unserer Kameraden ein, wie dass wir den Balthasar wieder einmal blau anlaufen lassen und ihn am kommenden Tage überreden sollten, er sei am Christabende mitten unter uns gewesen und habe so tapfer gezecht, dass ihn der Schlaf übermannt und wir ihn in seine Zelle tragen, entkleiden und ins Bett hätten legen müssen.

So eine ungeheure Lug konnte er denn doch nicht glauben, das galt doch gleich da und dort einen Schoppen rothen Tirolers!

So stiegen etliche Wetten, und als wir am Christtage der Erholung halber in den Gängen der Seminars herumwandelten, hub einer der Verabredung gemäß an:

„Na, Balthasar, hast dein Räuschchen jetzt ausg'schlafen, das du dir gestern abends im Kreise froher Schwaben anzechtest?"

Der Balthasar machte große Augen. Wie man denn von ihm so etwas nur denken, geschweige sagen könne!

„Ah, da hört sich doch alles auf!" sagte ein zweiter. „Du willst leugnen, dass du gestern von sieben bis neun Uhr in Murxels Bude gesessen bist? Hast ja wenigstens sechs Glas Wein gebürstet und zwei Cigarren dazu geraucht und hast sogar in der Hitz' Streit mit uns angefangen, bis du auf einmal mäuschenstill bist worden und zu schnarchen hast ang'hebt wie ein Murmelthier. He, Schmid und Haller, ist er nicht zwischen euch beiden gesessen und hat er nicht zehn Kreuzer verloren im Kartenspiel?"

Die Angerufenen bestätigten dies mit eifrigen Nicken, und als der Balthasar nun weitläufig und gar ernsthaft auseinandersetzte, wie dass er nach dem Essen noch ein Viertelstündlein im Oratorium gebetet, dass er recht gut wisse, wie er seine Kleider auf dem Stuhle zu Füßen des Bettes geordnet und die Uhr zu Häupten des Bettes aufgezogen habe, dass er eine Viertelstunde vor zehn Uhr aufgesprungen sei, um sich zu waschen und im Festgewande zur Kirche zu gehen, da waren wir alle voll des Staunens und begriffen rein nicht, wie er, der wahrheitsliebende Balthasar, auf einmal ein so vertrackter Plauscher geworden sei und uns durch die Bank ableugnen wolle, was wir ja mit unsern eigenen leiblichen Augen gesehen hätten.

Und nun wurde dem armen Balthasar die Geschichte nachgerade doch bedenklich. Er ließ uns stehen und klagte einem anderen Kameraden sein Leid und gab seiner Entrüstung darüber Ausdruck, dass alle Schwaben sich selbst vor dem heiligen Tag nicht scheuten, ihm so einen dummen Bären aufzubinden.

Es hatte aber gerade dieser Freund eine Maß „Special" gewettet, der Studiosus Weiß lasse sich alles weiß machen, obschon er als Balthasar selber ein Schwarzer und die Zusammensetzung seines Namens daher eine große Lüge sei, er glaube auch das Unglaublichste. Also bekräftigte er, nichts Böses ahnend, unsere Aussagen:

„Musst ja rein mit Blindheit geschlagen sein und dein Gedächtnis völlig verloren haben, wenn du behauptest, du seiest nicht bei uns gewesen! Weißt du denn gar nimmer, dass du die Nüss' hast auf'druckt mit dem Nussknacker und dass du hast eines singen wollen, wenn dir der alte Fritz nicht hätt' den Mund zug'halten von wegen der Heimlichkeit?"

Da ward der Balthasar plötzlich bleich wie eine frisch geweißte Wand, ein Schwindel überkam ihn, dass er sich an einem Pfeiler halten musste, er griff gegen sein Herz, athmete tief auf, verdrehte die Augen und stammelte:

„Ach Gott, sei meiner Seele gnädig! Also bin ich bei euch gewesen und bin auch in meinem Kämmerlein gewesen . . . Görres . . . Mystik . . . Bilocatie . . . mit mir ist's aus und Amen!"

Sprach's und wankte wie einer, der selber aufs Todtenbett zu steigen gedenkt, in seine Kammer und setzte sich hin und stützte, zum Tode betrübt, sein Haupt in beide Hände, und sammelte seine Sünden zu einer Lebensbeichte . . . jetzt hatten wir die Bescherung!

Ach Gott . . . so war es nicht gemeint!

Wir stürmten dem leider nur allzugläubigen Jungen in tausend Ängsten nach und machten uns tausend Vorwürfe und gelobten, ich weiß nimmer, was für Wallfahrten, und drückten die Klinke und hielten unser Ohr ans Schlüsselloch und hörten nichts als ein unendlich schmerzliches Wimmern, wie einer halt wimmern mag, dem es in der Vollkraft seiner Jugend zur Gewissheit geworden ist, dass er in einem Tage von der süßen Gewohnheit des Daseins werde Abschied nehmen und in die Schatten des Todes tauchen müssen.

Muss doch etwas recht Unnatürliches sein, das Sterben, wenn's selbst dem Frömmsten gar so schwer fällt!

All unser Bitten, er möge uns doch einlassen, er möge uns den Narrenstreich verzeihen, wir hätten ja nur einen dummen Spass gemacht, es sei alles von A bis Z in den Erdboden hinein erlogen, war rein vergeblich.

Er wimmerte und seufzte und sprach endlich mit matter Stimme:

„Wie soll ich denn euch jetzt glauben können, da ihr solche Lügner seid? Nunmehr wollt ihr mich trösten, und darum leugnet ihr jetzt, was ihr gestern mit euern leibeigenen Augen gesehen habt. Doppelt bin ich gewesen . . . aus ist's . . . der kalte Tod tappt nach dem jungen Balthasar . . . hu . . . hu!"

Was sollten wir thun? Sollten wir uns den Seminarvorständen anvertrauen und eine allerdings wohlverdiente Nase einstecken?

Den vernünftigsten Schritt erspart sich die Jugend meist bis zuletzt!

Es verrann aber eine Stunde um die andere, und der Baltel wurde nirgends sichtbar. Angesichts des nahen Todes kam er nicht einmal zum Mittagessen, obschon wir ein „festum duplex primae classis", d. h. ein Doppelfest allerersten Ranges feierten, das auch in einer beträchtlichen Vermehrung der Gänge und einer Verbesserung der Speisen zur erwünschten Geltung kam.

Da erinnerten wir uns, dass unser sterbender Balthasar einem Cleriker aus dem Chorherrenstifte des heiligen Augustin, der — der Cleriker nämlich — unsere Vorlesungen besuchte, das meiste Vertrauen schenkte.

Also lief der croatische Seminarschneider wie ein Windspiel ins nahe Stift, und Freund Ambros brachte es nach langem, herzlichem Zureden durchs Schlüsselloch dahin, dass der Balthasar die Thüre öffnete und sich von unserer bodenlosen Lügenhaftigkeit überzeugen ließ.

Aber . . . besser wurde das Ding deshalb doch nicht; denn wie ihm ein Lichtlein aufgegangen war, sprang er schnurstracks vom Tische auf, klappte den Deckel seines Reisekoffers in die Höhe, packte alle seine Habseligkeiten mit fiebernder Hast zusammen und erklärte feierlich:

„In einem Hause, in dem so gottserbärmlich gelogen wird, bleibe ich keine Stunde mehr! Heute noch melde ich beim hochwürdigen Herrn Regens meinen Austritt, heute noch fahre ich über den Brenner nach Innsbruck, um meine Studien bei den Jesuiten an der Universität fortzusetzen!"

Also wäre unsere etwas faule Sache doch noch zu den Ohren unserer Behörde gedrungen.

Der Sohn des heiligen Augustin aber wusste Rath. Er klopfte dem Balthasar auf die Schulter und sagte lächelnd:

„Lieber Freund, das ist g'hupft wie g'sprungen, da kommst du aus dem Regen in die Traufe; denn . . . in Innsbruck lügen sie auch!"

Solch eine Rede machte den Balthasar stutzig, und er zog es vor, an der schönen Rienz zu bleiben, und wir zogen es vor, dergleichen Späße künftighin nur mit solchen Kameraden zu machen, die etwas vertragen konnten.

Nemeſis.

Eine Geſchichte aus dem Leben von **M. v. Weißenthurn.**

I.

Sie ſaßen einander gegenüber, er ein großer ſchöner Mann mit ernſten Zügen, mit blondem Haare und üppigem Vollbart, mit Augen, die ziellos und gleichgiltig ins Weite ſtarrten; in jeder Bewegung eine gewiſſe ſelbſtbewußte Ruhe, um nicht zu ſagen Apathie, an den Tag legend; ſie zart, ſchmächtig, dabei nervös und lebhaft in jedem Blick, in jedem Wort, in allem, was ſie ſagte, that, dachte.

„Nein, nein, und wiederum nein, das kann ſo nicht fortgehen, ich halte es nicht länger aus, dieſes ſeelenertödtende Einerlei! Eſſen, trinken, ſchlafen, — ſchlafen, trinken, eſſen — das kann und wird mir nie genügen, Rudolf! Ich hab' es dir oft ſchon geſagt, meine Seele lechzt nach mehr, — lechzt nach einem Weſen, dem ſie ſich ganz und vollſtändig hingeben kann, nach einem Weſen, welches das Pulſieren des Herzens, den Flügelſchlag des Geiſtes mit empfindet — kurzum nach einem Weſen, welches mein innerſtes Sein verſteht! Du mißhandelſt mich nicht, du biſt nicht roh, nicht rückſichtslos gegen mich, du biſt der Welt gegenüber das Muſter eines Gatten, ich will dir das alles zugeſtehen, — aber ich fordere mehr! Ich will ein ganzes, ein ungetheiltes Herz."

„Und wer ſagt dir denn, Närrchen, daß du es mit einer anderen theilen mußt?" fragte halb beluſtigt, halb ärgerlich Rudolf von Geldern — während er noch immer mit dem gleichen indifferenten Ausdruck in dem hübſchen Geſichte hinüberblickte zu ſeiner Frau.

„Ich will auch nicht annehmen, daß ich es mit einer anderen theile, aber die Gleichgiltigkeit, dieſer Erzfeind der Ehe iſt es, welcher immer mehr Gewalt über dich gewinnt; wenn ich bedenke, wie es einſt geweſen, und wie es jetzt geworden."

Die junge Frau brach in Thränen aus bei dieſen Worten, was zweifellos das Unpraktiſchſte war, was ſie hätte thun können.

„Natürlich, da haben wir's wieder, Thränen, nichts als Thränen, da soll doch gleich das Donnerwetter dreinfahren."

„Rudolf!"

„Ah was — ein Engel des Himmels müsste die Geduld verlieren mit diesen hysterischen Weiberlamen." Der Bergrath sprach viel lebhafter, als dies sonst in seiner Art lag, jedenfalls ließ er sich durch irgend einen ärgerlichen Anlass leichter aus seinem Phlegma aufrütteln, als dass er die Selbstüberwindung gehabt hätte, sich aufzuraffen, wenn es sich darum handelte, liebenswürdig zu sein. „Glaubst du denn, es sei ein Vergnügen, sich die Stunde des Zuhausseseins ewig durch Scenen vergällen zu lassen?" fügte er in ruhigerem Tone hinzu, in dem aber doch noch der Unwille nachklang.

„Sie sollen dir in Zukunft nicht mehr vergällt werden — sei ruhig, Rudolf." Die junge Frau sprach mit sichtlicher Anstrengung, der Mann aber achtete derselben nicht.

„Wird mir sehr angenehm sein; wie oft aber hast du mir schon Ähnliches versprochen, ohne es zu halten, der Glaube geht da in die Brüche."

„Was that ich denn so Strafbares, ich bat um Liebe, Rudolf; ich war kindisch genug zu wähnen, dies Gefühl ließe sich ertrotzen, erbitten, erflehen. Du sollst zum letztenmale mit derlei Anliegen behelligt worden sein."

Emmy trat an den Spiegel, fuhr sich mit der Hand glättend über den Scheitel, netzte leicht mit dem Tuch die Augen, an deren Wimpern noch die Thränen hiengen, — und verließ dann unter dem Vorwande, sich für den Spaziergang umkleiden zu müssen, das Gemach.

Sie war kinderlos, sie hieng mit abgöttischer Liebe an dem Gatten, und sie fühlte sich unverstanden, drei gefährliche Klippen für das Herz einer Frau; Klippen, an denen manches Lebensglück zu scheitern pflegt. Rudolf von Geldern blies die Rauchwolken seiner Cigarette eine Weile gedankenvoll vor sich hin; war es gedankenvoll oder gedankenleer? Jedenfalls glättete sich bei dieser interessanten Beschäftigung seine Stirne in verhältnismäßig rascher Zeit. Während Emmy nach einer Weile mit noch immer gerötheten Augen wieder in das Zimmer trat — streifte sie ein leichter, aber doch wohlgefälliger Blick ihres Gatten, und er bemerkte sofort, dass er bereit sein werde für die Abendpromenade, welche das Ehepaar mit der Pünktlichkeit des Uhrwerkes um fünf Uhr nachmittag anzutreten pflegte. Emmy sah, dass die Wolken an seiner Stirne geglättet waren, und sie fühlte sich froh; aber das Sehnen nach Liebe, welches in ihrem Herzen lebte und mit krampfhafter Gewalt sich zu steigern anfieng, wurde dadurch nicht gestillt. Es war ihr dieses Sehnen bisnun nur zum Fluche geworden. Im Elternhause hatte man sie eine thörichte Phantastin genannt, — die Freundinnen fanden sie überschwänglich — so dass sie sich diesen

gegenüber wie eine sensitive Mimose zurückzog. In den ersten Wochen ihrer Ehe hatte Rudolf Nachsicht an den Tag gelegt für ihre zuweilen kindischen Launen, aber nur zu bald mürrischen Trotz denselben entgegengebracht, bis die junge Frau sich in sich selbst abschloss, und nur in den seltensten Fällen ein Wort der Klage laut werden ließ, welches sie unvorsichtigerweise zumeist mit Thränen begleitete, was den Gatten reizte, anstatt ihn zu versöhnen. Allerdings war dies unklug von ihr, nur ist es nicht immer Herzenssache, klug zu sein, sondern es gehört die Klugheit zu jenen Dingen, die vom Verstande, und nicht vom Herzen regiert werden. Bei Emmy aber besaß letzteres die Oberhand, wenn sie geistig auch nichts weniger als unbedeutend war, fühlte sie sich doch unfähig, mit starkem Griff den warmen Pulsschlag des Empfindens der nüchternen, vornehmen, besonnenen Klugheit unterzuordnen; ja es bäumte sich sogar ihr ganzes Sein oftmals gegen diese auf, weil sie ihr so vielfach gepredigt und anempfohlen worden war.

II.

„Die hübsche Geldern habe ich heute auch zum Thee geladen, ausschließlich Ihnen zu Ehren, Herr Professor", — so sprach die Hofräthin Soncleur zu dem Kunsthistoriker Professor Exner, welcher kürzlich, der Berufung an die Universität Folge leistend, nach B., seiner Vaterstadt, zurückgekehrt war, in welcher er während seiner mehrjährigen Abwesenheit verhältnismäßig fremd geworden, so dass er die Einladung einer alten Freundin seiner Mutter, der verwitweten Hofräthin Soncleur, zu ihrem Jour fixe gerne Folge leistete — hoffte er doch in ihrem geselligen Hause manchen nicht unangenehmen Anknüfungspunkt zu finden. „Geldern? Der Name ist mir vollkommen fremd, gnädige Frau."

„Natürlich, und es war auch unbedacht von mir, dass ich die holde Schöne, an die Sie gewiss manche schwärmerische Sonette gedichtet, zu den Zeiten, da Sie selbst noch auf der Schulbank saßen, bei dem Namen ihres Gatten nannte — ich hätte sagen sollen, Emmy Limpöck wird heute hier erscheinen und Sie würden sicherlich sofort gewusst haben, von wem die Rede ist."

Emmy Limpöck! Wem von uns ist es nicht schon einmal geschehen, dass durch die Nennung eines einzelnen Namens ein ganzer Schwarm von Jugenderinnerungen über uns hereinbricht? — Bilder, die wir gerne festhalten möchten, obzwar sie längst dem Schattenreiche angehören, so lebenswarm sie auch wenigstens für den Moment vor unserem Gedächtnisse stehen. Gerade so ergieng es dem Professor. Emmy Limpöck — er sah einen prächtigen alten Garten vor sich mit knorrigen, weitverzweigten Bäumen, aus deren Astwerk heute hier und morgen dort eine glockenhelle Kinderstimme zu ihm niederschallte, wenn er als hochauf-

gewachsener, langbeiniger Student auf und ab gieng, um seinen Horaz oder Virgil zu memorieren, oder auch, wenn er mit irgend einem interessanten mathematischen Problem unter dem alten Nussbaum saß und sich emsig mühte, dessen Lösung zu finden. Damals war er in den großen Sommerferien bei den Eltern seines Jugendfreundes August Limpöck auf Besuch gewesen, und hatte ab und an eine Stunde mit dessen kleiner Schwester Emmy tändelnd verspielt. Das Kind besaß eine absonderliche Vorliebe, auf Bäume zu klettern, um dort von der Höhe herab den Gesang der Vögel nachzuahmen, oder ihr Lied in die Lüfte zu schmettern; kurzum, gerade jene Dinge zu thun, welche man am wenigsten von ihr erwartet haben würde. Er mochte das kleine Ding gerne leiden, welches, sonst ziemlich scheu und einsilbig, ihm warmherzig zugethan schien. Emmy Limpöck — ein Zwischenraum von einigen Jahren und er sah das Mädchen wieder, — mit dem Ausdruck starren, stummen, verzweiflungsvollen Schmerzes im Gesicht. — Er sah es wieder, — am offenen Grabe, als man die Leiche August Limpöcks, des hoffnungsvollen, strebsamen jungen Mediciners, in die kalte Gruft senkte und lange Zeit hindurch konnte er den Ausdruck dieses bleichen, melancholischen Gesichtes nicht vergessen. Durch Freunde hatte er dann vernommen, dass die Schwester den Bruder, der einem acuten Lungenleiden erlegen war, treu gepflegt, dass sie mit ihm den Halt und die Stütze ihres Lebens verloren, denn sie sei ein ernster, schwärmerisch veranlagter Charakter, welcher mit abgöttischer Liebe an dem Bruder gehangen und dem die oberflächlichen Eltern, die zur Kategorie der Alltagsmenschen gehörten, nimmer genügen konnten. Emmy Limpöck! Noch einmal hatte die Erscheinung des jungen Mädchens seinen Lebenspfad gekreuzt und zwar wieder nach einigen Jahren; er sah sie im Ballsaale als gefeierte Salonerscheinung; vielleicht weniger wegen ihrer Anmuth und wegen ihres Liebreizes gefeiert, als vielmehr, weil sie eine glänzende Partie war. Dem jungen Doctor Exner gefiel das Mädchen, aber er gehörte zu der kleinen Gilde jener, welche die eigene Mittellosigkeit als Hinderuis betrachten, eine reiche Frau zu freien, und als kluger Mann wollte er nicht mit dem Feuer spielen. Gute Vorsätze pflastern bekanntlich den Weg zur Hölle. Der Zufall, dieser neckische Kobold, welcher so viel Unheil anstiftet, führte den neupromovierten Doctor der Philosophie öfter mit Emmy Limpöck zusammen; sie gefiel ihm — sie gefiel ihm so sehr, dass er endlich beschloss, jedes Bedenken zum Schweigen zu bringen, um bei Papa Limpöck um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Ein sonnenheller Wintertag war es gewesen, als Doctor Exner der feierlichen Gelegenheit entsprechend, im feierlich gebürsteten Cylinder, in tadellosen „Strohgelben" das Haus des reichen Banquiers betrat. Liebe und seine etwas schrullenhaft veralteten Voranschauungen von dem, was correct sei, hatten in der Brust des jungen Mannes einen erbitterten Kampf aus-

gerungen. Die Liebe drängte ihn dazu, zuerst zur Tochter zu gehen und dann mit dem Vater zu sprechen — die aus dem Schulbüchel eingedrillte Correctheit erforderte, dass er sich mit der väterlichen Sanction behaftet der Tochter nahe, und Doctor Exner hatte damals noch so viel vom Schulpedanten an sich, dass er der letzten Version treu blieb. Er gieng also in das Haus des Banquiers, befand sich aber in unendlich kurzer Zeit wieder vor demselben, um eine Hoffnung ärmer, um eine Erfahrung reicher.

„Was sind Sie? Was wollen Sie? Und vor allem was haben Sie?" Das war so ziemlich der Succus des väterlichen Verhöres gewesen. Und als es sich herausstellte, dass er wenig sei und nichts habe, da klang das „Nein", welches der Banquier der Werbung des jungen Mannes entgegenbrachte, außerordentlich dictatorisch; er fügte diesem Nein noch die nachdrückliche Bitte hinzu: Herr Doctor Exner möge es sich ja nicht einfallen lassen, seinem Kinde überhaupt von Liebe zu sprechen, es sei ein schweres Unrecht, einem so jungen Mädchen die Unbefangenheit zu rauben.

Gedemüthigt und erbittert wie noch nie in seinem Leben, war Doctor Exner fortgegangen und hatte wenige Tage später der Stadt den Rücken gewandt, in der er auf sein erstes Liebeswerben eine so rauhe und rücksichtslose Antwort erhalten. Emmy Limpöck hatte er nie wieder gesehen und auch nie von ihr vernommen — und nun schlug ihr Name so unerwartet abermals an sein Ohr.

Verheiratet also? Seine Jugendliebe die Gattin eines anderen — schon seit mehreren Jahren vermählt, wie Frau Hofräthin Soncleur ihm mittheilte! Wie mochte sich das junge Wesen entwickelt haben, welches so viele Ansprüche an das Leben zu stellen berechtigt schien? Er benahm sich ganz so, wie man es von einem gebildeten Manne erwarten konnte; er legte Freude an den Tag, Emmy Limpöck wieder zu sehen, er stellte Fragen an die Hausfrau über die Jugendbekannte, über deren Gemahl, und so erfuhr er denn, dass die Tochter des reichen Banquiers zum Theil wohl dem Wunsche ihrer Eltern nachkommend, zum Theil aus eigenem Antrieb den ebenfalls wohlhabenden Bergrath Rudolf von Geldern geheiratet, welcher kurze Zeit hindurch seine Beamtenlaufbahn verfolgt, sich aber dann ins Privatleben zurückgezogen und das Dasein eines vornehmen Müßiggängers führte.

Ob sie Kinder habe, wollte Exner wissen.

„Nein", entgegnete Frau von Soncleur, „und das scheint mir der wunde Punkt in der sonst glücklichen Ehe zu sein; die kleine Frau geht einher, als ob sie stets eine unbefriedigte Sehnsucht im Herzen trage; sie hat den Zug schwärmerischer Sentimentalität, der sie in ihren Mädchenjahren kennzeichnete, immer noch nicht abgelegt und ich glaube,

Geldern fühlt sich dadurch gelangweilt; er ist ein brillanter Causeur, ein angenehmer Gesellschafter, ein in allen Kreisen beliebter Mann, aber ich glaube, wenn man mehr bei ihm sucht, so ist man auf einem Holzwege; der Cultus des Sentimentalen ist jedenfalls nie seine Sache gewesen."

„Verheiratet, unbefriedigt, ideal veranlagt, da hätten wir ja den richtigen Stoff zum modernen Ehebruchsdrama", sagte sich Professor Exner; aber er verscheuchte diesen Gedanken ebenso rasch als er gekommen, denn es war ihm peinlich, die Lichtgestalt, der seine Jugendschwärmerei gegolten, in Contact zu bringen mit so häßlichen Auswüchsen aus dem Leben der modernen Gesellschaft.

„Lieber Herr Professor, wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen, Sie, den besten Freund meines unvergeßlichen und unvergessenen Bruders! Ich habe oft und oft an Sie gedacht und hatte mich gefreut zu hören, wie es Ihnen geht und was Sie treiben!"

Zwei kleine Hände streckten sich in sichtlich freudiger Bewegung dem Gelehrten entgegen und ehe dieser wußte, was er that, hatte er Emmys schlanke kleine Finger an seine Lippen gezogen.

„Sie erlauben doch, daß ich Ihnen meinen Mann vorstelle", fuhr die junge Frau fort: „Rudolf von Geldern, Professor Exner." Die beiden Herren verneigten sich höflich, nicht ohne daß der Gelehrte einen verstohlenen, darum aber doppelt scharfen, prüfenden Blick in das regelmäßige, vornehme Antlitz des Bergraths gethan hätte. Seine Erscheinung war einnehmend, das ließ sich nicht in Abrede stellen, aber es lag etwas in seinem ganzen Wesen, das beiläufig ebenso erkühlend wie ein kaltes Douchebad auf ein lebhaft pulsierend-phantastisch angehauchtes Herz wirken mußte. Der Professor fühlte das auf den ersten Blick und unwillkürlich sagte er sich, daß Emmy Limpöck sich ungeheuer verändert haben müsse, wenn dieser ruhige, gemessene, in sich selbst abgeschlossene Mann ihr seelische Befriedigung gewähren könne. Herr von Geldern hatte inzwischen einige verbindliche Worte zu dem jungen Gelehrten gesprochen, welche dieser zwar vernommen, aber ohne sie zu verstehen, so sehr hatte der Anblick Emmys ihn bewegt, hatte derselbe alle längst vergangenen Erinnerungen in seiner Seele wachgerufen.

„Also auf Wiedersehen, Herr Professor, in unserem Hause. Komm, Emmy, mein Kind, ich sehe dort drüben Baronin Mautner und den Sectionsrath von Lersner; beide Personen, welche wir nicht ermangeln dürfen, zu begrüßen."

Und der Bergrath reichte seiner jungen Frau mit einem Blicke, der sehr viel gebietende Bestimmtheit in sich hatte, den Arm, und diese wagte es nicht, ihr Gespräch mit dem Doctor weiter fortzusetzen, so gerne sie dies auch wohl gethan haben würde.

„Ich werde nächstens auch an die viel erörterte Fabel von der Tyrannei des Mannes glauben", sagte sich Professor Exner ärgerlich; „das impulsive Wesen von einst ist eine automatenhafte Salonpuppe geworden, die aufs Commando schweigt, spricht, kommt und geht; es wundert mich nur, dafs sie den Muth gehabt hat, sich unserer Jugendfreundschaft zu erinnern und mich gleich einem alten Freunde zu begrüßen — nun oft wird mich das Ehepaar nicht zu Gesicht bekommen, das weiß ich. Einen Besuch muss ich freilich dort machen, denn wenn ich recht gehört, hat mich der Herr Bergrath mit einer Einladung beglückt und ich möchte auch den lieben, guten Frauen Basen von hier zu Land keine Ursache geben, sich einzubilden, dafs ich meine Jugendneigung für die kleine Emmy, von der sie natürlich gewufst, nicht längst überwunden."

Während dieses Selbstgespräches war Professor Exner weitergeschritten und hatte da und dort alte Freunde begrüßt, neue Menschen kennen gelernt. War es Zufall, war es Absicht, er kam den ganzen Abend über nicht mehr dazu, an Emmy von Geldern das Wort zu richten, und als man sich endlich zum Aufbruch rüstete, da war es die kleine Frau selbst, die auf ihn zuging und ihm vorwurfsvoll sagte:

„Ich hatte mich so sehr gefreut, den alten Freund wieder zu sehen und nun behandeln Sie mich wie eine Fremde, Sie müssen das bald wieder gut machen. Kommen Sie gleich morgen zu Tisch zu uns, lieber Professor!"

„Keine Umstände, wir sind ganz unter uns", fügte der Bergrath hinzu, und dankend verneigte sich Exner, während er die Einladung viel lieber ausgeschlagen hätte. Der gesellschaftlich gedrillte Mensch ist aber schon so, er thut gewöhnlich das Gegentheil von dem, was er gern thun möchte und die guten Gedanken, wie man diesem oder jenem gesellschaftlichen Zwang entgehen könnte, kommen ihm meist erst, wenn es zu spät, weil das Formenwesen ihn mit einem Panzer umgibt, der selbst Kruppischen Kanonen Widerstand zu bieten imstande wäre.

III.

Und sie stand am Fenster und träumte, sie träumte bei hellem Tage. Des Morgens hatte sie sich trotz aller gegentheiligen Versprechungen wieder zu irgend einer unerhörten Anforderung an das Liebesempfinden ihres Gatten hinreißen lassen; wie gewöhnlich, ward ihr eine entsprechende ernüchternde Antwort, eine Antwort, die so herablassend und belehrend klang, dafs sie eigentlich verpflichtet gewesen wäre, sich ganz gewaltig im Irrthum zu fühlen, und als reumüthige Büßerin ihr Unrecht einzugestehen, aber Buße ohne Thränen gab es bei der jungen Frau nicht,

dieſe mochte Rudolf nicht leiden, und Emmy verſchluckte dieſelben, ſo gut es gehen wollte; trotzdem bemerkte es der Bergrath, er verließ ungeduldig und ärgerlich das Haus, ſie aber ſtand am Fenſter und träumte. Wovon träumte ſie? Eigentlich wieder nur von einer ſchmerzlichen Ernüchterung. Ja, Rudolf mußte recht haben, ſie war offenbar ein verſchrobenes, exaltiertes Frauenzimmer, das zu große Anforderungen an Welt und Menſchen ſtellte; wie hatte ſie ſich gefreut, als ſie gehört, daſs Hermann Exner an die Univerſität B. berufen ſei! Wie hatte ſie es ſich hübſch ausgedacht, dem Jugendfreunde entgegentreten, ihn bitten zu können, er möge auf die Schweſter jene Freundſchaft übertragen, welche er für den Bruder gehegt! Angeſichts ſeiner kalten Förmlichkeit war ihr die Hälfte von dem, was ſie hatte ſagen wollte, in der Kehle ſtecken geblieben; ihr Mann hatte ihr das Wort vom Munde abgenommen und in einigen kühlen, höflichen Phraſen das Gleiche erzielt, wie ſie, die ihr ganzes Herz in das legen wollte, was ſie ſich zu ſagen vorgenommen. Profeſſor Exner beſuchte ihr Haus, er würde heute zu Tiſch kommen, ein tadellos zubereitetes und ſerviertes Diner genießen, ſich tadellos benehmen, und dabei wohl auch mit keinem Gedanken mehr an den todten Freund zurückdenken, der ihr ein treuer Bruder geweſen, der ihr unerſetzlich geblieben bis auf den heutigen Tag, weil er auch der einzige geweſen, der ihrem empfindſamen Seelenleben warmes Verſtändnis entgegengebracht — ſo geht's im Leben. Man überſteht eine Enttäuſchung, um die andere zu erfahren, man hofft, wünſcht und erwartet das Beſte, und das Reſultat iſt, wenn auch nicht immer das Schlechteſte, ſo doch das Nüchternſte.

So vergieng Stunde um Stunde, wie im Traum beſorgte die junge Frau alles, was ſie für das Mahl anzuordnen und herzurichten hatte, es war ja nicht viel, denn in einem wohlorganiſierten Hauſe muſs alles am Schnürchen gehen, ohne daſs es ſonderlicher Vorbereitung bedarf, wenn ein oder mehrere Gäſte geladen werden. Dieſen Grundſatz war der Bergrath beſtrebt ihr einzuimpfen, und als gelehrige Schülerin that ſie ihr Möglichſtes, ihn zu befriedigen, wenn es ihr auch immer noch nicht gelingen wollte, ſich der ängſtlich befangenen Sorge zu entledigen, ob ſie alles recht mache, und alles ſo, wie ihr anſpruchsvoller Herr und Gebieter es von ſeiner Hausfrau zu erwarten berechtigt war.

In Rückerinnerungen verſunken, war der jungen Frau die Gegenwart ſo raſch vergangen, daſs ſie ordentlich erſchrak, als der Diener ihr plötzlich Profeſſor Exner meldete; eilfertig verſchwand ſie durch eine Seitenthüre, denn ſie hatte noch nicht Toilette gemacht, und wuſste, daſs es ihr eine ernſtliche Rüge zuziehen werde, wenn ſie im Hauskleide den Gaſt empfange. Dieſer hatte ſomit Gelegenheit, ſich eine Weile allein in dem Raume umzuſehen, in welchem Emmy zu ſchalten pflegte, und es war

dies ein gefährliches Vergnügen; denn im Geiste sah er überall das Mädchen, welches er einst geliebt, lebte er sich so in dasselbe ein, dass er sich versucht fühlte zu vergessen, dass Emmy, seine Emmy jetzt die Gattin eines anderen war.

Als die junge Frau nach einiger Zeit das Wohnzimmer betrat und sich mit ein paar freundlichen Worten bei dem Gaste wegen ihres späten Kommens entschuldigte, fand sie diesen schon im lebhaften Gespräch mit dem Bergrath, und so blieb es auch während der ganzen Mahlzeit; sie plauderten so lebhaft miteinander diese beiden, dass Emmy sich recht überflüssig fühlte, dass ein heißes Weh sich in ihrer Seele regte, über welches sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, das sich aber trotzdem nicht in Abrede stellen ließ. Erst nach dem Speisen wurde das Gespräch ein allgemeines, fanden die beiden jungen Leute Gelegenheit, auf gemeinsame Jugenderinnerungen zurückzukommen, mit denen Geldern nichts zu schaffen hatte und die ihn langweilten, weil sie sich nicht um sein von ihm so hochgehaltenes „Ich" gruppierten. Er entschuldigte sich denn auch nach einer Weile mit einem Rendezvous, das er angeblich mit einem Freunde habe, und ließ die beiden allein. Professor Exner aber blieb noch eine ziemlich lange Weile und plauderte lebhaft mit der jungen Frau; als er endlich auf der Straße stand, und auf die Uhr sah, da erschrak er, denn er hatte ja nicht so lange bleiben wollen. Es war nicht in seiner Absicht gelegen, die conventionelle Zeit zu überschreiten, welche man gewöhnlich nach einem Diner bei seinen Gastgebern zu verbringen pflegt. Aber alte Erinnerungen hatten ihn hingerissen, hatten ihn des Fluges der Stunden nicht eingedenk sein lassen — das durfte nimmer vorkommen, wollte man nicht den Klatschbasen beiderlei Geschlechtes Anlass geben, tugendhaft die Nase zu rümpfen — so sagte sich Professor Exner, aber es war dies leichter gesagt, als gethan; weiß der Himmel, wie es geschah, Thatsache aber blieb, dass der Zufall ihn wieder und immer wieder mit der hübschen kleinen Emmy zusammenführte und er, ohne unartig zu sein, diesem Zufalle nicht aus dem Wege gehen konnte; dabei war der Bergrath selbst von einer entgegenkommenden Vertrauensseligkeit, die nur aus der höchsten Naivetät, oder aus der unbegreiflichsten Indifferenz hervorgehen konnte. Sowohl der Professor als auch Emmy fühlten sich versucht, an letztere zu glauben; dem Bergrath schien der Hausfreund entschieden bequem, er war es, welcher diesem tausenderlei kleine Dienstleistungen zumuthete, die eigentlich *sein* Amt gewesen wären.

„Lieber Exner, ich muss heute nachmittags beim Rennen sein, Sie vertreiben doch meiner Frau währenddem die Zeit?" — „Lieber Exner, ich bin heute abends im Club, die kleine Frau geht aber ins Theater, Sie holen sie doch wohl ab, wenn ich nicht dazukommen sollte!"

Solche und ähnliche Aufträge bekam der gute Professor in ungezählter Menge — was wunder, wenn er darüber einigermaßen den Kopf verlor und sich, ohne es selbst zu ahnen, immer mehr und mehr gefährlichen Träumereien hingab.

Und Emmy? In harmloser, kindlicher Unbefangenheit gab sie sich dem Verkehr mit dem Freunde hin, bei dem sie so viel mehr Verständnis fand, wie bei dem Manne, dessen Namen sie trug; Böses kam ihr dabei auch nicht eine Secunde lang in den Sinn, aber dass ihr Leben eine höhere Weihe erhalte, dass ein Glücksempfinden sie beherrschte, welches ihr bisher fremd geblieben, das ließ sich nicht wohl in Abrede stellen — doch legte sie sich darüber keinerlei Rechenschaft ab.

Es sollte dafür gesorgt werden, dass die reine Kinderseele dieser Frau grausam aufgerüttelt werde aus dem schönen, poesiereichen Traumleben, in welchem sie dahindämmerte. Professor Exner mochte beiläufig seit einem Jahre in B . . . sein und es hatte sich nach und nach gemacht, dass er ein täglicher Gast des Hauses geworden; der Bergrath begrüßte ihn freundschaftlich. Emmy sprach wenig, aber ihre dunklen, seelenvollen Augen hießen ihn stets willkommen, und war es zwischen ihnen auch nie ausgesprochen worden, so fühlte Exner doch, dass sie ihn gerne sah und sich seines Kommens freute. Ohne dass er sich besondere Rechenschaft über sein Empfinden ablegte, bereitete es ihm Vergnügen, ihr willkommen zu sein, so war denn ein echt freundschaftlicher Verkehr im schönsten Gang. Eines Tages saßen die drei zusammen beim Mittagstisch, der Bergrath wollte nachmittags zu einem Rennen fahren und hatte den Freund gebeten, bei ihnen zu speisen und dann wie schon so oft Emmy die Zeit zu vertreiben; man plauderte harmlos und gemüthlich und ließ sich auch durch den Eintritt des Dieners nicht stören, der die eingelaufenen Briefe überreichte. Erst nachdem der Bergrath fortgefahren und Exner wie sonst nach einem Buche greifen wollte, um der jungen Frau vorzulesen, erbat diese sich die Erlaubnis, noch zuvor einen Blick in ihre Correspondenz zu werfen.

„Es wird rasch erledigt sein, Sie wissen ja, mein Kreis ist klein, und ich erwarte nicht viel Anregendes von auswärts", rief sie munter und öffnete rasch die drei bis vier eingelaufenen Schriftstücke, während der Professor ans Fenster trat und auf die Straße hinabsah. Aber was war das? Plötzlich unterbrach heftiges Schluchzen die tiefe Stille, welche im Zimmer geherrscht und als Exner sich umwandte, nach der Ursache dieses unerwarteten Gefühlsausbruches zu fragen, kam er nur noch eben zurecht, um Emmy eilig, wie ein gehetztes Reh, aus dem Zimmer stürmen zu sehen. Beunruhigt und verdrossen gieng er eine Zeit lang auf und nieder und fragte sich, was denn nur so plötzlich geschehen könne, was ihm seine kleine Freundin nicht anzuvertrauen in der Lage war. Endlich,

als seine Geduld nahezu erschöpft zu werden begann, trat der Diener ein und meldete, die gnädige Frau lasse sich entschuldigen, sie sei plötzlich von heftigem Unwohlsein befallen und unfähig, dem Herrn Professor Gesellschaft zu leisten, so blieb Exner nichts anderes übrig, als seinem Bedauern Ausdruck zu geben, und sich missmuthig zu entfernen. Was sollte das bedeuten? Eine Weiberlaune? Solche hatte er bis jetzt an Emmy noch nie bemerkt und durch irgend etwas hätte dieselbe ja doch hervorgerufen werden müssen. Nein — die arme kleine Frau war zweifelsohne wirklich unwohl, wie hatte er nur so abscheulich sein können, einen Moment an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln! Emmy und Mangel an Wahrheit — Emmy und lügenhafte Ausflüchte, das waren zwei Dinge, die sich nicht wohl in Einklang bringen ließen. Der Professor, welcher nun ganz unversehens einen freien Nachmittag zu seiner Verfügung hatte, unternahm einen tüchtigen Spaziergang, ärgerte sich aber eigentlich dabei über sich selbst, weil ein unvorhergesehener Zwischenfall ihn so gänzlich aus dem Gleichgewicht bringen konnte. Wie sollte das werden, wenn der geringfügige Umstand eines kleinen, gewiss unbedeutenden Unwohlseins im Freundeshause ihn so aus der Fassung brachte, ihm alle möglichen, schrullenhaften Gedanken eingab. Pah — ein tüchtiger Spaziergang würde ihm dieselben schon aus dem Kopfe treiben, und er gieng und gieng, ohne dass seine Stimmung dadurch eine vergnüglichere geworden wäre, und als er endlich, auf dem Heimwege begriffen, auf den Einfall kam, noch einmal anzufragen, wie es Frau von Geldern gehe, da verdross es ihn nicht wenig zu hören, die gnädige Frau befinde sich zwar etwas besser, könne aber niemanden empfangen.

„Also Weiberlaune — am Ende doch nichts als Weiberlaune!“ dachte er ingrimmig, während er den Weg nach seinem Hause einschlug, aber wodurch mochte dieselbe hervorgerufen worden sein — ja wodurch?

(Schluss folgt.)

Der überlistete Bigelbauer.

Eine Dorfgeschichte aus Niederösterreich von **Johann Jantsch.**

Circa drei viertel Stunden vom Dörfchen Hirschbach entfernt liegt im Rehthale auf einem kleinen Hügel der Bigelbauernhof, ein stattliches Gebäude inmitten einem Wald von Obstbäumen, an diesen wieder grenzen die dazu gehörigen fruchtbaren Felder und saftiggrünen Wiesen.

Freundlich einladend leuchten die weißgetünchten Mauern durch das Grün der Obstbäume in das Thal herab.

Der glückliche Besitzer dieses Gehöftes wurde kurzweg der Bigelbauer genannt, war seit einigen Jahren Wittib und als Schlaumeier bekannt. Seine Ehehälfte hatte ihm ein Töchterlein mit dem schmachtenden Namen Minnerl hinterlassen, diese zählte zur Zeit der Begebenheit den zwanzigsten Sommer, war ein tadelloses hübsches Mädchen und wurde von ihrem Vater gleich seinem Augapfel gehütet und bewacht. Tagsüber ließ er sie keinen Augenblick unbewacht und nachts sperrte er höchst eigenhändig die Hausthüre und die Thüre ihres Schlafgemaches zu.

Vergebens zerbrachen sich die Bauerssöhne in der Runde die Köpfe, wie denn der Minnerl beizukommen wäre, die Minnerl und der damit verknüpfte Bigelbauernhof waren ja die begehrenswertesten zwei Objecte in der Runde weit und breit.

Der Minnerl wegen war ihnen weniger bange, aber den Alten zu überlisten wollte keinem gelingen. Er hielt auf strenge Sitte und war sehr bigott.

Drunten an der Straße hatte er zum Andenken an seine Eltern und an seine selige Ehehälfte eine kleine Kapelle erbauen lassen, zu dieser gieng er Sommers über allsamstäglich abends mit seiner Minnerl hinab und betete dort nach Dorfessitte seinen Rosenkranz.

So mancher Bursche versuchte es und gieng betend an beiden vorüber, aber keiner fand Gnade vor den Bigelbauern.

Da kam eines Samstags abends ein junger, blauäugiger Müllerbursche in das Rehthal, er sah die schöne Beterin, die Minnerl, und

vorüber war's mit seiner Herzensruh', er suchte wegen der Nachtherberge den nahen Bachmüller auf und fand dort gute Aufnahme und was ihm noch lieber, Arbeit.

Aber auch die Minnerl hatte auf den jungen Wanderer geblickt und vergaß auf ihre Kugeln und bewunderte den schönen Fremdling mit seinem wohlgeformten Gesichte und den allerliebsten Schmatzgrübchen und erwog einen Vergleich gegen die sonn- und wettergebräunten Burschen des Thales.

Im Gasthofe „zur schwarzen Gemse" saßen eines Sonntags nachmittags die größeren Bauern vom Rehthale beisammen, unterhielten sich bei perlendem Wein vom Wetter, von der Ernte und zuletzt von ihren Kindern; da warf so als Köderbrocken der Bachmüller einige Worte von der Angerbauer Nanni auf das Tapet.

„Ah, ah! schau, schau, wer hätte dies gedacht von dieser", sagten mehrere.

„Bei Gott ist alles möglich", schaltete der Bachmüller ein.

„Na in dera Beziehung liegt die Schuld nur in den Eltern", sagte der Bigelbauer.

„Nichts, gar nichts kannst verhüten, wenn der Wille da ist, die Jungen sind immer schlauer als die Alten", antwortete der Bachmüller.

„Um was wetten wir, um dein Bränndl, dir geht's auch bald so."

„Mir? Mir so was passieren? Nie und nimmer!"

„Wetten wir, ich setz' dir meine zwei Mürzthaler Ochsen gegen den Bränndl ein, innerhalb vierzehn Tagen kommt dir trotz deiner doppelten Sperre einer zu deinem Herzbinkerl hinein", sagte der Bachmüller.

„Ohne mein Wissen und Willen nie. Es gilt mein Bränndl", sagte einschlagend der Bigelbauer.

Von nun ab bewachte der Bigelbauer seine Minnerl mit doppelter Aufmerksamkeit, stand doch sein guter Ruf und sein Lieblingsthier der Bränndl auf dem Spiele, und am nächsten Tage verwünschte er die unschickliche Wette, zu deren Annahme ihn der übermäßig genossene Wein verleitet, er ließ sofort eine vierte Stange im Fenstergitter einsetzen und drehte von nun ab den Schlüssel zweimal in den Schlössern um und schob, um vor geheimen Schlüsseln sicher zu sein, extra den Holzriegel von innen vor.

Eine Woche voll harter Arbeit und der dreizehnte Tag nach der Wette gieng zu Ende, der Bigelbauer war in bester Laune, zwei Versuche der verschmitztesten Art wurden von ihm vereitelt, er lachte sich schon im Geheimen ins Fäustchen. Die Mürzthaler sind gewonnen, sagte er sich und überstellte schon zu Mittags seine Ochsen, um einen passenden Stand für den „Steil" und den „Bloam" zu haben.

Es war Samstag und der Hafer auf dem freien Felde musste heute noch unter Dach gebracht werden. „Leutel, schaut's dazu, der Hafer muss herein, morgen ist Sonntag, wer weiß was für ein Wetter kommt und morgen könnt's euch so ausruhen", sagte der Bigelbauer zu seinem Dienstgesinde.

Viel später als sonst kamen sie zum Abendessen und es fieng schon zum Dunkeln an, als der Bigelbauer mit seiner Minnerl betend hinab kam zur Kapelle.

Der Bauer war nicht wenig überrascht, am Betschemel ein recht nett gekleidetes, junges Mädchen, knieend in tiefster Andacht versunken, zu treffen.

Dieselbe rückte sofort etwas abseits, wischte sich mit ihrem weißen Tuche die Thränen aus den rothgeweinten Augen, faltete abermals die Hände und betete weiter.

Der Bigelbauer kniete sich neben ihr hin, die Minnerl aber blieb verdutzt hinter beiden steh'n, sie ließ zwar eine Kugel nach der anderen abrollen, aber ihre Gedanken und Blicke waren bei der fremden Beterin, diese allerliebsten Schmatzgrübchen gaben ihr zu denken, ebenso ergieng es dem Bigelbauer, die tiefe Andacht und die Thränen haben sein Herz butterweich und seine Wette vergessen gemacht.

Die lieben Englein hatten indeß alle Sternlein angezunden und sie leuchteten in hehrer Pracht am blauen Himmelszelt. Leise hatten sich die Schatten gelagert, lautlose Stille herrschte ringsherum.

Der Bigelbauer bekreuzte sich und stand auf, das fremde Mädchen seufzte tief, bekreuzte sich ebenfalls und stand auf.

Nun konnte sich der Bigelbauer nicht mehr zurückhalten. „Na, was drückt denn dich so, mein Kind?" sagte er ergriffen.

„Ach Gott! ich bin tief unglücklich, aber jetzt, nachdem ich mich ausgebetet, jetzt ist mir leichter um das Herz. Meine Mutter, Gott hab' sie selig, habens vor acht Tagen zu Grabe getragen und da war ich heute am Unterberge wallfahrten, beten für ihre Seelenruh', beim Heimweg, o mein Gott, wenn man den Kopf so voller Sorgen hat, da hab' ich mich im Wald verirrt und bin in dieses Thal herabgekommen, und wie ich diese schöne Kapelle erblickte, dachte ich mir, für den frommen Mann, der diese Kapelle erbaut, musst ein paar Vaterunser beten und jetzt sehe ich erst, dass es indes dunkel, Nacht geworden ist, ach Gott, und ich weiß weder Weg noch Steg in diesem Thal."

Der Bigelbauer wischte sich die Thränen mit der Schlafhaube aus den Augen, die Minnerl blickte in den murmelnden Bach. „Na, na, mein Kind, nur nicht so verzagt, du gehst mit uns in das Haus hinauf und bleibst bei uns über Nacht, ich hab' gesehen, dass du ein ordentliches Mädel bist, komm nur mit", sagte der Bigelbauer.

„Vergelt's Gott, Herr Vater, aber wissen S', ich fürcht' mich so an einem fremden Ort allein zu schlafen, heut' ist noch dazu Samstagabend." — „Ach, deswegen sei ohne Sorge, was das anbelangt, genießt mein Haus den besten Ruf und kannst beruhigt sein, wirst im Zimmer bei meiner Minnerl schlafen. Gelt, Minnerl, dir ist's auch recht?"

„Ja, wenn's der Vater haben will", entgegnete die Minnerl und die Venus zog sich im selben Momente die Reisalpe übers Antlitz, der Bigelbauer aber erfasste die scheinbar Unentschlossene sanft beim Arme und so schritten die drei den Hügel hinan, dem Gehöfte zu.

Wortlos traten die zwei Mädeln in das Haus, der Bigelbauer drehte den Schlüssel zweimal im Schlosse um und schob den Sicherheitsriegel vor. Indessen hatte die Minnerl der Fremden Milch vorgesetzt. Die Fremde war über die gastliche Aufnahme des Lobes voll und erbat sich schließlich, der gute Vater möge seinen Namen auf das leere Blatt in ihrem Gebetbuch aufschreiben, damit sie ihr Leben lang an ihren Wohlthäter erinnert würde.

Mit Freuden kritzelte er seinen Namen hinein, die Fremde dankte nochmals, küsste ihrem Wohlthäter die Hand und wünschte ihm eine ruhsame Nacht und folgte der schon im Zimmer weilenden Minnerl nach. Der Bigelbauer versperrte nun die zwei Jungfrauen sorgfältig, legte sich auch zu Bette und träumte von den zwei Mürzthalern, wie gut sie die Ackerfurche hielten und wie hübsch sie das Hüh und Hota verstanden.

Der Hahn, die beste Bauernuhr, hatte schon zum zweitenmale gekräht. Alles kroch aus den Federn, es war vier Uhr morgens. Die Riegeln wurden zurückgeschoben, die zwei vermeintlichen Jungfrauen aus dem sicheren Verließ gelassen. Unter tausend und aber tausend Dank verließ die Fremde das Haus. Alles gieng seinen gewohnten Lauf, nur die Minnerl konnte von da ab ihrem Vater nicht mehr in die Augen blicken, obwohl ihr die verhängnisvolle Wette ihres Vater noch fremd war.

Voller Protzigkeit setzte sich nach dem Amte der Bigelbauer zu den anderen Rehthalern an den Gasthaustisch, seiner Wette sicher, war er ausnehmend heiter gestimmt.

„Na, was trink' ma, Bigelbauer", frug der Gemsenwirt.

„Na, heut' kannst mir a Halbe bringen", antwortete der Bigelbauer und dampfte einem Kohlenmeiler gleich aus seiner Pfeife.

Bald nach ihm trat der Bachmüller in die Gaststube. „Na, Bigelbauer, hast dein Bräunl ordentlich geputzt? heut' nachmittag hol' ich ihn mir", sagte kaum sitzend der Bachmüller.

„Schau' nur, dass deine Mürzthaler in Ordnung und daheim sind, diesmal bist aufg'sessen", sagte der Bigelbauer.

„Der will sich meine Mürzthaler holen und ich hab's schriftlich, dass der Bräunl mir gehört", sagte schmunzelnd zu den Rehthalern

gewendet der Bachmüller. Die vierzehn Tage ſind vorüber, einer muſs die Wette gewonnen haben, meinten die anderen Rehthaler.

„Ihr zweifelt noch? Wer ſoll denn der Gewinner ſein? Selbſtverſtändlich ich! Euere Streiche mit dem Dienſtmädel und der Mariazeller Wallfahrerin ſind euch miſslungen, ich lieg halt doch noch ein biſschen höher, wie die anderen Rehthaler", ſagte auf ſeine hohe Gehöftlage und geiſtige Überlegenheit anſpielend der Bigelbauer.

„Dein Haus überragt uns wohl noch, aber in der anderen Beziehung biſt ſchon tief unter den übrigen Rehthalern. Du haſt immer geſagt, der muſs feine Haar haben und den muſst außen und innen kennen, der dein Nachfolger werden ſoll und jetzt haſt du ſelbſt den Hahn zur Henne in die Steige geſperrt, von dem du nicht einmal weißt, woher er iſt, eigentlich haſt den Hahn gar für ein Hendl gehalten, was noch ſpaſſiger iſt", ſagte der Bachmüller.

„Ich einen Hahn eingeſperrt? Schaut ihr mich für ſo dumm an? Na, da ſag' ich nur ſo viel, daſs ich ſofort demjenigen meine Wirtſchaft abtrete, dem es gelingen ſollte, ohne meinen Willen in die Hühnerſteige zu kommen."

„Na, da brauchſt nicht mehr zu warten, bis einer hineinkommt, es war ſchon einer d'rinnen und kannſt gleich zum Notar fahren, wenn das Abtreten dein Ernſt iſt", meinte der Bachmüller.

„Was? D'rinnen g'weſt? Wer? Wann? Beweiſe! Zeugen! Mein Haus iſt ein Muſterhaus, ſo verdächtigen laſſ' ich mich nicht."

„Nur nicht ſo hitzig, was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Es gibt keinen ſo Liſtigen, der nicht überliſtet werden kann, das Ganze war doch nur ein Spaſs", ſagte begütigend der Gemſenwirt.

„Bei mir gibt's keinen Spaſs, ich bin ein Mann vom Wort und das Hänſeln kenne ich nicht, heraus mit den Beweiſen", ſagte ernſt der Bigelbauer.

„Alſo, du ſagſt, daſs niemand in der Hühnerſteigen war!", hub wieder der Bachmüller an.

„Ja, das kann ich ſogar beſchwören, daſs während der vierzehn Tage mir niemand hineingekommen iſt", erwiderte der Bigelbauer.

„Und doch! Du haſt ihn ſogar ſelbſt eingeladen und höchſt eigenhändig in die Steige hineingeſteckt und dann eingeſperrt, haſt ihm's ſogar mit deiner Unterſchrift beſtätigt. Weißt, wer das Madl war, das heute nacht bei dir übernachtet? Mein Müllerburſch, der Franzl", ſagte der Bachmüller.

Alle horchten, der Bigelbauer wurde einen Moment kreidebleich, dann roth im Geſichte. Jetzt fielen ihm die Schuppen von den Augen, das Gebetbuch mit ſeinem Namenszug lag vor ihm, er war beſiegt, überliſtet.

„Schau, ſchau! a ſo a Schlaucherl! aber wie er nur ſo weinen konnte! Und ſchließlich, wenn's auch mir recht unangenehm, meiner Minnerl dera falſchen Gretl, muſs er doch recht ſein und ſo iſt er mir auch recht, ein pfiffiger iſt mir immer lieber, als ſo ein einfältiger Duckmauſer."

„Bravo, Bigelbauer, biſt wegen dem doch ein Schlaucherl, weil du dich ſo raſch ins Unvermeidliche gefunden und wegen dem Bräunl ſei ohne Sorge. Ich kann ſo dem Franzl nicht viel Haussteuer geben, ich ſchenk' ihm den Bräunl, damit er beim Hauſe bleibt, aber zeigt haben wir dir's doch, daſs ein Vater in puncto der Liebe wohl viel Unglück ſtiften, aber nichts verhindern kann, und daſs keiner ſo geſcheit iſt, über den nicht noch ein gſcheiterer käme", ſagte der Bachmüller und beſtellte friſchen Wein und kleinere Gläſer, rief den Franzl herein, und ſo wurde die Verlobung ohne Minnerl gefeiert. Daſs ſie damit einverſtanden, das wuſste nun auch der Bigelbauer. Aber nur die vielen Thränen in der Kapelle wollten ihm nicht einleuchten.

„Sag' mir, wie haſt denn das z'wegenbracht?" frug er den Franzl.

„Dazu nimmt man eine halbe Doſis Schlauheit und eine halbe Doſis geriebenen Meerrettig ins Schnupftuch und riecht dazu", erwiderte lächelnd der Franzl.

Drei Wochen darnach blickte der überliſtete Bigelbauer zum Fenſter hinaus, ſah dem jungen Bauer beim Kornanbauen zu und dachte ſich, die Minnerl hat doch keinen üblen Guſto gehabt und auch mir geſchieht leichter, hab' mich ſo gerackert genug, jetzt kann ich doch in Ruhe meine Tage genießen. Wenn ſ' mich nur nicht den überliſteten Bigelbauer hießen!

Dieſe ſchlimme Geſchichte, deren Kern aber nicht ſo übel iſt, erzählt uns ein Mann, der nur fünf Jahre die Schule beſucht hat, bis zu ſeinem dreißigſten Jahre Bauernknecht geweſen iſt, dann durch ſchwere Krankheit in Noth und Elend gerieth und nun in Wien (IV. Fleiſchmanngaſſe Nr. 7) wohnt. Dieſer Mann heißt Johann Jantſch.

Er iſt ſeinerzeit viel in der Welt herumgekommen, hat mancherlei zu Papier gebracht, und ſeine Feder iſt gar nicht ſchlecht. Nun will der arme Mann davon leben. Er hat ſeine geſchriebenen Sachen geſammelt und gibt ſie jetzt in vierundzwanzig Heften heraus, das Heft zu fünfzehn Kreuzer. Die Hefte ſind betitelt: „Zum Zeitvertreib. Allerlei Geſchichten, Sagen und Schilderungen aus den niederöſterreichiſchen Bergen von Johann Jantſch."

Aus dem ersten Hefte haben wir das obige Geschichtlein vom überlisteten Vigelbauer herausgenommen. Es gibt noch andere in den Heften, die nicht minder lustig sind. Die volks- und naturschilderuden Aufsätze dürfen sich auch gar wohl blicken lassen; unter den mitgetheilten Sagen und Schwänken ist mancher wertvoll. Dieses „Zum Zeitvertreib", soweit dessen Hefte jetzt vorliegen, berechtigt zur Hoffnung, dass es ein uettes Unterhaltungsbuch werden wird. M.

Die Mondesfinsternis.

Ein Geschichtlein von **Balduin Groller.**[1])

„Der Herr Groller ist doch ein reizender Mensch!"

„Siebzehn — gewiss, Gnädigste — Sie haben recht — achtzehn! Wie meinten Sie?"

„Ich wollte nur sagen, dass das sehr schön von ihnen ist, sich mit uns Damen daherzusetzen und Tarok zu spielen. Die Herren spielen sonst nicht gerne Karten mit Damen."

„Neunzehn! Warum sollten sie nicht?"

„Es werden viele Gründe dafür angeführt, aber man hat nicht recht damit. Die Damen —"

„Gewiss hat man nicht recht — zwanzig, einundzwanzig. Ich werde Ihnen das gleich erklären. Zweiundzwanzig! Wie kommen Sie da noch zu einem Tarok?"

„Ich habe deren noch eine ganze Menge!"

„Das werden wir ja gleich sehen! Hier ist mein Treff-König, der ist freigespielt."

„Der ist abgestochen!" ruft die Hausfrau triumphierend: „Mit meinem letzten Tarok! Cäsarine, hast du noch Taroks?"

„Jawohl!"

„Und du Paula?"

„O ja, ich auch!"

Also beide Schwestern der Hausfrau hatten auch noch Taroks.

„Ich werde vielleicht inzwischen hinausgehen, damit die Damen sich besser verständigen können!"

„Aber — Herr Groller! Wer wird denn so empfindlich sein? Glauben Sie, ich weiß nicht, dass man während des Spieles nichts reden

[1]) Entnommen dem reizenden Büchlein „Zehn Geschichten von Balduin Groller." (E. Pierson. Dresden. 1895.) Wir glauben diese Sammlung mit vorstehender Probe am besten bei unseren Lesern einzuführen. Die Redaction.

darf? Zumal, wenn man mit Herren spielt! Die nehmen es ja sehr genau. Spielen Sie nur ruhig weiter."

„Also spielen wir weiter! Drei — vierundzwanzig! Finden Sie an dieser Partie nichts Merkwürdiges?"

„Nicht das mindeste, außer dass Sie verlieren werden!"

„Und dass ich dabei mitgerissen werde!" schmollte Fräulein Paula.

„Es ist wahr, ich spiele erst seit fünfzehn Jahren Tarok, meine Damen, bin also noch ein vollkommener Neuling, aber während dieser Zeit habe ich doch immer gelernt, dass es zweiundzwanzig Taroks im Spiele gibt. Jetzt zähle ich deren schon vierundzwanzig und Sie haben noch alle die Hände voll Tarok. Das ist doch immerhin ein bemerkenswertes Ereignis!"

„Aber — aber! Wie komisch doch die Herren beim Spiele sind! Erstlich einmal wird es ihnen auf einige Taroks mehr oder weniger doch wirklich nicht ankommen."

Herr Groller gibt zu, dass es ihm darauf in der That nicht ankomme.

„Und dann — können doch wir nichts dafür, wenn Sie falsch zählen!"

„Das ist nun so eine Sache!" meinte Herr Groller. „Es sollte während des Spiels wirklich nichts geredet werden."

„Habe ich ein Wort gesprochen? Cäsarine, sage du, habe ich ein Wort gesprochen?"

„Es hat niemand ein Wort gesprochen, die Viki am allerwenigsten!" bekräftigten die beiden Schwestern der Hausfrau.

„Zugegeben; aber die Bemerkung ist gefallen, dass ich ein reizender Mensch sei."

„Ich habe es nicht gesagt!" erklärte Fräulein Cäsarine sehr bestimmt.

„Ich auch nicht", beeilte sich Fräulein Paula hinzuzufügen.

„Mein Gott, das wird man doch noch sagen dürfen!" bemerkte gekränkt die Hausfrau.

„O, man darf und man kann es sogar nicht oft genug wiederholen, aber Sie werden zugeben, dass eine solche Bemerkung hinreicht, einen Spieler aus dem Context zu bringen. Ich habe mich sofort in den Taroks verzählt und werde mir dadurch den Zorn meines ‚Mannes' aufs Haupt laden. Wer ist denn eigentlich mein ‚Mann'?"

Fräulein Paula machte Miene, vom Sessel zu fallen.

„Jetzt weiß er das auch nicht! Aber, Herr Groller, ich bin Ihr ‚Mann', ich!"

„Ich hatte den Herz-König gerufen!" betheuerte der unglückliche Spieler.

„Nein, nicht Herz-König! Carreau war gerufen! Nein, es war Pique! Falsch, Treff war die gerufene Farbe!“ tönt es durcheinander. Die „einzige fühlende Brust“ in dieser Gesellschaft ist nun glücklich ganz confus geworden.

„Geduld, meine Damen. Wir müssen herausbringen, welche Farbe gerufen war. Ich glaube, es war doch Herz.“

„Ach ja, es war doch Herz!“ gesteht nun Fräulein Paula ein.

„Dann sind Sie ja doch mein Mann, Fräulein Paula“, bemerkt der einzige Mann in der Gesellschaft.

„Natürlich bin ich's!“

„Aber Sie haben doch immer so gespielt, als wenn Sie mein Gegner wären!“

Der Streit hätte vielleicht Dimensionen angenommen, wenn die Hausfrau nicht Fräulein Paula ersucht hätte, nachzusehen, ob denn die Mondesfinsternis noch immer nicht da sei. Man schrieb nämlich den 15. November und die Hausfrau wollte gelesen haben, dass Punkt zehn Uhr eine totale Mondesfinsternis stattfinden werde. Um diese abzuwarten, hatte man sich nach dem Abend zu einer Tarokpartie niedergesetzt. Der Himmel war klar, die Aussichten die besten. Leider war der Mond von den Fenstern der Wohnung aus nicht zu sehen; um seiner ansichtig zu werden, musste man immer erst eine wissenschaftliche Expedition ins Stiegenhaus unternehmen, dessen Fenster einen freien Ausblick auf den Mond gestattete.

„Noch immer nichts!“ meldete Fräulein Paula. Und man schrieb nun schon nicht nur den 15. November, sondern auch schon elf Uhr nachts.

„Wer hat nun Karten zu geben?“ fragte die Hausfrau.

Man konnte sich nicht einigen, folglich musste Herr Groller theilen. Er zog sich aber auch damit allerseits die bittersten Vorwürfe zu, weil man von ihm doch nie ein ordentliches Blatt bekäme. Ein neues Spiel beginnt und es bereitet sich ein höchst spannungsvoller Moment vor, aber anstatt auszuspielen, fragt die Hausfrau mit einemmale ganz unvermittelt:

„Ob ich nicht jetzt doch die Kinder aufwecken sollte?“

„Die Kinder aufwecken?“ meinte Herr Groller einigermaßen erstaunt. „Sollten die Ihnen helfen, den bedrohten Pagat zu retten?“

„Mein Pagat ist gar nicht in Gefahr. Ich habe es Ihnen aber versprochen. So eine Mondesfinsternis ist doch sehr belehrend.“

„Gewiss! Äußerst belehrend. Eine rechte Mondesfinsternis sollte in keinem Familienhause fehlen!“

„Und bis ich die Kinder warm anziehe — im Stiegenhause ist es kalt — kann die Mondesfinsternis auch schon vorbei sein.“

„Ich habe wenig Erfahrung in Mondesfinsternissen, aber, nach dem heutigen Arrangement zu urtheilen, glaube ich annehmen zu dürfen, dass

Sie es im allgemeinen nicht gar zu eilig haben dürften. Dürfte ich bei dieser Gelegenheit mir auch die Frage erlauben, wie viel Taroks bereits gefallen sind?"

„Wie viele Taroks!" Kein Mensch wusste es.

„Thut nichts!" meint Herr Groller im Vorgenuss des Hochgefühles, endlich eine Partie, die erste an diesem Abende, gewinnen zu müssen.

„Wer spielt denn?" fragt die Hausfrau ganz harmlos.

Die Solistin fragt, wer das Spiel aufgenommen habe — allgemeines Hohngelächter der Hölle!

Nun ist die Hausfrau ernstlich gekränkt.

„Man kann nicht spielen, wenn Sie immer von der Mondesfinsternis anfangen, Herr Groller! Das ganze Spiel gilt nichts. Werfen wir die Karten zusammen und fangen wir ein neues Spiel an." Es wird ein neues Spiel begonnen; die Hausfrau gewinnt es und ist nun wieder ganz versöhnt.

„Sehen Sie, dass ich spielen kann, wenn man mich nicht immer unterbricht!"

„Nun geht Fräulein Cäsarine hinaus, um nach dem Monde zu sehen: die Situation ist unverändert. Von Finsternis, außer der um halb zwölf Uhr nachts vollkommen berechtigten und nicht erst besonders durch die Zeitungen verkündigten, keine Spur!

„Wer theilt nun?"

Ja, wer hat nun zu theilen — kein Mensch hat eine Ahnung davon, folglich muss Herr Groller theilen. Er hat das dunkle Gefühl, als hätte er nun schon einigemale hintereinander theilen müssen, aber die Hausfrau behauptet doch und wird dabei von ihren Schwestern unterstützt, dass er es systematisch darauf angelegt habe, sich der Pflicht, die Karten zu mischen und zu theilen, hinterlistig zu entziehen, wenn die Reihe an ihn käme. Er theilt also wieder.

Man ist im besten Zuge, als die Hausfrau wieder anhebt:

„Das ‚Neue Journal' muss doch nicht gut unterrichtet gewesen sein!"

„Vierzehn — inwiefern?"

„In Sachen der Mondesfinsternis! Mit Vergnügen, ich danke — fünfzehn — ich danke wirklich, ganz gut — sechzehn. Wie ist das doch mit der geehrten Mondesfinsternis?"

„Im ‚Neuen Journal' stand es zu lesen, dass die Mondesfinsternis um zehn Uhr am 15. November zu sehen sein werde."

„Wenn das ‚Neue Journal' die Nachricht gebracht hat, dann ist sie auch richtig."

„Aber die Mondesfinsternis ist nicht da."

„Dann muss das lediglich an der Mondesfinsternis liegen und nicht an dem ‚Neuen Journal'."

„Aber dann war die Nachricht falsch!“

„Ich bitte Sie — wie leicht verspätet man sich. Der Fehler liegt entschieden nur an der Mondesfinsternis. Übrigens, wir wollen nachlesen, wo ist das ‚Neue Journal‘?“

„Wo ist das ‚Neue Journal‘?“ Man legt die Karten aus der Hand und fängt an zu suchen. Die Hausfrau ist ärgerlich, denn man findet es nicht, und man einigt sich dahin, dass Paula daran schuld ist. Sie schneidet sich immer den Roman heraus, um ihn gelegentlich im Zusammenhang zu lesen, und im übrigen ist es ihr dann ganz einerlei, was mit dem Blatte geschieht. Sie ist es immer, die die Zeitung verlegt.

Das unterbrochene Spiel wird wieder für ungiltig erklärt — Herr Groller hätte es gewonnen — und es wird eine neue Partie begonnen und ohne Störung zu Ende gespielt; die verliert Herr Groller glänzend; er wird, wie der technische Ausdruck lautet, „in der Luft zerrissen“. Das Spiel wird nun eine Weile fortgesetzt und erst bei einem kritischen Moment interpelliert die Hausfrau wieder:

„Halten Sie es für möglich, dass eine Mondesfinsternis sich verspätet?“

„Eine Zugsverspätung ist immer möglich.“

„Eine Zugsverspätung! Ich spreche von der Mondesfinsternis!“

„Eine Mondesfinsternis — das ist so gewissermaßen — eine kosmische Sache, von der man nie etwas Bestimmtes weiß. Ein kleiner Rechenfehler von ein paar tausend Jahren scheint mir da gar nicht ausgeschlossen, aber ich will sie mit Vergnügen abwarten.“

Herr Groller wird einstimmig verhöhnt; eine Verspätung sei unmöglich. Endlich gibt Herr Groller selbst zu, dass eine Verspätung unmöglich sei, aber er fragt: „Wo ist die Finsternis?“

Man begibt sich in corpore ins Stiegenhaus. Der Mond strahlt in wunderbarer Pracht und Heiterkeit und scheint nicht die mindeste Lust zu haben, sich zu verfinstern.

Man spielt weiter. Es schlägt Mitternacht. Herr Groller überzählt seine Barschaft und bringt die Beträge in Sicherheit, die er noch braucht: das Honorar für das Stubenmädchen, das ihm die Treppe hinunter-, den Ehrensold für den Hausmeister, der ihm aus dem Hause hinaus-, und für die Hausmeisterin, die ihm in sein Haus hineinleuchten wird. Das übrige, das sieht er schon, ist nicht mehr zu retten. Und sein prophetisches Gemüth hatte ihn nicht betrogen, wie es sich zeigte, als man zu spielen aufhörte und zur Abrechnung schritt.

„Nicht wahr“, meinte die Hausfrau, „es lässt sich auch mit Damen ganz gut Karten spielen? Es ist nur ein Vorurtheil der Männer, dass wir nicht das nöthige Spieltalent und den nöthigen Spielernst hätten. Habe ich nicht recht?“

„Was die Mondesfinsternis betrifft", entgegnete Herr Groller sehr ernst und besorgt, „so fürchte ich fast, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte. Wenn ihr nur unterwegs nichts passiert ist!"

„Mir thut es besonders der Kinder wegen leid!" klagte Fräulein Cäsarine.

„In der That, die armen Kinder! Sie leiden bittere Noth an Mondesfinsternissen und nun, da eine kommen sollte, ist sie zerstreut, vergesslich oder lässt sich gar auf dem Wege in ungehörige Sachen ein!"

„Was mag nun die Ursache sein?"

„Ich weiß es noch nicht, aber jedenfalls hoffe ich morgen im ‚Neuen Journal' eine ausreichende Entschuldigung oder Absage zu finden."

„Wegen plötzlich eingetretener Heiserkeit?"

„Sehr leicht möglich. Übrigens finde ich das ganze Arrangement für verfehlt. Die Mondesfinsternis ist belehrend für die Kinder und man schreibt ihr mit Recht einen hohen erziehlichen Wert bei, — gut, aber dann führe man sie nicht bei der Nacht auf, wo die Kinder schlafen sollen. Wenn's aber schon gar nicht anders geht, dann veranstalte man für die Kinder eine Nachmittags-Vorstellung bei herabgesetzten Preisen. Endlich könnte man ja auch, wie man jetzt auf künstliche Art Regen herbeiführt, es mit einer künstlichen Mondesfinsternis versuchen."

Herrn Groller wurde hinunter-, hinaus-, heim- und hineingeleuchtet. Der Mond machte ein so breites, heiteres Gesicht, wie er nur konnte. Am nächsten Morgen war die schönste Beschreibung von der Mondesfinsternis in der Zeitung zu lesen. Das „Neue Journal" hatte ganz recht gehabt, die Damen hatten sich nur eine falsche Stunde gemerkt. Herrn Groller war aber die ganze Geschichte von Haus aus ganz egal gewesen.

Gäste.

Von **Heinrich Hege.**

Ein Rosenkäfer fliegt zu mir herein.
Ich heiße dich willkommen, Käferlein!
Von wannen kommst du? Kommst du aus dem Garten,
Wo du den Blüten ihren Thau geraubt,
Und wo dich, wie dein thöricht Herz es glaubt,
Die schönsten Rosen sehnsuchtsvoll erwarten?
Du glaubst es? — Flieg' hinaus auf sonn'ger Bahn!
Wir alle leben nur von unserm Wahn! —

Ein leichter Wind, der ſich erhoben hat,
Weht durch das Fenſter mir ein Blütenblatt.
Es iſt ein Blatt von einer Lindenblüte.
Schon etwas welk! Es iſt ſchon lang vorbei
Das Blüh'n der Linden, denn ſie blüh'n im Mai.
Es weckt mir ein Erinnern im Gemüthe
An einen alten Traum — an einen Traum?
Es kommt darin auch vor ein Lindenbaum! —

Was hebt nun für ein ſeltſames Gesumm
In meinem Zimmer an? Ich ſchau mich um,
Wohl mir den Muſikanten zu beſehen.
Da fliegt er jetzt vorbei! Ein häßlich Thier!
Ach eine wüſte Bremſe ſcheint es mir.
Doch — ſtatt zu ſchmähen, ſollt' ich ſie verſtehen?
Steh'n nicht die Thiere all bei mir in Gunſt?
Nur Schönes lieben däucht mir keine Kunſt! —

Was ſeh' ich? Eine Schwalbe kommt ſogar
Zu mir herein? Sie ſtreifte mir das Haar
Und flattert lebhaft zwitſchernd mir zu Häupten.
Was eilſt du durch mein Kämmerchen mit Haſt?
Was willſt du bei dem Träumer, ſchlanker Gaſt?
Was ſuchſt du bei den Büchern, den beſtäubten?
Schon huſcht ins Blaue wieder ſie zurück.
Man ſagt, ſie bringe Glück! Was iſt das Glück? —

Ein neuer Gaſt erſcheint! Ein Schmetterling!
Ein licht- und lebenstrunk'nes Sommerding,
Im Sonnenſchein ein übermüth'ger Schaukler.
Du biſt vielleicht voll Weisheit! Du genieß'ſt
Den Lebensſtrom, der dir vorüberfließt,
Und grübelſt nicht, du Lebemann, du Gaukler!
Von Blüte ſchwebſt zu Blüte du im Kuſs,
Und dann — vergehſt du, mitten im Genuſs! —

Ein dunkler Punkt kriecht über mein Papier.
Es läuft! Es iſt ein Thier! Welch winzig Thier!
Doch läßt es mich mit Mühe noch erkennen,
Daſs es ſechs Beinchen hat und auf dem Kopf
Zwei Fühler, wetche zittern. Armer Tropf!
„Ein ängſtig Seelchen!“ Kann ich's beſſer nennen?
Und eine Weltalls-Mahnung fällt mir ein:
„Sag', was iſt groß, und ſag' mir, was iſt klein?“

Hubert Janiſchek.

Eine Erinnerung von **Peter Roſegger.**

An einem Winterabende des Jahres 1870 wohnte ich in der Puntigamer Bierhalle zu Graz einem Unterhaltungsabende bei. Der Beſuch war ein ſehr zahlreicher, die Leute befanden ſich in einer gewiſſen Erregung. Die Unfehlbarkeitserklärung des Papſtes war geſchehen, die großen Siege der Deutſchen waren an der Tagesordnung, die Proclamierung des deutſchen Kaiſerreiches ſtand bevor. Da hatte jedes Feſt den Charakter einer politiſchen Verſammlung. So wurden auch an dieſem Abende patriotiſche Lieder geſungen und politiſche Reden gehalten. Unter anderen ſprang ein junger Mann auf die Tribüne, breitſchulterig, mit eckigem Geſichte, wirrem Haar und blitzenden Augen. Mit etwas rauher Stimme und in ſprudelnden Sätzen hielt er eine Rede. Die officielle Unfehlbarkeit des Papſtes, die manchen damals nicht ſchlafen ließ, der an die ſchweigend vorausgeſetzte ruhig geglaubt hatte — der Redner kümmerte ſich nicht um ſie, aber feurig ſprach er vom erſtehenden Deutſchen Reiche. Auf die Waffenſiege gebe er nichts, ſagte er beiläufig, auf die vielen Milliarden Kriegstribut gebe er auch nichts, aber auf die Einigkeit des deutſchen Volkes und auf das neue Reich gebe er etwas, doch nur dann, wenn in dieſem neuen Reiche eine neue Culturblüte erſtehe, wenn die Wiſſenſchaft floriere und wenn die Kunſt wieder an Claſſicismus gewinne und zu neuer Größe komme. Mit den Worten: „Ich habe geſprochen!“ verließ er die Rednerbühne und ſetzte ſich wieder an ſeinen Platz. Politiſch war ſeine Rede nicht geweſen, in der Menge hatte ſich ein großer Beifall erhoben, aber wahrſcheinlich weniger darüber, was der junge Mann geſagt, ſondern wie er geſprochen hatte. Es war eine hinreißende Begeiſterung geweſen. Nun ſaß er ruhig da und nahm einen Schluck Bier. Mich hatten ſeine Worte mächtig bewegt, er hatte nicht die Heldenthaten des Krieges betont, nicht die Bedeutung der materiellen Macht des deutſchen Volkes, nicht die Eroberung von Elſaſs-Lothringen, nicht die politiſche Einigung der Deutſchen, wie ſie damals von jedem Redner überhaupt gefeiert wurden, er hatte von höheren Zielen geſprochen, denen jedes Volk, beſonders ein ſtarkes,

siegreiches, zuzustreben habe. — Ich gieng hin zum Redner und drückte ihm die Hand. Er hieß Hubert Janitschek, war ein geborener Schlesier und absolvierte damals in Graz seine philosophischen Studien.

An einem der nächsten Tage besuchte er mich in meiner Wohnung. Zwei damals von mir schon erschienene Bücher in steirischer Mundart hatten ihm nicht imponiert, er wusste nach eigenem Geständnisse mit dem „Volksjargon" nichts anzufangen. Aber der Chefredacteur der „Tagespost" Dr. Svoboda, der auch sein Gönner war, hatte ihm schon etwelches von mir, meiner bescheidenen Vergangenheit und meinen hochfliegenden Absichten erzählt. Er gestand bald, meine besondere Zustimmung zu seiner Rede hätte ihn auf die Vermuthung gebracht, ob wir zwei uns am Ende nicht verstehen könnten.

Wir fanden Gefallen aneinander und kamen von nun an oft zusammen. Die Verschiedenheit zwischen unserem Geistesleben war aber die denkbar größte. Er stand ganz auf dem Boden classischer Bildung, trieb auf das lebhafteste Bücherstudien und war ein scharfer kritischer Geist. Ich hieng an meinem Volksthum, machte Studien im alltäglichen Leben, fand alles, was mich überhaupt interessierte, schön und gut und hatte eine unversiegbare Lust zu fabeln, ohne jegliche Rücksicht auf ästhetische Gesetze. Ich war, wie wir halb scherzhaft einmal erörterten, ein Plebejer aus feuchter Erde, während er ein Geistesaristokrat vom Scheitel bis zur Sohle war. Sonst ein schneidiger Bursche, der keine Gegnerschaft leicht vertrug, hatte Janitschek mit mir große Geduld, er las meine Dichtungen in Versen und Prosa. Das allerwenigste, was ich damals in hochdeutscher Sprache schrieb, war druckfähig, aber er corrigierte die Sachen, besprach sie mit mir, suchte meine Pläne zu bestimmen, meine Ideen zu läutern und mir doch um Gotteswillen ein klein bisschen theoretische Bildung beizubringen. Freilich das wenigste, das allerwenigste, was er mir wohlwollend docierte, war für mich brauchbar, das heißt, ich war zu ungeschickt, um es brauchen zu können, aber ich empfand es doch dankbar, dass er sich mit mir abgab. Unsere Grundsätze waren verschieden, ich meinte, der Dichter solle das Leben in Klarheit darstellen, Janitschek sagte, der Dichter müsse das Leben in Schönheit kleiden. — Aber wenn Sünde und Verbrechen dargestellt wird, wie kann man das Verabscheuenswerte in Schönheit kleiden? Darauf er: abnorme Verbrechen und Schuld könne man in Schönheit kleiden, weil sie tragische Stoffe sind, gewöhnliche Alltagssünden aber können überhaupt nicht Gegenstand der Poesie sein. Auch die Alltagsmenschen nicht! — Doch wenn ich ihm dann meine Erzählungen aus dem Volke vorlegte, beschäftigte er sich mit denselben liebevoll und suchte mich wenigstens in der Form vorwärts zu bringen. Ob er dabei Glück hatte? Mich dünkt fast, in der Theorie hätte ich nie etwas gelernt, ich machte es allemal so, wie der Moment es mir eingab.

Im Herbste 1872 machte Janitschek mit unserem gemeinsamen väterlichen Freunde Dr. Svoboda eine Reise nach Italien, der ich mich anschloss. Der beste Probestein unzerstörbarer Freundesharmonie ist eine gemeinsame Reise. Kommt man von derselben zurück, ohne sich einmal entzweit zu haben, dann hält's für die Ewigkeit. Unsere Hinreise durch Kärnten und Tirol war für mich voll des Entzückens über die Hochgebirgsnatur. Janitschek sah hier keine Schönheit, so wenig Goethe sie gesehen, als er durch Tirol gegen den Süden gereist. „Es sind brutale Formen", sagte mein Freund, „es ist das Land der Barbaren. Erst die sanften Landschaftslinieen Italiens, die sonnige Buntheit, die heiteren sorglosen Nachkommen der classischen Völker — das ist Schönheit." Aber als wir in den Städten Italiens waren, ergötzte er sich weniger an Natur und Volksleben, als an den Kunstsammlungen. Er genoss die Schönheiten der Gallerien stets mit den Büchern in der Hand, war es der rothe Baedeker oder war es ein ästhetisches Studienwerk. Auch schrieb er vor den Kunstwerken eifrig Notizen in sein Tagebuch, unermüdlich bestrebt Gedanken zu bilden, Gedanken zu ordnen. Ich machte vor alten Bildern und Statuen, bei denen im Baedeker Sternchen standen, die obligaten Mienen der Bewunderung, insgeheim aber gefiel mir manch modernes Gemälde besser, am liebsten war es mir, den Kunstsälen zu entkommen, in den Straßen umherzuschlendern und das mir ganz fremdartige Volkstreiben zu beobachten. Über diese Indolenz gegen Bildung und über dieses unverbesserliche Hinneigen zum Plebejerthum hat mein guter Hubert mich dann oft gar mitleidig angeblickt. Die Verschiedenheit unserer Neigungen hatte die Folge, dass wir uns nach einiger Zeit mitten im fremden Lande trennten. Er reiste durch Italien in Kunst, ich in Natur, und auf diese Weise wird jeder das Seine gefunden haben. Am richtigsten hat es wohl das Reiseoberhaupt Dr. Svoboda gemacht, er verstand die Art, Natur und Kunst in schöner Harmonie zu genießen.

Nach der Heimkehr wurde unser freundschaftlicher Verkehr fortgesetzt. Ernst und trübselig fand ich Janitschek manchmal sitzen in seinem Zimmerchen, dessen Fenster gegen die Mur hinaus gieng. Er starrte hinaus in den nordischen Winternebel und gedachte wohl des sonnigen Südens mit seiner unendlichen Schönheit. Ein sachte auftretendes Brustleiden mochte seine Sehnsucht nach wärmeren Himmelsstrichen nur steigen, aber er war mittellos und daher gebannt an unsere Stadt, wo er durch „Stundengeben" und journalistische Arbeiten seinen Unterhalt spärlich bestritt. Sein Durst nach Schönheit war rührend, sein Schaudern vor dem Gegentheil oft komisch. Einmal ertappte ich ihn, wie er sich im Spiegel beguckte. „Hast du schon jemals einen so häßlichen Kerl gesehen?" fragte er mich mit seiner dumpfen Stimme und zeigte mir sein Bild im Spiegel. „Diese plumpe Nase! diese wulstigen Lippen, diese starren Augen! Und

dieſer plebejiſche Teint! Eine wahre Misgeſtalt!“ rief er lachend aus. Er, der die Schönheit über alles liebte, ſagte das von ſich ſelbſt. Aber er kritiſierte ſich zu ſtrenge. Ein Adonis war er nicht, doch ſeine derben Züge hatten etwas überaus Sympathiſches; auf ſeinen kräftigen Lippen lag nicht allein ſcharfe Ironie, ſondern auch milder Humor, ſein blitzendes Auge konnte ſehr wohlwollend ſchauen. Und ſo ſagte ich ihm einmal: „Es gibt nicht allein die ſtreng ſtilvolle kalte Schönheit, wie du ſie anbeteſt, es gibt eine innere, eine warme Schönheit, die man nicht mit dem kritiſchen Auge, wohl aber mit dem Herzen ſehen kann. Und das iſt die Schönheit, die ich liebe.“ Die verſteckte Liebeserklärung ſchien ihn nicht unangenehm berührt zu haben, denn ſeine im Grunde innige Natur dürſtete nach Liebe und Freundſchaft nicht weniger als nach Schönheit. So war unſer Verhältnis ein recht herzliches und wir waren täglich beiſammen und haben uns trotz der Verſchiedenheit unſerer Lebensanſchauung, wie ich glaube, gegenſeitig gefördert.

In den Jahren 1871 und 1872 muſste Zanitſchek kränklichkeitshalber längere Zeit am Wörthersee und in Gleichenberg zubringen, dort lernte er auch das „Naturkneipen“. In Abgeſchiedenheit von ſeinen Büchern, in den ſtimmungsvollen Träumereien auf ſtillem Lande ſchrieb er mir Briefe voll Wärme und Zartheit. In einem Schreiben aus Gleichenberg vom 31. Juli an mich heißt es unter anderem: Ich balge mich mit einer beginnenden Lungentuberculoſe, das iſt ein unangenehmer Zuſtand. Die Falten des Endes fallen da manchmal ſo dicht, daſs die Thatkraft gelähmt wird. Dazu das Misvergnügen, die düſtere Stimmung, die daraus reſultiert, daſs der körperliche Zuſtand die Arbeit unmöglich macht, und ſo der geiſtige Fortſchritt unheilbare Lücken erhält. Bei mir dauert dies nun ſchon ſehr lange — alle Pläne und Hoffnungen liegen zerſtückt . . . Seit mehreren Tagen empfinde ich eine gelinde Beſſerung, ob ſie anhalten und fortſchreiten wird. . . . In kindlichem Vertrauen dem Leben zujubelnd, voll von heiligem Enthuſiasmus für die großen Ideen, die je der Menſchengeiſt in ſchöner Ehe mit der Gottheit oder der Natur geboren, die Gegenwart und die Zukunft mit Liebe umklammernd: ſo treten wir aus der erſten Zeit der Jünglingsjahre hinaus in das Leben — in dämmerhaften Umriſſen wölbt ſich uns der Tempelbau des Ideals — in die That wollen wir ihn umſetzen — aber kaum daſs wir einige Steine hinzutrugen, da braust der unerbittliche Sturm hinein und fegt Bauwerk und Baumeiſter hinweg . . . Wollen wir die Natur deſſen anklagen? wo fände das Herz der gottverlaſſenen Menſchheit dann noch den Ankerplatz der Ruhe, wenn ſich die Mutter im Anſchauen zum ſchreckenden Geſpenſte verkehrt! Wie es jetzt um uns ſteht, thut uns jene Liebe und Selbſtloſigkeit noth, die ſich hineindrängt in den Schoß des Alls, wie das Kind zur Mutter, daſs wir uns

finden in ihm, in seinem ewigen Gesetze und diesem uns ergeben nach errungener Erkenntnis, in freudiger Demuth. — Warst du jüngster Tage in Graz? Besuchst du Dr. Svoboda? Dieser Mann ist ein Edelstein, wie er sich mir gab und gibt in meiner jetzigen Lage, das vergesse ich nie — kaum könnte der Vater um mein Wohl besorgter sein, als er." Die wenigen Zeilen charakterisieren die Einkehr in seine persönliche Natur.

Zurückgekehrt las er wieder meine mittlerweile entstandenen Arbeiten. So hatte ich eine Erzählung, „Erwin in der Wildnis", in welcher ich einen philosophierenden Einsiedler schilderte. Meinem Freunde gefiel die Anlage nicht übel, doch — meinte er — sei es jammerschade, dass der Held Erwin so ganz und gar keine classische Bildung habe. Er müsste die ihn umgebende Waldnatur im Lichte griechischer Philosophen, oder auch im Sinne Dantes, Shakespeares und Goethes auffassen. Janitschek gab mir Lessings „Laokoon", um aus ihm Anregung über das Schöne zu schöpfen. Infolge dieser Vorschläge machte ich mich an eine Umarbeitung des „Erwin in der Wildnis". Ich sammelte in das Haupt Erwins so viel Classicismus, als ich zur Zeit aus allerlei gelehrten Büchern nur habhaft werden konnte, ich ließ seine Weisheit leuchten vor jedem Kieselstein, vor jedem Hagebuttenstrauch, vor jedem Eichhörnchen, vor jeder Kohlenbrennerdirn. Das Werk wurde aufs äußerste „durchgeistigt", ich war glücklich, auf dem rechten Wege zu sein und trug die vollendete Arbeit mit größter Befriedigung zu Janitschek, um von ihm alles Lob und alle Bewunderung einzuheimsen. Es vergiengen Tage, er kam nicht wie sonst zu mir, er schrieb mir keinen Zettel, dass ich mich bei ihm einfinden möchte, vielleicht war er ganz niedergeschmettert von der classischen Größe meines Erwin. Endlich gieng ich zu ihm. Er war sehr sanft gestimmt, er sprach von diesem und jenem, nur von Erwin nicht. Nach einer Weile fragte ich ihn, was er zu meiner bearbeiteten Erzählung sage. Da lächelte er und meinte, ein andermal möchte ich doch lieber nicht classisch werden. Und ohne weitere Bemerkung gab er mir das Manuskript zurück. — Er hat's auch später nicht wieder versucht, durch mich classische Bildung in den steirischen Wald zu verpflanzen. Der Wald, die Wildnis war ihm übrigens ganz recht, denn auch die romantische Schule stand bei ihm in Gnaden; nur das Dorf war ihm zuwider und der damit verbundene „unsaubere Realismus". Im nachmaligen noch weit „unsaubereren Naturalismus" des städtischen Hinterhauses hat er übrigens noch ganz anderes erleben müssen.

Um die Bauernpoesie haben Janitschek und ich zu jener Zeit ein öffentliches Sträußchen ausgefochten.

Janitschek war Theaterrecensent der „Tagespost". Damals kamen die ersten Volksstücke von Ludwig Anzengruber, die im Publicum großes Aufsehen erregten, von unserer Grazer Kritik aber mit Gleichgiltigkeit

behandelt wurden. Da wagte ich mich in die Arena. Schon für den „Pfarrer von Kirchfeld“ hatte ich in der „Tagespost“ eine Lanze gebrochen, ebenso auch für den „Meineidbauer“. Und als „Der G'wissenswurm“ kam und derselbe von Seite Janitschecks auf das kühlste besprochen wurde, habe ich auch für dieses Stück ein meiner Empfindung entsprechendes begeistertes Artikelchen veröffentlicht. Gegen diese Eingriffe eines gänzlich Unberufenen, eines Kunstbarbaren in sein Theaterreferat hat Janitschek sich endlich aufgelehnt. Er schrieb in der „Tagespost“ eine Entgegnung, in der er den Ludwig Anzengruber abthat und mich in meine Schranken zurückwies. — Unser persönliches Verhältnis hatte sich dadurch kaum geändert; ich dachte schon damals, dass das einseitige Bücherstudium den Menschen ebenso unfertig lässt, wie die einseitige Erfahrung, ich schwieg daher respectvoll. Die öffentliche Abkanzelung war mir nur aus einem Grunde unangenehm gewesen. Ich war zur Zeit jung verlobt und so kam mir an dem betreffenden Morgen mein Braut weinend entgegen und klagte, der Janitschek hätte mich in der Zeitung so arg heruntergerissen, dass sie sich gar nicht getraue auszugehen. Es war ihr unfasslich zu sehen, wie ich an demselben Tage mit Janitschek munter plaudernd in der Herrengasse auf- und abgieng.

Es wurde dann anders. Seines Brustleidens wegen hatte Janitschek auf einige Zeit nach dem Süden ziehen müssen und in seinem geliebten Italien machte er Studien zu mehreren gründlichen Werken über Kunst, die ihm später große Anerkennung eingebracht haben. Nachdem er sich in Graz ein Weib erwählt hatte, die genial veranlagte Dichterin, die heute unter dem Namen Maria Janitschek bekannt ist, nahm er eine Professur über Kunstgeschichte an der Universität Straßburg an.

In späteren Jahren einmal, als er aus Straßburg in Graz auf Besuch war, kamen wir auf Anzengruber zu sprechen und da sagte er: „Ich war doch einmal ein recht dummer Junge. Die poetische Gattung Anzengrubers ist auch heute noch nicht mein Ideal, aber heute weiß ich, dass man über große Talente unter allen Umständen ganz anders spricht als ich damals es gethan.“

Längst waren wir beide abgeklärter und objectiver geworden, doch einig waren wir noch immer in sehr vielem nicht. Und das regte uns gegenseitig an. Anderer Meinung als ich war er über Volks- und Familienleben. Ganz unbegreiflich war er mir nur in einem einzigen Falle, das war nicht in der Theorie, sondern leider im Leben. Er hatte eine schöne Frau geheiratet. Ganz meiner Meinung. Aber er hatte sein junges Kind aus dem Hause gegeben in eine ferne Stadt zu fremden Menschen, damit es das Ehepaar nicht in seinen literarischen Arbeiten störe. — Harmloser war unser Zwiespalt über Wissenschaft und Religion. Eines lebhaften Gespräches über Leichenverbrennung erinnere ich mich noch.

Wenn er sich einmal zu Tode gelebt hätte, bemerkte er, so ließe er sich verbrennen. Das billigte ich nicht.

„Du bangst wohl für die Auferstehung des Fleisches!“ sagte er lächelnd und setzte munter bei: „Man wird doch auch aus der Asche auferstehen können, was würden sonst die christlichen Märtyrer anfangen, die auf Scheiterhaufen verbrannt worden sind?“

Mir gieng's aber nicht darum, dachte auch nicht an die praktischen Vortheile der Leichenverbrennung. Mich bestimmten in dieser Sache andere Gründe. Ich liebe die Erdscholle, ich glaube, dass durch sie am schnellsten neues Leben vermittelt wird, ich liebe die Blumen auf den Gräbern, in denen die treue Erinnerung gleichsam freundlich fortblüht, ich liebe das Grabdenkmal unter freiem Himmel, die stille Stätte in Gottes weiter Natur, den frischen Rasen, unter dem die theueren Gebeine ruhen. Und darum ziehe ich das Grab der Aschenurne vor, in der es ewig dürr und todt bleibt.

„Todt bleiben ist ja das allerbeste!“ sagte Janitschek.

„Nein. Nur nicht todt sein, nur leben!“ rief ich. „Lieber als todte Asche noch ein Maulwurf sein, aber leben, nur leben! Leben und wirken! Mir thut's schon leid, dass der nöthige siebenstündige Schlaf täglich so viel Leben raubt, ich fühle mich am Morgen nach dem Erwachen weit glücklicher, als am Abende vor dem Einschlafen.“

„O du glückliches Menschenkind!“ rief Janitschek aus. „Ich wünsche dir ewiges Leben als Maulwurf, als Raupe und Schmetterling, als Pilz, als Nessel, als Vogel, als Schaf, als was du willst. Wenn aber ich einmal die Augen geschlossen habe, dann, Freund, bete mir nur das eine nach: Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“

Das ist der moderne Mensch, und bis hierher leuchtete ihm die Lebensfreude der Helenen nicht mehr. Eine elegische Stimmung glaubte ich bei unserem letzten Plauderstündchen auf meiner Stube in Graz an ihm bemerkt zu haben. Seine stets wohlwollende Natur steigerte sich zu einer überaus milden, innigen Art. Im Lichte eines Weisen wendete er sein reiches Wissen auf das Leben an und in seiner classischen Bildung durchgeistigte und erhöhte er die Tage, die ihm beschieden waren, zum Versenken in das Wesen der Renaissance. So wie er allmählich nach wahrer Natur, nach ursprünglichem Volksthume auszusehen begann, so sehnte ich mich manchmal nach jener Virtuosität des Geistes, die nur durch ein von Jugend auf geregeltes Studium zu erlangen ist. Trotz der großen Entfernung zwischen Strassburg und Graz, trotz des lebhaften Briefwechsels zwischen Janitschek und mir fühlte ich, dass wir einander immer näher kamen. Denn die Grundstimmung unserer Weltanschauung war die gleiche: Nicht in materieller Macht und Üppigkeit, nicht in politischen Siegen sahen wir das menschliche Ziel, sondern in den geistigen, moralischen

Gütern. Hierin waren wir beide aristokratischer Gesinnung, nämlich von der Menge abgewendet, einer Führerschaft der Bevorzugten huldigend, die aber schließlich Natur und Volksthum nie aus den Augen lassen darf, wenn sie wahre Erfolge erzielen will.

So viel meiner persönlichen Erinnerungen an Hubert Janitschek. Sollte im einzelnen mein Gedächtnis nicht mehr ganz klapp gespielt haben, so glaube ich den trefflichen Mann doch im ganzen so skizziert zu haben, wie er in mir lebte und lebt. Seine Bedeutung in der Kunstwissenschaft ist von anderen gewürdigt worden. So erübrigen meinem flüchtigen Bilde nur noch die letzten Striche.

Von Straßburg kam Janitschek als Professor der Kunstgeschichte an die Universität zu Leipzig, wo er nur noch kurze Zeit wirken sollte. Das seit Jahren wühlende Brustleiden hatte sachte seine Kraft, sein Leben zerstört. Er starb am 20. Juni 1893. Seinem Worte verlieh er die That noch nach dem Tode. Hubert Janitscheks Grab ist nirgends vorhanden, die Feuerbestattung zu Gotha hat alle Spuren seiner irdischen Wesenheit vernichtet.

Briefe von Ludwig Anzengruber

an den Herausgeber des „Heimgarten".

Im fünfzehnten Jahrgange dieser Zeitschrift ist eine größere Anzahl von Briefen des auch als Persönlichkeit interessanten Dichters Ludwig Anzengruber mitgetheilt worden. Allerdings nur ein geringer Bruchtheil der umfangreichen Correspondenz, die zwischen ihm und Rosegger geführt worden war. Seither ist von verschiedenen Seiten der Wunsch eingelaufen, auch die weiteren Briefe zu veröffentlichen, da, wie eine der Zuschriften behauptet, eine große öffentliche Persönlichkeit auch als Privatperson der Allgemeinheit angehöre. — Dieser Meinung sind wir zwar nicht, glauben sogar, dass Veröffentlichungen von unbedeutenden, gewöhnlichen Zügen eher schaden als nützen können. Die allerinteressantesten Briefe Anzengrubers an Rosegger konnten und können wohl nie veröffentlicht werden. Doch gibt es noch einen guten Theil solcher Schreiben, die flüchtigen Einblick in seine schlichte, wahrhaftige Persönlichkeit, in sein Leben, Schaffen und Alltagsleiden und in seine manchmal so fröhliche Laune gewähren und die, wenn auch literarisch weniger von Bedeutung, als solche Kundgebungen nicht ohne Interesse sind. Derlei Briefe sind hier ausgewählt.

Wien, den 27. Juni 1871.

Liebenswürdigster Freund!

Da Sie in Ihrem vorletzten Schreiben, welches von Graz datiert war, mit catonischer Strenge erklärten, dass Sie Ende d. M. nach Graz zurückkehrten, und da bestimmt einen Brief von mir erwarteten, so kann ich nicht umhin, Ihrer geäußerten Erwartung zu entsprechen, umsomehr, als ich schon auf die Andeutung, dass Sie in Hautzenbichel bei Knittelfeld Zeit zum Briefelesen hätten, Ihnen einen richtigen Schreibebrief zusandte, den Sie auch so freundlich waren zu beantworten; dieses Hautzenbichel-Knittelfelder-Schreiben gebürend zu beantworten, sei die Aufgabe dieses vorliegenden bestimmt erwarteten Schreibens.

Sie werden bemerken, dass Ihre Schilderung des von Gletschern und Almen umgebenen Schlosses recte „Burg der Musen", im freundlichsten Thale an den Ufern der Mur, meine Abneigung gegen die ominösen Namen der besagten Musenburg und des nachbarlichen Ortes so weit gemildert hat, dass diese beiden Namen oben zweimal, ohne durch Ausrufungen in parenthesi begleitet zu sein, vorkommen.

Übrigens, Sie Schalk Sie, der Sie sich den Ritter ohne Furcht und „Wadel" auf Hautzenbichel nennen und der Küche und des Kellers fruchtlose Anstrengungen sie zu „fristen" heuchlerisch bedauern, indem jedoch und was maßen, wohledler Ritter, was die Kuchel und der Keller bei Euch gut macht, höchst wahrscheinlichermaßen anderes wieder verdirbt — — übrigens also haben Sie leicht prophezeien, das sehr, sehr lange Leben und der einst kommende Tag, wo Sie mich ruhmbekränzt durch das hohe, heute noch durch gröblichen Miswahn entheiligte Portal des Schlosses einziehen lassen, wird Sie wenig mehr beirren, Sie werden die Jahre durch alles Fett abgeschöpft haben und nie werde ich ausrufen können wie Sie stolzen Bewusstseins: „Mein ist das Paradies und mir gehört es zu!"

Diese letztere Zusammenstellung von Himmel und Fett hat mich eben auf die Idee gebracht, dass das Paradies, dessen Besitzes Sie sich rühmen, — ein mohammedanisches ist, und diese türkische Überzeugung erweckt eben in meiner Seele den schmerzlichen Gedanken, wenn ich sehr alt werde und einst der Tag kommt, wo ich durch die heute durch Miswahn ꝛc. einziehe — ich vielleicht wenig mehr von Küche und Keller u. s. w. zu profitieren in der Lage sein werde.

Da erwacht wieder die alte Abneigung gegen diese beiden Ortsnamen, und ich bin herzlich froh, kurz auf die Adresse wieder Graz schreiben zu können.

Man merkt Ihrem Schreiben die gehobene Stimmung an; der Schwung, womit Sie anheben „Der Traum des ersten Schlafes in einem fremden Hause . . ." ist ein gewaltiger; bis zum Schlusse durchtönt Ritterlichkeit den Stil, wo Sie Ihrem Briefe viel Glück zur Reise wünschen, und ihn in süßer Selbstzufriedenheit per du holder Brief titulieren.

Um Sie nicht der Gefahr auszusetzen, dass Sie mir mit sogenannten Retourchaisen antworten, gestehe ich ein, dass ich in periodischen Einschachtelungen allerdings das Höchste leiste, dass das Eingeschachtelte oft nicht die Emballage werth ist, kurz, dass ich keine holden Briefe schreibe, dafür aber auch nicht die Adresse meiner Freunde vergesse.

Auf den in diesem Schreiben versprochenen mündlichen Gedanken-Austausch freue ich mich sehr und biete Ihnen als Ersatz die Vorlesung des ersten Actes und noch eines Stückes des zweiten des „Meineidbauers" und wenn Sie noch nicht zufrieden sind, so können Sie auch mehr haben.

Von Ihnen erwarte ich daher nur ein paar Zeilen — (je weiter Sie übrigens diesen Zahlbegriff „paar" erweitern, desto angenehmer für mich) worin Sie mich über den Empfang dieses Schreibens beruhigen, denn wenn das in fremde Hände fiele, Himmel! für welch lose lustige Lotterbuben müßte uns die Welt halten! und worin Sie mir anzeigen, welchen Tag und welche Stunde Sie in Wien ankommen, damit ich es sowohl weiß, als auch anderen verkündige, und Sie erwarten kann, um Sie sogleich in Empfang zu nehmen. Bis zum Empfange dieser Botschaft, edler Ritter ohne Furcht und Wadel Peter von Rosegger auf Hautzenbichel, verbleibe ich Euer aufrichtiger Freund

L. Anzengruber.

Waisenhausgasse Nr. 10, II. Stock, Nr. 13.

* * *

Wien, den 12. November 1871.

Liebenswürdigster!

Wann kommt der „Meineidbauer" zur Aufführung? Wann schicken Sie ihn nach Graz? Wann wird der „Gelbe Hof" fertig? Wann kommen Sie mit unserem Schlögl zusammen? Wann beantworten Sie meinen Brief?

So schließt Ihr letztes freundliches Schreiben vom 19. v. M.

Wann kommt der „Meineidbauer" zur Aufführung? Wann wird der „Gelbe Hof" fertig? Wann komme ich mit Schlögl zusammen?

Alles unbestimmt.

Wahrhaftig, ich weiß nicht, wann ich das letztemal mit Schlögl zusammen war.

Aber hier haben Sie den „Meineidbauer" — gleichzeitig wird auch der Director Kreibig sein Exemplar erhalten haben.

Infolge dieser Ereignisse bekommt auch Schlögl sein Exemplar, ich werde mit ihm eine Zusammenkunft vereinbaren. Dabei wollen „Wir" Ihrer in Gnaden gedenken.

Sohin habe ich denn auch Ihren Brief beantwortet. Auf Ihre Rügen vom „Meineidbauer" und „Gelben Hof" habe ich gleich nichts gegeben, trotzdem sollen Sie in keinen meiner Pläne mehr eingeweiht werden; denn man soll Niemand in Versuchung führen. Herzlich wird es mich aber erfreuen, Sie für die reifere Jugend ausgewählt und illustriert zu sehen. Kommt die Hebmutter auch hinein? Sehr lehrreich das und besonders, wenn die Kranzelentblätterei mit bildlicher Darstellung versehen erscheint. Wie gesagt, sehr lehrreich und Sie werden infolge dessen, wie der „Männliche Rathgeber" ꝛc. versiegelt versendet werden. Der Himmel bewahre Sie in Gnaden vor den zürnenden Geistern des Christof Schmid, Karl Hofmann, Chimoni und sonstiger reiferer Jugend-Veredler). O Götter, ich danke euch! Die Unsterblichen haben mich furchtbar an euch gerochen — Kinderschriftsteller. Haha!

Ich bin beruhigt, Sie werden nie mein Concurrent, Kinderschriftsteller! In dieser Qualität hat man nur für jene Acte Sinn, welche die Welt mit neuen Lesern bereichern, und diese haben nichts Dramatisches, außer etwa der „Schürzung". Also, lieber Ungefährlicher, ich grüße Sie dappelt herzlich, Ihr

L. Gruber.

P. S. Aber schreibens bald!! Meine Mutter läßt grüßen!

* * *

Donaubabel, am 2. Mai 1872.

Werter Freund in Mur-Ninive!

Ihren zarten Zettel (Duodez) habe ich erhalten und mich gewundert, daſs Sie dennach in Wien geblieben sind, nachdem steierisches Heimweh und impartiertes ungarisches Völlerei-Leiden, Sie damals bei Zett*) selbst für die schweigenden Erhabenheiten und gesprachenen Schwungräder eines K. abstumpften, welche Abgestumpftheit F. S. sehr unbeifällig bemerkte, abwohl er nicht dabei war, — was darauf schließen läſst, daſs K. sich beklagte, nicht gebürend angebetet warden zu sein.

Nun, mein Werter, Bester, sagen aber schreiben Sie mir vielmehr, wie geht's Ihnen denn? Wie leben Sie? Gedenken Sie dan Zeit zu Zeit meiner? Ich kann Sie versichern, es gibt dach wenig Menschen und der alte Diagenes hatte recht, und aus seiner Laterne fällt ein vollerer leuchtenderer Strahl auf unseren biederben Schum, der ganz Leben und richtiges Verständnis für alle Verhältnisse desselben ist, als auf unseren dan der Mysanthrapie rings beteckten F. S.

Alsa, daſs ich Ihnen ferners berichte, was Sie schan gelesen haben werden, „Meineidbauer" hat in Berlin gefallen. — Wenn es heuer mir gut geht, sa werde ich fertig mit der Komödie, die früher „Der gelbe Hos" hätte heißen sollen, nun aber „Die Kreuzelschreiber" heißen wird. Ferners schriebe ich gerne ein Wiener Valksstück mit urwüchsiger Wiener Volks-Figur — und ein Stück für die „Barch" — Elfriede heißt's wahrscheinlich.

Liebenswürdigster, mehr weiß ich d. da. nicht zu schreiben, haben Sie daher die Güte, und schreiben Sie mir bald, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mich zugleich benachrichtigen würden, ob sich mein Freund der Schauspieler Klang noch in Graz befindet und ab keine Rede mehr davon ist, daſs er aus dem dortigen Engagement tritt.

Wenn Sie einmal Ihr Stückchen**) abschreiben oder drucken lassen, sa leihen Sie mir dach ein Exemplar, damit ich weiß, wessen ich mich dan Ihrer Cancurrenz zu versehen habe, — es interessiert mich wahrhast sehr und wallte ich Ihnen gerne mit Rath und That beistehen.

Gruß dan meiner Mutter.

Für heute herzlichst grüßend Ihr L. Gruber.

*) Gasthaus am Hof, wo die Freunde damals zusammenzukommen pflegten.
Herausgeber.

**) Das Mirakelkreuz.

Bester Freund!

Ich habe mich herzlich geärgert, darüber, dass Sie sich meinetwillen in eine Polemik eingelassen haben,*) schreiben Sie keine Zeile weiter, damit Sie sich nicht ärgern, es ist so auch gut; die eingesandte Polemik wider Sie habe ich sogleich einer ehrenhaften Bestimmung zugeführt — es war sehr sanftes Papier! Lassen Sie, es muss auch solche Käuze geben. Mich beirrt derlei nicht, vom vorgesetzten Ziele nur einen Schritt abzuweichen, und mit dem, dem ein ästhetisches Herbarium lieber ist, als was im Freien zu unserer Zeit blüht, unsere Sinne und Fühlen erregt (ich meine nicht allein im Rahmen des Volkslebens) mit dem zu streiten fällt mir nicht bei. Lassen Sie auch dem Dürrkräutler seine Freude. Es grüßt Sie herzlichst und dankt Ihnen Ihr

L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 19. Februar 1873.

Liebster, Bester!

Anbei meinen Beitrag für Ihren Kalender pro 1874, wenn Sie wollen, können Sie auch zwei Beiträge daraus machen, indem Sie ganz einfach „Die Märchen des Steinklopferhanns", I. (enthaltend das vom Hanns und Gretl) geben, dann andere Aufsätze dazwischen schieben und dann „Die Märchen des Steinklopferhanns", II. bringen.

Halten Sie das, wie Sie wollen, lieber Redacteur, und bestätigen Sie bald den Erhalt dieser Sendung. Noch würde ich bitten, was Illustrationen anbelangt, dahin zu wirken, dass in der ersten Erzählung keine Stelle des „einwendigen Gesichts" illustriert wird, das taugt nicht, ich habe diese nicht zu verbildlichenden Stellen durch einen zur Seite laufenden Blaustiftstrich markiert.

In Hoffnung auf eine baldige Antwort Ihr treu ergebener

L. Anzengruber.

* * *

Breitenfurth, den 25. Juli 1873.

Liebwerter Freund!

Verzeihen Sie, dass ich heute erst Ihr Liebes vom 17. d. M. beantworte, u. zw. dahin:

1. Soll es mich unendlich erfreuen, wenn Sie für die Volksbücher schrieben, und da auch, wie ich es in anderer Brauche gewohnt bin von Ihnen, etwas Tüchtiges leisten.

2. Will ich Ihnen herzlich gerne meine Meinung sagen — obwohl sie nachdem das Stück**) einmal fertig ist, wenig zur Sache thut, sintemalen ein Rath für einen angehenden Dramatiker schon beim Stoffe beginnen muss.

*) Mit Janitschek, dem Theaterrecensenten der Grazer „Tagespost". Siehe Seite 276 und 277.

**) Es betitelte sich: „Der Waldstreit"; Rosegger hat dieses Stück weder Anzengruber noch einem Theaterdirector vorgelegt, er machte später eine Erzählung daraus.

Aber mit dem größten, lebhaftesten Interesse werde ich Ihre Arbeit lesen und ich freue mich schon jetzt darauf. Fertig mit der Lectüre werde ich in drei Stunden sein. Können Sie schnellere Erledigung verlangen?

3. Geben Sie dem Director Steiner Ihr Stück (wenn es den ganzen Abend füllt) nicht unter 6%.

4. Wenn Sie im Laufe des Monates August mich besuchen wollten, so wäre das sehr edel und liebenswürdig von Ihnen — vorlesen, ob ich Ihnen Etwas kann, das weiß Gott, bis dato noch nicht — aber ich habe ja recht gute, alte, noch unbekannte Werke von mir.

Aber, da ich um diese Zeit noch hier in Breitenfurth domiciliere, so müssen Sie sich schon entschließen, einen Tag bei mir zuzubringen, weil die Post (welche um den billigen Preis von 50 kr. verkehrt) eben nur einmal fährt des Tages, u. zw. so um ½8—8 Uhr herum von Liesing weg nach hier, wo sie um ½10—10 Uhr anlangt, dann bleibt man, denn eine Fuhr kostet bis Liesing retour 3 fl. 50 kr., während ein Nachtlager um circa 50 kr. zu haben ist, anderen Morgen früh 6—¼7 Uhr fährt die Post wieder nach Liesing zurück.

Ich glaube Sie genügend instruiert zu haben und wenn nichts dazwischen kommt, Ihnen nämlich, so erwarte ich Sie einmal bei mir. Jedenfalls erwarte ich, da Sie mir aber einmal die Zähne lang gemacht haben, Ihr Werk — unverweigerlich!

Herzlichen Gruß von meiner Mutter, Empfehlung derselben unbekannterweise an Ihre Frau Gemahlin, derselben meinen Handkuss und von mir Handschlag von Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

P. S. Saubere Geschichte das, ich musste mir Ihre Grazer Adresse von Schlögl schreiben lassen. Ist das auch recht?

* * *

Verehrter Freund!

Damit es Sie nicht drückt, mein Mädel so arm zu wissen, so gebe ich Ihnen bekannt, dass dasselbe im Besitze eines kleinen silbernen Trinkbechers ist, den sie als Pathengeschenk bei der Taufe erhielt und dass sie nach Ihrer Großmutter männlicherseits Marie heißt.

Sie sammt Mutter befindet sich wohl, seien Sie herzlichst von uns gegrüßt.

Osterſonntag ist das erstemal am Carltheater „'s Jungferngift".

„Thats fleißig beten, ös Leut!"

Sobald ich Exemplar bekomme, schicke ich Ihnen eins.

Ihr Freund

L. Anzengruber.

* * *

Wolkersdorf, den 15. Juli 1874.

O, Sie! Habe an Sie vor beiläufig vierzehn Wochen geschrieben.

A propos! Kommeten Sie nach Mürzzuschlag?

Ihr

L. A.

* * *

Wolkersdorf, den 2. August 1874.

Sehr geehrter Freund!

Im Anhange zu meinem Schreiben vom vergangenen Donnerstag erlaube ich mir folgende Publication zu erlassen:

In Anbetracht, dass die Südbahn-Direction mit ihren Fahrpreisen so unverschämt hochgreifend ist, dass eine Fahrt bis Mürzzuschlag hin und retour für zwei Personen beinahe ein Capital ausmacht, wovon ganze Straßenkehrer-Familien ein Jahr durch leben könnten, ferner in Erwägung, dass diese theuere Reisegelegenheit, was Abfahrts- und Ankunftszeit anlangt, Reiseungelegenheit ist, ferners in Berücksichtigung, dass ich als angehender Familienvater zur Sparsamkeit gleichsam durch die allweise Natur selbst aufgefordert werde und schließlich und letztestens ich die Sonn- und Wochentage gleich schätze, so habe ich mich definitiv entschlossen, die vorhabende Reise am 9. d. M., d. i. heute acht Tage, schreibe Sonntag den neunten August, mit dem Vergnügungszuge*) zu machen, von Wien um $^3/_4$6 Uhr Früh abzufahren und in Mürzzuschlag um $^1/_4$12 anzulangen. Amen!

Bitt, was sagn's denn da dazu?

Es grüßt herzlichst L. Anzengruber.

P. S. Um rechtzeitige Zu- oder Absage des Erscheinens wird gebeten.

* * *

Wolkersdorf, den 12. August 1874.

Verehrter Freund!

Infolge des hier grassierenden abscheulichen Wetters konnte ich mich nicht entschließen, diese Woche nach Mürzzuschlag zu fahren, ferner bin ich jetzt gesonnen, da ich mir wenigstens die halbe Fahrt für Eilzug ausgewirkt, unter der Woche zu fahren, um nicht mit zu viel „Stadtleuten" zusammen zu treffen.

Sohin thue ich Ihnen denn kund und zu wissen, dass ich Dienstag den 18. d. M. mit dem Eilzug um $^1/_2$11 in Mürzzuschlag einzutreffen gedenke und bis 6 Uhr 26 Min. von dort wieder abzusegeln die Absicht habe, da Sie entweder um $^1/_2$10 oder nach $^1/_2$1 Uhr — das erstere wäre freilich sehr lieb, da Sie uns dort erwarten könnten, — in M. eintreffen und bis nach $^1/_2$6 Uhr abends verbleiben können, so verspreche ich mir einen schönen, guten und lieben Tag. Schade, dass Schlögl nicht mit sein wird. Am Dienstage werden Sie doch vermutlich kommen können? Ich hoffe auch, dass der Himmel gnädig sein wird. Amen.

Ich grüße Sie und die Ihren bestens, Ihr Getreuer

L. Anzengruber.

Schreiben's, ob's geht, und Rathschlag bitte, wann eppar a schlechtes Wetter is. Wie verständigen wir uns da über Aufschub? — ich fahr freilich von Wien, auch wenn zweifelhaft.

* * *

*) Zu ermäßigten Preisen.

Wolkersdorf, den 6. September 1874.

Werter Freund!

Bestätige Ihnen den Erhalt des Kalenders und des beigeschlossenen Honorars.

Seit der Mürzzuschlager Partie sind üble Dinge genug über mein Haus gekommen, die ich Ihnen hier in zwei Zeilen berichte: Nach vorhergegangenen Schmerzen und Fraisenanfall hat meine Frau am 27. d. M. ein todtes Kind unter schlimmen Wehen zur Welt gebracht. Jetzt befindet sich meine Frau matt, jedoch gänzlich außer aller Gefahr. Lässt Sie und Ihre Frau Gemalin, unbekannterweise, bestens grüßen. Ditto meine Frau Mutter, die sich im Gleichen befindet. Ich bin von Ihrer Theilnahme überzeugt, erwarte von Ihnen kein Condolenzschreiben, benachrichtige Sie aber unter einem, dass wir bald von hier in die Stadt ziehen, sohin bitte ich Sie, da ich das Datum der Umsiedelung nicht genau anzugeben weiß, vom 15. d. M. an (aber auch nicht früher) Ihre lieben werten Briefe unter Adresse: Wien, V. Bezirk, Wehrgasse Nr. 4, I. Stock, Nr. 3 laufen zu lassen.

Meinen Handkuss der Frau Gemahlin. Gott erhalte den kleinen Sepp!

Es grüßt Sie auf das Beste Ihr getreuer

L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 8. Februar 1875.

Vielwerter Freund!

Verzeihung für mein langes Schweigen, welches erstens seinen Grund darin hatte, dass ich Ihnen wirklich und wahrhaftig nichts über die Pfarrer-Vorstellung zu schreiben wusste. Zweitens, dass ich auf einen kleinen Nachtrag von Ihnen wartete, nämlich, dass Sie mir auch offen und ehrlich sagen, was Sie von „Hand und Herz" halten. Aber in letzter Beziehung wartete ich vergebens. Nun werden Sie ohnedies aus den Zeitungen ersehen haben, dass die „Pfarrer"-Vorstellung für 15. d. M. angesetzt ist, die Inserate des Schröder-Vereines, die sich in den Zeitungen bald einstellen werden, werden Sie ferner des Tages genau versichern, nun bitte ich Sie, falls es Ihnen doch möglich ist und Sie dieser Darstellung beiwohnen wollen, mir dies umgehend zu wissen zu machen.

Schon lange habe ich über Ihre „Schriften des Waldschulmeisters" geschrieben, aber ich muss leider den Ofenheim-Process abwarten, dann erscheint mein „Lesetisch-Artikel" im Abendblatte des Wiener Tagblattes.

Sonst nichts Neues, als dass ich eine Bauern-Posse „Doppelselbstmord" vollendet und bereits eingereicht habe.

Mit den besten Grüßen und in Erwartung einer Antwort Ihr Sie hochschätzender

L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 7. März 1875.

Theurer Freund!

Meinen herzlichen Dank für Ihre Zeilen vom 4. d. M., für die liebevolle Theilnahme, die aus denselben spricht.

Was Ihr Kleines betrifft, das an diesem Tage das Licht der Welt erblickt, so wollen wir hoffen, dass es ihm so gut werden soll, als es eben hier thunlich, wir wollen nicht sagen, dass es ob früh, ob spät, nicht anders enden kann, sondern hoffen, und wünschen, es möge so viel Freude genießen, als jener guten lieben Frau*) beschieden war, nur möge ihr ein ruhigerer, schmerzloserer Heimgang dereinst, spät, beschieden sein.

Mögen Sie und Ihre gute Frau viel Freude an den beiden Kleinen erleben, dies wünschen wir, ich und meine kleine Gattin, aufrichtig und mit dem besten Gruße verbleibe ich Ihr getreuer Freund

L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 1. April 1875.

Werter Freund!

Ich weiß eigentlich nicht, was ich Ihnen schreiben soll oder will, es ist nur die Sorge um Sie, die mir die Feder in die Hand drückt,**) ich will Sie also nur bitten, mir gelegentlich, wenn Sie gerade es über sich vermögen, mir durch ein paar Zeilen ein Lebenszeichen zukommen zu lassen.

Ihr Getreuer

L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 25. September 1875.

Werter Freund!

Auf Ihr Freundliches vom 22. d. M. muss ich, was die „Märchen des Steinklopferhanns" anlangt, auf deren Zurücksendung beharren, ich sammle gerade alles Erzählungsmateriale, das sich bei mir die Jahre durch angehäuft und suche es zu verwerten, durch eine baldige Retournierung des bewussten Manuscriptes würden Sie mich sehr verbinden, da ich dadurch die Kosten einer nochmaligen Copiatur ersparen würde.

Was meine Mitarbeiterschaft anlangt, so ziehe ich, wenn Ihnen an derselben gelegen ist, dieselbe nicht zurück, doch muss das unter geänderten Verhältnissen geschehen, unsere frühere Vereinbarung kann nicht aufrecht bleiben. Sie selbst erkennen die räumliche Beschränktheit Ihres Kalenders an, ich kann Ihnen somit keine umfangreiche Arbeit mehr bieten, ich werde Ihnen sohin schon für den nächsten Jahrgang einen kleineren Beitrag einsenden, für welchen ich aber, in Hinsicht auf dessen bescheideneres Raumerfordernis, kein Honorar annehmen werde.

Genug vom Kalender!

Auf Ihre freundlichen Zeilen des Weiteren eingehend, danke ich für die mir von Ihnen gewordene gütige Inzählung zu den „Gottbegnadeten", aber die neben erwähnten „Eintagsfliegen" tanzen recht vergnügt in der Sonne, und der Sieg, der sich vollführt, wenn alles andere todt, ist kein sehr erbaulicher Trost für den Gottbegnadeten, der dann auch nicht mehr lebt.

*) Der Mutter des Adressaten.

**) Bezieht sich auf den Tod von R.'s Frau.

Mein „Doppelselbstmord" wird wahrscheinlich November oder December zur Aufführung gelangen. Dass Sie December kommen wollen, Ihren Wiener Freunden die Grillen zu vertreiben, ist ein sehr humanes Vornehmen und ich werde Sie seinerzeit beim Wort nehmen, falls Sie die Absicht haben sollten, etwa davon abzugehen.

Dass wir, das ist: ich und der Schlögl, Sie von Ihrem Schmerze abzubringen versuchen, das ist freundschaftliche Sorge für Sie, wenn Sie nun wieder aber uns vorwerfen, dass wir uns in stetem Gram und Missmuth wiegen (da uns nichts im Vergleiche mit Ihrem Unglücke geschehen sei), so mögen Sie das mit F. S. ausmachen, was mich anlangt, so bewerte ich meinen Verlust nicht geringer, als Sie den Ihren! Ich habe nicht nur das Weib, das mich geboren, die Mutter, die für mich Unmündigen gesorgt, ich habe meine beste Freundin verloren. Ein Stück meines Herzens, meiner Seele — Auch davon genug!

Was Ihre Geschäftsverhältnisse anlangt, so will ich hoffen, dass Sie zu schwarz sehen. Übrigens gestehe ich offen, auch mir ist der Ausblick in die Zukunft gerade kein rosiger, — ich wünsche herzlichst, mich in Compagnie mit Ihnen einer schwermüthigen Täuschung hingegeben zu haben.

Was nun Ihren Rath anlangt, an einem freundlichen Herbsttage nach Krieglach zu kommen, Bester, so thut's das nicht, Reisenszeit ist für heuer vorüber, es wird früh und abends empfindlich kühl, die Wälder sehen traurig — überdem heißt es jetzt arbeiten und sich einschränken bis auf bessere Zeiten.

Das nächste Jahr bei Leben und Gesundheit wollen wir uns auf steiermärkischem Boden wiedersehen, früher aber nach dieses Jahr im December in Wien, bis dahin, schreiben Sie ab und zu, ich und Frau grüßen Sie auf das beste.

Ihr Getreuer

L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 19. December 1876.

Liebwerter Freund!

Anbei sende ich Ihnen den „Schandfleck", ob Sie ihn nun besprechen wollen oder nicht, nicht als Redactions-Exemplar, sondern weil Sie ihn wohl werden lesen wollen, wie ich mir schmeichle.

Sie verlangen zu wissen, wie ich heute über den „Heimgarten" denke. Ganz offen heraus gestehe ich Ihnen, dass das letzte Heft mir unbedingt den Eindruck eines Fortschrittes gemacht hat. Nur die Fortsetzungen suchen Sie nach zu beseitigen. Wenn Sie mich aber bitten, dass ich etwas dafür thun soll, auf den verschiedenen Wegen, die mir offen stehen, so bin ich einigermaßen in Verlegenheit, denn Sie müssten mir geradezu selbst anzeigen, was ich thun könnte und den Weg obendrein noch dazu, ich lebe hier im Augenblicke wie ein Einsiedel, ich will nicht behaupten, wie ein frommer Einsiedel, aber doch wie solch einer.

Ich bin jetzt über und über dramatisch beschäftigt. Kann daher nichts anderes vornehmen, noch unternehmen, und muss auch Sie vertrösten. Den Empfang des Honorares für die „Drei Prinzen" per 40 fl. bestätige ich Ihnen

mit dem besten Danke. Was sagen die Leute dazu — nicht zu dem Honorar, sondern zu dem Märchen?

Rosner ist ein wunderlicher Mensch, es kränkt Sie wohl nicht, wenn er Sie nicht liebt? Meine Wenigkeit und Wilbrandt sind einmal seine Hausgötzen, warum beten Sie nicht gehörig an? Warum gefiel Ihnen „Nero" nicht?

Was endlich, letztlich, schließlich das Dichter-Lexikon anlangt, so erinnere ich mich nicht, jemals um Daten für dasselbe angegangen worden zu sein, sonst würde ich dieselben nicht verweigert haben, nicht um darin zu prangen, sondern um keiner Unhöflichkeit geziehen zu werden. Eine andere summarische Aufforderung aber, etwa durch irgend eine Zeitung, kann mir, der ich wenige solche lese, auch gar nicht zu Gesichte gekommen sein. Braucht's der Mann, stehe ich ihm bereitwilligst zu Diensten, ich wohne Wien, VI. Bezirk, wo er wohnt, weiß man nicht gewiss.

Es erscheinen jetzt so viele Lexikas dieser Art, dass einem völlig bange wird vor dieser poperinen Unsterblichkeit. Man sieht schon völlig im Geiste diese Zeugen unseres Talentes mit den Producten desselben vereint in einer Stampfmühle und denkt sich, wie hübsch sich das als Pappendeckel ausnehmen dürfte. Später als Einbanddeckel für irgend welche andere als „Weihnachts- und Neujahrsgeschenke", „bestens anzuempfehlende" Werke für die kommende Generation.

Vergnügte Feiertage, lieber verehrter Freund. Wir grüßen Sie bestens,

Ihr

L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 1. Februar 1877.

Liebwerter Freund!

Anbei sende ich Ihnen meinen „Ledigen Hof" und wünsche, dass er Ihnen wohl bekommt. Wie geht es Ihnen? Was machen Ihre allerliebsten Kleinen? Bei mir zu Hause geht es allen Großen und Kleinen wohl.

Ich habe bis heute noch nicht wieder zu arbeiten begonnen, — machen Sie keine gestrenge Redacteurs-Miene dazu, ich fürcht' mich nicht — aber was ich Ihnen versprochen habe, soll jetzt bald mit mehreren anderem Kleineren, was aber eben so groß gehalten werden soll, wie ich es meinem „eminenten" Talente schuldig bin, daran kommen.

Ich grüße Sie auf das herzlichste, Ihr aufrichtiger Freund

L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 5. April 1877.

Werter Freund!

Wenn auch etwas spät, so doch in Bezugnahme auf Ihr letztes, beklage ich erstens, dass Sie heuer Ihre Wiener Freunde nicht heimsuchen, mir wären Sie das für meinen Besuch in Graz schuldig. Hätte viel zu plaudern, — werde nächstens einiges brieflich berühren. Was ist mit „Eine Begegnung"? Habe noch keine Correctur, mit Essay kann ich jetzt unmöglich kommen,

kann gar keine Zeil beſtimmen. Habe zu viel anderes, Muß-Arbeit! Laſſen Sie mir nur nicht „Beg“, auf ſpäter liegen. Bei uns alles wohlauf, hoffentlich auch bei Ihnen, laſſen Sie mir bald Correſpondenzkarte zukommen. Mit den beſten Grüßen Ihr

L. A.

* * *

Preſsbaum, den 11. Juni 1877.

Werter Freund!

Das Honorar habe ich erhallen, danke beſtens. Zuſage kann ich Ihnen dermaten keine leiſten. mir abſolut unmöglich, Sie brauchen immer die Sachen ſchon ſo frühe und ich habe gegenwärtig ſo gar keine Muſe übrig, daſs ich Beſtimmtes nichts zuſagen kann.

Ich habe unter einem an einen meiner Freunde geſchrieben namens Proſchek, derzeit in Ödenburg, derſelbe hat eine ſehr einfache Erzählung: „Lebensgänge“ geſchrieben, an welcher ich eigenhändig gefeilt habe und welche jetzt ein ganz gutes, wenn auch ſehr einfaches (wie oben bemerkt) Anſehen bekommen hat. Er ſchickt dieſe Ihnen zur Anſicht, können Sie dieſelbe verwenden, ſo iſt's gut für beide Theile, denn er gibt und Sie bekommen ſie ſehr billig.

Noch einen bisher wenig bekannten Dilettanten ſoll ich Ihnen empfehlen, einen gewiſſen „Haßlwanter“, der Mann iſt zwar kein Neuling mehr, aber ich muſs erſt Einſicht nehmen in einige Sachen, find' ich etwas, das taugt, ſo haben Sie dann die Güte, dasjene durchzuſehen.

Bei uns alles wohl, hoffe das Gleiche von Ihnen und den Ihren.

Mit beſtem Gruß Ihr freundgeſinnter

L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 28. Auguſt 1878.

Werter Freund!

Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie ſich die Mühe nehmen wollten und mir ſchrieben:

Was trägt eine richtige Älplerin (Dirn) für beſſeres Gewand und für gewöhnliches, vom Kopf bis zum Fuß?

Ich kann ſo was oft ſehen, und hab' kein Auge dafür, und wenn ich, wie jetzt, einer die ganze Kleiderordnung abgucken möchte, weil ich es wiſſen will, ſo hab' ich keine vor mir.

Eher werde ich Gelegenheit haben, etliche Böhminnen auf der Hinfahrt nach Marienbad zu beobachten, wohin ich mich Ende dieſes auf vierzehn Tage begebe.

Alſo bitte Sie nochmal, thun Sie mir den Gefallen und bewegen Sie ſich mit dieſer Kleiderfrage.

Auf das herzlichſte grüßt Sie Ihr L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 21. September 1878.

Verehrter Freund!

Für Ihre Freundlichkeit betreff der Kleiderordnungs-Aufklärung für „Dirndeln" sage ich Ihnen meinen besten Dank.

Leider kann ich Ihnen diese Gefälligkeit, wie ich es gerne möchte, nicht durch eine Zusage für den „Heimgarten" vergelten. Es ist mir dermalen ganz unmöglich, jetzt schreibe ich nichts, gar nichts, und die letzten Monate des Jahres brauche ich, um eine neue Komödie richtigzustellen, und eine ältere Zusage zu erfüllen.

Sie fragen sehr naiv, wie man in ein Bad gehen kann, das wäre das letzte, was Sie zu thun wüßten. Allerdings, ich gieng auch nur hin, als einer, der hingehört, weil er krank ist.

Bleiben Sie hübsch gesund.

Es grüßt Sie auf das beste und herzlichst L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 1. October 1878.

Werter Freund!

Besten Dank für Ihre Theilnahme an meinem Erfolge. Großen Dank für die weitere Mühe, die Sie sich genommen haben, vonwegen der Kleiderfrage und Zusendung der Photographie. Ich habe dieselben zur Seite gelegt, und sie warten auf Sie. Mögen Sie dieselben bald abholen.

Daß Sie mein Schwager N. N. aufgesucht hat, berührt mich sehr unangenehm, das ist ein verlorener Mensch; ich sage mich von jeder Beziehung zu ihm los und wenn Sie ihm je einmal wieder begegnen sollten, dann verkehren Sie mit ihm, als was Sie ihn nehmen wollen, nur nicht wie mit einem Menschen, der mir nahe steht und nahe geht. Er ist mir fremd.

Als ich Ihnen schrieb, daß ich nach Marienbad gienge, war ich auf dem Wege dahin. Allein selbstverständlich ohne Familie.

Freund, ich bin so ungeheuer schreibfaul, daß ich es gar nicht wegkriege, da noch weiter zu schreiben.

Herzlichen Gruß Ihr L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 25. Mai 1880.

Mein sehr verehrter Freund!

Ihr letztes Schreiben hat mir Ihretwegen Sorge gemacht. Ich kenne zwar aus Erfahrung die Stimmung, in der man sich als Badegast,*) an irgend welchem Orte der Erde es auch sei, befindet, es ist eine Abspannung geistiger und leiblicher Art und ich hoffe, daß selbe bei Ihnen wieder schwindet, so gut wie sie noch jedesmal bei mir geschwunden ist.

*) N. war auf Wunsch des Arztes in Gleichenberg.

Ich arbeite für Ihren „Heimgarten" an einer Erzählung „'s Hartingers alte Sixtin" betitelt und werden Sie selbe im Juni erhalten. Sende ich Manuscript nach Krieglach?

Ich hoffe, Sie haben mir nebst Bescheid auf diese Anfrage, Besseres über Ihr Befinden mitzutheilen.

Mit herzlichem Gruße L. Anzengruber.

Ich siedle heuer, wahrscheinlich Ende dieser Woche, nach Weidlingau (Westbahn) über. Fuß ist vollkommen geheilt.

* * *

Wien, den 22. October 1880.

Mein verehrter Freund!

Der „Herrgottschnitzer", den Sie mir in der wenig freundschaftlichen Absicht, mir ein belehrendes Unbehagen einzuflößen, anzusehen zumuthen, wird wohl hier in Wien kaum zur Darstellung gelangen, was ich nicht bedaure.

Nach „Nachahmern" hat es mich nie gelüstet, sondern nach Nachtretern, nicht meine Art und Eigenheit, meine Richtung empfehle ich zur „Nachfolge", nicht meinen Gang, sondern den Weg, den ich nehme. So ist's, sehn's!

Übrigens hat es mich sehr erfreut, bei dieser Gelegenheit einen Brief von Ihnen zu erhalten; ich hoffe Sie wohler, da ich sehe, dass Sie wieder etwas so anzuregen vermag, dass Sie sogar einige Zeilen daran wenden, sich auszusprechen, auf das hin, vergebe ich dem „Herrgottschnitzer" alle seine Sünden.

Ich grüße Sie auf das herzlichste, Ihr Freund

L. Anzengruber.

* * *

Wien, den 8. Juni 1881.

Mein verehrter Freund!

Ihrem Schreiben vom 1. d. M. nach befinden Sie sich also dermalen, nach einer wohl ganz kurzen Gleichenberger Cur, die Ihnen zu meinem aufrichtigen Bedauern nicht volles Wohlbefinden gebracht, wieder in Krieglach, ich befinde mich in Wien, wo ich auch heuer Sommers über zu verbleiben gedenke, und wenn nöthig, im Herbste nur auf paar Wochen, wirkliche paar Wochen, vierzehn bis sechzehn Tage, nach Marienbad gehe.

Was Ihre Bitte bezüglich eines Beitrages für den „Heimgarten" anlangt, so sind Sie mir einer der fürchterlichsten Redacteure, der schon ein Vierteljahr vorher die Beiträge in Händen haben will, wären Sie mir nicht in erster Linie ein lieber Freund, so würde ich Ihnen nicht einmal einen Artikel — versprechen. Aber auf ein „Wann" kann ich mich dermalen wo ich rückständige Arbeit habe und mich derzeit in ganz unproductiver Missstimmung befinde, die mich keine gesunde Zeile schreiben lässt, nicht einlassen.

Ich habe noch so viel vor mir, ich muss dieses Jahr und bei Zeiten mit einer dramatischen Arbeit, — von der noch nichts festgestellt ist — heraus, denn nur ein solcher Erfolg hilft mir über pecuniäre Misere hinüber, die mir nun auch an den Leib zu rücken droht.

Das Quartal Juli—August—September sind mir für jede andere Arbeit verlegt, geht es gut, mir von der Hand und mir selbst, dann bin ich für das letzte Quartal d. J. allerdings frei, früher voraussichtlich nicht; ich lasse Sie — aber nur auch Sie — in meine leere Küche blicken.

Mit bestem Gruß Ihr getreuer L. Anzengruber.

* * *

Penzing, den 1. Juli 1885.

Verehrter Freund!

Ich habe mir ein eigenes Heim zugelegt und wohne nunmehr Penzing, Mayrgasse Nr. 10, auf welche Adresse ich Rücksicht zu nehmen bitte, falls Sie schreiben und gar einmal wieder in Person verkehren wollen an und mit Ihrem aufrichtig ergebenen

L. Anzengruber.

* * *

Kann nicht kommen, denn ich habe den rechten Fuß gebrochen, und liege zu Bett.

Besten schönsten Gruß von Ihrem

umstehenden (auf der anderen Seite) L. Anzengruber.

* * *

Die letzte Karte stammt aus dem Jahre 1880, es fehlt leider das nähere Datum. Die Gesellschaft des Anzengruberkreises hatte einen lustigen Abend verlebt. In einer Straße des Bezirkes Wieden trennten sie sich nach Mitternacht, sich gegenseitig noch heitere Abschiedsgrüße zurufend. Anzengruber schritt allein seiner Behausung zu. Für den nächsten Vormittag, vor der Abreise Roseggers nach Graz, war eine neuerliche Zusammenkunft bestimmt. Anzengruber kam nicht zu derselben, wohl aber die oben mitgetheilte Karte. Auf dem Heimwege in der Nacht hatte er sich durch einen unvorsichtigen Tritt den Fuß gebrochen.

M.

Sommertage an der Salza.

Von **Peter Rosegger.**

„Am 3., 4. und 5. September (1895) mit Frau und Tochter eine Bergpartie gemacht über Au, Seewiesen, Seeberg, Brandhof, Wegscheid, Kastenriegel, Höll, Ring, Weichselboden, Gschöder, Gschaid, Gusswerk nach Maria-Zell."

Wie sehr trocken ist sie, diese Tagebuchnotiz und wie viel entzückenden Inhalt hat sie für den, der die kleine Gebirgsreise gemacht hat! Drei Tage lang in den Alpen unter wolkenlosem Himmel. Weiß man, was das sagen will in unserer wetterwendischen Zeit?

In Au dem Zuge der steirischen Landesbahn entstiegen, haben wir vom Postmeister zu Seewiesen einen Wagen gemietet und der Postwirt selber ist unser Kutscher gewesen. So begann eine gute und sichere Fahrt. — Über den Seeberg mietet man sich den Wagen, um vor oder hinter ihm her zu Fuß zu gehen bergan; darob haben uns die Pferde sehr dankbar angeblickt. Im Walde auf dem Seeberg ist vor Jahren an einem Novembertage ein herrenloser zweijähriger Knabe aufgefunden worden. Er schien ausgesetzt zu sein, man konnte aber aus dem Kinde nichts erfahren, und der Fall ist bis heute dunkel geblieben. Der Knabe ist dann getauft und nach dem Kalenderheiligen des Tages, wie nach dem Fundorte Karl Seeberger genannt worden. Der Postwirt zu Seewiesen hat ihn aufgenommen und erzogen. Heute ist der Karl Seeberger ein hübscher Student und es gibt Leute, die in ihm „das Blut von hohen Stammen" wittern. Vielleicht ist er zu großen Dingen erkoren und baut, falls er Ingenieur wird, über seinen Namensvater, den Seeberg, einst eine bessere Straße. Die Aussicht vom Seeberge aus in die weiten Schluchten der Tullwitz und auf den gegenüberstehenden schoberartigen Feistingstein versöhnt uns mit dem Wege. Auf der Höhe des Berges wendete sogar eines unserer Pferde den Kopf und schaute das Hochgebirge an. Theuer genug bezahlt! mochte das schnaufende Thier sich denken.

Jenseits abwärts Almen und Waldberge, ein Meer von Wäldern, über welches mancher Felsenstock weiß emporragt. Wir kommen am Fuße

der Aflenzer Staritze zum Brandhof, dem Lieblingssitz des Erzherzogs Johann, wo er einst seine junge Frau aus dem Bürgerhause geborgen hielt, solange sie bei den hohen Herrschaften am Hofe unmöglich war. Erst als die Kaiserin sie beigezogen und in Gegenwart der Adelsleute geküsst hatte, war sie von diesen sanctioniert. Aber die „Baronin von Brandhof" blieb nicht bei den Hoffartspinseln, sondern kehrte mit ihrem Erzherzoge wieder zurück in die steierische Waldheimat. Am Tage unserer Vorüberfahrt guckten beim Brandhof zwischen dem Gartengebüsch ein paar herzige Kindergesichtlein heraus zu uns — die Urenkel.

Weiter hin kommt das Dörfchen Gollrad mit dem Knappendorf, wo mir jetzt zu viel Feiertag zu sein scheint. Freilich Feiertag, aber nicht dreht hier am Herd sich der Spieß! — Im Thale von Wegscheid — der Leser möge uns auf der Karte folgen — bogen wir links ein, gegen und über den Kastenriegel. „Ein reiner Parkweg!" rufen die Reisenden hier aus. In sanftesten Windungen kommt man durch Wald und Geschläge hinan zum Pass am Kastenriegel, wo sich uns plötzlich der Blick in die Hochschlucht aufthut, die zwischen der Aflenzer und der Zeller Staritze damals in abendlichem Schattenblau gähnte. Das ist die Höll'! Wir stiegen auf Schlangenpfaden hinab zwischen niedergebrochenen Felstrümmern. Welche Revolutionen hat hier das Wasser vollbracht, und jetzt ist davon kein Tropfen vorhanden, alle Betten und Runsen fahl und dürr. In diesen Schluchten war es, wo mir vor vielen Jahren jener Mann begegnete, der sich persönlich davon überzeugt hat, dass die Erde rund ist. Und dass dieser Ball ein Spielball ist! Er war Kohlenbrenner gewesen, spielte auf der kleinen Lotterie, gewann, spielte auf der großen, gewann, machte sich auf die Reise gegen Westen und kehrte nach Jahren von Osten her wieder heim, an Geld so arm als je, aber an Erfahrung und Weisheit reich, so reich, dass er wusste, es lebe sich in der Köhlerhütte eigentlich auch nicht viel schlechter als anderswo, „wenn man gesund ist, und an sich selber einen guten Kameraden hat". Ja, den hatte der kluge lustige Alte und juchezen konnte er noch, als wäre nie ein Körnchen Weltstaub in seine Kehle gekommen. Jetzt ruht er längst auf dem kleinen Kirchhofe zu Weichselboden, der gute Michel Stösser, der die Launen der Glücksgöttin klüglich ausnützte, ohne sich von ihr unters Rad kriegen zu lassen.

Nach einer Weile waren wir am Ring. Das ist ein kleines Wiesenthal zwischen finsteren Berghängen, im Hintergrunde ein gewaltiges Felsenkar des Hochschwabenstockes, welches im Abendleuchten goldig-roth niederstarrt. Hier steht ein Jagdhaus des Grafen Meran. Wir wenden uns nach rechts, die Schlucht hinaus. Plötzlich ist unsere glatte Straße zwischen Wassern. Links ein Bach, rechts ein Bach, aus der Erde brechen sie in üppigen Quellen und jetzt erst gewinnt die Gegend Leben. Wir

hatten unseren Wagen vorausfahren lassen und spazierten in der lauschigen Abenddämmerung fröhlich nach, bis das Brausen der Salza an unser Ohr schlug und die Lichter des Hotels zu Weichselboden uns entgegenblinkten. Die Salza kommt fern aus der Maria-Zeller Gegend herab durch endlose Schluchten, in denen sie nichts neben sich duldet, als wüstestes Gestein.

Ich wüßte kaum ein Alpendorf in unserer Steiermark, das so eng zwischen hohen Bergen steht im tiefen Wiesengrunde. Der Ameiskogel, der Gutenbrand, der Brandstein und der Mieskogel schließen es ein und hinter diesen steigen der Hochstadl, der Zinken und die Wuchten des Hochschwab auf. Das Thal von Weichselboden hat nur Oberlichten, darum sind die Leute dort auch hell im Kopfe. Es ist eine kleine Holzknechtgemeinde, die ärmsten Häuser dort haben eine Kuh, die reichsten haben deren zwei. Ich hielt dieses Weichselboden immer für einen der interessantesten Winkel unserer Alpen und wundere mich stets, daſs so wenig von ihm die Rede ist. Seit ein paar Jahren steht dort ein stattliches Touristenhotel. Das „fesche Hotel" möchte ich es nennen. Begründet wurde es von einem Wiener Ehepaar, von dem es musterhaft bewirtschaftet wird, und zwar mit Musikbegleitung, die Frau spielt Clavier, der Mann geigt und beide singen dazu. Und wie! Nicht bloß Wiener Lieder, auch echte alte Volkslieder, wie sie in die Gebirgsgegend gehören, singen sie nach guter Art den Gästen vor. Wir haben einen sehr angenehmen Abend in diesem echten und rechten Alpenhotel verlebt und darauf in den guten Betten vortrefflich geschlafen. Gegen Mitternacht wurde ich aber ins Freie geholt, um die Mondbeleuchtung zu betrachten, die hoch an den Felswänden ihre stille Herrlichkeit hinbreitete. Die Berge standen silberig schimmernd wie durchsichtige Äthergestalten in den dunklen Himmel auf. Am felsigen Ameiskogel, der hinter der Kirche steht, sank das blasse Licht immer tiefer herab; da standen im Vordergrund schwarze Stämmlein mit Querbalken — die Kreuze des kleinen Friedhofes. In demselben Augenblick hörte ich, wie an der Thüre des Hotels ein Wiener Tourist rief, solche Mondnächte müsse man erst in der Schweiz sehen, dort seien sie noch viel schöner. Auch der Comfort für die Reisenden wäre in der Schweiz weitaus besser als in Österreich, wo man ja in allem zurück wäre. Übrigens, wenn er jetzt ein frisches Glas „Pils" haben könnte, so wäre das nicht zu verachten. Demselben Herrn war auch der Seeberg zu steil und der Kastenriegel zu steinig gewesen. Warum er eigentlich ins Gebirge gieng, wenn er die Berge nicht leiden konnte! Der Wirt that sein Möglichstes, um dem Raisonnierer mit Forellen, Schnitzel, Hirschbraten und Bier den Mund zu stopfen, was ihm endlich auch gelang. Es ist schon eine Freude, draußen in großer heiliger Ländlichkeit solchen Patronen zu begegnen! —

Am nächsten Morgen hörte ich schon vor sechs Uhr in meiner Nähe ein fröhliches Geschrei. Die Augen aufschlagend, blendete mich das Fenster, denn draußen lohte der Felsen im Sonnenschein. Eilends warfen wir unser Gewand über und giengen hinaus in den kühlen thauigen Morgen. Im Kirchlein ist Johannes in der Wüste, eine Frau rief hinein: „Johannes, wie hast du es schön da!“ — „Frau, kommt nur einmal im Winter her!“ antwortete es drinnen, das war der Meßner.

Eine Tasse heißen Kaffees, und dann auf den Wagen. In klarer Morgenfrische durch die wilden Schluchten hinab, der Salza entlang, — Gott, was kannst du mir Herrlicheres bieten von deiner Welt! —

Die Salza ist der einzige größere Fluss in Steiermark, der durchaus von Osten nach Westen geht, von niedrigerem Gebirge in das höhere, also gleichsam aufwärts rinnt. Trotzdem hat sie Gefälle genug, um stellenweise zwischen den bemoosten Steinblöcken hin wacker gischten und brausen zu können. Bald kamen wir zur Klause, wo der Fluss zum Behufe des Holztransportes, der jetzt weiter unten anhebt, gestaut wird zu einem See, welcher dann bis nahe an Weichselboden heraufgeht. Täglich um fünf Uhr abends wird die Klause geschlossen, um am nächsten Vormittage geöffnet zu werden. Man wird niemals sagen können, dass in dieser Gegend des vielen Holzes wegen eine Eisenbahn angelegt werden müsse; die Bringung viele Stunden lang bis hinaus zur Enns und nach der Station Groß-Reifling besorgt das Wasser auf das verlässlichste und billigste. Würde aber hier eine Eisenbahn gebaut, so müsste sie in der Touristenwelt bald einen noch größeren Ruf erlangen, als die durch das Gesäuse.

Von der sehr interessanten Klause, an deren Rande der Weg durch einen Tunnel führt, fuhren wir weiter und betrachteten unterwegs entweder die wilden Abhänge des Hochschwab zur Linken oder das Spiel der Forellen im Fluss, der spärlich zwischen den nassen Steinen dahinrann. An einer Brücke sprudelte nahe dem Ufer aus zahlreichen Stellen mächtiges Wasser aus der Erde. Etliche Meter höher entsprungen, und es gäbe den schönsten Wasserfall; aber so ist es manchmal in den steirischen Bergen, sie hätten Mittel genug, können aber damit nicht haushalten, oder sind zu schlicht, um nach Effect zu haschen. Übrigens ist dieser Punkt bei den „Kläffer-Brünnen“ wohl zu beachten, von der Brücke aus weiß man wahrlich nicht, soll der Blick schluchtauf- oder schluchtabwärts fliegen, das Bild ist in seiner finsteren Wildheit überwältigend. Wenn wir jene Stelle meinen, so sprechen wir seither nur von der „schönen Brücke“. Ich glaube, jeder, der je auf ihr gestanden ist, wird mit dieser Benennung einverstanden sein. — An den schründigen Kläffenwänden entlang gefahren, waren wir endlich dort, wo der Antengraben einen malerischen Blick gestattet in das Felsenherz des Schwabengebirges, und vor uns stand der massige Felskegel der Riegerin.

Zwiſchen dieſer und dem Hochſtadl, von der Salza durchfloſſen, von einer guten Straße durchzogen, iſt das grüne Thal des Gſchöder — herrlicher Platz für ein Touriſtenhotel. Heute ſtehen dort nur ein par Hütten, wovon eine allerdings gute Luſt hätte, ein Wirtshaus zu ſein — und es ſteht hier das Jagdhaus des Herzogs von Parma. Dieſem ſchauten wir zu den Fenſtern hinein, und ſahen in den Zimmern eitel Pracht. In prunkvollem „Wiedergeburtsſtile“ alles: der Speiſeſaal, die Jagdzimmer, die Schlafgemächer.

„Ach, wie gut haben es die hohen Herren!“ rief jemand von uns und ein anderer verſetzte: „Ach, wie arm ſind ſie! Sie können die Natur nicht lieben, wenn ſie nicht überall ihre leibliche Bequemlichkeit, ihre herrſchaftlichen Paſſionen bei ſich haben! Sie können ſich nicht harmlos freuen an der Landſchaft, wenn ſie nicht ihre Mordwaffe mit ſich führen dürfen, um ſchöne, lebensfrohe Thiere zu tödten, die ſie lediglich aus Mordluſt gezüchtet haben. Von ſo ordinären Inſtincten ſind ſie befangen, während wir anderen alle Schönheit und Größe umſonſt haben und ſelig ſind im Anſchauen der göttlichen Wunder!“

Einige Tage früher ſoll in Gſchöder ein nackter Handwerksburſche oder Student, oder auch Touriſt, — wer ſieht das dem Adamscoſtüme denn ſofort an! — herumgelaufen ſein. Es war ein heißer Tag geweſen, er hatte ſein Gewand ausgezogen, auf eine Sandbank gelegt und war in einen Waſſertümpel der Salza geſtiegen. Der Unglückliche wußte nicht, daſs dieſer Alpenfluſs Ebbe und Flut hat und ſo wurde er überraſcht von den hohen Wellen, die der oben an der Klauſe geöffneten Schleuſe entſtrömten. Noch zur Noth konnte er ſich ans felſige Ufer retten, allein ſeine Hoſen, Strümpfe und Schuhe und alles ſah er flott dahinſchwimmen, abwärts gen Wildalpen. Aus Haſelnuſslaub flocht er ſich einen züchtigen Kranz, dann fand er einen Halter, der das Werk der Barmherzigkeit an ihm erfüllte vom Fuß bis zum Kopf. Er will die Kleider zurückſchicken, hat er verſprochen. Wenn ſein Stand und Name und weiteres Schickſal zu erfahren iſt, ſo werde ich davon melden.

Was dieſer Badende an ſeiner ganzen Weſenheit erfahren mußte, das ſahen wir — nachdem im Gſchöder unſer Wagen die Rückfahrt angetreten — bloß mit ſtaunenden Augen. Plötzlich bemerkte meine Frau, daſs das Waſſer anhub zu ſchwellen. Lebhafter ſchlugen die Wellen an das Ufer, ſchoſſen über Sandſchütten hinaus, ſchlugen an Felſen und mächtiger goſs der Fluſs dahin, bis er, in hohen raſchen Wogen das ganze breite Bachbett ausfüllend, wie ein rieſiger Bergſtrom aus den Schluchten hervorkam. Dieſem wilden, hochgehenden Waſſer fuhren wir nun entgegen und hatten ſtundenlang ein Schauſpiel, das man ſo leicht nicht vergißt. Anfangs war der Fluſs etwas trüb, bald aber gewann er ſeine grünliche klare Farbe wieder und that, als wäre ſeine ganze

Üppigkeit Natur, während der See oberhalb der Klause sachte sank. Ich rathe jedem, der dort wandert, die Stunden des Abflusses nicht zu versäumen, das Baden unterhalb der Klause aber wäre den Forellen zu überlassen.

Nach Weichselboden zurückgekehrt ein frühes Mittagsmahl, und dann fort nach Maria-Zell. Auch hier ist wieder ein Berg, der Hals, zu übertauchen, denn das Thal nimmt die Salza für sich allein in Anspruch. Sie habe es allein gegraben und wolle es hier in den Schluchten des Klausgrabens mit niemandem theilen. Unser Weg kommt zu einer Tafel mit der Inschrift: „Blick auf den Hochschwab." Ja, ist denn hier im Schwabengebiete das etwas so Seltenes? Gewiss. Man mag die Schwabengruppe tagelang umkreisen, das hohe Haupt wird sich nur selten blicken lassen; steht man vorne, so ist die Brust zu gewölbt, steht man hinten, so ist der Buckel zu hoch, steht man an der Seite, so ist es die Achsel, die den Kopf immer wieder verdeckt. Hier vom Berghange der Hochleiten aus gesehen, ragt im Hintergrunde der Schluchten der Schwabenstock vom Fuß bis zum Scheitel auf, es ist ein Hochgebirgsbild, wie in den Ostalpen solche nicht viel vorkommen. Unsere Gegend wird nun sanfter, lichter, im Dörfchen Greuth sieht man wieder einmal ein Bauernhaus, dann kommt das Gusswerker-Thal mit seinem Kohlenstaube. Und dann das grüne stille „Thal der Mutter Jesu".

Die Sonne gieng schon über, als der zackige Zellerthurm uns entgegenfunkelte. — Durchaus kein Freund eines religiösen Formencultus habe ich an Wallfahrerorten mancherlei auszusetzen gefunden, dabei aber nie die Bedeutung bestritten, die eine weite Wallfahrt im Gemüte des Volkes hat. Maria-Zell ist mir ans Herz gewachsen. Das Steinpflaster möchte ich dort küssen vor dem Gnadenaltare, denn darauf sind unsere Vorfahren, die vergangenen Geschlechter, gekniet, gläubig ihr Anliegen den Himmlischen opfernd. Nicht in jeder Kirche wird gebetet, wo Leute knien und die Lippen bewegen. Und hier, in dem aus weiter Ferne kommenden Wallfahrer, der müde und beladen mit Kummer vor dem Bildnisse kauert, ist jeder Gedanke ein Gebet. Weinende Menschen machen mir das Herz rebellisch, ich kann nicht zusehen und am wenigsten spotten, wie es wohl auch zu geschehen pflegt bei müßigen Gaffern.

Maria-Zell ist kein Lourdes, wo Priester activ eingreifen, dass „Wunder" geschehen. Die Geschichte von Maria-Zell kann eigentlich nicht einmal gegen das Gewissen Andersgläubiger verstoßen. Ein frommer Mönch hat aus Lindenholz ein Muttergottesbild geschnitzt und es verehrt. Andere Leute haben in der Verehrung (nicht Anbetung) desselben Bildes Trost und Seelenfrieden gefunden, Fürsten haben in Noth der Heilandsmutter gedacht und nach überstandener Gefahr dem schlichten Bilde ein Gotteshaus gebaut als erste Culturstätte in dieser Alpenwildnis. Das geht alles natürlich zu, im Rahmen der Menschennatur und der Geschichte.

In dieſer Zeit, die den außerirdiſchen, unpraktiſchen, will ſagen, ungeſchäftlichen Idealen ſo abhold iſt, berührt es eigenthümlich, in einem ſo herrlichen Tempel, dem Göttlichen geweiht, den Flug des Glaubens zu ſehen. Und wäre es eine Moſchee oder eine Synagoge, wo der Menſch ſein armes Herz einem hohen Ideale zuwendet, dort heimelt es mich an und die Stätte verehre ich. Darum bleibe ſtehen im Kranze der Berge, du ſchöner Bau aus Menſchenhand, du ſüßer Marienglaube in eherner Geſtalt, du heiliges Salve Regina!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Heimreiſe am dritten Tag hatte ich, wie immer nach erregten Stunden, körperliches Ungemach zu tragen. Sonnenbrand und heißer Staub thaten der ſchwer athmenden Lunge weh, und doch war die Seele jauchzend. Ich hatte wieder ſo viel Erhabenes geſehen und empfunden; ich danke dem Himmel dafür um ſo inniger, als es für mich faſt unverhofft war, ein ſolches Wanderglück in den Alpen der Steiermark noch einmal zu erleben.

Von unſerer Kleinſten.

Ueber Kinder, die heranwachſen, weiß man nichts mehr zu berichten, ſie ſind wie andere auch — ſie ſind Leute geworden. Das Kind aber in ſeinen erſten Jahren, das iſt noch ein Charakter, möchte ich ſagen. Wenigſtens iſt es einheitlich, weil es noch keinen jener Zwieſpalte kennt, die ſpäter den Charakter ſpalten, weil es noch einfache, wahre Natur iſt. Reine Naturmenſchen ſind wahrhaftig, ſie können nicht lügen, denn es iſt ganz widernatürlich, etwas anderes zu ſagen, als man weiß, anders zu ſcheinen, als man iſt. Wenn ein Kind an anderen nicht die Lüge ſähe, von ſelbſt würde es nicht ſo bald darauf kommen, zu lügen. Ich kenne Kinder, die mit vier bis fünf Jahren heftige Wahrheitsfanatiker ſind, immer in der größten Angſt leben, ob ſie wohl ja immer die knappe Wahrheit ſagen. Ein Zeichen, daſs ſie von der Lüge ſchon wiſſen, und daſs man ihnen die Lüge bereits als etwas Abſcheuliches hingeſtellt hat. Gewiſs oft ſehr überflüſſig. An mancher Sünde gienge der junge Menſch vorüber, wenn ſie nicht gerufen würde, gleichſam ins Leben gerufen, um ſie dann mit allergrößter Mühe des Pädagogen wieder zu tödten.

Da fällt mir unſer fünfjähriges Mädel ein, das iſt ein ganzer Mann.

„Willſt du heute ruhig ſchlafen, wenn ich dich ins Bett gelegt haben werde?“ fragt die Mutter.

„Wöllen thu' ich wohl“, ſagt die Kleine.

„Wirſt du mir das verſprechen?“

„Ganz verſprechen kann ich's nicht. Wenn ein Krug auf den Boden fällt, kann ich nicht ſchlafen.“

„Kind, es fällt ja keiner auf den Boden!“

„Wenn mich eine Fliege beißt, kann ich auch nicht ſchlafen. Wöllen thu' ich ſchon, aber ich weiß es nicht gewiſs, ob ich kann.“

„Wirſt du aber wenigſtens ruhig ſein und nicht ſchwätzen?“

Da ſchweigt die kleine Martha. Wach im Bette liegen und nicht ſchwätzen dürfen — das iſt ſehr hart! Wir ſind ja ein Frauenzimmerchen, ein kleines. Wir ſprechen am Morgen das erſte Wort, das im Hauſe geſprochen wird: „Mutter, biſt ſchon wach? Haben die Engel auch Strümpfe an? Sind heute die Kirſchen ſchon reif? Warum ſind die Wolken? Damit es regnen kann? Aber es ſoll ja nicht regnen. Werden die Schnecken auch naſs, wenn es reguet?“ So geht es fort den ganzen Tag. Keine geiſtige Arbeit iſt ſo ſchwer, als einem Kinde all die Fragen, wenn auch nur einfach, zu beantworten. Verſucht es nur einmal, ihr werdet bald ſehen, daſs euer Verſtand und Wiſſen vielleicht gerade ausreicht für Erwachſene, daſs es aber ganz unzulänglich iſt bei Kindern. — Nun das zwölf- oder vierzehnſtündige Frage- und Antwortſpiel ſoll im Bettchen ſein Ende finden. Und weil die Mutter ſehr darauf dringt, ſo verſpricht es endlich das Dirndel, es wolle ruhig ſein, ganz ruhig. — Und ſie hält Wort. Wenn ſie es einmal verſprochen hat, dann bleibt's dabei, ein Wort, ein Mädel! — Was es aber der Kleinen für Anſtrengung koſtet, das wird nicht erwogen. Die Augenlider preſst ſie aufeinander, es hilft nichts, ſie kann nicht ſchlafen. Den kleinen rothen Mund hält ſie zu mit beiden Händchen, die ſie darauf übereinanderlegt, denn ſie will ſagen, daſs ſie nicht ſchlafen kann, ſie will fragen, ob der Krug gewiſs nicht zu Boden fallen wird oder ob auf dem Jahrmarkt auch lebendige Nilpferde zu haben ſind. Und ſie darf nicht und darf nicht, denn ſie hat's verſprochen, nicht mehr zu ſchwätzen. — Plötzlich iſt alle Noth zu Ende, ſie braucht die Lider nicht mehr einzupreſſen, den Mund nicht mehr zuzuhalten — ſie liegt im ſüßen, heiligen Kindesſchlummer ....

Mit neuem Erwachen gehen freilich die neuen Sorgen wieder an. Das heitere, ſanfte, folgſame Kind hat ſeine beſonderen Sorgen.

„Wirſt du heute brav ſein, Martha?“

„Vielleicht.“

„Warum nur vielleicht?“

„Wenn mir der Michel Erbſen ins Geſicht wirft, da werde ich ihm eins an den Kopf geben. Vielleicht. Gewiſs weiß ich's nicht.“

Sie will ſich zu nichts verpflichten, was ſie unter Umſtänden nicht halten zu können glaubt; nichts iſt ihr ungeheuerlicher, als wenn etwas anders ausfällt, als es beſprochen worden iſt. Dieſelbe Verläſslichkeit, die

ſie beobachtet, verlangt ſie auch von den „Kindern“. Die Kinder, das ſind ihre älteren Geſchwiſter von dreizehn, fünfzehn, einundzwanzig und zweiundzwanzig Jahren. Mit größter Gutmüthigkeit blickt ſie nieder auf dieſe „Kinder“, nur wenn eines gar zu kindiſche Sachen thut, als zum Beiſpiel, wenn der Gymnaſiaſt auf dem Kopfe ſteht, oder wenn der Univerſitätsſtudent ſich einen Fuchsſchwanz als Schnurrbart anbindet, zieht über das roſige Geſicht des kleinen Dirndels ein Schatten leiſer Geringſchätzung.

Einzig ernſt nimmt ſie nur den Vater, weil der auch ſie ernſt nimmt. Denn ſie will ernſt genommen ſein, was aber nicht ausſchließt, daſs beide oft recht toll miteinander ſchäkern. Gott und der Vater, das ſind ſo ihre zwei maßgebendſten Leute. Dem einen ſtrählt ſie jeden Tag das Haar, den anderen hat ſie noch nie geſehen. Von Gott weiß ſie nur vom Hörenſagen, daſs er „die Welt verſchlafen hat.“ Die gute Köchin Sali berichtigt ſie zwar immer wieder: „Nicht verſchlafen, du Thörchen, ſondern erſchaffen!“ „Erſchaffen“, das verſteht ſie nicht, ſie bleibt bei ihrem Verſchlafen. Und Peſſimiſten ſagen, dieſer neue Glaubensartikel der kleinen Martha ſtimme ganz auffallend.

Gerne befaſst ſich die fünfjährige Martha mit methaphyſiſchen Dingen und iſt dabei ſo klug, wie ein fermer Dogmatiker oder Philoſoph, was freilich nicht allzuhoch gegriffen iſt. „Ich denke jeden Tag ans Sterben“, ſagte ſie einmal auf einem Spaziergange zu mir. „Ich freue mich ſchon darauf.“

„Oho!“ rufe ich aus. „Gefällt es dir denn nicht auf der Welt?“

„Mir gefällt es ſchon, aber im Himmel iſt's noch viel ſchöner.“

„Und du wollteſt von deinem Vater fortgehen?“

Ich merkte wohl, wie ihr dieſes rohe Wort ans Herzlein ſtieß, ſie zuckte nur ganz leicht mit den Wimpern und ſagte überlaut: „Oh! du kommſt ja auch in den Himmel.“

„Was wollen wir denn dort miteinander machen?“

„Halt herumfliegen. Wir werden ja alle Engel. Du wirſt auch ein Engel, Vater, aber du muſst deine Augengläſer aufbehalten, ſonſt kenne ich dich nicht unter den anderen Engeln. Wirſt du im Himmel auch noch Aſthma haben?“

„Ich hoffe nein, mein Kind.“

„Gelt, Vater, die größeren Leute werden im Himmel neue Gotte?“

— Na, dachte ich, Mädel, wenn du ſo weiter machſt, ſo wirſt du am Ende noch excommuniciert. Die größeren Leute! Freilich, Menſchen ſollen größer und gottähnlich werden, ich denke mir's ja auch.

„Wenn ich ein Engel bin“, fuhr die Kleine fort, „dann werde ich keine Erdbeeren pflücken!“

„Warum denn? Magſt du Erdbeeren nicht gerne?“

„Ich mag sie schon, aber die Erdbeeren sind für Kinder, die keine Flügel haben. Die Engel können auf den Kirschbaum fliegen. — Vater, wird der Mann, den letztens der Eisenbahnzug auseinandergeführt hat, auch ein Engel?“

„Wenn es alle werden, so wird's auch er“, orakelte ich.

„Wie macht denn das der liebe Gott? Macht er den Mann wieder zusammen?“

Wohlgemerkt, die Antworten, die ich dem neben mir wohlgemuth herantrippelnden Kinde leichtfertig gebe, graben sich wie mit Meißel ein in das junge Gehirn. Und einst wird es erwägen, dass der Alte manches gesagt, was er selber nicht wusste. Das Gericht des Kindes fürchtend, habe ich nun geschwiegen.

Die Kleine blickte mich etwas betroffen an. Wir giengen am Feldwege dahin und schwiegen beide. Da standen Blumen und da gaukelten Schmetterlinge, die Martha kehrte sich nicht dran und zappelte in ihrem lichten Kleidlein nachdenklich neben meiner einher. Plötzlich sagte sie: „Aber nicht wahr, Vater, ein Gott ist?“

Da hob ich sie rasch empor und drückte sie an die Brust, und herzte sie und rief: „Ja, mein Kind, er ist! Er ist!“ R.

Ich glaube.

Bekenntnisse und Geständnisse von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Empfangen von dem heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau.

(Der Verfasser befürchtet, dass seine Gedanken über diesen Glaubensartikel von einigen Lesern missverstanden werden könnten, darum lässt er sie einstweilen unausgesprochen.)

Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuziget, gestorben.

Wie kommt Pilatus, der Heide, ins Credo? Sind ja doch auch die anderen nicht drinnen, die wichtig in das Leben Jesu eingegriffen haben. Wie kommt gerade Pontius Pilatus zur Ehre eines ewigen Denkmals im hehren Glaubensbekenntnisse des Christen? Wie er dazukommt? Weil er als Gegensatz ein Urbild des irrenden egoistischen Menschen ist, weil er das Entscheidendste that, was Menschen thun konnten, um den Propheten göttlich zu machen — er ließ ihn leiden. Er verurtheilte den Gerechtesten zum Tode.

Wenn Christus nicht gelitten hätte!

Nehmen wir an, der römische Statthalter Pilatus hätte von seiner Lehre gehört, hätte seiner Bergpredigt beigewohnt, hätte daran Gefallen gefunden und hätte an Tiberius Folgendes geschrieben: Cäsar! In der Provinz Palästina ist ein Mann aufgestanden, der mir geeignet zu sein scheint, das störrische Judenvolk zu zähmen. Zwar ist er selbst ein geborener Jude, doch verkündet er eine neue Lehre, die uns von großem Vortheile sein kann. Er prediget der Menge Sanftmut, Selbstbescheidung lenkt sie von staatlichen und gesellschaftlichen Forderungen und Bestrebungen. von Begier und Genuss ab, indem er ihren Sinn auf ein Leben im Jenseits (nach dem Tode) richtet. Er predigt Armut und Unterwerfung, und trotzdem strömt ihm das Volk zu und ist begeistert von seiner Lehre, denn seine Persönlichkeit ist unbeschreiblich berückend. Jesus Christus ist sein Name. Ich möchte ihm ein einflussreiches Amt geben, damit er seine Grundsätze immer weiter verbreite und so das Volk in jene Untergebenheit zurückweise, die wir wünschen müssen. Zur Erhärtung des Gesagten füge ich Aussprüche bei, damit du, großer Cäsar, u. s. w.

Also Pilatus an den Kaiser. Und dieser an Pilatus: Landpfleger! Deine Mittheilung von dem neuen Volkspropheten haben Wir mit Befriedigung vernommen. Wenn thatsächlich seine Lehre so ist, dass sie die nationalen Begehren der Völker, Führer und Schriftgelehrten entkräftet, die Menge unter dem Grundsatze fügsamer Brüderlichkeit im Zaune hält, so soll er nicht in Jerusalem bleiben. Schicke ihn zu Uns, Wir wollen ihn zum hohen Priester des ganzen römischen Reiches machen und seinen Palast soll er in Rom haben. Seine Lehre von der Armut und Demuth soll allen Völkern der Erde zu theil werden, damit sie sich willig leiten lassen und Unserer Staatskunst Ehre und Heil werde. Die Augurenwirtschaft ist Uns ohnehin zuwider, Wir bedürfen neuer Propheten. Dein gewogener Tiberius.

Und dann reist Christus auf stattlichem Schiffe unter großer Begleitung nach Rom, wird dort von Cäsar huldvoll empfangen, mit Purpur bekleidet, mit Gold geschmückt und in einen fürstlichen Palast geführt, wo er in Glanz und hoher Würde seines Priesteramtes zu walten beginnt. Die Völker beugen sich vor solcher Herrlichkeit, in der sie den Abglanz der Gottheit zu sehen vermeinen, geduldig fügen sie sich dem Elende und der Knechtschaft, während der hohe Priester in Überfluss und Macht lebt, bis er endlich in hohem Alter auf Sammt- und Seidenkissen eines sanften Todes entschläft.

Ich frage — wäre ein solcher Christus denkbar? Nie und nimmer. Seine Göttlichkeit liegt darin, dass er seine Lehre *lebt*. Dass er sie selber lebt und bereit ist, für sie zu leiden und zu sterben. — Pilatus war das Werkzeug für sein göttliches Leiden und Sterben, und darum kam er ins Credo.

Im Ganzen vollzog es sich mit Christus, wie es sich mit allen Besten der Menschen vollzieht, er wurde theils falsch verstanden, theils absichtlich falsch beurtheilt, verdächtigt, angeklagt, verfolgt, bis ins Tiefste verwundet und endlich getödtet. Als ob es so sein müsste, damit der wahre Sieg erlangt werde; denn gerade aus Leiden und Tod geht die Idee neuverjüngt und unsterblich hervor. In einem jedoch unterscheidet Christus sich von anderen Schicksalsgenossen, er vertheidigte sich nicht, er schwieg. Seine Thaten allein ließ er sprechen. Und sie sprechen in Ewigkeit. Nicht sosehr seine gewirkten Wunder. Wunder wirkt jeder, den das Volk liebt. Vielmehr sein großer Opfertod besiegelt für alle Zeiten hin die Wahrheit und Treue seiner Lehre. Opferwilligkeit für den Nächsten predigte er, und wie man das macht, er zeigte es. Er hätte durch Widerruf der Lehre sein Leben retten können, doch er wusste, dass diese Lehre die Menschheit glücklicher und besser machen wird, er widerrief sie nicht, sondern ließ sich lieber tödten. Und sein Tod ist uns ein ewig lebendiges Vorbild geworden. —

Vor längerer Zeit bin ich von einem Zeitungsjüngling höflich befragt worden, was ich über das Messopfer für eine Meinung hätte. Etwas sehr verblüfft betrachtete ich mir den jungen Fragesteller und meine Antwort war auch eine Frage: „Wozu brauchen denn das Sie zu wissen?"

„Ich würde sehr gerne darüber ein Feuilleton schreiben für unser Blatt", meinte der Jüngling.

„Sie für Ihr Börsenblatt ein Feuilleton darüber, was ich vom Messopfer halte? Nein, mein Lieber, zu mir sind Sie umsonst gekommen."

„Man hört, dass Sie ein so guter Katholike sind und das hätte unsere Leser interessiert —"

„Neben dem Curszettel das Messopfer, nicht wahr, die Zeile zu zehn Kreuzer!"

Damit hatte ich aber den jungen Löwen gereizt. Erst fragte er, ob es wahr sei, dass die Priester eine Messe für sechzig Kreuzer verkauften, dann, als er schon an der Thür stand und ich ihm dieselbe bereitwilligst geöffnet hatte, sagte er: „Wollte nur um Eins gebeten haben, ganz für mich. Die einen sagen, das Messopfer sei nur eine Gedächtnisfeier, andere hingegen behaupten, dass jede Messe ein wirkliches Kreuzopfer wäre, bei welchem sich die Leidensgeschichte thatsächlich erneuert. Bitte, wie verhält sich das eigentlich?"

„Stolpern Sie nicht!" sagte ich, auf die Thürschnalle deutend.

„Wenn das letztere der Fall", fuhr er fort, „so wäre es doch grausam, eine Messe lesen zu lassen, die Hinrichtung zu veranstalten und derselben noch kaltblütig beizuwohnen —"

Da lag er schon draußen. Damals hatte ich noch Schwungkraft in den Armen.

Die Geschichte ist nicht erfunden. Mit einem ernsten Manne, der nicht fürs Feuilleton des Börsenblattes arbeitet, hätte ich mich über den Gegenstand allenfalls in eine Besprechung eingelassen und würde ich meine Meinung darüber wahrscheinlich dahin zusammengefasst haben: Für den Skeptiker sind die Sacramente wertlos, für den Gläubiger ein unschätzbares Seelengut. Vor Jahren habe ich mich in meinem Buche „Allerlei Menschliches" unter anderem über die Mystik ausgesprochen. Ich fragte, weshalb der moderne Mensch vor der Mystik einen solchen Abscheu habe, da doch jeder von uns in lauter Geheimnisse eingesponnen sei? Geheimnis ist uns die Welt, die Vergangenheit, die Zukunft, Geheimnisse sind uns die Ursachen unserer Neigungen und ihre letzten Wirkungen. Und das größte Geheimnis ist der Mensch sich selbst. Alles um uns, vor uns, hinter uns, über uns, unter uns ist dunkel. Grelle Lichter, die zeitweilig aufflackern, blenden uns mehr, als sie uns erleuchten. Wenn wir nun das Geheimnis zum Symbol machen, sinnbildlich es unserem Herzen näher bringen, es mit unserer Phantasie vermenschlichen, verklären, so ist das noch das Beste, was wir thun können. Wir beten im Sacramente nicht Brot und Wein an, sondern das Geheimnis, in dessen Schoß unsere ewigen Geschicke ruhen. Wir gedenken der göttlichen Liebe, die uns erlöset und sind selig in dieser Vorstellung. — Wer mich in dieser Sache nicht gleich versteht, der soll sich ja keine Mühe geben, mich zu verstehen. Er möge ruhig aus meinem Kreise in den seinen treten, ich verlange von ihm nur das eine, dass er meine Individualität achte, wie ich die seine. Zur Thür hinaus lade ich nur den, der mit frechem Spotte dieses Heiligthum von Millionen Mitmenschen entweiht.

Ich habe noch keinen Heiden und keinen Atheisten bedeckten Hauptes eine christliche Kirche betreten sehen, aber ich habe manchen gesehen, der bei dem weihevollsten Augenblick des Messopfers, bei der Wandlung, nicht das Haupt geneigt hat. Warum das eine, und das andere nicht? Kann ich schon selber nicht glauben an das Mysterium, so muss ich ihm wenigstens Achtung zollen als einem Gegenstande, dem so unermessliches Heil für andere inne wohnt. Wenn ich in einem dämmernden Winkel der Kirche stehe und blicke hin auf den Altar, wo die Kerzen feierlich brennen, wo der Weihrauch sachte, gleichsam wie eine Wolke Andacht aufsteigt, wo der Priester stille Gebete murmelt und wo das Glöcklein manchmal ein klingendes sursum corda ruft — da muss ich gedenken des Dramas auf Golgatha, wo uns gelehrt worden ist, wie man sich opfere für die Menschheit.

Wird doch dieses Opfer besonders heute wieder von jedem verlangt. Der Familienvater weihe das Leben den Seinen, der Freund trete treu für das des Freundes ein, der Nationale opfere es unbedenklich seinem Volke, das Weltherz bringe, wenn es damit der Allgemeinheit nützen

kann, ſich dem Ganzen willig dar. Solche Opfer ſtehen hoch im Preiſe, gelten als höchſter Ausdruck erhabener Menſchlichkeit, und die Helden werden wie Unſterbliche geehrt. Warum denn ſo geringſchätzig an einer Ceremonie vorübergehen, die uns immer wieder die Opferfreudigkeit und den Heldentod in weihevollem Myſterium vor Augen führt?

Heldenopfer im kriegeriſchen Sinne ſtehen auch den Heiden an und nicht immer iſt das Chriſtenthum damit einverſtanden. Hingegen fordert es von jedem alle Tage ein ſanftmüthiges Sichbeſcheiden, ein geduldiges Erfüllen der Berufspflichten, eine liebreiche Thatenfreudigkeit im kleinen wie im großen zum Wohle des Nächſten. Und dazu iſt der am Kreuz Ausgeſtreckte das rechte Vorbild.

Engherzig forſchen die Gelehrten, ob es wohl mit rechten Dingen zugegangen ſei, wenn bei dem Tode Jeſu die Erde bebte und die Sonne ſich verfinſterte. Was wollen ſie damit? Bebte den Jüngern des Herrn nicht das Herz, betrübte ſich ihnen nicht die Seele, als er ſtarb? Und wenn dem Menſchen das Herz bebt, ſo bebt ihm zugleich das Weltall und wenn ſein Gemüth ſich verdüſtert, da liſcht ihm zugleich alles Geſtirn des Himmels aus. So auch geſchieht das Wunder, an das er glaubt, die Gnade, an die er hofft. Vollzieht ſich das Wunder auch nicht für andere, ſo doch für ihn, und in aller Wahrheit und Weſenheit ſeines Gemüthes, denn er fühlt es. Mit der Wiſſenſchaft den Glauben corrigieren zu wollen, iſt ein kindiſches Beginnen. Der Menſchenkenner thut es nicht, nur der handwerksmäßige Gelehrte verſucht es, der kleinſinnige Geſelle, der ſich keine andere Weſenheit zu denken vermag, als die enge Staubkruſte iſt, in der er ſelber ſteckt.

Gelänge es, alle Wunder Chriſti als materiell wahr zu beweiſen, das heißt wiſſenſchaftlich vollgiltige Beweiſe für das Geſchehen derſelben aufzubringen, dann wäre der Heiland in das menſchlich Hiſtoriſche herabgezogen. Die „Wunder“ hätte er zwar gewirkt, aber es hätte ſie auch jeder andere unter den gleichen natürlichen Verhältniſſen wirken können, und wir hätten keinen Heiland mehr. Wem Chriſtus als Menſch lieber iſt, der mag ſich ja wohl damit beſcheiden; wer aber die Sehnſucht, ſomit die Glaubensanlage nach einem göttlichen Erlöſer in ſich trägt, der hat auch das Recht, ihr nachzuhängen — und er iſt glücklich zu preiſen.

Der Satan kam einſt ſchwermüthig zurück zur Hölle und klagte es dem Luciſer: „Es iſt mißlungen. Ich habe dem Menſchenſohn alle Herrlichkeiten der Erde gezeigt und verſprochen, wenn er ſich zu mir bekenne. Er hat mich von ſich gewieſen.“

„Sei getroſt, mein Sohn“, ſagte der Luzifer. „Iſt ſchon dieſer eine verloren, ſo gehören doch alle übrigen uns.“

Nach einer Weile kam der Satan wieder von der Erde zurück: „Herr, es iſt alles verloren. Der Menſchenſohn hat auf dem Berge

Tabor eine unerhörte Predigt gehalten vor allem Volke. Er lenkt auch die anderen ab von den Herrlichkeiten der Erde und dem Reiche Gottes zu."

„Sei getroſt, mein Sohn", ſagte der Luzifer, „ſie horchen gern der neuen Worte, aber ſie werden nicht darnach leben. Sie werden ihrer vergeſſen wie aller Propheten Lehr'."

Wieder nach einer Weile kam der Satan neuerdings von der Erde herab: „O Herr, unſere Macht iſt für immer gebrochen. Der Menſchenſohn hat ſeine Lehre mit ſeinem Leben beſiegelt und gezeigt, daſs er Gottesſohn iſt."

„Betrübe dich nicht zu ſehr, mein Sohn Satan", ſagte der Luzifer. „Sie werden doch unſer ſein. Der Menſchenſohn hat durch ſein göttliches Sühnopfer freilich gezeigt, daſs er Gottes Sohn iſt, aber ſei getroſt, ſie werden es nicht glauben." (Fortſetzung folgt.)

Der Großmutter Brautkranz.

Von Franz Flotz.

Dürr liegt der Brautkranz auf dem ſeid'nen Kiſſen,
Der einſt Großmutters junge Stirn geſchmückt.
Was wohl die dürren Blättlein alles wiſſen
Von ihr, die dort im Lehnſtuhl ſitzt gebückt?

Seit man das Grün der Myrte in die Haare
Der jungen Braut am Hochzeitstage flocht,
Sind hingegangen ſechzig lange Jahre.
Wie oft und heiß hat wohl das Herz gepocht!

Der welke Kranz war Zeuge ſel'ger Stunden
Der unermeſslich glücklich jungen Frau;
Er ſah die junge Mutter, eng verbunden
Mit einem Köpfchen, drin zwei Äuglein blau.

Der Brautkranz ſah an einer Todtenbahre
Das ſchmerzerfüllte, tiefgebeugte Weib,
Er ſah ſie alle nun, die ſchweren Jahre
Mit Gram und harter Noth an Seel' und Leib.

Dann kam die Zeit, in der zum welken Kranze
Großmutter mit dem Enkelkinde trat,
Das Aug' erfüllt von feuchtem, ſel'gem Glanze,
Ins kleine Herzchen ſtreuend gold'ne Saat.

Du welker Kranz, geht einſt Großmutter ſchlafen,
Gehſt du mit ihr zur ew'gen Ruhe ein.
Ihr ſollt mitſammen landen in dem Hafen,
An ihrem Lebensziel beiſammen ſein!

Kleine Laube.

Dem Gedächtnisse Anzengrubers.

Prolog

anläßlich der Jubiläums-Vorstellung zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Gedächtnistages der ersten Aufführung von Anzengrubers Volksstück „Der Pfarrer von Kirchfeld" von Peter Rosegger.

Raimund-Theater 14. November 1895. Zum Behufe der Stiftung von Gedenktafeln an Anzengrubers Geburtshaus und Sterbehaus.

(Auf der Bühne Anzengrubers Grabmal, wie es auf dem Central-Friedhofe steht. Im ersten Augenblick ein ruhiges Bild, dann löst die Gestalt, die Volksmuse, sich vom Steine los, steigt nieder und gegen das Publicum gewendet spricht sie:)

Ich steig' herab von seiner Gruft,
Es klinge hell die Leier;
Am Grabe des Unsterblichen
Gibt's keine Todtenfeier.
Ihr fehl sein Werk, mit Stolz des Meisters
Herrliches Vollbringen,
Ich wüßt' von seinem Menschenthum
Ein rührend' Lied zu singen.
Sein Haupt ist schön, auch wenn ich es
Des Lorbeerzweigs entblöße,
Wohl Dichterkönnen preis' ich hoch,
Noch höher Menschengröße.
Ihr Freunde sein, ihr denket still
Zu dieser Stund' aufs neue
An seines Wesens schlichte Art,
An seine Mannestreue.
Die Wahrheit, die im Worte er
Gefeiert und gespiegelt,
Im Leben durch Wahrhaftigkeit
Hat er sie, traun, besiegelt.
Sein Leben war ein Heldenkampf,
Sein plötzliches Erliegen
Hat erst die Welt ihm aufgeschreckt,
Sein Fallen war sein Siegen.
Sein Lebenslag war wolkenrüb,
Das lichte Ziel so ferne,
Doch leuchten, seit die Sonne sank,
Nun seiner Werke Sterne,
Sie leuchten über die weite Welt,
Doch froh will ich erinnern:
Sein Wiegenhaus, sein Schaffensheim,
Sein Grab gehört den Wienern
Als Merkmal, wo er uns erschien,
Und wo er uns verlassen,
Sollst weihen ihm, du stolzes Wien,
Die Gassen und die Straßen.
Zu solchem Mal des Volkes Seel'
Blickt auf in Lust und Schauern,
Ein Jauchzen hat sie, dass er kam,
Und dass er gieng, ein Trauern. —
O späte Liebe, die wir anders
Nimmer stillen können,
Als dass wir dankend, sühnend
Seine Lebensstätte krönen.
Ihr grabt ihn ein in Marmelstein,
Den Namen, den wir lieben,
Ich hab' ihn für die Ewigkeit
Dem Volk ins Herz geschrieben.

Wenn man so nachdenkt.

Man pflegt Leute, die unter allen Umständen bei ihrer einmal gefaſsten Meinung verharren, für Charaktere zu halten. Ich möchte ſie Starrköpfe nennen. Iſt es möglich, daſs der Menſch in ſeinen verſchiedenen Lebensaltern, im Wandel der Zeiten und der Erfahrungen nichts lernt, unverändert fortlebt, ſich nicht irrt? Wer das nicht thut, nicht eingeſteht, der iſt unaufrichtig. Man laſſe Grundſätze ſprechen, das iſt gut, man laſſe das Gewiſſen ſprechen, das iſt beſſer.

Wir Menſchen von heute haben keine Gegenwart, unſere Zeit beſteht aus Trümmern der Vergangenheit und Keimen der Zukunft. Wir haben unter dem jetzt lebenden Geſchlechte keinen Charakter, keine abgeſchloſſene Geſtalt, wir ſind mehr als je eine Generation es war, das Product unſerer Vorfahren und unſerer — Nachkommen. Die einen von uns wurden von ihren Vätern erzogen und halten es mit der Vergangenheit, die anderen laſſen ſich von ihren Kindern erziehen und halten es mit der Zukunft. Wir nennen das Neue von heut' nicht zeitgemäß, ſondern *modern*. Schon mit dieſem Worte iſt die Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit der Erſcheinungen angedeutet. Das Gründliche und Gediegene nennt man nicht Mode. Hoffentlich bringen es nach dieſer modernen Zerfahrenheit unſere Nachkommen in ihrer Weiſe wieder zu jener Gründlichkeit und gedeihlichen Beſtändigkeit, deren unſere Vorfahren ſich erfreuten und in der ein behaglicher Genuſs des Daſeins möglich iſt. Dann erſt wird man wieder den Juchſchrei hören: Es iſt eine Luſt zu leben!

Einmal ſagte ich im Geſpräche zu einem Philoſophen: Sei erſt noch die Frage, ob es eine abſolute Wahrheit gebe oder nicht. — Man kann in der That nichts Ungereimteres ſagen, als dieſes, der Gelehrte ſchaute mich mitleidig an. Ich fuhr fort, es könne ja wohl ſein, daſs es mehrere abſolute Wahrheiten gebe, ſehr viele ſogar, daſs ſie ſich ganz widerſprechen könnten und daſs doch jede für ſich richtig wäre. — Der Profeſſor wurde unruhig. Ich ohne Barmherzigkeit weiter: Es gibt ſo viele Wahrheiten, als es Individuen gibt, die ſie ſuchen oder ſchon zu beſitzen glauben. Jeder Menſch hat ſeine beſondere, gleichſam ſeine Leibwahrheit, es iſt die, welche er begreifen oder glauben kann. Und wenn einer ſagt, es gebe nur eine einzige, allem Menſchendenken ferneliegende Wahrheit, wir wüſsten nichts, könnten nichts wiſſen, aber das ändere an der Wahrheit nichts — ſo iſt das ſchon eine Wahrheit, die er gefunden, es iſt die ſeine. Er muſs nur nicht glauben, daſs ſie für alle paſst, daſs ſie von allen geſucht, gefunden und empfunden werden könne. Nun hatte mich mein Gegner aber und fragte, ob Auſtralien nur für die exiſtiere, welche dort waren und es geſehen haben, und ob ein vernünftiger Menſch je behaupten werde, er glaube nicht an Auſtralien, denn er habe ſich noch nicht perſönlich überzeugt, daſs eins vorhanden ſei. Hierauf machte ich meinen Lieblingsſprung über die Grenze, wo alles aufhört. Herr, ſagte ich, es muſs in der That kein Auſtralien geben darauf hin, daſs ich las und hörte, es ſei eins. Ja ſelbſt wenn ich's mit leiblichen Augen geſehen hätte, könnte es immer noch Täuſchung ſein, lediglich eine aus meiner Weſenheit entſpringende Vorſtellung, wie alles nur Vorſtellung iſt. Auch die Vernunft, mit der wir alles ergründen wollen, iſt endlich nichts als eine Vorſtellung, weil Zeit und Raum und wir ſelbſt nur eine Vorſtellung ſind. — Aber etwas — meinte der Profeſſor, müſſe doch wirklich ſein, denn wenn es nicht wäre, könne es ſich nichts vorſtellen. Und von dieſem wirklichen Punkte müſſe man immer wieder ausgehen. — Freilich iſt ein wirklicher Punkt, ja es ſind deren ſogar ſehr viele, ſo viele als es Menſchen gibt. — Da waren wir wieder auf dem alten Fleck. Und ſo treibt man's. Es gibt nichts Unnützeres, als über Wahrheit, Erkenntnis herumzureden. Die Wahrheit liegt nicht im Worte, ſondern im Weſen, und wer *iſt*, der iſt auch die Wahrheit. R.

Der Evangelimann.

Eine Laienpredigt.

Über Kienzls neue Oper „Der Evangelimann“ schreibt einer der ersten Prediger Berlins, Pfarrer H. Scholz, den folgenden Aufsatz, der auch uns, die wir in Österreich diese Oper bald zu hören bekommen werden, interessiert:

Im Frühsommer dieses Jahres gieng auf der Bühne des königlichen Opernhauses in Berlin eine neue Oper in Scene, die die öffentliche Theilnahme in tieferem Sinne wachrief, als sonst bei musikalischen Neuigkeiten der Fall zu sein pflegt. Die äußeren Umstände waren der Aufführung insofern nicht günstig, als die Spielzeit des Opernhauses eben zu Ende gieng. Auch hatte der Componist, Wilhelm Kienzl, nicht die Ehre, damals schon zu den Meistbegünstigten der musikalischen Welt zu gehören. Überdies weiß hierzulande niemand, was man unter einem Evangelimann verstehen soll. Daſs der Eindruck dennoch ein so tiefgehender war, ließ auf eine besondere Bedeutung, sei es der Musik oder des Textes, oder beider zusammen schließen. Diese Vermuthung hat den Berichterstatter nicht betrogen. Die neue Oper verdient in der That, daſs ihr noch jetzt zum Beginn des Winters, der sie hoffentlich weiteren Kreisen bekannt machen wird, ein Wort aufrichtigster Anerkennung gewidmet werde. Welcher Gesichtspunkt uns dabei leitet und zugleich die christliche Welt berufen erscheinen läſst, ihm Ausdruck zu geben, das liegt in dem an die Spitze gestellten Namen Laienpredigt.

Die Fabel des Stückes haben seinerzeit die öffentlichen Blätter gebracht. Sie soll hier nur kurz angedeutet werden. Zwei Brüder im Dienst des Justitiärs (Pflegers) im Kloster St. Othmar lieben dessen Mündel und Nichte Martha. Der eine, Matthias, erringt ihre Gegenliebe, der andere, Johannes, eine sinnlich angelegte, brutale Natur, rächt sich für die erfahrene Zurückweisung durch eine elende Denunciation bei dem gestrengen Pfleger. Dieser verjagt in seinem Zorn den unerwünschten Liebhaber aus Amt und Brot, Johannes hofft auf Erhörung seiner sündlichen Wünsche, wird abermals unzweideutig abgefertigt und erhebt sich nun in wahnsinnigem Haſs zu einem grausigen Vorhaben. Er zündet nächtlicherweile das Klostergebäude an, in dessen anstoßender Laube das Liebespaar sich zum letzten Abschiednehmen heimlich zusammengefunden hat. Das Feuer loht auf, die Sturmglocke läutet, die herbeieilenden Knechte greifen, wie der Bruder gehofft hat, Matthias auf, der unter den obwaltenden, jede Aufklärung ausschließenden Umständen im höchsten Grade verdächtig erscheint, den Brand aus Rache gegen den Justitiär angelegt zu haben. Er wird zu zwanzig Jahren Kerker verurtheilt, Martha stürzt sich in die Fluten der Donau. Den wahren Sachverhalt erfährt niemand, auch nicht der unschuldige Bruder.

Nach zwanzig Jahren kehrt Matthias in die Welt zurück, ein geächteter Mann, der ums tägliche Brot von Hof zu Hof wandert und geistliche Lieder singt, daher der Name Evangelimann. Er gelangt auf seinen Wanderungen, ohne es zu wissen, an das Haus seines Bruders in Wien. Johannes liegt schwerkrank darnieder, von Gewissensqualen gefoltert, er vernimmt die Stimme des fremden Sängers und wünscht ihn zu sehen, ihm sein Herz auszuschütten. Matthias hört ihm mit wachsender Theilnahme, zuletzt mit tiefster Gemüthsbewegung zu, kein Zweifel, daſs es sein Bruder Johannes ist; auch dieser erkennt den Bruder, den er so schnöde betrogen hat. „Matthias, kannst du mir verzeihen?“ — „Johannes, ich verzeihe dir“, so ruft der schwer Gekränkte nach einer langen Pause furchtbaren inneren Kampfes mit sich selbst. Johannes stirbt. Die Kinder im Hofe singen die Weise, die sie eben vom Evangelimann gelernt haben: Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich.

Wie man sieht, hat die Fabel äußerlich nichts Versöhnendes. Sie malt vom Anfang bis zu Ende nur die Nachtseiten des menschlichen Lebens. Matthias bleibt ein

elender Mann, obwohl er am Schluſs des Stückes auch vor der Welt gereinigt daſteht. Das gewaltſame Ende der einſt Geliebten befremdet überdies den theilnehmenden Hörer, der dieſen Menſchen Beſſeres zutraut, als ihrer Verzweiflung nachzuhängen. Die Begebenheit, die aus den Papieren eines Polizeicommiſſärs geſchöpft iſt, mag ſich ja ſo zugetragen haben. Man verſteht auch die Abſicht des Dichters, den Gegenſtand der einſtigen Liebe für immer aus dem Geſichtskreis ſeines Helden zu rücken; aber dafür gab es andere, beſſere Mittel. Dennoch iſt es Kienzl gelungen, aus dem ſchaurigen Stoff durch ſittlich-religiöſe Überwindung ſeiner naturhaften Schreckniſſe einen Triumphgeſang des Evangeliums zu machen.

Erſtlich durch die den Seligpreiſungen abgelauſchte Deutung des Schickſals ſeines Helden im Sinne lebendigen Gottvertrauens oder doch vollkommener Ergebung in Gottes Willen. Was uns dabei am meiſten ergreift und das Gemüth mit unwiderſtehlichem Zauber umſtrickt, das iſt die herrliche Kinderlehre, durch die der Evangelimann Text und Melodie von Matthäus der im Hofe ſpielenden Jugend einprägt. Hat die Melodie der Worte: Selig ſind, die Verfolgung leiden, an ſich ſchon den Preis unter ihresgleichen, ſo wirkt ſie, von ſtammelnden Kinderſtimmen geſungen, wie die Süßigkeit des Evangeliums ſelbſt. — Zum anderen: Während Johannes in Qualen des Gewiſſens liegt („die Schuld iſt's, die mich alſo peinigt", und gleich dahinter „gibt's einen Gott, ſo fluch ich ihm"), erklingt durchs offene Fenſter aus Matthias' Munde der Pſalm: Herr, erbarm dich meiner nach deiner großen Barmherzigkeit, und nach der Fülle deiner Erbarmniſſe tilge meine Miſſethat. Hier vollzieht ſich derſelbe innere Vorgang, der im „Fauſt" an die Oſterchöre anlnüpft. Das Wort Gottes allein erſcheint imſtande, eine Menſchenſeele aus Miſsglauben, Verzweiflung und anderen großen Laſtern zu Licht und Troſt zu führen. „Wie herb der Sinn, und doch wie ſüß die Töne", ruft Johannes, indes Matthias nach echt evangeliſcher Weiſe erwidert: „Mein armes Lied, wie könnt' es ſolche Wunder wirken? Nur Gottes Wort in ihm iſt's, das euch Frieden bringt." Gewiſs eine herrliche Auslegung von Röm. 10, 17: So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes. — Zum dritten: den Kernpunkt des Stücks bildet der große Schluſsact der Verſöhnung. Wie dieſe Verſöhnung zitternd erbeten und nur unter ſchwerem innerem Ringen gewährt wird, nicht als weichliches Nachgeben oder unvermeidliche Abſpannung, ſondern als höchſte Kraftentfaltung eines ganz dem Guten zugewendeten Willens, das iſt wieder der chriſtlichen Ethik entnommen. Zugleich geht hier das Sittliche in das Religiöſe über. Die menſchliche Verſöhnung wächſt über ſich hinaus und ordnet ſich ein in das göttliche Erbarmen. „O Herr, vergib uns unſere Schuld, ſo wie auch wir vergeben unſeren Schuldigern", ſagt Magdalena, die einzige Zeugin der letzten Augenblicke. Es iſt die höchſte Kunſt jedes Predigers, das Thema von der Verſöhnung zu predigen, mir wiſſen, eine überaus ſchwere Kunſt. Dem Dichter und Sänger des Evangelimanns war ſie verliehen.

Aber, könnte man fragen, gehört Gottes Wort ſo unverhüllt auf die Bühne? Wir erinnern uns der Abendmahlsſcene in Schillers „Maria Stuart" und der vielbeſprochenen Controverſe über ihre Zuläſſigkeit auf dem Theater. Allein was dort befremdlich erſcheint, iſt die unmittelbare Nachahmung einer kirchlichen Handlung, während der Evangelimann Wahrheiten predigt und Geſinnungen kundgibt, die, ob auch in Gottes Wort gelleidet, täglich und ſtündlich mitten im Leben zur Geltung kommen ſollen. Jene Abendmahlsſcene bedient ſich ferner zu ihrer Ausſchmückung der gehäufteſten theatraliſchen Mittel, ſie wirkt durch das Bild, den maleriſchen Aufbau, die ſchöne Poſe, zuletzt durch einen Deus ex machina, da der getreue Haushofmeiſter ſich plötzlich als Prieſter entpuppt. Der Evangelimann hat nichts von alledem, er wirkt nur durch die Kraft des Wortes. Damit hängt endlich die rein

ästhetische Färbung des Vorgangs bei Schiller zusammen. „Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen", so fasst Melvil die Summe seiner seelsorgerischen Weisheit zusammen, fürwahr eine fadenscheinige Weisheit, die weder dem Beichtvater noch dem Beichtkind Ehre macht, die den Hörer niemals aus dem sittlichen Schlaf aufrütteln und zu ernster Lebensbetrachtung antreiben wird. An diesem Punkte tritt zu Tage, warum solchen wohlgemeinten Versuchen, zu denen in ihrer Art auch die sogenannten christlichen Romane und Novellen gehören, die Wahrhaftigkeit oder, wie Carlyle so oft sagt, die Aufrichtigkeit fehlt, weil sie kaum eine Anschauung, geschweige eine Überzeugung von der umwandelnden Kraft des Evangeliums gewähren. Indem der Evangelimann auch diesen Irrweg ins Ästhetische vermeidet, entgeht er vollends dem Vorwurf, die Bühne missbraucht zu haben.

Wir möchten das Gesagte durch zwei Vergleiche verstärken. Fromme Motive boten auch die Opern unserer Romantiker. Das Abendgebet in Webers „Freischütz" hat die Hörer immer mit Rührung erfüllt, und der Gesang vom „ruhigen Gewissen" im Nachtlager von Granada gehört zu den Lieblingsstücken der deutschen Männergesangvereine. Wie veraltet und verblichen stellt sich gleichwohl diese romantische Frömmigkeit mit ihrer übersinnlichen Verschwommenheit und ihrem dürftigen moralischen Rüstzeug dar, an der tiefsinnigen Religion des Evangelimanns gemessen. Ähnliches gilt im Vergleich mit Wagner, natürlich abgesehen von dem rein Musikalischen, worüber wir hier nicht urtheilen. Wagner ist beherrscht von der Erlösungsidee. Aber auch er kann nicht mehr geben, als er hat, nämlich unter Anlehnung an christliche Formen eine Spielart buddhistischer Weltanschauung.

Alles in allem gewährt die neue Oper dem christlichen Empfinden eine hohe Genugthuung. Man kann also ein Künstler echter Art sein und braucht sich des Evangeliums nicht zu schämen. Man kann auf die Fündlein der Naturalisten verzichten und doch die Gemüther der Gegenwart bezwingen. Man kann auch auf der Bühne Laienpredigen halten. Wenn sie nur aus dem Glauben kommen, so haben sie die Kraft des Glaubens.

H. Scholz.

Poetenwinkel.

Die zwei Einzigen.

Als einst der Kaiser Josef, verehrt im ganzen Land,
Mit prächtigem Gefolge zu Wien im Burghof stand,
Da drängte aus dem Volke ein Bauernweib heran
Und sah den edlen Herrscher mit starren Blicken an.
Zwei kräftige Bursche standen so rechts als links der Frau,
Dass sie des Weibes Söhne, – ihr Antlitz zeigt's genau.
Schon spricht der Ordnung Hüter: „Ihr Leute, geht zurück!"
Doch Josefs Auge lächelt der Mutter zu voll Glück.
„Was wollt Ihr, gute Mutter, kommt näher zu mir her,
Sagt offen Eurem Kaiser, was macht das Herz Euch schwer?"

„Ach, Majestät, sie nehmen den Sohn mir als Soldat,
Den Ältesten, der immer das Haus besorgt mir hat,
Der mir zur Wirtschaft nöthig, – am besten sparen kann,
Wird mir mein Franz genommen, was fang' ich ferner an?
Ihr selbst habt doch befohlen, dass einz'ge Söhne frei, –
Ich habe keine andern, als einzig diese zwei!"
Die Herren im Gefolge die seh'n sich lächelnd an,
Der Kaiser selbst muss lachen, doch freundlich spricht er dann:
„Für diesmal mag es gehen, dass beide Söhne frei,
Doch merkt Euch, dass in Zukunft nur einer einzig sei."

Ferdinand Ebhardt.

* * *

Abſchied.

Laſs mich den Schmerz in Worte kleiden,
Ins blaue Aug' dir ſeh'n beim Scheiden!
Ich hab' geträumt von vielem Glück,
Ich zieh' in ſchwarze Nacht zurück.

O rechne nicht als Schuld mir an,
Was nur ein böſer Fieberwahn!
Hoch überm niederen Getriebe
Flammt hell die Sonne meiner Liebe.

Ich hab' umſonſt um dich geworben,
All meine Freuden ſind geſtorben,
Mit ihnen ſtirbt rings die Natur,
So höre meinen letzten Schwur:

Solang in mir das Herz noch ſchlägt,
Mein Sinn dich zu den Sternen trägt,
Laſs mich den wilden Schmerz verſenken,
In ſtilles treues Deingedenken!

Laſs mich den Gruß in Worte kleiden,
Dein blaues Aug' noch ſeh'n beim Scheiden!
Ich hab' geträumt von zu viel Glück —
In ſchwarze Nacht zieh' ich zurück.

A.

* * *

Eine alte Weiſe.

Durch die Halme geht ein Flüſtern,
In den Birken und den Rüſtern
Rauſcht es leiſe, leiſe,
Und ich lieg' am Waldesſaume,
Sinn' und höre wie im Traume
Eine alte Weiſe.

Meine Mutter ſang mir Kinde
Unter unſ'rer alten Linde
Hundertmal die Weiſe.
Hab' die Worte nicht verſtanden,
Doch die Töne Echo fanden
Im Gemüthe leiſe.

Jahre ſind dahingegangen,
Seit zuletzt die Worte klangen
Aus der Mutter Munde.
Ferne von dem Elternhauſe
Hatt' ich aus dem Weltgebrauſe
Heut' mir dieſe Stunde.

Da klingt jene alte Weiſe,
Als wenn in der Heimat leiſe
Meine Mutter ſänge.
Jetzt weiß ich den Sinn der Worte. —
Mütterlein am ſtillen Orte,
Weckten dich die Klänge!

Franz Flath.

Bücher.

Dramatiſche Werke von Franz Niſſel. Bei Cotta iſt ſoeben die dritte Folge aus dem Nachlaſſe des unglücklichen öſterreichiſchen Dichters erſchienen und ſamit die Ausgabe abgeſchloſſen. Er trägt nicht erheblich zu ſeiner Charakteriſtik bei, ergänzt dieſelbe doch in einzelnen Zügen. Ein Anhang bringt Gedichte, die, immerhin beachtenswert, den Ruhm Niſſels nicht begründet hätten. Beſonders intereſſant iſt „Maitand"; es ſchildert den Volksaufſtand im Jahre 1848. Die Apharismen ſind meiſt zuwenig concentriert. Das Bild Niſſels ſteht nun fertig vor uns, er gehört zu der großen Gruppe der herrlichen Dichter, die faſt ein Jahrhundert unſere Bühne beherrſchten. Sie wollten die Deutſchen auf eine ideale Höhe erheben und dazu ſollte auch eine ſchöne Sprache mitwirken. Man nennt ihre Werke wörtlich „Jambentragödien". Jetzt iſt ihre Zeit vorüber, das Publicum hat ſich von ihnen abgewendet ..... welches Publicum? — Doch wohl nicht das Volk, auf dieſes wirkt Schiller noch immer. — Iſt die Zeit dieſer Gruppe wirklich vorüber? — Ihre Vertreter werden noch leben, wenn die „Modernen" längſt im kalten Schattenreiche ſitzen. Unſere Zeit braucht Kämpfer, braucht andere Stimmführer als die Vertreter der Decadenz, die ſich ohnehin nur, Gott ſei Dank! auf einzelne Claſſen beſchränkt. Und dann! Steht nicht neben jenen Gewaltigen, ohne ihnen anzugehören, Friedrich Hebbel, den trotz ſeiner Schrullen die neueren nicht von fern erreichen, nennen wir auch noch O. Ludwig. Unter jenen vorläufig tadtgeſagten hat Niſſel wie Grillparzer ſeine eigene Phyſiognamie; das deutſche Volk — ſagen wir Öſterreich — hat für ihn kein Brot gehabt, den Ehrenplatz auf dem Parnaſſe darf ihm niemand beſtreiten. Dieſen wird endlich auch

Moriz Schleiser finden, von dessen hellenischem Drama „Flucht und Rückkehr“ R. Hamerling sagte, dass der Dichter der „Iphigenie“ daran Freude gehabt hätte. So theilen wir zum Schlusse noch mit, dass Nissel in der „Revue des deux mondes“, Jahrgang 1894, sehr anerkennend besprochen wurde, der Kritiker verwies insbesondere auf den architektonischen Bau des „Nachtlagers“, ein Lustspiel höheren Stiles, wo Nissel ganz sich gehört. Nun weil es ein Franzose sagt, wird es wohl auch in Deutschland richtig sein, so ist ja der hergebrachte Brauch. Zur Beherzigung empfehlen wir noch Dichtern und Lesern: „Shakespeares Schatten“, eine Parodie nach Friedrich Schiller.

Adolf Pichler.

Ein bedeutendes Werk über Goethe. Die letzten Jahre haben aus der Feder tüchtiger Fachmänner und Literarhistoriker mehr oder weniger umfassende Bücher auf den Markt gebracht, welche sich alle mit dem Leben und Wirken des größten deutschen Dichters Goethe beschäftigten. Selbstverständlich hat jedes dieser Bücher seine besondere Eigenart, vertritt seine besonderen Ansichten, weist gelehrten oder minder gelehrten mehr vollsthümlichen Anstrich auf, ebenso selbstverständlich hebt jeder Verfasser der genannten Werke die hohe Bedeutung Goethes an der Hand seines Schaffens und Wirkens hervor für die deutsche Literatur, ebenso wie für die Weltliteratur. Unter allen diesen Werken dürfte aber eines ganz besonderes hoher Aufmerksamkeit der gesammten Lesewelt wert sein. Es trägt den kurzen Titel: „Goethe von Karl Heinemann“ und ist soeben im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig in zwei stattlichen, reich illustrierten Bänden erschienen. Wer es weiß, mit welcher Gründlichkeit Heinemann, den wir schon lange als geschmackvollen und umsichtigen Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“ in Leipzig kennen und hochschätzen, sich seit Jahren dem Studium der Werke von und über Goethe widmet, wie er überall auch persönlich den Spuren des großen Mannes folgt und nachforscht, wie er das gesammte Material beherrscht, welches gedruckt und ungedruckt über den Dichter und dessen Zeitgenossen vorliegt, der wird schon von vorneherein diese große Arbeit mit Freuden begrüßen; wer dies aber nicht weiß, der wird bei der Lectüre die genaue Wahrnehmung machen, wie der Literarhistoriker seinen Stoff beherrscht, in der gefälligsten Weise zu entwickeln, demselben viele neue Seiten abzugewinnen weiß und überall den ausgezeichneten Kenner bekundet. Heinemann führt uns das Leben des gewaltigen Meisters unserer Dichtkunst von der Wiege in Frankfurt am Main bis zum Grabe in der Fürstengruft zu Weimar vor, er hält sich an die besten Quellen, er besitzt die Gabe vortrefflicher Darstellung, wir lernen durch dieselbe Goethe als Mensch und Dichter, als Gelehrten und Staatsmann kennen und mit Übergehung des minder Wesentlichen sind alle Momente ins Auge gefasst, welche selbst bis in Einzelheiten das Lebensbild nach diesen verschiedenen Richtungen ausführen; dass alle großen Bestrebungen Goethes, alle Schöpfungen seines Geistes ganz besondere Beachtung, die hervorragendste eingehende Besprechung finden, ist umsomehr selbstverständlich, als ja alles, was dieser Geist geschaffen, mit den Phasen eines reichen, langen und bedeutenden Lebens innig zusammenhängt und damit ist zugleich ein ausführlicher Commentar von Goethes bestem poetischem Wirken gegeben.

Aber noch einen anderen, ganz besonderen Wert besitzt diese Goethebiographie; dieser liegt in dem reichen und mustergiltigen Bilderschmucke des Buches. Gerade Goethe hat ja mit so vielen merkwürdigen Menschen verkehrt; durch ihn sind so viele Orte und Stätten bedeutend geworden, dass es von höchstem Interesse erscheint, die Porträts und Abbildungen dieser Menschen und Stätten in guter Wiedergabe kennen zu lernen. Der vereinten Thätigkeit des Verlegers und des Verfassers, welcher auch in dieser Beziehung eine bewunderungswürdige Regsamkeit entfaltete, ist es nun gelungen, nahezu dreihundert Bilder theils dem Texte einzufügen, theils auf eigenen Tafeln dem Werke beizugeben, welche noch authentischen zeitgenössischen Vorlagen die Bildnisse der Ettern und Freunde des großen Mannes sowie anderer Persönlichkeiten, die in Beziehungen zu ihm standen, die Städte und Örtlichkeiten, wo er geboren wurde, gelebt und gewirkt hat, darstellen. Karten und Pläne, alte Stiche, Handzeichnungen Goethes selbst, merkwürdige Gebäude u. dgl. sind nach gleichzeitigen Originalen dem Werke einverleibt, nicht minder Facsimiles der Handschrift Goethes aus den verschiedenen Lebensaltern und eine große Zahl seiner Porträts von der Jugend an bis in das höchste Greisenalter. Dr. Heinemann gedachte dabei des Ausspruches unseres großen Dichters selbst: „Mich dünkt, die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen lässt.“ Es braucht hier wohl nicht weiter auseinandergesetzt zu werden, welche Personen und Örtlichkeiten beiläufig im Bilde gegeben sind, nur sei erwähnt, dass Frankfurt, Straßburg, Wetzlar, Leipzig und Weimar durch eine große Zahl von Abbildungen vertreten und alle merkwürdigen Stätten, Häuser, Wohnungsräume u. dgl., die sich auf Goethe beziehen, vortrefflich dargestellt erscheinen. Damit haben wir denn neben dem ausgezeichneten Texte des gelehrten Kenners ein vortreffliches „Goethebilderbuch“,

wie bisher keines existiert. Es ist eine Arbeit, die gewissermaßen ein Seitenstück zu dem ähnlich angelegten Werke Wychgrams über Schiller bildet. Und damit sei dieses ansprechende, schön ausgestattete und für alle Lesekreise berechnete Buch als eines unserer besten Werke über Goethe, welches infolge der erwähnten Vorzüge einzig in seiner Art genannt werden kann, auf das wärmste empfohlen. Anton Schlossar.

Komödiantenlieder von Gustav Starcke. (Graz. Hans Wagner. 1895.)

„Zu den Höhen streb' ich nimmer, wo des Dichters Lorbeer blüht", singt dieser Dichter. Wir meinen aber, dass auf den Lorbeer der Dichter Gustav Starcke mehr Anrecht hat, als manch anderer! Das sind Herzblutstrahlen, diese Komödiantenlieder. Als Probe die Folgenden:

Auf den Brettern.

1.

Meine Mutter hat gewollt,
Dass ich Pfarrer werden sollt',
Oft war ich mit ihr am Ort,
Wo man predigt Gottes Wort.

Oder auch ein Dichterlein,
Wünschte sie, dass ich sollt' sein;
Wenn ich Verse ihr gebracht,
Hat sie herzlich stets gelacht.

Schüchtern drum und ganz verzagt
Hab' ich ihr den Wunsch gesagt, —
Fand kaum Athem zum Gestehn:
„Lass mich zum Theater gehn."

Meiner Mutter, sonst so gut,
Sträubte sich das Haar vor Wuth.
Diese Frechheit war zu groß,
Na, ans brach ein Wetter los!

Mütterlein, das tobt' und schrie:
„Unter das Gesindel — wir?
Unsern all das Land zu Land —
Gott, mein Kind ein Komödiant!

Sohn, ach, wenn's dein Vater wüsst',
Der so früh gestorben ist,
In der Erd' dreht' er sich 'rum,
Gott, ach Gott, du bringst mich um!"

So sprach nur ihr warm' Gefühl,
Doch am Ende ward sie still,
Und nach manchem Weh und Ach,
Gab die gute Mutter nach.

2.

Und aus bin ich doch gegangen
Unter das Gesindel,
Hatte fleißig voll Verlangen
An des Schauspiels Spindel.

Manches freilich ist missrathen
Und in Nichts zerronnen,
Wenn ich auch oft schöne Faden
Ordentlich gesponnen.

Aber eines that mir wehe,
Wird mich ewig schmerzen,
Trückt und drückt, wo ich auch gehe,
Immer mir ans Herzen.

Denn an meines Hauses Schwelle
Kehrt das Glück sich immer;
So bleib' ewig ich Geselle,
Meister werd' ich nimmer!

3.

Auf den vielen Wanderungen
Fand ich manches Mädchen.
Die, wenn anfangs sie gezappelt,
Fieng mein feid'nes Fädchen.

Manchen Kuss und manch Umarmen
Schenkte man mir fröhlich,
Und an mancher Brust, der warmen,
Träumt' ich wonneselig.

Aber einer Dame immer
Wandte mir den Rücken,
Wollte mich mit Liebesschimmer
Nimmermehr beglücken.

Macht' ihr keine Reverenzen,
Drum sprach sie mir Hohn.
Man gewinnt nur durch Scharwenzen
Dame — Protection!

Von großer Innigkeit ist die Liederreihe: „An meine Mutter" und besonders rührend für uns sind die „Schlossberglieder", mit welchen der norddeutsche Dichter seine treue Anhänglichkeit an unser Graz, wo er lange Jahre als begnadeter Künstler gewirkt, in echten Herzenstönen bezeugt. Schöner ist der Schlossberg nie besungen worden und unter den vielen tausend Freunden, die dieser einzige Felsenhügel besitzt — einen treueren hat er nicht, als den „Komödianten" und Dichter Gustav Starcke. In den Ferienmonden, wenn andere Söhne des flachen Nordens ins Hochgebirge von Tirol reisen, wandert Starcke dem Grazer Schlossberg zu, wo er sich hoch am Felsenhange ein gar romantisches Heim eingerichtet hat. Und hier dürfte manches der weltheiteren und gottgläubigen Lieder entstanden sein, mit denen er uns erfreut, unser Graz ehrt und sich selbst in die Reihe der besten Lyriker der Gegenwart stellt. R.

Wetterleuchten. Erzählungen aus den Bergen von Anton Gitschthaler. (Villach. Gebrüder Gitschthaler. 1895.)

Anton Gitschthaler hat in seiner Zeitschrift „Jung Kärnten" schon mit manchem literarischen Gebirgs- und Volksbild angenehm überrascht. Viele Jahre sind nicht vorüber, seit der heute noch junge Mann als — Gärtnerbursche bei mir eintrat. Er hatte damals ein Manuscript bei sich, mit dem ich nicht viel anzufangen wusste. Heute erfreut mich derselbe mit einer hübsch gedruckten Sammlung von Dorfgeschichten, die ein wirkliches und nahezu durchgebildetes Talent zeigen. Ganz besonders findet Gitschthaler die richtige Weise für Naturschilderungen, diese sind voller Anschaulichkeit und Innigkeit. In der Menschendarstellung hat er gewisse literarische Traditionen noch nicht ganz abgelegt, hie und da noch etwas zu viel Pathos, zu wenig Realismus, aber das ist so Art der Jugend, mit den Jahren wird mehr Erdgeruch und unmittelbarer Humor in die Sachen kommen. Die Kraft ist vorhanden und ich glaube, eine nicht unbedeutende Kraft der Erfindung, der

Darstellung und — was eine Hauptsache ist — der sittlichen Empfindung. Das „Wetterleuchten" geht wohl einem schönen Sturm voraus, einer stürmischkraftvollen That und einem stürmischen Beifall! Das Büchlein hat der Verfasser seinem Landes- und Sangesbruder Professor Fritz Pichler zugeeignet. Sein Herz gehört dem schönen Kärntnerlande, dem mans wohl vernehmlich laut sagen darf, dass es einen jungen Dichter bekommen hat. Wenn Kärnten dieses Talent gebührend achtet und ermuntert, so kann es mit ihm Ehren erleben. Rosegger.

Mädchenbibliothek Freia. Herausgegeben von Helene Stöckl. (Stuttgart. Leoy und Müller.)

„Sie ist unsere erste Jugendschriftstellerin!" Dieses Wort hört man öfter und öfter, und wenn man die zahlreichen Büchlein sieht, die Helene Stöckl herausgegeben, und wenn man die herzigen Sachen liest, die bildend und unterhaltend zugleich in hohem Grade sind, so setzt man wohl dazu: Und sie verdient unsere gelesenste Jugendschriftstellerin zu sein. Eine große Kennerin des Kindesherzens, eine sorgfältige Hüterin kindlicher Unschuld, kann man ihre Bücher unbedenklich der Jugend in die Hand legen. Wie glücklich sie nicht allein als Selbstschaffende, sondern auch als Auswählende ist, das beweisen ihre Serienbändchen „Freia", in welchen sich nebst ihren eigenen Erzählungen, Schilderungen und Plaudereien mancher wertvolle Beitrag von anderen befindet. Ich nenne bloß Georg Ebers, Ernst von Wildenbruch, Heinrich Seidel, Maria Ebner-Eschenbach, Bertha von Suttner, Elise Polko. In bessere Gesellschaft können wir unsere Mädchen nicht führen. M.

Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal von Heinrich Düntzer. (Dresden. Dresdener Verlagsanstalt 1895.)

Der Jenaer Geschichtsprofessor Ottokar Lorenz hat einen Vortrag unter dem Titel „Goethes politische Lehrjahre" veröffentlicht, in welchem er Goethe besonders das Verdienst zuschreibt, im Jahre 1778 zu dem deutschen Fürstenbunde den Anlass gegeben zu haben. Er knüpft daran einerseits die Meinung, dass Goethe durch den Herzog Karl August in die Politik eingeführt worden sei und unter dessen Leitung seine politischen Lehrjahre durchgemacht habe, sowie andererseits eine von der herkömmlichen Anschauung abweichende Auffassung der Beziehungen des Dichters und des Fürsten, welche den ersteren zu einem von dem Herzog in Unterthänigkeit abhängigen und in Ehrerbietung sich fügenden Staatsdiener macht. Für jeden in der Literaturgeschichte jener Zeit einigermaßen Bewanderten sind diese Darlegungen einestheils neu, anderentheils aber auch befremdlich, denn sie rücken die Verhältnisse in ein ganz anderes Licht, als man bisher gewöhnt war. Da hat sich Heinrich Düntzer erhoben, um die Arbeit Lorenz' zu beleuchten und unter das kritische Messer zu nehmen, und es lässt sich wohl nicht leugnen, dass wenige dazu berufen sind, wie der bekannte verdienstvolle Goetheforscher. Er geht mit Lorenz scharf ins Gericht und lässt an dessen Darlegungen auch nicht einen Schimmer von Wahrheit. In fünf Abschnitten beleuchtet er eingehend und auf Grund unanfechtbaren Materials die Hinfälligkeit der Behauptungen des Jenaer Geschichtsprofessors und bringt namentlich in den Capiteln „Herr und Diener?" und „Goethe als Erzieher und Berather" eine Fülle interessanter Einzelheiten, die das Verhältnis zwischen Goethe und seinem Herzog immer aufs neue erscheinen lassen als einen „freien, selbständigen, auf gegenseitige Liebe, auf offenste Wahrheit geschworenen Bund eines Fürsten mit einem Dichter, der sich entschlossen, ihm ein treuer, stets die volle Wahrheit sagender, ihn mit seiner reiferen Erfahrung leitender Freund zu sein und als solcher auch in seine Dienste zu treten".

Anton Ohorn.

Am Seelentelephon. Neue Kurzgeschichten von Karl Pröll. (Berlin. Hugo Storm.)

Der vorliegende Band enthält einundzwanzig Novelletten und Skizzen, die zu dem besten gehören, was der fleißige und fruchtbare Autor geschrieben hat. Beim Lesen dieser Geschichten ist uns wirklich so zumuthe, als ob es uns vergönnt wäre, durch den Schalltrichter des Seelentelephons die leisesten Regungen und Schwingungen der menschlichen Psyche zu vernehmen. Diese prächtig geschriebenen anregenden Skizzen bieten dem Leser weit mehr, als den gewöhnlichen Unterhaltungsstoff. V.

Von dem trefflichen Volksschriftsteller Heinrich Sohnrey sind bei Vandenhoel und Ruprecht in Göttingen soeben zwei neue Bücher erschienen. Das eine nennt sich „**Die, hinter den Bergen**", Dorfgestalten aus dem Hannoverland, das andere „**Verschworen — verloren**", eine Erzählung aus dem südhannover'schen Berglande. Diese herzfrischen, ergötzlichen und zugleich bildenden Geschichten sind für Volksbibliotheken besonders zu empfehlen. M.

Naturstudien im Hause. Plaudereien in der Dämmerstunde. Ein Buch für die Jugend von Dr. Karl Kraepelin. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. (Leipzig. B. G. Teubner.) Für Knaben und Mädchen vom elften Lebensjahre an.

Die hohe Bedeutung, welche den Naturwissenschaften für die Erziehung der Jugend zukommt, ist nach Ansicht des Verfassers bisher noch keineswegs genügend gewürdigt worden. Namentlich in der Großstadt mit ihren endlos sich dehnenden Straßenzügen ist der heranwachsenden Generation jede innigere Beziehung zur lebenden Natur fast völlig verloren gegangen. So berechtigt sich das vorliegende Buch, das die lern- und wissbegierigen Knaben und Mädchen in möglichst lebendiger Darstellung zum naturwissenschaftlichen Denken anregen und ihnen die Naturobjecte ihrer nächsten Umgebung vor allem also des väterlichen Hauses, geistig und gemüthlich näherbringen soll. V.

Kunst und Dichtung Hand in Hand. (Wien. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. 1895.)

Das vornehmste Kunst- und Literaturwerk des diesjährigen Weihnachtsmarktes. Achtzehn von W. Unger vortrefflich ausgeführte Radierungen nach Bildern lebender Meister, z. B. Böcklin, Feuerbach, Uhde, Kaulbach, Grützner, Max, Waldmüller, Math. Schmidt, Bautier, Angeli und andere Künstler. Zu jedem Bilde hat ein Meister des Wortes den Text geschrieben, so dass die Dichternamen Hermann Lingg, Adolf Pichler, Georg Ebers, Ludwig Heveſi, P. Rosegger, Oskar Teuber, Hans Grasberger, Max Kolbeck u. s. w. in diesem einzig dastehenden Atmanach vereinen sind. Durchaus nicht einverstanden sind wir mit der Rundschrift, in der das sonst so tadellose Prachtwerk gedruckt ist. Diese Schrift nimmt sich zu nüchtern, charakterlos und werktagsmäßig aus, als dass sie für ein solches Festtagsbuch verwendet zu werden berechtigt wäre. M.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. Mit Original-Deckenbild von Alois Greil, fünf Original-Farbenbildern und vielen schwarzen Originalzeichnungen von Emilie Proschko, Alois Greil, Ernst Peſsler, sowie anderen Abbildungen. Zehnter Jahrgang. In Prachteinband. Graz 1896. Vertagsbuchhandlung „Leykam".

Die nun das erste Jahrzehnt vollendende „Jugendheimat", welche uns in einem nach Inhalt und Ausstattung gleich ausgezeichneten neuen Bande vorliegt, hat sich während der zehn Jahre ihres Daseins einen solch bedeutenden Ruf allerorten erworben, dass es wohl genügen müsste, auf die soeben erfolgte neue Ausgabe aufmerksam zu machen.

Wir können es uns jedoch nicht versagen, auch auf den ebenso mannigfaltigen wie treffenden Inhalt wenigstens kurz einzugehen und das Hervorragendste anzuführen. Hiezu gehören zunächst die Beiträge der Herausgeberin: „In den Tagen der Gefahr." (Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.) — „Ehrenpreis." (Erzählung aus der Zeit der großen Kaiserin.) — „Im Lerchenflug." (Erzählung aus dem Künstlerleben.) — „Vergissmeinnicht." (Gedicht.) — „Ein edles Multerherz." (Gedicht.) — „Beim Mehlgrüblein." (Gedicht) und vor allen das auch zu Schulvorträgen sehr geeignete Erinnerungsblatt an den 14. Juli 1895 „Des Kaisers Enkelkind." Ein Schulfest in der grünen Steiermark", — ferner „Feindesliebe" von Josef Wichner. — „Zwei gute Kameraden" von Helene Stöckl. — „Der schwarze Mönch." Eine Donausage von W. Wenhart. — „Treuleuchen." (Marchen) von W. Popper. — „Das Gedicht." (Eine Institutsgeschichte) von Isabella Hummel. — „Der kluge Chinese." Erzählung von Sophie Khuenburg. — „Bilder aus Asien" von Hel. Stöckl und C. Wittendorf. — „Bergmärchen" von Elise Ries. — „Nach dem Süden Neuseelands und zu den Vogelbergen" von Andr. Reischek. — „Aus dem alten Wien." (Blätter vom Baume der Geschichte und Sage) von Dr. Fr. Isid. Proschko. — „Die Insel Lussin mit ihrer Hauptstadt Lussin piccolo" von Hedw. von Radić-Kaltenbrunner. — „Die Einführung der Buchdruckerkunst in Augsburg" von Kasimir Rebele. — „Etwas von den Schwalben" von Emmy Giehrl. — „Der Thau" von B. Schlegel. — und zum Schlusse das historische Schauspiel „Der Waisenknabe auf Gutenstein" von Ferdinand Zöhrer. Außerdem finden wir kleinere Gedichte, Sprüche, Rätsel, Spiele, Rechenaufgaben u. dgl. als kurzweilige Beigaben.

Derjenige wählt gut, welcher die „Jugendheimat" einführt in sein Haus, seine Familie und Bibliothek. Wahrlich, unsere heranwachsende Jugend mag sich an dem schönen Buche ebenso belehren, als erfreuen; möchte die „Jugendheimat" bei Eltern, Lehrern und Erziehern das wohlverdiente Interesse finden. V.

Der Lehnsmann vom Liebenstein. Historische Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert von H. Brand.

Zu bewundern ist die culturhistorische Treue dieser geschichtlichen Bilder, die vollbelebt sind durch warmes Herz und Gemüth. Sittlicher Adel durchleuchtet wohlthuend und erhebend das Buch. V.

Elsässische Geschichten. Von Wilhelm Sommer. 2 Bände. (Basel. Benno Schwabe. 1895.)

Im deutschen Vaterlande beginnt allmählich das einst so große Interesse an dem

Elsaß und seinen Bewohnern auf ein geringes Maß zurückgedrängt zu werden, da ist eine solche Weihnachtsgabe besonders wertvoll, wird in ihr doch einem Volksstamme der Spiegel vorgehalten, in dem deutsche Innigkeit, Gemüthlichkeit und Treue sich vielfach paaren mit französischer Art, geben sie doch eine Momentphotographie dieses Geschlechtes, dessen Eigenthümlichkeiten immer mehr schwinden. Echte wahre Menschengestalten hat der Erzähler Sommer geschaffen; sowohl sein Moses als der schöne Schneidermeister Florian, der um die Rose wirbt, sind ebenso echt als der buckelige Basile-Bossu, der das schöne Fabrilmädchen liebt. Prächtigen Humor entwickelt er in der Geschichte „Von dem Schulmeister Hennezel und seinem Findling", in „Vor und nach dem Bazar" und in „Schadchen Levy". Er verletzt nie, unser lieber Erzähler, unter Lachen entlockt er uns die Thräne. Wenn man das Buch aus der Hand legt, dann thut man es in dem Bewußtsein, wieder einige gute Menschen kennen gelernt zu haben.

V.

Büchereinlauf.

Über allen Gipfeln. Roman von Paul Heyse. (Berlin. W. Hertz. 1895.)

Schloß Hubertsburg. Roman in zwei Bänden von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1896.)

Der Leutenant von Hosle. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege von Heinrich Hansjakob. (Heidelberg. Georg Weiß. 1896.)

Aus Stadt und Land. Vier Erzählungen von Peter Rosegger und Hermine Möbius. (Dresden. Köhlers illustrierte Jugend- und Volksbibliothek.)

Ludwig Goldhanns Leben und Gedichte. Mit einem Geleitbriefe von Franz Goldhann und einem Lebensbilde des Dichters von Emil Soffé. Herausgegeben vom deutschen Journalisten- und Schriftstellerverein für Mähren und Schlesien. (Brünn. Verlag des Journalistenvereines. 1896.)

Prinzessin Curandol. Von Paul von Schönthan. Illustriert von Karl Zopf. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Die Valenzianerin. Von J. W. Hackländer. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Halbmonatshefte der „Deutschen Rundschau". Herausgegeben von Julius Rodenberg. (1895/96. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel.)

Freyr und Gerdha. Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von R. Siegfried. (Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1895.)

Martin Greif's **Gesammelte Werke.** In drei Bänden. Erster Band: Gedichte. (Leipzig. C. F. Amelang. 1895.)

Im blauen Hecht. Roman aus dem deutschen Culturleben im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von Georg Ebers. (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart. Leipzig. Berlin. Wien. 1896.)

Handel und Wandel. Von F. W. Hackländer. Mit zweihundertvierzig Illustrationen von A. Langhammer. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Fahrende Leut'. Dramatisch-lyrische Dichtung von Hermine Kiehne. (Nordhausen. Selbstverlag des Verfassers. 1895.)

Feierstunden der Poesie. Dichterklänge zur Erquickung und Erhebung von Herz und Geist. Ausgewählt von Helene Stöckl. (Leipzig. Hirt und Sohn 1896.)

Buch der Jugend. Für die Kinder des Proletariates herausgegeben von Emma Adler. (Berlin. Verlag der Expedition „Vorwärts". 1895.)

Mutter — erzählen! Einundfünfzig Geschichten für unsere Kleinen, von F. v. Stenglin. Zweite Auflage. (Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft.)

Der Weg zum Glück. Ein Rathgeber und Führer durch das Leben von Friedrich Kirchner. (Stuttgart. Levy & Müller.)

Prosaische Schriften. Von Alexander Petöfi. Aus dem Magyarischen von Dr. Adolph Kohut. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Eine, die's versteht. Localpolitische Standreden der Frau Sopherl vom Naschmarkt von Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1896.)

Kennst du das Land? Wander- und Wundertage in Italien und Sicilien von Peter Sirius. (München. „Illustrierte Reiseblätter". 1896.)

Napoleon I zu Hause. Der Tageslauf in den inneren Gemächern der Tuilerien von Friedrich Masson. Übertragen und bearbeitet von Oscar Marschall von Bieberstein. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Napoleon I. und die Frauen. Mit elf Vollbildertafeln von Friedrich Masson. Übertragen von Oscar Marschall von Bieberstein. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Napoleon I. in Bild und Wort von Armand Dayot übertragen von O. Marschall von Bieberstein. Mit circa fünfhundert Textillustrationen. Vollbildertafeln und Autographen Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. Von Rudolf Hildebrand. Fünfte Auflage. (Leipzig. Julius Klinkhardt. 1896.)

Trewendts Volkskalender 1896. Zweiundfünfzigster Jahrgang. (Breslau. Eduard Trewendt.)

Postkarten des „Heimgarten“.

J. S., Dresden: Unsere Meinung über Weihnachtsgeschenke. Achten wir darauf, dass unser deutsches Weihnachtsfest nicht entartet. Schon heute, dünkt mich, hat es zu viel Glanz, zu wenig Wärme. Nicht sowohl prunkhafte, kostspielige Geschenke sind richtig, als vielmehr solche, die der Natur und den edlen Neigungen des Beschenkten entsprechen und Dinge, welche er sonst nicht haben würde. Auch um alltäglichen Bedarf zu decken, ist das Christfest zu gut, gleichsam Sonntagswünsche soll es erfüllen. Darum werden Werke der Kunst und der Literatur immer die passendsten Weihnachtsgeschenke bleiben.

* Aus dem Schreiben eines Berliner „Heimgarten“-Lesers: „In den beiden letzten Heften des „Heimgarten“ hat mich Ihr Glaubensbekenntnis tief innerlich ergriffen. Es ist etwas sehr Kostbares, was Sie da den Menschen von heut geben: Die ewigen Wahrheiten im Lichte unserer Vernunft und unseres Erkenntnisstandes, verkündet mit dem Muth reiner Begeisterung! Nur eins erweckte meinen Widerspruch. Sie sagen im Decemberaufsatz: „In unserer Cultur *waltet* der Geist des Christentums. Er waltet im Gesetze und in der Absicht und im Gemüthe.“

Im Gemüth vielen lebt er wohl, in den Absichten schon weniger, aber im Gesetzbuch und in den Einrichtungen *fast gar nicht*! Wir haben noch immer kein deutsch-christliches, sondern heidnisch-römisches Recht — und der Geist des letzteren spukt im Entwurf zu unserem neuen bürgerlichen Gesetzbuch.

Darum eben können die Billigdenkenden die Forderungen der Socialdemokraten — deren Gebahren ihnen oft völlig zuwider ist — nicht verwerfen, weil unsere Einrichtungen und Gesetze meist nur die Mächtigen schützen, sich der Schwachen aber nicht brüderlich und schwesterlich annehmen. — Drei Wanderprediger durchziehen unseren Norden: der ehemalige Obristlieutenant, der edle, ritterliche Moritz von Egidy, der Thatidealist, der kraftvolle Mann, der mit zündend gewaltiger Rede immer wieder die Menschen aufrüttelt:

„Macht Ernst mit Eurem Wollen, macht That mit Eurer christlichen Gesinnung, schafft Euch christliche Zustände, brüderliche Einrichtungen, *lebt* Religion, statt sie nur zu glauben!“

Sein Gegenspiel ist der kranke, elende Theodor von Wächter, ehemals Predigtamtscandidat, jetzt Socialdemokrat, der auch äußerlich als Proletarier lebt und der seinen letzten, verglimmenden Lebensfunken an seine Lebensaufgabe wendet: die Socialdemokratie für das Christentum zurückzugewinnen.

Der originellste ist der dritte, der Naturprediger Johannes Guttzeit, der, früher ebenfalls Officier, jetzt als Apostel des Friedens und Volkserzieher wirkt und Rückkehr zur Natur predigt. Er hat manches Lächerliche in seiner Erscheinung, er trägt ein wollenes Gewand von eigenartigem Schnitt und lang wallendes Haar und ebensolchen Bart, sowie wollene Schuhe, auch redet er alle Menschen mit „Du“ an, um sie für die Brüderlichkeit zu erziehen. Dennoch ist er kein Thor, wie man glauben möchte, sondern ein ernster und kluger Mensch. Spricht er, so vergisst man die kleinen Wunderlichkeiten, und man erkennt in ihm einen sehr guten Menschen von seltener Reinheit, dessen Rede bei aller Sanftmut etwas rührend Eindringliches hat.

Hätten diese drei Männer fünfhundert Jahre früher gelebt, so wären sie Kreuzritter, Mönch und Eremit geworden — heute wurden sie Volksredner und greifen so in die Seele ihrer Zeitgenossen.“

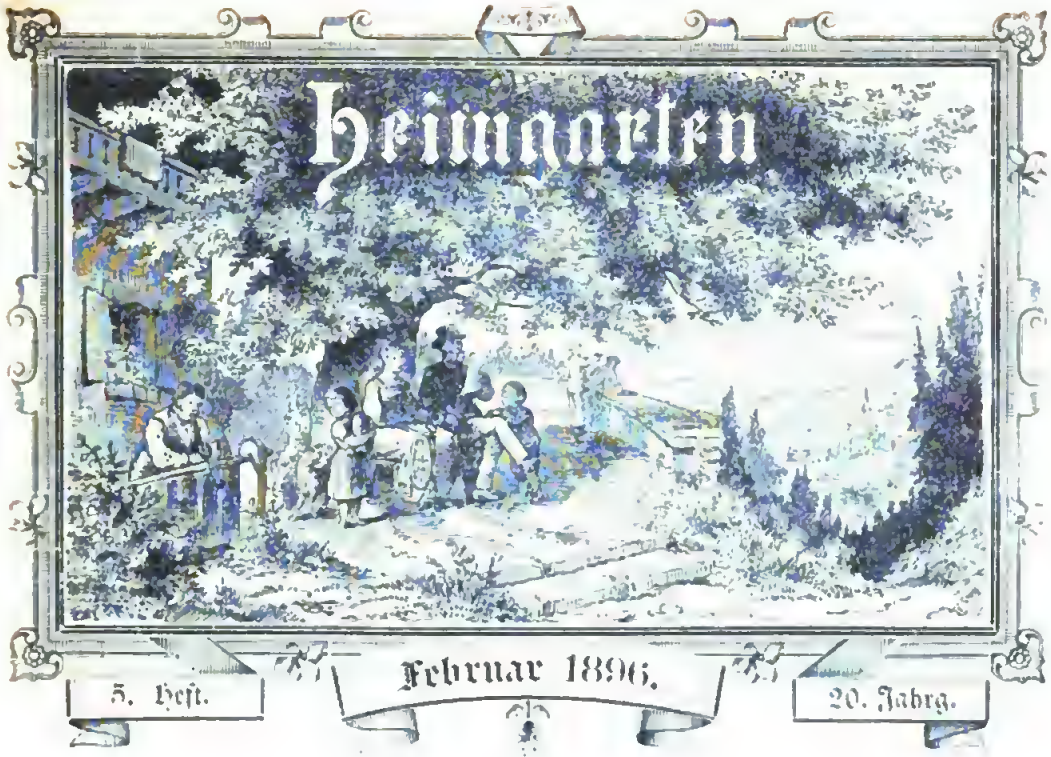
J. G., Magdeburg: Antworten Ihnen Folgendes:

Wenn die Presse es sein lässt, Völker zu hetzen,
Wenn die Reiche aufhören, Säbel zu wetzen,
Dann wird der Hass sich in Vertrauen umsetzen.

* Der A. sagt: „Der Biber hat eine blaue Farbe und sein Pelz ist sehr beliebt.“ — Darauf erklärt der B., der A. habe gesagt, der Biber sei blau. Von dieser Behauptung fühlt sich der A. beleidigt, er erklärt öffentlich: „Es ist unwahr, dass ich gesagt habe, der Biber ist blau, wahr hingegen ist, dass ich erklärt habe: Sein Pelz ist sehr beliebt.“ — Der B. zieht den kürzeren, denn der A. hat recht; er hat thatsächlich nicht gesagt: „Der Biber ist blau“, sondern: „Der Biber hat eine blaue Farbe. — So gehts zu, so machen sie's.

* Bitten, ohne Aufforderung an den „Heimgarten“ Manuscripte nicht zu schicken. Solche könnten nicht berücksichtigt werden.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



O schönes Waidmannsleben!

Eine dunkle Waldgeschichte von **Peter Rosegger**.

Viele alte Märchen und neue Geschichten von Wildschützen sind erzählt worden. Von den unheimlichsten eine ist die folgende. Nicht etwa weil in ihr Rachelust, Mordgier, Suchkugeln oder andere Teufelsränke vorgehen, als vielmehr, weil sie durch einen folgerichtigen Vorgang zeigt, dass unter Umständen auch die Menschenliebe und Barmherzigkeit an den Abgrund des Verderbens führen kann.

In den Gebirgen von Holdenschlag, dessen Jagdreviere einem polnischen Grafen gehören, hatte der gräfliche Forstverwalter einen Revierjäger aufgenommen, einen jungen, hübschen, treuherzigen Menschen, der auf Grund dieser Anstellung auch sofort seine Herzliebste zur Eheliebsten machte und also, obschon armer Leute Kind, wohlbestallt einer schönen Zukunft entgegenlebte. Sein Name war Nikolaus Hallner. Ich erinnere mich noch recht gut der Zeit, da Nikolaus als blasses Bürschchen mit dem keimenden pechschwarzen Schnurrbärtlein dem Gymnasium entlaufen war, der siebenten Classe glaube ich, und zu den Förstern und Jagdbesitzern des Landes herum hausieren

gieng um eine Jagdgehilfenſtelle. Dem Walde wollte er leben, dem Walde dichtete er Lieder. Das war ihm hinderlich, dichtende Jäger, das wäre ſo was! Als er ſich den Fehler abgewöhnt hatte, fand er bald auch die Stelle in den gräflichen Revieren. Nikolaus Hallner war und blieb aber ein grübleriſcher Burſche, er war glücklich, er fühlte ſein Glück, aber er traute ihm nicht. Seine Mutter hatte ihm nichts geſagt, ſie war nur ernſthaft, ja oft traurig geweſen, wenn ſie ihre Hand auf ſein Haupt gelegt und ihm ins gute Auge geblickt. Aber andere hatten es ihm ſchon in der frühen Jugend erzählt, daſs ſeine Taufpathin, eine alte, geheimnisvolle und kluge Frau, ihm kein glückliches Leben prophezeit hätte. Der kleine Nikolaus war nämlich geboren an einem Quatemberfreitag, während einer Sonnenfinſternis, und daſs ſolches einen ungutten Lebenslauf bedeutet, hatten ſchon vor alten Zeiten die Leute gewuſst. Das alſo gieng dem dummen Jungen nach, und wenn er darüber manchmal mit ſeinem frohen Weibe ſprach, und daſs es mit ihm plötzlich einmal eine ſchlimme Wendung nehmen könne, lachte ſie und ſagte: „Ich weiß nicht, daſs du ſo ungereimt denken kannſt, Nikolaus! Du biſt ja gut, du thuſt ja ſtets das Rechte, wie ſoll es da eine ſchlimme Wendung nehmen?“

Darauf ſchwieg er und war doch immer nachdenklich.

Und nun ereignete es ſich an einem Herbſtabende, als er wie gewöhnlich in die Wälder hinauf gieng. „O ſchönes Waidmannsleben!“ ſang er heute, denn der grüne Wald machte ihn hochgemuth. Ein Kohlenbrenner, dem er begegnete, wunderte ſich. Singende Jäger hatte er noch nicht geſehen.

„Du verſcheuchſt dir ja die Hirſchen mit deinem ſchönen Geſang, und die Wildſchützen!“ ſo ſagte der Kohlenbrenner und verrieth ihm, daſs oben im Dickicht ein Wilderer umſchleiche. Da ward der Jäger mäuschenſtill.

In den Bäumen hieng naſſer Nebel, es begann zu dunkeln, da ſah der Jäger einen aufgeſchreckten Hirſchen über den Schlag ſetzen, daſs das dürre Reiſig krachte. In demſelben Augenblick fiel ein Schuſs, aber der Hirſch fiel nicht, und dort unter dem alten Ahorn ſtand der Wilderer. Er war im Geſichte geſchwärzt, er wollte fliehen, aber der Hallner hob gegen ihn das Rohr und ſpannte den Hahn. Der Wildſchütz wuſste wohl, daſs ſelbſt mit den flinkeſten Beinen der Kugel nicht zu entkommen war. Vor Schreck knickten ihm die Knie ein, das entladene Gewehr ließ er auf das Moos fallen. Der Hallner trat raſch hinzu, hob das Gewehr auf und ſagte: „Schmied-Franzel, wo haſt du dieſen ſchönen Stutzen her? Magſt ihn wohl wieder über die Achſel nehmen, wir zwei bleiben heute beieinander, du gehſt voraus, ich hinten nach — wir gehen zum Pfleger.“

„Der Teufel ſoll's holen!“ knurrte der andere. „Daſs du mich jetzt derwiſchen muſst, und gleich derkennen. Iſt denn kein Ruß mehr da?“ Er fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, ſie war ſofort kohlſchwarz.

„Dein Farbeln hilft dir freilich nicht", sagte Hallner „unter dem bissel Ruß wird man doch einen alten Schulkameraden erkennen?"

„Gefreut mich wohl", versetzte nun der Wildschütz, „dass du's noch nicht vergessen hast. Wir sind alleweil gut gewesen miteinander, aber jetzt hast es halt weiter gebracht als ich und jetzt bist mir obenauf. Ich kann nichts leugnen und kann dir nicht auskommen. Wenn du anstatt meiner in so einem Malär thätest sitzen, aus alter Freundschaft ließe ich dich laufen, wie du mich laufen lasst."

„Ich dich laufen lassen?" entgegnete der Jäger. „Weißt, mein lieber Franzel, ich will bei meinem Herrn das Brot nicht allein essen, ich will mir's auch verdienen."

„Unsereiner wär' halt auch froh, wenn er ein Brot zu essen hätt'. Ein Schock Kinder!"

„Was ist dir denn eingefallen!" sagte der Jäger, „dass du jetzt auf den Hirschen ausgehst! Bist ja sonst ein braver Mensch, hast dir beim Anboß alleweil deine Sachen verdient. Dass du das Arbeiten mit der Wilderei vertauscht hast!"

„Arbeiten!" lachte der Schütze heiser auf. „Wenn einer nicht darf! Wenn's verboten ist! Wenn sie einem die Glieder abschlagen! Du hast ja gehört, dass alles strikt. Alle Schmiede und Eisenarbeiter im ganzen Thal und in den Fabriken. Mein Herr hätt' mir ja den doppelten Taglohn gegeben, wir haben jetzt viel in Accord. Aber man darf ja nicht, haben eine Jurament darauf müssen ablegen, all in unserem Verein, dass wir in Monatsfrist keinen Hammer anrühren. Strikgelder sind uns versprochen worden, aus Engelland, aber nicht gekommen. Vier kleine Kinder, sie werden schon hundsmager und ganz grün im Gesicht. Mein Weib will schier wahnsinnig werden. Was willst denn machen, denk ich und nimm den alten Stutzen, den ich vor paar Jahren für eine Geldschuld hab' nehmen müssen, probier ihn einmal! hab ich mir gedacht. Und bin herauf in den Wald. So ist's und nicht anders. Fluchen möcht' ich! Schau, alter Kamerad, das Gewehr sollst dir behalten, aber mich lass aus, ich bitt' dich gar schön. Es soll das erste- und das letztemal gewesen sein heute. Nimmer, gewiss nimmer! Nur das mal laß mich laufen. Hast du nicht auch Weib und Kind! Ja? Na, dann weißt es."

Der Jäger schaute den Wildschützen an. Das Herz that ihm weh und er dachte nach. — Was ist jetzt recht? Soll ich den armen Teufel einführen, die ganze Familie zugrunde richten? Oder soll ich eine Dienstnachlässigkeit begehen? Was soll ich thun? Was ist recht? Eine kleine Dienstnachlässigkeit, weiter ists ja nichts. Wer hat denn einen Schaden davon? Mein Graf? Der Hirsch ist ja nicht geschossen, der lauft noch um. Ich? Mir gehört doch der schöne Stutzen, dafür ist der Mann gestraft genug. — Ich verantworte es.

„Weißt du was, Franzel", sagte er dann, dieweilen er den Gewehrlauf zu Boden senkte, „ich will dich laufen lassen, das einemal, aber — du mußt mir versprechen es niemandem zu sagen, du mußt es mir heilig versprechen. Kein Mensch darf wissen, was wir zwei dahier bei dem Lärchbaum für einen Handel gehabt haben. Wirst Mund halten, Franz?"

„Da müßt einer ja der größte Narr sein, wenn man so was wollt' ausschwatzen!" sagte der andere.

„Und versprichst mir's, daß du nimmer ausgehen wirst mit der Büchsen? An deiner Stelle wollte ich doch lieber zum Hammer greifen, und wenn sie mir zehnmal die Glieder blänen, alles lieber als ein Verbrecher werden. Schau, sei gescheit."

So redete er dem Schmied zu, dieser neigte nur immer mit dem Kopf: „Du hast wohl recht, Jäger, du meinst mir's gut. Das werd' ich dir mein Lebtag nicht vergessen."

„Also geh in Gottesnammen!"

Dergestalt sind sie auseinandergekommen, der Jäger und der Wildschütz, an jenem Herbstabende. Der Schmied hatte sich hernach beim Bache in der Schlucht gewaschen und war am anderen Tag wieder ein ehrlicher Mensch. Hallner hat in derselben Nacht nicht schlecht geschlafen. Zweimal erwachte er aber doch und da sagte er bei sich: So ist's recht gewesen.

Auch sonst sah es nicht danach aus beim Nikolaus Hallner, als ob der Quatemberfreitag mit seiner Sonnenfinsternis einen üblen Einfluß nehmen könnte. Er stieg vom Jagdgehilfen zum Jäger, sehr bald zum Oberjäger, er bezog das hübsche Jagdhaus in der oberen Ringau, welches ihm sein munteres Weibchen, sowie zwei frische Büblein und ein gelbhaariges Mägdlein bald beleben halfen. Er fühlte sich das ganze Jahr über als Herr, denn der sonst gestrenge Forstverwalter saß immer in der Kanzlei und ließ Wald Wald sein. Nur zur Jagdzeit, wenn der Graf vorhanden war, mußte sich Hallner etwas tief bücken, sich das barsche „du" von ihm gefallen lassen und hübsch demüthig Handküssen. Das gieng bald vorüber, der Graf zog in seine Stadtpaläste und in den weiten Wäldern war wieder der Jäger Graf.

In der Notariatskanzlei zu Holdenschlag saß das Lohnschreiberlein Randl, ein Mann ohne Bart, man merkte nicht, war er jung oder schon ältlich. Dem that es heimlich gar nicht wohl, daß es dem Nikolaus Hallner so gut gieng. Er hatte sich einst um das Mädel beworben, das nun Frau Oberjägerin war. Mancher wird sich's denken können, welche Gefühle Herr Randl also für den Oberjäger hegte. Saßen nun einmal etliche im Wirthshause beisammen, redeten über dies und das und auch über den Jäger Hallner. Saß auch der Randl da und warf so nebenhin allerhand grüngelbe Lichter auf den abwesenden Jäger: Da sei es

leicht emporkommen, wenn man seine einflussreichen Freunde habe; da sei es leicht, ein schönes Weib kriegen, wenn die Protection spiele. Es sei aber schade ums Mädel, Jäger hätten ja kein Herz, sie hätten nur ein Herz für Hirsche und Rehe, aber für Menschen nicht. — Und als das Schreiberlein dermaßen Missgunst sprudelte, da sagte der Schmied-Franzl, der auch dasaß, und zwar heute, an seinem Namenstage, schon beim zweiten Glase: „Das ist schon auch nicht wahr. Der Hallner hat wohl ein Herz für die Leut, der Hallner, das ist ein guter Mensch!"

„Ja, wer's glaubt!" sagte der Randl.

„Ich brauch's nicht zu glauben, ich weiß es", gab der Schmied zurück, und in Herzenseifer setzte er leise bei: „Ich thäte heut kaum dasitzen, mein Lieber, wenn der Hallner nicht der Mensch wär', der auch für arme Leut' ein Herz hat. Vor fünf Jahren oben in den Lärchen wie er mich erwischt hat mit der Büchsen! Wenn du mir versprichst, dass du es nimmer thust, hat er gesagt, so lass ich dich laufen. Das thut nicht jeder, mein Freund! die Jager sind Höllsaggra. Aber der Hallner ist doch mehr Christenmensch als Jager und gegen den lass' ich nichts aufkommen, hörst!"

Der Randl hörte es freilich, sagte aber nichts darauf als: „So, so! Laufen lassen hat er dich! Laufen lassen thut er die Wildschützen, der Herr Oberjäger! So, so!"

Der Schmied trank sein Glas aus und stand auf. An der Thür kehrte er noch einmal um und sagte zum Randl: „Was ich ich dir gesagt hab', vorher, vom Hallner, es bleibt unter uns, gelt?"

„Natürlich, versteht sich!" darauf der andere.

Etliche Tage später sah man den Schreiber Randl gegen das Schloss hinaufgehen, welches auf dem kahlen Steinbühel steht, hinter dem Teiche. Dem Herrn gräflichen Forstverwalter fragte er nach. Der sass in seiner Kanzlei, war aber nicht bei gutem Humor. Die Kohlen sinken im Preis, die Waldknechte wollen mehr Lohn. Die Holzdiebe mehren sich, auch die Wildschützen! In der Schonzeit ist eine Rehgeiß niedergebrannt worden, und solch ein unerhörter Frevel soll einen nicht wild machen? „Was wünschen Sie, Randl?"

„Herr Verwalter, verzeihen schon", sagte der Angeredete und stand recht demüthig da. „Ich kann diese Wirtschaft nicht mehr mit ansehen, ich kann nicht. Der Herr Verwalter geben sich alle Mühe, das Gut zu heben, die Forstzustände zu bessern, das Jagdrevier, welches immer eines der besten ist gewesen, reich, erträglich zu machen. Und andere arbeiten Ihnen entgegen, versehen gewissenlos ihren Dienst und bringen alles zu Schaden. Ich kann's nicht mehr ansehen."

Der Forstverwalter schaute den Randl scharf an: „Was kümmert das Sie?"

„Mein Gott, nein, Herr Verwalter, aber ich kann's nicht mehr mitansehen. Schon in den Wirtshäusern spricht man davon."

„Wissen Sie etwas? So reden Sie!"

„Nicht, dass ich jemanden verschwärzen wollt', durchaus nicht, Herr Verwalter. Ich sag' nur immer, alles was recht ist. Auf Ihren Oberjäger sollten Sie aufpassen."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich will nichts gesagt haben, Herr Verwalter. Ich möchte niemanden ins Unglück bringen, Gott nein! Jeder Mensch soll auf sich selber schauen. Ich habe nur gemeint. Ist ja weiter nichts Schlechtes zu sagen, über den Hallner. Jeder Mensch schaut zuerst auf sich selber."

Sprang der Forstverwalter jetzt auf und rief: „Was soll das Herumreden! Was wissen Sie vom Hallner?"

„Mein Gott, wissen! Mit den Wildschützen hält er's. Laufen lässt er sie!"

„Der Hallner? Das ist nicht wahr!"

„So was sagt man nicht, Herr Verwalter, wenn man nicht beweisen kann. Wann es gefällig ist, will ich sie bringen, meine Zeugen."

„Ich fordere es, Raudl, ich lasse meine Leute nicht verdächtigen, merken Sie sich das!"

So der Verwalter. Jener gieng hin. Der Schmied-Franz wollte von allen nichts wahr haben, er habe nichts gesagt, er habe einen Rausch gehabt und wisse nicht, was dummes Zeug er geschwätzt. Andere aber wussten es schon recht gut und so hat der Schreiber Raudl seine Zeugen erbracht.

Einen Tag später wurde der Oberjäger ins Schloss gerufen.

„Wir haben halbjährige Kündigungszeit, nicht wahr, Hallner?" so redete ihn der Forstverwalter an.

„Kündigungszeit? Ich glaube, ein halbes Jahr, ich weiß es nicht einmal", antwortete der Oberjäger arglos.

„Somit können Sie sich eine andere Stelle suchen, vom November ab. Bei uns sind Sie entlassen."

Hallner glaubte schlecht verstanden zu haben, der Verwalter musste es wiederholen. Da schaute der Jäger verwundert drein. Endlich fragte er, fast tonlos that ers, nach dem Grunde der Kündigung.

„Ich bitte Sie, den wissen Sie ja", sagte der Verwalter, „mir war es lange unerklärlich, weshalb in unseren Revieren das Wildererwesen so überhand nimmt."

„Das nimmt nicht überhand, Herr Verwalter. Nie hat es in dieser Gegend weniger Wildschützen gegeben, als jetzt, das wird mir jeder bestätigen können. Sie selbst haben es noch im vorigen Herbste gesagt."

„Nie weniger Wildschützen! Selber werden sie sich nicht anzeigen!“ lachte der Verwalter. „Wenn man sie ohne weiteres laufen läßt, wird freilich keiner zu Protokoll kommen.“

Hallner schwieg ein wenig, dann sagte er kleinlaut und stotternd: „Jetzt fällts mir wohl ein. Des Schmiedes wegen ist's. Herr Verwalter, ich leugne es nicht. Vor einigen Jahren. Ich war noch Neuling. Oben in den Lärchen. Ein armer Teufel. Er hatte nicht geschossen, ich habe ihm das Gewehr weggenommen, es hängt heut noch im Jagdhause. Ich habe unrecht gethan, dass ich ihn nicht einführte, aber der Schelm hat mich zu sehr gedauert. Ein Holdenschlager Schmied war's. Im Strike durfte er nicht arbeiten, seine Genossen hatten ihm mit Gewalt gedroht, wenn er arbeite. Und eine große Familie daheim, hungernde Kinder, Herr Verwalter. So arme Leute!“

„Pah, Millionär wird der Wildschütz selten sein. Sie können ins Kloster gehen und ein barmherziger Bruder werden. Zum Jäger taugen Sie nicht. Danken Sie es Ihrer sonstigen Unbescholtenheit, dass ich Ihnen nicht den Process mache, ob Ihrer Pflichtvergessenheit. Thut mir leid, dass Sie so tief gesunken sind, Hallner, habe Sie immer für einen verlässlichen Mann gehalten. Der halbjährige Gehalt geht Ihnen heute noch zu. Ist gut, wir zwei sind fertig!“

Wie traurig ist er hinübergegangen gegen das Jagdhaus in der Ringau! — Herzlos, herzlos! dachte er bei sich. Es handelt sich um Rehe und Hirsche, es handelt sich um hoher Herren Jagdvergnügen, da gibt's kein Erbarmen mit armen Menschen . . . .

Seinem Weibe sagte er noch nichts von der Entlassung, aber eilends schrieb er an den Grafen, legte ihm die ganze Thatsache offen dar und bat um Gnade, für alle Zukunft größte Gewissenhaftigkeit versprechend.

Bei einer Begegnung auf der Gasse rief der Verwalter dem Schreiber Randl zu: „Sie haben mir einen Dienst geleistet, Randl. Schade, dass Sie mit der Flinte nicht umgehen können.“

„Ich mit der Flinte nicht, Herr Verwalter? Wer weiß es!“

„Kommen Sie einmal zu mir aufs Schloss.“

Es verstrichen die Wochen. Dem Weibe des Hallner fiel es auf, dass ihr Mann nicht mehr mit dem Gewehre ausgieng. Er wartete noch immer auf einen gnädigen Bescheid vom Grafen. Der kam aber nicht und der Forstverwalter ließ ihm sagen, wenn er binnen acht Tagen das Jagdhaus nicht räume, so würde er etwas Unangenehmes erleben. Da hat er seinem Weibe von der Sonnenfinsternis am Quatembertage gesprochen, unter der er zum Unglück geboren worden, und hat ihr alles mitgetheilt. Sie fand zu seiner Beruhigung das Unglück nicht so groß. „Die Jägerei ist ohnehin ein windiges Handwerk. Du bist stark, im Holdenschlager Eisenwerk nehmen sie, wie man hört, wieder Arbeiter

auf. Mach dir nichts daraus, wir nehmen eine Wohnung im Dorfe, da sind wir mit den Kindern auch näher der Schule. Ich kann nähen. Und die Geburtstags-Sonnenfinsternis macht uns noch lange nichts."

Sie zogen ins Dorf. Für ein glücklich liebend Paar war die Hütte, die sie fanden, freilich groß genug, aber durch das schlechte Dach sickerte der Regen auf das Stroh der Kinderbettlein.

Als Hallner in der nebenbezogenen Kammer über dem Tische an der Wand das Crucifix befestigte, hielt er damit plötzlich inne, blickte eine Weile auf das Kreuz und murmelte dann: „Ich kann's nicht verstehen."

„Was kannst du nicht verstehen, Nikolaus?" fragte ihn sein Weib, welches auf der Bank einen Kinderschuh flickte.

„Dass es so arg soll gefehlt gewesen sein, damals. In einem solchen Fall wäre es Christenpflicht, hatte ich gemeint. Und nun diese harte Buß'."

„Hart ist sie wohl", sagte das Weib, „aber auf der Welt geht's halt manchmal so."

„Sag' mir's noch einmal, Katharina, habe ich wirklich recht gethan, damals, dass ich den Schmied ziehen ließ? Sag' mir's alle Tage vor, ich werde immer einmal schier kleinmüthig."

„Vor Gott hast du recht gethan, es kann nicht anders sein. Die harte Buß' wendet sich zum Guten, wirst es schon sehen."

So sprach sie, die hochgemuthe Trösterin, und da ward er wohl getröstet. Bald bekam er Arbeit im Eisenwerk, aber nur für halbe Nachtschichten, denn die Bestellungen hatten nachgelassen. Nähen konnte das Weib freilich, aber nicht lange, so begann sie zu kränkeln, weil ihr nach der frischen Waldluft die dumpfe Kammer nicht wohlbekam.

Eines Abends, als die Kinder schon schliefen, der Nikolaus aber im Eisenwerke war, trat der Schreiber Randl ein. Er war sehr artig, nahm sie bei der Hand, schaute sie besorgt an und meinte, ihr Aussehen wäre nicht das beste. Aber sie möchte nicht verzagt sein, sie hätte einen alten Freund, der ihrer nicht vergessen könne. Er verdiene sich jetzt mehr als früher, er sei Jäger geworden, wenn auch nicht Oberjäger, aber die Bäume wüchsen von unten hinauf. — Sie sagte nichts darauf, als dass sie ihn schon hinaus auf die Gasse bitten müsse, weil sie die Thür zusperre. Das könne sie ja auch, wenn er drinnen bleibe, war seine Meinung. Da rief sie durch das Fenster zu einer Nachbarin hinüber, ob sie heute nicht kommen wolle mit ihrem Spinnrad, es wäre just ein rechter Abend zum Plaudern.

Daraus sah nun der Randl sonnenklar, dass seine freundschaftlichen Anerbieten nicht gewürdigt würden, er drehte sich einmal langsam um sich selber und gieng dann langsam davon.

Das war eine der letzten Nächte, in welchen der Nikolaus im Eisenwerke arbeitete. Bald darauf wurde er mit mehreren anderen Arbeitern,

die auch erst vor kurzem eingetreten waren, entlassen. Auch das wollte er seinem Weibe wieder nicht sagen. Er gieng so herum in der Gegend, scheinbar ganz behaglich schlenderte er wie Einer, der sich gut geschehen lassen kann und nichts zu arbeiten braucht. Er gieng gegen Abend wie gewöhnlich hinaus gegen die Eisenhämmer, aber er bog bald wegsab in den Wald und als der Mond aufstieg, holte er aus einer Felsenkluft hinter Büschen seine Flinte hervor. — O schönes Waidmannsleben! . . .

Oder sollte er seine Familie verderben lassen? Ihm war's ein Leichtes, auf altbekannten Schlichen einen Rehbock zu erlegen. Es geschah einmal, er zerlegte das Wild, trug das Fleisch stückweise heim. Sein Weib schaute ihm angstvoll ins Gesicht, das verdross ihn bass, er sagte unwirsch, so viel Umgang mit Jägern würde er wohl noch haben dürfen, um ein Stück Wildpret zu erstehen.

Nach drei Wochen gieng er ein zweitesmal aus in der Nacht. Es war ein nebeliges Herbstwetter, an den Bäumen fielen Tropfen nieder von Ast zu Ast. Kein Vogel, kein Lüftchen, so still, dass man die Hirsche hätte können äsen hören auf dem Grasanger, jenseits der Schlucht. Nikolaus Hallner gieng langsam zwischen den Lärchen hinan. Unter einem alten Lärchenstamm, auf dessen rissiger Rinde alle Geschicke der Waldbewohner eingemeißelt zu sein schienen, blieb er stehen und hielt sein Gewehr bereit. Nach Mitternacht gieng der Mond auf. Alles Wesen schien zu ruhen, nur die Äsenden kamen herauf, man hörte ihre trägen Tritte. Zwischen das Gestämme durch spähte des Schützen scharfes Auge. Er legte das Gewehr an, ein Blitz, und das Thier stürzte zusammen. Ein zweiter Blitz aus dem nahen Dickicht, der Nikolaus that einen dumpfen Schrei, machte ein paar Sprünge und taumelte hin . . . .

Am frühen Morgen, ein Sonntag war's, haben ihn Kirchengänger gefunden. Er lebte noch, er presste die Hand zur Faust gekrampft an die Rippen der rechten Seite. Die Wunde dort, er hatte sie mit dem weichen Filze seines Hutes verstopfen wollen, aber das Blut träufelte stetig auf das Moos und der Arm sank kraftlos hin. Dann kamen noch mehr Leute zusammen, darunter auch der Schmied Franz. Der hub zu schreien an, als er den Hallner liegen sah in seinem Blut. Denn er wusste vieles und er ahnte alles: „Zuerst abgedankt. Jetzt erschossen! Verdorben, weil er Barmherzigkeit gehabt hat! Hätt' er denn kein Christ sein sollen? Und ich kann dir nicht helfen! Kann denn niemand helfen? Kann's denn sein, dass dieser gute Mensch hier versterben soll? O schrecklicher Gott!"

Der Sterbende tastete nach der Hand des Schmiedes, mit verglastem Aug' starrte er ihn an und hauchte ein Wort, das nicht mehr verstanden worden ist . . . .

Als sie ihn an dem Abende des nächsten Tages in die Grube senkten, ist nichts geläutet worden und nichts gebetet. Sein Weib ist drei Schritte vom Grab gestanden und hat mit einem blassen, harten, thränenlosen Gesichte gegen Himmel geschaut. Der war umzogen von lehmgrauen Wolken, die niederhiengen auf die Berge. Das Weib starrte fragend hin. Der Himmel schwieg. — Als die Grube zugeschüttet war, wollte eine alte Frau das übliche Holzkreuz stecken auf den Hügel. Die Witwe trat hin, nahm ihr das Kreuz aus der Hand und trug es mit sich. Als sie über den Steg des Baches gieng, warf sie es ins Wasser.

Nemesis.

Eine Geschichte aus dem Leben von **M. v. Weißenthurn.**

(Schluss.)

IV.

Emmy stürmte indessen in einer Aufregung, welche jene des Professors bei weitem übertraf, in ihrem Zimmer auf und nieder; sie war nicht physisch unwohl, aber sie befand sich in einem Zustande, in welchem man nur allein oder mit Menschen sein kann, denen gegenüber man sich rückhaltslos auszusprechen vermag. Das aber wollte sie vor dem Professor nicht, und dadurch war ihre Lage eine peinliche. Und was hatte die junge Frau in solche Aufregung versetzt? Ein Blatt, ein einfaches Blatt Papier, auf welchem natürlich eine anonyme, wohlmeinende Freundin sie darauf aufmerksam machte, es sei doch nicht hübsch, nebst dem eigenen Manne auch noch einen anderen am Gängelbande zu führen. Im Interesse heiratsfähiger Mädchen werde man sich veranlasst sehen, Herrn von Geldern auf die nicht mehr so ganz harmlosen Manipulationen seiner Frau Gemahlin aufmerksam zu machen, wenn diese nicht ihrem Verkehr mit dem Professor ehebaldigst Schranken setzen würde. Im Interesse der Moral könne man es nicht länger mit ansehen, wie eine verheiratete Frau einen sonst hochachtbaren Mann dermaßen in Beschlag nehme, dass sie dadurch seine ganze Zukunft untergrabe u. s. w. u. s. w.

Emmy war außer sich. Im Elternhause exclusiv erzogen, von dem Gatten, mochte derselbe nun auch für ihre heißblütige Natur zu kühl und gemessen sein, jedenfalls von allem Schlamme des Lebens ferne gehalten, ahnte sie nicht, welche Gemeinheit es in der sogenannten guten Gesellschaft geben könne, glaubte sie wirklich, die Zielscheibe allgemeinen Spottes zu sein,

weil eine lose Zunge an ihr das Müthchen gekühlt. Sie wusste nicht was thun. Ihrem Gatten, dem ernsten kühlen Manne Mittheilung von dieser Schändlichkeit zu machen, — es war ihm, als ob sie damit sich selbst erniedrige — schweigen? und dergleichen thun, als sei nichts gewesen — das hieß, sich der Gefahr aussetzen, dass jene Lästermäuler, die sich mit ihm befassen, den directen Weg einschlugen, und dem Gatten gegenüber weitere Schritte thaten.

Je mehr die junge Frau sann und grübelte, desto mehr verwirrten sich ihre Gedanken, desto beängstigender ward ihr zumuthe und am meisten quälte sie das Bewusstsein, welches sich ihr immer mehr und mehr aufdrängte, dass, wenn sie wirklich sich durch die Drohungen der anonymen Briefstellerin einschüchtern ließe und dem Umgange mit Exner entsagte, ihrem Leben mit einemmale Licht und Freudigkeit genommen war.

Liebte sie also jenen Mann? sie konnte sich auf diese Frage keine Antwort geben, sie wusste nur, dass keiner sie verstand, so gut wie er, sie wusste, dass, wenn sie ihre tägliche Existenz dachte ohne ihn, dieselbe ihr schrecklich nüchtern und leer vorkam; all jene Empfindungen, welche Geldern als überspannte Gefühlsduselei, mit geringschätziger Missachtung behandelte — er hatte sie begriffen, ohne darüber zu spotten, — und so hatte sie sich denn nach und nach daran gewöhnt, in dem Hausfreunde einen Beichtiger zu sehen, dem sie alles, aber auch gar alles sagen konnte. Das aber mochte gefährlich sein. Die Lästermäuler, denen nichts heilig ist, konnten eine reine Freundschaft nicht begreifen, sie mussten dieselbe in den Schlamm hinabreißen, in dem sie selbst sich behaglich fühlen. Emmy erkannte mit einemmale die Gefahr, in welcher sie sich befand. Sie hatte ihren Gatten aus Achtung geheiratet, dem Wunsche der Eltern Folge leistend, nach und nach aber ihn lieben gelernt, mit der ganzen Leidenschaft ihrer Natur, mit der ganzen Wärme, deren sie fähig war! Er aber ein kühlerer, ruhigerer, wenn auch guter und reeller Mensch, nannte jene Gefühlsausbrüche, die der jungen Frau Lebensbedürfnis waren, überspannte Exaltation, und so gewöhnte sie sich nach und nach daran, um einer Rüge aus dem Wege zu gehen, Alles in sich zu verschließen, was ihre Seele bewegte. Da trat Exner in ihr Leben, er verstand und begriff alles, was Geldern zu verstehen sich nicht die Mühe nahm. Er hatte sie in der Kindheit gekannt, er war der Freund des Bruders gewesen, an dem ihre weichmüthige Seele mit tausend Fasern gehangen. Was wunder, dass sie sich zu ihm hingezogen fühlte, umsomehr, als Geldern sie ungehindert gewähren ließ. Doch was war das? Stand sie da nicht vor einem Abgrund? lernte nicht sie, die Gattin Rudolfs, einen anderen lieben? Und was sollte dann geschehen?" —

Diese und ähnliche Gedanken wogten im Kopfe der jungen Frau auf und nieder, und sie war froh, dass sie allein war und Zeit hatte,

den Sturm in ihrem Innern zu beschwichtigen, sich über das zur Klarheit zu kommen, was geschehen musste — geschehen sollte — — — — — der Bergrath liebte es nicht, wenn er zur Abendszeit spät nach Hause zurückkehrte, was an Renntagen häufig zu geschehen pflegte, von seiner Frau erwartet zu werden; er sah darin eine Controle, die ihm lästig war, und so legte sich heute seine Stirne in bedenkliche Falten, als er, lange nach Mitternacht heimkommend, im Wohnzimmer noch Licht sah. Er wollte an der Thüre desselben vorüberschreiten, doch im selben Augenblicke ward sie von innen geöffnet, und mit bleichen Wangen, mit tiefliegenden Augen stand Emmy auf der Schwelle.

„Wozu noch auf? Du weißt, dass ich eine solche Controle nicht liebe — ich bin Herr meiner Zeit, und theile mir dieselbe ein, wie ich es für gut befinde!“ herrschte er sie ziemlich ungnädig an.

„Verzeihe, Rudolf, ich kenne deine Wünsche, aber ich musste einen Verstoß gegen dieselben begehen, denn das, was ich auf dem Herzen habe, lässt sich nicht länger so weiter tragen, es muss ausgesprochen werden. Lies diesen Brief und dann sage mir, was ich thun soll.“

Einigermaßen gelangweilt griff der Bergrath nach dem Blatt, welches seine Frau in Händen hielt. Während seine Augen es durchflogen, nahm sein Antlitz einen beinahe belustigten Ausdruck an. „Die Klatschbasen der Stadt erwiesen dir die Ehre, sich mit dir zu befassen“, rief er lachend. „Was du thun sollst? mein Gott, gar nichts, die Geschichte in den Papierkorb werfen und damit abgethan.“

Emmy starrte ihren Gatten wortlos an; war es denkbar, dass er das, was sie so tief erschütterte, vollkommen gleichgiltig entgegennahm, wahrlich, dieses neuen Beweises der Verschiedenheit ihrer Natur hätte sie nicht bedurft.

„Du verstehst nicht, um was es sich handelt, Rudolf“, sprach sie, sich mühsam beherrschend, „es ist nicht allein das, dass es müßige Zungen wagen, meine Ehre und die deine anzugreifen, es erschreckt mich noch anderes.“

„Und das wäre?“ Der Bergrath sah seine Frau einen Augenblick mit einer gewissen Spannung an, sie aber schwieg und starrte vor sich hin.

„Nun?“ forschte er nach einer Pause, „darf ich nicht wissen, um was es sich handelt?“

„Belügen will ich dich nicht, und die Wahrheit — die Wahrheit würdest du nicht verstehen“, entgegnete sie bitter.

„Sprich immerhin, es ist zu viel geredet worden, als dass sich noch weiter schweigen ließe, was ist's, was dich bekümmert!“

Er that diese Frage nicht mit der Sorglichkeit eines liebenden Gatten, sondern mit der kalten indifferenten Ruhe, welche der Lehrer einer schüchternen Schülerin gegenüber vielleicht anzuwenden geeignet finden mag.

„Nun denn, so lass mich einmal aussprechen, was mir die Seele belastet", entgegnete sie hoch aufathmend, indem sie sich das Haar aus der Stirne strich. „Angesichts jenes Briefes, den ich heute erhielt, habe ich mir die Frage gestellt, ob die Leute nicht mit dem, was sie als giftiges Gekläff muthmaßen und andeuten, recht haben können, ob ich es nicht lernen werde, Exner zu lieben, ihn, der mich versteht, in jeder Regung meines Herzens, — höher zu stellen als dich, der du nur kühle Indifferenz gegen mich an den Tag legst — noch sind wir nicht so weit gekommen, aber was nicht ist, kann werden und ich bitte dich, ich flehe dich an, räume die Gefahr aus dem Wege, solange es noch Zeit ist — hilf mir, gut und tugendhaft zu bleiben, du wärest nicht berechtigt, den Stab über mich zu brechen, wenn ich aufhören würde, es zu sein, du nicht — der du all meine Liebe, all meine vergötternde Zärtlichkeit mit stummer Indifferenz zu lohnen pflegst. Die Frau ist für die Liebe geschaffen, und wo man ihr diese verweigert, da geräth ihre Phantasie auf schrullenhafte Irrwege, nur aus Mangel an seelischer Befriedigung."

Der Bergrath hatte seine Frau ausreden lassen, er war ihren Worten nicht ohne einer gewissen Theilnahme gefolgt, aber man erkannte es an seinem ganzen Wesen, dass er sie für ein exaltiertes Kind ansah, dem er bei weitem überlegen war.

„Was verlangst du eigentlich von mir, Emilie? Ich verstehe dich noch immer nicht recht", forschte er, indem er die junge Frau ernst und sinnend betrachtete.

„Dass du mich fortbringst von hier, dass du mich der Gefahr entrückst, der ich, nur zu gut fühle ich das, entgegengehe!"

„Und damit sollen wir dem müßigen Gerede der Leute Thür und Thor öffnen, ihnen womöglich darthun, dass sie mit all ihren Vermuthungen im vollsten Rechte sind. Nein, Kind, das geht nicht — wo denkst du hin! — Das Geschwätz der Menge muss niedergekämpft werden durch Nichtbeachtung, und was den Umstand betrifft, dass du dir selbst einredest, du könntest Exner lieben, so sind das exaltierte Hirngespinste, die ich nach ihrem wahren Werte zu würdigen weiß. Verbrenne den Brief, denke weiter nicht an die Geschichte, schlaf wohl und lass dir keine grauen Haare wachsen; es ist ganz gut, dass du mir's gesagt hast, aber Consequenzen hat die Sache weiter keine und Änderungen in unserer Lebensweise soll es auch keine hervorrufen. Und nun Kind, lass uns zur Ruhe gehen."

V.

Emmys Erregung war für ihren Mann nur ein Sturm im Wasserglase gewesen, den er weiterer Beachtung nicht würdigte. Er hatte auch so vielerlei zu thun, dass er sich nicht die Mühe nahm, die Gemüths-

ſtimmung ſeiner Frau abſonderlich zu beachten. Man hatte ſich darüber ausgeſprochen, und damit war die Sache erledigt. Emmy ſchwieg — ſie vergrub all ihre Empfindungen in ihr tief innerſtes Herz, ſie ließ es ſich nicht merken, wie tief ſie ſich verletzt fühlte, daſs ihr Gatte ſich nicht einmal die Mühe nahm, ein ganz klein wenig eiferſüchtig zu ſein, ſie erkannte, daſs ſich mit ihm nicht rechten laſſe, daſs es zu nichts frommen würde, wenn ſie ihm auch die Seelenſtürme offenbare, die an ihrem Herzen rüttelten. „Exaltierte Kindereien", das wäre das Urtheil geweſen, deſſen ſie hätte gewärtig ſein müſſen, ſie und ihr Empfinden ernſt zu nehmen, das wäre ihm nimmermehr in den Sinn gekommen, wozu auch? man heiratet, um eine Hausfrau zu haben, ſeine Wäſche beſorgt, ſeine Küche gut beſtellt zu wiſſen. Was darüber, iſt von Übel. Solange ſich ein Junggeſelle mit einer Haushälterin abplagen muſs, riskiert er, daſs ſie ihm kündigt, daſs ſie ihn mit Launen quält, oder, wenn ſie noch halbwegs jung und hübſch iſt, gar auf Liebesgedanken verfällt. Um gegen ſolche unbequeme Angriffe gefeit zu ſein, hatte Rudolf wahrſcheinlich geheiratet — was wunder alſo, wenn er es unbequem fand, daſs ſeine Frau jetzt mit ähnlichen Anforderungen an ihn heranzutreten geneigt ſchien. Emmy lernte ſchweigen, lernte, ſich in die gegebenen Verhältniſſe zu ſchicken und zu fügen, aber ſie war dabei nicht glücklich, im Gegentheil! Sie empfand es als eine ſchwere Beleidigung, daſs ſie ein Nichts ſei in ſeinem Leben — weshalb hatte er ſie an ſich gefeſſelt, wenn ſie ihm gleichgiltig war? Weshalb hatte er ſie gelehrt, ihn zu lieben? — hatte er das aber auch? — ſie überlegte, und mit der Überlegung kam ihr auch das Bewuſstſein, daſs ihr Gatte eigentlich niemals um dieſe Liebe geworben, daſs ſie ihm zugefallen ohne Kampf, ohne Ringen. Ach ja, er muſste das Fühlen, welches ſie bewegt, in ihrer Seele geleſen haben, und hatte ihr aus Mitleid die Hand geboten, auf die Dauer mochte er das Opfer, welches er gebracht, unbequem finden, daher die kühle Zurückhaltung, welche er den heißen Gefühlsausbrüchen ihres übervollen Herzens entgegenbrachte. Und ſie — ſie, die dieſen Mann liebte mit jeder Fiber ihres Herzens — ſie ſollte ſeine unausgeſetzte Seelenqual ſein? Denn nur als ſolche ließ es ſich bezeichnen, wenn er Tag für Tag dazu verdammt war, an der Seite einer ungeliebten Frau weiter zu leben. Wie ihm helfen? Eine Scheidung wäre das einfachſte geweſen; aber wie dieſelbe motivieren? und dann das Breittreten und Erörtern ihres Familienlebens vor einem Gerichtshof? Emmys ſenſitive Natur ſchauderte vor dieſem Gedanken zurück! Einen letzten Verſuch machen, ſich ſein Herz wieder zu erobern? Lächerlich, — wozu ſolche neue Demüthigung? Hatte ihr doch dieſes Herz nie gehört, deſſen glaubte ſie ſich von Tag zu Tag überzeugter fühlen zu ſollen; ſeine Eiferſucht wachrufen durch ſcheinbare Untreue? ein häſslicher, ein unwürdiger Gedanke, der ſich oben-

drein nur durchführen ließ, wenn sie einen anderen täuschte, wenn sie einem anderen eine Liebe vorheuchelte, die sie nicht empfand. Und wer sollte dieser andere sein? Professor Exner war der einzige, mit dem sie viel verkehrte und wenn sie das Spiel mit diesem inscenierte, so konnte es, das empfand sie instinctiv, von der einen Seite zur grausamen Wirklichkeit werden!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So vergiengen Wochen und Monate, die Entfremdung zwischen den Gatten ward immer größer; bald blieb die Wohnung, in der sie gemeinsam hausten, das einzige Band, welches es noch zwischen ihnen gab. Emmy sah von Woche zu Woche schattenhafter aus, aber ihr Mann achtete dessen nicht, — desto mehr fiel es dem Professor auf. Er besprach es dem Bergrath gegenüber, dieser lachte aber nur und meinte, Emmy fehle gar nichts, hysterische Frauenchimären sei das einzige Übel, an welchem sie laboriere, und dem wäre nicht abzuhelfen.

Und es kam der Tag, an welchem Exner nicht länger an sich zu halten vermochte, an welchem alles, was seit Jahren in seiner Seele auf- und niederwogte, der Frau gegenüber, die seine erste und einzige Liebe geblieben, zur Aussprache kam. Und Emmy saß da mit gefalteten Händen, machtlos den Wortschwall zu hemmen, welcher über die Lippen des sonst so ernsten stillen Mannes brach. Und er sagte ihr alles, wie er sie als Kind, wie er sie als heranblühendes Mädchen geliebt, wie er um sie geworben, um in der brutalsten Weise zurückgewiesen zu werden, wie er dann mit der Wunde im Herzen in die Welt hinausgezogen war, um zu vergessen, wo er alles gelernt hatte, nur nicht — das Vergessen! Wie er heimgekehrt, um beim ersten Blick, den er in ihre Augen gethan, zu fühlen, wie theuer sie ihm sei! Wie er in ihr allein lebe! Er hatte aber auch nur allzubald begriffen, dass sie unverstanden durchs Leben gehe, dass sie, obschon vermählt, doch allein stehe; er hatte geglaubt, dass er hinreichenden Opfermuth besitze, um ruhig und leidenschaftslos ihr zur Seite zu stehen, ohne sein Gefühl zu verrathen. Aber je mehr er sie vernachlässigt sah, desto mehr kam er zu der Überzeugung, dass seine Leidenschaft für die Dauer sich nicht niederdrücken lasse und so sei er denn gekommen, um von ihren Lippen sein Urtheil zu hören, sie möge rückhaltslos sprechen, wie immer dasselbe auch lauten werde, er füge sich! Und schweigend hatte sie ihm zugehört, die Hände im Schoß gefaltet, so saß sie da, und nur ein leises Zucken ihrer Lippen verrieth die Aufregung, welche in ihr tobte.

„Was ist es also, das Sie von mir fordern?“ fragte sie tonlos, als er jetzt innehielt.

„Mein sollen Sie werden, ganz allein mein!“ flehte er leidenschaftlich. „Die Zeit alter Vorurtheile besteht nicht mehr, Gott sei Dank!

Es wird uns von Jahr zu Jahr leichter gemacht, Bande zu lösen, die nur in ihrer Form existieren. Trennen Sie sich von Ihrem Gatten! Besitzen Sie den Muth, die, ich will es zugeben, lästige Procedur der gerichtlichen Scheidung durchzumachen, und räumen Sie mir das Recht ein, Ihr legaler Beschützer zu werden, nicht nur der Mann, dessen Namen Sie tragen, sondern auch derjenige, welcher Ihnen stützend, liebend, rathend zur Seite steht in allen Lagen des Lebens!"

„Ich kann nicht — ich kann nicht — ich kann nicht!" rang es sich mühevoll über die Lippen der gepeinigten Frau, während sie die Hände schluchzend vor das Gesicht schlug. Er sah zu ihr nieder mit unendlicher Liebe, mit unendlichem Mitleid im Blick und Ton der Stimme.

„Und warum können Sie nicht, Kind? Haben Sie den Muth, mich anzusehen und zu behaupten, dass ich Ihnen gleichgiltig sei?" Er frug es mit einem Anfluge jenes übermüthigen Siegesbewusstseins, welches das Gefühl, geliebt zu werden, bei jedem Manne hervorruft; sie aber weinte herzbrechend. Endlich erhob sie sich, strich die Haare aus dem Gesicht und vor ihm stehen bleibend, reichte sie ihm beide Hände hin:

„Lassen Sie mir Zeit, um zu einem Entschluss zu kommen; ich bin heute fieberhaft erregt, ich weiß nicht, was ich sage, ich brauche Zeit zum Denken und zum Fühlen. Lassen Sie mich acht, vierzehn Tage allein, gehen Sie fort von hier, machen Sie eine Reise, und wenn Sie zurückkommen, dann sollen Sie wissen, was ich beschlossen und was immer es auch sei, Ihr Wort zum Pfand, dass wir gute Freunde bleiben wollen."

„Sagen Sie es doch lieber gleich, dass Sie sind, wie die anderen, dass Sie es belustigt hat, mich als den gefügigen Sclaven Ihrer Launen an Ihr Haus gefesselt zu sehen, dass es Ihnen aber niemals eingefallen ist, mich ernsthaft zu nehmen, sondern dass jetzt mein Ernst Sie erschreckt, und Sie durch meine Entfernung nur Zeit gewinnen wollen, um nachzudenken, mit welcher gesellschaftlichen Floskel man sich am besten einen lästigen Freier vom Halse schafft!"

Emmy hatte ohne ein Wort der Unterbrechung die heftige Rede des Professors entgegengenommen; jetzt hob sie mit der flehenden Geberde eines gescholtenen Kindes die Hände zu ihm empor und flüsterte leise:

„Nicht böse sein, Hermann, ich kann nicht anders, — jede Entscheidung, die ich in meiner heutigen Stimmung treffen würde, könnte uns nur zum Unheil gereichen."

„Uns?" lag nicht in diesem Wörtchen allein schon beseligende Gewissheit? Es leuchtete auf in dem Angesicht des Professors, und die Hand der jungen Frau an seine Lippen ziehend, sprach er:

„So sei es denn, Ihr Wille geschehe, morgen werde ich um einen vierzehntägigen Urlaub in dringenden Familienangelegenheiten einschreiten, ich erhalte ihn natürlich sofort, und nach Ablauf desselben komme ich, um

mein Urtheil aus Ihren Augen zu lesen." Er machte Miene, sie zu umarmen, sie aber trat einen Schritt zurück und mit einer tiefen Verbeugung verließ er das Gemach.

VI.

Bergrath von Geldern kam später als sonst noch aus seinem Clubabend nach Hause. Er war müde und schläfrig, man hatte viel gespielt, viel getrunken, viel geplaudert; der Abend war im ganzen recht heiter und befriedigend gewesen, aber jetzt, wo derselbe vorüber, trat jene gewisse Abstumpfung ein, die sich am besten verschläft. Der Bergrath hatte seine Frau im Laufe der Jahre so gut zu erziehen gewusst, dass sie seine Heimkehr niemals abwartete, sondern sich zu der normal herkömmlichen Stunde, in der es bei den Durchschnittsmenschen üblich ist, zu Bett zu gehen, niederlegte. Natürlich nahm er an, dass sie schlafe, und somit über seine Heimkehr keinerlei Controle ausübe, was ihm angenehm war, denn er liebte die ungebundene Freiheit, welche ihn an sein fesches Junggesellenthum erinnerte.

So trat er denn auch heute, ohne auch nur einen Blick in das Schlafzimmer seiner Frau zu werfen, in seine Schreibstube, musterte flüchtig die eingelaufene Post, und runzelte ärgerlich die Stirne, als er gewahrte, dass neben den verschiedentlichen Schriftstücken auch noch ein Brief lag, auf welchem er in der schönen, leserlichen Handschrift seiner Frau die Worte las: „An meinen Gatten."

Was war das nun wieder für eine neue hirnverbrannte Schrulle dieser hysterischen Person? Ein Brief, dessen Aufschrift in seiner lapidaren Kürze unwillkürlich an ein Testament erinnerte. Testament — puh, häßliches Wort! das nach Grab und Moder duftet. Ärgerlich warf der Bergrath das Schreiben uneröffnet zur Seite. Diese Tiraden von gekränkter Liebe, die er alle schon kannte, die hatten Zeit — durch die wollte er sich den Schlaf nicht stören lassen. Rasch stand er auf, nahm den Armleuchter und schritt in sein nebenan befindliches Schlafgemach. Im Nu war er entkleidet, hatte das Licht ausgeblasen und versuchte zu schlafen. Aber waren es die schweren Weine, welche er am Abende getrunken, war es das Gewitter, welches am Himmel stand, war es der Verdruss über den langweiligen Schreibebrief, welchen er morgen früh doch wohl oder übel lesen musste, kurzum, sein Schlaf blieb unruhig und ward zu wiederholtenmalen von den peinigendsten Träumen unterbrochen. Plötzlich — es mochte gegen vier Uhr morgens sein — wurde er durch einen taghellen, zuckenden fahlen Schein geweckt, dem ein furchtbarer Donnerschlag folgte — schlaftrunken und erschrocken sprang er auf und bedurfte einiger Minuten, ehe er sich hinreichend gesammelt hatte, um zu begreifen, dass es nur das mit erneuter Kraft ausgebrochene Unwetter sei, welches ihn geweckt hatte. Horchend trat er an die Thüre, welche zu seiner Frau

hinüber führte — nichts regte sich, sie war also offenbar nicht wach geworden — merkwürdig, sie, die sonst so leise schlief, die bei jedem schweren Athemzuge, den er im Schlafe that, hineinzuhuschen pflegte, um nachzusehen, ob ihm nichts fehle, sie regte sich nicht. Leise öffnete er die Thüre in das anstoßende Gemach, tiefe Stille, vollständige Finsternis — ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, was war nur plötzlich über ihn gekommen, er, der moderne Realist, welcher über Vorahnungen und Stimmungen stets spöttisch zu lächeln pflegte, er fühlte sich unerklärlich bedrückt. Ärgerlich über sich selbst, trat er von der Thüre zurück, legte sich abermals zu Bett und versuchte zu schlafen — umsonst! Bleischwer schlichen die Augenblicke dahin; mattes Dämmerlicht drang bereits durch die geschlossenen Vorhänge in das Gemach; von der Straße herauf tönte zuweilen ein mehr oder minder lautes Geräusch, wie der erwachende Tag es mit sich bringt, — und wider seinen Willen musste Rudolf von Geldern horchen und immer wieder horchen, ob er nicht einen Laut aus dem Zimmer seiner Frau vernähme. Die Stille wirkte maßlos beängstigend auf ihn, ohne dass er imstande gewesen wäre, sich Rechenschaft abzugeben, weshalb. Endlich sprang er auf, machte Licht, kleidete sich hastig an und gieng in sein Schreibzimmer; da der Schlaf ja doch nicht kommen wollte, konnte er ebensogut die im Bette müßig zugebrachte Zeit der Erledigung seiner eingelaufenen Correspondenzen widmen, — so sagte er sich, ohne sich selbst einzugestehen, dass nur der Wunsch, zu wissen, was in dem Schreiben seiner Frau enthalten sei, ihn dazu dränge, sich so plötzlich für seine Correspondenz zu interessieren.

Sollte die kleine Närrin doch am Ende irgend einen ernstlichen Kummer haben? Pah, Unsinn! Welchen denn? Hatte sie nicht alles, was ihr Herz begehrte? Ihr Herz — hm, ja — wenn dasselbe sich durch sorgenfreies Leben, durch hübsche Kleider, durch angenehme gesellschaftliche Stellung zum Schweigen bringen ließ, dann war Emmy von Geldern allerdings die glücklichste der Frauen, aber — die Kinderlosigkeit — sie wird zur Klippe für manches Weib, zur Klippe, welche nur durch unendliche Liebe und Geduld des Gatten glücklich umschifft werden kann! Und hatte er diese stets geübt? Vielleicht zum erstenmale im Leben stellte Rudolf sich diese Frage, fühlte er sich durch die Antwort, welche sein Gewissen ihm darauf gab, einigermaßen beunruhigt. Nun ja denn, er war oft mürrisch, ungeduldig, lieblos gegen die kleine Person gewesen, aber gern hatte er sie im Grunde genommen doch, und wer hatte denn nicht seine kleinen Fehler? Gerade das Bewusstsein, dass er ihrer Liebe sicher sei, trug schuld daran, dass er sich zuweilen vielleicht mehr gehen gelassen, als im Grunde genommen recht war! —

Unter solchen und ähnlichen Gedanken hatte Rudolf von Geldern vor seinem Schreibtische platzgenommen — ja, ja, es sollte anders

werden zwischen ihnen, das stand fest! und mochte er seines Besitzes auch noch so sicher sein, gewisse Rücksichten schuldete er ihr ja doch; im Grunde genommen war es beispielsweise rührend von ihr gewesen, dass sie sich die dumme Geschichte mit dem anonymen Briefe so sehr zu Herzen genommen, hatte gerade ihre, durch denselben hervorgerufene Stimmung Zeugnis abgelegt für ihre unantastbare Herzensreinheit.

Und er hatte sie hart angelassen, wie war ihm nur — hatte er sie nicht eine exaltierte Närrin gescholten? Nein, nein, das musste anders werden! Unwillkürlich dachte er zurück an seine Kinderzeit, erinnerte er sich daran, wie er als kleiner Junge unter dem Auge der Mutter mit seinen Soldaten gespielt, und diesen ganz muthwillig Köpfe und Beine abgebrochen, sie auf diese Weise zur Unbrauchbarkeit verstümmelnd. Wenn die Mutter ihm darüber Vorwürfe gemacht, hatte er, dessen entsann er sich ganz deutlich, mehr denn einmal die Antwort bereit gehabt: „Sie gehören ja mir, was schadet das, ich kann mit ihnen machen, was ich will!“ War ihm dieser Charakterzug nicht bis auf den heutigen Tag treu geblieben? Hatte er ihn nicht auch in seinem Verfahren gegen Emmy beherrscht? Das Bewusstsein, dass sie sein Eigenthum war, dass sie ihm angehöre, verleitete ihn zu rücksichtsloser Roheit — noch nie hatte er sein Vergehen so klar erkannt, als heute! Ja, ja, das sollte und musste anders werden zwischen ihnen! Er fühlte sich so weich gestimmt, dass er fast zärtlich nach dem Briefe seiner Frau griff, der oben auf seinem Pulte lag; einen Augenblick hielt er ihn sinnend zwischen den Fingern, wandte ihn nach allen Seiten hin um, dann ergriff er die Papierscheere, öffnete den Umschlag und faltete das Papier auseinander. Sein Blick ruhte auf der festen, klaren Schrift seiner Frau — anfangs ruhig, dann mit zuckenden Lippen und bebenden Händen las er, was sie ihm zu sagen hatte:

„Die Furcht vor dem Gewöhnlichen ist es, die mich in den Tod treibt und dass ich dies niederschreibe, spricht Dich von jeder Schuld frei! Ich habe Dich geliebt, ich liebe Dich heute noch, ach, Du weißt es nicht, wie sehr! Man kann nicht gegen seine innerste Natur — und deshalb mache ich Dir auch keinen Vorwurf, Du hast mich nie verstanden; wir haben nie zu einander gepasst, und das Leben, welches solcher seelischen Nebensächlichkeiten nicht achtet, hat uns zusammengeführt. Jahre ertrug ich es — mit der glühendsten Liebe zu Dir im Herzen, neben Dir zu leben und für meine anbetende Liebe, die nach Kundgebung und Äußerung der Gefühle drängte, nur ein indifferent hausbackenes Empfinden Deinerseits einzutauschen. Ich habe Dir keinen Vorwurf zu machen, Du hast mich weder misshandelt, noch geschlagen, Du hast die Form nie missachtet und Du kannst nichts dafür, wenn Dein Blut kühler fließt wie das meine, wenn Du kein Verständnis hast für eine Sprache, die Du nicht gelernt. Jahre lang habe ich in dumpfer Apathie dahin vegetiert,

wissend, dass mein heißes Sehnen, meine innige Liebe niemals verstanden werden würden — dann trat ein Mann in mein Leben, der den Pulsschlag meines Herzens begriff, der für mich so fühlt, wie ich für Dich empfinde, Du selbst hast ihn mir zugeführt, hast mich unaufhörlich auf ihn angewiesen, hast vielleicht im Stillen gewünscht, dass er Dir die lästige Bürde abnehme, für die es in Deinem Denken und Fühlen keinen Raum mehr gab! Lange erfreute ich mich an der Freundschaft dieser theilnehmenden Seele, ohne deren Liebe zu erkennen, — das Lästermaul der Menge hat mir zuerst die Augen geöffnet; ich appellierte an Dich, ich wandte mich hilfeflehend an Dich — ich wollte, dass Du mich vor mir selbst errettest, vergeblich. Du hast mich nicht verstanden. Dann kam die Stunde, in welcher er zu mir sprach, in welcher er mich beschwor, eine Fessel abzuwerfen, die mich nur dem Namen nach binde, ich lauschte seinen Worten, ich lauschte der Sprache, welcher meine Vernunft ihre Billigung ertheilen musste und empfand doch, dass ich nicht von Dir lassen könne! Mit der Liebe im Herzen mich von Dir zu trennen, um einem anderen die Hand fürs Leben zu reichen — wäre ein Unrecht gegen jenen, mit der Liebe zu Dir im Herzen an Deiner Seite ungeliebt weiter zu leben, geht über meine Kraft! Geht umsomehr über meine Kraft, als ich schließlich doch in einer schwachen Stunde vergessen könnte, was ich dem Manne schulde, unter dessen Dach ich lebe, dessen Namen ich trage, dessen Brot ich esse, um zur Heldin eines modernen Ehebruchdramas zu werden, vor dem mir graut. Ich mag nicht mehr weiter leben, um an mir selbst zu experimentieren, was alles im Leben schon dagewesen, ich weiß, dass es nur eine Wiederholung dessen ist, was vor mir Tausende schon gelitten, nach mir noch Tausende leiden werden. Ich will nicht schlecht sein gegen Dich, — und so scheide ich aus diesem Leben, das mir wertlos ist ohne Deine Liebe, scheide ohne Reue, scheide gerne.

Alles schon dagewesen — auch ein solcher Tod, aber wenigstens brauche ich denselben nicht mitzuerleben, höre und weiß ich nicht, was nach mir gewesen! Wenn je die Stunde kommt, in welcher Du ahnen lernst, wie heiß ich Dich geliebt, dann sei gewiss, dass ich Dir verziehen, dass ich bis zu meinem letzten Athemzuge segnend Deiner gedenke, dass ich nur den Wunsch hege, als verklärter Geist schützend Dich umschweben, Dir jede Sorge fernehalten zu können. Du hast mich nicht verstanden, das war nicht Dein Vergehen, denn der Mensch kann ewig nur nach seiner innersten Natur.

Emmy."

Der Bergrath hatte zu Ende gelesen, das Blatt war seiner Hand entfallen und starr, unbeweglich in stumpfer Apathie versunken saß er da. Was nachher gekommen, er hat es in späteren Jahren sich nie genau zu erinnern vermocht. Das Leben erwachte, es trat in seine Rechte, das Treiben, Hasten

und Drängen auf der Straße und im Hause begann, und noch immer saß Rudolf von Geldern unbeweglich, thatenlos, des Denkens unfähig da. Endlich, er wußte nicht, waren Tage, waren Stunden, waren Augenblicke vergangen, seit er die letzten Zeilen jenes verhängnisvollen Briefes gelesen, da stürzte das Mädchen mit der Schreckensbotschaft in das Gemach, das Zimmer der gnädigen Frau sei leer, sie könne dieselbe in der ganzen Wohnung nicht finden und jetzt erst begriff Rudolf von Geldern, daß er handeln müsse, daß es vielleicht noch Entsetzliches zu verhüten gebe, daß das Kleinod, dessen Wert er nie hoch genug angeschlagen, vielleicht noch zu retten sei! Langsam, schwerfällig, als ob Jahrzehnte zwischen dem Gestern und dem Heute liegen würden, versuchte er sich zu erheben — aber was war das? Er fühlte sich unfähig, auch nur ein Glied zu rühren, der starke, kräftige, gesunde Mann war gelähmt! Hilflos mußte er es mit ansehen, wie das Mädchen vergebliche Versuche machte, ihn aufzurichten, wie es endlich die übrige Dienerschaft herbeirief und es den vereinten Anstrengungen der Leute gelang, ihn nach seinem Bett zu bringen. Der hastig herbeigerufene Arzt constatierte eine durch Erkältung hervorgerufene Lähmung, welche aber Monate dauern konnte; er empfand Mitleid mit dem Hilflosen, über dessen Heim in dieser düstern Gewitternacht so Furchtbares hereingebrochen. Er nahm sich seiner an, indem er die Polizei von dem Geschehenen in Kenntnis setzte, indem er auf Wunsch des Bergrathes auch Professor Exner benachrichtigte, der im Begriffe gestanden, eine Urlaubsreise anzutreten, und nun bis ins Innerste erschüttert zu dem Gatten der Frau eilte, welche er so heiß geliebt und der seine Worte erst zu der Erkenntnis geholfen, daß sie nicht von dem Manne lassen könne, dessen Namen sie trage, wenn er auch nicht nach ihr begehrte.

Und das tägliche Leben gieng weiter, unbekümmert um Menschenleid, um Menschenweh — die Sonne schien ebenso heiter, die Vögel sangen ebenso froh, die Menge war ebenso munter, die Menge, die mit ihrem kläffenden Geschwätz an dem einzelnen nörgelt, vergißt seiner, sobald der Tod ihm die müden Augen geschlossen. Bange Tage vergiengen, dann warf ein paar Meilen stromabwärts der Fluß eine Leiche ans Land — verkratzt, zerrissen, kaum kenntlich, offenbar von Sträuchern des Ufers festgehalten und dann erst weiter geschwemmt, immerhin aber durch die Kleider und durch den Trauring als Emmy von Geldern-Limböck agnoscierbar.

Ein paar Tage lang redete die ganze Stadt von nichts anderem, man zerbrach sich den Kopf über die Motive der That, ohne der Wahrheit nahe zu kommen, dann, nachdem die irdischen Überreste zur letzten Ruhe gebracht worden, nachdem der trauernde Gatte durch seine Krankheit gehindert, ihr das Geleite zu geben und nur Professor Exner hinter dem Sarge einhergeschritten, beruhigte sich das Geschwätz der Leute nach und nach, und die liebenswürdige, schöne, vielbeneidete Frau — war vergessen.

Nur zwei Männer, die der Schmerz einander verbunden, gedachten ihrer. Rudolf von Geldern war durch den schweren Schlag, der ihn getroffen, ein anderer geworden, — aber seine Reue kam zu spät, sie konnte Todte nicht erwecken.

Die Jahre vergiengen, einsam stand der einst viel gefeierte, schöne Mann, der Bergrath von Geldern in der Welt. Zu einem zweiten Ehebunde hatte er sich nie entschließen können, denn die Liebe, welche er der Lebenden nie hinreichend gezeigt, er bewahrte sie der Todten. In dem frohen Kreise des geselligen Lebens war er ein Fremder geworden, und nur Professor Exner blieb nach und vor ein täglicher Gast seines Hauses, blieb der einzige, mit dem er von der Verblichenen sprach, die durch eine unselige Verkettung von Umständen, die, wie er jetzt recht wohl erkannte, zum größten Theil durch eigene Schuld ihm entrissen worden war. Und mit dieser Erkenntnis kam auch die Reue und durch dieselbe auch eine Milde und Herzensweichheit über Rudolf von Geldern, von der allerdings die arme Emmy nichts mehr genoss, die aber gar vielen zum Segen ward, denn kein Dürftiger, kein Nothleidender, kein Bekümmerter pochte vergeblich an der Pforte des reichen Mannes, der sein, wie sich nach und nach herausstellte, unheilbar sieches Dasein nur damit ausfüllte, anderen Wohlthaten zu erweisen, seelische wie materielle Noth zu lindern. Das harte Leid, welches ihm selbst widerfahren, war nicht spurlos an ihm abgeprallt, es hatte Rudolf von Geldern zum Philanthropen gemacht, noch in der elften Stunde das schlummernde Herz in ihm erweckt. Das Bewusstsein, dass sein Leben nicht, wie bisher, in starrer Selbstsucht ungenützt dahingehe, dass er es verwerte zum Wohle seiner Nächsten, verlieh seinem Dasein eine gewisse Befriedigung, war der Segen der Todten, welcher auf ihm ruhte.

Leitsternen.

Im Worte wahr, im Herzen treu,
Im Leben deutsch, im Liede frei,
Im Glücke mild und stark in Noth —
Das walte Gott.

R.

Lieder an eine Verlorene.

Von R. W.

— Ahi, tu passasti, eterno
Sospiro mio; passasti: a fia compagna
D'ogni mio vago immaginar, di tutti
I miei tenori sensi, i tristi e cari
Moti del cor, la rimembranza acerba.
Leopardi.

Allnächtlich im Traume zeigst du dich mir,
Du schwebst an mein Lager heran.
In holdem Gruße dann neigst du dich mir,
Siehst lieblich lächelnd mich an.

„Ach bist du auch selig im Himmelreich,
Mein Kind, wie du fromm es geglaubt?"
Da wirst du traurig, wirst du bleich
Und schüttetst schweigend das Haupt.

Es schwindet dein Bild und ich erwach'
Und weine bitterlich.
Wie kannst du selig sein doch, ach!
Mein theures Lieb, ohne mich?

* * *

Oft noch blickt des Mondes Schimmer
In mein stilles Kämmerlein,
Malt die zitternd' bleichen Ringe
An die Wand mit gold'nem Schein.

Doch vergeblich sucht er jenes
Engelsgleiche Angesicht,
Das so oft er übergossen
Voll mit seinem schönsten Licht.

* * *

Komm wieder, mein Kind! Der Frühling ist nah'!
Er kommt mit leuchtendem Scheine.
Schon zwitschern die Vöglein hier und da
Im neu erwachenden Haine.

Du hast mich verlassen, du Sonnenkind,
Im rauhen Winter. Nun schied er.
Nun, da die Lüfte schon wärmer sind,
Komm wieder, mein Kind, komm wieder!

Komm wieder, mein Kind. Der Wald belaubt
Sich schon mit grünendem Kleide.
Komm wieder, mein Kind! — Es schüttelt ihr Haupt
Am Grabe die Trauerweide.

* * *

O gibt es eine Schicksalsmacht,
So sink' ich betend vor ihr nieder:
O gib, was all mein Glück gemacht,
Mein theures Kind, gib mir es wieder!

Schlag mich mit Krankheit, wirf mit Pein,
Von jeder Art mich täglich nieder,
Laß elend mich, wie keinen sein, —
Mein Kind, mein Kind nur gib mir wieder!

* * *

Die Schatten nah'n, die Sonne ſchied.
Es deckt die Fluren Todesruh'.
Die Grille nur zirpt noch ihr Lied;
In dumpfem Brüten hör' ich zu.

Nun ſchweigt auch ſie. Ich lieg' im Gras
Und ſtarre zu dem Himmel auf.
Dort zwiſchen Wolken ziehen blaſs
Die erſten Sterne ſchon herauf.

Du müdes Herz! O ſag mir an,
Wenn ſo im Schlaf der Abendruh'
Nun alles ſanft entſchlummern kann,
Was ſchlägſt und ſchlägſt du immer zu?

Was ſchlägſt du, da im Tode nur
Mir Armem noch Gewinn zu ſeh'n?
Wie ſüß am Buſen der Natur
Wär's jetzt im Nichts dahin zu geh'n!

Dahin zu geh'n, ſo wie das Roth
Des Abends, das dort drüben bleicht,
So wie die Roſe, die im Tod
Hier ihre welke Blüte neigt!

So frag' ich, doch ein Flüſtern geht
Im Baumeswipfel über mir,
Wie eine Geiſterſtimme weht
Vom Wald der Wind herüber mir:

„Mein Lieb, mein Lieb, o rede doch
Vom Sterben nicht und lebe fort,
Da nur in deinem Herzen noch
Ich Abgeſchied'ne lebe fort.

Stirbſt du einmal und liegſt im Grab,
Ach niemand denkt dann meiner mehr!
Dann ſterb ich, ach! zum zweitenmal
Und Sterben iſt ſo ſchwer, ſo ſchwer."

* * *

Es liegt aus jenen Tagen,
Die nun vergangen ſind,
Mir eine deiner Fragen
Noch in dem Sinn, mein Kind,
Das Wort, das in der Stunde,
Da ich dein Ja errang,
Von deinem lieben Munde
So ernſt und ſchwer erklang:

„Sag', Liebſter, dieſe Wonne,
Die uns ſo ſüß vereint,
Iſt ſie auch eine Sonne,
Die alle Zeiten ſcheint?
Wenn doch dies Weltgetriebe
In Nichts verwehen wird,
Glaubſt du, daſs unſ're Liebe
Nicht auch vergehen wird?

„Und müſſen wir's nicht leiden,
Wenn noch ſo treu das Herz,
Daſs uns der Tod wird ſcheiden
Dereinſt in bitt'rem Schmerz?

Sag', oder gibt es Fernen
Der Zeit, da immerdar
Fortlebt auf beſſ'ren Sternen
Ein treues Seelenpaar?"

Wie faſst' ich deine Hände,
Wie ſchwur' ich freudig dann,
Daſs ſolche Lieb' ein Ende
Nie finden ſoll und kann,
Daſs wenn der Leib zu Staube,
Doch ewig lebt der Geiſt,
Und daſs ein ſel'ger Glaube
Uns Wiederſeh'n verheißt.

Und doch! Und doch! Zerronnen!
Erloſchen jener Stern!
Und was ich mir gewonnen,
Mir nun ſo fern, ſo fern!
Dem finſter'n Gram zum Raube
Starr' auf dein Grab ich hin:
Auch jener ſel'ge Glaube
Dahin! Dahin! Dahin!

* * *

Neue Zeit bringt Leid und Glück.
In des Tages Kampfgetriebe
Denk' ich ſelten nur zurück
An die längſt verlor'ne Liebe.

Aber kommt die Nacht heran,
Wenn die ew'gen Sterne ſcheinen,
Schwebt ihr Bild an mich heran,
Sieht mich an mit ſtillem Weinen.

Aus der Redactionsstube

des „Allgemeinen moralischen Familienblattes".

Der Chef des großen Verlagshauses trat rasch in die Redactionsstube. „Wollen Sie mir denn das Blatt zugrunde richten, Doctor?"

„Wieso?" fragte der Redacteur. „Sie wissen, dass es mir gelungen ist, mich mit den ersten literarischen Kräften in Verbindung zu setzen, dass ich Tag und Nacht darauf sinne, unsere Zeitschrift nicht bloß zur ersten in Deutschland zu machen, sondern sie auch in fremden Welttheilen überall, wo Deutsche wohnen, zu verbreiten. Ja, ich denke sogar an eine englische und vielleicht französische Ausgabe."

„Lesen Sie das!" sagte der Chef und hielt dem Doctor einen Brief hin. Dieser las:

„An den Herausgeber des ‚Allgemeinen moralischen Familienblattes'. Euer Wohlgeboren belieben zur Kenntnis zu nehmen, dass ich mit Ihrem Blatte seit einiger Zeit nicht mehr zufrieden bin. Es werden in dieser Zeitschrift Dinge erörtert, die durchaus nicht in eine Familienstube gehören. Politik, Socialdemokratie! Wie kommt der Pilatus ins Credo! Und lassen Sie doch die Religion aus dem Spiele, oder lassen Sie die Artikel von Geistlichen schreiben, damit keine solchen Schnitzer entstehen wie das letztemal, als Sie den Buddhismus für den Vorläufer des Christenthums erklärten. Mein zehnjähriger Knabe kann Sie an der Hand des Katechismus eines besseren belehren. Wenn ich im Blatte noch einmal dergleichen finde, werde ich ersuchen, mich aus der Abonnementsliste zu streichen.

Achtungsvoll

J. Mickeli, Hofrath."

„Nun?" sagte der Redacteur, den Brief mit Schmunzeln zurückgebend.

„Das ist durchaus nicht der erste derartige Brief, mein Herr Doctor!" sprach der Chef mit Nachdruck. „Seit Ihrer glorreichen Regierung habe ich mehrere ähnliche erhalten. Zum Beispiel hier ist noch einer. Während der andere das Abonnement zu kündigen droht, kündigt der bereits. Und warum? Haben Sie die Güte zu lesen."

Dieser Brief enthielt allerdings eine gewaltige Rüge. „Von heute an ersuche ich, von Ihrem sauberen „Familienblatte“ mir nicht eine einzige Nummer mehr zu schicken. Ich habe Töchter — Jungfrauen — und Sie bringen ganz unverfroren in Ihrem „moralischen Familienblatte“ (!) Liebesgeschichten mitsammt ihren Folgen. Pfui!

In aufrichtiger Missachtung
R. Miller.“

Der Doctor blickte verblüfft drein.

„Da haben Sie's!“ sagte der Chef weinerlich, „nicht eine einzige Nummer mehr! — Was sagen Sie? Da ich Ihnen das Gehalt gebe, damit Sie den Inhalt prüfen, glaube ich, selbst ihn nicht erst noch extra überwachen zu sollen. Glauben Sie, als Redacteur dafür da zu sein, um sogenannte erste literarische Kräfte zu engagieren? Was kümmern mich diese Kräfte, die nur Geld kosten und dann erst für häusliche Lectüre nicht zu brauchen sind. Die Obliegenheit meines Redacteurs besteht darin, dass er die von selbst einlaufenden Manuscripte prüft, ob sie für ein Familienblatt geeignet sind und bei den annehmbaren einzelne Unsittlichkeiten ausmerzt. Und Sie Unglücksmensch bringen Liebesgeschichten mitsammt ihren Folgen!“

Der Doctor war während dieses Vorwurfes gelassen an der Ecke seines Schreibtisches dagestanden, hatte dabei sogar Bleistift gespitzt, ohne Ahnung davon, dass er an diesem Tische nichts mehr zu schreiben haben würde. Und nun entgegnete er seinem Chef:

„In der vorigen Nummer unseres Blattes hat die meisterhafte Novelle eines jungen ernstzunehmenden Autors ihren Abschluss gefunden. Die Fabel derselben — falls Sie sie wirklich nicht sollten gelesen haben — ist gar nicht originell, aber wahr und glänzend behandelt. Ein hübscher, raffinierter Galan bemüht sich drei Nummern hindurch, ein unschuldiges Mädchen zu gewinnen und hat dieser Theil der Erzählung allerseits unter den Familien den größten Beifall gefunden. Dahier ein ganzes Bündel von Zuschriften, die voll des Lobes und der Begeisterung sind. Die vierte Nummer deutet in decentester Weise die Verführung an — das Publicum verharrt in Wohlgefallen, denn die Sache wird so verdeckt behandelt, dass es die kindliche Leserin gar nicht merkt. Die fünfte Nummer ringt als Schluss die natürlichen Folgen. Das unglückliche Mädchen nimmt sich das Leben.“

„Na hören Sie!“ rief der Verleger, „das ist allerdings arg.“

„Nun, Herr Chef, was wollen Sie denn!“ fragte der Doctor. „Sollen wir uns zu Mitschuldigen des Schurken machen? Sollen wir in unseren Schilderungen den Verführungskünsten Vorschub leisten, den Abgrund mit Rosen verdecken und alle schönen Leserinnen glauben machen, dass die jungen Herren, die sich so bemühen, gar nichts anderes im wohl-

frisierten Kopfe haben, als den Traualtar? Bringen Sie in Ihrem Blatte doch lieber gar keine Liebesgeschichte, als falsche. Es gibt tausend andere Stoffe, die für das Haus, für die wirklich noch unschuldige Jugend wichtiger und interessanter sind, als Liebesgeschichten!"

„Gott, Herr Doctor! Ein Familienblatt und keine Liebesgeschichte! Das wäre der Ruin. Alle Abonnentinnen fielen ab. Nur mit Liebesgeschichten kommt man auf einen grünen Zweig."

„Also, wenn Liebesgeschichten sein müssen, dann verfahren Sie aufrichtig dabei. Ich traue Ihnen einige Menschenkenntnis zu, Herr Chef. Was glauben Sie, mit welcher Art von Liebesgeschichten die meisten Mädchen verführt werden: mit sentimentalen und dabei halb lüsternen Tändeleien oder mit offener Darstellung der Gefahr? Unsere Familienblätterliteratur läßt scheinbar hübsch platonisch lieben bis zum Traualtare. Wollten unsere Mädchen im Leben solchen Vorgängen trauen, wohin kämen sie? An den Traualtar die wenigsten. Die Romanjünglinge sind meistens viel braver und treuer, als jene, welche da in Fleisch und Blut herumgehen, fahren und reiten. Nehmt euch in Acht! Dieser Ruf müßte durch alle Liebesgeschichten hallen, die für junge Mädchen geschrieben werden!"

Darauf der Chef: „Also meinen Sie, daß der Naivetät unserer Töchter nicht Rechnung getragen werden soll? Daß man bei einem siebzehnjährigen Kinde schon alles Wissen und Verstehen voraussetzen dürfe?"

Der Doctor: „Ein Mädchen, das Liebesgeschichten liest, ist kein Kind mehr, seine Ahnungen trachten dem Wissen und Verstehen zu. Laßt sie klar sehen. Ein verstehendes Mädchen wird der Männerwelt mit weit größerer Zurückhaltung begegnen, als ein romantisch angehauchter Backfisch, dem es als das Unerläßlichste dünkt, einen schönen sentimentalen Jüngling im Herzen zu tragen. Naiv! sagen Sie. Und führen Ihr Töchterlein ins Theater zu Ibsen, Sudermann und zu den Franzosen! Und lassen zu Hause die Tagesblätter herumliegen mit ihren famosen Gerichtssaalberichten! — Aber im Familienblatte muß geheuchelt werden. Da ist die heiligste Unschuld daheim, da wird der Rosenstrauch auf das Entzückendste geschildert, aber die Schlange gänzlich verschwiegen, die darunter lauert. Heißt das nicht systematisch verführen? Macht's der Lüstling anders, der ein Mädchen herumkriegen will? — Ich bin dafür, mein Herr, daß man der Jugend das menschliche Leben von seiner edelsten Seite vorstelle, aber es darf nicht bis zur Unwahrheit idealisiert werden, es muß immer noch das menschliche Leben sein. Soll schon eine Abschreckungstheorie walten, so soll es eine pädagogische sein. Schildern Sie dem jungen Mann die Sünde als solche abscheulich, so wird er's nicht glauben, denn so viel er schon zu wissen meint, soll sie sehr angenehm sein. Schildern Sie ihm aber die unheilvollen Folgen, da wird er stutzen. — Heute macht man auch unserer Jugend nicht mehr weis, daß die Menschen Engel sind, man mache

nur kein Hehl daraus, daſs ſehr viele darunter gefallene Engel ſind, und unſere Mädchen werden länger bewahrt bleiben. Alſo nur kein gleißneriſches Geflunker in der Literatur. Es iſt gar kein gutes Zeichen, daſs man gegenwärtig überhaupt wieder prüder wird. Prüderie iſt das untrüglichſte Merkmal der Impotenz, und eine Dame der Demimonde wird in ihren alten Tagen eine Betſchweſter. Man iſt prüde und zu gleicher Zeit lüſtern, man will mancherlei, nur die offene ernſte Wahrheit nicht, nur die redliche, erziehende, warnende Wahrheit nicht. Schildert einmal die Begierde, wie lockend und wie falſch ſie iſt, ſchildert ſie in ihrer wahren Natur, ſchildert das, was nach ihr kommt, und ihr werdet unvergleichlich mehr Abſcheu gegen ſie einflößen, als wenn die Beſtie in neckiſcher Verhülltheit gleichſam durch die Blume ſpricht. Das verderblichſte aller Modekleider iſt das Feigenblatt. Merken Sie ſich das: Dem Reinen iſt alles rein, den Schweinen iſt alles Schwein!“

„Aber mein Gott, Doctor!“ rief der Chef, „Ihre Principien! Da würden uns ja alle Exemplare refuſiert. Denken Sie, mein Blatt iſt ein Geſchäft. Wir haben große Concurrenz, wir müſſen der Menge entſprechen, wir dürfen nicht eine Zeile bringen, die bei irgend jemandem Anſtoß erregen könnte. Man muſs die Leute nehmen wie ſie einmal ſind, ändern können wir ſie ohnehin nicht. Und dann — am Texte liegt es bei einem Familienblatte überhaupt nicht. Trachten wir nur, daſs jede Nummer reich illuſtriert iſt, Bilder erſetzen den Text. Text von großen Namen rentiert ſich nicht mehr, aber die Illuſtrationen rentieren ſich. Glauben Sie mir, Doctor, ich bin ein erfahrener Geſchäftsmann.“

„Es iſt die höchſte Zeit!“ ſagte jetzt der Doctor und begann an ſeinem Tiſche zu kramen. „Es iſt die höchſte Zeit, daſs ich zuſammenpacke. Auf das äußerſte könnte ich Ihr Geſchäft ſchädigen. Ich bin kein Abonnentenagent und kein Bilderhändler, ich bin bloß ein Literat und habe ſo meine beſondere Auffaſſung von Literatur. — Ich bitte, mein Herr, ſich nicht zu bemühen, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“

D. J. Eckhard.

Zufriedenheit.

Es braucht was, bis unſer Herrgott den Menſchen ſo weit niederbringt, daß er zufrieden iſt. R.

Eine, die's versteht!

Die Frau Sopherl! Wer hätte nicht schon von ihr gehört. Es ist die Frau Sophie Pimpernuſs, Standlerin am Naſchmarkt in Wien. Eine robuſte, wohlgerundete Perſon mit gutmüthigem, von derber Geſundheit ſtrotzendem Geſicht, ein beleſenes Weib, das nicht gleichgiltig iſt gegen das Wohl und Weh der Wienerſtadt und weiter um. Sie verfügt über einen reichen Wortſchatz des Wiener Dialects und iſt die perſonificierte Volksweisheit der unteren Stände, die den Nagel oft ſchärfer auf den Kopf trifft, als der Doctor ſo und ſo im Parlament Um groteske Einfälle und bildliche Darſtellungsweiſe könnte ſie jeder Dichter beneiden. So, wenn ſie z. B. darthut, daſs das Geſicht der N. N. ſo ſehr verſchwollen war, daſs dieſelbe ihre Naſe mit einem Pfropfenzieher hervorholen muſste, wenn ſie ſich ſchneuzen wollte. Oder wie man erſt bei Eröffnung des Wiener Volkstheaters daraufgekommen war, daſs vergeſſen worden, den Grundſtein zu legen.

„Na freili was denn?“ ſagt die Frau Sopherl. „Bei uns wird ja alles verkehrt an'packt. Im letzten Augenblick hab'n ſ' erſcht bemirkt, daſs der Grundſtan no net g'legt is. Grad vorn Sofflörkaſtl war a groß' Loch, und da hätt' ma wenigſtens drei Fuhr Schotter 'braucht, um dös Loch zuaz'ſchütten. Statt dem hat der Baumaſter Fellner a ſchöne Red' einig'halten, und der Präſadent und a paar andere Herrn hab'n dem Loch ſo lang zuag'redt, bis' immer klaner wurd'n is, und z'letzt hat's der Männerg'ſangverein ganz zuag'ſunga.“

Denn dabei iſt die Frau Sopherl überall und wiſſen thut ſie von allem, und ſo hat der Schriftſteller Chiavacci, wahrſcheinlich weil ihm ſelbſt nichts eingefallen iſt, die Standreden der Frau Sopherl drucken laſſen und unter ſeinem Namen herausgegeben, und zwar draußen in der Schwabenſtadt Stuttgart bei Adolf Bonz & Comp. Wenn ſogar ſchon die Frau Sopherl auswandert! — „Zum Kugeln vor Lachen“ iſt das Buch. Und zum Weinen thut mir die Wahl weh, wenn ich jetzt aus den dreiundvierzig Stückchen ein paar auswählen ſoll zur Probe. Es iſt eins claſſiſcher als das andere. Aufs Gerathewohl die Reden über die „Kaiſer Joſephs-Romane“ und über die „Friedensfreunde“.

Nun also:

Über die „Kaiser Josephs-Romane".

„Haben S' scho g'hört, haben S' scho g'hört, Frau Sopherl, a großartig's Volksfest wird sein, zum Andenken an Kaiser Joseph, der vor hundert Jahren fürs Volk in Prater aufg'macht hat. Na, da werden S' do a dabei sein", meinte die Madam Niperdey, welche die Nachricht von dem Vorhaben der Praterwirte mit wahrer Begeisterung aufgenommen hatte. „Na ob, und eppa net wird dö Sopherl dabei sein, wann s' was von Kaiser Joseph hört", antwortete diese. „Und wann 's Knödel au' Guld'n kost', muaß i dabei sein. Da kennen S' dö Sopherl schlecht, wann S' glaub'n, dass a Kaiser Joseph-Fest ohne ihrer a'g'halten werd'n kann.

Denn dös müassen S' wissen, seitdem i denk', is mir der Kaiser Joseph nach unsern Herrgott'n der liabste Mann. Mei Großmuatta, Gott tröst' s', lass s' seli ruahn — dö hat in Kaiser Joseph selber no kennt, und da war i no a klaner Fratz, hat s' m'r scho hundert G'schichten von eahm d'erzählt, ane schöner, wia d'andere. Und wann i recht brav war, und sie hat mi g'fragt: Was willst liaba hör'n, a Geisterg'schicht, a Raubersg'schicht' oder a Kaiser Joseph-G'schicht' — da hab' i immer a Kaiser Joseph-G'schicht' verlangt, und i bin do auf dö Geisterg'schichten 'ganga, wie a Fliag'n auf'n Syrup. I bin sunst net eing'sprengt auf dö Büacher, und außern Krakauer Kalender kummt's ganze Jahr ka Buach in mei Haus — aber dö Kaiser Joseph-G'schichten, dö hab' i m'r alle 'kauft. Sau spottbilli, i begreif gar net, wia dös dö Leut' um den Spottpreis ablassen kinna. Is do alles aus dö Actien heraus'zog'n — die reine historische Wahrheit. Bis jetzt hab' i hundertsiebenundsechzig Kaiser Joseph-G'schichten g'sammelt. Sö, wann S' dö auf amal lesen, da blatzen S' Ihna z'Tod. Wann Sö beispielsweis': „Der Kaiser Joseph und dö Baderstochter", oder „Der Kaiser Joseph und dö Försterstochter", oder „Der Kaiser Joseph und das schöne Kerzelweib", oder „Kaiser Joseph und dö Umurken-Resi", oder „Kaiser Joseph und dö drei Grazerinnen", dann „Kaiser Joseph und das edle Wäschermadl" — wann Sö dö G'schichten in au' Contino lesen, da seg'n S' nachher erscht, was der Mann alles fürs Volk 'thau hat. Nachher müassen S' bedenken, was dös haßt, dreiundsiebzigmal in alle möglichen Inconito-verkladungen Verhältnisser anfangen, und wann's grad am schönsten is, fahrt die strenge Frau Muatta mit au' allerhöchsten Dunnerwetter dazwischen, steckt's Madl in a Kloster oder unter d'Haub'n, und der arme Kaiser muaß entsag'n. Probier'n Sö's, ob Sö dös dreiundsiebzigmal aushalten. Zwaundvierzigmal hat er sei Leidenschaft bekämpft und hat selber an' schön'n braven Mann ausg'sucht für das Madel, das er hamli

gern g'habt hat. Und wann er dann am Schluſs, wie's in dö G'ſchichten vorkommt, ſein' Rock aufknöpfelt, daſs ma's goldene Vließ ſiecht, und ſagt mit zitternder Stimm': „Seid's glücklich, Kinder, meinen Namen werdet Ihr nie erfahren. Ich bin der Kaiſer Joſeph" — da müaſſen S' do blatzen, wann S' net an' Kieſelſtan ſtatt'r an' Herzen in Leib hab'n. Vierunddreißigmal hat er müaſſen ſeiner anzigen Liab ins Grab nachſchau'n — zwölfe ſan allan an dö ſchwarzen Blattern g'ſtorb'n, und wann ma bedenkt, daſs er bei alle dö Tag und Nacht am Krankenbett' g'ſeſſen is, was g'ring g'rechnet hundertzwanzig Täg' ausmacht, ſo is' a hell's Wunder, daſs er ſ' net ſelber a kriagt hat. — Und 's ſchönſte an dö ganzen G'ſchichten is, daſs er dö Madeln alle rein bladoniſch g'liabt hat. Na ja, heirat'n hat er ſ' net kinna und a Techtl-Mechtl, wo net all's in Ehr'n zua'ganga war', hat's bei eahm net' geb'n. — Ma kinnt's ja gar net glaub'n, wann net all's in dö Büach'l'n ſtünd', dö's do net außageb'n dürft'n, wenn net jed's Wurt a heilige Wahrheit war'. Tag und Nacht hat er ſi ka Ruah vergunnt, der gnate Kaiſer. Bald war er als Bürger, bald als Bauer, als Soldat oder Handwerksmann untern Volk und hat ihnere Wünſch' und Schmerz'n ang'hört, und wann wo a große Ung'rechtigkeit g'ſcheg'n is, oder 's is a Beamter recht übermüti g'weſ'n, da war g'wiſs der Kaiſer Joſeph net weit. Manchmal wär's ihm a ſchlecht ganga, wann er net in rechten Augenblick ſein' Rock auf'knöpfelt hätt'. Sö, da gruſelt's Ihna, wia dö Leut' nachh'r zitternd auf dö Knia umag'rutſcht ſan, wia ſ' ihner'n Kaiſer mit der Bruſt voller Urd'n g'ſeg'n hab'n. — Und wann er z'Haus in ſeiner Burg war, und er hat ſi zum Eſſen niederg'ſetzt, wo do der Ärmſte ſei' Ruah hab'n will, da hat nur därf'n a Zwiefelkrawat in Controlurgang ſteh'n, hat er ſcho ſein' goldenen Löffel a'g'ſchleckt und is zum Zwiefelkrowaten außi'ganga. — Überall war er dabei, und all's hat er ſelber g'macht. I glaub', da war in ganz Öſterreich ka Häferl, in das er net 'guckt hätt'; freili hat er a nachher dafür g'ſurgt, daſs an an' Sunta a Heudl drin war. Herentgegen war 's Volk a glückli und z'frieden, denn a Plarament, wo der ane „Hü!" und der andere „Hot!" ſchreit, hat's damals net 'geb'n, wann aber d' Fleiſchhacker net pariert hab'n, da war der Kaiſer Joſeph bald ſirti — wollt's Ös 's Pfund Fleiſch um ſechs Kreuzer geb'n, gnat; wann net, packt's ein; Sponponadi werd'n da net g'macht. Sechs Kreuzer! I bitt Ihna, was ma da für a Geld daſpar'n kunnt'. Mit dö Bäcken ebenſo. Wie er 's mit dö Kräutler g'macht hat, das waß i net. Aber wiſſen S', bei unſern G'ſchäft is dös was anders; wir hängen ſo viel von Wetter und von der Zufuhr ab. — A Plarament! Der Kaiſer Joſeph war g'wiſs a gnater Mann; aber dö Umarederei war' ihm do z'dick wurd'n. Viel Köpf', viel Sinn'! Schau'n S' dös Plarament an, wia ſa ſi tummelt

hab'n, daſs z'Haus kummen, zu dö Pfingſtfeiertag zu ihnere Leut' und daſs ſ' ihnere Ferien hab'n. Natürli, dös ſchmeckt ihna; aber daſs der Sunnta' wieder für d'Menſchheit a Raſttag ſein ſoll, dös will ihna net eingeh'n. Na da hätt'n ſ' in Kaiſer Joſeph kumma därf'n. Wann der an'r 'n Sunnta' a G'ſchäft offen g'ſeg'n hätt', da hätt' er glei ſein' Rock auf'knöpfelt.

* * *

Über die Friedensfreunde.

„Da leſen S', Herr Schunkengruber, weil Sö immer ſo pampfig daherreden, daſs der Krieg a Nothwendigkeit is, was der Herr von Chlumetzky über den Krieg und das Leutderſchlag'n ſchreibt."

Herr Schunkengruber, der politiſche Gegner der Frau Sopherl, weniger aus Überzeugung als aus angeborener „Frozzelſucht", zuckte hämiſch lachend die Achſeln und ſagte: „Mei' liabe Frau Sopherl, mir zwa werd'n den Krieg net abſchaffen und den ewigen Frieden net einführ'n, und wann m'r uns glei an' halben Tag bis aufs Meſſer raſen. Da könnt' ma eher Ihnen abg'wöhnen, daſs Sö immer 's letzte Wort hab'n, als daſs ma den Krieg abſchaffen könnt'; denn der Krieg is 's letzte Wort bei dö Völker und Nationen, und ebenſowenig als Sö aufs letzte Wort bei an' Diſchpatat verzichten, ebenſowenig werd'n dö Völker und Machthaber bei an' Streit aufs letzte Mittel verzichten. Das is amal a elementare Gewalt, dö in der menſchlichen Natur grad ſo wie in der viechiſchen ſteckt. Schaun S' hin, wo S' woll'n, ſo werd'n S' überall finden, daſs a jeder zum Krieg aufg'legt is, wann der andere ihm was in Weg legt. Wann a Bua Ihnern Schauerl 's Füaßl gibt und dö Haub'n von Kopf aberſchlagt, glaub'n S' der Schauerl wird ſi das g'fall'n laſſen? Er wird z'erſcht ſchau'n, ob er der Stärkere is, und wann er glaubt, er kann's richten, ſo wird er ſein' Gegner dreimal ritterlich um d' Erd' hau'n, und ſtatt Elſaſs-Lothringen wird er eahm drei Marbſen-Kugeln und a Maultrommel als Kriegsentſchädigung abnehmen. Mei' liabe Frau Sopherl, bis jetzt kenn' i nur a Reich, das den ewigen Frieden eing'führt hat, und das is das Todtenreich. Und inſofern macht a jeder Krieg für den ewigen Frieden Reclam', denn die Todtg'ſchoſſenen g'hör'n alle zum Verein der Friedensfreunde."

„Fraveln S' net ſo, mit ſo ernſte Sachen", erwiderte die Frau Sopherl. „Sö können leicht tiefſinnigen Blödſinn z'ſamm'reden; Sö hab'n in Ihnern ganzen Leb'n ka Katz, viel weniger a Kind g'habt, und wiſſen net, wie 's aner Muatter is, dö ihr'n Bua'n mit Müah und Noth auf'zog'n hat, und nachdem, wann er g'ſund und friſch zwanz'g Jahr' alt wird, nehmen ſ' 'hn weg zum Militär, und von der Stund'

an hat ma ka Ruah' mehr. Glaub'n S', a anzige Frau thät' ſich kümmern, was ſ' in der dalkerten Politik auskochen, wann ma ſi net jeden Tag fürchten müaßt, daſs aner von dö Diplomaten a Dummheit macht, dö hernach vielleicht unſern Kindern die g'raden Glieder koſt'? Wann i lauter Mad'ln hätt', könnten ſ' ſoviel Leitartikeln ſchreib'n, als ſ' woll'n, i ſchauert kan' an. Was geht dös mi an, ob der König von Serbien dö ſchriftliche Prüfung gut oder ſchlecht g'macht hat, oder ob in Tſchar die Heahneraug'n weh thuan, oder ob die Franzoſen aus 'n Panorama-Kanal ſilberne Löffeln fürakletzelt hab'n — wann i net immer in der Angſt lebert, daſs mei Ferdl einrucken muaß. Glaub'n S', i wuſst', was a Repatierg'wehr is, wann's nur zum Spatzenſchiaßen erfunden word'n wär'? Aber da lest ma alle Tag, daſs das Leb'n a'm immer ſchwerer und das Sterb'n immer leichter g'macht wird. Hundertmal geht ſo a G'wehr in der Minuten los, und wann's bei uns nur allan hundertmal losgieng, da wär's eh no guat; aber der Feind macht's grad a ſo. Herentgeg'n i ſag' Ihna's, wann i ſo von dö Leut' hör', daſs a friſcher, fröhlicher Krieg g'ſcheiter wär' als der bewaffnete Frieden, ſo kunnt' i ſo an' mit gleichen Füaß'n ins G'ſicht ſpringen. So a Kerl hat g'wiſs a krumpe Haxen oder an' Buckel wie a Zuckerhut, ſunſt redet er net ſo tapfer. Wann i m'r denk', jetzt geht mei Schanerl in d'Schul' und nachher auf d'Schleifen und g'freut ſi, daſs er lebt, und derweil geht an anderer Bua tiaf drin in Ruſsland, wo ſchon 's Aſiatiſche anfangt ebenfalls in d'Schul und auf d'Schleifen und denkt eher an alles andere als an den Schani Pimpernuſs vom Ratzenſtadtl — und dö zwa ſtengan a paar Jahr ſpäter anander gegenüber, und der Schani von Ratzenſtadtl ſchießt auf den Iwan von Charkow, und aner muſs den andern umbringen, und wann auf der an' Seiten hunderttauſend und auf der anderen Seiten fufzigtauſend g'fall'n ſan, ſo ſchreibt der Sieger: „Gott hat unſere Waffen geſeguet. Ihm allein ſei Preis und Dank!"

Wiſſen S', i hab' mein Leb'n net gar viel auf dö g'wiſſe auswendige Religion 'geb'n, deſto mehr aber auf die einwendige. Und wann i ſowas g'leſen hab', da hat's m'r immer in Mag'n um'draht, und i hab' dö Langmuth von unſer'n liaben Herrgott bewundert, daſs er da net glei mit ſein' Dunnerkeil dreinſchlagt. Denn a größere Gotteslästerung kenn' i net, als wann ma das gütigſte, weiſeſte und barmherzigſte Weſen für fähig halt, für den grauſamſten Wahnſinn, was das Menſcheng'ſchlecht erfunden hat, Partei zu ergreifen. Aber grad dö g'ſchwollenen Redensarten werd'n gedankenlos nachgeplappert. So a g'ſchwollene Behauptung is a das: So lang dö Menſchen exiſtieren, war der Krieg, und darum wird er a nia abg'ſchafft werd'n können. I bin nur a dalkerte Kräutlerin; aber wann ſo a Behauptung an' Sinn hätt', ſo ſtund's ſchlecht mit unſern Fortſchritt. Da könnten die Wilden ſag'n: So lang' mir

exiſtier'n, hab'n m'r Menſchen g'freſſen; folglich muaß der Menſch immer Menſchen freſſen. Und wann ſo a Häuptling a paar fette feindliche Fleiſchſelcher zum Braten g'fangt hat, ſo könnt' er ja jubeln: „Gott hat unſern Appetit geſegnet. Ihm zu Ehren wird der Schunkengruaber aufg'freſſen.“

I waß ſchon, was Sö ſag'n woll'n, Herr Schunkengruber. Sö kummen m'r immer mit der Geſchichte daher. Unſerer Lehrmaſterin hab'n m'r ſchon a urd'ntlichs Lehrgeld zahl'n müaſſen, weil mir ſ' immer falſch verſtanden hab'n. Glaub'n S', i gift mi net immer, wann der Schanerl nur immer lauter Schlachten auswendi lerna muaß, und wann dö Maſſenmörder über'n grean' Klee g'lobt werd'n, dö friedliche Völker unterjocht, dö König umb'racht hab'n und z'letzt ſelber derſchlag'n word'n ſan. Ja ſag' mir nur, hab' i zu mein Schanerl öfter g'ſagt, ſteht in den Büachl denn gar nix von dö vielen tauſend braven Menſchen, dö für ihnere Brüader g'litten hab'n und g'ſtorb'n ſan, dö Liab und Frieden 'predigt hab'n, dö die großen Erfindungen g'macht hab'n? „Dös kumunt erſt ſpäter“ hat m'r der Schanerl g'antwort'. Und i ſag' d'r's, dö Helden und Eroberer war'n lauter ſelbſtſüchtige Hund. Der barmherzige Samaritaner verdient hundertmal öfter als Beiſpiel ang'führt z'werden als der Alexander und der Xerxeles und der König Cirkus. Dö alte Frau Pichlerin, mei' Hebamm' — Gott tröſt ſ' — is für die Menſchheit hundertmal mehr wert g'weſen, als der ganze große Napolinm mit ſeine Schlachten.

Mit die Männer is über ſo was net z'reden. Dös ſan lauter ſo große Denker, daſs ſ' vor lauter G'ſcheitheit ganz antrapplert werd'n. Mir Frauen müaſſen uns amal um den Frieden annehmen. Mir ſetzen dö Kinder in d' Welt, mir haben alſo a das Recht, dageg'n aufz'treten, daſs ſ' uns zu Tauſenden derſchlag'n werd'n. I kenn' auf der ganz'n weiten Erd'n ka Weib, dö a Kind geboren hat, dö damit einverſtanden wär', daſs ihr Kind ſo a ſchrecklich's End' nehmen ſoll.

Dö Liab zum Vaterland' is a ſchön's Wort. Aber is dös net die größte Liab zum Vaterland, wann ma dem Vaterland millionenfachen Schmerz und Elend erſpar'n will? Mei Vaterland iſt mei Kaiſer und meine Landsleut' iſt mei Mann und ſan' meine Kinder, und dö alle hab'n nix davon, wann a Krieg ausbricht. Wie dö Cholera 'kummen is, hat's g'haßen, ma muaß glei im Anfang die Krankheit erſticken. Der Kriag is a a Krankheit. Wann ſo a narriſcher Kerl davon zu reden anfangt, muaß ma eahm glei 's Maul derdreſchen, und die andern müſſen um ſo lauter „Frieden“ ſchreien. Wann aner in Theater „Feuer“ ruft, müſſen die andern rufen: „Sitzen bleib'n.“ — Mir woll'n net, und das Volk in Ruſsland will a net, und in Deutſchland woll'n ſ' a net, und wann ma an' zur Liab net z'wingen kann, ſo kann ma an' a zum Haſs net zwingen.

Bauernnoth.

Schilderung von **Rosa Fischer** (Hartberg).

Es ist kein reiches, kein stattliches Dorf, nein, schlicht und schmucklos ziehen sich die strohgedeckten Häuser, abwechselnd mit Wiesen und Baumgärten, zu beiden Seiten der langen Dorfstraße dahin, nur hie und da mit einem zierlichen Vorgärtchen, in dem die Pfingstnelken blühen und duften, geschmückt; ein paar bessere Häuser fallen wohl ins Auge, — das Schulhaus, die Specereihandlung und oben beim Dorfkreuz ein Neubau, der aus den Ruinen eines abgekommenen Bauernhauses emporwächst.

Und ober diesem Neubaue führt der Weg längs des schmalen Bächleins hinauf, dann zweigt sich ein Pfad seitwärts, der führt durch eine Wagenschupfe, an einem Gemüsegarten vorbei und endet bei einem einsamen Häusl, das eigentlich ein Weingartkeller mit einem Einwohnerstübel ist.

Und in diesem Häusl sind Thür und Fenster offen, denn drinnen in dem düster dunklen Stübel mit der schwarzen Holzdecke liegt ein krankes Weib, ein kleines, armes Weiblein nur. Auf dem Fenster, dessen Scheiben angesprungen und unklar sind, stehen drei irdene Geschirre mit einem unscheinbaren Blattgewächs; Gichtkraut nennt man es, und der Name läßt wohl darauf schließen, daß dies Kräutlein gut sein möchte gegen Gicht und Schmerzen, vielleicht auch gegen Müdigkeit und Schwäche. Na, die Kranke könnte so ein Wunderkräutlein brauchen.

Die alte Bruckneriu ist ein kleinwinziges Weib, zumal wenn sie die grobe Kotze wegen eines lästigen Frostgefühles emporzieht, ist nichts zu sehen als der Kopf mit dem wirren grauen Haar, die flackernden schwarzen Äuglein, die gebogene feine Nase, der zahnlose, zitternde Mund, und viele, viele Falten und Fältchen. Schlägt sie wegen jäh aufsteigender Hitze die Decke zurück, so liegt da auf dem groben Leintuch ein so gebrechliches, mageres, hilfloses Geschöpf, das wohl der Nächstenliebe und Hilfe bedürftig wäre.

Aber nur in kargem Maße wird sie dieser Hilfe betheiligt und warum denn wohl?

Warum? Ja weil sie als eine Kranke nicht kann bitten geh'n, und weil er, der gebückte, einst stämmige Mann mit den buschigen, dunklen Brauen und dem verzagten verzweiflungsvollen Blick, es nicht vermag.

Warum vermag er's nicht? Warum hält er so thatlos Wache bei dem kranken Weib, warum leidet er Hunger, statt an die Barmherzigkeit der Menschen sich zu wenden? Warum?! Weil er oftmals abgewiesen wurde, weil er oft und oft die Worte hören musste: „Könntest eh was habn, seid's eh große Baursleut' g'wes'n, — hätt'st 'than darnach!"

Darum ist Scham und Scheu stärker als alle Noth, darum verkriecht der zurückgestoßene Mensch sich in die Nähe des kleinen, hilflosen Weibes, denn nur sie kennt ihn, versteht ihn, — sie hat ihn getröstet, gestärkt, geleitet durch all das Elend, das ihn traf.

War dies Elend verschuldet, in dem Maße verdient, wie es gekommen ist? Wer mag es vorurtheilslos beurtheilen!

Ja, der Bruckner ist ein großer Bauer gewesen und das kleine, gebrechliche Weib war eine Großbäuerin. Drunten, wo jetzt der Neubau aufgeführt wird, da stand das Bauernhaus, strohgedeckt, mit großen Stuben und einer schwarzen offenen Herdküche, vervollständigt von Scheunen, Hütten und Ställen, gefüllt mit Frucht, Hausgeräth und reichem Viehstand. Das ist schon lange her, die Zeiten haben sich geändert.

Man sagt, der Bruckner sei kein guter Bauer gewesen, er habe nicht zur Arbeit getaugt. Eine Schrift hätte er allzeit gehabt wie ein Advocat, darum sei ihm aber auch immer der Gedanke im Kopf gesteckt, er sei zu Besserem geboren.

Er habe allerlei Pläne gehegt und sei mehr in der Stadt herumgerannt, als er arbeitete. Darum musste es fehlgehen. Es ist möglich, dass es so war, aber die Brucknerleute erzählen die Sache anders. Er spricht nicht über die Vergangenheit, aber sie gedenkt mit Seufzen des vergangenen Glückes. Nicht den Mann beschuldigt sie, der klaglos, doch tief gebeugt die Armut trägt, nein, andere Verhältnisse gibt sie als Ursache an.

Sie haben ihre Wirtschaft dem Sohne übergeben und vielleicht aus Gutherzigkeit, vielleicht wegen der vielen Schulden, sich keine „Ausnahme" schreiben lassen, und als der Sohn mit der überaus hitzigen, unbesonnenen Schwiegertochter nicht auf der Wirtschaft fortkommen konnte, verkaufte er, zog in die Fremde und ließ die Eltern obdachlos zurück.

Da fanden sie Unterstand in dem Weingarthäusl, unter der Bedingung, dass sie jederzeit nach dem Willen des Eigenthümers ihm arbeiten helfen müssen.

Ihr einstiges Haus und Hof gieng von Hand zu Hand, kein Bauer vermochte fortzukommen darauf; nun hat ein alter reicher Mann aus der Stadt es gekauft, hat das alte Gerümpel niedergerissen und ver-

ſchiedene kleinere Wohnſtätten aufbauen laſſen, — hat den Grund einzeln verkauft, — wie man ſagt zerriſſen oder zerſtückelt.

Es iſt eben die Gemeinde um ein Bauernhaus ärmer, um zwei Aushalter oder Einleger reicher geworden. Noch geh'n ſie nicht von Haus zu Haus, wie es ſonſt üblich iſt, nein, noch haben ſie es bisher zuſtande gebracht, gemeinſchaftlich, wenn auch kümmerlich zu leben; zu bitter ſcheint ihnen der Gedanke, in ihren alten, vielleicht bald letzten Tagen, von einander getrennt zu werden. Seit dem Tage, da ſie als zierliches junges Dirndl, er als lebensfriſcher Burſche in dem ehrſamen Eheſtande zuſammengetreten ſind, haben ſie Glück und Freud' und Hoffnung, — Enttäuſchung, Armut und Elend mitſammen getragen und jetzt, wo eins ans andere ſich klammert in rührender Hilfloſigkeit und Liebe, wie vermöchten ſie es, ſich zu trennen.

Die Bauern zucken die Achſel. „Nachtragen wird man ihnen nix. Is g'nug, daſs alle zwei der G'meinde z'Laſt fall'n und wir die andere Sippſchaft in der Kürz' a noch z'hoffen hab'n. Da is der Sohn mit Weib und Kind, — hat abg'wirtſchaft, flankiert weiß Gott wo umeinand', arbeit' kein' Handgriff in der G'meinde, aber wann er krank oder alt wird, aſt kommt er uns. Da ſein' die zwei Töchter, ſein allweil z'fein zu der Bauernarbeit, rennen in d' Stadt, verſchlag'n ihre jungen Jahr und wenn's alt ſein oder arbeitsunfähig, dann kummens uns, nachher G'meinde halt her."

So ſagen die Bauern und es iſt leider purſte Wahrheit. Es wird viel geklagt über die Freizügigkeit, über den verderblichen Zulauf in die Städte, über die Dienſtbotennoth, über die Heiratsfreiheit. Aber was zuweilen als Gegenmittel vorgeſchlagen wird, hat wohl auch mehr als eine Schattenſeite. „Einſtellung der Freizügigkeit, Einſchränkung der Heiratsfreiheit" heißt es oft und oft.

Das Verbot des freien Wanderns wäre aber eine Art Sclaverei, ein Heiratsverbot hingegen würde nur die „wilden Ehen" vermehren.

Und doch ſind die Beſchwerden der Landwirte und Gemeinden nur zu begründet und Abhilfe ſo ſehr, ſehr nothwendig.

Warum gibt es denn gerade fürs Bauernvolk keine Altersverſorgung? Warum beſteht gerade in den Landgemeinden ein ſo miſsliches Verhältnis zwiſchen Beſitzern und Gemeindearmen?

Welche Laſt in Bezug auf Armenverſorgung manche Gemeinde zu tragen hat, iſt oft unglaublich, man kann wohl ſagen, ungerecht. Selten ſind jene Einleger, welche in der Gemeinde oder überhaupt bei der Bauernarbeit alt geworden ſind, die meiſten ſind wohl bis ins hohe Alter fähig, noch immer etwas zu arbeiten, ſo daſs ihnen doch Obdach und Pflege gewährt wird, und wenn man ſchon bekennen muſs, daſs Geduld und Nächſtenliebe nicht gar ſo lang andauernde Tugenden ſind, ſo wird doch

ein alter kranker Dienstbote nie so unwillig behandelt werden, wie ein anderer Einleger, der erst in alten, kranken Tagen seine Heimat zu finden weiß.

Wer will es den Bauern verübeln, wenn sie bei den herrschenden Zuständen unwillig werden über die Armenlast?!

Als junge, kräftige Leute ziehen gar viele aus der Heimat fort, — fort in die Städte, dem großen Verdienste nach. Es vergehen die Jahre, man hört lange Zeit nichts von den „Österreich"-, oder „Wiengehern", nur manchmal kommen sie in städtischen Kleidern auf Besuch oder schreiben den Bekannten, dass es ihnen gut geht, oder dass sie geheiratet haben. Diese Nachrichten sind so verlockend, dass wörtlich gesagt ganze Scharen kräftiger Burschen und junger Dirnen von der Bauernarbeit weg in die Fremde laufen.

Töchter und Söhne verlassen das Heimatshaus und die Dienstboten gehen von ihrem Platz. Da gilt kein Contract, kein Versprechen, keine Bedingung, — wegen der geringsten Anlässe wird „aufgesagt" und der Dienst verlassen.

„Geh' mi klag'n, Bauer, wenst'd was rich'st, i mach' dir koan Narr'n. Woaß mir a besser's Aus'kommen z'such'n."

Der betrogene Bauer kann auch wirklich klagen geh'n, aber nach verschiedenen Hin- und Herreden wird er doch dem Knecht oder der Magd den Lohn bis zum Tage des Austrittes zahlen müssen. Im Übrigen kann er sich selbst kümmern, wie er mit der Arbeit, die sich haufenweis staut, und mit dem lieben Vieh fertig wird.

Die größten Betrügereien werden meist mit dem „Leihkauf" getrieben. Da gibt der Bauer einem Burschen oder einer Dirne das Angeld und einigt sich mit ihnen über die Bedingungen, und es ist beschlossen, dass sie zu „Neujahr" in den Dienst treten.

Sie geben ihr Wort, haben aber noch lange Zeit zum Überlegen; kommt ihnen was Passenderes unter, so werfen sie den „Leutkauf" zurück, und oft geschieht dies erst knapp vor „Neujahr". Der Bauer ist schmählich angesetzt und kann wieder klagen geh'n, aber er wird es nicht thun, denn dadurch würde er in so üblen Ruf kommen, dass er gar keine Dienstboten mehr bekäme.

Da kann man sich denken, wie schwer das Wirtschaften für einen Bauern wird. Er soll sich möglichst viel Vieh halten, wenn er die nothwendigsten Einnahmen erzielen will, weiß aber nie, ob er die erforderlichen Leute hat, um das Vieh abwarten zu können. Er vermag nicht, seinen Grund, seine Felder so zu bebauen, wie es gut wäre und wie ihm größere Ernten wachsen würden, denn ihm fehlen die Arbeitskräfte.

Hart plagt sich der Bauer mit seinem Weib und den oft erst halberwachsenen Kindern, nur ums tägliche Brot, nur in dem Begehren, fortzuhausen unterm eigenem Dach.

Mancher „spannt aus“, weil's ihm zu dumm wird, weil er gleich den Besitzlosen hofft, sich auf eine andere Art leichter fort zu bringen; mancher muss ausspannen, weil er nicht „derfahren“ mag.

Ebenso naturgemäß als leicht begreiflich ist es, dass für jene, die aushalten bei der Landwirtschaft, die Arbeiten reichlicher und schwerer werden, je mehr sich die Arbeitskräfte vermindern, und dass die Armenlasten wachsen, je mehr Gemeindeangehörige in der Fremde weilen.

Da kommt oft und oft eine Zustellung, der oder die ist krank, dort und da, — die Gemeinde möge die vorgeschriebenen Verpflegskosten zahlen oder den Kranken holen. Natürlich muss es sein, es ist strenge Pflicht.

Den Kranken oder Arbeitsunfähigen kennt aber oft kaum mehr jemand daheim, es ist schon lange, dass er fort ist, vielleicht ist's gar nur ein Kind eines gebürtigen Gemeindeangehörigen.

Denn die Kinder, wenn ehelich geboren, gehören der Gemeinde des Vaters, wenn sie unehelich sind, jener der Mutter an. Solche Kinder, oft noch minderjährig, sind in vielen Fällen zu versorgen. Und nun kommen die Einleger. Manche weilen in den Siechenhäusern und die Gemeinde zahlt nach; andere gehen von Haus zu Haus, oft mürrische, unfreundliche Gesellen, die da glauben, sie hätten das Recht, eine gute Verpflegung von der Gemeinde zu fordern, für die sie all ihr Lebtag nichts gethan.

Dann kommen wieder Menschen, so arm, so gebrechlich, die wohl das Mitleid in hohem Maße verdienen würden, wenn nicht eine gewisse Bitterkeit, die Erinnerung an die Vergangenheit sich in den Herzen der Leute regte, von deren Mitleid die Armen abhängen. Es kommt vor, dass so gebrechliche Einleger herum wandern müssen, die nicht mehr gehen können, die in der Kraxe auf dem Rücken getragen werden müssen von Haus zu Haus, bis endlich einmal auf einem Häuflein Stroh der arme Körper liegen bleiben muss, bis man ihm das letzte, einzige Ruheplätzchen in der Mutter Erde gönnt.

Und sie waren alle jung und stark; ausgenommen die wenigen Idioten und Hascher, die auch überall zu finden sind, waren sie allesammt imstande, sich ihr Brot zu verdienen, und wären es auch imstande gewesen, für ihr Alter auf eine Versorgung etwas zu leisten, wenn eben eine „Altersversorgung“ eingeführt wäre.

Warum gibt es in dieser Beziehung nicht Pflicht und Recht, warum könnte nicht ein Gesetz bestehen, demzufolge der Bauer und Dienstbote, und alle jene, die einer bäuerlichen Gemeinde angehören, wenngleich sie in fremden Orten oder Städten weilen, verpflichtet wären, eine mäßige Einzahlung zu leisten, um einst das Recht zu haben, in gewissem Sinne eine Altersversorgung zu beanspruchen. Es müsste ja nicht eine großartige Pension sein, nein! Nur eine Unterstützung von hundert Gulden jährlich

oder noch weniger, würde bei unseren ländlichen Verhältnissen einer alten oder arbeitsunfähigen Person die nothwendigste Verpflegung verschaffen.

Es brauchten darum auch die Beiträge, die Einzahlungen nur äußerst mäßig zu sein, so wie jeder Bauer, Häusler und Dienstbote sie zu leisten vermögen.

Wenn jene, welche nicht in der Heimat weilen und doch nicht wissen, ob sie im Alter nicht zurückkommen, entsprechend mehr zahlen müssten, so wäre dies gewiss nur gerecht. Sie können's ja thu'n, wenn sie viel verdienen in der Fremde.

Eine Begünstigung der Dienstboten, eine Erleichterung ihrer Zahlungspflicht, solange sie treu ausharren bei der ländlichen Arbeit, wäre ebenso angezeigt. Im übrigen sollten aber Dienende und Besitzende das gleiche Recht auf eine Versorgung, auf eine Unterstützung in ihren alten Tagen haben, denn ob der Bauer sich mit herber Noth, mit Arbeit und Müh für sein eigenes Örtl plagt, oder ob der Knecht oder die Magd um Lohn in fremden Diensten steht, eins ist gewiss, redlich ist ihr Fleiß, hart ist die Arbeit, und wohl nur verdient wäre es, wenn sie Aussicht hätten auf ein friedliches Alter.

Wohl würde man sich gegen eine neue Steuer wahren, denn die Ausgaben sind in anderen Beziehungen hoch genug, aber diese Zahlungen würden sich verringern, es würden ja mit der Zeit weniger Armenunkosten zu bezahlen sein. In anderer Beziehung würde aber niemand das Recht haben, einem alten Einleger den Leichtsinn der Jugend vorzuwerfen; hat er seine Pflicht gethan und seinen Beitrag in jungen Jahren geleistet, so hat er auch im Alter das Recht auf eine menschenwürdige Versorgung.

Nothwendig ist es, dass etwas gethan wird.

Wir wollen ja alle unseren freien Willen haben, es soll jeder das Recht haben, seinen eigenen Weg zu gehen, es soll aber auch jeder seine Pflicht thun.

Alt werden ist eben die Folge eines langen Lebens!

So alt, so gebrechlich wie das arme Weiblein auf dem dürftigen Lager drinnen in der dumpfen Stube, könnt ihr alle werden, du junges Dirndl im kurzen Röcklein, das so fleißig blitzblank die Wasserschaffel am murmelnden Bächlein reibt, — du sommersprossiges, hellaugiges, frischzungiges Mädel, das eben vom Walde kommt, eine Bürde Klaubholz auf dem Kopfe, ein Maiglöckleinsträußchen in der braunen Hand, wohl bestimmt, morgen, Sonntag, die junge Brust zu zieren, auf dem Kirchweg oder nachmittag am Tanzplatz; alt werden wird auch der Bursche, der dort auf dem hügeligen Acker pfeifend und singend hinter dem Pfluge geht, auch das bausbackige junge Mädl, das neben der Mutter die Gartenbeete begießt, dort vor dem schönsten stattlichen Bauernhause.

Morgen ist Sonntag, da werden die Burschе auf dem Kegelplatz ihr Geld einsetzen und werden die Mädeln ihre hellen hübschen Kleider tragen und abends werden sie vielleicht tanzen, jodeln und singen, um anderen Tages wieder im ersten Morgenschein an die Arbeit zu gehen.

Keines wird an die alte Brucknerin denken und keines wird sich einfallen lassen, wie schnell Jugend und Kraft entschwindet, wie gut es wäre, wenn jetzt in der Zeit des Sommers für den Winter ein Scherflein zurückgelegt würde.

So möchten denn andere die Macht dazu haben, für euch zu denken, ein Gesetz zu gründen, das euch einst Glück bringen wird, das euch im Alter nicht verderben lässt.

Möchte man die Landarbeiter schützen und stützen, ihnen ihre Lasten erleichtern, eine glückliche Zukunft vor Augen stellen, auf dass sie lieber bleiben und sich nicht so scharenweise in die Städte ergießen, wo sich die brotlosen, unzufriedenen Massen stets unheimlich mehren.

Der Bauernstand ist der Stammbaum des Menschenstaates, möge man ihn stützen, dass er leben und ausdauern kann!

Volkssagen aus dem Ennsthale.

Gesammelt vom Volksschullehrer **Karl Reiterer.**

Zu den wichtigsten Bereicherungen der Volkskunde gehören zweifelsohne die sich in den Alpenländern noch vorfindenden, bisher unaufgelesenen Original-Localsagen, die man in entlegenen Gehöften aufstöbern kann, wobei der Forscher mit der Landbevölkerung direct im persönlichen Verkehr stehen muss, denn nur so ist es möglich, unter den Leuten lebend, aus der Quelle zu schöpfen. In dieser angenehmen Lage befinden wir uns seit Jahren, weshalb an dieser Stelle, wenn es der geehrte „Heimgärtner" gestattet, wieder einiges Sagenmaterial gebracht werden soll.[1])

1. Der Teufel beim Todtenbette.

Im Ennsthaler Gebiete lebte einst ein armer frommer Bauernknecht, der immer betete, wenn er bei einem Kreuze vorbeigieng. Das Gebet lautet:

Augen, Ohren, Herz und Mund,
Seind mir bewahrt zu jeder Stund.
Steh'n sie dem Teufel offen,
Dann ist kein Heil zu hoffen.

[1]) Interessant nur als Beispiele, wie im Gebirgsvolke stets wuchernde Phantasie die Vernunft verdunkelt. Die Red.

Als der Knecht auf dem Todtenbette lag, lächelte er, bewuſstlos daliegend. Nachdem der Kranke zu ſich gekommen war, fragte man ihn, warum er vorher gelächelt hätte. Der Gefragte meinte, es habe ihm geträumt, eine Schar Teufel wollte auf ihn zu, ſie konnte aber nicht in ſeine Nähe, weil all die Kreuze, bei denen er einſt vorbeigieng und obigen Vers ſprach, vorſtanden und es nicht zuließen, daſs der böſe Feind dem Sterbenden in die Nähe kommen konnte. Die Lehre: Man bete obiges, bei einem Kreuze vorüberziehend.

2. Der Boxhörndl-Rücken.

In Donnersbachwald bei Irdning befindet ſich auf dem Schaumberge eine Erhebung gegen die Sölk zu: der Boxhörndl-Rücken, hinter dem die ſogenannten Mörſchbachalmen liegen, wo der böſe Feind einſt arg ſein Unweſen trieb und zuweilen „Brenntlerinnen“ und Hirten „heimſuchte“, um ſie in ſeine Gewalt zu bekommen. Freilich, warum ſoll der Teufel nicht mit den Dirnen auf der Alm, wo's ka Sünd gibt, anbinden? Die Sage geht, der Böſe habe ſich einſt bei einem „Halter“ (Hirten, der Ziegen weidete) auf dem Boxhörndl-Rücken eingefunden. Der Teufel fragte den Halter, der nicht ahnte, wen er vor ſich habe, ob keine Boxhörndl (Johannesbrot) gewünſcht würden, es ſei das Pfund um einen Groſchen feil. Allein der Hirte hatte, wie es auf der Alm ſchon geht, keinen Heller bei ſich, weshalb ſich der Teufel erbot, die Ware vorderhand umſonſt zu geben, wenn er zum Unterpfande drei Blutstropfen erhalte. Erſt jetzt wurde es dem Hirten klar, wen er vor ſich habe: den — Teufel. Um ſeiner ledig zu werden, willigte der in Verſuchung Geführte ſcheinbar ein, die drei Blutstropfen als Unterpfand zu geben, doch bedingte er ſich dabei aus, dieſelben erſt am nächſten Morgen liefern zu dürfen. Darauf gieng der Teufel ein und entfernte ſich. Der Hirte ſchlachtete ſogleich einen Ziegenbock, um Blut, von dem er drei Tropfen dem Teufel geben wollte, zu erhalten. Als der Böſe am nächſten Tage erſchien und vom Hirten das Blut erhielt, merkte er ſogleich den Betrug und ſchleuderte ſeine Kraxe voll Boxhörndl dem Betrüger an den Kopf. Die Boxhörndln flogen über den Kamm des Berges, der ſeitdem der Boxhörndl-Rücken genannt wird. Auch hört man den Teufel in dieſer Gegend den „Boxhörndl-Buam“ nennen, wobei bemerkt ſei, daſs manche auch meinen, den Teufel heiße man auch „Bocks hörndl-Bua“, weil er ſich zuweilen mit Bockshörnern auf dem Kopfe ſehen laſſe.

3. Der todte Brunn'.

Vor vielen Jahren gieng ein Pebern-Sohn[1]) namens Goſper (Caſpar) von Irdning heim. Bei einem Wäſſerlein am Wege ange-

[1]) Vulgo Perweni in Donnersbachwald, gegenwärtig nur mehr eine Hube, die nicht ſtabil bewohnt iſt und in der es „geiſtern“ ſoll.

kommen, ſetzte ſich der Burſche auf eine Ruhebank neben der Quelle, zog einen beim Bäcker gekauften Vierzigerbrotlaib aus dem Rucksacke und begann davon ein Stück nach dem anderen herunterzuſchneiden, dabei ſtets Waſſer trinkend mit den Worten: „Auf 'n Biſſen ghört a Trunk.“ War der Trunk gethan, aß der Bub wieder weiter und ſagte: „Auf 'n Trunk g'hört a Biſſen.“ So aß und trank der Bub, bis der Brotlaib alle war, darauf fiel der Vielfraß von der Bank und war — todt. Der Teufel hatte ihn geholt, denn es heißt, daſs Fraß und Völlerei eine arge Sünde ſei. Man übergab den Leichnam des Unmäßigen nicht der geweihten Erde, ſondern begrub ihn neben der Quelle, die ſeitdem der todte Brunn' heißt. Ein „Marterl“, die heilige Dreifaltigkeit vorſtellend, bezeichnet noch heute die Stelle, wo der todte Goſper ruhen wird bis zum jüngſten Tage.

4. Der Reſtner-Bühel.

In die Waldberge von Donnersbachwald gelangend, kommt der Wanderer, eine halbe Wegſtunde vom todten Brunn' entfernt, zum Reſtner-Bühel, einer ziemlich ſteilen Anhöhe, auf der ſich die Fuhrwerke nur äußerſt ſchwerfällig weiterbewegen. Einſt wettete der Teufel mit einem Bauer, daſs er imſtande ſei, einen ſchwerbeladenen Wagen mit „eingeſchliffenen“ Rädern über benannten Bühel zu ziehen. Der Bauer gieng auf die Wette ein, behielt ſich aber vor, daſs der Teufel auch wieder den ſchweren Laſtwagen mit „ausgeſchliffenen“ Rädern bergab ſchaffen müſſe, was der Böſe genehmigte. Er keuchte bald mit dem Wagen, den der Bauer mit ſchweren Steinen beladen hatte, wacker bergan, trotzdem die Räder „eingeſchliffen“ waren. Nun muſste auch die Thalfahrt angetreten werden. Aber dabei kam Meiſter Urian ſchön an! Er konnte den Wagen, deſſen Räder nun „ausgeſchliffen“ waren, nicht mehr regieren und fuhr ſauſend abwärts in den nebenan vorüberbrauſenden Donnersbach, wo noch heute das Loch zu ſehen iſt, das entſtand, wie der Teufel mit dem Wagen anprallte.

5. Der Gug-Sohn.

Ein vulgo Gug-Sohn[1]) gieng einſt nachts fenſterln. Über den Bühel unterhalb ſeines Vaterhauſes (Gugenbühel) gehend, hörte Hanſel, ſo hieß der Gug-Sohn, plötzlich einen jauchzen und johlen, mit dem er am Fuße des Bühels zuſammentraf und von ihm angerufen wurde: „Haſt a Schneid?“ Hanſel antwortete kühn: „O ja, nur her mit die Federn.“ Und dann ſang der Gegner:

[1]) Das vulgo Gug-Haus in Donnersbachwald iſt gegenwärtig ein dem Realitätenbeſitzer Karl Bernkopf in Donnersbachau gehöriges Lehen (Hube).

Is koaner im Land,
Is 's koaner imſtand,
Der mih brellt, der mih ſchnellt,
Der mir d' Schuahnägel zählt.

Die beiden begannen zu ringen. Dreimal warf der Gug-Sohn den Partner ein Stück Weges bergab, endlich das viertemal ſchlenderte der bisher Unterlegene den Hanſel eine ziemliche Strecke bergauf..... Nun wuſste der Gug-Sohn, daſs er es mit dem — Teufel zu thun gehabt habe, denn nur einer mit übermenſchlichen Kräften konnte jemand „bergauf" werfen. Sich bekreuzend, floh Hanſel eiligſt davon. — Bei einem Stein am Wege ſieht man heute noch die Stelle, wo der Teufel nach dem Siege über den Gug-Sohn geſtanden. Kralleneindrücke ſind im Stein zu bemerken. So mancher Abergläubiſche blickt ſie mit geheimen Grauen an.

6. Grimming-Sage.

Von Fußabdrücken des Teufels ſprechend, fällt uns ein, daſs ſich auf dem koloſſalen, 2351 Meter hohen Steinrieſen Grimming, am ſüdlichen Abhange in der Nähe von St. Martin bei Gröbming, auch ein Stein befindet, in dem ſich Fußabdrücke des Teufels zeigen. Es geht die Sage, der Teufel habe gewettet, in drei Minuten über den Grimming zu gehen. Athemnoth bekommend, ſei er, um auszuſchnaufen, auf gedachtem Stein ſtehen geblieben, wobei die Eindrücke zu ſehen ſind, die weder von Menſch noch Thier herrühren können. Gelegentlich einer von uns im Jahre 1892 vorgenommenen Beſteigung des Grimming wurden uns vom Führer die Fußabdrücke gezeigt.

7. Die Wilderer von St. Martin.

Einſt giengen der Hanſelbauern-Hanſel und mehrere andere Burſche aus St. Martin bei Gröbming ins Hinterberg'ſche wildern. Dabei wurden ſie, als die Nacht hereinbrach, von einem Unwetter überraſcht. Um ihre Kleider zu trocknen, muſste im Freien ein Feuer angefacht werden, um das ſich die Burſche lagerten, wobei man ſcherzte und lachte und der Hanſelbauern-Hanſel übermüthig rief: „Hiaz ſollt' der Teufel kommen, ſo fürcht' ich ihn nit!" Kaum waren dieſe Worte dem Munde des Burſchen entflohen, ſtand beim Feuer ein Jäger. Die Wilderer ſprangen auf und wollten ſich auf den Eindringling ſtürzen, der gelaſſen meinte: „Hanſel, was gilt's, ich komm' eher heim ins Thal, wie du." Wüthig verneinte Hanſel und ſchrie: „Eher komm' ich heim, oder es ſoll mich der Teufel holen. Kameraden, bindet den Kerl und werft ihn in eine Kluft, wo ihn keine Seel' findet." Nun wollten ſich die Wilderer auf den Jäger werfen, um ihn zu feſſeln, allein da erſt gewahrten ſie, daſs der Jäger Pferdefüße habe. Mit einem diaboliſchen Lächeln verſchwand

der Geheimnisvolle. Entsetzt starrten sich die sonst muthigen Burschе an. Sie wussten es nun: der Teufel war bei ihnen gewesen. Hansel getraute sich nie mehr in sein Vaterhaus und blieb ein Wilderer sein Leben lang. Noch heute erzählt das Volk so manches „Sagmarl" vom Hanselbauern-Hansel in St. Martin.

8. Der Gams-Urber.

Eine populär gewordene Volksgestalt der nordwestlichen Steiermark ist der Gams-Urber, der Sohn eines Schneiders in St. Nikolai in der Sölk. Urber stahl als Wilderer zumeist nur Gemsen, weshalb man ihn dann Gams-Urber nannte. Um Martini (November) kam er einst ins Oppenbergische bei Rotteumann zu einer Sennhütte, wo zur Thür ein altes häßliches Weiblein herausschaute und sagte, Urber möge aufs Eck kommend, so gut sein und dem Halter sagen, dass er mit den Kühen heimfahre. Bei der bezeichneten Stelle angekommen, sah Urber weder den Halter, noch die Kühe. Er rief daher nach jenem, der nun ganz plötzlich mit den Rindern auftauchte. Nun erst kam es dem Wilderer in den Sinn, dass er es mit „Almranzeln" (Bergteufeln) zu thun habe, die nach Martini die Alm verlassen.[1])

9. In der Christnacht.

Ein andermal verschneite es den Gams-Urber mit einem Genossen im „Todten Gebirge" auf dem „Traglberg". Tagelang schneite und stürmte es. An ein Entrinnen ins Thal war nicht zu denken. Die Wilderer richteten sich in einer Hütte auf der Alm häuslich ein, nachdem sie zuvor drei Gemsen erlegt hatten. In einer Nacht hörte Urban plötzlich auf dem Dachboden, wo die Gemsen mit den Krickeln auf einer Stange hiengen, ein Gepolter. Nachsehend fand er eine Gemse auf dem Boden liegen, was natürlich zu verwundern war, denn wie konnten die „Krickeln" loslassen? Urber hieng das herabgefallene Thier wieder auf die Stange. Kaum hatte er sich entfernt, hörte er wieder ein Gepolter auf dem Dachbodenraume. Nun wurde der Kamerad geweckt und ihm das Vorgefallene erzählt. Diesem fiel es nun ein, dass die heilige Christnacht, in der es „geistert", eingetreten sei. Als die beiden, welchen kein Kalender zur Verfügung stand, zurückrechneten, fanden sie wirklich, dass man die Nacht zum 24. und 25. December habe. Sie fiengen an zu beten, worauf es mit dem „Geistern" zu Ende war. Jener Genosse Urbers war der „Flucht-Fischer".

---

[1]) Der „Almranzl" oder „Alperer" ahmt das Buttern und Käsen, sowie überhaupt das Almleben nach. Der Älpler glaubt, hinter ihm stecke der Teufel in Gestalt eines alten häßlichen Weibes mit zottigen Haaren. Siehe „Heimgarten" Jahrg. XVIII, pag. 288.

10. Der Untergang von Irdning.

Vom Ennsthaler Marktflecken Irdning, wo circa 1160 bis 1170 eine Pfarre errichtet wurde, geht die Sage, dass er an einem Peterstage (29. Juni) untergehen werde. Es heißt, das ganze Ennsthal sei einst ein See gewesen, beim Abfluss habe sich unterhalb des Marktes Irdning das Wasser gesammelt und sei erst später abgeflossen, so dass nun unter der Stelle, wo die Gebäude stehen, eine geräumige Höhle sei. Bei einem Erdbeben, das einst an einem Peterstage erfolgen werde, soll nun das Erdreich mit dem Markte sinken. Bemerkt sei noch, dass St. Peter und Paul die Patrone der Kirche Irdning sind, weshalb der Volksglaube mit dem Peterstage in Zusammenhang gebracht wurde.

11. Der Teufel auf dem Schreinl.

Südöstlich von Donnersbachwald befindet sich der Schreinl, auf dem einst der Teufel einen Halter heimsuchte. Der Böse erschien in Gestalt eines kleinen Männleins mit schelmischen Augen. Der Halter ließ sich mit dem Erschienenen in ein Gespräch ein und, wie es schon geht, fragte ihn um dies und das. Zuletzt kam man auf die Sonnenwendbüscheln zu sprechen, die man im Ennsthaler Gebiete am 24. Juni bei Thüren und Thoren der Gebäude befestigt. Zu den Sonnenwendbüscheln kommen „Nebenaus", „Manderlkraut", „Hexenkraut" u. s. w. Der „Nebenaus" meinte der Teufel, sei gut gegen 's Einschlagen, das „Klecktraut" vertreibe das böse Geblüt und das Hexkraut[1]) banne die Hexen. Noch um allerlei fragte der Halter. Endlich meinte das fremde Männlein: „Und um das Wichtigste, nämlich wozu das Kreuz in der Nussen ist, hast mih noch nit g'fragt." Darauf verschwand der Sprecher. Nun ahnte der Halter, dass er den Bösen vor sich gehabt habe.

12. In der Andreasnacht.

In der nordwestlichen Steiermark citieren die Dorfmädchen am St. Andreasabende (zum 30. November) den heiligen Andreas. Es muß dabei das Sprüchlein angewendet werden:

Himmelaus, Himmelein,
Sei St. Andreas mein,
St. Andreas, komm durch die Thür
Und trink etwas bei mir.

Ein Mädchen that dies und stellte auf den Tisch ihrer Schlafkammer zwei Gefäße, eines mit Wasser, das andere mit Wein gefüllt. Da erschien St. Andreas ihr im Traume und trank von dem Wein-

[1]) „Hexkraut" = Johanniskraut, „Klecktraut" = „Taubenkropf", und „Nebenaus" = Fillumfallum, ein Doldengewächs im Gebirge.

glaſe, was bedeutet, daß im nächſten Faſching ein reicher Freier komme. Überdies warnte aber der Heilige die Dirn vor der Liebſchaft, die ſie mit einem reichen Bauersſohne unterhielt. Im nächſten Jahre erſchien anſtatt St. Andreas der Teufel, denn das Mädchen, noch immer unverehelicht, führte das Verhältnis mit ihrem Erkorenen fort.

13. Die Kapelle in St. Wolfgang.

Donnersbachwalder Ortsinſaſſen pilgern bisweilen nach St. Wolfgang, einer Ortſchaft am gleichnamigen See in Oberöſterreich. Die Zurückgekommenen erzählen, daſs in St. Wolfgang auf einem Berge eine Kapelle ſtehe, die der Teufel gebaut habe, eine Wette mit einem Maurermeiſter eingehend, mit der Bedingung, daſs dann, wenn die Wette gewonnen ſei, der Maurermeiſter dem Böſen den erſten Wallfahrer, der zur Kapelle walle, übermitteln müſſe. Der Teufel gewann die Wette und erhielt vom Maurermeiſter anſtatt den erſten Wallfahrer einen Bären geſchickt. Der Böſe, welcher den Betrug gleich merkte, wurde ſo zornig, daſs er durch einen Felſen fuhr, der heute noch den Zugang zur Kapelle bildet. Der Volksmund behauptet, durch dieſes Loch komme jeder, ob dick oder dünn, groß oder klein, gleich ſchwer, es ſei dies eine Macht des — Teufels.

14. Die Teufelskapelle in Kitzbühel.

In Kitzbühel (Tirol) war eine Einſiedelei, worin eine Madonnenſtatue aus Jeruſalem ſtand, die ein reicher Bauer der Umgebung mit Kleidern und Schuhen reichlich verſah. Als dieſelben aber immer und immer geſtohlen wurden, war dies dem Spender zu dumm und er rief der Statue in ſeinem Zorn zu: „Du, Moiderle, wennſt dir 'ſch Gwond nochmal ſchtehle laſſcht, kaf i dir kanſch mehr.“ Eine Kapelle ſteht dort noch und die Einſiedelei verwandelte der Teufel in ein Wirtshaus, zur Strafe, weil der Bauer frevelte, wie uns Freund Joſef Steiner, ein vielgereiſter Gewährsmann, kürzlich mittheilte.

15. Der neugierige Goaſer.

Ein Goaſer (Ziegenhirte) hörte, daſs die Thiere in der Chriſtnacht zwiſchen elf bis zwölf Uhr ſprechen könnten. Um zu vernehmen, was ſeine Ziegen zur gedachten Stunde reden würden, ſchlich er ſich ſachte in den Stall zu den Thieren, wo er ſah, daſs eine Ziege merkwürdigerweiſe auf dem „Tram“ (Plafond) des Stalles hieng. Schnell holte der Burſche eine Leiter und ſtieg empor, um den Riemen, an dem das Thier hieng, abzuſchneiden. Aber ſiehe da, während des Schneidens bemerkte der „Goaſer“ erſt, daſs eigentlich gar kein Riemen da ſei, ſondern er den Hals der Ziege durchſchnitten habe, ſo daſs das Thier todt auf den Boden fiel. Nun erſt dachte er daran, daſs dies der Teufel zuſtande brachte, zur

Strafe, weil der „Goaſer“ neugierig war. Der Riemen mit der Ziege am „Tram“ war nichts anderes als Teufelsblenderei. Man ſoll es daher nicht verſuchen, die Thiere in der Mettennacht zu belauſchen!

16. Der beſtrafte Knecht.

Ein Ochſenknecht belauſchte im Rinderſtalle die Thiere in der heiligen Nacht und hörte, wie ein Ochs zu einem Stier ſagte, daſs der Knecht, welcher lauſchte, das nächſte Jahr ſterben müſſe. Der Knecht lächelte dazu und dachte: „Ihr könnt mir lang gut reden!“ Als einſt die Rinder vom erwähnten Knechte zur Tränke getrieben wurden, kam er dem Stier zu nahe. Dieſer rannte mit ſeinem Kopf gegen den Ochſenknecht und tödtete ihn auf der Stelle. So hatte es ſich bewahrheitet, was in der Chriſtnacht geſprochen worden war.

17. Die Schneiderhöll'.

Auf der Gemeindegrenze von St. Nikolai in der Sölk und Donnersbachwald befindet ſich eine Höhle, welche die Schneiderhöll' genannt wird. Den Namen erhielt die Höhle, weil einſt mehrere Muſikanten von Donnersbachwald mit einem Schneider am Jakobiſonntag (letzten Sonntag im Juli) nach St. Nikolai zogen, um drüben beim Kirchtag zu ſein. Unterwegs blieb der Schneider etwas zurück und kam den Muſikanten nicht mehr nach. Dieſe kümmerten ſich um den Nadelhelden weiter nicht mehr. Auf dem Rückwege von der Sölk begegneten die Muſiker nun dem Schneider, welcher jenen eine Höhle zeigte, von der er erzählte, er ſei in dieſelbe geſtürzt und bei einem ganz anderen Loche herausgekommen, ohne daſs ihm ein Leid geſchah. Man warf nun einen Stein in die Höhle. Anfangs hörte man den Stein in die Tiefe poltern. Doch plötzlich war nichts mehr zu vernehmen. Erſt ſpäter polterte es wieder und es wurde gehört, daſs der Stein im Waſſer anſchlug. Wie der Schneider unter dieſen Umſtänden beim Sturz in die Höhle mit dem Leben davonkam, war den Muſikanten unerklärlich. Sie nannten die Höhle die Schneiderhöll', annehmend, daſs der Teufel bei ihr im Spiele ſein müſſe. Und ſo kennt man die Schneiderhöll' unter dieſem Namen bis auf den heutigen Tag.

Naturfreude.

Sollte es wahr sein, dass die Deutschen der Gegenwart Idealismus von den Engländern lernen könnten? Thatsächlich wüsste ich kaum eine neue deutsche Schrift, welche in Bezug auf Naturanschauung und Wohlwollen vergleichbar wäre den Werken des Engländers John Ruskin, welcher trotz der zwei Millionen seines Vermögens den reinen Idealen nachhängt mit der rührenden Frömmigkeit eines schlichten Naturmenschen. Freilich, sein Geist, sein ganz eigenartiger Geist, ist groß genug, um den angeborenen Adel des Menschen durch Geld nicht verderben zu lassen.

Von diesem John Ruskin hat Jakob Feis, ebenfalls ein englischer Kaufmann, ein Buch ins Deutsche übertragen, welches vor kurzem in Straßburg bei J. H. Ed. Heitz erschienen ist. Es führt den Titel: „Was wir lieben und pflegen müssen." Die Übersetzung ist gewissenhaft und scheint uns das Original durchwegs zu decken. Wie diese Engländer die äußere, landschaftliche Natur schauen und die Freude an ihr pflegen, das mögen die folgenden Abschnitte zeigen.

Der Himmel.

Der Einfluss der physischen Welt auf die moralische das geheimnisvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz. Alex. v. Humboldt
(Ansichten der Natur. II, S. 13.)

Seltsam, wie wenig die Menschen im allgemeinen über den Himmel wissen. Von allen Werken der Schöpfung scheint er auserkoren zu sein, als dasjenige, was uns Freude machen, mit uns reden und uns belehren soll, und gerade ihm zollen wir die geringste Aufmerksamkeit. Die Natur schuf nicht vieles, was dermaßen gestaltet ist, dass alle seine Werktheile mithelfen, im Menschen Gefallen anzuregen.

Soweit wir wissen, wäre jeder Zweck erfüllt, wenn zeitweilig über den Himmel eine häßliche, schwarze Regenwolke zöge, welche, nachdem sie alles gut bewässerte, das Blau wieder erscheinen ließe; allenfalls, dass am Morgen und Abend ein leichter Wolkenschleier Thau träufelte. Statt

deſſen jedoch vergeht kein Augenblick, wo die Natur nicht neue formen- und farbenreiche Prachtgebilde ſo unabläſſig nach den Geſetzen vollkommenſter Schönheit geſtaltet, daſs wir annehmen dürfen: es geſchieht, um dem Menſchen Freude zu bereiten. Ein jeder, wo er auch weilen mag, ſoweit er von anderen Quellen der Anregung und Schönheit entfernt iſt, hat an dieſem Schaffen allzeit Antheil. Nur wenige ſind begünſtigt, die großartigſten Gegenden der Erde kennen zu lernen; ... der Himmel jedoch iſt für alle und iſt ſo eingerichtet, daſs ſeine Arbeit das Menſchenherz jederzeit tröſte, erhebe, beſänftige und von Schlacke und Staub läutere. Er iſt bald mild, bald launig, bald grauenhaft, faſt jeden Augenblick anders. Etwas Menſchliches ſpricht aus ſeinen Leidenſchaften, etwas Geiſtiges aus ſeiner Sorgfalt, etwas Göttliches aus ſeiner Unendlichkeit. Sein Mahnruf an das Unſterbliche in uns iſt ſo deutlich wie ſeine Thätigkeit, wodurch er das Irdiſche um uns vernichtet oder entwickelt. Und dennoch, wir beobachten den Himmel nicht, denken nicht über ihn nach, außer etwa ſoweit, als er das Thieriſche in uns berührt ... Alles was kundgibt, daſs uns mehr vom Himmelsdom gebüre als Licht und Thau, die auch den Unkräutern und Würmern zukommen ... alles dies dünkt uns eine ſinnloſe und einförmige Kette von Zufälligkeiten, zu unweſentlich und thöricht, um es, wäre es auch nur auf kurze Weile, der Beobachtung und Bewunderung zu würdigen. Wenn wir in trägen und thörichten Momenten vom Himmel reden, bei welchen Erſcheinungen verweilen wir? Der eine ſagt, es hat geregnet, der andere, es war windig, und wieder einer, es war warm. Kann von den vielen Schwätzern einer die Höhengebilde der großen weißen Bergkette beſchreiben, die geſtern zu Mittag rings um den Horizont lagen? Wer ſah den winzigen Sonnenſtreif von Süden her auf ihre Gipfel fallen, bis ſie als bläulicher Regenſtaub zerfloſſen? Wer ſah geſtern die Wolken wie welke Blätter tanzen, vom Weſtwind vor der Sonne hergetrieben, da ſie ſank? Alles ſchwand unbedauert, ungeſehen. Wenn wir uns auf eine Weile weniger gleichgiltig verhalten, ſo geſchieht es des Auffälligen, Außerordentlichen willen. Nicht, wenn weithin und wild die Urkräfte ſich kundgeben, nicht im Hagelgeklirr und wirbelnden Windeswehen entfaltet ſich das innerſte Weſen des Erhabenen. Nicht im Erdbeben iſt der Herr, nicht im Feuer, ſondern im ſtill-ſanften Säuſeln. Wetterwolke und Blitzesſtrahl rütteln nur die gemeinen Triebe in unſerer Natur auf. Das Schlichte, Majeſtätiſche, welches friedfertig und lautlos dahinſchreitet; das Tiefe, Ruhevolle, ewig Beharrliche, welches wir ſuchen müſſen, ehe wir es ſehen, lieben müſſen, ehe wir es begreifen; Dinge, welche die Engel täglich, aber in ewig neuen Formen für uns bereiten, die niemals fehlen, ſich aber niemals wiederholen; die immer zu finden ſind, die jeder aber nur einmal findet: — dieſe Dinge vor allem ſind es, die uns vorzugsweiſe die Lehre der

Andacht einprägen und den Segen der Schönheit ſpenden. Dieſe Dinge ſind es, die den Künſtler, der das Höchſte erſtrebt, ſchulen, die ſein Ideal geſtalten müſſen. —

* * *

Charakter-Eigenthümlichkeit der Bewohner von Granitgegenden.

Eine Eigenthümlichkeit dieſer Felſen iſt, daſs ſie ſich in reinſten Sand und Thon auflöſen .... Der Thon iſt der feinſte und beſte, den man für Porzellan finden kann, der Sand oftmals vom reinſten Weiß, in ſeinen Beſtandtheilen ſtets funkelnd und hell. Dieſe Eigenſchaft hat zur Folge, daſs eine aus dieſem Geſtein zuſammengeſetzte Gegend ein eigenthümlich reinliches Ausſehen hat und nicht ſumpfig, faulig oder ungeſund werden kann. Freilich können die durchfließenden Ströme undurchſichtig und durch die geſchüttelte Granitſubſtanz gelblich wie Rahm werden; die Waſſer jedoch, nachdem ſich dieſe Subſtanz abgeſetzt, ſind gut und rein und ihre Ufer nicht ſchlammig, noch tückiſch, ſondern ſie haben Kiesboden oder feſten und funkelnden Sand. Die ruhigen Ströme, Quellen und Seen ſind ſtets von herrlicher Klarheit, und das Meer, welches Granitküſten beſpült, iſt ſo lauter wie ein makelloſer Smaragd. Es iſt merkwürdig, bis zu welchem Grad dieſe intenſive Reinheit des Bodens den Charakter ſeiner Bewohner zu beeinfluſſen vermag. Es iſt faſt unmöglich, einer in Granitgegenden gebauten Hütte ein durchaus erbärmliches Ausſehen zu geben. Unfreundlich mag ſie ſein, vernachläſſigt und kalt, und Mühſeligkeit zur Genüge verrathen, aber ſie wird nie morſch ausſehen, ſo forglos ihre Inſaſſen auch leben mögen. Das Waſſer vor ihren Thüren wird nicht ſumpfig, der Boden unter ihren Füßen nicht ſchlammig, das Holz an ihren Zäunen fault nicht, ſie brächten es nicht einmal fertig, ſelbſt wenn ſie es verſuchten, ihre Geſichter und Hände zu beſchmutzen. Wenn ſie es noch ſo ſchlimm treiben, ſo fühlen ſie ſtets feſten Boden unter ſich und reine Luft um ſich. Ihre Umgebung hat etwas Geſundheitförderliches, das nur jahrelanges Elend beſiegen könnte. Und ſoweit ich mich entſinne, haben die Einwohner einer Granitgegend etwas kräftig Geſundes im Charakter, natürlich mehr oder weniger verringert oder gemäßigt, je nach andern Lebensverhältniſſen, aber immerhin etwas Eigenes im Gegenſatz zu den Bewohnern der weniger reinen Gebirgsgegenden.

* * *

Süd und Nord.

Die von moderner Wiſſenſchaft zuſammengeſtellten Landkarten umfaſſen in engem Raume eine gewaltige Summe von Kenntniſſen, jedoch

habe ich noch keine Karte gesehen, welche ein Bild gäbe, wonach wir uns einigermaßen die Gegensätze vorstellen könnten, die im physischen Charakter zwischen den Ländern des Südens und Nordens bestehen. Wir sind uns der Unterschiede im einzelnen bewusst, doch fehlt uns der umfassende Blick und der Halt, sie im großen Ganzen zu empfinden. Wir wissen, dass der Enzian auf den Alpen und die Olive auf den Apenninen wächst; doch können wir uns nicht hinreichend den buntausgelegten Mosaikboden der Erde vergegenwärtigen, den ein Zugvogel sieht, jene Verschiedenartigkeit zwischen der Heimat des Enzians und der Olive, wie sie Storch und Schwalbe von weitem erspähen, wenn der Sirocco sie wiegt. Versuchen wir auf einen Augenblick, uns sogar über die Höhe ihres Flugs emporzuschwingen. Stellen wir uns vor, das Mittelländische Meer läge unter uns wie ein unregelmäßiger See, alle seine alten Vorgebirge schlafend im Sonnenschein; hie und da ein grollendes Donnerwetter, ein grauer Punkt, ein Sturm, wehend über die glühenden Gefilde; hie und da eine weiße Rauchwolke über einem Feuerberg, die in der Luft über dem Ring von Asche ruhig schwebt; vorherrschend jedoch eine friedliche Lichtfülle, Syrien, Griechenland, Italien und Spanien eingelegt im Meeresblau, wie die Theilstücke eines goldenen Bodens. Schwingen wir uns dann ein wenig näher der Erde zu, wo die gewaltigen Gebirgsketten sich heben und senken: hell schimmern ihre herrlich hängenden Gärten mit duftspendenden Blumen, dazwischen prangen Lorbeer- und Orangenhaine und die fächerartigen Palmen, deren grünlich-graue Schatten die Glut der Marmorfelsen und Porphyrriffe mindern, die unter dem leuchtenden Sande sich heben. Dann wollen wir uns weiter nordwärts wenden, um zu sehen, wie allmählich die Farben des Orients schwinden und ein gewaltig großer feuchtgrüner Gurt sich zeigt, der die Matten der Schweiz, die pappelreichen Thäler Frankreichs, die dunklen Wälder der Donau und der Karpathen, von den Mündungen der Loire bis zu denen der Wolga umfasst, schimmernd durch die Risse der wirbelnd grauen Regenwolken und durch den niedrig über dem Weideland wallenden Nebelschleier der Bäche. Alsdann wenden wir uns noch weiter nordwärts, um zu sehen, wie mächtiges, graues Gestein und das struppige Moorland sich erhebt, jenen Felder- und Wäldergurt umsäumend — ein wüster, breiter Purpurstreif, der sich in ungastliche Inseln der nördlichen Meere zersplittert, von Stürmen gepeitscht, von schwimmenden Eisbergen frostdurchschauert, von brüllenden Fluten zerwühlt und zerrissen, bis die Wurzel des letzten Waldstrauchs in den Furchen keinen Halt mehr hat und der Hunger beißender Nordwinde die Höhen kahl nagt, und bis schließlich, grimmig wie der Tod, die eherne Eismauer uns anstarrt, ihre weißen Zähne aus dämmerndem Nordlicht uns zeigt. Und nachdem wir uns einmal in Gedanken die buntschimmernden Erdzonen in ihren umfangreichen physischen

Gestaltungen vergegenwärtigt, wollen wir uns ihnen noch etwas mehr nähern, um die gleichlaufenden verschiedenartigen Abstufungen des Thierlebens wahrzunehmen: die unzähligen, schnellen und herrlichen Geschöpfe, die in Luft und Wasser strahlen, oder auf dem Sande des Südens schreiten, das gestreifte Zebra und den gefleckten Leoparden, die funkelnden Schlangen und Vögel, geschmückt purpurn und scharlach. Vergleichen wir Anmuth und Glanz ihrer Farben und die Schnelligkeit ihres Gangs mit der froststarren Stärke, dem ruppigen Fell, dem düstern Gefieder nordischer Arten; vergleichen wir die Pferde Arabiens mit den Pferden Shetlands, den Tiger und Leoparden mit dem Wolf und Bär, die Gazelle mit dem Elenthier, den Paradiesvogel mit dem Reiher — alsdann, demuthsvoll uns den erhabenen Gesetzen fügend, welche die Erde und alles, was auf ihr ist, im Innersten regeln, wollen wir die Menschen nicht verdammen, sondern ihrer uns freuen, wenn sie dem Ausdruck verleihen, was das Land ihrer Geburt sie lehrt, und wenn sie bei seinen Satzungen verharren. Wir wollen sie ehrfürchtig beobachten, wie sie die blendenden Steine schichten, wie sie die Jaspis-Säulen zart meißeln und glätten, welche hoch gegen wolkenlosen Himmel sich heben sollen, zurückstrahlend den ewigen Sonnenschein. Aber mit nicht weniger Ehrfurcht wollen wir ihnen uns nähern, wenn sie urkräftig und schnellen Schwungs dem Gesteine, das sie dem Moosboden und Moorland entrissen, ein rauhes Leben abtrotzen und wenn sie die eisernen Strebepfeiler und das rauhe Mauerwerk hoch aufrichten bis in die grauen Lüfte — Arbeiten einer regsamen Einbildungskraft, die wild und eigenwillig sind wie das nordische Meer; massive, thurmfeste Bauwerke, voll von wolfshöhlenartigen Schlupfwinkeln, grimm wie der Wind, der um sie weht, verschiedenartig wie die Wolken, die sie beschatten.

* * *

Das irdische Paradies.

„Die Erde bauen und bewahren.“ —

Dies also sollte unsere Arbeit sein. Aber ach! was thun wir statt dessen? Wie haben wir den Garten, statt ihn zu wahren, verwüstet — wir füttern unsere Kriegsrosse mit den Blumen, machen aus den Bäumen Keulen und Kolben.

„Und gegen die Morgenseite ein flammendes Schwert.“

Ist seine Flamme unauslöschbar? und kann man nimmermehr durch jene Pforte, die den Weg versperrt, eingehen? oder mangelt es uns nicht viel mehr am Wunsch, hinein zu kommen? Denn, wie wir uns auch das einstige Eden ausmalen, was ist es, was wir nicht, wenn wir es wollen, davon zurückgewinnen könnten? Man sagt, es sei ein blumen-

reicher Garten gewesen. Wohlan, die Blumen sind bereit, überall zu wachsen, wo wir sie dulden, und je dichter, um so schöner. Auch die Blume, wie der Mensch, mag zu Fall gekommen sein; aber wahrlich, Wesen wie wir können sich nichts Lieblicheres vorstellen als Rosen und Lilien, die dicht aneinandergereiht für uns wachsen würden, hochauf, Blatt an Blatt, bis die Erde, wenn wir es so haben wollten, ganz roth und weiß wäre. Und das Paradies war voll von wonnigem Schatten und fruchtbaren Hainen. Wohlan, was verhindert uns, die Welt nach Herzenslust mit wonnigen Schatten und duftiger Blüte und köstlicher Frucht zu überdecken? Wer verbietet, dass ihre Ebenen Korn tragen, bis sie uns anlachen? Wer verhütet, dass wir zahllose Obstgärten aus ihren düsteren, unheimlichen Wäldern machen, dass die Höhen weithin bis an den aprilklaren Horizont von zitternden, schneeigen Blüten umkränzt sind, und das herbstliche Antlitz der Mutter Erde unter der Last dichtgedrängter goldener Spende leuchtet? Aber das Paradies, sagt man, war ein Ort des Friedens und jedes Thier uns freundlich dienstbar. Wohlan: die Welt wäre noch ein Ort des Friedens, wenn wir alle Friedensstifter wären; auch alle ihre Wesen wären uns freundlich dienstbar, übten wir über sie freundliche Herrschaft. Aber solange wir es als Unterhaltung betrachten, Vögel und Wild zu tödten, so lange wir vorziehen, mehr gegen unsere Mitmenschen als gegen unsere eigenen Mängel zu kämpfen, und aus unseren Wiesen Schlachtfelder zu machen anstatt friedliche Weiden — solange, wahrlich, wird das flammende Schwert sich noch nach jeder Richtung drehen und wenden und die Paradieses-Pforte fest genug verriegelt bleiben, bis wir die schärfere Flammenklinge eigener Leidenschaften in die Scheide stecken und die festeren Riegel eigener Herzenspforten einbrechen.

Also der idealistische Engländer. Wie klingt solche Botschaft fremd herein in unsere Tage, wo man naturalistisch nur Tiger sein will und nicht Paradeisvogel (der göttlich geartete Mensch könnte eines wie das andere sein), wo man in trotziger Abgrenzung der Nationen unermesslich schreckbare Kriege für die Zukunft säet! Wie fremd klingt sie herein, diese Botschaft aus dem praktischen Britannien in das Volk der Gelehrten und Idealisten!

Als ſie mein Herz begruben.

Erlebnis eines Poeten.

Ich war ſchon lange ſehr krank geweſen. Die Leute giengen mir auf der Gaſſe zu und ſagten: „Sie ſehen aber recht gut aus!“ Und hinter meinem Rücken: „Ein Jammer, ihn anzuſchauen! Der geht nimmer lange um!“ Die Ärzte fühlten mir den Puls: „Höchſt unregelmäßig, und doch kein ausgeſprochenes Fieber.“ Sie behorchten mein Inneres, erforſchten die geheimſten Regungen und Gedanken, aber der eigentlichen Krankheit kamen ſie nicht auf die Spur. Ich muſste weinen, wenn andere lachten; ich gerieth in Zorn, während andere den höchſten Gleichmuth bewahrten; ich jauchzte, wenn andere in ernſter Stimmung waren; ich lachte, ich liebte, ich haſste, wo es nach der Leute Meinung doch gar nichts zu lachen, zu lieben, zu haſſen gab. Die Klügſten ſagten das großartige Wort: Nervös! Ja, aber wie konnte ich dann anderſeits nur wieder ſo verſteinert ruhig ſein, wo andere in höchſte Erregung kamen, wie konnte ich gelaſſen ſein, wo alle Welt jagte, haſtete, eiferte! Es ſtimmte nicht und es ſtimmte nicht.

Einmal, während meines Landaufenthaltes, wo ſich ſonſt jeder Städter mit Vorliebe zu erholen pflegt, ward es mit mir ſo ſchlimm, daſs um den Arzt geſchickt werden muſste. Der machte auch ſelber einmal von dem allgemeinen Menſchenrechte Gebrauch und lag im Bette an der Influenza. Er hatte ohnehin die ſeinige auf den Juli verlegt aus Rückſicht für das liebe Publicum, das ſie im Winter bekommt. Alſo dieſer kranke Doctor konnte mich nicht geſund machen. Hingegen war im Dorfe ein fremder Doctor auf der Sommerfriſche anweſend. Der hatte eine ſchöne hohe Stirn, ein großes kluges Auge und einen langen weißen Bart; aber der Arzt in ihm mochte nicht gar arg geſucht ſein, weil er Zeit hatte, unter den Hollunderbüſchen herumzuſitzen und den Bauersleuten zuzuſchauen vom Säen an bis zum Ernten. Dieſer Herr hörte von meiner Noth und kam zu mir. Er faſste mich an der Hand und hielt ſie feſt. War das ein Pulsfühlen! Eiſern umklammerte er meine Knochen. Er ſchaute mir ins Geſicht, aber nicht auf die blaſſen Lippen, nicht auf die eingefallenen Wangen, ſondern ins Auge. Sein Blick ſtach mir faſt das Auge aus, ſo ſcharf war er. Dann legte er ſein Haupt an meinen Buſen,

drückte mir mit seinen Stirnknochen beinahe das Brustblatt ein. Endlich richtete er sich auf und sagte ganz kalt, grauenhaft kalt: „Am Herzen happert's."

Ich erschrak über die Maßen. Das Herz war noch mein einziger Trost gewesen. Das Herz sei gesund! hatten sie gesagt, einer wie alle.

„Es fehlt an Appetit, nicht wahr?" fragte der Arzt, „auch an Schlaf natürlich. Besonders, wenn Sie tagsüber draußen an den Hütten der Arbeiterfamilien spazieren gehen oder auf der Straße hungerndem Gesindel begegnen, nicht wahr?"

„Es mag stimmen, Herr Doctor, es mag stimmen."

„Das Bergsteigen dürfte Ihnen auch nicht behagen. Abgehauste Bauern. Auf den Feldern die Hirsche, lustige Jagd, Waidmannsheil! Halali! Da kriegen Sie Herzklopfen."

„Es stimmt, Herr Doctor, es stimmt!"

Vor kurzem waren Sie, wenn mir recht ist, im Sectionssaal. Wirklich? Nun sehen Sie, die schlechte Luft dort! Die Vivisectionen! Da haben Sie Krämpfe bekommen in der Faust. Wie?"

„Aber ganz gewiss, Herr! Zum Tobsüchtigwerden ist mir manchmal."

„Und das Zeitungslesen vertragen Sie nicht. Parteienzank, Rassenstreit, Kriegsgeschrei, Börsenschwindel. Es flimmert Ihnen vor den Augen, Blutandrang zu Kopf, nicht wahr?"

„Es stimmt, es stimmt! Doctor, Sie kennen meine Zustände."

„Aber auch zu Hause, das viele Stubensitzen. Bei Ihren Kindern. Wie wird's diesen guten unschuldigen Wesen ergehen, wenn sie einmal keinen Führer, keinen Ernährer haben sollten! Die Welt ist hart. Nicht wahr, Sie denken daran? Ich möchte fast sagen, die Liebe thut Ihnen weh."

„Mein Gott, Doctor, es —" Habe nicht weiter sprechen können, das Schluchzen hat mich übermannt.

Darauf sagte der Doctor: „Lieber Freund, Sie leiden am Herzen. Sie haben ein Herz. Wollen Sie genesen, so gibt es nur ein Mittel, Sie müssen sich einer Operation unterziehen."

„Wie?" rief ich aus, „einer Operation? Am Herzen?"

„Wir werden's herausnehmen, es thut nicht weh, ist bald vorüber. Und dann haben Sie Ruh'."

Unter höchstem Erstaunen hörte ich's und machte den Einwand, dass man immer höre, ohne Herz könnte der Mensch nicht leben.

„Pah, Thorheit!" lachte der Doctor auf. „Prächtig lebt man, Schauen Sie sich doch die Leute an. Gerade solche, die kein Herz haben, leben am besten. Auch erreichen sie ihre Ziele, weil sie gesund sind. Das Herz ist eine Missbildung wie der Krebs. Man stirbt daran. Wenn Sie sich nicht sehr bald entschließen . . .!"

Lange habe ich überlegt. Und als ich erwogen, daſs die herzloſen Menſchen thatſächlich völlig froh und ungefährdet dahin leben, während die anderen immer leiden müſſen, faſste ich mir ein Herz und gab die Einwilligung zur Operation.

Aber ich bedingte mir, vorher noch einmal hinausgehen zu dürfen auf den Hügel, um friſche Luft zu ſchöpfen, noch einen Blick zu thun in die ſchöne weite Welt.

„Gott, wie ſentimental!“ lachte der Doctor, „na, meinetwegen. Aber ſchnell!“ — Ich gieng hinaus und blickte in die ſchöne weite Welt, jauchzend zum letztenmal.

Dann hat er mich aufs Bett gelegt, hat ſeine funkelnden Meſſerlein ausgepackt, hat mich betäubt mit Chloroform und hat ſeines Amtes gewaltet.

Wie lange ich geſchlafen, iſt mir unbekannt. Als ich erwachte, war alles vorüber. Der Doctor war fort, ich fühlte eine kühle Leere in der Bruſt, mir war nicht zum Lachen und nicht zum Weinen, ich war ganz ruhig.

Draußen hörte ich den Glockenklang und einen Choral ſingen. Ich gieng ans Fenſter. Ein Leichenzug ſchwankte vorüber, eine große Menſchenmenge aus Stadt und Land. — Wen begraben ſie da? fragte ich hinab. Sie wieſen auf einen ſchlanken Sarg aus Fichtenholz, den ſechs Männer auf den Achſeln trugen. Ein Kranz aus rothen Roſen lag darauf. „Wir begraben das Herz eines Poeten.“

Das war mir nun zwar höchſt gleichgiltig, doch ſchaute ich näher hin. Hinter dem Sarge drein giengen mein Weib, meine Kinder, ſie hielten weiße Tücher vor das Geſicht und weinten ſtill vor ſich hin. Ich läutete dem Kellner meines Hotels. „Johann, iſt friſche Leberwurſt zu haben? Nicht. Dann wünſche ich Schinken mit Senf. Und Bier.“ — Der Langweile wegen blickte ich wieder hinaus zum Fenſter. Dem Sarge folgten auch meine Brüder, meine Schweſtern, ſie waren gebeugt in tiefſter Trauer. Es folgten meine Freunde. Es kamen ſolche, die meine Feinde geweſen, die mich ſchwer beleidigt hatten im Leben, ſie ſchritten ernſt heran und ſtarrten zu Boden. „Kellner, iſt das ein Senf? Das iſt eine fade Salbe. Bringen Sie mir doch franzöſiſchen Senf!“ — Der Zug kam auf den Kirchhof. Feierlich ſangen ſie den Geſang von der Urſtänd und ſenkten den Sarg in das Grab. „Vater!“ ſchrien meine Kinder grell auf, und mein Weib ſank am Grabe ohnmächtig zuſammen. — Johann. Iſt ein Filet de bœuf vorhanden? Ein friſches. Schön. Und ein Glas Madeira.“ Schweigend verloren ſich die Leidtragenden, nur die Meinigen blieben am Grabe zurück und konnten ſich von ihm nicht trennen. Sie waren ganz verlaſſen. Der Hausherr hatte ihnen die Wohnung gekündigt. Sie waren nirgends daheim, als an dieſem

Grabe, in welchem das treue Herz ruht. „Ist das Madeira? Seien Sie nicht dumm, Johann. Bringen Sie mir lieber eine Flasche Champagner. Wohl gekühlt. Können dieselbe auch durch das Stubenmädchen heraufschicken, verstanden?“

Ich habe gegessen und getrunken und geschwelgt. Ich hatte Ruhe vor Liebe und hatte Ruhe vor Hass. Mir war alles Wurscht. Nur essen und trinken und geilen und schlafen. Das schlug mir gut an, ich wurde ganz fett. So fett wurde ich, dass mich sogar meine Gläubiger nicht mehr erkannten. Ich fühlte keine Freude und kein Leid. Aber als ich so ganz mitten in dem Fettklumpen stak, da ward mir langweilig. Höllisch langweilig ist mir geworden. Es kam niemand zu mir, ich hatte keinen Freund und keinen Feind. Ich aß und ich trank und ich schlief, und ich ward immer fetter. Und endlich bin ich in meinem Fette erstickt.

In einem pompösen Metallsarg sollen sie mich hinausgetragen haben, begleitet hätten ihn nur drei Personen; der Wirt, der Schneider und der Gelegenheitsmacher. Jeder hatte etwas Weißes in der Hand, aber kein Sacktuch, die Rechnung war's, die bezahlte.

. . . . Darauf erwachte ich, leidend und abgezehrt wie immer. Am Bette stand meine kleine Martha und guckte mich mit den Blauänglein treuherzig an. „Vater!“ sagte die Kleine, meine magere Hand streichelnd, „du hast so schwer geathmet im Schlafe. Fehlt dir was?“

Sogleich legte ich meine Hand an die linke Seite der Brust, dort pochte es lebhaft und warm. „Nein, du liebes Kind, mir fehlt nichts.“

R.

Ich glaube.

Bekenntnisse und Geständnisse von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Abgestiegen zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten.

Das war der einzige Glaubensartikel, an den ich in meiner Kindheit eigentlich nicht glauben wollte. Die Auferstehung von den Todten, das war selbstverständlich, unser Herrgott kann nicht todt sein. Aber zur Hölle abgestiegen! Unser Herrgott gehört in den Himmel, und nicht in die Hölle, und dass der liebe Herr Jesus in die Hölle gekommen sein soll, das glaubte ich nicht. — Da belehrte mich auf solchen Angriff gegen den fünften Glaubensartikel einmal unser alter Knecht Markus: „In die

Höll' gekommen ist er ja nicht, wie etwa der Herodes oder der Judas Iskariot, freiwillig ist er hinabgestiegen, um zu sehen, was der Schwarze für Anordnungen macht. Dem Leutschinder, dem Hahnbauer, soll die Haut abgezogen werden allemal, so oft ihm wieder eine nachwachst. Dem Weiberleutsopper, dem Etzel-Franz, sollen die Haare vom Kopf gesengt und die Fußsohlen gekitzelt werden. Dem Rocker-Steffel, der mich beim Uhrhandel angeschmiert hat, sollen unter die Fingernägel Holzsplitter hineingetrieben werden. Der Vielfraß, der Wirtshansel, der selber das Feiste isst und den Gästen die Knochen vorsetzt, der soll in Schweinsfett geröstet werden, bis er eine Kruste hat über und über. Der Tratsch-Kathel soll die Zunge an ihre eigene Nasenspitze genagelt werden. Ja, du lachst, Lecker, das ist kein Spass nit! Schau, und deswegen ist der Herr in die Höll' hinabgestiegen, dass er die Schmerzen lindert. Dann ist er eh gleich wieder heraufgestiegen."

So hat's der Markus, nicht der Evangelist, sondern unser alter Knecht, ausgelegt, und so habe ich's eine Zeit lang geglaubt. Die Hölle kam mir aber nicht mehr so schrecklich vor, seit ich wusste, dass der liebe Herr Jesus zeitweilig in die Hölle nachsehen geht. Später in der Schule hat der Katechet das alles wieder umgestoßen. Der lehrte, dass Christus nach seinem Kreuzestod nicht in die wirkliche, sondern nur in die Vorhölle hinabgestiegen sei, wo die jüdischen Altvordern auf ihren Messias gewartet hatten. Da war der König David, der spielte auf der Harfe betrübte Psalmen. Da war der weise Salomon, der sang seit tausend Jahren sein hohes Lied, es gefiel ihm gar nicht mehr und er schlummerte immer dabei ein. Da saß der ägyptische Josef und hüllte sich fröstelnd in den Mantel, den ihm die schlimme Putiphar vom Leibe reißen wollte. Da kauerte der alte Abraham, der mit immerwährendem Kopfschütteln von den Sternen des Himmels lallte und den Sand des Meeres zählen wollte, in welchem seine Nachkommenschaft verbucht war. Diese Nachkommenschaft, was man so von ihr hörte, hatte dem braven Stammvater die gute Laune gänzlich verdorben. Da hockte der alte Noah und thäte gern Wein pipperln, aber im dunklen Garten war das Ding zu sauer gerathen. Endlich ganz unten in der hintersten Ecke, in einer finsteren Felsenkluft saßen Adam und Eva. Sie hielten sich innig umschlungen und weinten ..... Doch, ich komme da ins Kinderschwätzen, just so hat es der Herr Katechet nicht dargestellt. Er hat nur mit wenigen Worten gesagt, dass Christus die Voreltern aus ihrem dunklen Orte erlöst und sie in die ewige Seligkeit eingeführt habe. Also sei er zugleich der Heiland sowohl der Juden als der Christen geworden, und wenn die Juden Christum nicht als ihren Messias anerkennen wollten, obschon er aus ihrem Stamme sei, so sollten sie nur einmal zusehen, wo sie einen besseren fänden.

Von der Vorhölle zurückgekehrt, nahte der Herr sich wieder seinem Leibe, den die Jünger vom Kreuze herabgenommen und begraben hatten. Und dann hat sich etwas Einziges, etwas unerhört Großes zugetragen. Der Mensch, den sie am Kreuze getödtet und dann unter mächtigen Steinen begraben hatten, er wurde an den nächstfolgenden Tagen als lebendig gesehen. Zwei Frauen sahen ihn im Garten wandeln, zweien seiner Jünger begegnete er auf der Straße und als der Jünger mehr versammelt waren, um in tiefer Trauer den Tod des Meisters zu besprechen, war er plötzlich mitten unter ihnen, wie er so oft unter ihnen gewesen, und sie sahen an seinem schönen blühenden Leibe die Todeswunden.

Auch hier, wie überall, wo es Erhabenes zu zerstören gibt, hat die profane Welt ihre Sonde an den Glauben gelegt. Sie war nicht hochherzig genug, einen großen Gedanken zu tragen, den man wohl auch gelegentlich einem Weltkinde sollte zumuthen können. Wenn Christi Lehre und That lebendig geblieben ist, sich verbreitet hat in alle Welt und in den Völkern wie in den Einzelnen belebend wirkt bis auf den heutigen Tag, so darf man's ja doch gelten lassen, dass er lebt und waltet. Wenn sein Arm die Leidenden erhebt, die Irrenden führt, die Könige regiert, so muss er doch leben. Und wissen wir, dass er gestorben und zu den Todten gelegt worden ist, so sehen wir an seiner beispiellos waltenden Macht, dass er von den Todten auferstanden sein muss. Wir geben zu, dass Homer, Dante, Galiläi, Columbus, Gutenberg, Goethe unsterblich sind, warum sollte es gerade Jesus Christus nicht sein? — Das wäre eine Auslegung für die Welt, doch nicht einmal diese bekennt sie. Sogar die Unsterblichkeit Napoleons betonen die Herren gelegentlich, aber die Unsterblichkeit Christi bringen sie nicht über ihre Lippen. Und wie erst, wenn der Gläubige vor sie hintritt und bekennt: Auch sein Leib ist auferstanden von den Todten!

Auch ich habe ein bisschen Naturgeschichte studiert und weiß, wie nach den uns bekannten Naturgesetzen es nicht möglich ist, daß ein todter Menschenleib als solcher lebendig werden kann. Und doch glaube ich an die Auferstehung Christi auch als Menschen. Warum? Weil ich es gerne glaube, weil diese Vorstellung mir wohlthut, weil sie mich tröstet und erhebt, weil sie mich selig macht. — Ihr mögt ja recht haben mit eurer Naturgeschichte, aber mein Gedanke, meine Vorstellung, mein Glaube ist auch Natur, und wenn mein Heiland hier in meiner Natur von den Todten aufersteht, so geht euch das gar nichts an, und ihr könnt es nicht hindern und nicht ungeschehen machen!

Er ist ja auch mir schon begegnet. Er ist mir begegnet im Garten, wenn aus Erden die Blume sprosst, er ist mir begegnet auf der Straße, wenn ein Hungernder dort lag, den ich sättigen, wenn ein Fremder dort

wandelte, den ich beherbergen konnte. Und zu Hause, wenn ich mit Weib und Kindern zusammensaß, wenn wir ernsthafte Gespräche über die Ziele des Menschen führten oder in heiteren Worten uns ergötzten, da war plötzlich Er unter uns. — Ich sehe ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, so oft mein Herz ihn denkt. Schlank, in seinem dunkelblauen Gewande steht er vor mir, barfuß, barhaupt, ein schmales Antlitz mit jugendlich sprossendem Barte und dem schweigend beredten Mund, mit schlicht zurückgelegtem dunklem Haar und mit seinem großen blauen Auge voll milden Ernstes. Ich kenne niemanden besser, als ihn. In Ehrfurcht bange ich vor ihm, und doch ist er mir traut wie ein geliebter Bruder, vor dem ich kein Geheimnis habe und den ich um Rath und Hilfe bitte, wenn ich mir selber nicht zu helfen weiß. Zumeist sehe ich ihn einfach wie einen Menschen dastehen; damals aber, als ich in schwerer Krankheit lag, erschien er mir in leuchtendem Glanze, mit den Wunden und mit dem Kreuze. Ich gebrauche den Ausdruck, er erschien mir, obschon es meine Phantasie war, die mir ihn vorführte, weil es meine Sehnsucht war, ihn zu sehen. Wenn aber weltliche Bilder mich lustig und schmeichelnd umgaukeln, wenn ich auf schiefem Pfade sorglos dahineile, da sehe ich ihn plötzlich im Hintergrunde unter einer Palme stehen mit warnender Geberde.

Und wenn ich in langen Nächten schlaflos dahinliege, die Wanduhr und mein Herzschlag, und sonst kein Laut. In den Nebenzimmern ruht die Familie, Kinder große und kleine. In keiner Minute bin ich sicher, dass nicht eines aufschreit oder wimmert unter plötzlich hereingebrochener Todeskrankheit. Doch, sie schlummern friedlich und wissen nichts von meiner Bangigkeit. Unter diesem schweren Geschenke des Lebens mit allen Keimen des Wahnes, der Begierde, des Leides, des Elendes, so schlummern sie süß der dunklen Zukunft entgegen .... Da höre ich sein Wort: Lass mich die Lasten tragen, du armes Menschen-Vaterherz, ich bin stärker als du!

Und wenn ich während des Bangens um die Seelen der Kinder selbst in die Irre gieng ....

Es hat Stunden, es hat Tage gegeben, da ich ihn nicht sah....

Als ich einst meine mühselige Mutter verließ und in die weite Welt gieng, war er da bei mir? Als ich mit lockeren Jugendkameraden in allerhand Unzüchten zu versinken drohte, war er bei mir? Als ich einmal anfieng, nach Weltruhm und Geldlockung auszuhorchen, war er da bei mir? Als mich zu gelüsten begann, nach Glanz und Genuss, war er da bei mir? — Und ist er wohl heute bei mir, da ich mich fast rühmen will, mit ihm auf so gutem Fuße zu stehen? Man sollte in solchen Dingen demüthig schweigen. — Ich will mit diesen Bekenntnissen und Geständnissen ja niemanden bekehren oder vorgreifen, nur sagen will

ich's meinen Mitmenſchen, wie mir manchmal ums Herz iſt. Was will ich denn ſonſt? Den Freien wird meine Darſtellung zu kirchlich, den Kirchlichen zu frei ſein, die einen werden mich höhnen und die anderen werden mich haſſen.

Wenn's wenigſtens noch ein Vortheil wäre, wie ihn die Brockenhauſer von ihrem öffentlichen Bekenntniſſe gehabt haben. Das Geſchichtchen ſoll wundershalber hier erzählt ſein.

Die Bauern von Brockenhauſen hatten einen Gutsherrn, dem ſie — wie es zu jener Zeit ſchon eingerichtet geweſen — vielfach tributpflichtig waren. Der Gutsherr lebte aber in einer großen Reſidenzſtadt, zerſtreute ſich mit allen denkbaren Vergnügungen, kümmerte ſich nicht um ſeine Unterthanen und erinnerte ſich nur ſeines Landgutes, wenn er Geld brauchte. Geld brauchte er aber die ſchwere Menge, und der Verwalter vermochte es daheim bei den armen Bauern kaum mehr aufzubringen. Da fand es der Gutsherr an der Zeit, einmal perſönliche Nachſchau zu halten in Brockenhauſen und es dem Verwalter einzuſchärfen, daſs derſelbe den Bauern die Schröpfklappe etwas ſchärfer ſpanne. Alſo kam er im Frühjahr eines Abends ſpät mit flinken Rappen durch das Thal gefahren. Und nun merkte er zu ſeinem angenehmen Erſtaunen, daſs ſeine Ankunft, die er nicht gemeldet, ſchon bekannt war. Denn auf allen Höhen lohten Freudenfeuer und knallten Böller, das Volk war noch wach allerorts und in einer frohen Erregung. Das ganze Thal war in feſtlicher Stimmung. Das rührte den Gutsherrn bis ins Herz, denn er hatte noch ein biſschen davon, und als er in den Schloſshof einfuhr und ſeines Verwalters anſichtig wurde, ſprang er raſch aus dem Wagen, drückte dem Mann die Hand und ſagte: „Mich freut es ſehr! Mich freut es ſehr! Sagen Sie den Leuten meinen Dank, und für das nächſte Jahr ſollen ihnen die Abgaben erlaſſen ſein.“

Als der Verwalter merkte, daſs es die Feſtlichkeit war, die den Herrn ſo ſehr entzückte, wollte er ſchon den Mund aufmachen, that es aber doch nicht, ſondern ließ den Patron bei dem Glauben, daſs die Freudenfeuer und die Böllerſchüſſe ihm vermeint geweſen. Es war aber der heilige Oſterabend, und das Feſt galt der Auferſtehung des Herrn. Die Abgaben des Jahres blieben den armen Bauern im Sack und das ſchadete ihnen nicht. Dem Gutsherrn mangelte das Geld für die große Stadt, er blieb auf ſeinem ſtillen Landſitze, und das ſchadete ihm auch nicht.

So hatte die Auferſtehung des Herrn auch einmal einen weltlichen Nutzen gebracht.

(Fortſetzung folgt.)

Kleine Laube.

Zeitgloſſen.

Von Stephan Milow.

Nationalitätenzwiſt.

Ihr Völker, auf! Der Weg iſt weit.
Nur Arbeit kann ans Ziel euch leiten.
„Zur Arbeit bleibt uns keine Zeit,
Wir müſſen immer ſtreiten, ſtreiten.“

* * *

Veränderte Zeit.

Wir kämpften um Freiheit in einſtigen Tagen
Und flehten zum Himmel, uns zu ſchützen:
Jetzt haben wir nur darüber zu klagen,
Daſs wir ſo ſchlecht die Freiheit nützen.

Im Parlament.

Was tobt ihr, wie die grüne Jugend?
Gerechtigkeit, es bleibt dabei,
Das iſt die größte Menſchentugend;
Doch nie gerecht iſt die Partei.

* * *

Das Einzige.

Was ſoll zuletzt das viele Reden?
Was ſollen die ew'gen Fehden?
Hier braucht es keiner and'ren Waffen,
Hier gilt nur eines: Schönes ſchaffen.

* * *

Gewiſſe Dramen.

„Ach, Annchen, ach!“
„„Ach, Hanschen, ach!““
„Wie lieb' ich dich!“
„„Und dich erſt ich!““
„Ja, Annchen, ja?“
„„Ja, Hanschen, ja!““

Was iſt das nur?
Vielleicht Natur;
Doch Poeſie?
Beim Himmel, nie!

* * *

Auf viele in Kunst und Leben.

Womit ihr Wunder thut
In unſ'rer wirren Zeit,
Ihr nennt gar ſtolz es Muth,
Ich nenn's Schamloſigkeit.

Bücherweisheit.

Nur eigene Prüfung erſchließt das Weſen;
Man ſchaut ſich die Dinge zu wenig an.
Hat einer etwas darüber geleſen,
So dünkt er ſich ſchon ein weiſer Mann.

* * *

Die ſechste Großmacht.

Die ſechste Großmacht iſt die Preſſe,
Das heißt, die Zeitungpreſſe, ja.
Daſs es nur keiner ganz vergeſſe:
Es ſind auch gute Bücher da.

Miſsrathene Kinder.

Im „Volksarzt für Leib und Seele", herausgegeben von Auguſt Kruhl, Hirſchberg in Preußiſch-Schleſien, ſchreibt der Herausgeber Folgendes:

Peter Roſegger erzählt in ſeinem „Heimgarten" Heft 1, XX. Jahrgang, October 1895, ſeiner kleinen Martha ein allerliebſtes Märchen von einem jungen Käferchen, welches ſeiner Mutter, der alten Käferfrau, die ihm widerfahrenen Schickſale berichtet. Was hier Roſegger im Scherz ſeinem Kinde erzählt, und was dieſes Kind wenn auch ernſthaft aufhorchend, doch als Scherz, als „Zuſammengedichtetes" vom Vater aufnimmt, das hat für den Thierfreund tiefen Sinn und dieſen Sinn hat der Erzähler wohl auch in das Märchen von dem „Käferlein und dem großen Menſchenkind" hineinlegen und darin feſthalten wollen. Wer es kann, leſe ſelbſt das kleine reizende Märchen nach. Und da tritt mir bei dieſem poetiſch gedachten, doch aber ernſt zu erfaſſenden Naturbild eine ſchmerzliche Erinnerung an meinen diesjährigen Aufenthalt in Tirol lebhaft vor die Seele, ein Bild, bei dem mich ein unnennbares Mitleid, andererſeits aber auch eine tiefe Entrüſtung ergreift, wenn ich nur daran denke. Mir war nämlich ein dreizehnjähriges Mädchen zur Erziehung übergeben worden, bei welcher Aufgabe ich alle meine Kraft und Liebe und all mein Wiſſen, meine freie, ſcharfe Lebensauffaſſung, aber auch das mir tief innewohnende ſittliche, milde, für Poeſie und heiteres Leben, für Edles und Schönes angelegte Gefühl zur Geltung bringen wollte. Mir war in dem Mädchen gleichſam ein Kind von ehemals vor mich getreten, ein liebes eigenes Kind, ein mir unvergeſsliches Kind, und daſs ich hierbei alles aufzubieten hatte und aufbieten muſste, um der an mich herangetretenen Aufgabe gerecht zu werden, deſſen war ich mir voll und ganz bewuſst. Dieſes Mädchen nahm ich mit nach Tirol, um es frühe an andere Lebensbilder, an die Sitten anderer Menſchen zu gewöhnen und ſo aus ſeinem eigenen Innern das reine Bild echten Menſchendaſeins aufgehen zu laſſen. Ich habe mich ſchmählich getäuſcht! Mir iſt durch das Mädchen mein diesjähriger Aufenthalt in Tirol gänzlich verleidet, geradezu zum Ekel gemacht worden. In den Schönheiten da ringsum und im Anſehen einer anſcheinend beſſeren Lebensſtellung ward das Mädchen im vorhinein eine vollendete Heuchlerin! Daſs ich nur eins erwähne: Das Mädchen war mir als eine große Thierfreundin benannt worden. Und das iſt für ein Kind zur weiteren Erziehung ſchon ein ſchöner Empfehlungsbrief. Ein Kind voller Liebe zur Thierwelt kann — ſo meint man — nur ein gutes Kind ſein; es iſt ein Menſchenpfund, mit dem ſich wuchern läſst. —

So dachte ich, aber es war anders. Wir haben in unserer Zeit zweierlei „Thierfreunde“; solche, die es wahrhaft aus innerem Gefühl sind, und solche, die mit Thieren gleich einem Spielzeug umgehen. Sie „lieben“ gerade das Thier, was ihnen gehört, die anderen Thiere schon weniger. Der Student mit seinem Renommierhund kann diesen hätscheln auf alle mögliche Weise, und gegen andere Thiere sehr roh sein. Auch den meisten Kindern sind Thiere ein Spielzeug, und als solches werden sie betrachtet. Das erschreckt mich auch bei den Großen, die sich als „Mitglieder des Thierschutzvereins“ eigenartig geberden: immer haben sie nur ihr Pferd, nur ihren Papagei, nur ihren Kanarienvogel im Auge, sonst kann vivisecciert, gemartert und geschunden werden nach Herzeslust in der Welt, wenn nur ihr Azorl, ihr Häuschen, ihr Pap'chen und die Miezekatze im Hause heil bleiben.

Auf dem „Egghof“ in Tirol gab es allerlei herrliche Blumen, auch Rosen in großer Menge. Und wie schon die Sonne des Südens ist: sie schafft vieles Leben in den Blumen. Im Juni fanden sich eine Menge herrlicher Goldkäfer ein, die in den Rosen und den anderen Blumen herumspazierten und schwirrten — überall funkelndes lebendiges Gold, wo nur das Auge hinsah — prachtvoll zu schauen zwischen den hell- und dunkelrothen Rosen und den weißen und blauen Lilien. Aber — der Beweis fehlt — diese Käser, diese Geschöpfe, geformt aus Sonne, Äther, Blütenstaub und Weltharmonie, sollten „schädlich“ sein. Und da gieng das Kind, das Mädchen, selbst noch eine Blüte am Menschheitsbaum, hin, und sammelte diese Käser zu hunderten in ein Gefäß, wo sie dann mit kochendem Wasser todtgebrüht wurden. — Schrecklich! Selbstverständlich habe ich mir dies Elend nicht ansehen können, ich hatte bereits die Mittel und die Macht der Erziehung über ein solch herzverrohtes Kind aus der Hand gegeben. Daſs ich solche Barbarei — ich muſs hart sein: solche Nichtswürdigkeit, die sich alle Morgen wiederholte, nicht geduldet haben würde, das werden mir meine Leser wohl zutrauen. Aber ich war machtlos den Thatsachen gegenüber. Und mit diesem Mädchen war geplant, es zur „Lehrerin“ ausbilden zu lassen. Jedes liebe Thierchen, jeden Wurm, jeden Schmetterling wollte dieses Mädchen, welches vorgab, frei und lichtvoll erzogen zu sein, „anpicken“, d. h. mit Nadeln lebendig durchstechen. So ist die Kindheit, so ist die große Menschheit. Um eines Zuckerbrots willen tritt ein Kind schon seinen kindlichen Charakter in den Schmutz, wie auch um einer gnädigen Handbewegung willen, wenn von oben kommend, ernsthafte Männer in Staub sinken oder zu Harlekins werden.

Auf der einen Seite höre ich das Käserchen der kleinen Martha Rosegger sprechen: Rosegger selbst gibt dem Thierchen die Sprache oder er wird dessen Dolmetscher. Verstehen wir Menschen denn so ganz die Sprache der Thiere? Kaum. Wir stehen erst am Anfange des Erkennens. Je mehr es uns aber gegeben ist, mit Aufmerksamkeit und wahrer Liebe in die Natur einzudringen, desto mehr werden wir um uns her alles richtig verstehen lernen, auch — die Sprache der Thiere.

Nun auf der anderen Seite diese Herzensroheit, schlummernd unter einem Schwall moderner Redensarten und Phrasen: bei einem Kinde, bei einem Mädchen, das unter höhnischem Lachen hunderte der herrlichsten Goldkäfer mit kochendem Wasser verbrüht. Und warum? Einer unbewiesenen Annahme, einem Phantom zuliebe; um zu heucheln, um einen wohlwollenden Blick zu ergattern und das übrige, was daran hängt. Und diese von mir geschilderte Gefühlsroheit ist leider unserer Kinderwelt bei der jetzt üblichen Erziehung zum größesten Theile noch eigen. —

So schreibt August Kruhl in seinem Blatte. Ich möchte ihm aber doch zurufen: Lieber Mann, Ihr Zorn gegen die Thierquälerei ist im allgemeinen gewiſs berechtigt, aber in den Folgerungen gehen Sie zu weit. Sie haben es mit einem

Kinde zu thun, vergessen Sie das nicht! Ich habe als achtjähriger Knabe einmal mit großem Vergnügen eine Katze erwürgt. Ich arbeitete stundenlang daran, sie wollte nicht recht todt werden. Mir war ein bisschen unheimlich beim Geschäft, ich ahnte so etwas, als wäre meine That nicht ganz in Ordnung, aber dass ich an die Pein des Thieres gedacht hätte — ich erinnere mich nicht daran. Erst als dann die Mutter über mich kam und gütig die Worte sprach: „Aber Kind, Kind! Was hast du da angestellt? Hat dich das arme unschuldige Thier denn nicht erbarmt? Wenn man erst dich einmal so zu Tode martern wird!“ — Das war genug. Ich habe von diesem Tage an absichtlich kein Thier mehr gequält und wenn ich's an anderen sah, so empfand ich die Qualen gleichsam an meinem eigenen Körper. Ich war bloß daran erinnert worden! Es kommt nur darauf an, wer uns erinnert und wie es geschieht. Kindern ist alles ein Spielzeug. Ich habe kleine Mädchen gesehen, die aus lauter Liebe ihren Puppen die Sägespäne aus den Gliedern preßten. Das Thier ist ihnen auch Puppe, unseren Kleinen, der Mensch wäre es ihnen ebenfalls, wenn er mit sich spielen ließe. Eltern, die mit sich spielen *lassen*, empfinden es gar sehr, wie grausam Kinder sein können. Und solche Kinder werden endlich doch leidlich anständige Menschen, die Mitleid haben mit anderen und auch mit den Thieren. Aber sie müssen mit Geduld und Sanftmuth dazu geführt werden. Allerdings wird man mit höher entwickelten Thieren mehr Mitleid haben, als mit solchen, die sehr niedrig stehen und von denen man nicht einmal weiß, ob ihnen ein Übel überhaupt zum Bewusstsein kommt. Solch' niedrige Thiere sind die Insecten und wahrscheinlich auch jene Käferchen, die in kochendem Wasser vernichtet wurden. Soweit darf die Liebe zu den Thieren nicht gehen, dass man sich etwa von den Insecten auffressen lassen dürfte, oder auch nur schädigen. Und ich glaube, das Mädchen, welches Kruhl sonst so lieb zu schildern weiß, wird ein Kätzchen oder ein Hündlein, oder einen Vogel wohlwollender behandeln als die Käfer, von denen ihm gesagt wurde, dass sie die schönen Blumen fräßen. Blumen sind ja auch Geschöpfe Gottes, die man lieben und schützen soll. Dass man absichtlich quälen auch den geringsten Käfer nicht soll, ist selbstverständlich, und solchen Grundsatz unseren Kindern stets vor Augen zu halten, das ist menschlich. Kruhl hat ja die edelste Absicht. Nur wirklich übertreiben soll man nichts, sonst leidet darunter die Sache und wird lächerlich. — *Was* der Thierfreund vor allem zu bekämpfen hat, davon im nächsten Aufsatze. R.

Wie man die Thiere peinigt.

Vivisection! Sie ist die schlimmste, entsetzlichste aller Thierquälereien. Sie ist nicht auf Thiere niederer Ordnung beschränkt; im Gegentheil, sie wird zumeist an Thieren höherer Ordnung, an unseren Hausthieren vollzogen, die ihr zu hunderten und tausenden fort und fort zum Opfer fallen. Wir finden in den Fachschriften der Vivisectoren zahllose Einzelberichte über wahrhaft himmelschreiende Thierquälereien, wie zum Beispiel die folgenden:

Hochempfindsamen Thieren, namentlich Hunden, den Kopf anbohren und ihnen mit gluhenden Eisen oder mit Strömen kochenden Wassers Theile des Gehirns ausbrennen und auswaschen — Hunde mit durchbohrtem Gehirn in einen Fluss werfen, um ihre Schwimmfähigkeit in diesem Zustande zu untersuchen — Thiere mit verstümmeltem Gehirn durch glühende Eisen zwicken, um die Grade ihrer Empfindungsfähigkeit zu beobachten — Hunde und kleinere Thiere mittels verschiedener überaus künstlicher Methoden langsam ersticken — Hunde mit Terpentinöl übergießen und dieses dann anzünden, die gequälten Hunde aber dann noch mehre Tage lang leben

laſſen — Hunde und Kaninchen im ſogenannten Claude Bernard'ſchen Ofen langſam zutode backen — ſie mit kochendem Waſſer verbrühen, ihnen bei lebendigem Leibe die Knochen zerſägen, das Rückgrat zerſchneiden, das Rückenmark zermalmen, die Augen ausſchälen ꝛc. und ſie in ſolchem entſetzlichem Zuſtande noch Monate lang fortleben laſſen — die Thiere einem langſamen Hungerstode preisgeben — ſie in Eiskübeln zutode erſtarren laſſen — hungernden Hunden Kältemiſchungen in die Bauchhöhle einführen, um ſie von innen auszufrieren — ihnen innere Organe, zum Beiſpiel den Magen, die Schilddrüſe, Theile der Leber, der Nieren und des Gehirns ausſchneiden und dann nach ſolch jammervoller Verſtümmelung Monate lang Beobachtungen an ihnen anſtellen — kerngeſunden Hunden durch Einimpfung von ſauligem Eiter und allen möglichen ekelhaften Krankheitsgiften ſchreckliche und ſie langſam zutode marternde Krankheiten mittheilen — ihnen Brechmittel geben und ihnen dabei den Hals derart zuſchnüren, daſs kein Erbrechen erfolgen kann — alle möglichen Arten von verbrennenden Säuren und zerſtörenden Giften ihnen in die Adern oder in den Magen einflößen — das Rückenmark mittels Durchziehens eines Fadens in einen furchtbaren Entzündungszuſtand verſetzen — elektriſche Schläge durch das offengelegte Gehirn, ſowie durch die Augen gehen laſſen — die Eingeweide, den Maſtdarm, die Blaſe und verſchiedene Adern zuſchnüren, um über die aus ſolchen gräſslichen Eingriffen hervorgehenden Folgen Beobachtungen zu ſammeln — künſtlich beigebrachte innere Wunden durch ſpaniſche Fliegen reizen — Schwefelſäure oder kochendes Waſſer in den Magen gießen — Sand in die Adern bringen — die Haut bei lebendigem Leibe theilweiſe abziehen — den Thieren die Stimmnerven durchſchneiden, damit die Nachbarſchaft durch das furchtbare Schmerzensgeheul nicht in Aufregung gebracht werde — Thiere nach Abſcheerung ihrer Behaarung zutode lackieren — ihnen Zwirnsfäden durch die Hornhaut des Auges ziehen — ihnen verſchiedene Adern und Blutgefäße, die Gallengänge u. ſ. w. unterbinden — Kaninchen, Meerſchweinchen und Tauben über den ganzen Körper mit ſpitzen Nägeln ſpicken — Hunde auf eine Drehſcheibe feſſeln und dieſe zwei- bis dreihundertmal in der Minute herumwirbeln laſſen, um in ihnen dadurch künſtlichen Blödſinn zu erzeugen — zwei junge Thiere an einer paſſenden Stelle ihrer Felle zuſammennähen, dadurch eine Art von „ſiameſiſchen Zwillingen" herſtellen und die Lebensthätigkeit des neugeſchaffenen Doppelweſens beobachten — einer trächtigen Hündin die Jungen ausſchneiden und ihr vorhalten, um die Wirkung eines ſolchen „wiſſenſchaftlichen Verſuches" auf das Seelenleben des Thieres zu ergründen — weiblichen Säugethieren die Brüſte wegſchneiden — die Thiere nach allen Arten der martervollſten Verſtümmelung Monate lang zu neuen Verſuchen aufheben oder ſie den Schülern zu weiteren Verſuchen überlaſſen ꝛc. ꝛc.

Und das alles im Namen der Wiſſenſchaft!

Die Bergſpeculation.

Die Bergſpeculation nimmt immer erſtaunlichere und umfaſſendere Dimenſionen an. Wir trauen unſeren Augen kaum, wenn wir von den verſchiedenen Projecten leſen, welche ſich derzeit an die berühmteſten Bergnamen knüpfen und welche bezwecken, die erhabenen Gipfelregionen durch elektriſche Bahnen, Seil- und Zahnrad-Bahnen, Aufzüge und ähnliche Zugänglichkeits-, richtiger Zufahrlichkeits-Anſtalten um ihre tauſendjährige Ruhe zu bringen. Wir ſehen da eine Art Höhenkrankheit vor uns, welche im Gegenſatze zur bisher bekannten Bergkrankheit in den Thälern und Ebenen graſſiert und welche ihre Opfer nicht in der dünnen Höhenluft, ſondern im Stadtdunſt und unter dem Einfluſſe des „herzverbrennenden Weltgiftes", um mit Roſegger

zu ſprechen, ergreift. Irren würde man jedoch, wenn man der Sache nur einen vorübergehenden Charakter zuſchreiben wollte; glauben doch manche, darin bloß eine eben jetzt in Ingenieurskreiſen wüthende geiſtige Epidemie zu erblicken. Wir haben vielmehr in dieſen für den echten Alpiniſten jedenfalls ſehr unerfreulichen Erſcheinungen die Wirkungen eines in den Alpinismus neu eintretenden Factos zu beachten; dieſer Factor, ein in den meiſten Theilen der Alpen völlig neuer Gaſt, iſt die Speculation, welche dort, wo es ſich verlohnt, an die Stelle der alpinen Vereinsthätigkeit zu treten bereit iſt; mit dem Eintreten dieſes grauen Gaſtes ſehen wir aber auch auf dem alpinen Gebiete die Anfänge einer Epoche bezeichnet, in welcher der Realismus den Idealismus aus ſeinen bisherigen Stellungen verdrängt. Höhen, denen das durch ein Vierteljahrhundert emſig waltende Wirken der alpinen Vereine einen weitklingenden Namen gemacht und ein großes Publicum geſchaffen, werden nun von der Privatſpeculation als reife Frucht in den Kreis ihrer Berechnungen gezogen. Daſs den alpinen Vereinen, welche den Boden gepflügt haben, auf dem die neuen Unternehmungen entſtehen, und welchen die Samen gelegt und die Bäume gezogen haben, deren Früchte zu brechen ſich nun die Speculation anſchickt, in allen Fällen die Rolle des Mohren zugetheilt wird, des Mohren, der ſeine Schuldigkeit gethan und nun gehen kann, dies ſei nur ſo nebenbei bemerkt. Schlimmer noch als den alpinen Corporationen wird dabei dem einzelnen Alpenfreunde mitgeſpielt, welchem entweder beſonders lieb gewordene oder bequem gelegene Gebiete verleidet werden. Man mag ja noch ſo realiſtiſch und weltklug denken, freuen kann man ſich nicht über eine Strömung, welche auch die Schönheit der Alpenwelt dem Mammon zu unterwerfen ſtrebt und welche das ſtädtiſche Treiben, dem wir entfliehen wollen, wenn wir in die Berge gehen, auf die Höhe verpflanzen will; ein Berg, der in den Dienſt der Speculation geſtellt wurde, der Zinſen und Dividenden abwirft, dem die Stadt ihr Gepräge in den Gaſtſtätten und auf allen ſchönen Punkten aufgeprägt hat, iſt für uns ein anderer geworden und hat ſeinen Nimbus verloren; alle Erinnerungen an die in ſeinem Gebiete verlebten ſchönen Stunden können uns das frühere Gefühl für ihn nicht mehr zurückrufen; wir wenden uns mit Schmerz von ihm, wie von einer ungetreuen Geliebten. Wir gönnen den Schweizern, welche ja, was Fruetificierung der Naturſchönheiten betrifft, an der Spitze marſchieren, die Jungfraubahn und lächeln vorläufig über die Glocknerbahn-Projecte. Aber die Projectenmacherei ruht nicht; ſchon macht man uns um den Dachſtein bange, dem eine elektriſche Bahn beigebracht werden ſoll, und ſogar der Mont-Blanc, der Monarch, wird von einem — Aufzuge bedroht. Auf dem Dachſtein iſt in Verbindung mit der Goßaubahn Golling—Steg, deren Tracenreviſion kürzlich von der Salzburger Landesregierung angeordnet wurde, eine Zahnradbahn bis zum Fuße des höchſten Gipfels geplant; dieſelbe ſoll mit Elektricität betrieben werden und 1,340.000 fl. koſten; ſie wird nach der Jungfraubahn die höchſte Bergbahn Europas ſein; die Projectanten nehmen an, daſs jährlich 35.000 Perſonen die Bahn benützen werden und gedenken, den Fahrpreis auf 6 fl. zu ſtellen. Selbſtverſtändlich werden auch an verſchiedenen Punkten der Bahn Hotels errichtet. Nebenbei bekommt die berühmte Zwiſelalpe eine Seilbahn und wird oben eine Höhenkurort gegründet. Der Plan, einen Aufzug zum Gipfel des Mont-Blanc herzuſtellen, exiſtiert auch. — Gewiſs wird nicht alles ganz geſchwind ausgeführt werden, was man projectiert, manches Überſchwängliche wird nie ausgeführt werden und manches wird vielleicht nach der Ausführung verkrachen, wie die ſelige Seilbahn auf dem Leopoldsberg bei Wien; vieles Derartige wird aber im Laufe der nächſten Jahre in der vom Hauche der Speculation berührten Bergwelt geſchehen, und mancher ſchöne Schauplatz alpinen Hochgenuſſes wird von der Alpiniſtik dem Capitale als Tummelplatz abgetreten werden müſſen. Übrigens beſtehen ja ſelbſt in den alpinen Vereinen zweierlei Strömungen; die einen wollen die Natur unverfälſcht genießen, die

anderen ſtreben möglichſte Bequemlichkeit an. Es iſt gewiſs betrüblich, die Berge zu Speculationen verwertet zu ſehen, aber weit betrüblicher und unheilvoller wäre es, wenn ſich die Vereine mit der Privatſpeculation in einen Wettbewerb einlaſſen wollten. Beſſer, wir erklären uns im voraus für beſiegt und ſuchen unſere touriſtiſchen Freuden in anderen Gebieten der Alpen. Raum für alle hat die Erde. („Ö. Touriſten-Ztg.")

Eine ſtockdumme Sitte.

Zwei Handwerksburſchen, ein Gebirgsſchuſter und ein Stadtſchneider, ſtanden zu Rulldorf vor dem Gemeindehaus und ſtritten. Sie ſtritten über das Gemeindehaus. Der Schneider behauptete, es ſei einen Stock hoch, der Schuſter ſagte, daſs es zwei Stock hoch wäre. Sie waren keine müßigen Spaſsvögel und ſuchten ſich ernſterweiſe zu verſtändigen.

„Schuſter", fragte der Schneider, „was verſtehſt du bei Häuſern unter Stock?"

„Unter Stock verſtehe ich die gleichhoch gelegenen Wohnräume eines Hauſes, die nicht unter der Erde und nicht im Dache liegen." So der Schuſter.

„Die Bezeichnung iſt nicht ganz klar", ſagte der Schneider, „aber ich verſtehe dich. Und ich ſage dir, Schuſter, daſs du unrecht haſt. Die Wohnräume, die zu ebener Erde liegen, ſind kein Stock. Der Stock beginnt erſt über dieſen Erdgeſchoſsräumen, und darum hat dieſes Gemeindehaus nur einen Stock, weil es eben nur zwei Wohnräume übereinander hat."

Der Schuſter blieb dabei: „Das Haus hat zwei Stock, weil es zwei Fenſterreihen hat. Oder was verſtehſt du unter Stock, geſcheiter Herr von Fingerhut?"

„Das will ich dir gleich zeigen, dummer Schuſter!" rief der Schneider und hob den ſeinen. Weil ſie drohten, raufend zu werden, ſo erſchien der Gemeindediener und führte die beiden Handwerksburſchen in ein Gelaſs, welches nach der Meinung des Schuſters im erſten Stocke, nach der Überzeugung des Schneiders im Parterre lag.

Uns intereſſiert der Streit, und der Leſer wird wahrſcheinlich dem Schneider recht geben. Mit Vergunſt, ich halte es mit dem Schuſter. Wenn ein Haus übereinander drei Raumſchichten hat, ſo verſtehe ich nicht, warum die zweite Raumſchichte von unten hinauf der erſte Stock heißen ſoll. Wenn ein Haus vier übereinanderliegende Fenſterreihen hat, warum ſoll es nur drei Stock hoch ſein? Es iſt vier Stock hoch. Woher kommt der Name Stock? Ich denke mir einen Maßſtock, mit dem man die Höhe eines Hauſes gemeſſen hat. Er war gerade ſo lang, als eine Wohnungsſchichte des Hauſes hoch war. Er wurde ſenkrecht auf die Erde geſetzt — erſter Stock; über dieſer erſten Höhe wurde er das zweitemal angeſetzt — zweiter Stock, u. ſ. w. Wer alſo in dem erſten, einen Stock hohen Raum wohnt, der wohnt im erſten Stock. Parterre, zu ebener Erde, das ſind ganz überflüſſige Bezeichnungen; das „Erdgeſchoſs" ſtimmt noch weniger, das kann auch ein Kellerraum in der Erde ſein. Naturgemäß und logiſch iſt es, daſs man den Raum, den wir heute mit „Parterre" bezeichnen, den erſten Stock nennen.

Statt deſſen iſt in dieſer Sache eine neue Ungeheuerlichkeit aufgekommen. In den neuen Zinshäuſern großer Städte gibt es zwiſchen dem ſogenannten erſten und dem ſogenannten zweiten Stock ein „Mezzanin" das ſoll ſo viel als „Mittelſtock" heißen. So kommt es, daſs man den erſten Stock „Parterre", den zweiten Stock „erſter Stock", den dritten Stock „Mezzanin", den vierten Stock „zweiter Stock", den fünften Stock „dritter Stock" nennt. Und warum dieſer Unſinn? Doch wohl, um damit die Mietparteien zu täuſchen. Der vierte Stock iſt den Leuten zu hoch, ſo nennt man ihn einfach „zweiter Stock". Sie müſſen zu ihrem zweiten Stock zwar

drei Treppen ſteigen, aber das macht nichts, ſie wohnen im vornehmen „zweiten Stock“ und zahlen dafür die hohe Miete. Im fünften Stock zu wohnen, kann man einem anſtändigen Menſchen ſchon gar nicht zumuthen, im fünften Stock wohnen die armem Leute. Alſo nennen wir dieſes verrufene Geſchoſs den „dritten Stock“, und es kommt wieder zu Ehren und Wert.

Redlicher geht es in Norddeutſchland zu, da heißt es: dieſer oder jener wohnt zwei Treppen, oder drei Treppen hoch. Das iſt klar, da läſst ſich nichts ſchwindeln.

In Wien kenne ich ein Zinshaus, das iſt ſo beſtellt: Vor dem Haupteingange iſt eine Freitreppe mit achtzehn Stufen, dieſe führt ins „Parterre“. Im erſten „Veſtibül“ führen acht Stufen zum Vorhauſe. Dann führt eine Treppe mit neunzehn Stufen in den „erſten Stock“, dann eine Treppe mit neunzehn Stufen in das „Mezzanin“, dann eine Treppe mit ſechzehn Stufen in den „zweiten Stock“, dann eine Treppe mit neunzehn Stufen in den „dritten Stock“. Die Mietparteien des „zweiten Stockes“ müſſen alſo ſechs Treppen ſteigen. Von dieſen ſechs Treppen ſind vier in drei Abſätzen, ſo daſs im Ganzen bis zum „zweiten Stock“ vierzehn Stiegen führen. Die Bewohner des „fünften Stockes“ haben in dieſem Hauſe nicht weniger als zwanzig Stiegen zu klettern! — Und da ſoll noch einer behaupten, daſs es in unſerer Zeit nicht hoch hergehe! Zu bewundern iſt nur die Beſcheidenheit unſerer Hausherren, die ſich mit ihren vielen Stockwerken nicht prahlen wollen, ſondern eine Anzahl derſelben ſchüchtern verſchweigen, weil ihnen niedrige Häuſer mit hohen Mietzinſen lieber ſind, als umgekehrt. Trotzdem bleibt ſo ein amtlich drei Stock hoher Hausherr ein fünf Stock hoher, und das Gemeindehaus zu Nulldorf iſt zwei Stock hoch. Der Schuſter hat recht. J. Hofer.

Von der Laſt des Beſchenktwerdens.

„Große Geldgeſchenke nimmt man immer gern an. Man bringt ſie leicht unter, hat dafür ſtets eine gute Verwendung und was die Hauptſache iſt, ſie verpflichten nicht.“

So ſchrieb mir vor Jahren ein bekannter Wiener Literat, der dafür wahrſcheinlich nicht gerne genannt ſein möchte. Denn ſein Ausſpruch iſt nur ganz mäßig wahr. Es müſsten große Auseinanderſetzungen ſein, wollte man entſcheiden, inwieferne er richtig und inwieferne er unrichtig iſt. Daſs große Geſchenke weniger verpflichten als kleine, das dürfte ſeine bedingte Richtigkeit haben. Auch ich weiß von einem großen vornehm dargebrachten Geſchenke, das den Annehmer nicht verpflichtet hat, vielmehr ihn frei und ſelbſtändig gemacht. Aber in dieſem Sinne unvergleichlich wertvoller als das edelſte Geſchenk iſt die gebotene Möglichkeit, ſeine Kräfte und Anlagen entſprechend zu verwerten. Große Geſchenke werden aus tieferen Gründen gegeben, während kleine dem Eigennutz zu entſpringen pflegen. Kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft, ſagt das Sprichwort, es will mit ihnen alſo die Freundſchaft erkauft werden und Freundſchaften, die käuflich ſind, ſchenken ja wieder etwas zurück.

Doch hier ſoll ja von uneigennützigen Geſchenken die Rede ſein, von Geſchenken, die man bittend gibt und gebeten annimmt, von Geſchenken, bei welchen das Geben ein Bedürfnis, das Annehmen eine Wohlthat iſt. Es ſoll hier von Geſchenken die Rede ſein, bei welchen das Annehmen Demuth und das Ablehnen Hoffart bedeutet! — Das Thema iſt hölliſch heikel. Ohne Demuth und ohne Hoffart ſoll es gerade herausgeſagt werden, was das Beſchenktwerden für den Normalmenſchen unter gewöhnlichen Umſtänden für ein Vergnügen iſt.

Ja wohl, es iſt ein Vergnügen, mit Geſchenken überhäuft zu werden! Zuerſt bekömmt der Bote das Trinkgeld, dann lieſt man das rührende oder witzige

Begleitschreiben, dann ist man überrascht von dem wunderschönen Präsent, dann legt man es aus, von einem Brett aufs andere und weiß nicht, wohin damit. Nachdem es etliche Tage hin- und hergeschoben worden ist, wird's in die Rumpelkammer getragen, wo schon viel alter Kram durcheinander liegt. Da erinnert man sich, dass der Dankbrief noch nicht geschrieben ist, dann zerbricht man sich den Kopf, welches Gegengeschenk zu wählen sein wird, wie man es verpacken und schicken soll. Alles das kostet Mühe, Ärger und Geld, doch man ist hocherfreut! Man ist sehr hocherfreut! — Es gibt Leute, die arm geschenkt werden. Was man bekommt, kann man nicht oder nur in seltenen Fällen praktisch oder moralisch brauchen, was man dafür gibt, das kostet schweres Bargeld, und der andere, der die Gegengabe empfängt, kann's auch nicht brauchen. So foppen sie sich eine Weile mit Artigkeiten und wenn ihre Seelen Zähne hätten, so würden dieselben manchmal ein bisschen zähneknirschen.

Mit jedem neuen Jahrgang des „Heimgarten" pflege ich vor meinen Lesern niederzuknien und bei hochaufgehobenen Händen zu flehen, dass sie mir im Laufe des Jahres nichts schenken möchten. Wenn sie aber das Blatt stets abonnieren, so ist mir das eine Freude und eine Ehre und die Seele wird jauchzen, anstatt die Zähne zu knirschen. Denn um allen Ernstes es zu sagen: Geschenke sind eine Plage! Und sie machen den Menschen stumpf und undankbar. Ich habe im Laufe der Jahre so viel Bücher zum Geschenk bekommen, dass ich buchscheu geworden bin. Ich müsste in Papier ersticken, wenn es nicht manchmal mit zorniger Gewalt aus der Wohnung geworfen würde. Wenn's auch nicht ganz genau so ist, wie ein alter Innsbrucker Freund mir einmal sagte: „Jedem bin ich dankbar, der mir kein Buch schenkt!" Hie und da will man ja freilich ein gutes Buch haben, eine oder die andere interessante Zeitung ist auch angenehm. In diesem Falle aber komme ich schon selber und ersuche darum und leiste dafür meinen Gegendienst. — Derlei habe ich schon oft weithin gerufen, gleichsam wie ein Mann ruft auf dem Eiland, den die Wellen wegzuspülen drohen. Aber mein Nothschrei will nicht klecken, täglich und täglich kommen sie, die Pakete mit Büchern, Bildern, Manuscripten, Musikalien, Blumen u. s. w., täglich und tägtich die Kreuzbandsendungen mit Broschüren, Lieferungswerken, Fachblättern, Vereinsblättern, humanitären Blättern, medicinischen Blättern, politischen Zeitungen u. s. w. Manches Buch und Blatt ist mir ja gewiss wertvoll, ich möchte es nicht missen, aber die Masse! Der Papierwust erstickt die Leselust. Einmal war eine Zeit, da ich all derlei durchblätterte, theilweise sogar durchlas. Was geschah? Zeitdumm bin ich geworden.

Die edle Meinung der Spender, den moralischen Wert jeder mit Liebe gereichten Spende, ich will sie heute mit Absicht ignorieren. Ganz grob will ich die Last und Ermüdung anzeigen, die besonders zu bestimmten Tagen und Jahreszeiten das Beschenktwerden verursacht. Hamerling hat einmal gesagt: „Wenn unsereiner etwas ablehnen will, so soll er es in einer möglichst groben Form thun, sonst glauben die Leute, es sei Koketterie und man erreicht das Gegentheil von dem, was man erreichen will."

Hoffentlich bin ich grob genug, um nicht missverstanden zu werden.

Ich habe für den Rest meines Lebens das eine Bestreben, meinen Kreis enge und traulich zu ziehen, mein bescheidenes Eigenthum nicht mehr zu ändern, meine Bedürfnisse zu vermindern, meine Unabhängigkeit vor den Leuten zu stärken, mich zu concentrieren auf mich selbst, auf wenige Menschen, auf wenige Bücher und Blätter und auf die liebe ländliche Natur. Die restlichen Trümmer des menschlichen Glückes, nur auf solcher Insel wird der Erfahrene sie suchen und finden können.

Darum Nachsicht, ihr guten Zeitgenossen! Kann ich euch schon literarisch ein bisschen was sein und bieten, so bin ich ja ohnehin beschenkt genug mit einer himmlischen Gnade. Euere treue Theilnahme an meinem Dichten und Trachten ist

mir herrlicher Lohn. Und habet ihr ſchon ein gutes liebes Wort für mich auf dem Herzen, ſo werde ich es auf einem einfachen Blatte Papier dankbar empfangen und ehren, aber ſchenket mich nicht arm, ſchenket mich nicht matt, ſchenket mich nicht zu Tode. Wenn ich wirklich etwas benöthige und wünſche und ihr haltet mich deſſen wert, dann darf ich ja wohl ſelber anklopfen und ſagen: Gebet mir, ich will hernach wiedergeben! R.

Poetenwinkel.

Zwei Bilder.

Ein Lockenhaupt zeigt ſich im erſten Bild
Als vollſte Jugendkraft, in ſeinen Zügen
Verkündet auch ein Auge hoffensmild
Des Daſeins holde Luſt mit ihren Siegen'

Das zweite Bild ſtellt einen Greis mir dar
Am Lebensrand, mit gramdurchfurchten Wangen;
Gebleicht, gelichtet iſt das Lockenhaar,
Im Auge nur liegt — Glutverlangen.

Die offene Wahrheit ſpricht aus beiden klar
Und läßt auch keinen Zweifel hier entbrennen,
Daſs ich das eine bin, das and're war
Muſs ich in meinem Doppelbild erkennen!

Joſ. And. Huſchal.

* * *

Abendſtimmung.

Wenn trautlich tönt der Abendglockenklang,
Hernieder auf des Lufthauchs ſanften Schwingen,
Die Menſchen mahnt, daſs eines Tages Gang
Hinſtrebt in Metodien zu verklingen,
Und lieblich dann der Dämm'rung milder Schein,
Harmoniſch löst, was auch gebangt wir haben,
Daſs nun das Herz, entlaſtet von der Pein,
An friſcher Hoffnung wieder ſich will laben.

Da denk' ich oft zurück an jene Zeit,
Als noch mein Herz im hellſten Frühlingsprangen,
Das Daſein vor mir lag ſo licht, ſo weit,
Und Wonnen mir aus jeder Blume klangen:
Als Zukunft noch ein blütenreich Gefild,
Vor meinem Auge lag, dem freudetrunken
Die Erde ſchien: ein farbenprächtiges Bild,
Die Wirklichkeit ins Märchenreich verſunken.

Wie macht Erinn'rung da das Herz mir ſchwer:
Man faſst ſein Glück erſt, wenn es ſchon vorüber,
Ach, jene Zeit, wie lang, wie lang iſt's her,
Denn tiefe Schatten ſanken ſchon darüber;
Wie tuſt man ſich bewuſst in den Betrug,
Und läßt vorbei die Jugendbilder ſchweben,
Wobei man oft ſich, ſelbſterröthend, frug,
Ob nicht noch einmal man es könnt erleben?

Vorbei, vorbei; es iſt dies Menſchenſein
Ein Räthſel, niemand kann den Zwieſpalt ſchlichten;
Wer ſondert wohl das wahre Glück vom Schein,
Wenn an der Zeit es iſt, darob zu richten?
Zu ſpät erſt wird uns klar, das: Nie zurück!
Wenn man die Jugend ſtürmiſch überſprungen:
Und die Erkenntnis, daſs nur ſie das Glück,
Hat man zu ſpät dem Leben abgerungen.

Joſef Lange.

* * *

D Julerl.

A Kinderbildl in öſterreichiſcher Gmoanſproch.

Na recht a klans Dingerl is ſ freili, d klan Julerl,
Dafür kugelrund und zeckſaaft wia a Nullerl.
Wer kunnt ihr denn feind ſein, möcht wiſſn, den Fratzl!
Is kiab und kann ſchmeicheln, grad zwett ſchan an Katzl;
Wann ſ lacht, ſa zaagt ſ enk ſchneeweiße Zahndln,
Hat Augln wia Falkl, und fleiſchi dö Handln:
Zwaa Jahr is ſ erſt old und a biſsl was drüba,
Gſcheidt aba is ſ ſcha grad über und üba.
Wallts wiſſn, wenn ſ ghärt, ſa ſagt ſ: „Meina Muadan“;
Und, was ſ ihr na wünſcht, do maant ſ: „An klan Bruadan.“
Und fragts: „Wer biſt denn?“ — ſie thuat ſih nit irrn —
Gibt ſicher zar Antwort: „Da Ahnl ihr Dirn.“
Waas nah ollahand — ſie laſst enk nit ſitzn —
Sagt aana: „Wa haſt denn du deine Caprizn?“
Sa zaagt ſ af ihr Käpfl juſt auſi, d klan Maus,
„Und hint“ — ſetzt ſ ſelba dazu — „treibt ma ſ aus.“
Und juſt wiar a Olde kimmt ſ außa damit,
Müaſsts lacha va Herzn, obs wöllts aba nit.
Drum ſan ſ in die Julerl a alle valiabt,
Und d Ahnl hot hamli a Ongſt, daſs ſ ean ſtirbt;
Ma ſagt ja: „Dö Kina, dö wern nit gar ald,
Dö was als ſa klane ſcha gſcheidt ſan ſa bald.“
A Mal aba wars da Ahnl ſchier z dumm warn,
Da Julerl ihr Gſcheidtheit, dö wa bald zwenk krum worn.
Dä Ahnl — müaſsts wiſſn — a riegelſams Wei,
Dä hat a zwaa Ackerln aber a drei,
Sie führt ihr aagns Wirtſchaftl und halt ſih ihr Kuah,
A Schweink hat ſ a und a Heanviah dazua;
Kan Menſch hat an Schadn, ſallt allweil was a
Fürs Herzpinkerl, ds klane, für d Julerl a ſa;
Bald raachts af a Tacka und bald af a Tüachl,
Geht s Menſchl in d Schul, erſt kriagt s a a Büachl.
I kimm aba zweitaſt ſcha a va da Gſchicht,
Is ledi dö Wahrat und gar nix dadicht:
A Mal — s is in Summer in verding, i maan —
Is d Ahnl daham mit da Julerl allaan,
Hult ſ Rührfaſsl eina und richt ihr alls zſamm,
In Buda, in gelbn, zan rührn in Gotts Nam;
Rührt longſom, dafür aba fleißi, daſs s ſchlumpat,
Bis daſs halt da Buda in Rührfaſsl pumpat.
Wia ſ firti is d Ahnl. macht ſ s Thürl glei auf
Und rennt — weil ſ a Waſſa iazt braucht — in an Lauf
Gſchwind außi, und s Faſsl bleibt affener ſtehn.
Die Julerl, dö ſpielt in an Winkel ja ſchän.
Da Julerl wird grad ihr Spiel a weng z dumm,
Sie ſeufzt a Mal taif und ſchaut ſih rund um,
Ob ſ ſunſt nix Bravas zan ſpieln nacha hätt;
Da fiacht ſ — daſs s Rührfaſsl mäuſerlſtad ſteht.
„Ui jegerl! Zwas war ſ denn da Ahnl ihr Dirn!“
— Sa ſchaiſst s ihr in s Köpfl — „Do muiſs ſ ja glei rühn!“
Und gſchaſti, wia ſ is, ſa traxelt ſ am Schamel
Und draht a Mal um und nacha glei namal;
Nit öfta — s is öfta a gar nit vanöthn. —
Die Ahnl kimmt eina, s gibt nix mehr zan rettn.
Bull Mili is alls und die Julerl a ſelba,
Und rund um und um pickt a Buda, a gelba,
Ztheil af da Erd und ztheil af da Maua;
Die Ahnl ſteht da, wia traffa van Schaua!

Jazt lonn ſie van Schrocka erſt d Julerl dakenna.
Und hellauf ſangt ſ an, gonz dabarmli zan ſlenna.
Der Ahnl thats gluſtn zan greina nit ſchtecht;
Sie derf oba nit, da kam ſ ihr erſt zrecht!
Und gnaun übalegt, hat ſ wölln helfa ban Rühr'n;
Die Julerl bleibt wieda der Ahnl ihr Tirn.

Marlin Hartmann.

Bücher.

Von der **deutſchen Novellen-Bibliothek aus Öſterreich** (Leipzig, H. G. Meyer) liegen zwei weitere Bändchen in höchſt anſprechender Ausſtattung vor: „Zwei Novellen" von Julius von der Traun und „Die Magyarin" von Adam Müller-Guttenbrunn.

Daſs Julius von der Traun ein Romantiker war, trotzdem er als Dr. Schindler im Wiener liberalen Parteilager ſeinerzeit eine Rolle geſpielt hat, weiß ich, ſeit ich an ſeinem Grabe geſtanden, zu Aigen bei Salzburg. So einſam trautich, mitten in der großen Natur und doch verſteckt unter dichtem Baumſchatten, bettet ſich nur ein Paet zur Ruhe, der, wie eben viele Poeten, weltflüchtige Anwandlungen hat. Und als Romantiker zeigt Julius von der Traun ſich auch in dem vorliegenden Bändchen. Er ſchweift zurück in eine Zeit, da das Schwert des Scharfrichters ſich im Schrank verlangend rührte, wenn es die Nähe desjenigen wittert, der ſpäter einmal Schuld auf ſich laden und hingerichtet werden ſott. Hier, beim Spät-Romantiker, in der „Geſchichte vom Scharfrichter Roſenfeld und ſeinem Pathen", iſt es ein unſchuldig Kindlein, vor dem das Schwert in Bewegung geräth, geradeſo wie beim Voll-Romantiker Brentana, in deſſen reizender, noch heute werlaallen Novelle „Caſpar und Annerl". Der Vorwurf iſt packend genug der Vortrag Trauns knapp und ſchlicht. Noch ſpulhafter muthet die zweite Novelle des Bändchens an, eine kleine Meiſterarbeit: „Der Gebirgspfarrer". Und trotz des Geiſterhaften und Unerklärbaren, das darin ſteckt, fühlt man ſich tragiſch ergriffen wegen der argen Schuld des Prieſters, der pflichtaergeſſen einem Sterbenden das Abendmahl weigert, weil er aus der fröhlichen Geſelligkeit, die ihm endlich einmal für ein par Stunden die winterliche Einſamkeit verſüßt, ſich nicht entſchließen kann, hinauszupilgern in die Nacht, in den Flockenwirbel, ins ſchroffe, verſchneite Hochgebirge. Es ſteckt viel in dem winzigen Novellchen, unter anderem ein faſt Shakeſpeare'ſches Gruſeln in dem geiſterhaften Vonſelbſtläuten des Zügenglöckleins und dem tallen Verſehgang, der ſchließlich doch, aber höchſt abſonderlich zuſtande kommt. Eine eigenartige Perſönlichkeit ſpricht aus dem ganzen niedlichen Bändchen, etwas wie ein Zug van Unbeirrtſein und Selbſtgenügen, das mich unwillkürlich an die Worte mahnt, die mir Julius von der Traun vor vielen Jahren ins Stammbuch ſchrieb. Der treffliche Spruch, von dem ich nicht weiß, ob er irgendwa gedruckt iſt, lautet:

Nichts kann rechts und links mich kränken,
Ruhig flieg ich meinen Flug;
Wollen and're anders denken,
Nun, — die Welt iſt weit genug.

Müller-Guttenbrunn, der Director des Raimund-Theaters in Wien, behandelt in ſeiner „Magyarin" einen echt öſterreichiſchen Vorwurf: den Nationalitatenhader in poetiſcher Form, die Liebe eines deutſch-öſterreichiſchen Officiers zu einer Vollblut-Magyarin, die in glühender Vaterlandsliebe den Schwur gethan hat, nur einem Landsmanne anzugehören. Der geſchichtliche Canflict des Centralismus mit dem Ungarn Kaſſuths ſpiegelt ſich in zwei Menſchenherzen wieder, aber leider gibt es hier keinen Ausgleich, das Spiel endet tragiich, und die Quate, welche der deutſche Centratiſt zahlen muſs, iſt ſein Leben. Daſs Ungarn in Geſtalt der Heldin Juſei ſich beeilt, denſelben Preis zu zahlen, iſt einer jener Züge, durch welche es dem Dichter gelingt, das Leben zu einer ſchäneren Wirllichkeit zu oerllären. Aber genug der politiſchen Parallele, die einem angeſichts der lebensoollen und anſchaulichen Schilderung Müller-Guttenbrunns eigenttich gar nicht in den Sinn kommen ſollte. Man ſteht zu ſehr mitten in den Ereigniſſen, um nicht van dem beſtimmten, vorliegenden Einzelfall gefeſſelt zu werden. Bunte Bilder ziehen an unſerem Auge vorbei, das ſchöne fruchtbare Flachland mit ſeiner eigenartigen heißblütigen und wieder ſchwermüthigen Bevölkerung in waldem Aufruhr, das gefahr-

volle und doch reizende Garnisonsleben der „Kaiserlichen", das wilde Räuberunwesen, brennende Dörfer, geheime Versammlungen, wüthendes Handgemenge, grauenvolles Volksgericht. Alles, was vorgeht, hat die eigenartige Färbung eines uns noch vielfach fremden Landes, das der Verfasser genau zu kennen scheint, und das kommt jedem Stoffe zugute. Denn in unserer Zeit, da so ziemlich alle Stoffe, sozusagen von ihrer allgemeingiltigen Seite aus, längst abgehandelt, ja vielfach abgedroschen sind, wird die Wirkung oft nur dadurch erzielt, dass man sie im Tone einer bestimmten, scharf bezeichneten Umgebung schildert, und ihnen dadurch neues Licht und neue Farbe verleiht. F. E.

Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. Sechs Bände. (München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.)

Der Verfasser dieses Werkes ist der Sohn Robert Blums, der im Jahre 1848 in Wien hingerichtet worden ist. Das sechsbändige Buch ist kein eigentliches Geschichtswerk, dafür ist es zu warm persönlich gehalten, es ist vielmehr eine Festschrift gelegentlich des achtzigsten Geburtstages Bismarcks, welche nur die großartigen Vorzüge und Errungenschaften des seltenen Mannes in den Vordergrund stellt, wie es sich für eine Festschrift gehört. Aber selbst in dieser Beleuchtung sieht man klar, dass Bismarck (der ursprüngliche Name des alten Rittergeschlechts war Bischofsmarck) nie ein Feind unseres Österreich gewesen ist. Er war nur ein Feind jener österreichischen Politik, welche so lange die deutsche Einheit verhindert und das Wohl der Deutschen vielfach zum Vortheile fremder Völker geopfert hat. Wie warm spricht Bismarck während der Zeit der Conflicte mit Österreich von unserem Kaiser Franz Josef und seinen menschlichen und fürstlichen Vorzügen! Den deutschen Österreicher interessiert in dem Werke wohl vorwiegend das Jahr 1866, und da kann er sehen, mit welch genialem, weitschauendem Blick, mit welch einheitlichem Bestreben den Ereignissen dieses Jahres vorgearbeitet worden war und wie es nachher Bismarcks leidenschaftliches Wirken gewesen ist, die schwere Wunde möglichst zu heilen und Österreich zu Vortheilen zu verhelfen, die es früher nie gehabt. Wenn uns nun schon der Abschnitt 1866 in diesem Buche für Bismarck stimmt, um wieviel mehr erst die Schilderungen seiner übrigen Erfolge, vor allem des deutsch-französischen Krieges. Sind die Ereignisse im großen auch jedem Deutschen bekannt, so wird uns Bismarck in seinen kleinen individuellen Zügen besonders nahegerückt. Auch sein Familienleben tritt schön in unseren Gesichtskreis. Wir sehen gelegentlich einen herzenswarmen, gütigen Menschen, einen Philosophen und Humoristen, einen Dichter wenn man will, der bei seinen Reden durch anschaulichste Beispiele die Geister zu fesseln, die Herzen zu packen weiß. Und wir sehen einen Freund der Natur und ländlicher Beschaulichkeit, den mancher an Bismarck nicht gesucht haben mag. Wenn ich an dem Werke etwas aussetzen wollte, so wäre es ein gewisser Mangel an Plastik. Ein solcher Stoff gäbe dem Geschichtsschreiber Anlass zu künstlerischen Leistungen. Das Hauptgewicht ist selbstverständlich auf den Diplomaten Bismarck gelegt, seine Noten und Reden sind fast vollständig mitgetheilt. Das Werk schließt bei Bismarcks achtzigstem Geburtstag. Dieser Held führte ein großes Ringen auch mit sich selbst. Bismarck war in seiner Jugend ein Liberaler, er gesteht es selbst ein, und nur die Erfahrungen haben ihn von seinem Jugendideale abgebracht. Trotz der Wandlungen seines Standpunktes, er trieb eine Politik von Fall zu Fall, blieb sein Charakter einheitlich. Die Treue zu seinem preußischen Könige und die einige deutsche Nation, die er unter Führung dieses Königs stellen wollte, das waren die obersten Leitsterne seines Wirkens. Die Feinde dieser Ideale hat er niedergetreten. — Besonders klar in dem Werke ist die Tragik seines Sturzes angedeutet. Einer der Hauptgründe desselben war die Vorlage des Socialistengesetzes. Kaiser Wilhelm II. war entschlossen, die billigen und gerechten Forderungen der Arbeiter zu gewähren. Bismarck war der Meinung, dass, wenn man den Arbeitern *etwas* zugestehe, sie in ihren Forderungen unersättlich würden. Daher war er für die Verweigerung der politischen Rechte für den vierten Stand. Diese Schuld gieng aus dem ganzen streng geschlossenen Charakter Bismarcks hervor und sie hat ihn gestürzt. Die unglaubliche Schärfe, in die sich der Conflict zwischen Kaiser und Kanzler zugespitzt, kommt in dem Werke trefflich zum Ausdruck. Die unbedingt grenzenlose Parteinahme des Verfassers für Bismarck macht das Buch als Geschichtswerk vielleicht unbrauchbar. Es ist eine große Frage, wie man über Bismarck etwa in zweihundert Jahren urtheilen wird! — Mir erscheint Bismarck fast unerreicht als Staatsmann, aber von meinem Standpunkte aus höher stelle ich ihn als durch und durch deutschen Charakter, als Menschen. Seine Treue zum Monarchen, seine Wahrhaftigkeit im Ausdrucke, seine Beharrlichkeit im Wirken, seine Unerschrockenheit im Kampfe, seine Milde gegen die Besiegten, seine Schlichtheit im Leben, sein Sinn für das Patriarchalische, für die ländliche Natur, für vaterländische Sitte — diesen Tugenden mögen die Deutschen nachstreben in diesen Tugenden liegt ihre Politik, und sie werden die schwererrungene deutsche Einheit erhalten und befestigen, sie werden deutsche Menschengröße zu Ehren bringen vor aller Welt. R.

Die Perlenschnur. Eine Renaissance-Novelle von Emil Exll. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

Innerhalb kurzer Zeit sind von diesem Dichter vier Bändchen erschienen, wovon jedes den Verfasser von einer völlig neuen Seite zeigt. Die neueste, „Die Perlenschnur", ist darunter vielleicht das merkwürdigste, und zwar jenes, in welchem dieses starke Talent am vollendetsten zum Ausdrucke kommt. Wie anheimelnd ist dieser ruhig und würdig dahinschreitende Chronistenstil, in dem eine wunderbare Geschichte erzählt wird von der kostbaren Perlenschnur, die ihrem jeweiligen Besitzer nur Unglück und Verderben bringt! Wer aber schließlich die Schuld trägt an dem Unheile, das bringt die deutsame Geschichte ans Tageslicht zu des Lesers Nutz und Frommen. Denn nicht ein einfältiges, absichtsloses Märchen ist es, obschon aller Reiz der Märchenpoesie in dieser Erzählung von dem venetianischen Knusmann und seinem Hause enthalten ist. Das Historische des Hintergrundes kommt so meisterlich zum Ausdruck, dass man darauf wetten möchte, der Dichter habe nach Urkunden genreheitel Etwas unwahrscheinlich gibt sich der schönen Witwe Graziosa aufkeimende Neigung zum Windbeutel und Spitzbuben Messer Ercole, aber eben, es ist ja die Perlenschnur, die sie bethört .... Doch ich käme da ins Plaudern. Ein Poet, der selbst so schön und deutsch zu erzählen weiß, braucht keinen Dolmetsch. R.

Die Weltverbesserer und andere Geschichten von J. W. Widmann. (Wien. Literarische Gesellschaft. 1896.)

Zur Zeit, als in Paris die große Revolution wüthete, einigten sich drei Oxforder Studenten dahin, nach Amerika auszuwandern, um in den Wildnissen des Susquehannastromes eine neue, bessere Gesellschaft zu gründen. Sie kamen aber nur bis Bristol. Was ihnen unterwegs dahin und dort in Bristol passierte, das hat ein ausgezeichneter Erzähler in zierlicher Prosa dargethan. Wer verfügt heute noch über diesen Humor, so wellsonnig und warm! Aber heimlückisch dabei! Mitten im Lachen ist's auf einmal ganz unversehens zum Schluchzen, doch wie bald heitert es sich wieder auf, ein goldener Glanz geht durch alle Herzen. Und diese Liebe und Freude an den Menschen, die da im freundlichen Spiele der Phantasie geweckt wird, ist unseres Erachtens das richtige Mittel zur Weltverbesserung, wie sie die drei Studenten auf freilich ganz anderem Wege erzielen wollten. — Dem „Weltverbesserer" folgen „Die Hasen von Turfstingen", in welchem gleich zwei Cabinetsstückchen in eins verquickt sind: Die Geschichte von den Hasen und die Gestalt des pietistischen Landpfarrers, der sie erzählt. Am meisten aber gelüstet's dem „Heimgarten" nach dem Geschichtchen: „Herr Kratzelmeyer im Thierschutzverein." Leider ist die Wiedergabe desselben aus einem gewissen Grunde nicht thunlich. Umso unabweislicher für unsere Literaturfreunde, sich das Werk sofort anzuschaffen. Der literarischen Gesellschaft gratulieren wir zu diesem Bande. M.

Ludwig Goldhanns Leben und Gedichte. Mit einem Geleitworte von Franz Goldhann und einem Lebensbilde von Emil Soffé. (Brünn. Herausgegeben vom Journalisten- und Schriftstellervereine für Mähren und Schlesien. 1890).

Das pietätvolle Geleitwort von des Dichters Neffen Franz Goldhann führt uns stimmungsvoll ein in das Buch, welches dieser Neffe, der Erbe des literarischen Nachlasses von Ludwig Goldhann, der Welt darbietet. Goldhanns Dramen, die von Dramaturgen zu wenig gewürdigt werden, sind schon längst gedruckt, dieses Buch bringt anderes. Den ersten Theil bildet die Biographie Goldhanns von Emil Soffé. Ein bewegtes, reiches Leben mit manch interessanten Einzelnheiten, die auch einen der Literatur ferne stehenden Leser ansprechen müssen. Der zweite Theil des Buches, für welches wir den Herausgebern zu Danke verpflichtet sind, enthält Goldhanns Gedichte. Wir lernen einen bedeutenden Lyriker kennen, von dem wohl die meisten unter uns kaum eine Ahnung hatten, solange und sangesfroh er auch unter uns weilte. Man höre nur das reizende Gedichtchen: Wahn der Liebe:

Ich sage, dass du schön bist,
Doch ist's vielleicht nur Schein.
Weil ich so heiß dich liebe,
Und Liebe blind soll sein.

Du nennst mich einen Dichter,
Wie's keinen zweiten gibt.
Du magst es selber glauben,
Doch bist auch du verliebt.

So lass uns beide lieben
Und wähnen froh und blind:
Ich sei der größte Dichter,
Du seist das schönste Kind.

R.

Helderich und Pelergstamm. Steirische Volkslieder, gesammelt und eingerichtet für Clavier von Victor Zack. Bisher drei Hefte erschienen bei Karl Tendler und bei Hans Wagner in Graz.

Im Frieden des Heims mir von meinen Kindern auf dem Claviere Volkslieder vorspielen zu lassen, das ist einer der höchsten Genüsse, die ich kenne. Der Kunstmusiker wird mich hierin für sehr anspruchslos halten. Anspruchslos? Nicht so ganz und gar. Ich bin in den Volksliedern, wenn auch nicht

kritisch, so doch wählerisch. Lange nicht jedes ist mir recht. Kommt es der Tanzmusik nahe oder gar dem Gassenhauer — fort damit, das macht mich nervös. Ist es gekünstelt, geziert, complicirt — fort damit. Von diesen rede ich nicht. Das Volkslied sei wie der Wein: all und rein. Je älter ein Volkslied ist, desto besser ist es, denn die schlechten vermögen nicht. Jahrhunderte zu überdauern. Je einfacher das Lied ist, desto leichter bleibt es im Ohre hängen und klingt dort nach in langen künftigen Zeiten und bringt nach Jahren, wenn man's wieder hört, vergangenes Leben zurück. Nichts ist ein stärkerer Hort der Altständigkeit des Volksgemüthes, des conservativen Empfindens, als das Volkslied, es verbindet die Geschlechter der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichsam mit einer unsterblichen, ewig klingenden Seele. Vielleicht ist das ein tieferliegender Grund, warum wir sosehr am Volksliede hängen: in ihm grüßen unsere Vorfahren aus längst vergangenen Zeiten zu uns herüber. — Solche Gedanken kommen mir, wenn ich die Lieder höre, die Victor Zack in seiner verdienstlichen Sammlung „Heiderich und Petergstamm" uns neuerdings übermittelt hat. Man merkt in dem Texte und den Noten seiner Sammlung die große Gewissenhaftigkeit und Pietät, mit welcher solche Schätze zu behandeln sind. Interessant ist die Vorrede zum dritten Hefte, doch ergehe ich mich hier nicht weiter darüber, denn diese Zeilen haben nur den Zweck, auf das Erscheinen der Sammlung aufmerksam zu machen. Die meisten Menschen mögen sich's nur endlich gestehen, die gekünstelte, gemachte, mit allerlei Reflexionen belegte Musik, wie sie heute Theater und Concertsaal beherrscht, geht ihnen doch nicht so nahe, als das einfache edle Volkslied, das immer traut und nie banal wirkt. Ich habe oft bemerkt, dass Kunstmusik gerade dort am sichersten zündet, wo sie ans Volkslied anklingt, wo sie melodiös im Sinne des Volksliedes wird. Wohlan, greifet nur zurück zum Urquell. R.

Wilbrandts Faustbearbeitung. Mit dem von Adolf Wilbrandt für drei Theaterabende bearbeiteten Goethe'schen „Faust", welcher im Verlage der „Literarischen Gesellschaft" in Wien erschienen ist, wird nicht nur den Bühnen- und Theaterfreunden ein Dienst geleistet, sondern auch dem gesammten Lesepublicum, das vor den Geheimnissen der gewaltigen Dichtung oft wie vor einem Buch mit sieben Siegeln stand, das Verständnis des „Faust" in überraschend einfacher Weise vermittelt. V.

Norddeutsche Leute. Novellen von Adalbert Meinhardt. (Berlin. Concordia. Deutsche Verlags-Anstalt 1896.)

Die jugendliche Mutter und die heranblühende Tochter lieben denselben Mann — gewiss ein starker Conflict, der auch energisch gelöst wird, in feiner und vornehmer Art! Nicht ganz so wertvoll ist die zweite Novelle des Buches, auch eine Schilderung des norddeutschen Wesens, die alles Bezeichnende ungemein fein und scharf wiedergibt. V.

Poetische Bekenntnisse. Von Ludwig Jahne. (Klagenfurt. Ferd. v. Kleinmeyer.) Offenbart ein schönheitstrunkenes, deutschtapferes Sängergemüth, preist in meisterhaften Strophen die Natur des schönen Kärntnerlandes. M.

Böhmens deutsche Poesie und Kunst. Illustriertes Jahrbuch in Monatsheften über alle Gebiete des Schönen. Gegründet, herausgegeben und geleitet von Eduard Fedor Kastner. Fünfter Jahrgang. (Wien, VIII/1. Selbstverlag des Verfassers.) Diese Zeitschrift ist ein lebendiger Ausdruck des reichen geistigen Lebens der Deutschen im Böhmerlande. M.

Frommes Kalender. Für den Familienkreis ist der von Dr. Joh. Nep. Vogl vor einundfünfzig Jahren begründete, gegenwärtig von dem bestens bekannten österreichischen Dichter August Silberstein redigierte Volks-Kalender längst ein gern gesehener Gast geworden, welcher durch eine Reihe fesselnder Erzählungen, sowie durch eine reich illustrierte Übersicht der Jahresereignisse stets neues Interesse erweckt. Ebenso ist für das Haus, aber auch für das Geschäft, wie für die Ämter und Kanzleien der Wiener Auskunfts-Kalender ein unentbehrlicher Rathgeber. Weitere Kalender für den Haus- und Geschäftsgebrauch sind der Sechzehnkreuzer-Schreibkalender, der tägliche Einschreib-Kalender und der Geschäfts-Notizkalender. Zu Geschenken eignen sich die hocheleganl ausgestatteten Taschenkalender „Elegante Welt", Stephanie- und Edelweiß-Kalender, von denen jeder in verschiedenen, ebenso originellen, als geschmackvollen Einbänden zu haben ist. Frommes Portemonnaie-Kalender in zierlichstem Miniaturformat von den einfachsten bis zu den feinsten Einbänden, geschmückt mit Photographien der Mitglieder des Kaiserhauses und anderer hervorragender Persönlichkeiten, Schauspieler ꝛc., auch religiösen Darstellungen und Genrebildchen. Block-Kalender, welche in verschiedenen Ausgaben, als Tages-, Wochen-, Küchen-, Chromo-Blocks ꝛc., jedoch durchwegs in vornehmer Ausstattung erscheinen, und ist namentlich der Wochen-Notizblock als Vormerk-Kalender für Comptoirs und Kanzleien von anerkannt praktischem Wert. V.

Der Musikführer. Gemeinverständliche Erläuterungen hervorragender Werke aus dem

Gebiete der Instrumental- und Vocalmusik. Mit zahlreichen Notenbeispielen. Redigiert von A. Morin. (Frankfurt a. M. H. Bechhold.)

Es ist dies eine Reihenfolge von Heften, deren jedes eine Erläuterung zu einem bedeutenden Musikwerke bringt; es werden zunächst behandelt: 1. Symphonien, Suiten, symphonische Dichtungen, Ouverturen ꝛc. 2. geistliche und weltliche Chormusik: Oratorien, Cantaten, Messen ꝛc. 3. Clavier-, Violin- und Cellconcerte mit Orchesterbegleitung. 4. Kammermusik. In leichtverständlicher Schreibart ist das Wissenswerte über jedes einzelne Werk übersichtlich zusammengestellt. V.

Für die Jugend des Volkes. (Wien. V/1 Margarethenstr. 56. Preis sammt Zusendung 1 fl. 20 kr.)

Der „Heimgarten" hat sich wiederholt lobend über diese in Monatsheften erscheinende und von Hans Fraungruber geleitete Jugendschrift geäußert. Auch das im Jänner versandte, nach Inhalt und Ausstattung tadellose Probeheft, in welchem die unaufdringlich patriotische Erzählung „Nelli" von Bergmann und G. Herbes vorzüglicher Aufsatz „Wenn der Christbaum abgeräumt ist" besonders anmuthen, verspricht das Beste für den fünften Jahrgang. J.

Büchereintauf.

Liebesmärchen. Von Emil Ertl. Zweite Auflage. (Leipzig. A. G. Liebestind. 1896.)

Auralsin und Nirotelle. Eine altfranzösische Novelle, frei übertragen von Edmund von Sattwürk. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1896.)

Belladonna. Roman von Fritz Lemmermayer. (Berlin. Freund & Jeckel. 1896.)

Die Erzählung des Werksherrn. Von Ernst Raufcher. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Eine Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. (München. Carl Rupprecht. 1896.)

Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben von Alfred von Hedenstjerna. deutsch bearbeitet von Margarethe Langfeld. Erster Band. (Leipzig. H. Haeffel. 1895.)

Der finstle Prophet. Psychologischer Roman von Hanns von Gumppenberg. (Berlin. Verein für freies Schriftthum.)

In purpurner Finsternis. Romaninprovisation aus dem dreißigsten Jahrhundert von Michael Georg Conrad. (Berlin. Verein für freies Schriftthum.)

Im Verlag von A. Pichlers Wtw. & Sohn in Wien sind erschienen:

Hans. Eine Erzählung für meine jungen Freunde von Joh. Mach.

Treue Freundschaft. Erzählung für die Jugend und für das Volk. Von Josef Steigt.

Rosen und Dornen. Erzählungen von B. Schlegel.

Durch eigene Kraft. Lebensbild eines österreichischen Bildhauers. Der Jugend erzählt von J. Gertler.

In der Dachstube. Eine Erzählung für die reifere Jugend und das Volk. Von Ferdinand Frank.

Roberts Erlebnisse. Erzählung von Helene Stöckl.

Erzählungen. Von Helene Stöckl.

Erzählungen. Von Ferd. Neidhardt.

Erzählungen. Von Aug. Meixner.

Erzählungen. Von B. Schlegel.

Die blonde Kathrin. Ein Märchenspiel nach Anderfen in drei Theilen von Richard Voß. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Ritter, Tod und Teufel. Drama in Versen von J. L. Windholz. (Berlin. S. Fischer. 1896.)

Originale. Von A. Wallenberger. (Augsburg. Lamperts Alpiner Verlag.)

Heilige Menschen. Novellen von Adolf Vöglin. (Leipzig. H. Haeffel. 1895.)

Neuheiten des Verlages E. Pierson in Dresden:

Humoresken und Novellen. Von Curt von Zetau.

Die gute Tochter. Roman von Max Kretzer.

Nabura. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von F. Fontana. Deutsch von Bertha von Suttner.

Dosta von Drontheim. Eine wundersame Geschichte von Paul Maria Larroma.

Pierrot bosser. Eine Comedia del l'arte zur Fastnacht von Richard Specht.

Indian Summer. Eine Herzensgeschichte von Wilhelm Wollers.

Ein Frühlingsmärchen von E. Salburg.

Verwehte Träume. Gedicht von Josef Rollet. (Wien. „Böhmens deutsche Poesie und Kunst". 1895.)

Lieder aus der kleinsten Hütte. (Dresden. Verlag und Druckerei Glöß. 1896.)

Alfolieder von Christian Schmitt. Zweite vermehrte Auflage. (Zabern i. E. A. Fuchs.)

Funken und Tropfen. Ausgewählte Dichtungen von Richard Kraftel. (Leipzig. August Schulze. 1896.)

Rosenblätter. Lieder und Sprüche des Volksfängers und Improvisators Assin-Agha Hanende. Dem Neutürkischen nachgedichtet von Bernhardine Schulze-Smidt. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Trostbüchlein. (Kassel. Max Brunnemann.)

Gedichte. Von Otto Oppermann. (Berlin. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1896.)

Schmetterlinge. Gedichte von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy und Carl von Auerswald. (Göttingen. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1896.)

In ernsten und heiteren Stunden. Gedichte von Franz Freiherrn von Schrenck. (Dresden. E. Pierson. 1896.)

Idyllen. Von Pol de Mont. Nach dem Vlämischen von Albert Möser. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art von Adolf Pichler. (Leipzig. G. H. Meyer. 1896.)

Licht und Liebe. Gedichte von Hans Grasberger. (Leipzig. G. H. Meyer. 1896.)

Aus meinem Leben, nebst losen Gedanken mit einem Geleitbriefe von Anton Ohorn und neuen Gedichten von E. F. Kastner. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1896.)

Mädchenlieder für zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte. Herausgegeben von Moritz Vogel. (Leipzig. Gebrüder Hug & Co.)

D' Alpenluft! Sang und Klang aus den Bergen von Gg. Lang. (Frankfurt a. M. C. Jügel.)

Bergkräul'ln. Gedichtle und Liadle vom Stoanerjepp. (St. Johann i. P. G. A. Vibus.)

Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Mit Benützung ungedruckten Materials. Von Dr. Michael Maria Rabenlechner. Erster Band: Hamerlings Jugend. Mit Titelbild und Facsimile. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1896.)

Vater Pestalozzi. Bilder aus dem Leben des großen Erziehers von Friedrich Polack. Mit Bildern. (Soennecken. Bonn.)

Die Welt, wie sie ist, nicht wie du sie träumst. Ein Büchlein für „Idealisten". Von Ortwin Reimut Feltz. (Großenhain. Herrmann Starke.)

Vier Monate vor Paris. Belagerungstagebuch eines Kriegsfreiwilligen im Gardefüsilierregiment. Von Otto Liebemann. Mit einer Karte. (München. C. H. Beck. 1896.)

Die allgemeine weibliche Dienstpflicht. Ein Vorschlag und Beitrag zur Lösung der Frauenfrage von E. A. Fabarius. (Essen. G. D. Baedeker. 1895.)

Ein Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege. Von K. W. Diefenbach. Zweiter Band. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1895.)

Staatssozialismus und Anarchismus: inwieweit sie übereinstimmen und worin sie sich unterscheiden. Von Benj. R. Tucker. Ins Deutsche übertragen von Georg Schumm. (Berlin. B. Zack 1895.)

Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. Bearbeitet von Franz Brümmer. Vierte, völlig neu bearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. (Leipzig. Philipp Reclam.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte von Constanze von Franken. Fünfte Auflage. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Der Hauspoet im Freundeskreise. Wünsche und Widmungen der Freundschaft. Stammbuch- und Album-Verse, Gedichte für Begrüßung, Abschied und Genesung, Begleitverse zu Geschenken, Tischkarten-Verse, Begrüßungs- und Glückwunsch-Telegramme, Verse für eine Scherzlotterie, Gedichte für das Fremdenbuch, In- und Aufschriften, Grabschriften und Nachrufe ꝛc. Unter Mitwirkung hervorragender Dichter und Schriftsteller herausgegeben von Constanze von Franken. (Stuttgart. Levy & Müller.)

Naturwissenschaftliche Hausarzneikunst mit Anleitung zur selbständigen ersten Hilfeleistung in allen Gesundheitsstörungen in alphabetischer Ordnung Von Dr. Fr. Haberkorn, Oberstabsarzt a. D. (Düsseldorf. August Bagel.)

Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei. Von Max Hesdörffer. In acht Lieferungen. (Berlin. Robert Oppenheim.)

Anleitung zum Gebrauch der Gesetze über das Vereinsversammlungsrecht. Von Dr. J. Ingwer. (Wien. Ignaz Brand. 1896.)

366 Bilder aus Österreich-Ungarn mit geschichtlichen und geographischen Notizen. Lauterburgs illustrierter Blocklalender für Österreich-Ungarn. 1896. (Hannover-Wien. J. C. König & Ebhardt.)

Internationale Literaturberichte. Organ des deutschen Schriftstellerverbandes. Neue Folge der Deutschen Presse. (Leipzig. C. F. Müller.)

Göttinger Musenalmanach für 1896. Herausgegeben von Göttinger Studenten. (Göttingen. Dietrich'sche Verlagshandlung. 1896.)

Hebels Rheinländischer Hausfreund für das Jahr 1896. (Karlsruhe. J. Lang.)

Deutscher Landeskalender für 1896. (Karlsruhe. J. Lang.)

Rohrers Kalenderhandbuch für das Jahr 1896. Siebenter Jahrgang. Ausgabe für Österreich-Ungarn. (Brünn. R. M. Rohrer.)

Postkarten des „Heimgarten“.

L. L., Zittau: Haben schon wiederholt bemerkt, dass wir den „Heimgarten“ als kein „Familienblatt“ bezeichnen können. Es ist ein Volksblatt, dem nichts Menschliches fremd sein darf.

E. K., Hirschberg: Kritik mag scharf sein, muss sich aber immer strenge auf das Werk beziehen und darf nie persönlich werden. — Weltkind mit heißem Begehren ist jeder echte Mensch; es kommt darauf an, was er begehrt und in welcher Art von Genuss er unersättlich ist! Muss man sich denn gleich das Schlimmste denken?

* Gelegentlich einer Besprechung des Greinz'schen „Krippenspiels“ erwähnt die Berliner „Tägliche Rundschau“ auch unsern verehrten Herrn Dr. Leopold Schuster, Fürstbischof von Seckau, und macht dazu die Bemerkung: „Schuster von Seckau, das ist der historische Titel des Grazer Bischofs.“ — Na nu, es geht nichts über einen gescheiten Berliner!

T. B., Rodaun: Großentheils mit Ihnen einverstanden. Aber geben Sie acht, dass wir in diesem Kampf das Recht, individuell zu sein, nicht einbüßen! Das Recht der freien Meinungsäußerung wird bereits bestritten.

Z. A., Wien: Über Volksmundarten schreiben die Leipziger „Grenzboten“ in einem Aufsatz: „Heimat und Volksthum“:

Die Wichtigkeit der Volkssprache und des Dialects hat die Wissenschaft heute erkannt, und in einem neuen Buche über die deutsche Sprache wird, wenn ich mich recht erinnere, sogar darauf gedrungen, dass man die Anschauung, die Volkssprache sei das Ursprüngliche, Wesentliche und eigentlich Maßgebende, wieder ins Volk trage. Damit mag man immerhin vorsichtig sein, solange das Ziel unseres Volksschulunterrichts, eine leidliche Beherrschung der Schriftsprache durch jedermann, noch nicht erreicht ist. Aber die Gebildeten können sich jene Anschauung zu eigen machen und die Liebe zum heimischen Dialect und dem frisch Volksthümlichen in der Sprache mehr als bisher in sich entwickeln. Freilich muss der Dialect ein richtiger Dialect sein, kein verdorbenes Schriftdeutsch, wie so manche sogenannten Dialecte. Am Ende gelangen noch alle Deutschen zu einem „dialectisch“ gefärbten Schriftdeutsch, und das wäre vielleicht nicht so schlimm, wenn dieses nur den ganzen Reichthum der Dialekte und ihre Anschauungskraft mit übernehmen wollte. Die literarische Verwendung des Dialects erscheint mir heute im ganzen abgeschlossen(?), obgleich ihn der Naturalismus wieder da verwendet, wo eine leichte dialectische Färung genügte. Für die lyrische Dichtung und das Gebiet des Humors war der Gebrauch des Dialects in vielen Fällen so lange geradezu unvermeidlich, als noch ein ungebrochenes heimisches Volksthum bestand, und die Klaus Groth und Reuter, die Anzengruber und Rosegger traten meiner Ansicht nach gerade da mit Nothwendigkeit hervor, als es leise zu bröckeln anfieng. Solange es noch ein Heimatgefühl in Deutschland gibt, werden die Werke, die mit Nothwendigkeit im Dialect geschrieben sind, auch sicher dauern.

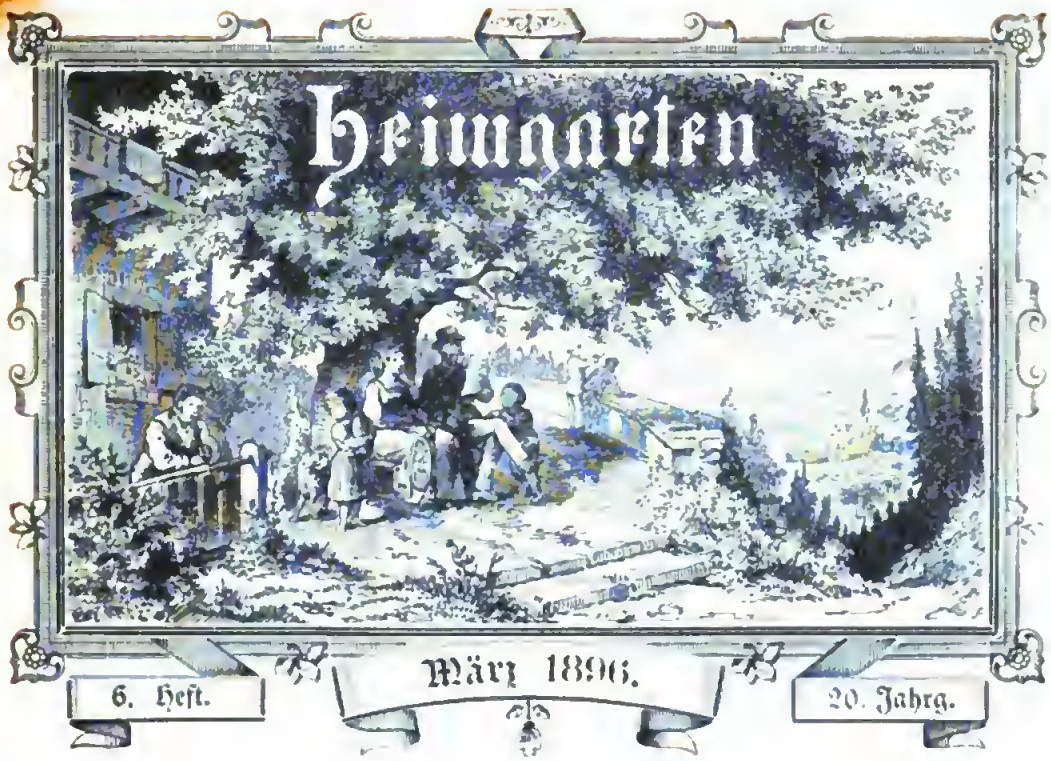
Berlin, „Tägliche Rundschau“: Unser deutsches Empfinden gestattet uns thatsächlich. Berthold Auerbach und die meisten seiner Schriften hochzuhalten, dass aber Auerbachs „Waldfried“ in Roseggers Buch „Meine Ferien“ angepriesen werde, ist einfach wieder einmal nicht wahr. Lassen Sie sich doch von Ihrem Correspondenten nicht immer foppen!

* Zur Kräftigung des deutschen Gymnasiums in Cilli soll dort ein deutsches Studentenheim gegründet werden; für einen Mittelpunkt des im steirischen Unterlande schwer bedrängten Deutschthums soll in Cilli ein deutsches Vereinshaus erbaut werden. Zu diesem Zwecke bitten an fünfzehnhundert Männer Deutschlands und Deutschösterreichs in einem Aufrufe um patriotische Gaben. Dieselben wären zu richten an Dr. Raimund Neckermann, Graz, Herrengasse Nr. 15. Auch die kleinste Spende ist willkommen. Unsere Volksgenossen, die, von einer nicht deutschen Völkerschaft umgeben, ihre deutsche Cultur erhalten wollen, können wir nicht verlassen.

* Unverlangt eingesandte Manuscripte werden nicht angenommen.

Für die Redaction verantwortlich F. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Digitized by Google



Der Federlschneider.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Am Frauentage im Advent, noch in dunkler Morgenstunde giengen sie in die Kirche zum Engelamt, der Toni, der Seppel, der Festl, der Hansel, die Jula, die alte Knudel und der Federlschneider. Der Federlschneider genannt, weil er immer wie auf Federn gieng und hüpfte, weil er federleicht in den Lüften schwebte und eigentlich nie zur Erde fiel, auch wenn er im Rangeln und Ringen hingeschleudert wurde. Gleich einem losgelösten Federlein schwamm er in allen vier Winden dahin und hängen blieb er nur am Faden seiner Werkstatt und manchmal an den Haarflechten eines rundwangigen Dirndls. Also dieser Federlschneider war auch dabei.

Als sie auf dem eisigen Steg über die Fresen giengen, that die alte Knudel einen schrecklichen Schrei und pletsch, lag sie auch schon im Wasser. Sofort wollten die Burschen heldenmüthig in den Bach springen, um das arme Weiblein zu retten, aber der Toni sagte, das Wasser sei zu kalt, man könne sich leicht eine schwere Krankheit holen. Der Seppel

meinte, der Fluſs ſei zu tief, man ſinke gewiſslich unter. Der Feſtl erklärte, wenn weiter hin das Eis nicht wäre, aus welchem der unterhalb hineingerathene Chriſtenmenſch nicht hervorkönne, ſo würde er es ſehr gerne wagen, die Ertrinkende zu retten. Und der Hanſel glaubte, es ſei ohnehin ſchon zu ſpät. Der Federlſchneider ſagte: „Na, wart, Alte, dich will ich bald haben!“ lief das Ufer entlang bis zur Stelle, wo das Weiblein wie eine dunkle Kugel dahinrann, dort ſtürzte er ſich ins Waſſer und bald hatte er ſeine Beute im Trockenen. Beleuchtet wurde der Hergang vom untergehenden Mond. Der Toni und der Seppel und der Feſtl und der Hanſel trugen die alte Kundel in die warme Stube des Müllers und ſpielten ſich beſcheiden als die Retter aus. Nur die Jula wollte wahrhaben, daſs es der Schneider geweſen ſei!

„Ha, der Federlſchneider!“ lachten ſie, „für den iſt's freilich keine Kunſt, ins Waſſer zu hüpfen, der kann nicht untergehen, den tragt der Wind allemal wieder in die Höhe.“ Dieweilen ſchwepperte der pudelnaſſe Schneider mit den Zähnen, bis ihn die Müllerin ins Ehebett legte. Für ihn war's aber keins, und ſo ſchlummerte er ein.

Drei Wochen ſpäter war beim Stockerwirt ein Feſt. Auf der Kanzel war es bekannt gemacht worden: „Am Unſchuldigen-Kindertag ſolle die Gemeinde Gott und einem Menſchen zu Ehr' auch einmal eine weltliche Luſtbarkeit abhalten. Die Leute möchten zuſammenkommen am Nachmittage beim Stockerwirt, dort würde geſungen, gegeigt und geblaſen werden und der Bezirksvorſteher von Voran würde ſich einfinden, um dem braven Juſtus Alland die von einem Wohlthäter geſtiftete Rettungsmedaille an die Bruſt zu heften. „Dem Juſtus Alland? Wer iſt denn der?“ fragten die Leute einander. „Jeſſeles, das iſt ja der Federlſchneider! Der die alte Kundel aus dem Bach gefiſcht hat. So, der kriegt einen Stern auf die Bruſt? Wie der Kaiſer Joſef einen hat gehabt, wenn er den Mantel auseinandergeſchlagen hat? Na, was ſie mit ſo einem Schneider für Geſchichten machen! Hätt' unſereins das biſſel Weibsbild herausgezogen, da thät' gewiſs kein Hund mehr einen Beller machen, deswegen!“ Aber ein anderer gab das Wort aus: „Dabei wollen wir doch ſein, wenn der Schneider gefoppt wird!“ Und ſo iſt am Unſchuldigen-Kindertag ein großer Zuſammenlauf geweſen beim Stockerwirt am Alpſteig.

Auch von unſerem Hauſe war alles dort, ſelbſt Vater und Mutter, die ſonſt nie ins Wirthaus giengen, denn der Vater hatte kein Geld und die Mutter keinen Durſt, und bei ſolchen Zuſtänden iſt's daheim kurzweiliger, als im Wirtshaus. Aber diesmal, ſo meinte mein Vater, diesmal müſſe die Tapferkeit eſtimiert werden. Wenn man ſchon den Soldaten ein Ehrenfeſt gibt, die vom Leutumbringen heimgekommen, ſo wird man einem Lebensretter auch was Rechtſchaffenes anthun dürfen. Dazu fügte es ſich, daſs der Schneider Juſtus für die nächſte Woche bei uns auf die Ster geladen

war, da sollte er nicht sagen dürfen, der Waldbauer, dem er das Gewand mache, hätte sich bei seinem Ehrentag nicht blicken lassen. Wir hatten an demselben Tage Besuch erwartet. Der Jager-Schwager vom Pusterwald hatte Post schicken lassen, er wolle um die Weihnachtsfeiertage zu uns kommen, um einmal meiner Mutter ihr kleines Kinderwerk anzuschauen und vielleicht auch das Schneiderfest mitzubegehen. Der Jager-Schwager kam aber nicht an demselbigen Tage. Die Mutter gieng erst gegen Abend zum Stockerwirt, nachdem sie die Hausthiere und uns Kinder abgefüttert hatte und Anordnung getroffen, wie wir das Nachgebet sprechen, dann das Licht auslöschen und hübsch ins Bett gehen sollten. Ich war damals schon so groß, dass man zwei Wickelkinder aus mir hätte machen können, wurde daher aufgestellt zum Verwalter über meine drei jüngeren Geschwister. Das gab mir für den Abend unermessliche Vortheile. Ich durfte nach Herzenslust auf dem Kopf stehen, was sonst verboten war, seitdem damals mit den Füßen in der Luft ein Fenster in Scherben geschlagen worden war. Ich durfte unbedenklich der dreijährigen Schwester Plonerl einen Husarenschnurrbart unter das Naselein malen und ich durfte die Lebkuchen aufessen, die uns drei Tage vorher das Christkind in alle Hosen- und Rocksäcke gesteckt hatte, während wir geschlafen in der heiligen Nacht. Aber siehe, mein Leser, der Ehrgeiz! Nun stellte ich die Verwalterswürde höher als die persönlichen Neigungen und blieb durchaus anständig. Ich machte meinen Geschwistern sogar den Vorschlag, für diesen Abend auch die schönen und guten Lebkuchen zu schonen, denn sobald der süße Kuchen mit den weißen Mandeln verzehrt sei, hätten die Weihnachten ein Ende. Wir hatten sammt und sonders aber die Weihnachten sehr lieb, da sang die Mutter Krippenlieder, da räucherte der Vater mit Weihrauch die Stuben und Ställe ein, da erzählte der Knecht Markus die schauerlichsten Geistergeschichten, da sprach, wie es hieß, sogar das liebe Vieh im Stall zuweilen unter sich in menschlicher Rede. Zu solchen Herrlichkeiten und Geheimnissen gehörte entschieden der Lebkuchen, der sollte über Neujahr hinaus bis zu Heiligendreikönig dauern. Und darum predigte ich jetzt Entsagung. Meine Geschwister zeigten sich einverstanden, aber nicht leichten Herzens, und die kleine Plonerl hub schon an, den lebzeltenen Reiter mit den weißen Zuckerstriemen abzulecken, woraus ich die Entwickelung eines intimen Verhältnisses befürchten zu müssen glaubte. Mit nachgerade väterlichem Ernst nahm ich ihr den Reiter aus der Hand und die Kuchen wurden alle in ihre Schüsselchen und Körbchen gelegt und auf den Kasten gestellt.

Hernach forderte ich meine Untergebenen auf, hübsch vor dem Tische niederzuknien und ihre Abendgebetlein zu beten, ich that desgleichen und kam mir dabei ungeheuer großartig vor. Bald darauf losch ich vorschriftsmäßig das Licht aus und wir krochen in unsere Bettchen.

Meine Geſchwiſter waren bald daheim beim himmliſchen Vater und ſeinem Chriſtkinde, ich hatte die Augen noch eine Weile offen und betrachtete das blaſſe Schneelicht, das zu den Fenſterchen hereinſchimmerte. Dachte auch an den tapferen Schneider, der ſein Kreuzlein oder Sternlein oder was weiß ich, ſchon an der Bruſt haben werde, zum Andenken, daſs er gleichſam einen Menſchen wieder erſchaffen hat, der ſchon des Todes geweſen. Allerdings war dieſe Schöpfung ein altes runzeliges Weiblein, während Gott lauter kleine herzige Kinder erſchafft. Aber für den Federlſchneider iſt ſchon das viel!

Es knarrte die Hausthür. Mein Schrecken war nicht ſehr groß, weil ich dachte, daſs Vater und Mutter hereintreten würden. Es waren aber nicht die bekannten ſicheren Schritte, was jetzt langſam durch das Vorgelaſs ſiffelte, ſich manchmal dumpf polternd an den Flachstruhen und Krautkübeln ſtieß, und es war nicht die Hand des Vaters, die jetzt taſtend die Klinke der Stubenthür fand. Langſam gieng dieſe auf, aber in der Dunkelheit konnte ich nicht ſehen, wer da hereinkam. Es war ein unheimlicher Jemand, der jetzt neben dem Uhrkaſten wie lauernd ſtehen blieb. Dann pochte er mit einem Stock auf den Boden und nun hub eine ſchauerlich fremde Stimme an zu knurren: „Iſt denn da keine Menſchenſeel' daheim? Oder iſt das alte Waldbauernhaus einmal ausgeſtorben?“ Dann lauerte er wieder. Endlich hub er an, mit Stahl und Stein Feuer zu ſchlagen und beim Blitzen der Funken ſah ich ein großes glutrothes Geſicht mit weit auseinandergezogenem Mund und fletſchenden Zähnen. Eine Erſcheinung, wie ich ſie noch mein Lebtag nicht geſehen hatte. Mein erſter Gedanke war: Menſchenfreſſer. Die Hammerſchläge meines Herzleins hüpften bis in die Schläfe hinauf; zu ſterben war ich allenfalls entſchloſſen, denn ich hatte damals ſchon von dem Gerüchte gehört, daſs alle Menſchen ſterben müſsten; aber aufgefreſſen zu werden! Das war mir äußerſt peinlich. Plötzlich hatte er Licht gemacht und nun ſtand das Ungethüm in ſeiner ganzen Weſenheit da. Es war beiläufig ſo groß wie ein Menſch, hatte auch Füße, die in Wadenſtrümpfen und Bundſchuhen ſtaken, hatte Hände, deren eine den Stock und deren andere ein Bündel trug. Den Kopf bedeckte ein breitkrämpiger hoher Spitzhut mit mächtigem Federſtoß.

„Haſaſa!“ rief der Fremde jetzt, als er ſich in die Runde drehte, „da liegen ſie ja herum die Kindlein, die unſchuldigen, die lieben, die dummen!“

Die unſchuldigen Kinder ſucht er! Am Ende iſt's der böſe König Herodes. Und es war ja gerade Unſchuldig-Kindertag. In der kurzen Lederhoſe zur Linken ſtak richtig ein langes Meſſer.

„Hörſt, junge Brut, wo haſt denn du deine Vater und Mutter?“ fragte der Schreckliche und kam nahe an mein Bett heran. Ich wollte Beſcheid geben, brachte aber aus Angſt keinen Ton hervor.

„Was ſchauſt denn ſo g'ſchreckt?“ ſagte er lachend. „Fürchten? Tſchapperl. Beim Stockerwirt, na freilich. Ich mag aber nimmer nachgehen, mir ſind die Läufeln hölliſch ſteif geworden vom Puſterwald her! Aber Hunger wie ein Wolf, hörſt, Buberl?“

Nun hatte ich keine Angſt mehr. Es iſt der Jager-Schwager und kein anderer.

Er ſetzte ſich an den Tiſch, zündete mit ſeiner Lunte das Kerzenſtümpflein an und begann ſachte umherzuſpähen.

„Iſt denn gar nichts übrig geblieben vom Nachtmahl?“ fragte er laut, „habt ihr denn alles aufgegeſſen, ihr Siebenfraße! Und an den alten Vettern gar nicht gedacht? Seit Herrgottsfrüh keinen warmen Löffel im Magen. Und keinen kalten auch nicht. Werd'ts doch ein Stück Brot in der Lad' haben!“

Während er die Tiſchlade aufmachte, um nachzuſehen, ſchlüpfte ich ins Höslein und in der Hoſe ſtak der Muth. Ich gieng hinaus in die Küche, ſuchte nach Milch, nach Speck oder nach einem Reſt von Heidenſterz, den wir zu Mittag auf den Tiſch bekommen hatten. Nichts. Der Mann bemühte ſich mit mir, gab mir gute Worte, nannte mich ein ſauberes, geſcheites Bübel — aber wir fanden trotzdem nichts als drei Eier im Kaſten, die er ſofort mit den Zähnen aufſchlug und austrank wie Waſſer. Die Kerze in der Hand beleuchtete ſeine That. „Aber was wird deine Mutter ſagen, wenn ſie morgen ſieht, daſs der Eiermarder iſt dageweſen?“ So fragte er und ſchaute mich gar nachdenklich an. Setzte aber gleich bei: „Weißt du nicht, kleines Vetterlein, hat deine Mutter noch andere Eier? Oder Hühner? Heute verſpeiſe ich ſie mitſammt den Federn — meiner Seel!“

Es wurde mir wieder unheimlicher. — Wenn ſie nur endlich heimkommen thäten vom Stockerwirt. Der Schneider wird ſein Kreuzel ja haben, was thun ſie denn noch? Luſtbarkeit treiben, dieweilen daheim der ſchreckliche Jager-Schwager eingefallen iſt und alles verzehrt, die Eier, die Hühner, die Kälber, die Kinder.

„Hopſerl!“ ſchrie der Menſch gählings auf. „Da gibt's ja was!“ Er hatte unſere Lebkuchen entdeckt auf dem Kaſten. „Das iſt geſcheit“, ſagte er und nahm ein Schüſſelchen auf den Tiſch herab. „Seid's wohl recht brav, Kinder, daſs ihr für den Jager-Schwager auch was übrig gelaſſen habt.“ — Ein großes Herz mit lieblicher Zier — ich hätte einen halben Tag lang mit Andacht daran genaſcht — der Gewaltthätige ſteckte es auf einmal in den Mund. — „Das ſüße Zeug . . .!“ murmelte er, „aber in der Noth frißt der — Jager Lebkuchen.“ Dann kam ein ſchönes achteckiges Stück mit Mandeln an die Reihe, dann kam der Plonerl ‚ihr Roſs und Reiter dran, und endlich zwei lebkuchene Wickelkinder mit weißgeſtreiften Fatſchen und ſchwarzen Honigaugen.

Jedes Stück ward verſchlungen mit einem einzigen Schluck, meine und meiner ahnungslos ſchlummernden Geſchwiſter theuere Weihnachtshabe ſah ich rettungslos zugrunde gehen. Als das eine Schüſſelchen geleert war, nahm er das zweite vom Kaſten. „Schau du, da iſt ja noch was!“ rief er freudig und aß auch den Inhalt des Körbleins auf.

Und als alles dahin war, wiſchte er ſich mit einem blauen Sacktuche den Mund und die Finger ab und ſagte: „So, der erſte Hunger wär' zur Noth geſtillt. Jetzt wird ein Schluck gut thun. Wo habt denn ihr euern Schnaps? Sag', Kind Gottes, hat dein Vater keinen Brantwein im Haus? Nicht? Nicht einmal einen Schnaps? Na hörſt du, das iſt eine ſaubere Wirtſchaft! Da wird's freilich alleweil kleine Kinder geben, weil ſie nicht groß und ſtark werden können. Ohne Schnaps! Ja, ſag mir doch, Zwerg, wovon lebt ihr denn eigentlich?“

Offen geſtanden, das wuſste ich ſelbſt nicht. Wir arbeiteten, wir aßen, wir ſchliefen — und ſtarben nicht. Wir lebten ſogar recht friſch und munter, mit Ausnahme zu dieſer Stunde, wo der unerhörte Hunger des Jager-Schwagers unſere Exiſtenz mit einemmale zu vernichten drohte. Nachdem lange vergeblich auf die Heimkehr der Eltern gewartet worden war und auch die Kerze ſchon geendet hatte, ſo daſs wir im Dunkeln ſaßen, fieng der Jager-Schwager an, über die Sittenloſigkeit dieſes Hauſes aufzubegehren. „Da ſieht man's! Wär' ein Schnaps im Haus, ſo brauchten ſie nicht ins Wirtshaus zu gehen!“ Nachher kam die Frage der Liegerſtatt. Ich ſchlug die Strohkammer vor. Da wäre es ihm zu kalt. Den Kuhſtall. Da wäre es ihm zu dunſtig. Die Ofenbank. Da wäre es ihm zu hart. Den Herd. Da fürchtete er die Schwabenkäfer. Wie glücklich, als zuletzt Vater und Mutter doch nach Hauſe kamen. Der Vater nannte den fremden Mann Schwager, die Mutter nannte ihn Bruder und beide fanden es ſehr brav, daſs er gekommen ſei, uns einmal heimzuſuchen. Im blauen Bündel hatte er nichts zum Eſſen mitgebracht, wohl aber etwas zum Kochen, nämlich Kienholz, wie es damals von den Köchinnen als Zunder verwendet wurde. Kienholz brachte er ſinnig der Schweſter zum Weihnachtsgeſchenk. Ob ſie es noch an demſelben Abend benützt, ob der Jager noch etwas zu eſſen bekommen hatte, oder welche Liegerſtatt ihm eingeräumt worden war, das weiß ich nicht mehr, denn mit meiner Würde habe ich auch die Sorgen zurückgegeben.

Das Ehrenfeſt des Schneiders beim Stockerwirt war miſslungen. Begonnen hatte es auf die erfreulichſte Weiſe: viele Leute, prächtige Blechmuſik, verzuckertes Getränke; der Herr Pfarrer von Kathrein war vorhanden und rauchte ſeine lange Pfeife, was allemal ein Zeichen ſeiner beſonderen Toleranz war. Wenn der Pfarrer die lange Pfeife ſchmauchte, da durfte getanzt werden, da durften die Burſche Schnaderhüpfeln ſingen, ihre Dirndeln unter den Achſeln anfaſſen und hoch in die Luft heben.

Der Pfarrer bastelte an der Pfeife um und that, als merke er nichts. Einer der Lustigsten war der Federlschneider, der flog heute thatsächlich mehr, als er gieng oder saß. Trinken that er nichts als ein Glas Apfelmost. Wein war ihm unheimlich, Wein war der einzige Gegner, der ihn entschieden zu Boden brachte. Aber das gelang nicht oft, starke Getränke hafste er wie höllisches Feuer. Es war ihm so auch hübsch warm. Tanzen das war seine Passion und kaum berührte er dabei mit den Zehenspitzen den Boden. Dazu konnte er zierlich pfeifen, machte allerlei Vögelein nach, so dass es war wie mitten im Mai. Die schlanken Burschen vergleichbar mit blühenden Lärchstämmen, die Dirnlein mit Rosenstöcken. — Als der Abend dunkelte, kam der Wagen des Bezirksvorstehers angefahren, das machte den Schneider stutzen. Er hatte geglaubt, das wäre nichts als eine gewöhnliche Tanzunterhaltung. Denn man hatte ihm gesagt, seine Decorierung wäre verschoben worden auf ein anderesmal. Er hatte nämlich verlauten lassen: „Wenn sie mit ihm Geschichten machen wollten, da müsten sie ihn wohl erst mit den Gendarmen ins Wirtshaus holen!“

Und als nun die Lichter angezündet waren, die Lustbarkeit etwas gedämpfter wurde und der Bezirksvorsteher an seinem weißgedeckten Tische eine feierliche Würde hervorthat, da war der Federlschneider nicht zu finden. War nicht oben und war nicht unten, nicht drinnen und nicht draußen. Sein Hut war auch weg, und wie ein Schreckhauch gieng's durch das ganze Haus: „Der Schneider ist durchgegangen!“ — Sie haben angefangen, ihn zu suchen, zu suchen im Stockerhause und seiner Umgebung, bei den Nachbarshäusern, im Allmbauernhof, wo er sein Wohnzimmer hatte. Aber der Federlschneider, der konnte so zierlich pfeifen .... das haben sie gemerkt, aber leider nicht gehört. Die Leute blieben beisammen bis spät in die Nacht, in der Erwartung, dass man endlich doch des Flüchtlings habhaft werden würde, um ihm sein Recht anzuthun. Am schlimmsten war der Gemeindevorstand drau, der dicke, ehrenwerte Thom-Eggel. Der hatte eine große Rede im Leib und die gieng ihm im Kopf herum wie ein Rad.

Wenn der Schneider nicht zustande gebracht wurde, so musste der würdige Mann mitsammt seiner Rede ins Bett und es war kein Absehen, wann er sich ihrer entledigen konnte.

Als denn der Schneider nicht eingebracht wurde, hat der Bezirksvorsteher dem Pfarrer ein zartes Paketlein übergeben: Wenn der Schneider einmal die Gnade haben würde, vorhanden zu sein, dann möchten es Seine Hochwürden ihm anhängen. — Die Leute haben sich hernach allmählich verzogen, und so sind auch mein Vater und meine Mutter nachhause gekommen, ärgerlich darüber, ihre fünf Groschen für Wein und zwei Semmeln umsonst ausgegeben zu haben.

Am nächsten Morgen kam frühzeitig jemand zu uns ins Waldbauernhaus und wer war es? Der Federlschneider. Er hatte sein Werkzeug bei sich, er ließ sich Loden vorlegen, nahm dem Vater und mir das Hosenmaß und begann am großen Stubentische ruhig zu arbeiten, als ob weiter nichts wäre. Er war im Werktagsgewande, das als solches weit netter und adretter stand, als anderer Sonntagsgewand. Er war ein durchaus niedliches und überaus bewegsames Herrlein, schon ziemlich in jenem Alter, wo der Mensch nicht mehr das Haar von vorne nach rückwärts kämmt, um eine hohe Stirne zu gewinnen, sondern von hinten nach vorn, um einer ungeziemend hoch werdenden Stirn möglichst zu steuern. Im übrigen war er glatt rasiert und kaute an einem Fadenstümpfchen, dessen äußeres Ende munter auf- und niederschlug, während er auf den braunen Loden mit der Kreide allerlei Striche und Halbkreise zog als eine Wegmarkierung für die nachfolgende Scheere.

Beim Mittagsessen nahmen der Schneider und der Jager-Schwager die Ehrenplätze ein. Und während letzterer bei den Knödeln und Geselchten das am Abende zuvor Vermisste reichlich einzubringen suchte, sagte mein Vater plötzlich ganz vorwurfshart: „Na, der Schneider hat uns gestern sauber sitzen lassen beim Stockerwirt."

„Uh, na freilich", entgegnete der Angeredete, „ich werd just der der Narr sein und mich eine Weil' anfingen lassen."

„Der Schneider hätt' halt sein Ehrenzeichen bekommen."

„Mir ist auch so schön warm", antwortete dieser und aß gar emsig mit der Gabel Krautfasern.

„Mit der Gabel heißt's nichts", unterbrach der Jager-Schwager, den Schneider belehrend, „mit dem Löffel muss man in die Schüssel fahren, sonst zahlt sich's nicht aus. So macht man's! und er erhärtete seinen Unterricht mit einem praktischen Beispiel.

Mein Vater aber fuhr fort: „Da meint ihm's der Kaiser so gut, dass er ein Ehrenkreuzel schickt, und der Herr Bezirksvorsteher fahrt so weit her und die Leut laufen zusammen und alles für die Katz!"

Jetzt hätte aber ein anderer die Gabel weggelegt und hätt' in schönem Ernste Folgendes gesagt: „Meine lieben Herren! Wenn ihr glaubt, dass ich die alte Kundel aus dem Wasser gezogen habe, damit ich auf die Brust das Kreuzel krieg', so irrt ihr sehr! Ich hab's gethan aus Menschenpflicht, ohne Gedanken auf Lohn oder Ehr', und ich will mich für meine selbstverständliche That nicht feiern lassen, dieweil manch anderer mit größeren Verdiensten unbedankt seiner Wege gehen muss. Lasset mich meine bescheidenen Werke der Nächstenliebe im Vorborgenen vollbringen und mich jenen schönen Lohn genießen, der im eigenen Gewissen liegt!"

Diese Rede hätte er ganz gut auch vor dem Bezirksvorsteher halten können, nachdem das güldene Ehrenzeichen schon am Rockflügel gehangen

wäre, die Leute hätten vor Rührung geweint und dann ausgerufen: „Dieſer kleine Schneider hat ein großes Herz. Vivat!“ Und am Ende wäre es gar noch in die Zeitung gekommen.

Aber unſer Federlſchneider hat die ſchöne Rede dort nicht gehalten und hier nicht. Er hat nichts gethan als Kraut gegeſſen mit der Gabel.

Da ſchleuderte der Jager-Schwager gäh ſeinen großen Löffel weg, hieb ſeine Hand ſchwer auf die zarte Achſel des Schneiders und brüllte: „Menſch, du gefallſt mir! Und paſs' auf, was ich dir jetzt ſag: Ich bin der Forſtjäger vom Puſterwald und du ſollſt von mir was bekommen! Gib acht! Was du von mir kriegſt, das wird ein Biſſel was Beſſeres ſein, als ein Kreuzel oder ein Sterndel oder ein Münzel, oder was weiß ich für Tandelmandel. Nicht umſonſt ſollſt du ins kalte Waſſer geflogen ſein. Du kriegſt was von mir!“

Es war ein geradezu erhebender Augenblick. Und die Mutter ſagte auch ein Wort: „Wenn ein Menſch ſo demüthig iſt, da verdient er erſt recht was Schönes.“

Der Jager-Schwager nickte noch wiederholt mit dem Kopf, ſagte aber nichts mehr als: „Schneider, du kriegſt was von mir!“

Und um Heiligendreikönig kam vom Puſterwald her der Bote gegangen. Er fragte dem Schneidermeiſter Juſtus nach, er trug im inneren Sack ſeines Mantels einen ſchweren Gegenſtand. Als er denſelben niederließ im Almbauernhof vor dem Schneider auf dem Tiſch, da war's noch wie eine verhüllte Kunſtſtatue; als aber das blaue Tuch abgenommen ward, da ſtand ein bauchiger Schnapsplutzer da: „Den ſchickt der Forſtjäger aus dem Puſterwald!“

Der Federlſchneider ſoll ein langes Geſicht gezogen und dann nachgedacht haben, ob er nicht irgendwo auf der Welt einen grimmigen Feind hätte. Er fand aber keinen, dem er den Plutzer hätte verſetzen mögen. Hingegen hieß es, daſs die alte Kundel ſich gar nicht mehr erwärmen könne ſeit jenem kalten Bad in der Freſen. Dem alten Weiblein ſchickte der Schneider den Branntwein: „Immer einmal ein kleines Schlüpferl!“

Güte.

Manches Menſchen Herz iſt mit einer Eiskruſte überzogen, die erſt ſchmilzt, wenn man auf ſeinem Haupte glühende Kohlen ſammelt. R.

Die Trompete in Es.

Eine Dorfgeſchichte von **Ludwig Steub.**[1])

Der Bauernmaler Johannes Duldenhofer zu Grünau ſchreibt an den Herrn Lorenz Rehböckel, Forſtwart zu Marquardſtein, Juli 1848:

Mein liebſter Freund, Laurentius! der biſt Du auf dieſer ſchnöden Welt, und darum erzähle ich Dir jetzt brieflich eine Geſchichte. Ein Dorf hat uns geboren, ein Pfarrer hat uns getauft und miteinander ſind wir jung geweſen. Ich wollte, wir hätten es ums Verkennen weiter gebracht — wer weiß, ob wir einander nicht hätten helfen können. Ja, lieber Freund, wäre mir zur rechten Zeit nur auch ſo ein Wohlthäter aufgeſtanden, wie man öfter in den Geſchichtenbüchern lieſt und hätte mir etliche hundert Gulden anvertraut! Dann wäre ich nach München und hätte die Malerei ordentlich gelernt und dann dürfte ich vielleicht jetzt auch die berühmten Gemälder in die Kirchen malen in der Stadt und wäre ein anderer Burſch. So aber ſchaut kein Menſch auf mich, und muſs zufrieden ſein, wenn es genug Hochzeitkäſten anzuſtreichen gibt und Todtenkreuze. Hat mir's doch der alte Forſtmeiſter verſprochen, wenn ſein Sohn einmal ausſtudiert hätte, und der Pfarrer von Wildenau, wenn er eine beſſere Pfarrei bekommt, und der untere Wirt ſelig, wenn der Weizen fünfzig Gulden koſtet — aber, mein Gott! die ſind alle lieber geſtorben, als daſs ſie mir geholfen hätten.

Übrigens wäre ich beinahe eingeſperrt worden, wenn nicht die Regierung dazu gekommen und mein Schutzengel geweſen wäre. Ja, der alte Hang zur Muſik hätte mich faſt ins Unglück geſtürzt, aber unſchuldigerweiſe; der Vicar dagegen, der hat's mit Fleiß gethan und der hat eigentlich die Verantwortung, wenn ich wirklich nach Amerika gehe.

Des ganzen Unfriedens Urſache und Wurzel iſt aber eine Trompete, die alte Trompete in Es, die mir der Hofinſtrumentenmacher Michael Süßlein ſchon vor Jahren als Ehrengeſchenk und Andenken übergeben

[1]) Aus „Novellen und Schilderungen" von Ludwig Steub. Stuttgart. Bonz & Comp. Hier iſt Gelegenheit, an die ausgezeichneten Schriften Steubs beſonders zu erinnern.
Die Red.

hat. Nicht wahr, lieber Lorenz, Du erinnerst Dich noch an dieses angenehme Instrument und was es für einen wunderſamen Ton hatte, wenn es an hohen Feiertagen beim Gloria erklang! Der Lenzenhieſel ſagt noch heutzutage, erſt wie ich dieſe Trompete in Es vom Chore herab ſo andächtig geblaſen habe, iſt's ihm bei ſeiner Copulation ganz deutlich geworden und gleichſam innerlich aufgegangen, was das für ein heiliges Sacrament iſt. Und bei den Tanzmuſiken will ich gar nicht ſagen, was man mit ihr ausrichten konnte.

Indeſſen muſs ich Dir, damit Du beſſer weißt, woran Du biſt, gleichwohl auch ſchreiben, daſs wir allhier ſchon ſeit etlichen Jahren eine muſikaliſche Geſellſchaft haben, welche — wie es der Schulmeiſter in den Statuten gar fein hineingeſetzt — mit redlichem Fleiße beſtrebt iſt, ſich in der ſchönen Kunſt der Töne zu üben und gegenſeitig zu fördern, ſowohl zum Zwecke würdiger Belebung des Gottesdienſtes als auch zum Behufe veredelnder Erholung in den freien Stunden der Woche. Die Geſellſchaft kommt alle Monate drei- oder viermal zuſammen und man nennt ſie gewöhnlich den Cäcilienverein. So kam es denn, daſs die alte Trompete in Es bald an weltlichen Orten zu hören war, bald auch wieder vom Chore herab in der Kirche. In den letzten Wochen aber war ſie faſt ausſchließlich dem Dienſte des Herrn geweiht und ruhte, wenn ſie nicht geblaſen wurde, lautlos in einem Schranke des Chores.

Nun, lieber Freund, bis jetzt merkſt Du freilich noch nicht, wo das Unglück herkommen ſoll, aber wie geſagt, ich ſchreib Dir's ſchon, und zwar gleich.

Ich hoffe, Du denkſt ihn noch, den ſogenannten Lehrernazi, den Sohn des vorvorigen Schulmeiſters, der zu ſeiner Zeit auf den Grünauer Wieſen mit uns herumgelaufen und ein einfacher Knabe geweſen iſt, wie wir auch, eine Waiſe, die bei dem alten Wirte Unterſchlupf und Erziehung gefunden hat. Später kam er zur Studi, wie man zu ſagen pflegt, und es ſoll ihm dabei nicht übel gegangen ſein. Wir haben ihn ja nachher noch öfter hier geſehen, bis er zuletzt nicht mehr erſchien, weil er Cooperator im Unterland geworden war. Ja, richtig, einmal war er wieder da, als er ſchon die Tonſur überſtanden hatte, und da wurden wir erſt die beſten Freunde und hatten manches auszurichten mit den Mädchen, unſeren ehemaligen Schulkamerädinnen, die mittlerweile auch groß geworden waren, doch alles in Zucht und Ehren, wie Du mich kennſt, lieber Lorenz. Nur um des Heubauern Liſi war unſer Trachten etwas ernſthafter, und ehe der halbgeweihte Lehrernazi wieder gekommen, galt ſie eigentlich für meine Liebſte, ohne zu wiſſen warum. Auch ſtand ich eines Tages oder vielmehr abends, genau geſagt war es jedoch gegen Mitternacht, da ſtand ich draußen einen Büchſenſchuſs vom Dorf an ihrem Hofe, der Mond ſchien ſo hell und die Apfelbäume blühten und der

Bach rauſchte daneben, innerhalb ſchlief das Liſerl, und durch das offene Fenſter hörte man ganz leiſe den Zug ihres Athems, ach, wenn ſich's für unſer einen ſchickte, ich würde ſagen, daſs ich ganz poetiſch geſtimmt war, bis auf einmal um das Haus der Lehrernazi kommt und, wie er mich ſieht, ganz weinerlich und ſchmerzhaft ſagt: „Ach Gott, und hier muſs ich Dich wiederfinden, lieber Hanſi, wo du doch weißt, daſs ich mich zum geiſtlichen Stande beſtimmt habe, und daſs mir die Freuden dieſes Lebens bald alle verſagt ſein werden, und heute abend, wo ich von dem Liſerl habe einen unſchuldigen Abſchied nehmen wollen auf ewig, da biſt du da! Ach, wie weh mir das thut, das kann ich dir gar nicht ſagen." — „Nun", ſagte ich, „hätte ich gewuſst, daſs dies dein Gang iſt um dieſe Zeit, ſo wäre ich etwa auch gar nicht hergekommen." — „Ach", ſagte der Nazi, „du muſst nichts Übles denken, aber wenn du's heute über dich bringen könnteſt, mein geliebter Jugendfreund, ſo würdeſt du mir den Abſchied ſehr erleichtern, der mir ohnedem das Herz abdrückt." Dabei nahm er mich bei der Hand und ich bin ganz irre geworden und ſo ſag' ich: „Ja, wenn du meinſt, du biſt dem Liſerl ſo viel lieber als ich, ſo gehe ich heim und laſs dich hier in Gottesnamen."

Derweil aber hat das Liſerl das Geſpräch gehört und wiſpert: „Wenn ihr meint, auf euch allein kommt's an", und ſchlägt das Fenſter zu und heiratet bald darauf aus Verdruſs den Tannenbauernſohn von Hirſchenberg, was ich ihr nicht verwehren konnte, aber lange Zeit ſehr bedauerte. So habe ich ihm damals mein ganzes Lebensglück geopfert, aber nicht für immer, da ich dasſelbe, wie ich nicht anders ſagen kann, bei meiner gegenwärtigen Frau und Gattin, welche ſich Dir als unbekannt empfehlen läſst, doch noch richtig gefunden habe.

Jetzt fällt's mir aber auf einmal ein, wie lange ich Dir ſchon nicht mehr geſchrieben haben muſs, denn von meiner Hochzeit weißt Du noch gar nichts, und da fang ich alſo jetzt gleich an. Das weißt Du aber ſchon, daſs ich früher immer ledig war bis ins fünfundzwanzigſte Jahr meines Lebens; und an einem ſchönen Sonntag gerad' vor Pfingſten nach der Kirche, wie ich da ſo ſitz' und ausruh', ſchaut auf einmal zu meinem Fenſter ein fremdes Mädel herein, ſchier als wenn eine junge Roſe aus dem Garten in meine Stube wachſen wollte, ſo ſchlank und friſch, ſo weiß und roth.

„Ich bin die Bauerntochter von Lindenberg", ſagt ſie, „und vor vier Wochen iſt der Vater geſtorben, Thaddäus Brandner, und der Bruder laſst dir ſagen, du ſollſt eine ſchöne Tafel malen auf ſein Grab, ſo groß wie die für den Wirt von Wildenau, die du voriges Jahr gemalt haſt, und koſten darf ſie auch ſo viel." — „Und wie ſoll ſie denn ausſehen?" frag' ich. „So?" ſagt ſie, „das wirſt du wohl ſelber wiſſen, wenn du ein Maler biſt, und wie du's machſt, ſo iſt's recht." — „Eine

Weisung muss ich aber doch haben", sag' ich, „wenn's noch so gering ist." — „Ich wüsste schon", sagt das Mädel und wird ein bissel roth, „ich wüsste schon, wie ich mein'; ich hab' mir's selber ein wenig ausdenkt, aber du darfst nicht lachen!" Und dabei schlagt's die Augen nieder und fangt zu zeichnen an mit dem Finger auf dem Fensterfimsen und sagt: „Oben hinauf in den Himmel malst den heiligen Taddäus — der muss aber gut getroffen sein! — und den Vater sieht man, wie er in den Himmel kommt, halber noch in den Wolken, und gibt dem heiligen Thaddäus die Hand. Der Vater aber muss ganz freudig aussehen und unverzagt, nicht als wenn er aus Gnade in den Himmel käme, sondern weil er's verdient hat. Und der Vater hat lange weiße Haare und ein rothfarbiges Gesicht und bissel eine bucklichte Nase. Und unten malst die Wolken hin, goldfarbig und weiß durcheinander, recht licht, und den Himmel ganz blau. Und unter den Himmel malst das Gebirg, dass man recht weit einschaut in die Thäler, und dass man die Almhütten sieht von ferne und obenauf den Schnee, der muss glänzen, und unterhalb den Wald. Und die Berg' gehen rechter und linker Hand weit voran, und auf der einen Seite auf der Höhe malst unsern Hof zu Lindenberg mit den drei Linden und auf der anderen die heilige Eich', die Wallfahrt. Und zwischen das Gebirg malst eine Gegend, wo der Bach rinnt und die Erlbäum' und die Buchen und die Haselstauden, und da malst Bauernhäuser hinein, und im Laub drinn sieht man die Kirchthürm, den runden, das ist der von Erlbach, und den spitzigen, das ist der von Wildenau. Und ganz vorn malst ein Feldkreuz, ein großes, wie eines steht, wo man von Lindenberg geht nach Wildenau, in einem grünen Busch von Rosen, den haben wir selbst gesetzt. Und vor dem Feldkreuz malst eine Betbank, wo wir oft knien, der Bruder und ich, wenn ein schöner Abend ist, und beten und ins Land hinunter schauen. Und auf die Betbank malst uns alle zwei, wie wir unser Gebet verrichten, und dann ist's fertig."

Auf diese Manier hat mir das Mädel die Beschreibung angegeben, und wer's nicht gesehen hat, der glaubt's sein Leben nicht, wie lieb das gewesen ist. Und sie ist ganz warm worden vor lauter Eifer und hat nicht aufgeschaut; zuletzt aber, wie sie fertig ist und mich ansieht, schrickt sie zusammen und wird überroth, wie wenn sie nicht mehr wüsste, dass ihr jemand zuhört. Mir ist aber auch ganz anders worden bei der Geschichte, und wenn ich jetzt daran denke, ist mir oft, als wenn ich Gott weiß was dafür gäbe, wenn ich's noch einmal erleben könnte, die kurze Zeit, wo sie mit dem Zeigefinger auf dem Simsen ihren Gedanken so nachgegangen ist und so für sich hingesprochen hat, so sittsam und so zierlich.

So schauen wir einander an, bissel verwirrt, bis ich zuletzt sag': „So gute Weisung habe ich nicht leicht noch gehabt und ich sag wahr-

haftig Dank dafür. Aber gehst denn nicht ein wenig herein und thust ausrasten?" — „Ach", sagt sie, „es könnte dem Bruder nicht recht sein. Jetzt mal' du nur fleißig, und ich komme schon wieder." So läuft sie fort über die Wiese in den Wald hinein und den Berg hinauf. Bin doch öfter am Hof zu Lindenberg vorbeigegangen, hab' nie gedacht, dass ein solches Mädel drinnen ist. Aber freilich etwas weit ist's schon und die Leute von den Berghöfen gehören nach Erlbach in die Pfarrei, kommen auch selten herab in unser Wirtshaus.

Ich fang' also zu malen an und hat mich nie etwas besser gefreut und ist mir auch alle Tage vorgekommen, als könnt' ich's noch besser als vorher. Und wie es fertig war, Du hättest gewiss den größten Gefallen daran gehabt, lieber Lenzel, schon an dem heiligen Thaddäus und an dem alten Lindenberger, aber noch viel mehr, wie ich den Bruder und die Schwester hingemalt, insbesondere aber das Mädel mit ihrem grünen Spitzhut und mit dem schwarzen Mieder und dem weißen Schürzel. Und selbst das Gesicht habe ich ein wenig getroffen; es hat ausgesehen wie eine Apfelblüte.

Und eines Tages nicht lange darnach kommen der Bruder und die Schwester das Bild anzuschauen; waren voller Freude, so hat es ihnen getaugt. Der Bruder hat auch alles nach einander rechtschaffen hergelobt und hat die Kirchthürme und die ganze Gegend richtig wieder gefunden; das Mädel aber hat wenig gesprochen, außer mit den Augen, die waren voller Lob und Preis; denn wirklich war jedes Wort und jedes Wörtel von ihr hineingemalt in das Bild. „Nur die Burgel, mein ich", sagt der Bruder, „hast zu schön angefärbt." — „Da kann ich nicht helfen", sag' ich, „sie ist mir halt so vorgekommen." Da hat er gelacht, und sie ist ganz roth geworden.

Item, der Schmied von Erlbach macht das Kreuz zu der Tafel, und alles miteinander wird auf den Kirchhof gestellt und auf das Grab. Und dort steht's noch, und wenn Du einmal hinkommst, so wirst Du's finden. Wer aber noch eine rechte Freude empfunden, das waren die Bauern von Erlbach, die den alten Lindenberger alle gern gehabt haben und noch jetzt, wenn mir einer begegnet aus der Gemeinde, so lobt er das schöne Grabbild.

Aber bald darauf kommt der Bruder wieder und sagt: „Wer weiß, was aus der Tafel wird auf dem Kirchhofe in Regen und Schnee. Ich ließe mir das Gemälde gern auf eine Leinwand malen, drei-, viermal größer und hienge es auf im Hof zu Lindenberg. Meinst, du kannst das machen?" — „Ich will's probieren", sag' ich, „das kann recht schön werden und eine wahre Pracht. Aber nachher müsste man die Gesichter nicht mehr so von ungefähr malen, sondern ein ordentliches Conterfei." — „Schau", sagt der Bruder, „das wär' schön, und sobald du Zeit hast,

kommſt du hinauf und bleibſt bei uns. Und nebenbei ſtreichſt die Thüren an und die Fenſter und zu den Bauern ſagſt du überhaupt, es iſt nichts anderes; denn wenn wir uns abmalen laſſen, ſo junge Leut', das könnten ſie übel nehmen."

Item, am anderen Tage ſchon habe ich Zeit gehabt und bin hinauf nach Lindenberg und habe angeſtrichen, die Thüren und die Fenſter, und nebenbei Porträt gemalt. Und wenn die Schweſter auf dem Felde war, habe ich den Bruder porträtiert, und wenn der Bruder nicht Zeit hatte, die Schweſter, und jetzt weißt alles — denn meines Lebens ſchönſte Zeit war auf dem Hof zu Lindenberg. Das Bild aber wurde faſt noch ſchöner als das andere, und wenn weniger Rede davon iſt, ſo kommt das daher, weil weniger davon wiſſen. Und den Bruder habe ich ſchon dergeſtalt getroffen, daſs er ſich im Anfang nicht genug anſchauen konnte, und von der Burgl will ich gar nichts ſagen, wie die ſo freundlich dakniet mit ihren blauen Augen und dem blonden Haar.

Das Gemälde hängt jetzt noch auf dem Hofe zu Lindenberg, in derſelben Stube, wo man die ſchöne Ausſicht hat, und wenn Du einmal hinkommſt, ſo wird Dir's der Bruder ſchon zeigen. Und wie das Bild fertig geweſen, war auch die ganze Sache mit dem Bruder ſchon verabredet, und bald darauf war die Hochzeit, und die Burgl zieht von ihrem Berghof herunter nach Grünau. Den Bauern in der Nachbarſchaft war's freilich nicht ganz recht, daſs die Bauerntochter einen Dorfmaler heiratet, aber der Bruder ſagte, wenn ſie ihn gern hat, ſo kommt's ihm nicht auf den Stand an. Und auch ſonſt war er recht ordentlich und hat ihr alles gethan, was er hat thun können. Und ſeit der Zeit denk' ich auch nicht mehr an die Heubauernliſi, wenigſtens nicht ſo, als wenn's mir leid thäte, daſs es damals nichts geworden iſt. Lebhafter vielleicht ums Kennen und kecker und luſtbarlicher wäre die Liſi geweſen, aber die Burgel iſt viel freundſchaftlicher und heimlicher. Und was ſie gar ſchön kann, das iſt das Zitherſpielen. Freilich muſs ich aufrichtig ſagen, ſie hat noch viel gelernt von der Lehrerroſi, ſeit ſie herunter iſt von dem Berge, und das Singen hat ihr die Roſi eigentlich erſt recht gezeigt. Aber jetzt geht's ſchon wunderſchön, und wenn die Burgel und die andere oft an einem Abend miteinander aufſpielen und ſingen — ja, Du meinſt ſchon, Du biſt im Himmel oben und hörſt die Engelein.

Aber ſiehe da, eines Tages kommt der Nazi wieder, aus dem Unterland und iſt Vicar bei uns, geht feierlich im Talar herum und hat eine Häuſerin, die recht hübſch iſt. Freundlich war er im Anfang, das muſs man ſagen, und wir ſaßen oft im Herrenſtübl beim unteren Wirt beiſammen und ſprachen von der Veredlung des Menſchengeſchlechtes, wovon er ein großer Liebhaber war, auch von der Obſtbaumzucht und von der Weltgeſchichte. Aber weil nichts einen Beſtand hat auf dieſer

Welt, so ist auch dies bald anders worden, und zwar deswegen, weil so scharfe Schriften und Bücher aus der Stadt gekommen sind, und immer schärfer sind sie worden und immer schärfer, und der Vicar hat sich daran ganz schwindlicht gelesen. Im Anfang freilich hat er mir so die schönsten Stücklein erzählt und hat gelacht dazu, aber auf einmal kommt er daher und sagt:

„Jetzt habe ich's erst gemerkt, dass wirklich was dahinter ist, und zwar was Rechtes. Ja, von jetzt an wird der Priesterstand auch in diesem Dorf in die Höhe wachsen, wie das Senfkorn im Evangelium."

Und bald darauf reist er nach München und kommt wieder zurück, und da treffe ich ihn wieder beim unteren Wirt und er sagt ganz vornehm:

„Jetzt weiß ich erst, wie man thun muss! Da haben sie mich in München bei den berühmten Männern herumgeführt, und die muss man hören, wenn man wissen will, was der Priesterstand bedeutet. Für was haben wir denn die großen Päpste, Gregori", sagt er, „glaub ich, und noch ein paar andere, als um ihr erhabenes Beispiel nachzuahmen! Woher kommt so vieles Übel in der Welt, als weil das Volk keinen Gehorsam mehr hat gegen seinen Priesterstand! Es geht jetzt ein neues Reich an und eine neue Zeit. Auch wir dürfen nicht mehr du zu einander sagen, sondern höchstens ich zu dir, aber du nicht mehr zu mir. So ist's!"

Wie ich das höre, wurde ich innerlich ganz zornig und sagte: „Für so vornehme Gesellschaft bin ich nicht auferzogen;" und gehe wieder heim und erzähle es meiner Frau, welche darüber aber bloß gelacht hat mit der Behauptung: „Bisher hab' ich sogar unseren Herrgott geduzt, lieber Hansel, wenn ich was mit ihm zu reden gehabt; und jetzt will's gar der Vicar nimmer leiden! Da werd' ich mich noch oft verfehlen!" Ich glaub' auch wirklich, lieber Lorenz, dass ihr das eine harte Arbeit werden möchte, denn da oben auf den Berghöfen sind sie noch gar altdeutsch und auf das Ihrzen gar nicht eingeschossen."

Und der Vicari, nicht faul, fangt Dir an zu predigen aus der Kirchengeschichte, von dem Papst Gregori und seinesgleichen, denen die römischen Kaiser die Steigbügel gehalten, und dass gar keine Achtung groß genug sei vor dem Priesterstande; dass überall Zeichen und Wunder sich begeben; dass die Muttergottes in Frankreich leibhaftig erschienen sei und Hunger und Misswachs vorausgesagt habe, wenn sich das Volk nicht bessere; und die beste Besserung sei der Respect und alleweil größerer Respect vor denen, die das Wort Gottes verkünden; und wenn wir den gehörigen Respect schon voriges Jahr gehabt, so wäre der große Hagelschlag gar nicht gekommen. Nun, das wäre alles recht, aber der Hochmuth ist auch immer gewachsen beim Vicari, und niemand hat sich mehr tief genug bücken können, und aller Respect war immer noch zu wenig,

und alles hat er übel genommen, und in alles hat er hineingeredet, und im Beichtstuhl hat er die Leute erschrecklich heruntergemacht, und die heimlichsten Sachen hat er wissen wollen; und Kundschafter waren auch da, die ihm wieder hinterbrachten, was die anderen über ihn gesagt, und von der Kanzel herab hat er dann wieder mit Fingern auf die Leute gedeutet, die lasterhaften, die verworfenen — sagt er — die in ihrer teuflischen Verstocktheit sich über seine Hoffart ärgerten. Und eh' du umschaust, lieber Lenzl, war im ganzen Dorf alles wie umgekehrt; keiner hat dem anderen mehr getraut; unter vier Augen haben alle über den Vicari geschimpft, und ins Gesicht haben sie ihm geschmeichelt und demüthig hofiert; denn ich weiß nicht, lieber Freund, ob Du schon in dem Fall gewesen, es ist aber etwas Hartes, wenn man Sonntags in der Kirche, wo man sich doch einfindet, um mit seinem lieben Herrgott zu verkehren, auf einmal ganz unverhofft so von oben herab angesprochen und abgemalt wird, gleich als hätte man sich dem Teufel verschworen und wäre zu nichts mehr gut, als zum abschreckenden Beispiel für andere.

Item, unsere Geschichte muss auch ein Ende haben, und der Vicari nimmt immer zu in seiner Herrlichkeit, bis mir der junge Wirt von Zell die Botschaft thut, sie hätten eine Hochzeit, aber keinen Trompeter dazu; ich möchte kommen und blasen. Und so lauf' ich hinunter in aller Eile zum Schullehrer und bitt' ihn, er soll mir den Schlüssel geben zum Instrumentenkasten, welchen er aber nicht hatte. „Und wenn ich ihn auch hätte", sagt er, „so könnte ich dir die Trompete nicht geben, weil der Vicar jetzt das Zeug vom Chor zu Tanzmusiken nicht mehr hergibt." — „Ja", sag ich, „wenn er das nur verwehren kann?" — „Nu", meint der Lehrer, „er hat erst gestern gesagt, deine Trompete sei für die Kirche gekauft. Da wirst du dich schwer thun."

Nun habe ich von weitem nicht gemeint, dass da eine Bosheit dahinter ist, sondern nur ein Irrthum, und denk' mir also, dass man mit dem Vicar reden muss. Ich suche ihn auch auf und treff' ihn in der Stube beim Seilermeister, welcher mit seinem ganzen Hauswesen beim Essen war. So wünsche ich guten Tag und sage:

„Ich habe gehört, Hochwürden Herr Vicar, meine alte Trompete in Es sei verkauft. Wer hat sie denn gekauft?"

„Die Kirche hat sie gekauft", sagt der Vicar. „Zum Chor ist sie gekauft."

„Wie können Sie so reden", sag' ich, „Herr Vicari, von meiner alten Trompete in Es, da ich gar nichts davon weiß."

Auf dies macht der Vicar ein fürnehmes Gesicht, zieht den Kopf hochmüthig in die Höhe und sagt:

„Sie ist gekauft! Wir haben übrigens schon ausgeredet, denn ich gebe mich nicht länger ab mit so einem niedrigen Menschen, so einem gemeinen Laien, wie du einer bist."

Wie er das sagt, reißt der Seilermeister und seine ganze Familie die Augen auf und war alles todtenstill vor Schrecken.

Aber, lieber Laurentius, jetzt frag ich Dich, hättest Du vielleicht das ruhig ausgehalten? Du schon gar nicht, aber auch mir ist ganz elend worden vor lauter Arger und Beleidigung, denn wenn ich schon nur ein Dorfmaler bin, so halte ich doch viel darauf, dass ich auch ein Stadtmaler hätte werden können, wäre die Armut nicht gewesen, und Familienvater werd' ich auch bald sein, weil mir's meine liebe Frau, die sich Dir noch einmal empfehlen lässt, auf Mariä Geburt bestimmt versprochen hat, und ein redlicher Mensch bin ich obendrein. Deswegen meine ich im Dorfe eine bescheidene, aber würdige Stellung einzunehmen, und wenn der Herr Vicar des Willens ist, mich an die christliche Demuth zu erinnern, so hat er dazu den Beichtstuhl, allwo er hoffentlich auch zu derselben Tugend vermahnt wird. Und wenn's das Unglück so gewollt hat, dass ich ein Laie worden bin, so bin ich doch soweit studiert, dass die Kirche deswegen die Priester höher hinauf stellt, damit sie uns in Gerechtigkeit und Heiligkeit vorangehen, nicht aber die Laien verkürzen und beleidigen sollen, am wenigsten solche, die, wie ich, jahrelang auf dem Chore zu Lob und Preis der heiligen Dreifaltigkeit und der gebenedeiten Jungfrau Maria Trompeten geblasen haben.

Freilich, lieber Alter, bei Dir braucht's keine Entschuldigung, aber wenn ich einmal ins Raisonnieren hineinkomme, so lasse ich mir gerne meinen Lauf, vor allem so unter vier Augen vor Deinem Angesicht; denn sonst fehlt's bedeutend am mündlichen Vortrag, und überhaupt wenn ich so einen Brief an Dich schreibe, komme ich mir oft viel gescheiter vor, als ich wirklich bin.

Aber der Zorn war damals zu groß, und gar lange konnte ich mich nicht besinnen und so fahre ich heraus und sage:

„O du grimmiger Vicari, wenn du etwa an unsere frühere Freundschaft denken möchtest und an des Heubauern Lisi, so thätest du dich vielleicht schämen, dass du deinen guten, alten Kameraden jetzt so hinunterdrücken willst. Und wenn du sagst, die alte Trompete in Es ist gekauft, so bist du ein Lügner."

Und sofort gieng ich zur Thür hinaus.

Jetzt frag' ich wieder, wer hat recht? Denn dass ich den Vicari geduzt habe, kann soweit nicht gefehlt sein, weil er selber angefangen hat. Freilich hat er's vielleicht nur gethan zur Erinnerung an unsere schöne Jugendzeit — aber warum soll ich mich nicht auch erinnern? Und in der selbigen Zeit, wo unser Heiland seine Kirche gestiftet, haben die Leute, wie das Evangeli ausweist, alle einander geduzt, und wenn ich mich länger besinnen wollte, fielen mir noch ganz andere Sachen ein.

Item, es gehen etliche Tage herum, und bald hat es mich gefreut, daſs ich ihm ſo herzhaft hinausgegeben, und bald habe ich ein Bedauern gehabt, daſs die Menſchen einander ſo beleidigen mögen, ohne zu wiſſen warum; aber auf einmal in der anderen Woche kommt ein Einſpänner ins Dorf herein, ein ganz friſches Fuhrwerk, und ſitzt der Aſſeſſor drinnen und der Praktikant, welche beide beim Vicari abſteigen. Ich ſchau' da von meinem Hauſe (man dürfte faſt ſagen: Häuschen) öfter hinüber, und ſo nach etlichen Stunden kommen alle drei wieder heraus, ganz feuerroth im Geſicht und ſo luſtig, wie ich ſeit meinem Hochzeittag nicht mehr geweſen bin. Und die Häuſerin kommt auch hinterdrein und ſchaut ganz liebreich auf die Herren. Und alle drei haben Cigarren geraucht und die Häuſerin hat auch eine gehabt, aber halbverſteckt in der Hand. Aha, denk' ich mir, da hat der Ruppertsberger und derſelbige Grimmeldinger, den die Häuſerin ſo lobt, die haben da auch mitgethan. Und zuerſt heben ſie den Aſſeſſor auf ſeinen Sitz und der Praktikant ſpringt nach wie ein Eichhorn und der Vicar ſagt:

„Liebe Landsleut', noch einmal ſag' ich's euch! jetzt laſst mich nicht ſitzen, ſonſt iſt aller Reſpect verloren, wie dem Juden ſeine Seel'."

„Ja wahrhaftig", ſagt der Praktikant darauf ganz überlaut und gibt ihm die Hand, „dir ſoll geholfen werden, Herr, zuerſt um deines Glaubens willen, und nachher weil du einen ſo guten Tropfen im Keller und eine ſo ſchöne Magd im Hauſe haſt. Biſt du zufrieden mit dreimal vierundzwanzig Stunden?"

„Ach", ſagt der Vicar und ſchlägt die Augen demüthig nieder, „wenn es Ruthenhiebe wären, die hätt' ich lieber."

„Ei, damit kann ich jetzt nicht aufwarten", erwiedert der Praktikant. „Freilich wäre keine Strafe groß genug für den gottloſen Pfuſcher, der ein ſo aufrichtiges Kirchenlicht einen Lügner ſchimpft."

Wie ich dies höre, geht mir ein ellenlanger Stich durchs Herz, und meine arme Frau fällt mir um den Hals und zugleich in die größte Trübſal, und ich weiß mir auch nicht zu helfen, bis zum guten Glück der Steffelbauer von Oſterberg ſeinen Buben herüber ſchickt, er ließe jetzt ſein Haus abweißen, und ich möchte ihm geſchwind auf die vordere Wand ein paar Heilige malen. Das war eine Schickung Gottes; denn zu Haus hätte ich's doch nicht ausgehalten, und wenn wir beiſammen geblieben wären und alleweil darüber geredet hätten, Stund' für Stund', ſo wär' es uns alle Tage nur bitterlicher worden. Alſo packe ich ſchnell mein Zeug zuſammen und wandere übers Gebirg hinüber nach Oſterberg. Dort male ich ein paar Tage die Heiligen auf das Haus, den heiligen Iſidor und die heilige Rothburga, und hab gar oft beim Malen mein Gebet verrichtet: O ihr lieben Heiligen, nehmt euch um mich an — nur dieſe Schande laſst mich nicht ausſtehen; lieber zieht mir den Arreſt ſiebenfach

von meinem Leben ab! Insbesondere die heilige Nothburga habe ich darum angesprochen, weil sie doch die Namenspatronin ist von meiner Frau.

Und in der anderen Woche gehe ich wieder übers Gebirg nach Haus, und da kommt mir die Burgel ganz freundlich und gefasst entgegen und gibt mir einen Zettel, der mich ins Landgericht ladet und sagt: „Ich hab' mich genug zergrämt über diese Geschichte, sei standhaft, lieber Hansi, wer weiß, wie's geht."

Und am anderen Morgen mache ich mich auf zum Landgericht und daselbst geh' ich im Gang auf und ab, und wie es meine Stunde schlägt, geh' ich hinein in die große Stube, die voller Bauern war. Wie aber der Practicant mich sieht, so fahrt er auf und sagt recht spaßig und heiter: „Aha, der ganzen Figur nach ist Er der Bauernmaler von Grünau?" Und wie ich darauf mit dem Kopf bescheiden nicke, so lacht er wie närrisch und sagt zu den anderen Schreibern in der Stube:

„He, Leut', aufgepasst! Das ist der weltberühmte Raphael von Grünau, der den Vicari duzt und die geistlichen Herren so herschimpft! 's ist gewiss der Mühe wert, dass man sich den Kameraden anschaut! Der gehört auf den Jahrmarkt, wo man die Affen um einen Groschen zeigt."

Und auf dies fangen alle, der Oberschreiber, der große Lump, und die fünf anderen Schreiber und im Nebenzimmer der Assessor und die zwei Gerichtsdiener und der Gendarm am Ofen, die fangen alle hellauf zu lachen an. O mein, du hast nicht irr werden können, dass schon alles verabredet war, und dass sie sich schon gefreut haben auf den armen Bauernmaler von Grünau, der ihnen doch seiner Lebtage nichts zuleide gethan. Der Practicant aber nimmt ein paar Bogen Papier her und sagt ganz kurz und voller Eile:

„Nun, soviel ist ausgemacht, dass Er den Vicar einen Lügner geschimpft hat, oder will Er's etwa leugnen?"

„Nein", sag' ich, „das leugn' ich nicht, aber —" und da hätte ich ihm gern die ganze Sache erzählt, wie sie sich zugetragen und wie ich's mir auf dem Weg her ausgedacht und zusammengestellt und repetiert hatte. Da war aber nicht zu helfen, denn der Practicant schreit: „Was aber! Glaubt Er, dass man seine Zeit mit Ihm verliert, während so viele ordentliche Unterthanen auf Abfertigung warten? Da! das Protokoll hab' ich schon schreiben lassen, 's braucht nur die Unterschrift."

Ich nehme die Feder in die Hand und schau in das Protokoll, weiß aber nimmer recht, was drinnen gestanden ist. Und wie ich's unterschrieben habe, so denk' ich mir, es muss halt doch heraus und sang' wieder an. Der Practicant aber schreit ganz zornig:

„Er Simpel, wenn Er was weiß zu Seiner Entschuldigung, so hätt' Er's vorher sagen sollen. Jetzt ist das Erkenntnis schon gemacht.

Drei Tage geschärften Arrest und die Kosten hat Er selbst zu tragen. Das kann Er auch gleich unterschreiben."

Wie nun das auch vorbei war, da kommt mir zum drittenmal die Hitz' und die Rechtschaffenheit und ich sage: „Jetzt, Herr Practicant, denken Sie an Ihr letztes Ende und an die Hölle und an das Himmelreich und geben Sie mir Auskunft, ob mir niemand helfen kann auf dieser Welt, dass ich die Schand' nicht ausstehen muss."

„Da kann niemand helfen", gibt er mir zur Antwort, „die Strafe ist einmal zu gerecht. Geht Er zur Regierung, so bekommt Er Ruthenhiebe, denn wenn man jetzt einem geistlichen Herrn etwas thut, so ist's der Regierung immer, als wenn man's ihr selbst gethan hätte. In vierzehn Tagen stellt Er sich und lasst sich einsperren. Jetzt rechtsum kehrt Euch, G'schwindschritt, marsch, hinaus!"

Und da lachen wieder alle die Schreiber so erbärmlich, dass es eine Schande war.

Ja, G'schwindschritt, marsch, hinaus, denk' ich mir, etwa ins Wasser, in die bessere Welt, bis mir auf der Stiege der Schlickertoni von Feldwies begegnet, derselbe brave Bursch, weißt Du, der uns vor fünf Jahren einmal geholfen hat auf dem Miesbacher Markt, wie wir mit den Schlierseern gerauft haben, und sagt: „Du bist ja ganz käsweiß, Hansel, hat dich gewiss was geärgert!" Auf dies erzähl' ich ihm die ganze Geschichte.

„Nu!" sagt er, „so sollen doch gleich alle Schreiber abfahren, wenn da nicht zu helfen ist. Ich bin einmal in der nämlichen Patsch gewesen und in München ist mir doch noch geholfen worden. Jetzt besorg' ich dir oben die Abschrift, und dann fährst Du mit mir auf Feldwies und bleibst über Nacht, und da geb' ich dir schon die rechten Einschläge. Und morgen machst, dass du hineinkommst. Wer weiß, wie's geht."

Das war mir alles recht, und dem Zennsenseppel von Weihern, der war auch bei Gericht, dem haben wir aufgegeben, dass er der Burgel sagt, wo ich hingegangen bin, und haben's ihm recht eingebunden, dass er's nicht vergisst, wie's ihm so oft passiert, und so fahren wir nach Feldwies und bleiben über Nacht, und da hab' ich mich gefreut, wie der ordentliche Mensch seinen Hof so schön eingerichtet hat, mit seiner jungen Frau, schier gerad' wie bei uns, nur viel vermöglicher. Und am anderen Tage lauf' ich in die Stadt wie ein Wiesel, und richtig, wie mir's der Schlickertoni gesagt hat, so finde ich das Thor beim Fischbrunnen und den Gang und das Zimmer und die Nummer und geh' hinein und sag: „Ich habe eine unterthänige Beschwerde."

Steht einer da, ein Langer, weiß Gott, wer's gewesen ist, und schaut mich so an, wie man einen Bauern anschaut. „Nu, wo feilt's?"

ſagt er, „raus mit der Stimm'!“ Da bin ich wieder herzhaft worden, weil der Herr ſo gut bairiſch geredet hat, faſt noch beſſer als ich ſelber, und geb' ihm die Abſchrift. Und wie er's geleſen hat, wird er ganz zornig und ſagt:

„Sakra, daſs die Pfuſcher da draußen aus ihrem Holzweg nie herausfinden! Jetzt bringens da eine Polizeiſach' zwegn! Das Zeug gehört ja in einen ganz anderen Mühlgang.“

„O du lieber Gott im Himmel“, ſag' ich, „alſo iſt doch noch zu helfen!“

„Das wär' das Wenigſte“, ſagt der andere, „aber daſs es keine Polizeiſach' iſt, das ſieht ein Blinder. Das müſſen wir jetzt als null und nichtig aufheben und haben die Schererei umſonſt, dürfen die Acten hereinkommen laſſen und wieder nausſchicken und iſt alles für nichts. Und ſo geht's einen Tag um den anderen, weil die damiſchen Herren nicht aufpaſſen und haben doch ganze Fuder voll Verordnungen draußen. Es fehlt halt an der Bildung. Freilich heißt es, geringe Schimpfereien gehören der Polizei, aber dann müſſens an öffentlichen Orten vorfallen, verſtanden? Das weiß man jetzt ſchon bald ſeit vierzig Jahren, ſeit Menſchengedenken, aber bis es die da draußen merken, da darf ich noch fünfhundert Jahr ſo fortmachen im Schweiß des Angeſichts. Aha, ja ja, beim Seilermeiſter in der Stuben! Iſt denn das ein öffentlicher Ort, frag' ich? Das weiß daheim mein kleines Linerl ſchon beſſer, iſt doch erſt fünf Jahr alt und geht noch gar nicht in die Schul', hat aber freilich mehr Verſtand. Und was nicht zu der Polizei gehört, das gehört zu der — —.“ Aber das Wort fallt mir nicht mehr ein, das er da geſagt hat. „Wenn's da aber nicht bald einen Fried gibt mit denen Trompeten da“, ſagt er nachher wieder, „ſo will ich mit dem Referenten ſchon reden, daſs er eine Verordnung drüber ergehen läſst, eine recht geſalzene.“

Und ſo hat er faſt lang ſo fortgeſcholten und dabei immer geſchrieben, und zuletzt war ein Protokoll fertig, und das hab' ich unterſchreiben müſſen. „So!“ ſagt er, „jetzt biſt ſchon abgefertigt.“

„Aber lieber gnädiger Herr“, ſag' ich, „wie iſt's denn jetzt? Iſt mir geholfen oder nicht?“

„Wie's iſt?“ ſagt er, „die ganze Geſchicht' iſt halt in den unrechten Hals gekommen, und da gibt's keinen Frieden, bis ſie wieder heraus iſt. Und weiß Gott, was da noch für Patſchereien dazwiſchen kommen können. Vor vierzehn Tagen kann man freilich nichts ſagen, aber ſo wie es iſt, darf es nicht bleiben; das wär' zum Lachen. Das Landgericht wird es Euch aber ſchon zu wiſſen thun.“

Jetzt habe ich mich herzlich bedankt für den gnädigen Beſcheid, und voller Freuden habe ich mir denkt, wenn es nur die Burgel auch gleich wüſste, und muſs der arme Narr jetzt noch einen ganzen Tag lang warten!

O, du grundgütige Regierung! Wenn du nicht geholfen hätteſt, wär' das Unglück ohne Ende geweſen, und meine Kinder hätten ſich noch nachſagen laſſen müſſen, daſs ihr Vater einmal iſt eingeſperrt geweſen wie ein Dieb oder Räuber. Wie nützlich iſt es doch, lieber Lenzel, daſs es mehrere Obrigkeiten über einander gibt, und daſs die oberen wieder umwerfen, was die unteren aufſtellen; wenn wir's nur nicht ſelber zahlen müſsten!

Item, ich trinke ſchnell am Fiſchbrunnen, und dann wieder fort und hinaus und in einem Zuge bis Feldwies zum Schlickertoni, der ſich rechtſchaffen gefreut hat, daſs alles ſo gut gegangen iſt. Und am anderen Tag, das war ein Sonntag, da bin ich freilich übermäßig müd' geweſen von dem weiten Weg, und am Mittag im Brennberger Wald, da ſink' ich hin in der Hitze und will etwas ausraſten — derweilen aber ſchlaf' ich ein und muſs etliche Stunden verſchlafen haben. Mir ſind ſie freilich nicht lang vorgekommen, hat mir aber auch von nichts geträumt, als von daheim.

Und wie ich abends nach Hauſe komme, ſo war die Burgel im Garten draußen und ſitzt unter dem großen Nuſsbaum, hat auch die Zither auf dem Knie, ſpielt aber nicht. Ja, ganz verſunken war ſie in Gedanken und hält ſich mit den Händen die Augen zu, als wenn ſie nichts mehr ſehen wollte von der Welt.

Wie ich ihr aber zuruf: „Mädel, es iſt ſchon geholfen", ſo ſpringt ſie auf und jauchzt und halst mich und iſt voller Seligkeit und ganz wie auseinander. Aber das habe ich gleich gemerkt, daſs ſie nebenbei ganz ſchwermüthig iſt, und denke mir, ſie wird ſchon ſelber reden, ſie hat aber wenig geſagt. Und ſo ſitzen wir zuſammen unter dem Nuſsbaum, und ſie hält mich immer im Arm, ganz trübſelig und ganz heiß. Und wie ich ihr die Geſchicht' erzählt habe, wie es in der Stadt gegangen, ſo ſag' ich zuletzt: „Aber Burgel, du biſt heut' nicht wie ſonſt; dir muſs etwas geſchehen ſein, was dir nicht recht iſt." Auf dieſes aber fangt ſie zu weinen an, daſs die Zähren herunterſchießen wie ein Mühlbach und man meinte, es müſſe ihr das Herz abſtoßen.

Item, es hat aber alles ſeine Zeit, und die Burgel iſt zuletzt doch wieder gefaſst worden und hat mir erzählt, daſs ſie ſich tüchtig gefreut, wie der Zennſenſeppel die Botſchaft gebracht, daſs noch nicht alles verloren ſei. Und in der Früh, das heißt an dem Sonntag, wo ich heimgekommen bin, da geht ſie in die Kirche. „Bin ſchon ganz früh gegangen", ſagt ſie, „leicht eine Stund vor dem Amt, und hab' alleweil gebetet, daſs es dir recht gut gehen möchte, und iſt mir alleweil leichter worden und ich hab' bald gemeint, jetzt weiß ich's gewiſs. Und nachher habe ich mich mit Fleiß beſſer an die Kanzel hingeſetzt und hab' gedacht, heut' iſt Jubiläumsablaſs, da hat er gewiſs recht fromme Gedanken, und wenn

er mich sieht, möcht' ihm vielleicht einfallen, dass du nicht allein in die Schande kommst, sondern ich mit, und wenn's dir vielleicht in der Stadt doch nicht geräth, so könnt' er selber noch nachhelfen. Und so fangt denn die Predigt an, und der Vicari liest das Evangelium: Mir ist alle Gewalt gegeben; und sagt, das muss auch wieder werden, dass der Priesterstand alle Gewalt habe auf Erden, weil er die Schlüssel hat zur Hölle und zum Himmelreich. Und dabei ist er geblieben und hat noch allerhand gesagt von derselben Gattung, und auf einmal schaut er auf mich herunter und fangt an: ‚Und sogar die weltliche Obrigkeit, die so lange verblendet war, der hat jetzt der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit die Augen aufgethan, und sie ist jetzt zur Erkenntnis gekommen, dass Ehrfurcht vor dem Priesterstand und Gehorsam der Welt allein vor den schrecklichen Lastern und vor ewiger Verdammnis helfen können. Deswegen', sagt er, ‚wird auch mit nächstem ein Frevler, leider, leider aus unserer Gemeinde, der sich an dem geweihten Diener des Herrn vergangen hat, der Strafe anheimfallen, der gerechten aber schimpflichen Strafe, so dass die Schande nicht allein an ihm ausgeht, sondern auch an seinem jungen und tugendhaften Weib!' Und wie nun der Vicari dies sagt und mit dem Zeigefinger herunterdeutet, so schauen alle auf mich — die mehreren, ich darf's wohl sagen, recht mitleidig, die anderen aber fast spöttisch und boshaft. Und da wird's mir auf einmal, wie wenn's einem übel wird, und so stehe ich auf, und wie ich so ganz schwindlig hinausgehe, steht die alte Rappenbäuerin auch auf, gibt mir die Hand, führt mich hinaus und sagt: ‚Hast recht, Burgel, dass du gehst, es wird mir jetzt auch zu arg', und draußen auf dem Kirchhof kniet sie sich auf das Grab, wo ihr Mann seliger liegt, und sagt: ‚Der Rappenbauer, wenn er lebte, der schlüg' den Vicari herunter von der Kanzel, ein Ding, ob's ihm recht wäre oder nicht. Aber die braven Leute sind jetzt alle todt.'"

Jesus! Jesus! Da fangen die Zähren wieder zu schießen an, und die Burgel fallt mir wieder um den Hals, und ich hätte fast auch mitgeweint, wenn nicht auf einmal der Bruder von Lindenberg dahergekommen wäre. Das ist ein Bursch, dass man ihn vergolden soll, und überall kommt er zur rechten Zeit. „Ich weiß schon, wie es gegangen ist, liebe Burgel", sagt er, und gibt mir die Hand, „du brauchst mir nichts zu erzählen. 's sind etliche Burschen und gute Freund' zu mir hinaufgekommen und haben mir alles gesagt. Die wären gleich dabei gewesen in der Nacht Haberfeldtreiben beim geistlichen Herrn, wenn ich hätte mitgehen wollen. Das thut aber nichts, wenn dich der Vicari von der Kanzel verschreit, wenn du dich nur nicht selber in Unehr' bringst." Und so hat er ihr zugesprochen, so dass die Burgel bald wieder ganz rechten worden ist. Nachher sind wir auch zu reden gekommen, wie es mir in der Stadt ergangen, das hat ihm aber nicht ganz gefallen wollen.

„Mein", sagt er, „die Herren sind oft gar falsch, und wer weiß, ob du ihn recht verstanden hast, und wenn auch von Arrest keine Rede mehr ist, so bekommst vielleicht Ruthenhiebe dafür." Da hat die Burgel wieder einen tiefen Schmerz gehabt, als wenn sie das nicht überleben könnte und sich was anthun müsste. Nun tröstet sie der Bruder wieder und sagt, da wär's noch allemal Zeit dazu, aber jetzt einmal soll sie hinauf nach Lindenberg, dass sie nichts mehr von der Geschichte hören muss, und dass die Grünauer Leut' ihr nicht mehr im Weg umgehen, bis das Ende vom Landgericht kommt, und ich sollte auch mit. Das wär' mir freilich recht gewesen, aber die Leute hätten meinen können, ich thäte es des Faullenzens wegen, und das hätte mich nur verdrossen.

So sind denn also beide miteinander fort, und habe sie noch bis halbwegs begleitet und hab' herzlich Abschied genommen, und am anderen Morgen in aller Früh hab' ich mein Zeug zusammengepackt und bin zum Schlickertoni nach Feldwies, weil der mir gesagt hatte, ich soll ihn abporträtieren, wenn ich einmal Zeit hätte. Nachher sind aus dem einzigen Schlickertoni drei Bauern und zwei Bäuerinnen worden, und ich hab' vierzehn Tage zu thun gehabt, bis die Bilder alle fertig waren.

Und so ist die Woche ruhig herumgegangen, und am Samstag bin ich von Feldwies nach Grünau, ganz spät, und über Nacht geblieben, und am anderen Tag in aller Früh bin ich hinauf zum Hof. Der Bruder und die Burgel sind mir auch entgegengegangen und haben die größte Freud' gehabt, aber die Burgel auch verweinte Augen. Nachher sind wir in die Kirche nach Erlbach, und da habe ich die Grabtafel wieder gesehen, die noch ganz schön ist, wie neu. Und der Pfarrer von Erlbach, das ist einer von den alten Herren, die sich nicht mehr in den neuen Hochmuth hineinreißen lassen, der hat uns in den Pfarrhof gerufen, wie wir auf dem Heimwege vorüberkamen, und sagt, dass die Burgel allzeit so brav gewesen ist in der Schule und in der Kirche, und dass er gar nicht wüsst', zu was der Grünauer Vicar sie so martern thät'. Und einen ganz schönen Zuspruch hat er ihr gemacht; das hat sie aufgerichtet.

Und daheim, nämlich auf dem Hof, setzen wir uns in die große Stube, wo man die schöne Aussicht hat, und wo das schöne Bild hängt, von dem ich Dir schon geschrieben habe. Da war ein Tag, so klar und hell und so warmes, liebliches Sommerwetter, und die Felder und die Wälder, die Dörfer und Schlösser sind so freundlich dagelegen, dass es eine Pracht war, und der Sonnenglanz hat so schön geflimmert, dass ich es Dir leider nicht beschreiben kann. Da macht die Burgel das große Fenster auf und sagt: „Ach, wär' doch das Land so schön, wenn die Leute nicht so feindselig wären!

Und so sind wir mit einander auf die Laube hinaus und haben uns fast verwundert über die Herrlichkeit, und die Burgel nimmt sich

einen Stuhl und will gar nicht mehr weg. Der Bruder aber gibt mir ein Zeichen und wir gehen miteinander wieder in die große Stube.

„So, jetzt können wir noch ein Wort miteinander reden", sagt er, „und du darfst zufrieden sein, Hansel, was das Mädel gut von dir spricht, aber die Geschichte geht ihr entsetzlich zu Herzen, und die verweinten Augen bringst ihr nicht mehr aus dem Gesichte. Das war sie freilich daheroben nicht gewohnt, dass sie so mit Schand und Spott aus der Kirch' soll gehen, und das wurmt mich und kommt mir immer wieder frisch, dass man so ein gutes, unschuldiges Mädel soll so verschimpfen lassen müssen. Und dein' Sach' gefallt mir auch nicht ganz, und ich fürcht', es könnt' leicht was Schlimmeres kommen vom Landgericht als du meinst. Und neulich bin ich auch darinnen gewesen wegen der Vormundschaft über die Schwester. Da sind sie wieder so grob gewesen, bis ich noch gröber geworden bin, denn ins Gesicht speien lasse ich mir nicht vom Assessor. Aber wenn die Hetzerei einmal angeht mit dem Gericht, dann geht's dein Lebtag nicht mehr aus. Da hast nichts als Gänge und Zeitversäumnis, Plagerei und Kosten. Da kannst heut' hineingehen fünf, sechs Stunden weit, und sie schicken dich wieder heim und schauen zum Fenster hinaus, als wenn's keine Zeit hätten. Und geben thut man ihnen oft nicht soviel, dass sie leben könnten, und so muss halt der Bauer selber seine milde Hand aufthun. Sonst kannst jeweil gar nichts ausrichten, und du weißt, warum es oft den braven Leuten so schlecht gegangen ist, und warum jetzt der Metzgerwastel von Andorf die ganze Gemeinde regiert, und warum keiner mehr angehört wird, der sich über ihn beklagen will. Und wenn die Spitzbuben die Gewalt haben, nachher weißt schon, wie es den ehrlichen Leuten geht. Und dann, wo du hinkommst vor Gericht oder in die Stadt, heißt's halt die dummen Bauern, aber dass wir gescheiter werden, um das kümmert sich kein Mensch. Und die geistlichen Herren werden auch nicht mehr besser; die alten sterben weg und die jungen sind oft nicht zu erleiden vor lauter Übermuth und Schärfe. Und jetzt ziehen's die ausländischen Bußprediger ins Land, dass die Leute noch ganz närrisch werden. So hetzen sie dich jahraus jahrein mit lauter Beten und Beichten und Büßen wegen deiner schrecklichen Verworfenheit als Ebenbild Gottes, aber eine ehrliche Recreation lassen sie dir nicht. Da sollst keine Zither mehr spielen und kein Lied mehr singen, da haben sie in Erlbach gar die Komödie verboten und am Kirchtag darfst bald auf keine Musik mehr gehen. Früher bin ich wohl als Wildschütz hinaus in den Wald, aber das mag ich nimmer, seit ich Herr bin auf dem Hof. Und so setzst dich halt ins Wirtshaus und liegst vor dem Fass und saufst und raufst, und wenn du einen an den unrechten Ort stichst, so kommst auf dein Lebenlang ins Zuchthaus."

„Recht haſt", ſag ich, „aber das wird ſchon ſo ſein müſſen."

„Nein, das muſs nicht ſo ſein", ſagt der Bruder ganz laut, „da geht man nach Amerika."

Nach Amerika! Wie das die Burgel hört, kommt ſie von der Laube herein, und wir ſchauen den Bruder mit großen Augen an. Der ſagt aber ganz feſt: „Ja, nach Amerika. Ich habe noch nie davon geredet, aber die drei Erlbacher Burſchen, die vor zwei Jahren fortgegangen ſind, die haben jetzt geſchrieben, daſs es ihnen ganz beſonders gut geht. Weit hinten ſind ſie freilich in Amerika, aber einen prächtigen Boden haben ſie faſt geſchenkt bekommen und den ſchönſten Wald und das Wildpret ſchießt man vom Fenſter aus. Und Steuern gibt es auch keine, und es hat dir kein Menſch was einzureden und darf dich kein Vicari plagen. Und mir ſchreibt der Wolfel Thoma extra, gar nicht weit von ihm iſt ein Berg und da hat man eine gar ſchöne Ausſicht, und wenn ich dahin meinen Hof bane, ſo müßt' es mir vorkommen wie zu Lindenberg. Und da gibt's ſo eigene Bücheln über das Amerika, und die hab' ich jetzt zum Leſen, und da find' ich, daſs es wahr iſt, was die Burſchen ſchreiben, und wenn ich meinen Hof ordentlich verkaufen könnte, ſo gienge ich je eher je lieber. Hei ſakra", ſagt der Bruder und fahrt auf und ſchlagt auf den Tiſch, daſs die Fenſter zittern, „wenn ſo fünfzehn, zwanzig tüchtige Burſchen beiſammen wären, wie du und ich und ſo fünfzehn, zwanzig junge, friſche Weiber und wir wirtſchaften da hinten im amerikaniſchen Wald — wer kann uns dann an? Hab' beim letzten Schießen dreimal nacheinander den Punkt hinausgeſchoſſen, da werd' ich wohl auch die Büffelochſen treffen und die gefährlichen Viecher, und wenn's ans Raufen geht, ſo hat mir auch noch keiner die Feder vom Hut gethan!"

Nun kannſt Dir denken, lieber Lenzel, was wir da dreing'ſchaut haben, die Burgel und ich, daſs wir aus unſerm lieben Vaterland ſo fort ſollen, aber der Bruder hat uns noch gar viel erzählt aus ſeinen Bücheln und zuletzt iſt's uns bei weitem ſo arg nicht mehr vorgekommen.

Item, am ſelbigen Sonntag gehe ich wieder herunter und am Montag wieder nach Feldwies zu meinen fünf Leuten. Da hat's der Zufall gewollt, daſs ich ſie ſo ſchön getroffen habe, wie es die Maler aus der Stadt nicht beſſer könnten. Und abermals am Sonntag komm' ich in der Früh nach Lindenberg und wir gehen wieder in die Kirche nach Erlbach und wieder heim und eſſen.

Arbeit habe ich auswärts keine mehr gehabt und jetzt iſt's darauf angekommen, ob ich mein Hausweſen in Grünau allein fortführen ſoll, oder wie es iſt mit der Burgel. Und da ſagt ſie ganz friſch: „Jetzt habe ich mich lang genug erholt auf dem Berg und jetzt will ich gleichwohl mit dem Hanſel auch wieder hinab ins Dorf." Und der Bruder hat auch nicht viel dagegen ſagen können, und ſo ſind wir halt wieder

herab und haben uns herzlich bedankt beim Bruder. Der hat uns noch ein gutes Stück weit das Geleit gegeben und zuletzt, wie wir einmal im Discurs waren, ist er gleich ganz herab mit uns. Am Dorfe sind wir außen hergegangen bis an unsere hintere Gartenthüre, welche wir aufmachten, und fast niemand bemerkte, dass wir wieder gekommen.

Kaum aber, dass wir die Läden wieder aufgemacht und uns im Haus ein wenig umgeschaut hatten, so gehen wir in den Garten hinaus und setzen uns unter denselben großen Nussbaum, halb traurig und halb vergnügt. Uns zweien war's wenigstens recht lieb, dass wir wieder zusammengekommen. Und auf einmal steht die Lehrerrosi an dem Gartenzaun und gibt uns ein Schreiben vom Landgericht, das der Gerichtsbot' in der Früh gebracht hatte. „Der Vicar", sagt sie, „hat freilich gemeint, ich soll's ihm sagen, eh' ich's übergeben will, aber es wird so heikel nicht sein, denn er hat das seinige auch schon aufgemacht." O du lieber Gott, ich weiß gar nicht, wie mir da worden ist vor lauter Begierigkeit und vor lauter Angst, denn weil der Bruder so bedenklich worden ist, so habe ich doch wieder gezweifelt, ob sich die Regierung nicht anders besinnen möchte. Da macht die Burgel ein Kreuz über den Brief und reißt ihn auf und fangt zu lesen an, buchstabiert die schweren Wörter, reibt sich die Stirn und sagt: „Da müsst ihr mir schon helfen — es geht mir nicht zusammen." So fangen wir also auch an; und da heißt es, wie derselbe bei der Regierung gesagt hat: als null und nichtig aufgehoben. Damit es keine Irrung gibt, möcht' ich Dir wohl gleich das Ganze schreiben, aber es ist zu lang, und wenn du herüber kommst, so lass ich Dir's schon lesen. Gründe waren auch dabei, welche wir indessen nur zum wenigsten verstanden haben. Das aber haben wir gleichwohl gemerkt, dass die ganze Sach' nichts ist, wie sie das Landgericht gemacht hat. Und so lesen wir immer fort, immer wieder von vorn und hat uns doch immer besser gefallen, und der Bruder hat's zuletzt selber geglaubt, dass es überstanden ist, bis ich auf einmal hinter dem großen Haselbusche, der neben dem Sommerhaus steht, meine alte Trompete in Es erschallen höre, gerade wie aus Zauberei, so fürnehm und so hell, und spielt ein lustiges Lied. Auf das renn' ich zum Gartenthürl und mach' auf und da steigt der Vicari herein und blast immer munter fort und nickt als Blasender rechts und links zum Gruß. Auf einmal aber setzt er ab und sagt: „Mein Gott, was sich doch die besten Jugendfreunde oft weh thun können! Und jetzt besonders wegen der dummen Trompete da, 's ist wahrhaftig nicht der Mühe wert. Ich meinte, wir richten wieder die alte Freundschaft auf, lieber Hansel, und der Burgel wird's gewiss auch recht sein."

Ich bin ganz still gesessen und hab' auf den Boden geschaut, der Bruder dagegen hat sich seine Fäuste zusammengerichtet, gerade als wenn

er etwas anpacken wollte, aber die Burgel zeigt dem Vicar die Signatur und spricht: „Was sagst denn nachher zu dem Brief da, Vicari?“

Da wird er aber ganz bleich und sagt: „O mein Gott, wenn ihr's schon wisst, so denkt halt an das Leiden unsers Erlösers, der am Kreuze für uns gestorben ist, und verzeiht euern Widersachern, wie sie auch euch verzeihen. Und nur die Liebe erweist mir und sagt nichts davon im Dorf. Gelt, Burgel, den Gefallen thust du mir schon um der fünf Wunden Christi willen?“

Aber die Burgel steht auf, ganz stolz, wie ich's gar nie weiß, und wirft ihm ihre blauen Augen ins Gesicht, dass er die seinigen gerne niedergeschlagen hat, und sagt:

„Jetzt, Vicari, lass deine Sprüch'! Ich bin eine Bauerntochter von Lindenberg und mein Vater hat mich rechtschaffen auferzogen, und wenn ich gewusst hätte, dass die Leute da herunten so schlecht sind, so wäre ich nie herab vom Berg. Und zuerst bist mit uns umgegangen wie mit den ärgsten Missethätern und hast uns ganz untertaucht in Schand' und Spott, und jetzt sollen wir still sein dazu, als wenn uns recht geschehen wäre? Nein, ich habe in der ganzen Geschichte bis jetzt nichts als geweint, jetzt will ich einmal etwas anderes thun.“

Und mit diesen Worten nimmt sie den Brief vom Landgericht und einen Hammer aus dem Gartenhaus und einen Nagel und geht davon und schaut nimmer um, dieweil sich der Vicar ganz betrübt hinausschleicht und die alte Trompete im Garten liegen lässt. Die Burgel aber geht über die Gasse an die Kirchenthür und nagelt da ganz keck den Brief an, dass die Schläg' durchs ganze Dorf hallen, und die Bauern, die aus der Vesper kommen, und die Bauernweiber, die lesen's alle und der Schullehrer verdeutscht's. Die Bauernleute haben wirklich die größte Freude gehabt, dass es der Maler gewonnen hat, und die Burschen haben ausgemacht, dass niemand Hand anlegen soll an dem Brief, bis ihn der Wind selber herunterreißt. Und der Bruder war ganz zufrieden mit dem Ausgang und sagt: „Das Mädel ist halt gut geschaffen und weiß sich redlich zu helfen“, und da hat er recht.

Das ist die Geschichte, lieber Lorenz, von der alten Trompete in Es — und an dieser Geschichte schreibe ich Dir jetzt schon den fünften Sonntag, weil ich in der Woche nicht Zeit habe. Aber seit den fünf Wochen kann ich Dir gar nicht sagen, was sich da alles verändert hat — erstens die alte Trompete in Es liegt jetzt in dem tiefen Tümpel an der Mühl', wo sie die Burgel hingeworfen hat, und zweitens ist der Vicari weggekommen mit seinem Gregori, ganz still und unversehens und, wie die Häuserin sagt, voller Reu' und Leid, dass er sich damals in der Stadt hat so anlernen lassen, und drittens bemerk' ich deswegen eine große Freude im ganzen Dorf, weil uns ein sichtbares Heil widerfahren

iſt, denn er hat recht viel Feindſeligkeit und Hetzerei mit ſich fortgenommen. Und überhaupt, ſagt der untere Wirt, der ſeither öfter in die Stadt fährt, es geht jetzt ein anderer Wind und die geiſtlichen Herren auf der ganzen Straß', nämlich die hoffärtigen, ſind viel handſamer worden und recht einlenkig — wenn ſie es nur auch bleiben. Und es ſollen jetzt bald allerhand neue Sachen herauskommen, eine beſſere Gerechtigkeit, und viel aufrichtiger ſoll alles zugehen, der Unterthan ſoll wieder ſeine Ehr' kriegen und ſeinen Reſpect, und allerhand Laſten ſollen weggenommen und die gemeinen Leute nicht mehr ſo gehudelt werden. Das iſt ſo was für den Bruder; wenn der hört, daſs es beſſer wird, ſo iſt er voller Freuden und meint, wenn ſich die Bauern nur einmal ein biſſel auskennen thäten, daſs ſie ſelber etwas nachhelfen könnten. Und von Amerika iſt gar keine Rede mehr. Jetzt heißt's da bleiben, ſagt der Bruder, und wenn nicht alles erlogen iſt, ſo wird's bei uns im lieben Vaterland ſchon noch recht werden. Und die Burgel iſt ganz zufrieden, weil alles wieder ſo friedfertig iſt. Der Vorſteher und die anderen grüßen ſie jetzt ſo freundlich, als wenn ſie die Fürnehmſte wäre im ganzen Dorf. Ferner iſt ſeit der letzten Woche auch die Botſchaft gekommen, daſs der Pfarrer von Erlbach herunter will und unſer Seelſorger werden, weil ihm bei ſeinen hohen Jahren das Bergſteigen nicht mehr gut thut, und ſo leid es den Erlbachern iſt, für uns iſt das ein großes Glück, denn der hält gar viel auf die Burgel und iſt recht gut mit ihm auszukommen, und ein ganz freundlicher, alter Herr. Der braucht auch keinen ſolchen Deuter wie der vorige, und drum werden wir den bewuſsten Brief ſchon wieder abreißen, vor er kommt. Und in vierzehn Tagen hält er ſeinen Einſtand, und ich mal' jetzt ſchon die Inſchriften und die anderen richten die Triumphbögen her und die Schulkinder lernen ihren Geſang. Das wird aber gar ein ſchöner Feſttag werden und darum möchte ich die Bitte an Dich thun, lieber Laurentius, daſs Du bis dahin herüberkämſt und mit uns Dich ergötzen thäteſt, denn daſs es mich doppelt freut, wenn Du dabei biſt, das weißt Du ohnedem.

Und ſo ſchließe ich denn und bleibe Dein ewig getreuer

Freund und Bruder
Johannes Duldenhofer,
Maler zu Grünau.

Eine Bergpartie.

Von **Stephan Milow.**

Kokette hätte jeder sie gescholten,
Der sie nur obenhin gekannt. Kokette!
Wohl war sie immer zierlich angethan,
Die Blondgelockte mit den dunklen Augen,
Wohl wiegte sie sich stets in ihrem Gange,
Das Kleid empor auf einer Seite haltend;
Doch wäre sie, wo immer fern den Menschen,
Allein im Wüstensand der Sahara,
Gerade so bestrickend hingetänzelt.
Und ihre Blicke, die sie um sich sandte,
Die ewig hierhin oder dorthin flogen?
Wie harmlos waren sie! Den Frauenjäger,
Den Herzbezwinger sah sie g'rad so an,
Wie die Matrone, wie den Greis, das Kind.
In ihr war eben immer alles Leben,
Das ohne Unterlaſs sich äußern muſste,
Und traf's auf and'res Leben, spann sich's an,
Nicht absichtsvoll und nicht begehrlich, nein!
Nur seiner innersten Natur gemäß.
Jedoch wer war sie? Eine junge Frau,
Erst zwanzig Jahre alt und drei vermählt.
Ihr Gatte, auch an Jahren jung und wert
In jeglichem Betracht, geliebt zu sein,
Ward allzu früh nur schon ins Joch gespannt,
Da ihm, nach seines Vaters jähem Tod,
Ein weitverzweigt Geschäft als Erbe zufiel.
Der Handel fordert stets ein wachsam Auge;
Jetzt steigt, jetzt sinkt der Preis, und eine Stunde,
Achtlos versäumt, kann großen Schaden bringen.
So muſst' er in der Blüte seines Lebens
Der Arbeit und der Sorge nur gehören.
Er hieß Erasmus, sie Eleonore.
Sie sahen fast den ganzen Tag sich nicht,
Und kam er abends heim, so war er müde.
Nachdem das Mahl vorüber, setzten sie
Sich wohl noch für ein Stündchen zum Clavier,

Denn beide liebten die Muſik; dann aber
Bedurft' er, übermannt vom Schlaf, der Ruhe.
Beklagte ſie's, daſs es ſo war? Mit nichten!
Verſtand ſich's doch von ſelbſt, ſeit ſie ihn kannte.
Und er, voll Lieb' und Güte für ſein Weib,
Erfüllte ſtets ihr jeden ihrer Wünſche.
Sie hatte ihre ſchönen Prunkgemächer,
Buntfarb'ne Papageien, edle Hunde;
Sie ſang und malte, ritt und fuhr ſpazieren.
Nie gab es zwiſchen ihnen einen Zwieſpalt.
Zudem: ob auch ihr Feuergeiſt ſtets ſprühte,
Nachdenken war doch nimmer ihre Art,
Nachdenken und mit andern ſich vergleichen.
Vielleicht verſtand zuletzt ſie ſo die Ehe:
Beſitzen, was man will, nur nicht den Mann.
Jedoch natürlich auch nicht and're Männer!
Sie lebte, wenn in einer größeren Stadt auch,
Doch völlig einſam, der Verſuchung fern,
Und rein und unbefangen in der Seele.

Da kam ſie aus dem ew'gen Einerlei
Mit einemmal in eine and're Welt.
Sie hatte eine Schweſter, kurz vermählt
Mit einem Officier der Reiterei.
In einen kleinen Ort des Ungarlandes
Am Fuße der gewaltigen Karpathen
War jüngſt das Pärchen fröhlich eingezogen.
Von dort flog ihr ein Brief ins Haus: „Du Liebe,
Wie wär' es, wenn du uns beſuchen wollteſt?
Hier iſt es ſchön und eure Stadt iſt heiß,
Wir ſtehen im Auguſt. Auch reist dein Mann
Jetzt in Geſchäften viel. Begehre Urlaub.
Du muſst doch ſeh'n, wie wir uns eingerichtet,
Und unſer Neſt wird dir gefallen. Komm!"
Dies Brieflein, ein Ereignis war's für Nora.
So oft ihr Mann ſich ſchon von ihr getrennt,
Daſs ſie auch reiſen, ihn verlaſſen konnte,
Das wäre nimmermehr ihr beigefallen.
Am Abend wies ſie ihm das Blatt. Er las.
Nachdenklich fragt er jetzt: „Wie kommſt du hin?
Allein? Der Weg iſt weit, ich ſäh's nicht gern
Und kann dich doch unmöglich jetzt begleiten."
„O, Schwager Bruno holt gewiſs mich ab!"
Sagt ſie ſo raſch und lebhaft, daſs er's merkt,
Sie will. Nun denn, wie ſollt' er's ihr da wehren?

Und Schwager Bruno holte wirklich ſie.
„Nach Haus bring' ich dich ſelbſt!" rief noch ihr Mann,
Als ſie aus ſeinen Armen ſich gelöst.
„Bald führt mich ja mein Weg in eure Nähe."

Die Schweſter hatte richtig prophezeit.
Wie gut gefiel es Nora in dem Städtchen!
Wo freilich hätt' es ihr auch nicht gefallen?
Der Schweſter Häuslichkeit, der Ort, die Menſchen,
Die Berge in der Ferne, all' und jedes
Erfreute ſie, und — ſagt's zuletzt der Dichter? —
Noch kamen zu dem allen zwei Schwadronen
Der ſchmucken, goldverſchnürten Reiterei.
Was waren das für prächt'ge Officiere!
Galant und ritterlich, ſtets voller Eifer,
Den Gaſt des Kameraden recht zu feiern.
Sie ritt: da gab es eine Schnitzeljagd;
Dann dies und das, lawn tennis, and're Spiele,
Und jeder kleinſte Spaſs hob ihr das Herz.
Die Reiterei ſelbſt war in ſtarkem Aufruhr
Ob der dahergeflog'nen ſchönen Frau.
Sie knixte hierhin, dorthin, lächelte
Und blickte mit ſo wunderbarem Zauber,
Daſs alle bald in hellen Flammen lohten,
Ja alle, alle, und das war ein Glück,
Denn einer hielt den andern ſo in Schach,
Und war ſie gegen jeden voller Huld,
Wem neigte ſie ſich zu, wer durfte wähnen,
Daſs er erwählt vor allen andern ſei?
Vielleicht doch einer. Oder träumte der
In ſeiner Glut nur kühner als die andern?
Ein Lieutenant war es, recht das lichte Bild
Von Jugendſchönheit und von Jugendkraft,
So ſanft und ſchwärmeriſch, wie voller Leben.
Von Nora fortgeriſſen, barg er nicht,
Was er gefühlt; auf jede zarte Weiſe
Und endlich auch in Worten gab er's kund.
Sie nahm es kindlich auf mit einem Lächeln,
Wie eine Huldigung des Augenblicks,
Dahinter weiter nichts zu ſuchen iſt,
Und legte gar er, wenn allein ſie ſchwatzten,
Auf ihre Hand die ſeine, ſchlug ſie drauf
Mit ihrem Handſchuh, grad, als gält's ein Spiel.

Ja, mehr als alles freute ſie doch ſtets
Ein Brief von ihrem Gatten. Jedesmal,
Wenn einer kam, rief ſie der Schweſter zu:
„Von meinem Eri!" Und er ſchrieb faſt täglich,
Trotz ſeiner Arbeit viele Bogen oft.
Das war dann immer ein beglücktes Leſen.

So ſchwanden Tage, Wochen hin im Fluge,
Und wieder kam ein Brief. Es hieß darin:
„In kurzem bin ich bei dir und dann geht's
Nach Hauſe, theures Weib. Wie ſehn' ich mich,

Mit dir vereint zu ſein! Du ahnſt es nicht."
Was war das? Ganz betroffen ſtand ſie da.
Fort ſollte ſie? Vom lieben Orte ſcheiden?
Dran hatte ſie, ſo warm ſie hieng am Gatten,
Doch nie gedacht. Und gar ſo ſchnell? Wieviel
Erwartete ſie noch des Schönen hier!
Vor allem die Beſteigung eines Berges,
Geplant von einer größeren Geſellſchaft.
Am Abend ſollte aufgebrochen werden,
Zur Nacht nahm ſie ein gutes Schutzhaus auf,
Und mit dem Frühſten dann empor zum Gipfel,
Der eine weite Rundſicht bot ins Land.
Die Herren hatten ſchon geſorgt für alles,
Für Speis und Trank, und auch ein Cymbalſchläger
Der ſollte mit, man wollte ja hoch oben
Sich noch vergnügen vor dem Schlafengeh'n.
Wenn nur ihr Gatte nicht noch früher kommt;
Dann wär' es aus damit! durchzuckt es ſie.
Doch war's im nächſten Augenblick vorbei.
Sie dachte ſelten weiter als ans Heute.
Da meldet ihr ein Telegramm: „Gottlob,
Ich komme morgen. Eri." — Iſt es möglich,
Daſs ſie bei dieſer Kunde faſt erſchrak?
Doch ſagte ſie ſich bald zum Troſt: Ich hoff',
Er bleibt ein Weilchen, ſich mit uns zu freu'n!

Das gab ein ſeltſam Wiederſeh'n der Gatten,
Die früher nie ſo lang getrennt geweſen.
Er ſanft wie ſtets, doch voller Innigkeit;
Sie gegen ihre Art betreten, ſtill,
Als wie in einem Bann; nur allgemach
Quoll ihr die Rede. Sie erzählte viel
Von allem Schönen, das ſie hier erlebt,
Und allem, das — ſie noch erleben ſollte.
„Wir reiſen doch nicht gleich? Dir thät' es gut,
Dich auszuruh'n. Nicht wahr, du willſt verzieh'n?" —
„Ja, ein paar Tage, länger kann ich nicht.
Du weißt es ja, ich, Ärmſter, bin gebunden."
Es war im Frei'n. Da wies ſie in die Ferne:
„Auf jenen Gipfel will ich noch hinauf.
Nie war ich noch auf einem hohen Berge.
Wie freu' ich mich, nun kommſt auch du mit uns,
O das wird herrlich ſein!" Er aber ſprach:
„Du meinſt den Felskoloſs, der dort emporragt?
Wo denkſt du hin? Ich ſelber, nicht gewohnt
Des Steigens, traute ſolches mir nicht zu.
Nein! nein!" verſucht er's heiter nun zu wenden,
„Wir holten uns, nimmſt du nicht vollends Schaden,
Den Spott der andern nur. Drum bleiben wir
Hübſch klüglich unten." — Jetzt zum erſtenmal

Seit ſie vereint, ſteigt etwas in ihr auf
Wie Trotz: „Jawohl, ich würde ausgelacht,
Ließ' ich nun ab, da doch ſo viele geh'n.
Ich bin nicht krank und ſchwach.“ — „Doch ungeübt!
Du ahnſt nicht, was du unternehmen willſt.
Wie hat nur deine Schweſter zugeſtimmt!“

Das Ende war ein Zwiſt. Von allen Seiten
Lag man dem Mann im Ohr: Das iſt ja nichts!
Warum die kleine Freude ihr verſagen?
Da rief zuletzt er den Bedrängern zu,
Nicht überzeugt, doch müd des Widerſpruchs:
„Ich halte ſie nicht mit Gewalt zurück.
So mag ſie geh'n. Doch ich, ich gehe nicht!“
Und ſchmerzlich fühlt' er einen Druck im Herzen.
Auch Nora war mit eins dem Weinen nahe.
Doch ſtampft ſie heimlich mit dem Fuße auf:
Ich gehe, ja. Ich muſs. Wie könnt' ich anders?

Und ſo geſchah's. Sie gieng mit all den andern,
Gieng ohne ihren Gatten, der nur ſtumm,
Die Stirn in Falten, ihrem Auszug nachſah.
Jedoch als jetzt er alles überdachte,
War er auch mit ſich ſelbſt recht unzufrieden.
Wenn ich ihr's nicht verbot, ſo ſollt' ich mit!
Ja, vollends, da mich längſt die Angſt beſchlich,
Daſs ſie zu viel gewagt mit dieſem Gange.
Wie, wenn ihr etwas zuſtößt? Und ich hier,
In meinem Mifsgefühl zurückgeblieben!
Er ſann und ſann, im Innerſten erregt,
Und konnte nimmermehr zur Ruhe kommen.

Indeſſen hatte die Geſellſchaft ſchon
Des Berges Fuß erreicht, und auf zur Höhe
Durch Tannenwälder führte nun der Pfad.
Bald ward es ſteil. Doch Nora focht's nicht an.
Wie um der Kräfte Überſchuſs zu zeigen,
Lief ſie voraus, ſo raſch, ſo leicht beflügelt,
Daſs ſelbſt nur wen'ge Herr'n ihr folgen konnten.
Da riefen Stimmen: „Halt! das darf nicht ſein.
Man zahlt es ſpäter ſchwer.“ Sie lachte nur.
Allmählich freilich ließ ſie ſelber nach,
Denn immer rauher, härter ward der Boden.
Und ſchwächer der erhitzten Lunge Athem.
Jetzt blieb ſie ſteh'n auf einer offnen Platte,
Um ſie ein Schwarm von Herr'n. O welche Ausſicht!
Weit ausgebreitet vor den Blicken lag
Das reiche Land mit Dörfern, Flüſſen, Straßen,
Vom hellen Abendſcheine übergoldet.
„Wie ſchön!“ rief Nora. „Doch von oben erſt!“

Sprach einer neben ihr. „Wenn auch hinüber
Das Auge ſchweifen kann bis zu den Firnen
Der hochgethürmten ſtarren Bergeswelt!“
Da hatten ſie die andern eingeholt
Und weiter gieng's im dichtgedrängten Trupp.
Allein was kam ſie an? Noch eine Weile
Hielt Nora gleichen Schritt mit der Geſellſchaft,
Aufbietend tapfer alle ihre Kraft,
Dann fiel ſie ab, und er, der ihr gehuldigt,
Der junge Officier, geſellte ſich,
Wie über ſie zu wachen, jetzt zu ihr.
Sie lächelte, den Blick zu ihm gewandt,
Doch war's ihr wahrlich nicht danach zu Muthe,
Denn immer ſchwerer hob ſie ihre Füße.
„Was haben Sie?“ begann er jetzt. „Beim Himmel,
Es ſtrengt Sie an. Nur noch ein paar Minuten,
Dann haben die Sennhütte wir erreicht.
Dort ruhen Sie ſich aus. Die friſche Kraft
Stellt ſchnell ſich wieder ein in dieſen Lüften,
Und nicht mehr fern iſt unſer heut'ges Ziel.“ —
O die Minuten dehnten ſich unendlich!
In ihrem Innern rangen Schmerz und Scham.
Sie ſollte nicht empor zur Höhe kömen?
Da winkte nun die Hütte, doch ſie wollte
Um keinen Preis hinein. Mit ihm hinein,
Indes die andern weit voraus ſchon waren?
Es faſste eine Bangigkeit ihr Herz,
Ihr bis zu dieſer Stunde völlig fremd.
Sie brauchte niemals ſonſt ſich zu erforſchen,
Ob ſie wohl Unrecht that; aber jetzt —
Allein mit dieſem Manne, der ſo oft
Ihr ſchmeichelte, ſie zu beſtricken ſuchte!
Sie ſah nun plötzlich alles anders, ſah,
Was war, verändert und erſchrak vor dem,
Was kommen konnte. Weiter denn, nur weiter!
Doch weh — vergebens! Todesmüdigkeit
Lähmt völlig ihr die Glieder, daſs ſie wankt.
Er ſieht es, unterſtützt ſie, trägt ſie faſt
Zur nahen Hütte, welche gänzlich leer.
In einem öden Raum liegt Alpenheu,
Drauf läſst er die Erſchöpfte leiſe nieder.
Beſtürzt und traurig, athmet ſie recht tief,
Wie einzutrinken raſch die nöth'ge Kraft,
Dann ſchnellt ſie auf und will hinaus zur Thüre.
„Unmöglich! Jetzt ſchon?“ ruft er. „Wenn Sie taumeln!
Nein! noch ein halbes Stündchen, dann mag's ſein.“
Ach, er hat recht. Ihr ſchwindeln noch die Sinne,
Und wieder ſinkt zurück ſie auf das Lager.
Sie ſchwiegen beide, bis er endlich ſagt:
„Gar ſeltſam kämpfen in mir die Gefühle,
Beklagen ſoll ich's und ich möchte jubeln,

Daſs Sie Ihr kleines Miſsgeſchick hier feſthält.
O Nora, Nora — darf ich Sie ſo nennen? —
Ich liebe Sie mit meiner ganzen Seele!
Als Zeichen nehm' ich dieſer Stunde Fügung,
Daſs ich geſtehen darf, was mich verzehrt."
Sie kann nicht ſprechen, winkt ihm flehend nur,
Er möge aus Erbarmen mit ihr ſchweigen,
Und ſtürmiſch wogt die Bruſt ihr auf und nieder.
War das ein Zwieſpalt? Nein, nur das Erkennen,
Daſs in der Welt es einen Zwieſpalt gibt,
Und Kampf und Drang für ſchwache Menſchenherzen;
Nur das Erkennen, daſs ſie ahnungslos
Zu einem Abgrund ſpielend hingedrängt.
Er hält an ſich, da ſie ihm ſo begegnet;
Die ewig Lächelnde verſteht er nicht.
Kann ſeine Rede ſie ſo überraſchen?
Oft ſchlug er leiſe dieſen Ton ſchon an.
„Sie ahnen nicht, was ich um Sie gelitten",
Fährt er jetzt fort, „gelockt von Ihrem Reiz,
Von Ihrer Huld, und doch gebannt von, von —
O fort damit! Ich will es jetzt nicht denken,
Empfinden will ich einzig Ihre Nähe,
Hier, Aug' in Aug' mit Ihnen, unbelauſcht.
Sie ſind mir gut, ich weiß es, oder war's
Getändel nur, was mich ſo tief beglückt?
Nein! nein! Und wenn, dann weiſen Sie mir nun,
Welch einen Himmel vollends Sie ergießen,
Wenn in Ihr Herz der Liebe Ernſt gezogen!"
Allmächtig reißt ihn ſein Gefühl jetzt fort:
„Gib, ſüßes Weib, zurück, was ich dir gebe!"
So fleht er. „Liebe weltentrückt und wage,
Wie ich um dich zu jeglichem bereit.
Sei mein und laſs' zuſammen uns entflieh'n!"
Bei dieſen Worten ſinkt er vor ihr nieder,
Indes er ihre Hand bedeckt mit Küſſen
Und aus dem Auge ihm des Innern Glut
Wie eine heiße Lohe wallend bricht.
Sie prallt, zu Tod erſchrocken, jäh zurück
Und denkt nur eins: Gelockt von ihrer Huld!
Von ihrer Huld! So hat ſie ſelbſt verſchuldet,
Was ſo zermalmend über ſie gekommen?
Sie ſpringt empor, der Sturm in ihrer Bruſt
Gibt plötzlich Flügel ihr, und eilig reißt ſie
Die Thür der Hütte auf, da — welch ein Anblick!
Ihr Gatte keucht den ſchweren Pfad empor
Mit einem Führer. „Eri! Eri!" ſchreit ſie.
Nie flog ſie ſeliger ihm an das Herz
Als jetzt, und dann ein langes, langes Weinen. —
Stets neu von ſeiner Sorge aufgeſtachelt,
War ſeinem Weib er endlich nachgeeilt. —
Es ſteht verwirrt zur Seite der Verſucher.

Dann klärt er auf, ſie habe raſten müſſen,
Und drängte weiter nun, nicht mehr zu halten,
Obwohl ſie noch zu matt. Der Gatte ſtutzt
Betroffen, ungewiſs, was das bedeute;
Doch wehrt er die Gedanken ab, die ihn
In Aufruhr ſetzen wollen und er führt
Sein Weib, das mühſam ſchleicht, zurück zur Hütte.
Hier ward es nun in Eile ausgemacht:
Der Officier, deſs' Dienſte nicht mehr nöthig,
Er ſollte nach den andern, um zu melden,
Daſs Nora, ganz erſchöpft, mit ihrem Gatten
In der verlaſſ'nen Hütte nächt'gen will.
Der Führer war ja überreich beladen
Mit Plaids und Tüchern und mit Labung auch.
Sie hatten alſo alles, was ſie branchten.

So endete an dieſem Punkt für Nora
Der langgeträumte Ausflug ins Gebirge.
Was alles zwiſchen ihr und ihrem Gatten
In jener Nacht geſprochen ward, die Muſe
Sie weiß es nicht, nur was darauf geſchah,
Kann ſie berichten. Mit dem Morgengrauen
Verließen ſie die Hütte, abwärts ſteigend,
Und ſchon am nächſten Tage gieng's nach Hauſe.

Zwei Jahre ſind ſeither dahingefloſſen.
Der Gatte Noras iſt kein Kaufherr mehr;
Er gab den Handel auf und die Geſchäfte.
Warum ſich plagen auch? Er hat genug,
Und keinen Erben ſchenkte ihm der Himmel.
So will er ſeinem Weibe nur ſich weihen.
Noch immer tänzelt Nora leicht dahin,
Noch immer lächelt ſie in holder Anmuth,
Nur ihre Blicke fliegen nicht wie einſt,
Und nicht ſo kindlich iſt der Miene Ausdruck.
Mit Männern iſt ſie immer ernſt und kurz.
Will einer vollends huldigend ihr nahen,
Dann legt ſich wie aus der Vergangenheit
Ihr eine dunkle Wolke auf die Stirn.

Alte und neue Schönheit.

Springende Gedanken von R.

Ich glaube, es kommt darauf an, ob die Kunst selbstherrlich ist oder eine Dienerin des Menschen. Ist sie selbstherrlich, dann ist sie Selbstzweck und kann eher verlangen, daſs der Mensch ihr diene, als sie ihm. Dann braucht sie, die Formende, nicht Rücksicht zu nehmen auf menschliche Bedürfnisse und auf menschlichen Geschmack, sondern kann sich auslassen, genügen in allem Regellosen, Bizarren, Zuchtlosen, wenn's nur irgend eine Form hat. Ja, dann kann sie auch bestehen für sich und braucht nicht einmal die Existenz des Menschen.

Eine solche Kunst ist wohl nicht denkbar. Vater der Kunst sind die menschlichen Sinne. Die Sinne aber wollen genießen, und der Mensch ist es, der die Kunst geschaffen hat, damit er durch sie genieße. Also ist die Kunst aus dem Menschen und des Menschen wegen da — sie ist die Dienerin des Menschen.

Selbstzweck ist ja nichts von allem, was der Mensch treibt, auch nicht die Wissenschaft. Alles, was unsere Intelligenz anstrebt, hat den einen Endzweck, daſs der Mensch auf Erden lebe und glücklich sei.

In der Gegenwart macht sich eine Kunst breit, auf der Bühne, im Buche, im Musiksaal und in der Bildergallerie, welche in dem Hörer, dem Leser oder Zuschauer alles eher bewirkt als Behaglichkeit, Freude oder Erschütterung und Klärung. Höchstens Interesse hat er dran, das heißt, diese Kunst gibt ihm zu denken, sie gibt ihm ein Räthsel auf, dessen Lösung möglicherweise etwas Ergötzliches oder Tiefes enthüllen würde, wenn sie ihm gelänge. Die Lösung gelingt aber selten. Das macht nichts. Dann glaubt er erst recht an die unergründliche Tiefe einer solchen Kunst, während andererseits gerade die moderne Kunst von sich behauptet, sie wolle weder tiefsinnig, noch mystisch sein, noch irgend einen geistigen Gehalt haben, sie wolle bloß gestalten. Und gerade gestalten kann sie am wenigsten. Sie kann gerade so gut gestalten, als die Mittelmäßigkeit überhaupt, aber man legt an sie einen strengeren Maßstab an, weil sie mit sich so stark renommiert.

Die moderne Kunst will etwas, sie fühlt, sie müsse etwas wollen. Sie weiß nur, daſs sie das *nicht* will, was die Kunst bisher gewollt.

Eine ſolche Zerfahrenheit, als ſie in der modernen Dichterſchule herrſcht, iſt noch nicht dageweſen. Man hofft aber, daſs ein großes Genie daraus hervorgehen ſoll, welches das Geſetz machen wird.

Sonſt hat das Genie Schule gemacht, heute ſoll die Schule ein Genie machen.

Und wenn das Genie kommt, wird es ſich der modernen Schule denn ſofort anſchließen? Es wird ſich nicht kümmern um die „Alten“ und nicht um die „Modernen“, es wird ſehr eigenſinnig ſeine beſonderen Bahnen gehen. Es wird nicht fragen nach Schulen und Kunſtgeſetzen, es wird den Drang haben, durch Kraft zu wirken. Und die Methode, mit der der geniale Künſtler die größte Wirkung erzielt, dieſe Methode iſt ſein Geſetz. Ein Geſetz, das er ſich nicht geben und nicht nehmen läſst, das er auch keinem anderen aufdrängen wird, außer durch die ſchweigende mächtige Gewalt ſeines Werkes.

Man ſpricht heute von einer neuen Schönheit. Junge Schönheit, das würde ſich allenfalls verſtehen laſſen, aber neue Schönheit? —

Moderne Schönheit! Was iſt das für eine? Dem Namen nach eine ſehr flüchtige, ſie iſt wohl Sache der Schneider und Hutmacher. — Die Wiſſenſchaft kann ſich ändern, je nach Erfahrung, die ethiſchen Grundſätze können ſich ändern je nach Bedürfnis, die Schönheit ändert ſich nicht ſo leicht, ſie beruht auf den menſchlichen Sinnen, und dieſe werden erzogen und geleitet unmittelbar von der Natur. Die Sonne, der Blitz, die Blume bleiben dem Menſchen immer ſchön, und vollends der junge geſunde menſchliche Körper. Dieſer iſt der verläſslichſte Schönheitsmeſſer, daran wird keine moderne Schönheit etwas ändern.

Ich gebe zu, daſs auch das, was wir Schönheit nennen, ſich ändern kann oder bei verſchiedenen Völkern in verſchiedenen Zeiten eine andere iſt. Aber bei einem und demſelben Volke, in einer und derſelben Zeit, unter einer und derſelben Cultur wird es ſchwer halten, die Schönheit zu ändern. Man ändert höchſtens den Geſchmack. Daſs aber ein großes durchgeiſtiges Volk darum den Geſchmack ändern ſoll, weil es die Jungen nicht verſtehen, ſeinem alten Geſchmack gerecht zu werden, das iſt viel verlangt: Erſt ein großes Genie modificiert den Geſchmack des Volkes. So oft aber ein großer Künſtler kommt, greift er zur alten ewigen Schönheit zurück. Seine Größe beſteht nicht darin, eine neue Schönheit zu erfinden, ſondern darin, die alte Schönheit zu verjüngen.

Man nimmt heute die Kunſt zu ernſt, man nimmt ſie zu ſchwerfällig. Es bilden ſich polternde Parteien, die über ſie ſtreiten ſchier bis zum Knittel. Jede dieſer Parteien hat ein ausſchließliche Kunſt für ſich, und die anderen ſind Philiſter, Barbaren. — Nein, meine Herren, die Kunſt iſt heiter, auch die tragiſche, ſie will mit Feinheit und Humor behandelt werden. Und daſs ihr das nicht könnt, beweiſt nur, daſs ihr keine Künſtler ſeid, nicht einmal ein künſtleriſches Empfinden habt.

Vor einiger Zeit hat Emil Granichstaedten in der „Presse“ einen geistvollen Aufsatz über „moderne Schönheit“ veröffentlicht. Ich bin nicht durchaus mit dem dort Gesagten einverstanden, wichtig aber ist der Hinweis darauf, dass die modernen Dichter sachlich und in Bezug auf die Tendenz nichts Neues bieten. „Darin“, sagt Granichstaedten, „liegt gar nicht das Wesen der modernen Kunst, dass sie einen bestimmten Sach-Inhalt, eine bestimmte philosophische Tendenz, kurz irgend eine in den politischen, socialen und wissenschaftlichen Controversen der Gegenwart begründete Richtung verfolgen wollte. Wir finden in den modernen Kunstschöpfungen die Gläubigkeit so gut vertreten wie den Materialismus, den politischen Freisinn und die strengste Observanz conservativer Grundsätze, Socialismus und die Ehrfurcht vor dem Besitz. Dieselben Dichter zeigen diese Gegensätze, je nachdem die Stoffe geartet sind, die sie behandeln. Ibsen ist Materialist in den „Gespenstern“, er exemplificiert die Lehre von der Suggestion in der „Frau vom Meere“, er predigt einen übermächtigen Gottesglauben in „Baumeister Solneß“ und eine mystische Gläubigkeit in „Klein Eyolf“. Die biedere Frommgläubigkeit triumphiert in Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen“, die Bourgeoisie erscheint als das erhaltende Element in „Biberpelz“, und derselbe Dichter hat „Die Weber“ und „Sonnenaufgang“ geschrieben. Ähnliche Erscheinungen lassen sich bei Zola nachweisen, sie ergeben sich aus der Lectüre aller unserer „Modernen“. Gerade darin liegt das Moderne unserer modernen Kunst, dass sie keine politischen und socialen Ideale zeigt, dass sie nicht die Tugend verherrlicht, wie das bis zu Lessing geschah, die Weisheit und die Freiheit, wie es Goethe und Schiller thaten, dass sie nichts mehr mit dem modernen Liberalismus zu thun hat, der im jungen Deutschland bis zu den Nachclassikern rumorte.

„Das Wesen der Modernen liegt in der Methode.“

Also das ist alles. Da die Alten auch nicht alle *einer* Methode gehuldigt haben, und die Neuen auch nicht alle nach *einer* Methode schaffen, so ist der Unterschied zwischen den Alten und den Neuen im Grunde gar nicht so groß, ja die Besten der Neuen ähneln den Besseren der Alten, wie ein Ei dem anderen darin, dass sie schaffen, was uns anmuthet, erschüttert, befreit.

Hauptgrundsatz der Neuen ist: Nur gestalten ohne Tendenz. Hauptgrundsatz der Alten war derselbe. Aber unbedingt gehalten haben ihn weder die Alten noch die Neuen. Schon die Absicht „schön zu sein“ ist eine Tendenz. Was aber ist schön? Das was uns anmuthet, also auch die Güte, die Treue, die Heldenhaftigkeit, die Tugend überhaupt. Warum soll man denn die Treue nicht gestalten wollen, den Opfermuth nicht, die Liebe nicht? Ich glaube, man darf diese edlen Dinge oder Ideale sehr gut in Gestalten bringen, *wenn man nur kann*.

Dem Künſtler iſt alles erlaubt, was er kann, ja ſogar die Tugend darf er geſtaltend verherrlichen. Wenn der Moderne das Laſter, das Häſsliche und Ekelhafte ſchön macht, ſo kann er allerdings mehr als die Alten. Die haben das nicht gekannt, dafür waren ſie zu ſehr Künſtler.

Wenn's aber nur aufs Geſtalten ankommt, ſo wird es dem Künſtler ebenſo leicht, Niedertracht, Laſter, Schmutz und Elend zu geſtalten, als das Gegentheil. Ja leichter. Denn niederwärts geht's leichter, als bergan. Will ich Edles ſchildern, ſo muſs ich vertraut ſein mit Edlem, ich muſs Gemeinſames mit ihm haben. Bin ich ein Lump, ſo kann ich beſſer Lumpen geſtalten, als vornehme Charaktere.

Ich habe mein Lebtag ja auch großes Elend und abſcheuliche Niedertracht geſehen. Ich habe im Volke Laſter kennen gelernt, ganz originelle Laſter, Dinge, von denen viele, die doch ein Stück Welt geſehen haben wollen, keine Ahnung haben. Es würde ſich ſehr lohnen, davon zu erzählen, mir ſtünden Formen dafür zu Gebote und ich könnte mir damit den Ruf eines modernen Naturaliſten erwerben. Ich thue es nicht. Und warum? Weil mir die Kunſt zu gut iſt, als daſs ich ſie in Dreck tauchen möchte, weil mir meine Leſer zu wert ſind, als daſs ich ihnen nur verächtliche Kanaillen vor Augen führen möchte, und endlich, weil ich mich ſelber zu ſehr achte, als daſs ich mich zum Interpreten eines ekelhaften Geſindels machen wollte. — Auch ich ſuche die Wahrheit zu geſtalten, aber nicht gerade dort, wo ſie am häſslichſten iſt.

Allerdings verträgt man die unſauberen Geſellen noch leichter in der Kunſt, als im Leben, aber nur darum, weil ſie die Kunſt wahr bis zur äußerſten Widerwärtigkeit nicht darſtellen kann, ſo gerne die Modernen auch möchten. Sprängen die banalen, brutalen, verſoffenen, unſauberen Geſtalten beiderlei Geſchlechtes lebendig aus dem Buche hervor, vom Bilde heraus, man würde ſich vor Buch und Bild beizeiten zu ſchützen ſuchen. Mit dem Prahlen, daſs die moderne Kunſt wahr ſei, die Wahrheit darſtelle, iſt es nicht weit her. Das Weſen der Kunſt liegt zu allen Zeiten vielleicht im Gegenſatze zu dem, was wir Natur und Wahrheit nennen. Ihre Sache iſt die Illuſion, die Schöpfung von Dingen, die eigentlich nicht ſind. Die Natur darzuſtellen hätte gar keinen Sinn, erſtens, weil ſie ohnehin vorhanden iſt, und zweitens, weil ſie nicht nachgemacht werden kann. Der Maler malt eine Figur und behauptet, das ſei ein Menſch, in Wahrheit iſt es nur ein gegliederter Farbenfleck. Der Dichter erzählt und ſagt, das wäre eine Liebesgeſchichte; in Wahrheit iſt es nur eine Gruppe von Worten. Der Schauſpieler ahmt Worte und Geberden eines böſen Königs nach und gibt vor, das wäre Richard III. In Wahrheit iſt es ein armer gutmüthiger Schlucker. So ſteht es mit der Wahrheit in der Kunſt. Und gut, daſs es ſo ſteht.

Es gibt eine Wahrheit in der Kunst. Dieselbe besteht darin, dass der Künstler nicht bloß aus seiner Phantasie schafft, sondern, dass er für seine Schöpfungen Welt und Leben als Modell benützt, nachdem er Eigenes schafft. Aber auch da sieht er Wahrheit und Natur nicht wie sie ist, sondern wie sie ihm erscheint. Jeder Mensch hat seine eigenen Augen, besonders der Künstler, und je mehr selbständige Persönlichkeit er hat, je genialer er veranlagt ist, desto eigenartiger schaut sein Auge. — Wer ganz gewöhnliche Gestalten aus dem Leben in ihrer alltäglichen Wahrheit wiedergibt, der wird wohl selbst ein ziemlich banaler Geselle sein. Die sogenannte Wahrheit zieht den Dichter herab ins Gemeine. Die innere Wahrheit, die Wahrhaftigkeit, das Schauen und gewissenhafte Gestalten nach seiner Natur hebt ihn empor.

Die modernen Dichter wissen also nicht, was sie wollen. Das einemal sagen sie, es gehe ihnen nur um die Gestaltung der realen Wahrheit. Und wenn man sie fragt, warum sie ihre Wahrheit nur in Schmutz, in der menschlichen Verkommenheit, im socialen Elende suchen, so antworten sie, der Gesellschaft müssten ihre Krebsschäden aufgedeckt werden. So sprach Zola, Ibsen, Sudermann, oder so sprachen wenigstens ihre Apostel. Also auf einmal tendenziös! Auf einmal sind sie das selber, was sie an anderen sosehr rügen: Tendenzdichter.

Mir ist vorgeworfen worden, dass meine Schriften zusehr die Tugend feiern, die poetische Gerechtigkeit walten lassen, gute Menschen schildern. Meine Herren, wenn das wahr ist, so thu' ich es ja nicht aus Bekehrungseifer, der wäre wahrlich schlecht angebracht heutzutage. Ich thue es einfach, weil es mich freut, weil ich mich gerne mit Gutem und Angenehmen beschäftige, weil ich auch in der Kunst auf einen anständigen Umgang was halte. Und angenommen, es vollziehe sich im Alltag nicht buchstäblich so, so macht es mir doppelten Spass, etwas zu schaffen, was nicht existiert, es ist eine Bereicherung meiner Wesenheit. Edle Menschen gestalten, heiteres Leben schildern, tragische Geschicke lösen, „die Tugend verherrlichen", das soll in der neuen Schule nicht mehr erlaubt sein?

Ein vollständiges Verkennen des Künstlers oder Dichters liegt in dem dreisten neuen Brauch, ihm Tendenz, Stoff und Schule vorschreiben zu wollen. Man möchte ihm damit gerade das anschwatzen, was er nicht haben soll — nämlich Absicht, Tendenz, Reflexion. Wissen und Wollen ist nichts, Können ist alles.

Wenn wir mehr können würden, hätten wir nicht Zeit, so viel über Kunst und Können zu schwatzen. Keine Zeit ist ärmer an Kunst, als die, in welcher alles von ihr spricht.

Am Cadaver.

Zweigespräch zwiſchen einem alten und einem jungen Arzte.

Und weit eher, als die Vacanzen angiengen, kam er nach Hauſe. — Die Stiefel bis oben mit Koth beſpritzt, den Hut bis ins Futter vom Regen durchweicht und ein Auge, das zugleich ängſtlich und zornig blickte, als er vor dem Vater ſtand.

„Wer iſt denn das?“ fragte dieſer, faſste den Zipf ſeines langen Bartes, um ſich damit die alten Augen auszureiben. „Wenn es mein Adalbert wäre?“

„Vater, der iſt es. Er iſt es leider, Vater!“

„Dann iſt die Univerſität abgebrannt“, ſagte der Alte.

„Nein, die Univerſität ſteht noch. Abgebrannt bin ich.“

Der Greis faſste den Burſchen mit beiden Händen feſt an den Achſeln an, um ihn zu rütteln. Da ſich der junge Mann aber äußerſt wenig bewegte, ſo ſprach er: „Das iſt nicht Aſche. Durchaus nicht. Das iſt einer, der feſtes Gerüſt im Leib hat. Vielleicht im Geldbeutel, daſs ein Unglück paſſiert iſt?“

Der Burſche hatte den ſchwammigen Hut in einen Winkel geworfen und ſich ſelbſt auf das Sopha.

„Du kannſt ein Kalb ſtechen laſſen, Papa, ich komme als verlorener Sohn. Das heißt, nein. Ich bin ein verlorener Sohn, ich werde einer ſein und werde einer bleiben. Von Reumuth iſt keine Rede. Das Kalb laſſe leben, aber Bier, wenn du mir ſchenken willſt.“

Der Alte trat zu ihm, legte die Hand auf ſeine Stirn: „Sollte da drinnen irgend etwas nicht ſtimmen?“

„Da drin ſtimmt's nicht“, ſagte der junge Mann und deutete an die Herzgegend.

„Ah ja ſo, verliebt!“ lachte der Alte. „Und darum den weiten Weg in dem Hundewetter? Schön, mein Sohn, daſs du den Segen deines alten Vaters ſo hoch eſtimierſt!“

„Der Segen wird ranzig werden, bis ich zu einer Braut komme.“

„Alſo nicht? Ein zwanzigjähriger Adonis und nicht verliebt? Pfui! Ein geſunder Mediciner und nicht verliebt? — Junge, du ſtudierſt doch Anatomie?“

„Nein, mein Vater. Das iſt es ja. Ich bin kein Mediciner, ich ſtudiere nicht Anatomie. Und deshalb bin ich da und zerſtöre deinen Lieblingswunſch, armer, guter Vater!“

Der Greis ſtopfte ſich eine Pfeife, dieſelbe hatte ein ſo langes Rohr, daſs er dem Sohne das Zündholz in die Hand gab: „Habe die Güte und heize an.“ Als er mehrere Züge gemacht hatte und die blauen Rauchringlein ſein graues Haupt umgaukelten, ſagte er: „Alſo nicht Mediciner! Na, warum denn nicht?“

„Ganz kurz geſagt: Ich kann den verfluchten Seciersaal nicht vertragen.“

„Du kannſt den ver —“

„— fluchten Seciersaal nicht vertragen. Es ekelt mich.“

„Oh liebliches Kindlein du, das verliert ſich in ein paar Tagen.“

„Vier Wochen lang habe ich ihn beſucht. Dann noch einmal vier Wochen lang. Der letzte Tag war noch ſchlimmer als der erſte.“

„Soll ich das glauben?“ fragte der Alte immer gleichmüthig. „Du haſt mir ja doch zu Hauſe ſo oft tapfer geholfen bei Operationen. Kein Wundfieber, keine Blutſchen! Ein Cadaver iſt erſt recht nichts.“

„Gott bewahre, daſs mich etwa vor einem Cadaver ekelte!“ rief der Burſche und ſprang vom Sopha auf. „Vor der verdammten Frivolität ekelt mich. — Sage, Vater, bin ich ſentimental? War ich es je?“

„Wie ein Lederapfel im September! So beiläufig denke ich mir dein Herz. Sentimental? Nein, daſs ich nicht wüſste.“

„Oder iſt man ein Hundsfott?“ pfauchte der junge Mann und rannte im Zimmer hin und her. „Wenn ſchon doch alles des Menſchen wegen iſt oder ſein ſoll, was geſchieht! Jeder Beruf, jede Wiſſenſchaft! Oder nicht? Was das für ein Arzt iſt, der keine Achtung hat vor Menſchen! Wenn ich den Menſchen in mir, in andern achten ſoll, ſo kann ich nicht ganz und gar pietätlos ſein gegen den todten Menſchenkörper. Ich kann nicht, weiß Gott! Und wenn ich den todten Menſchenleib miſsachte wie ein, wie ein — ich weiß nicht was, dann iſt mir auch der lebendige — Pappe! Ja, Vater, ja! Dann entſage ich der Medicin und werde Feldwebel, oder Eremite, oder irgend eine Arabeske in der Geſellſchaft.“

Der Greis ſog aus der Pfeife und blickte ſchmunzelnd auf ſeinen Sohn. Sogar mit dem Kopf nickte er ein wenig. „Jetzt erſt ſehe ich es ſehr klar, Adalbert, daſs du zum Arzte geboren biſt.“

„Lauter ſchreien kann ich nicht“, verſetzte der Burſche, „wenn du mich ſo nicht verſtehſt . . . .“

„Und wie ich dich verstehe, Sohn! Man schreibt an ein Spital: Ersuchen um drei Exemplare, womöglich feminina, à sechs Gulden. Die Kisten kommen. Ausgepackt. Der Diener schnupft den nackten, starren Körper auf die Achsel, wie der Metzger das todte Schwein trägt. Und aufs Eis damit. Die Extremitäten auf den Schragen für den ersten Jahrgang, den Rumpf für ....

„Ich muss dich bitten, Vater, mir graust."

„Ja, poetisch ist das nicht, mein Kind. Aber nothwendig ist es. Sollen die jungen Leute an Pappendeckelcadavern Anatomie studieren? Oder ist am Ende diese Wissenschaft überflüssig, dient sie nur zur Befriedigung der Neugierde, im besten Falle zur Vervollständigung der Kenntnisse, und im Praktischen weiß der Arzt, der den Kranken doch nicht auseinandernehmen kann wie ein Uhrwerk, mit der Anatomie nichts anzufangen! Solltest du ein Anhänger solch läppischer Phrasen geworden sein?"

„Ganz gewiss nicht! Das eingehendste Studium des menschlichen Körpers, nicht nach Büchern, wohl aber in Praxis, ist das Erste eines Arztes. Das ist doch klar!"

„Nun also, junger Herr, was wollen Sie denn?"

„Einen anderen Beruf."

„Weil du schon so erfreulich beseelt bist von Menschenwürde: welchen Beruf meinst du nur, der so ganz und gar erfüllt ist von Pietät gegen andere? Etwa die Politik? Oder das Börsengeschäft? Nenne mir doch einen Beruf, der den Menschen zuliebe größere Opfer verlangt, als der ärztliche? Eines dieser Opfer z. B. ist so groß, dass mein junger Mediciner darob fahnenflüchtig werden will. Weil es ihn aus Menschenachtung anwidert, an Menschenleichen Studien zu machen. — Übrigens, mein Junge", fügte der Alte bei und legte seine Pfeife auf den Tisch, „mir ist es vor fünfunddreißig Jahren geradeso ergangen, wie es dir heute ergeht. Mein Gefühl, als ich das erstemal in den Seciersaal trat, war das der Empörung. Die Brutalität, mit der hantiert wurde, dazu noch mancher Schabernack muthwilliger Jungen mit dem Todten! Das Bananfische dabei! Reine Metzgerei. Und „diese Exemplare", waren es nicht Menschen, die vor wenigen Tagen noch gleich uns gelebt, gelitten hatten, gleich uns von denselben Idealen beseelt, von denselben Dämonen gehetzt! — Dieser Todte, an den ich jetzt mechanisch das Messer setze, weint nicht ein Mutterherz um ihn? Oder ein trostloser Gatte oder eine verlassene Waise? Wie treu mochte dieser Leib gepflegt worden sein, wie keusch verhüllt und gehütet! Und jetzt! — Auf allen Straßen entblößen die hastenden Menschen für einen Augenblick ihr Haupt, wenn ein Leichenzug vorbeigeht, der Friedhof bleibt ein heiliger Ort für alle Welt, auch wenn es lauter Fremde sind, die darin ruhen. Überall genießen die Todten Achtung, nur nicht im Seciersaale! Ein freudiges Ah! geht durch die

Reihen der Ärzte und Studierenden, wenn am Cadaver eine Abnormität entdeckt wird, unter welcher ein Mensch unsäglich gelitten und zugrunde gegangen war! — Und als ich sah, wie sie in den Eingeweiden wühlten, Adalbert, ich fühlte ihr Messer in meiner eigenen Brust. Und ich dachte dem ausgestreckten Todten zu: „Wenn das mein Vater wäre, oder mein Bruder, oder mein Sohn! — Da haben sie mich eines Tages ohnmächtig aus dem Saale getragen. . . ."

„Und du bist doch wieder hineingegangen?" rief der Bursche.

„Ich bin doch wieder hineingegangen", entgegnete der Alte gelassen. „Ich habe gedacht: „Schau, wenn du findest, dass im Seciersaal zu wenig Pietät herrscht, so musst du eben welche hineintragen. Wenigstens für deinen persönlichen Gebrauch. Ist doch mancher Beruf arg profan, und der Mensch versteht ihn zu weihen. Denn die Roheit im allgemeinen, die verfluchte, verächtliche Roheit, du wirst sie nie und nirgends aus der Welt schaffen. Es gibt gemeine Creaturen überall, auch im Tempel der Wissenschaft. Und feinfühlige Menschen überall, auch in den Werkstätten und Schachten. Der echte Mensch heiligt sich seinen Beruf, seine Arbeit selbst. Ist die Arbeit auch nur für Geld und Habe, für irdische Nichtigkeit, der Mensch kann ihr durch einen guten Gedanken edlen Inhalt geben. Der Knappe, wenn er in den Berg fährt, sagt: Glückauf! Der Bauer, der den Pflug an die Scholle setzt, sagt: In Gottesnamen! Der Matrose sticht mit einem Rufe zu Maria in die See! So haben sie ihre Sprüchlein, ihre Gebetlein, an denen sie das Herz beleben, damit es nicht verkümmere, versteinere. Der junge Arzt am allerwenigsten darf sein Herz verkümmern, versteinern lassen, er bedarf es zu sehr für die leidenden Brüder und Schwestern, deren Heil er sich gewidmet hat. Und so habe auch ich mir ein Sprüchlein, ein Gebetlein ersonnen für den Seciersaal. Es hat mir gute Dienste geleistet."

„Darf man's wissen?" fragte der Sohn.

„Du solltest es ja wissen, Adalbert, du solltest doch selber drauf verfallen sein. — Du kannst deine Fußreisen durch das Zimmer für einen Augenblick unterbrechen und mir ruhig zuhören. Es ist ein gar kurzer Unterricht. Höre. — Wenn ich in den Saal trat und vor mir auf dem Tische die Gestalt lag mit dem mattgelblichen Wachsglanz, splitternackt, kalt wie Lehm. Alle Haare rasiert; starr das zerronnene Auge, ausdruckslos die Züge — aller Menschheit beraubt! Da habe ich mir gedacht: Du lieber, du glücklicher Todter! Während die meisten deinesgleichen sofort der Erde übergeben werden müssen, bist du auserwählt, auch im Tode noch den Menschen zu nützen. An deinen Resten, bevor sie zur Asche werden, entzünden sich die Flammen des Wissens und Erkennens, des Könnens und Handelns für allgemeines Wohl, so dass aus dir, du todter Leib, gleichsam neues Leben quillt in die Glieder

der Kranken. Du bist auserlesen, mit zum Heile der Menschheit zu dienen. Ich ehre dich! — Siehe, mein Sohn, und dieser Gedanke hat mich stark gemacht. Unter dem Schutze dieses Gedankens entrann ich der Gefahr einer Herzensverrohung im Secirsaal, unter seinem Schutze glaube ich mein bischen Idealismus herübergerettet zu haben in die Krankenstuben."

„Das hört sich anders an", sagte der Student. „Vielleicht besinne ich mich doch noch. Warum aber spricht der Professor auf dem Katheder nicht davon?"

„Es muss auch dem Vater etwas übrig bleiben zu sagen." R

Das Dampfross mein Pegasus.

Aus dem Tagebuch von **Peter Rosegger.**

Unter den vielen Auszeichnungen, die mir — ob verdient oder unverdient — je erwiesen worden sind, ist es eine, welche mir besonders große Freude macht. Es ist eine Freude, die sich Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr wiederholt, es ist eine Auszeichnung, die mir allerlei Vortheile bringt, besonders geistige, ja die mir die größten und reinsten Genüsse vermittelt, welche diese schöne Erde für mich haben kann.

Wenn man in meinen literarischen Arbeiten volksthumlicher und landschaftlicher Natur schon ein Verdienst erblicken will für unsere alpine Poesie, für unsere Volkskunde, für unseren Fremdenverkehr, so glaube ich nicht, dass man dieses Verdienst vornehmer und sachgemäßer ehren kann, als es unsere Südbahn thut. Die steierischen Landesbahnen sind noch nicht auf den Gedanken gekommen, dass ein steierischer Poet etwa schwach zu Fuß oder nicht besonders stark an der Börse sein dürfte. Die Staatsbahnen glauben mit ihrem Zonentarif schon den höchsten Grad der Coulanz erreicht zu haben. — Als junger Mensch bin ich Gast der Kronprinz-Rudolfsbahn gewesen. Ein paar Sommer über habe ich in der ersten Wagenclasse gewohnt zwischen St. Valentin und Laibach. Und von dieser rollenden Herrschaftswohnung aus habe ich Fußpartien unternommen in alle schönen Theile der Gegenden, die von der Bahn durchschnitten werden. Damals habe ich fleißig Landes- und Volkskunde getrieben, es war eine fruchtbare Einleitung meiner schriftstellerischen Thätigkeit. Das ist aber nicht immer so geblieben, als ein Regime wechselte und als die Waggons sich mehr mit Reisenden füllten, vielleicht auch mit solchen, die begeisterte Zeilen des Poeten schon herbeigelockt, wurde der Poet abgeladen. Das heißt, er hätte schon bleiben können, wenn —

Nun und das Wenn, das gieng halt nicht. Ich habe jene Gegenden dann vernachläſſigen müſſen.

Mir das Liebſte auf der Welt aber liegt an der Südbahn. Die Waldheimat, mein Graz, das große Wien. Die Stränge dieſer Bahn gehen hinauf gegen die Gletſcherwelt, ſie gehen hinab ans Meer; ſie durchziehen die allerſchönſten Länder. Und dieſe Länder mit ihren Naturherrlichkeiten, mit ihren eigenthümlichen Völkerſchaften, hat die Südbahn mir zum Geſchenke gemacht. Im eleganten Wagengelaſs behaglich ſitzend, blicke ich an beiden Seiten zu den hellen Fenſtern hinaus in mein Reich, für das andere ſorgen, und das meinen Augen und meinem Herzen zum Genuſs iſt. Wo es mir beſonders gefällt, wo ich Anregung und Neues finde, dort ſteige ich aus und ſchaue und horche und ſchreibe und preiſe Gott für ſeine Welt und danke der Bahn für ihre Gaſtfreundſchaft.

Wenn je einmal unterſucht werden ſollte, woher denn dieſem „fruchtbaren Poeten“ die vielen Dinge in den Kopf gekommen ſind, ſo dürften nicht viele Profeſſoren, nicht viele Bücher genannt werden, aber man würde finden, daſs es die k. k. privilegierte Südbahn war, die ihm freies Geleite gab durch die Schule, in welcher dieſer Menſch ſeine Wiſſenſchaften geholt.

Schon ſeit der erſten Zeit meiner literariſchen Laufbahn erfreue ich mich des Wohlwollens der Südbahn. Sie machte mir durch Fahrpreisermäßigung von Graz aus den Verkehr möglich mit meiner Heimat, mit dem Oberlande, mit meinen Wiener Freunden Anzengruber, Schlögl, Grasberger, Lecher, Silberſtein, Bettelheim u. ſ. w., denen ich mancherlei Anregung verdanke. — Ich gehöre nicht zu ſolchen, die das Eiſenbahnweſen für den Tod der Reiſepoeſie halten. Eine Reiſe im bequemen Waggon iſt unter Umſtänden unvergleichlich poetiſcher als eine in der Poſtkutſche. Ohne Eiſenbahn wäre z. B. das herrliche Land Tirol für die allerwenigſten von uns erreichbar, während man mit ihr nach einer im Coupé behaglich verſchlafenen Nacht am Morgen wohl ausgeraſtet und eindrucksfähig im ferniſten Alpenthale aus dem Zuge ſteigt. Für Fußwanderungen iſt noch Gelegenheit, mehr als manchem lieb ſein mag, auch für Poſtkutſchentorturen. — Alſo bin ich ſtets gerne im Eiſenbahnwagen geſeſſen, habe während der Fahrten auch leicht und viel gearbeitet. Freilich gab es häufig ein fatales Aber . . . .

Allemal war's nicht das Heimweh, wenn ich von meiner Reiſe vor der beſtimmten Zeit heimkehrte. Ein kluger Freund ahnte, wo es fehlen möchte, und dieſer war der Meinung, für Poeten, wenn ſie recht brav wären, gebe es vielleicht ganz ausnahmsweiſe noch billigere Reiſekarten, als jene mir bisher zugewendeten . . . Dieſe Perſpective machte mir ſofort das Herz rebelliſch. Und rebelliſche Herzen ſind kühn. Ich wendete mich mit meiner Angelegenheit — es war eine wahre Herzensangelegenheit — an die Südbahn und hatte Glück.

Seit dem Sommer 1888 beſitze ich für alle Strecken Öſterreich-Ungarns der Südbahn freie Fahrt. Jeder Zug ohne Ausnahme ſteht mir zu Gebote, und in jedem die Auswahl der Claſſe.

Ich genieße den Vorzug bedingungslos. Nie auch nur die leiſeſte Andeutung iſt geſchehen, als hätte ich der Südbahn irgend eine Gegenleiſtung zu machen. Ich hatte es mir nicht immer verſagt, naheliegende Zuſtände und Einrichtungen zu kritiſieren und behalte mir auch hier wie überall das Recht des Freimuths vor. Das berührt die Sache nicht, und hierin liegt der moraliſche Wert dieſer Auszeichnung, ſie iſt — ich betone es mit Dankbarkeit — eine Mäcenenthat.

Im Wagengelaſs, ſelbſt zur Winterszeit, wenn der Schnee ſein blaſſes mildes Licht zu den Fenſtern hereinſendet, läſst ſich gut arbeiten. Natürlich ſuche ich ſtets das leere Coupé, wenn eins vorhanden. In welcher Claſſe ich ſie auch mag finden — die Einſamkeit, ſie ſei geprieſen. In dieſer beſucht Frau Muſe den Poeten und gibt ihm allerhand Einfälle, gute und närriſche, und die vorüberziehende Welt wirft auch manchen Klumpen herein, aus dem dann irgend etwas geſchmiedet wird.

Was kommt da nicht alles heran! Kaum iſt der Stefansthurm verſchwunden, ſo ſind ſchon da die goldenen Weinberge von Vöslau und Gumpoldskirchen, die blauenden Bergreihen der Wienerwaldes. Selbſt die krüppeligen Kiefernwälder des Steinfeldes habe ich lieb. Dann nahen die Prachtſtücke des Semmerings, dann kommt das traute Mürzthal, das freundliche Murthal. In Marburg der Drau entlang, da bringt jede Station ein neues liebliches oder großartiges Landſchaftsbild. Wir fahren ins Bereich der Karawanken, an den Ufern der Seen dahin. Wir nahen der Alpenwelt des Großglockners, den leuchtenden Dolomiten. Von den hiſtoriſchen Geländen bei Brixen führt uns unſere Bahn entweder über den Brenner zu Tirols Hauptſtadt und hinaus am Inn entlang bis zur Grenze des Deutſchen Reiches. Oder ſie führt uns den Eiſack hinab in die paradieſiſchen Gefilde von Bozen und Meran, durch das einzig herrliche Etſchthal bis vor die Thore von Verona. Wählen wir aber in Marburg die ſüdliche Strecke, ſo gelangen wir ans Bett der Sann, in welcher die Sulzbacheralpen ſich ſpiegeln. Wir gerathen in die intereſſanten Moorgründe bei Laibach, wir rollen über die Felswüſten des Karſt, zur Rechten immer noch Alpenrieſen, bis der Zug endlich hinausgleitet über die Maulbeergelände Frianls oder hinab, wo Miramare ſteht am Adriatiſchen Meere. An Sennhütten pfeift er, der Südbahnzug, dahin im eiſigen Gletſcherhauch, und hier ſendet er ſeine Dampfwolken empor in die Maſten der Weltumſegler. — Dann die Seitenbahnen. Die eine führt ins ſonnenheitere Abbazia hinab und zum ſtolzaufſtrebenden Fiume; die andere in die ſchöne Hauptſtadt Kroatiens und bis gegen die Himmelsſtriche von Bosnien; die dritte endlich gar in die Puſten Ungarns und ins

Paris an der Donau. Über dem Ostende der Südbahn geht die Sonne um eine halbe Stunde früher auf, als an ihren westlichen Ausläufern. Ihre südlichsten Telegraphenstangen bei den Welschen werfen um zwölf Uhr mittags beträchtlich kürzere Schatten als die nördlichen im tentonischen Reiche. Vier große Völkerschaften durchstreift die Südbahn, und die kleineren sind nicht zu zählen.

Und das alles ist mein! Ich bin daheim am Semmering und am Quarnero, am Plattensee, in Ampezzo und in den Alpenthälern Andreas Hofers.

Da finden sich denn die Bauern, die Burschen und Dirndeln, die Pfarrer und Lehrer, die Hirten und Holzer und alle anderen in allen denkbaren Exemplaren und mit allem möglichen Zugehör. Das Volk ist nicht zu erschöpfen, es ist wie das Meer, das bei seiner ewigen Bewegung immer das alte, unergründliche bleibt. Und doch ein offenes Buch mit dem Folio der landschaftlichen Natur.

Vielleicht ist es, dass ich von der Tauernkette meine „Schriften des Waldschulmeisters" holte, vom Hochschwabgebiete den „Gottsucher", von den Murgeländern „Jakob den Letzten", von den kroatischen Wäldern „Martin den Mann", von den Ufern des Eisack den „Peter Mayr", und manch anderes Buch von unterwegs.

Und wenn es wirklich ist, wie sie sagen, dass solche Bücher gerne gelesen werden daheim und auch im fremden Lande, dass die Fremden, ein wenig durch derlei Schriften angeregt, Interesse gewinnen und Liebe für Land und Leute bei uns, dass sie kommen und sehen und froh sind bei uns — dann kann ich mich von der großen Spende der Südbahn durchaus nicht gedrückt fühlen, vielmehr gehoben und stolz, dass sie eine so vornehme und zugleich praktische Form der Anerkennung gefunden hat, die höher zu schätzen ist, als Diplome und Orden, denn sie ist jeden Tag fruchtbar.

Sie macht es dem Kränklichen möglich, stets nach persönlichem Befinden das zuträglichste Klima zu wählen, sie vermittelt dem manchmal steril werdenden Gehirn immer wieder neue Eindrücke. Sie führt rasch an ferne Ziele und ebenso rasch wieder zurück ins heimatliche Thal. Etwas Besseres für unsereinen könnte kaum erfunden werden. — Wenn die alten Dichter auf dem Pegasus geritten sind, und himmelwärts geflogen, wohlan! Ich bleibe auf der lieben Erde, wähle als Reitpferd das Dampfross und fahre auch nicht schlecht.

Auf dem Polſter.

Ein Spaziergang in der Heimat.

„Auf, auf! die Berge haben ſchon Toilette gemacht!“ ruft Michel der Schelm zu Troſaiach an jenem Auguſtmorgen. Wir wetzen die Augen und ſehen es: der Reichenſtein hat eine graue Schürze um, das Wildfeld eine graue Cravate, und der Reiting hat die Haube auf. Für einen feſtlichen Tag war das kein Gewand. „Laſſet nur Zeit!“ lacht Michel der Schelm. „Die Schürze wirft der alte Herr über die Achſel, wie der Kellner die Serviette, die Cravate des Wildfeldes flattert in die Höhe, wie bei einem flotten Burſchen, und der Reiting lüpft ſeine Haube und ſchleudert ſie ſchließlich gar in die Lüfte. Seht ihr?“

Vernünftig geſagt: die Nebel ſanken nicht an den Bergen, ſie ſtiegen vielmehr, und als das erſte blaue Loch ſichtbar wurde in den Himmel hinein, haben wir raſch unſere Stöcke hervorgeholt. Wie die Strahlen eines Sternes, ſo gehen zu Troſaiach nach allen Seiten hin die Thäler, Schluchten und Wege. Wir zogen gen den alten Eiſenort vor dem Berg, um uns dann von der Zahnradbahn hinanbeißen zu laſſen auf den Prebühel, wo drei Jahre nach Eröffnung der Eiſenbahn ſchon zwei neue Touriſtenhäuſer ſtehen und wo ſich ſehr bald eine beſuchte Sommerfriſche entwickeln wird.

In früheren Jahren habe ich von da aus manchen hohen Berg beſtiegen, ſo den Reichenſtein, den Hochthurm und die Griesmauer, an der ich freilich nie bis an die höchſte Spitze kam, weil mir für ſolchen Gewinn der Einſatz zu groß war. Dieſer Einſatz beſtand in einem jungen weltluſtigen Leben. Heutzutage, da dieſer Artikel im allgemeinen ſtark entwertet worden iſt, wagen ihn die richtigen Touriſten unbedenklich für die gegentheilige Möglichkeit, auf die Spitze zu kommen und im Fachblatt genau beſchreiben zu können, in wie vielen Stunden und Minuten ſie beſteigbar iſt. Die Ausſicht, die Flora iſt vom Reichenſtein, vom Hochthurm, vom Wildfeld aus weit lohnender, als von der Griesmauer, aber jetzt gehört zu den geſuchteſten Vorzügen eines Berges auch ſeine Lebensgefahr für die Beſteiger.

Ich bin immer ein altmodisch eigennütziger Mensch gewesen, der für einen guten Einsatz auch einen ordentlichen Gewinn haben will und der, wenn er zur Erholung ins Gebirge geht, nicht just dort hinaufsteigt, wo er sich bis aufs Blut abrackern muss, sondern lieber dort, wo er Erquickung und behaglichen Genuss hat. — Auf dem Prebühel zur rechten Hand steht ein steiler Bergkegel, der am Fuße bewaldet ist, dann weiter empor grüne Almen hat. Nur wenige Felskanten ragen aus den Matten hervor und der schöne Fußsteig, der sich die dachsteilen Hänge in zahllosen Schlangenwindungen emporrankt, ist weich in erzhältiges röthliches Erdreich gebettet. Dieser Berg führt den üppigen Namen „Polster". Hübsch bequem geworden, lasse ich jetzt also die felsigen Schroffen abseits stehen und besteige die schönen grünen Kuppen, die an Höhe den anderen auch manchmal nicht viel nachgeben. Unser Trofaiacher Schelm behauptet allerdings, dass auf dem „Polster" mehr Leute zugrunde giengen als auf der Rax oder auf den Bergen des Gesäuses, was man gelten lassen muss, wie ja jeder von uns schließlich lieber auf dem Kissen einschläft, als auf einem hohen Berg. — Der Polster ist 1911 Meter hoch. Unterwegs hinauf hat man die Aussicht nach dem Süden, Westen und Norden, in die waldigen Gelände über Vordernberg hinaus, in das Felsengebiet des nahen, gegenüberstehenden Reichensteins, des Kaiserschildes und der Rottenmanner Tauern. Die beiden Orte Vordernberg und Eisenerz ruhen in grünen Tiefen. Die eigentliche Überraschung erwartete uns wenige Minuten, bevor wir den Gipfel erreichten. Die Scharte des Berges überstiegen, lag plötzlich die ungeheuere Schwabenwüste vor uns, von der nahen schründigen Griesmauer und der durchlöcherten Frauenmauer an bis zu den fernen Bergen Niederösterreichs und vom Pfaffenstein an bis zu den östlichen Ausläufern am Seeberg. Diesem gewaltigen Felsstock sieht man von der Spitze unseres Berges aus großentheils in seine Schluchten und auf sein karstiges Hochplateau. Um die Bergwelt des Hochschwab — es ist wahrlich eine Bergwelt! vor sich liegen zu haben, gibt es wohl kaum einen schöneren und bequemeren Punkt, als den Polster, dessen Spitze von der Eisenbahnstation Prebühel aus, selbst für Frauen und Kinder, leicht in zwei Stunden zu erreichen ist.

Auf dem Gipfel hockten wir im warmen Sonnenschein und schauten uns satt. Es war Mittag, vom Erzberge herauf hallten matt die Sprengschüsse. Unsere Reise sollte an demselben Tage noch weiter gehen bis zum Leopoldsteinersee. Also wieder zu Thale. Während des Abstieges habe ich erfahren, dass thatsächlich auch der zahme Polster lebensgefährlich sein kann. Ich pflege auf Bergtouren den Kameraden stets vorauszugehen, erstens um das beim Marschieren leidige Sprechen zu vermeiden, zweitens um mich ganz der Naturstimmung hingeben zu können. So schritt ich nun beim Abstiege weit voraus, die hängende Mulde hinab. Am Hange

weideten mehrere hunderte von Schafen und Ziegen, bewacht von einem frischen Jungen, der drüben zwischen Knieholz jodelte. Ich dachte gerade nach über das Hirtenleben auf den Almen, das auch mir nicht fremd geblieben war in der Jugend, als plötzlich hoch vom Berge eine Stimme rief. Zuerst verstand ich sie nicht, sie schrie heftig: „Aufpassen, Peter! Ein Stein kommt!“ Da sah ich's auch schon. Noch weit war er von mir, ein großes gezacktes Stück, aber mit jedem Sprung, den der Klumpen den steilen Hang herab that, kam er mir um viele Meter näher — und gerade auf mich zu. Ich sprang nach rechts, der Stein folgte derselben Richtung, ich lief nach links, auch der Stein that's und sauste heran. Ich war mir der äußersten Gefahr bewußt, doch erinnere ich mich keines Schrecks, keiner Angst, nur neugierig war ich, wie das Ding ausgehen würde.

Jetzt an den kritischen Augenblick zurückdenkend, ist mir fast, als ob ich selber mit Absicht den Stein in den Wurf gelaufen wäre, als ob mich eine magische Macht nach ihm hingezogen hätte; in größter Spannung war ich, ob wir uns wohl treffen würden. In demselben Momente des Hin- und Herzappelns rutschte ich auf dem steilen Rasen aus, fiel heftig hin, und der Stein pfiff gerade über mich hinweg. — Nachher habe ich mich langsam aufgerichtet und war ein wenig überrascht. Die Schafe und Ziegen hoben ihre Köpfe, um dem Ungethüm nachzublicken in die Tiefe. Aber es war nicht Zeit für viele Beschaulichkeit, ein zweiter Stein, wahrscheinlich vom ersten locker gemacht, kam herab und hart an mir vorüber. Die Thiere stoben auseinander und ich mußte stehen bleiben in der steilen Mulde, weil meine Füße anhuben zu zittern, denn jetzt erst begann der Schreck zu wirken.

Hoch oben war von einem Wandergenossen aus Zufall der große Stein locker getreten worden. Zuerst schob er sich langsam über, aber als man seinen Lauf zu hemmen suchte, war es zu spät. Ein Warnruf den in der Tiefe Niedersteigenden, dann stummes Entsetzen, als der Stein gerade auf den Arglosen zuflog, und als dieser in dem Augenblick, da jener über ihn hinsauste, gestürzt war. . . .

Das ist gewesen auf dem Polster am 26. August 1895, um zwölf Uhr fünfzehn Minuten mittags. — Die Steine werden viele hundert Meter tiefer an die Baumstämme des Waldes geprallt sein und wohl gar einen oder den anderen geknickt haben. Der Zufall ist ein arger Schalk, sowie ein kleiner Fehltritt jemandem das Leben kosten kann, so kann ein Fall zu rechter Zeit das Leben retten. — Noch lieber jedoch wäre mir's, wenn ihr den Schutzengel gelten ließet. . . . Ich bin mit zitternden Knien sachte weitergegangen, dahin zwischen Alpenblumen im Sonnenschein, und bald hernach haben wir im Gasthause auf dem Prebbühel bei klingenden Gläsern den glücklichen Zufall leben gelassen, der mich leben gelassen hat.

R.

Kinder in den Bergen.

Von Rudolf Kleinecke.

Wenn enragierte Bergfexen Steinbrocken sammeln, die nur den eingebildeten Wert haben, von einem Zwölftausender herabgeholt worden zu sein, wenn es Leute gibt, die sich Sammlungen von Gasthof- und Hotelrechnungen anlegen, und andere wieder, die in ihrem behaglichen, traulichen Heim eine Art Museum bergen, dessen einzelne Gegenstände alle von im Gebirge abgestürzten Touristen herstammen, wird es wohl niemanden wundernehmen, wenn einer einmal seinen Sammeleifer auf ein anderes Feld verpflanzt, indem er bei seinen Bergwanderungen auch den lieblichsten Geschöpfen unserer Erde, den Kindern, seine Beachtung schenkt und die duftigen Blüten ihrer Denk- und Ausdrucksweise zu einem Sträußchen bindet.

Kinder in den Bergen! Welche Fülle von Glück und Lust umfassen diese Worte! Unbeengt von städtischem Zwang tummeln sich die Kleinen in der freien Natur, Anregung und Kräftigung findend für Geist und Körper. Eine neue Welt hat sich ihnen aufgethan, eine Welt voll Schönheit, eine Welt voll Lust! Freilich kann nicht behauptet werden, dass die herzigen Geschöpfchen Verständnis hätten für die wahre Schönheit der gewaltigen Bergnatur — eine Blume ist ihnen meist lieber als die herrlichste Fernsicht, der glänzende Thautropfen im Grase oft interessanter als der mächtigste Wasserfall. Ihrem kindlichen Begriffsvermögen liegt das Kleine, Unscheinbare näher als der Sinn für das Erhabene, Gewaltige.

Ich unternahm einmal mit meinem zweijährigen Bübchen einen Spaziergang. Natürlich freute er sich schon tags zuvor auf den „hohen Berg", den wir besteigen wollten, und marschierte dann auch recht wacker das Stündchen Weges auf gut gehaltenen Promenadewegen bergan. Oben angelangt, wollte er aber nicht glauben, dass wir schon auf dem „hohen Berg" seien, und ein wenig unbefriedigt ward der Abstieg angetreten.

Im Thale neben der Straße lagen Steinhaufen zur Beschotterung derselben. Jubelnd krabbelte er nun mit den kleinen Füßchen über das

lose Geröll — überglücklich, auf dem „hohen Berg“ zu sein! Es war eben nicht die Höhe (für die er kein Verständnis hatte), sondern die Schwierigkeit der „Besteigung“, die für ihn den „Berg“ machte und ihm imponierte — übrigens eine Ansicht, welche die meisten Hochtouristen mit ihm theilten.

Von seinem Naturempfinden zeugt dagegen Lenchens Ausspruch, den die Sechsjährige wohl kaum schon einem lyrischen Dichter abgelauscht haben dürfte. Lenchen kommt mit Mama spät abends an den See, wo die Sommermonate zugebracht werden sollen. Die ganze Natur ist in Aufruhr, heulend und pfeifend fährt der Sturm über die Wasserfläche, die sich in riesigen Wogen aufbäumt, durcheinander wälzt und brausend und zischend gegen das Ufer flutet. Lenchen liegt schon lange in ihrem Bettchen in der Villa am Seeufer, und noch immer hört sie das Brüllen des Sturmes, das Branden des Wassers, bis sie die grausige Musik endlich in Schlaf wiegt.

Als sie am nächsten Morgen jubelnd aus dem Zimmer stürmt und ihr erster Blick auf den See fällt, der ruhig und still, wie eine unbewegliche Spiegelfläche in der Sonne schimmert, hält sie plötzlich an, legt den Finger auf den Mund und lispelt: „Pst, ruhig sein, der See schläft noch.“

Dass bei den meisten solchen Bemerkungen ein gut Stück, wenn auch unbewussten Humors, mit unterläuft, macht diese Äußerungen herziger Dummheit und kindlicher Weisheit nur umso interessanter. Am bekanntesten ist wohl der selbstbewusste Ausspruch des Geißbuben, von dem Berlepsch in seinem berühmten Buche „Die Alpen in Natur- und Lebensbildern“ erzählt.

Das übermüthige Bürschchen schaukelte sich auf einem Krummholzaste, der weit über eine Felswand hinaushieng. Als ihm der Pfarrer später das Unbedachte und Waghalsige seines Beginnens vorhielt und meinte: es wäre ihm gewiss ein Unglück geschehen, wenn nicht sein Schutzengel bei ihm gewesen wäre, antwortete das Bürschchen in keckem Selbstbewusstsein: „Herr Pfarrer, so wyt wi—n—i nssä goh, goht der Schutzengel nöd!“

Den Gegensatz zu diesem auf eigene Kraft vertrauenden Sohn der Berge bieten zwei wohlerzogene Stadtkinder, mit denen ich einmal den Spaziergang über den Türkensturz bei Seebenstein unternahm. Der Türkensturz ist eine in steilen Wänden abfallende Felspartie und die beiden Kleinen, die etwa fünfjährige Ida und der ein paar Monate jüngere Karl, stiegen recht mürrisch das schmale Steiglein bergab. Ungefähr in der Mitte des Abstnrzes theilte sich dasselbe in zwei Äste, und da ich die Kinder nicht durch Irregehen übermüden wollte, hieß ich sie hier niedersetzen und warten, bis ich nach dem richtigen Wege gesucht habe.

Kaum war ich aber ein paar hundert Schritte bergab gestiegen und hatte die Kinder aus den Augen verloren, als mir das Unüberlegte und Leichtsinnige meines Vorgehens zum Bewusstsein kam. Wie, wenn die Kleinen, meinem Verbote zum Trotz, ihr sicheres Plätzchen verließen und mir nachkämen? Ein Unachtsamkeit, ein Fehltritt, und sie konnten über die Felsen stürzen, ohne Halt, ohne Rettung! Klopfenden Herzens stürmte ich bergan, athemlos, in mächtigen Sätzen — Gott sei Dank, da saßen sie noch so ruhig und sittsam, wie ich sie vor wenigen Minuten verlassen hatte!

„Weißt du, Onkel Rudolf", sagte das kluge Mädchen, „ich habe dem Karl gesagt, wenn er aufsteht, werd' ich ihn bei dir verklagen, und wenn *ich* aufstehe, *muss er mich verklagen*." Und so blieben sie unter gegenseitiger Beaufsichtigung still am Platze, bis ich zurückgekommen war und sie nun — wie man sich denken kann — nicht mehr aus den Augen ließ.

Ergötzlichen Stoff bietet die Unkenntnis des fremden Dialectes. So erzählt der kleine Max bei der Rückkehr von der mit Mama unternommenen Reise ins Salzburgische ganz stolz, er habe dort gesehen, *wo der Käse wächst*. Er ist nämlich nicht davon abzubringen, dass die Gletscher, die man dortzulande Kees nennt, nichts anderes als riesige *Käsepflanzungen* sind!

Eine ähnliche, nur noch drastischere „Begriffsverwirrung", passierte dem kleinen Schani, als er zum erstenmal mit seinem „Vatter" aus dem heimatlichen „Brillantengrund" in die Alpen kam. „Wer is denn das?" fragte er, auf eine martialische Gestalt deutend, die eine blanke Eisenhaue in der Hand hielt und ein mächtiges Seil um die Brust gewunden trug.

„Des is a Fiehrer", antwortete der Herr Papa im reinsten „Lerchenfelderisch" und das Büblein stand da und riss Augen und Mund auf vor Verwunderung. Die „Vierer", die es in der Schule gelernt hatte, schauten ganz anders aus!

Fritzchen, der aus Norddeutschland in die Waldberge der grünen Mark kommt, trifft hier zufällig mit einem Schulkameraden zusammen, der schon längere Zeit daselbst weilt. Begierig, sich vor dem Gespielen hervorzuthun, erzählt Fritzchen demselben, dass er nun auch französisch lernt. „Ach was", antwortet dieser, ohne sich durch die Weisheit des Kameraden verblüffen zu lassen, „das ist noch gar nichts — *ich kann sogar schon steirisch*."

Ein anderer Berliner Junge, der mit seinen Eltern zur Sommerfrische in die Alpen kommt, hört hier viel von den Schutzhütten reden. In naiver Wissbegierde fragt er: „Nicht wahr, das heißt Schutzhütten, weil dort die Schutzleute wohnen?"

Im Punkte des Fragens sind die Kleinen überhaupt unermüdlich, und oft stehen die Großen mit all ihrer Weisheit unwissend da, verlegen um eine Antwort. Onkel Berthold, der eben todmüde von einer Bergfahrt ins Thal zurückkam, weiß ein Lied davon zu singen. In grellen Farben schildert er die Mühen und Anstrengungen des Auf- und Abstieges und kann nicht genug erzählen, wie furchtbar gefährlich die ganze Tour gewesen. Aufmerksam hört sein kleiner Neffe eine Weile zu, dann unterbricht er den Erzähler plötzlich in der spannenden Schilderung mit der naseweisen Frage: „Ja, warum bist du denn hinaufgestiegen, Onkel?“

Die Erklärung des von den Kleinen ewig unverstandenen Naturwunders, dass die Bäche im Gebirge alle den Berg herunter und nie hinauf fließen, ist leicht gegeben, dafür erstreckt sich die Wissbegierde der kleinen Naseweise aber dann oft wieder auf Dinge, die den Interpellierten in die hellste Verzweiflung bringen können.

Das vierjährige Gretchen z. B. ist in der ganzen Familie geliebt und gefürchtet als das Prototyp des klugen, aber verzogenen enfant terrible. Als sie ihren Papa vor dessen erster Bergfahrt im „schneidigen“ Touristencostüme neben den strammen Gestalten der Führer sah, wandte sie sich an ihn, mit der zum Gaudium der Umstehenden laut gethanen Frage: „Aber Papa, warum hast du so dünne Beine?“

Dass die Kinder übrigens die im Gebirge gemachten Wahrnehmungen und Beobachtungen später manchmal recht gut zu verwerten wissen, beweist die kühne Behauptung in einem Schulaufsatze des Realschülers Heinrich: „In den Alpen nähren sich die Bewohner hauptsächlich von Sommerfrischlern und Touristen.“

Die Zahl solcher Aussprüche ist natürlich Legion, doch kommen die meisten — und oft die besten — nicht über den engen Kreis der Familie hinaus. Vielleicht fühlt sich ein oder der andere Bergsteiger durch vorstehende Proben veranlasst, diesem weiten Felde seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und bei seinen Fahrten außer den Inschriften und Marterln, Grabkreuzen und alten Häusern auch Aussprüche aus Kindermund zu sammeln. Ob der Versuch dann von Erfolg begleitet ist oder nicht, bleibt sich ziemlich gleich — der Verkehr mit den holden Menschenknospen allein ist ein Gewinn für Herz und Gemüth, dem sich auch der Verhärtetste kaum wird verschließen können. Ob Christ, ob Jude oder Ungläubiger — das eine Wort sollte keiner vergessen, das goldene Wort: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“

Die Sedanfeier.

Von **Bertha von Suttner.**

In Sachen Krieg und Frieden hat das in den ersten Septembertagen begangene Schlachtenjubiläum mit den daran sich knüpfenden Kundgebungen so weittragende Bedeutung, dass wir ihm einen eigenen Absatz widmen müssen. „Durchaus der deutschen Volksseele würdig, wurde in großartiger Weise das stolze Fest der Einigung Deutschlands begangen; nicht die Verherrlichung der Schlachten, nicht der Triumph über den Gegner, nicht der Wunsch nach neuen Kriegsthaten kamen da zum Ausdruck, sondern nur die Pietät für die gefallenen Opfer und die stolze Freude über die Gründung des Reiches.“ Mit diesen und ähnlichen Worten haben unsere Blätter über den Sedantag geleitartikelt. Leider aber sagen diese Worte nur, was das Fest hätte sein *sollen*, um gegen den modernen Geist nicht zu verstoßen, nicht aber, was es thatsächlich war: ein durchaus militärisches, den Kriegsruhm, den Kriegsgott, den Kriegsherrn verherrlichendes, officiell organisiertes Siegesjubelfest. Ein Theil der Landeskinder, welcher schon oft seiner freien Meinung Ausdruck gegeben hat, dass der Krieg überwunden werden soll, hat sich diesem Jubel nicht anschließen und zugleich seinen Standpunkt offen wahren wollen. Und so sandten denn die Socialdemokraten eine Depesche an ihre französischen Genossen, worin sie als „Protest gegen Krieg und Chauvinismus“ ihnen einen Brudergruß entbieten und den Ruf hinzufügen: „Es lebe die Volkssolidarität.“ — Der Kaiser aber, in einem Toast auf den König von Sachsen, sagt, dass es in seinem Reiche eine Rotte vaterlandsloser Leute gebe, die den Namen Deutsche nicht verdienen, deren sich das übrige Volk erwehren möge, und falls dies nicht gelänge, so rufe er zur Vernichtung solcher Elemente seine Garde auf. — Ach, diese Missverständnisse! Damit so aufwallende Entrüstung aus dieser Feuerseele brach, wie muss wohl der Kaiser sich die Worte jener Depesche gedeutet haben? — „Volkssolidarität“: darunter meint er wohl, dass die Demonstranten Solidarität des revolutionären Proletariats verstehen? „Protest gegen Krieg und Chauvinismus“ — das fasst er wohl auch

nur als ein Maskenwort für Protest gegen das gesetz- und ordnungsschützende Heer auf? Denn sonst, wie wollte man nur den Leuten übel nehmen, dass sie bloß das wiederholen, was doch in allen diplomatischen Begrüßungen, bei allen internationalen Congressen, in jeder Thronrede hervorgehoben wird: Liebe zum Frieden, Culturgemeinschaft der Völker? Ach, immer dieses gegenseitige Unterschieben von verhüllten Absichten! Ein freimüthiges Blatt bemerkt: „Es ist eben das lang beklagte Unheil, dass Fürsten von ihrer Umgebung nur selten die Wahrheit erfahren, dass in der Nähe der Throne nur höchst selten der Muthesmuth der Offenheit zu finden ist. Würde Kaiser Wilhelm unerkannt zwischen das Volk treten und sich bemühen, zu erfahren, wie es lebt, leben muss, wie es von Sorge und Noth gedrückt ist, wie es zur Gerechtigkeitspflege kein Zutrauen hat — der Kaiser würde dann begreifen, warum diese Bevölkerungskreise nicht mitjubelten bei den verschiedenen Schlachtenfeiern; er würde dann finden, warum die sociale Bewegung solche Dimensionen schon angenommen hat; er würde ferner bei solchem Anschauungsunterricht auch die Überzeugung anderer achten lernen und sich sagen müssen, dass durch Überzeugungen, die durch Leid und Kummer gewonnen sind, weder Ausnahmegesetze noch Garden mit Säbeln, Flinten und Kanonen helfen; und dadurch würde er angeregt werden, zu forschen, woran all die tiefen Schäden liegen, und sich gestehen müssen, dass so vieles, vieles anders ist, als er sich's jetzt vorstellt; dann würde er sich überzeugen, dass die sociale Frage infolge der Ausbeutung des Staates durch eine kleine, aber bevorrechtete Minderheit entsteht und so lange bestehen wird, als dies nicht aufhört — dann würde er dem seit den letzten fünfundzwanzig Jahren veränderten Sinn des deutschen Volkes Rechnung tragen und die Entwickelung des Deutschen Reiches auf gerechte und daher auf friedliche Weise zu leiten suchen." So sprechen die einen: die anderen aber, die Bismarckblätter und die Norddeutsche und die Kölnische Zeitung benützen die Auslassungen des Kaisers, um daran die Forderung zu knüpfen, dass ein neues Umsturzgesetz eingebracht werde; sie finden die Entrüstung berechtigt, sind doch jene Vaterlandslosen „so weit gegangen", sagt die Kölnische Zeitung, „an die französischen Genossen zu telegraphieren: Es lebe die Völkersolidarität." Und der Aufruf an die Garden, das Land von derlei Elementen zu befreien — nun, das ist ja nur der natürliche Appell an die ultima ratio der Könige, wenn alles andere versagt.... Noch einmal kam der Kaiser auf dasselbe Thema zurück, und zwar in einem Erlass an den Reichskanzler, worin er wieder gegen jene „Feinde der göttlichen Weltordnung" aufruft. — Das Wort „göttliche Weltordnung" ist dasselbe, mit welchem Moltke in seinem bekannten Brief an Bluntschli den Krieg bezeichnet hat. Ein Moltkewort war gleichfalls das vom Kaiser wiederholte: „Wir sind stark

genug, um den Frieden zu erzwingen.“ Wer wird aber ſtark, herzensſtark genug ſein, um den Frieden — den auf Verſöhnung und nicht auf Furcht beruhenden Frieden zu ſchaffen? Nur einer, der den Blick vorwärts wendet. Eine Zukunft, die immer nur ein Feſthalten der Vergangenheit ſein ſoll, iſt eine troſtloſe Ausſicht. Mit dem drohend gezückten Schwerte feſthalten, was das Schwert errungen hat? Schön ... aber dieſe Drohung provociert die Gegendrohung, und weil es ein Stillſtehen überhaupt nicht gibt, ſo verwandelt ſich dieſe Einſchüchterungswaffe unabläſſig in den Händen der Gegner; das Schwert verwandelt ſich in eine Dynamitkanone, dieſe in eine Höllenmaſchine, und reißt den einen oder den anderen die Geduld, ſo wird die „Blutſaat“, von der das kaiſerliche Reſcript auch ſprach, als vertauſendfachte Bluternte aufgehen. Hoffen wir etwas anderes: nicht die Geduld wird reißen, ſondern der Schleier, der den Lenkern und Völkern die wahre Fratze des Krieges verhüllt, und ſie werden dann freiwillig das Schwert zerbrechen. Nicht nur eine Fraction des Volkes, nicht nur eine Partei wird dann über die Grenze hinüber gegen Chauvinismus proteſtieren, ſondern von jeder Regierung zur anderen wird das Loſungswort gegeben werden: „Es lebe die Völkerſolidarität.“ Das iſt das unverrückbare Ziel, welches die Friedensarbeiter der ganzen Welt vor Augen haben; unverbrüchlich iſt auch ihre Zuverſicht, daſs, ſo wahr die Menſchheit ein in der Richtung der Vernunft und der Lebensentfaltung fortſchreitendes Ganzes iſt, deſſen Ziel früher oder ſpäter erreicht werden wird.

Verblendung oder Falſchheit wäre es, nicht trauernd zu conſtatieren, daſs die beſagten Feſte uns um eine große Strecke auf dem Wege zu jenem Ziel zurückgeſchleudert haben. Wir wiſſen gar gut, was die Macht der Propaganda, der Suggeſtion und dergleichen vermag, da wir ja in dieſem Sinn ſo gern für unſere Idee wirken wollten; und wieviel iſt da zur Verbreitung, zur Anfeuerung, zur Einflüſterung der Kriegsidee geſchehen! Wieviel zum Aufreißen alter Wunden bei den Beſiegten, zur Aufſtachelung des Stolzes bei den Siegern! Wie muſste von allen Kanzeln und Theatern und Rednerbühnen herab die Verherrlichung der Kanonen betrieben werden, in wieviele Kinderſeelen wurde wieder die Liebe und Bewunderung für Kriegsruhm — alſo gleichzeitig der Wunſch, ihn aufs neue zu erlangen — gepflanzt! Es iſt unberechenbar. Was ſind dagegen die Anſtrengungen der vereinzelten Friedensfreunde, was unſere armſeligen fünf Fachzeitſchriften und ſechs Broſchüren? Doch, das ſoll uns nicht verzagen machen. Denn der Unterſchied iſt der: unſere Saatkörnchen, ſo gering ihre Anzahl, enthalten das Leben und die Liebe. — Solche Kräfte müſſen ſiegen. Was wir wollen, das kann wachſen, ins Unendliche ſich entfalten und ſteuert dabei keinem Abgrund, keinem ſchwarzen Nichts entgegen. Was aber die anderen, die Todes-

säemänner, wollen, wenn das sich entfalten und wachsen soll, wo könnte das enden? Doch nur — und wie bald? — in Vernichtung.

Wir sind gewiss nicht so intransigent, dass wir glauben, alle Theilnehmer an den Erinnerungsfeiern seien von dem Wunsche nach neuen Kriegen beseelt, und dass wir nicht zugeben, dass bei vielen nur die ehrliche Freude über die Einigung ihres Vaterlandes und die Pietät für die Todten obwaltete; es haben auch manche unserer deutschen Freunde es für gut befunden, um versöhnend und beschwichtigend zu wirken, die Feste als frei von Überhebung und als durch natürliche patriotische Gefühle voll berechtigt hinzustellen. Viele, welche mit den Principien der Socialdemokratie nicht einverstanden sind, haben auch wohl darum ihren Protest zurückgedrängt, um nicht zu der socialdemokratischen Partei gezählt zu werden, welche ja mit diesem Proteste gleichsam identificiert erschien. Wir wollen die verschiedenen Gründe der Zurückhaltung unserer Freunde hier weder tadeln noch erläutern, wir wollen nur für unsere eigenen Ansichten das Recht vindicieren, uns ganz offen und widerspruchslos zu äußern und den stattgehabten Kriegsverherrlichungen gegenüber zu sagen, dass sie uns als bedrohlich für unsere Sache erscheinen. Das Berücksichtigen der vorhandenen, überkommenen und anerzogenen Anschauungen ist ganz schön, aber wie sollen die umgewandelten Anschauungen je zur Geltung kommen, wenn ihnen die Äußerung gewaltsam verwehrt wird, oder wenn sie gar selber sich nicht hervorwagen, um nicht anzustoßen?

„Wohin?"

Ich glaube.

Bekenntnisse und Geständnisse von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Aufgefahren in den Himmel, sitzet zur rechten Hand Gottes.

Wenn dieser Artikel noch nicht im Glaubensbekenntnisse stünde, so würde ich ihn hineinsetzen. Ein Gott, der im Himmel ist, was kann es Selbstverständlicheres geben? Ist doch ein Mensch schon im Himmel, der von denselben Idealen beseelt ist, wie sie Christus gelehrt hat. Er hat den Menschen in den Himmel erhoben oder, was dasselbe ist, das Reich Gottes auf Erden gebracht.

Wenn der sinnliche Mensch sich vorstellen soll, wie der Heiland in den Himmel eingieng, wie anders, als dass er ihn sieht emporschweben von der trüben Erde gegen die blauen Höhen der Unendlichkeit, die man

Himmel nennt! Sinnbildlicher und einfacher kann ja das Sichloslösen vom Jammer dieser Welt, das Eingehen in die Ewigkeit zu Gott dem Vater nicht angedeutet werden. Und wenn der Glaube lehrt, der Heiland sei mitsammt dem Leibe gen Himmel gefahren, so will er damit sagen: Suche ihn nicht in einem Grabe, suche ihn nicht an der Materie, suche deinen Gott im Lichte der Ewigkeit.

Wenn er Gott und Mensch zugleich war, so musste er doch auch als Mensch in den Himmel fahren. Und wenn Gott überall ist, so muss er doch auch im Himmel sein. — Doch, das ist nicht der rechte Weg zum Glauben, er riecht nach Scholastik. Scholastik, theoretische Dogmatik u. s. w. ist mir stets bis in die Seele hinein zuwider gewesen, diese „Wissenschaften" haben den Menschen immer irregeführt in dem, was ich unter Religion verstehe. Mein Gott lässt sich mathematisch weder bejahen noch verneinen und eine Religion, die sich auf den Verstand gründen will, anstatt auf das Gemüth, ist keine mehr.

Warum lässt uns das Fest der Himmelfahrt kühler, als etwa das von Christi Geburt oder Auferstehung? Es greift nicht so tief in des Menschen Herz, ja, es könnte eher mit Wehmuth erfüllen, dass der Heiland uns wieder verlassen hat, gleichwohl er versichert, dass er bei uns bleiben wolle bis ans Ende der Welt. Sein Geist ist freilich manchmal bei uns, wie aber, wenn er auch körperlich noch unter uns wandelte?

Soll ich sagen, wie es voraussichtlich wäre, wenn heute Christus wieder leibhaftig unter uns erschiene? Seht ihr, wie er in seinem einfachen groben Gewande barfuß und barhaupt einherwandelt auf der Straße zwischen übermüthigen Radfahrern und fluchenden Fuhrleuten! Er verweist den Knechten das Quälen der Pferde und bekommt dafür selber einen Peitschenhieb über die Achsel. Er schreitet in den Städten zwischen befrackten Herren und modern aufgedonnerten Damen dahin. Man „moquiert" sich über den barfüßigen Sonderling, die Gassenbuben laufen ihm johlend nach. Er genießt nur Pflanzennahrung, sie beschimpfen ihn. Er ist Vorsitzender der Friedensfreunde, sie höhnen ihn. Er schweigt voller Sanftmuth, wenn sie seine Person verunglimpfen, erhebt aber sein begeistertes Wort für seine Ideale. Er redet in Volksversammlungen und reißt die Menge zum brausenden Beifalle hin. Aber die vornehme Gegnerschaft gibt das Schlagwort aus vom gefährlichen Demagogen. Das Manchesterthum ist sein Feind, denn er predigt die Armut und die Bedürfnislosigkeit. Die Kaufleute sind sein Feind, denn er eifert gegen den Wucher, den Mammon. Die Soldaten sind sein Feind, denn er lehrt, sich nicht zu vertheidigen. Die Nationalen sind sein Feind, denn er sagt, dass alle Menschen Brüder sind. Die Socialdemokraten sind sein Feind, denn er lehrt die Sanftmut, Genügsamkeit und Unterordnung. Die Pharisäer sind sein Feind, denn er predigt, dass man im Tempel

nicht Schacher treiben, daſs man Gott nicht in phariſäerhafter Äußerlichkeit, ſondern im Geiſte und in der Wahrheit anbeten ſolle. Die Gelehrten ſind ſein Feind, denn er wirkt Wunder nicht durch die Wiſſenſchaft, ſondern durch die Liebe. Ihm anhänglich ſind vielleicht nur die kleinen Leute, das Bauernthum und einige Dorfpfarrer und Ordenspriester. Dieſe Menge zieht ihm nach in Verehrung, umjubelt ihn, geleitet ihn mit heller Siegesfreudigkeit in die Städte und ruft aus: „Der allein iſt unſer Meiſter und Herr!“ — Nun meint die Preſſe, das könne nicht ſo fortgehen, die Grundſätze dieſes Menſchen verſtießen gegen die geſellſchaftliche Einrichtung, gegen die öffentliche Ruhe, gegen den Staat. — Unter ſeinen Anhängern iſt ſicherlich einer, der auch predigt, der es aber beſſer machen will als er ſelbſt, der die Lehre moderniſiert und der Menge zu ſchmeicheln beginnt. Trotzdem erfreut er ſich nicht des Anhanges, wie der Meiſter. Das erweckt ſeinen Neid und er bringt es den Feinden bei, wo und wie der Prophet am ſicherſten zu faſſen wäre. Der Meiſter wird alſo eingezogen und — in Ermangelung eines Geſetzes, ihn zu kreuzigen — wird er als Demagoge für ſo und ſoviele Jahre zu ſchwerem Kerker verurtheilt.

So geſchähe es, wenn der Heiland perſönlich und leiblich heute auf Erden wäre. Wie gut, daſs er aufgefahren iſt in den Himmel! Sein erſtes Leiden und Sterben ward der Welt zum Segen, ſein zweites müſste ihr zum Fluche werden.

Er ſitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Der Vater darf doch ſonſt immer den Ehrenplatz beanſpruchen? Der himmliſche Vater, der Ewige, Allmächtige, er räumt den Platz zu ſeiner Rechten dem Sohne ein. Denn dieſer Sohn hat das Kreuz bei ſich. So hoch ehrt er den, der nicht allein Gott iſt, der auch Menſch geweſen, der gelitten und geſtritten hat auf Erden, der ſich aus Liebe geopfert hat für die Menſchheit. Dieſen Menſch gewordenen Gott, dieſen Gott gewordenen Menſchen ehrt der Vater mehr als ſich ſelbſt, der ſeit aller Ewigkeit im Himmel war und nie gelitten hat. — Rührender, troſtreicher iſt mir kaum ein Satz im Glaubensbekenntniſſe, als dieſes „Er ſitzet zur rechten Hand Gottes!“ Wenn der himmliſche Vater das irdiſche Dulden ſo ſehr verherrlicht, dann wohl uns!

(Fortſetzung folgt.)

Kleine Laube.

Robert Hamerling über Mürzzuschlag.

Hamerling als Schilderer steirischer Landschaften ist etwas Seltenes. Um so bemerkenswerter erscheint uns eine Skizze über Mürzzuschlag, die der Dichter gelegentlich einer Durchreise dort in sein Notizbuch schrieb und die in wenigen Zeilen das Charakteristische der Gegend meisterhaft hervorhebt.

Mürzzuschlag, 17. August 1867.

Auf der Station Mürzzuschlag bin ich ausgestiegen, mit dem Entschlusse, da zu übernachten und mir den Ort näher anzusehen, lediglich aus dem Grunde, weil hier einmal ein gewisser Fischer geboren wurde. Als Sängerknabe im Stifte Zwettl hatte ich nämlich einen Schulcollegen — eben diesen Fischer —, der kein Einheimischer war, sondern in der fernen Steiermark zu Mürzzuschlag, wie gesagt, das Licht der Welt erblickt hatte. Und wie mir dieser Fischer hauptsächlich deshalb interessant war, weil er zu Mürzzuschlag in Steiermark geboren war, so behielt aus meiner Knabenzeit her der Name Mürzzuschlag für mich etwas äußerst Interessantes und Anheimelndes, eben weil der Fischer da geboren war. Ich wünschte mir als Knabe mit zwölf bis dreizehn Jahren nichts sehnlicher, als einmal Mürzzuschlag in Steiermark zu sehen, und nie habe ich in späteren Jahren den Ort nennen hören, ohne mich lebhaft daran zu erinnern, dass der Fischer hier geboren war.

So that ich einem alten Herzensbedürfnis Genüge, indem ich hier ausstieg, um mir den Ort näher anzusehen, als es früher einmal im Vorüberflug auf der Eisenbahn hatte geschehen können.

Ich glaube, ich werde es nicht zu bedauern haben. Ein Thalkessel, umgeben von fichtenbewachsenen, nur nach einer Seite hin kahlen Höhen, die dichtstehenden, aber dünnstämmigen Fichten sind hie und da mit Lärchen gemischt, in schönen Exemplaren. Einzelne Felswände ragen zwischen dem Gehölz. Der Ort selbst erscheint um das Bett der Mürz malerisch durcheinandergeworfen; er macht einen freundlichen Eindruck von außen wie von innen. Eine gewisse Zierlichkeit macht sich bemerkbar,

gehoben durch Nettigkeit; überall hübsche Gärtchen, Blumen an den Fenstern auch der bescheidensten Häuschen. Vor allem — unglaublich viele Gasthäuser. Bei einem kleinen Spaziergange durch den Ort hinaus stießen ich und meine Begleiterin — Frau Clothilde Gstirner, in deren Begleitung ich diese Reise machte, weil meine Gesundheitsumstände das Alleinreisen nicht zuließen — auf ein Local, welches das Ansehen eines Schweizerhäuschens hatte und in welchem zu Zitherklang getanzt wurde. Die Gesellschaft schien aus Arbeitern und Arbeiterinnen zu bestehen, die sich sehr ungezwungen benahmen. Abends hörten wir im Gasthause von der Wirtsstube herauf die Stimme eines Mannes, der eine Unzahl von Vierzeiligen zum besten gab; diese mussten sämmtlich sehr witzig sein, denn jedes derselben wurde von einem wiehernden Gelächter der Gesellschaft erwidert.

* * *

18. August.

Wir besuchten vormittags die Kirche — es war Sonntag —, um den Menschenschlag zu studieren. Er ist nicht schön, aber auch nicht häßlich. Kröpfe nicht gerade selten. Steirische Tracht: grüne Aufschläge, die Weiber mit Männerhüten auf dem Kopfe. Wir giengen dann die Mürz entlang ins Thal hinein. Hohe, schlanke Fichten am Flussufer; zur Linken die unabsehbare, riesige Berglehne, mit Buchen, Fichten und zum Theil auch Lärchen bestanden, immer hohe, dünne, aber dichtstehende Stämme; dazwischen die pittoresken, hochragenden, steilabfallenden Felsmassen. Hie und da ist der Bergabhang von Risen durchschnitten, welche vom Gipfel bis in die Niederung laufen, und in welchen man die in der Höhe gefällten Baumstämme ins Thal hinabgleiten läßt. Der Pflanzenwuchs zwischen dem Gehölz ist reich und dicht. Wir stießen auf zwei Köhlerhütten; ihr Inneres bildete eine Lagerstätte aus Laub und Streu und ein steinerner Feuerherd. Das Wasser des Flusses, der den Bergwald durchrauscht, ist von ungemeiner Klarheit, nur mischt er einen ziemlich starken Wasser- und Fischgeruch in die Arome des Nadelholzes.

Auf den Bergen bekommt man dies für die Alpenwelt charakteristische, hohe dünne Fichtengestripp bald satt. Lieber sind mir die kleineren Fichten- und Lärchengruppen auf ebenem Grunde, wie sie mir namentlich auf dem Wege von Mürzzuschlag gegen den Semmering aufstießen, und welche mit ihren schlanken, zart im Winde sich wiegenden Stämmen einen elfenhaften Anblick gewähren. Man möchte im Zwielicht wohl an Erlkönigs Töchter dabei denken, nur sind sie nicht immer düster.

Zu wuchtig hingelagerten Felsmassen bildet die dazwischen starr und hochstrebende Fichte einen malerischen Gegensatz. —

Und einige Wochen später, als der Dichter von seinem Besuche im Waldviertel zurückgekehrt, schrieb er:

Heute brachte das Dampfross uns nach Graz zurück. Freundlich grüßten wir uns wieder, ich und das grüne Alpenland, das mir eine zweite Heimat geworden, und das zwar nicht so schöne Mohn-, Lein-, Kartoffel- und Kornfelder, aber so viele, ja noch mehr Wälder hat als das Waldviertel, nur dass der Wald hier allzu oft einen Berg, über den man klettern muss, oder eine dumpfe, feucht anfröstelnde Thalschlucht bedeutet. Ich liebe die Berge, aber ich will sie überschauen, nicht mitten zwischen ihnen stecken; ich würde sie rasend lieben, wenn ich ihre Gipfel besteigen könnte; da ich aber dazu nicht gesund genug bin, so sind sie mir auf die Dauer nur in der Entfernung sympathisch wie die großen Gewässer.

(Aus dem neuen Hamerlingbuche von Michael Rabenlechner.)

Großstadtgecken.

Aber mehr als das noch haſſ' ich
Mit borniertem, unmodernem,
Bäuriſchem Provinzlerhaſſe:
Die blaſſen Großſtadtgecken,
Dieſe hämiſchen, nervenkranken,
Wolluſtſiechen Großſtadtgecken!...
Lieben, Glauben, Hoffen — hähä!
Fröhlichkeit und Friſche — hähä!
Kaiſertreue — hähä, hähä!
Alte deutſche Mannheit — hähä!
Poeſie und Kirche — hähä!
Lauter hähä, hähä, hähä,
Achſelzucken, Gähnen, hähä!

Fritz Lienhard.

Der Bauernphiloſoph von Rattendorf.*)

Von F. K.

Ein abſonderliches Menſchenkind, ein Natur- und Socialphiloſoph im Bauernkittel, Rattendorf im Gailthal Kärntens der Schauplatz ſeines Wirkens, und Thomas Waldner ſein Name. Kein Zweifel, daſs er, ſpäter geboren, Gelegenheit gefunden hätte, ſeinen hellen Kopf, ſein warmes Herz, ſeine genaue Kenntnis deſſen, was unſerer Alpenbevölkerung noththut, als bäuerlicher Abgeordneter auf der Rednerbühne zur Geltung zu bringen. Wie nicht viele ſeinesgleichen, wuſste Waldner, wo den Landmann der Schuh drückt; ſein mannhaftes Wort hätte die Schäden bloßgelegt, an welchen die Landwirtſchaft in unſeren Alpenländern krankt. Ein Parteimann wäre der Bauernphiloſoph, dem das Volkswohl über alles gieng, ſchwerlich geweſen; eine gebundene Marſchroute hätte er ſich kaum vorſchreiben laſſen. Mit dem Kunſtſinne, der das Handwerk adelt, hatte die Natur dem Leſacher Bauernkinde Gaben in die Wiege gelegt, durch welche Waldner als Volksmann in ſeiner Alpenheimat befruchtend und ſegensreich wirken, die jedoch ihm ſelbſt im Baume des Dorflebens nicht zum Segen ausſchlagen ſollten!

Kennſt du das Leſachthal, lieber Leſer? Wenn nicht, lenke einmal im Hochſommer deine Schritte dahin. Ein ganz eigenartiges Stück Welt, in ſeinem landſchaftlichen Charakter, in Volkstracht, Mundart und Sitte, im Bau ſeiner ſchmucken, von Veranden umgebenen Holzhäuſer, mit dem zierlichen Schnitzwerk des Giebels, grundverſchieden von anderen Thälern des Landes. In ſeiner Abgeſchloſſenheit bis in die neueſte Zeit auf die Selbſthilfe angewieſen, brachte das aufgeweckte Kernvölklein des Leſachthales aus ſich ſelbſt das Beſte deſſen hervor, was dem Leben Reiz und Wert verleiht. Bekannt iſt die auf werkthätiger Nächſtenliebe, auf dem „heute mir, morgen dir" beruhende Bauernaſſecuranz. Brannte mir heute das Haus und die Scheune nieder, ſo waren morgen die Nachbarn daran, mir den Hof neu zu zimmern. Eine rauhe Schule iſt es, in welche Mutter Natur die Söhne des hochgelegenen Leſachthales ſeit jeher genommen; da heißt es, mit offenem Aug' und kräftiger Hand ſich ſeines Lebens wehren; — was wunder, wenn ein Überſchuſs

*) Verlag der „Freien Stimmen" in Klagenfurt. 1894.

an Geist und Thatkraft dem Eingeborenen zum Geleitbrief nach außen wird, die angestammte Tüchtigkeit in Land und Reich die Anerkennung erringt, welche die eigene dürftige Heimat versagt.

Am 17. Juni 1822 zu Liesing im Lesachthale geboren, kam Thomas Waldner mit seinem Landsmanne, dem nachmals berühmten Sprachforscher Mathias Lexer, in die Volksschule nach Oberdrauburg, wo sich der Knabe durch seltene Wissbegierde hervorthat, Jugendschriften mit Eifer las und Vorliebe für Pflanzenkunde an den Tag legte. Nachdem er das Tischlerhandwerk erlernt, kam der junge Geselle im Jahre 1846 nach Rattendorf und fand an seinem Lesacher Landsmann, dem Pfarrer des nahen Dorfes Tröpelach, einen väterlichen Freund und Berather. Andreas Lexer hieß der würdige, menschenfreundliche Priester, der die Wissbegierde des aufgeweckten Tischlergehilfen nach Kräften befriedigte und seinem Kunstsinn reiche Nahrung bot. Aber auch auf das leibliche Wohl seines Schützlings war Pfarrer Lexer bedacht und beschenkte ihn einst zum Namenstage mit einem allerdings schon etwas altersschwachen Häuschen, dem „Palerhäusl", an dem Waldner flickte und besserte, soweit seine Mittel reichten. Und so hobelte, schnitzte und bosselte der junge Tischler in seinem eigenen Heim unverdrossen darauf los, übte seinen Blick an den besten Mustern kirchlicher Kunst und erwarb sich im Laufe der Jahre durch die zahlreichen Altäre, Kanzeln, Stühle, Kreuzwege, Ornamente u. dgl., zu welchen er aus nah und fern Aufträge erhielt, einen bald über ganz Kärnten sich verbreitenden Ruf als Kunst- und Kirchentischler. Neben zahlreichen anderen schmückte er auch die heimatliche Pfarrkirche zu Liesing mit gothischen Seitenaltären und einer Kanzel; desgleichen ist die von Kaiser Ferdinand I. gespendete gothische Kanzel in Rattendorf Waldners Meisterwerk. Mit seinem Ansehen wuchs auch sein Wohlstand, Grundstücke und Wälder wurden gekauft, und an der Stelle seines baufälligen Häuschens erhob sich 1870 ein neues stattliches Wohnhaus.

So konnte Meister Waldner die Früchte seines Fleißes genießen, seines bescheidenen Wohlstandes, seiner Geltung bei alt und jung, sich erfreuen, wenn das Kunsthandwerk seinem rastlos grübelnden beweglichen Geiste die volle Befriedigung gewährt hätte. Aber aus der dumpfen Werkstätte, über die Hobelbank hinweg, spähten seine forschenden Augen hinaus in Gottes freie Natur, in das Volksleben mit all seinen Räthseln und Fragen, sonnigen Höhen und dunklen Abgründen, nahmen Armut und Noth der ländlichen Bevölkerung sein mitleidiges Herz gefangen. Nicht unvorbereitet wollte er an das große Werk der Besserung solcher Zustände gehen, worin er seinen Lebenszweck sah; rastlos war er bestrebt, die mangelnde Schulbildung nachzuholen, Mathematik und Naturwissenschaft, Geschichte und Völkerkunde, vor allem das Studium der socialen Wissenschaften sollten ihm die Waffen für sein Reformwerk liefern. So mehrten seine Bücherschätze sich von Jahr zu Jahr, wurde die Pfarrbibliothek zu seiner Belehrung herangezogen und grübelt er, wenn er seinen Hobel ausklopfte, über das sociale Räthsel, seine brennende Herzensfrage. Auch die ländliche Muse blieb ihm nicht fremd; manch schlichtes gemüthvolles Lied, mancher Kernspruch der Lebensweisheit sind uns von ihm erhalten. Mit diesem auf sich selbst angewiesenen Bildungsdrange hielt ein starker Darstellungs- und Gestaltungstrieb gleichen Schritt. Was er in seiner Werkstätte still bedacht, sprang zur rechten Zeit fertig aus dem Kopfe des Meisters hervor. Als das Wirtschaftsgebäude seines Bruders in Flammen aufgieng, gab Waldner eine Flugschrift „Über die Assecuranzen" heraus, die dem ungenannten Verfasser Lob und Anerkennung sogar aus weiter Ferne, dem Elsass, eintrug. Bald darauf zog er in einer 1856 in Villach erschienenen Schrift: „Sechs Abende eines patriotischen Cirkels. Wie manchem Bedürfnisse der Menschheit abzuhelfen wäre", die wichtigsten Fragen des ländlichen Gemeindewesens, als: das Armenwesen, die

Stellung der Dienstboten zum Hause, Feuerpolizei und Assecuranz, die Hebung der Volksschule, in den Kreis seiner, in Dialogform gehaltenen populären Betrachtung, und schloss mit der eindringlichen Aufforderung, der überhandnehmenden Religionslosigkeit zu steuern. Auch diese Schrift erschien anonym, so dass selbst in Rattendorf niemand ahnte, wer der neue Volksprediger sei.

Erst als im Jahre 1866 ein mit großen Siegeln versehener Brief aus Wien, ein Schreiben des Ministers, an den ehrsamen Tischlermeister nach Rattendorf gelangte, steckten die Leute die Köpfe zusammen, was ein solches Ereignis zu bedeuten habe. Das Schreiben enthielt die Anerkennung des Ministers auf Waldners Eingabe „Die Reform des Notariates", — wohlgemeinte, aus der Alltagserfahrung geschöpfte Rathschläge dieses Juristen im Bauernrocke. Lange schon war er seinen Gailthaler Landsleuten bei Verfassung von Gerichtseingaben aller Art mit Rath und That an die Hand gegangen und hatte durch seinen Scharfsinn und sein Geschick in öffentlichen Angelegenheiten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, bis er endlich, zum Bürgermeister von Rattendorf gewählt, sich diesem Amte durch neun Jahre mit seltenem Fleiße widmen und auch nach seinem Rücktritt als Gemeinderath und Rathgeber der Gemeindegenossen bis zu seinem Tode nützlich machen konnte.

Leider sollte dem braven Manne die Erfahrung, die schon mancher selbstlose wahre Volksfreund gemacht, nicht erspart bleiben. Über der Besorgung der öffentlichen Geschäfte giengen seine eigenen zurück. Zur Tischlerei war in den Siebzigerjahren noch eine Gemischtwarenhandlung und ein Gasthausbetrieb hinzugekommen. Woher hätte der Bürgermeister, Kunsttischler, Kaufmann, Wirt und Ökonom in einer Person, auch noch die Zeit für seine Studien, für die Schriftstellerei nehmen sollen, die seinem rastlos arbeitenden Geiste, seinem auf das allgemeine Beste abzielenden Streben allein Befriedigung bringen konnte! Als hätten seine Reformpläne die Schicksalsmächte herausgefordert, trafen ihn nacheinander die härtesten Schläge, welchen sein Wohlstand zum Opfer fiel. Als am 24. Juli 1884 eine große Feuersbrunst Rattendorf heimsuchte, wurde auch Waldners Wohnhaus, das Warenlager, seine schöne Bibliothek mit all seinen Schriften, Aufzeichnungen und Manuscripten, ein Raub der Flammen und, Ironie des Schicksals! nur etliche Hefte seiner eigenhändig geschriebenen Gedichte gerettet, die noch des Druckes harren. Durch diesen und andere Unglücksfälle verarmte er gänzlich. Aber männlich ertrug der Philosoph sein Schicksal, keine Klage kam über seine Lippen; nur aus seinen Schriften bricht mitunter seltsam rührend die Sehnsucht seiner nach Licht, Wahrheit und Befreiung dürstenden Seele in echten Herzenstönen hervor. Thomas Waldner starb am 3. September 1892 und wurde in Tröpelach bestattet. Ein einfaches gusseisernes Kreuz bezeichnet seine Ruhestätte.

Der Verfasser der Lebensbeschreibung, welcher vorstehende Daten entnommen sind, hat nicht Zeit noch Mühe gescheut, sich über die Persönlichkeit und Schicksale des Bauernphilosophen zu Rattendorf an Ort und Stelle zu unterrichten und hierbei das freundlichste Entgegenkommen der überlebenden Zeitgenossen des merkwürdigen Mannes gefunden. Der Reinertrag seiner mit großer Wärme geschriebenen Biographie Waldners, der ein Anhang von Liedern und Sinnsprüchen beigegeben, hat der Verfasser der Errichtung einer Gedenktafel an Waldners Geburtshause zu Liesing gewidmet. Möge diese berechtigte Hoffnung sich erfüllen und bis dahin das Andenken, das Waldner durch gemeinnütziges Wirken im Herzen seiner Landsleute sich gestiftet, sein schönstes Denkmal sein. F. M.

Wie geht es ihr?

Zum zweitenmal ward er ins Städtchen verſchlagen,
Wo er lühn einſt umſchwärmt zweier Augen Zier,
Und er fragt unter hundert anderen Fragen:
„Sagt einmal, Freunde, wie geht es ihr?“

„Sie alterte raſch, nachdem du geſchieden.
So geht's den Geſichtern wie Milch und Blut,
Doch ſie lebt ſo weiter. Sie iſt zufrieden.
Sie gibt ihre Stunden. Es geht ihr gut.“ —

O du, der du einſtmals die Liebliche küſſteſt,
Ins Herz ihr gegriffen, gewandt und dreiſt,
Sie iſt zufrieden, — o wenn du wüſſteſt,
Zufrieden, Frevler, — was das ſo heißt!

Nachdem der Gram ihr die Kräfte zerrüttet,
Nachdem ſie gebrochen von inn'rem Streit,
Nachdem ſie all ihre Thränen verſchüttet,
Kam ihr die müde Zufriedenheit.

Sie hat ihre Jugend zu Grabe getragen,
Gehungert, gefiebert nach dir, nach dir,
Der jetzt flüchtig, unter viel' anderen Fragen
Die Frage hinwirft: „Wie geht es ihr?“

„Jugend.“ Frida Schanz.

Drei Eide.

Mittheilungen eines alten Freundes und Unterſuchungsrichters.

Ich war ein ganz junges Rechtspraktikantlein, ganz vollgepfropft mit Erlerntem und ganz leer von Erlebtem, und ſo ſollte ich dem alten, hochehrwürdigen Landrathe von A. als Schriftführer dienen. Gott hab' ihn ſelig, den braven Herrn, von ihm haben wir alle nur Gutes gelernt, die wir unter ihm arbeiteten — er hat viel Schrullen gehabt, aber ehrenhaft war er, gut, und in die Seel' hat er den Menſchen ſchau'n können, wie ich es ſeither bei keinem geſehen. Wir haben viel merkwürdige Sachen mit einander erlebt: Die Geſchichte, wo der „Ermordete“ ſelber iſt erzählen gekommen, daſs ihn niemand ermordet hat, und die Geſchichte von der wunderſchönen Wälliſchen, die noch wunderſchönere Banknoten gemacht hat, und die Geſchichte von dem Mann, der ſeine Frau aus lauter Lieb' umgebracht hat — aber das hab' ich nicht erzählen wollen, ſondern die Geſchichte vom Schwören. Wir ſitzen einmal in der Kanzlei, der Herr Rath und ich, und ich wär' an dem ſchönen Frühlingstag lieber ſpazieren gegangen, denn ich war noch ſo jung, und der Herr Rath wär' auch lieber ſpazieren gegangen, denn er war ſchon ſo alt — alſo, kommt ein Bauer herein und der Herr Rath ſagt: „Grüß' Gott, Herr Bürgermeiſter, was gibt's denn Neues?“ — „No, Neu's gibt's nix“, ſagt der Bauer, „ſchön is draußen und die Bäum' blüh'n ſchon.“ Und dann erzählt er vom Wintergetreid' und vom vielen Schnee, der geweſen iſt, und wie er ſich wieder zum Fortgehen richtet, ſagt er: „Ja, und daſs ich nicht vergiſs, Gſtrenger, derſchlagen haben's halt ein' bei uns, dem Siebenpfund-Jörgl ſein' älteſten, beim Rauſen.“ Und wie der Herr Rath weiter fragt, um wie und wann und wo, ſagt der Bürgermeiſter, „ein biſſel napſt er wohl noch, und wenn S' gar ſchnell kommen thäten, ſo könnten S' noch ein Verhör machen mit ihm.“ Jetzt war ein Umſchießen, um die Gerichtsdoctoren und um einen Wagen und was ſonſt noch dazu gehört, und wir ſind davongefahren. „Sieben Stund hinter Hitzendorf“, hat der Herr Rath geſagt, wär' die ſchöne Gegend, wo wir mit dem „Erſchlagenen“ ein Verhör machen müſſen. Endlich kommen wir hin, ein kleines Häusl auf einer einſamen Bergſpitz war's, und da finden wir einen bildſauberen, ſtarken Burſchen in einem Bett in der Stuben, und ſchlecht iſt's ihm wohl gegangen,

weil der Schädel eingeſchlagen war. Er war einer von der Gattung der „Weltheber“, denn vor lauter Kraft hat er auch immer geſagt, „wenn die Welt Henkel hätt', ich hebet's auf“. Jetzt iſt er aber gar armſelig da gelegen und hat geſagt, er hätt' gar nichts gethan, bloß die anderen wären ſchuld. Und der Herr Rath hat ihn ſo ſchön verhört, wie ein Beichtvater, und zuletzt hat der Burſch ſo haarklein erzählt, wie's geweſen iſt, daſs ich mir gedacht habe, wenn der jetzt ſtirbt, ſo geht er ganz rein ein in die ewige Seligkeit, denn zu beichten braucht er gar nimmer. Und zuletzt ſagt der Herr Rath, der Jörgl müſst' jetzt ſchwören, es wär' nur wegen Lebens und Sterbens wegen und wegen der Ordnung und wie es ſchon iſt. Und der Jörgl ſagt, er ſchwört ſchon, und die Mutter ſucht weinender ein Crucifix und zwei Kerzen zum Schwören. Ein Kreuzl hat ſie bald gehabt, aber Kerzen waren halt nicht zu finden, obwohl die Alte immer ſagt: „Gleich werden wir's haben.“ Währenddem kommt der alte Gerichtsarzt näher zum Herrn Rath und ſagt: „Machen S' g'ſchwind, mir ſcheint, der Burſch verdreht ſchon die Augen.“ Jetzt hat's eilig ſein müſſen — aber ohne Lichter kann man nicht ſchwören — „denn“, ſagt der Bauer, „kalt ſchwören gilt nix.“ Ich denk' mir: „Mein guter Herr Rath weiß ſich allezeit zu helfen, aber jetzt wird ſein Latein auch zu Ende ſein.“ Aber wie ich ſo denk', geht gerad' die Sonne unter, und ihre Strahlen fallen durch die zwei kleinen Fenſter tief in die Stube herein. Schnell ſtellt der Herr Rath das Crucifix zwiſchen die zwei Fenſter und ſagt feierlich: „Die Sonne iſt das Licht des dreieinigen Gottes — wehe dem, der falſch ſchwört vor dem Himmelslicht!“ Mir war ſelten im Leben ſo andächtig zumuth, wie damals, und den anderen gewiſs auch, und falſch geſchworen hat der Jörgl damals ganz gewiſs nicht. —

Ich möchte nur noch ſagen: Vierzehn Tag' darauf iſt der Jörgl in die Kanzlei gekommen und ſagt: „Ich möcht' nur fragen, wer mir den Hut zahlt, denns mir damals zernichtet haben, wie's mich g'haut haben?“ — Der Herr Rath hat bloß geſagt: „Du verdammter Sacramenter!“ — da iſt der Jörgel ſchon wieder über die Stiegen davon.

* * *

Dann ſind Jahre vergangen, mein guter Herr Rath war in der Ewigkeit, ich war Unterſuchungsrichter auf dem Land-draußen und hab' die guten Lehren vom ſeligen Herrn Rath ſo gut angewendet, als es gegangen iſt, bei der vielen, vielen Arbeit. Einmal hab' ich nun auch hinauf müſſen, weit ins Gebirg; zwei Wildſchützen waren zu ſtreiten gekommen und der eine hat dem anderen eine Kugel zwiſchen die Rippen gejagt, ſo daſs der nun zu ſterben gedachte.

Ich hab' den ſchwerverletzten Raubſchützen verhört, mein Schriftführer hat alles ſäuberlich aufgeſchrieben, und wie ich fertig war, hab' ich ihm auch geſagt, er muſs jetzt ſchwören, wegen Lebens und Sterbens wegen — ſo wie ich es halt von meinem ſeligen Herrn Rath gelernt habe, und dann verlang' ich ein Crucifix und zwei Kerzen. Du mein lieber Himmel — einen ganz kleinen Herrgott haben ſie bald zuſtand gebracht — aber Kerzen, ſo arme Leut'! Eine Sterbkerzen hätten ſie wohl einmal gehabt, da wäre aber vor drei Jahren im Graben unten ein alter Bettler auf dem Weg geſtorben und da hätten ſie die Sterbkerzen hergeliehen und dann wär' der Herr Pfarrer gekommen, und dann ſei es finſter geworden — kurz, die Sterbkerzen iſt damals „derweg“ gegangen, und ſeitdem haben ſie keine. Der nächſte Nachbar iſt eineinhalb Stunden weit — was jetzt machen? Ich hab' gegen das Fenſter geſchaut, und hätt' es auch gerne ſo gemacht, wie mein Herr Rath — es war aber ein finſterer, trüber Herbſttag, und die Hütte lag ſchattſeitig, und davor ein hoher Berg. Kein Sonnenſtrahl ſeit Tagen — aber, unſer Herrgott verlaſst

einen braven Steirer nicht, denn, wie ich in dem Stübl so herumschau um einen Sonnenstrahl, sehe ich auf dem Ofen eine Menge Kienspäne liegen. Ich gehe hin, nehm' zwei, zünd' sie an, geb' sie einem uralten, weißhaarigen Knecht in die Hände und stell' ihn hinter das Crucifix. Hochaufgerichtet stand der alte Mann mit zitternden Armen hinter dem Bilde des Gekreuzigten, die Kienspäne leuchteten tief roth in der kleinen Stube und ich sprach mit bebender Stimme: „So war es auf dem Berge Golgatha, als der Herr starb für uns arme Sünder — schwöre, und schwöre treu und ehrlich, als ob du stündest vor dem Richter im Himmel." — „Amen" sagten alle in der Stube und der sterbende Mann hat geschworen. Und dann sagte er leise zu mir: „Herr, ganz accurat habe ich es doch nicht erzählt" — und nun erzählte er den Hergang ganz anders, der zweite Wildschütz war kein Mörder, er handelte in gerechtester Nothwehr! —

Seitdem habe ich hundert und hundertmal schwören lassen bei den schönsten Wachskerzen, aber soviel hab' ich nie mehr erreicht durch einen Schwur, als damals bei dem rothen, zitternden Spanlicht.

* * *

Und wieder sind Jahre vergangen, vieles hat sich geändert, aber ich balge mich noch immer mit den Spitzbuben herum. Da kommt einmal in die Hauptstadt die Nachricht, dass ein berüchtigter Rossdieb von der ungarischen Grenze in die Nähe der Hauptstadt gekommen sei. Er war nebenbei auch Räuber, und so war alles daran zu setzen, des äußerst gefährlichen Burschen habhaft zu werden; man wusste beiläufig, wie er aussieht, und auch, dass in seiner Begleitung seine Geliebte sei, die man die schwarze Agnes hieß. Unsere braven Gendarmen machten sich sofort auf die Suche, und einer von ihnen fand in einem einsamen Gasthause auf einer Hochstraße einen Menschen, der so beiläufig „darnach" aussah. Als der Gendarm um die „Aufweisung" fragte, springt der Mann auf und zur Thüre, dreht sich um und schießt mit einem Revolver auf den Gendarmen; dieser schießt auch, trifft den Räuber in den Arm, die zweite Kugel des letzteren tödtet den Gendarmen, der Räuber flieht. Am nächsten Tage hatte ich die traurige Aufgabe, im Wirtshause den sogenannten Localaugenschein aufzunehmen und alles zu leiten, um des Räubers habhaft zu werden. Gendarmen waren aus der ganzen Gegend zusammengekommen, und während ich den Platz genau besichtigte, wo der brave Gendarm den schönsten Tod, den im Dienste der Pflicht, gefunden hatte, und während ich mich abmühe, aus den Spuren der Kugeln und des verspritzten Blutes herauszukriegen, wie der ganze Vorgang sich abgespielt hat, kommt athemlos ein Gendarm und meldet, er habe herausbekommen, dass sich der Mörder in einem Heustadel im Graben verborgen hatte; der Gendarm drohte laut, er lasse den Heustadel anzünden, wenn er nicht herauskomme, und nun sprang der Räuber hervor, mit seinem Revolver rasch viermal auf den Gendarmen schießend. Dieser wurde nicht getroffen, schoss auch und traf den Mörder schwer in die Brust. Der Gendarm sandte einen Boten um den Arzt, einen um den Priester, ließ den Verwundeten auf Stroh in einen Wagen betten und bald darauf kam der Wagen mit dem todtwunden Mann zum Gasthaus auf der Hochstraße. Tiefer Schnee lag ringsum bis weit in die fernen Gebirge hinauf, blutroth gieng die Sonne unter — im Hause lag der todte Gendarm, vor dem Hause auf dem Wagen sein zum Sterben verletzter Feind, von allen Seiten kamen die Gendarmen, die Leute aus der Gegend und vom Thale herauf der Priester, ein alter Mann mit schneeweißem Haar, und dieser brachte die letzte Wegzehrung und reichte sie dem verirrten Sünder. Es war ein tief, tief ergreifender Augenblick, als der alte Herr barhäuptig mit mildem Antlitz an den Wagen trat. Mit heller Stimme

commandierte ein grauhaariger Wachtmeiſter der Gendarmen: „Hut ab — kniet nieder zum Gebet!“ — alles ſank im Schnee auf die Knie und es war ſo ſtill und feierlich, wie ſelten in der Kirche. Leiſe ſprachen der Prieſter und der Mörder, dieſer beichtete, communicierte und erhielt die Wegzehrung. Wieder knieten wie alle, Gendarmen und Volk, im tiefen Schnee, als der Prieſter heimzog, dann richtete ſich der Verwundete auf, rief mich zu ſich und ſagte mit ſtarker Stimme: „Herr, ich hab' mich mit Gott verſöhnt, er verzeiht mir und ich ſchwöre zu ihm: die Agnes iſt unſchuldig.“

Dann ſank er zurück und bald war er von allem erlöſt.

Wir alle waren ſo ſicher überzeugt wie ſelten von einem Schwur: Auch der Mörder hat nicht falſch geſchworen.

Schickſal.

Von Hela Balder.

Die Dorfkapelle. Weicher Sonnenhauch
Malt in die Kirchenluft die gold'nen Strahlen
Des warmen Sommers. Von dem Raſenſtrauch,
Der auf dem Friedhof draußen prächtig blüht
Mit ſeinen blaſſen Todtenblumen, zieht
Ein ſüßes Duften, Wehen um die fahlen,
Die abgeblaſſten, ſtrengen Heil'genbilder
Und die Madonna, deren Lächeln milder,
In ſtillem Schmerz herunterſtrahlt, ergeben
Und unberührt vom reichen, blüh'nden Leben.

Ein Weib tritt in des Friedens Stätte ein,
Ein bleiches Weib. Nicht jubelnd Dankesfühlen
Führt in die Kirche ſie, — die ſtumme Pein
Der nächtlich bangen, ſchmerzdurchwühlten
Stunden,
Die Herzensangſt, die nicht von ihr geſchwunden,
Ihr Liebſtes zu verlieren! — Auf die Dielen,
G'rad vor die Mutter Gottes kniet ſie hin.
Dem armen Weibe vom Geſchick verlieh'n,
Im Elend einz'ger Troſt für ſie auf Erden,
Ihr raſig Kind, — es kann und darf nicht ſterben!

Für ſie iſt in des Wortes höchſtem Sinn
Die Kirche heilig. Nicht um Kleinigkeiten
Vermag ſie bittend vor den Gott zu zieh'n,
An den ſie glaubt im innigen Vertrauen.
Sie kennt die Arbeit um das Brot, die grauen,
Ermüdend trüben Stunden unter Leuten,
Die harten Herzens ſind, ihr fremd geblieben.
Doch weiß ſie auch, für wen ſie ſchafft, ihr Lieben,
Ihr Mühen gilt dem Kind, dem ſonn'gen Licht,
Und um ihr täglich Brot betet ſie nicht.

Sie bet't nie, daſs Ruh' ihr werd' beſchieden,
Sie will ja ſchaffen, bis die Kraft ihr bricht,
Sie weiß es ja, daſs nichts umſonſt hienieden.
Und wenn das ſchwere Tagwerk ihr gelingt,
Das Kind ihr in die müden Arme ſinkt,
Da ſtrahlt auch ihr das bleiche Angeſicht.
Was ſie auch ſelbſt in Armut hat gelitten,
Was für das Kind ſie je gekämpft, erſtritten,
Wie hart des Elends Stürme ſie umwehten, —
Um eig'ne Ruhe hat ſie nie gebeten.

Und heute fleht ſie vor des Gottes Thron,
Ihr höchſtes Gut barmherzig ihr zu laſſen,
Der Thränen, blut'gen Arbeit ſchönſten Lohn,
Ihr Alles auf der Welt ihr nicht zu rauben,
Denn was ihr droht, ſie kann's nicht faſſen,
glauben!
Wie elend ſie auch war und wie verlaſſen,
So hat ſie zur Madonna nie gefleht.
Doch haſſt ſie nach, — es iſt ja nicht zu ſpät, —
Erhörung ihrer todesbangen Klagen;
Gott wird den einz'gen Wunſch ihr nicht verſagen!

Sie wendet ihren trüben Blick nach oben
Zur Gottesmutter; und der Abendſchein,
Der um die Heil'ge gold'nen Glanz gewoben
Und zitternd zu des Weibes Füßen fällt.
Bringt einen Strahl ihr jener ſchönen Welt,
Die draußen ſtrömt in ſonnig heiter'm Sein,
Die draußen tönt in Luft und Seligkeit;
Da iſt auch ihr, als könnt' ja tiefes Leid
Im Reich der milden Heil'gen nicht beſtehen,
Sie will geſtärkt und ſtill von hinnen gehen.

Hat ſie denn mehr als Frieden, ruhig, ergeben,
Im Antlitz der Madonna dort geſchaut?
Die tote Hoffnung will ſich neu beleben.
Sie tritt hinaus ins volle, gold'ne Licht,
Ein Thränenſtrom des Dank vom Aug ihr bricht,
Sie hat ihr Leid dem güt'gen Gott vertraut!
Wollt denn die Blume in des Blütens Pracht?
Es kann nicht ſein, daſs in die dunkle Nacht,
Von keines Menſchen Auge noch ergründet,
Ihr lebensvolles, ſonn'ges Kind entſchwindet!

„Es kann nicht ſein!“ So tröſtet ſich die Seele,
Die vor des Schickſals ſchwarzem Thore zagt.
Sei ſtark und ſtill, damit das Herz ſich ſtähle,
Damit es müd' werd' ſeiner eig'nen Klagen,
Des gleichen Spiels von Haſſen, Schmerz,
Verzagen,
Durch das der Puls des ew'gen Lebens jagt. — —
Dem armen Weib trägt man das Kind zu Grabe,
Ihr bleibt nicht eine einz'ge, ſchöne Gabe,
Die Freude ihr am leeren Daſein ſchenkt,
Da man ihr Liebſtes in die Erde ſenkt.

Sie kann den Jammer nicht in Worte kleiden;
Sie weiß nur eins: Daſs alles Irrthum war'
Hat ſie's vermocht, von ihrem Kind zu ſcheiden?
Und alles Irrthum? — All ihr Hoffen Wanken?
Ihr graut im Schwall entſetzlicher Gedanken —
Wie war ihr Elend früher hell und klar! —
So ſchleicht ſie von dem ſtillen Grabe fort,
Vorüber an der Kirche, während dort
Das Lächeln der Madonna ſtrahlt, ergeben
Und unberührt vom todestrüben Leben.

Ein Heimgartenfreund.

In einer großen Geſellſchaft ſtanden wir unſer hundert Herren in ſchwarzem Frack und weißen Handſchuhen herum, ſchauten ehrfurchtsvoll auf die in kaum geringerer Zahl vorhandenen Damen, die mit bloßen Brüſten und langen Schleppen hin und her rauſchten, oder wir ſchwätzten miteinander über die Sterne des Feſtes und ihre Schatten.

Redete mich plötzlich ein freundlicher Herr an und ſagte höflich: „Herr Roſegger, nicht wahr?"

Verneigung meinerſeits.

„Ich bin ein eifriger Leſer Ihres ‚Heimgarten'."

Freudige Verneigung. Sonſt heißt es ſehr oft: Meine Frau iſt eine eifrige Leſerin Ihrer Schriften! Sehr geſchmeichelt, doch immerhin eine Ausſchließlichkeit, die mir nicht gefällt. Ich hätte auch mit den Herren Männern manchmal etwelches zu ſprechen, wüſste Geſchichten, die für männliche Ohrmuſcheln manchmal faſt geeigneter wären, als für weibliche. Nun hier iſt's einmal ein Mann, der den „Heimgarten" eifrig lieſt.

Wir ſtanden ein wenig beiſeite und er ſprach weiter: „Seien Sie verſichert, kaum kann ich das Erſcheinen der Hefte erwarten, noch druckfeucht laſſe ich mir ſie holen und darf wohl ſagen, daſs ich ſtets der erſte Leſer desſelben bin."

Gott, welch ein Menſch! Wie nachahmenswert! Denn leider gibt es immer noch Leute, die ganz gleichgiltig am Buchhändlerladen vorbeigehen, in welchem das neue Heimgartenheft ausgeſtellt iſt.

„Und ich leſe jedes Heft von der erſten bis zur letzten Zeile", ſagte der bewunderungswürdige Menſch.

Wir traten noch weiter in den Hintergrund, um ungeſtört plaudern zu können. Einen angenehmeren Geſellſchafter hatte ich bisher mein Lebtag nicht geſehen.

„Gerne citiere ich aus dem Texte", ſagte er. „Gar Manches ſtreiche ich roth an, um mich darüber dann mit gleichgeſinnten Freunden zu unterhalten. Ja, wenn mich etwas beſonders intereſſiert, ſo iſt es ſchon geſchehen, daſs ich mir die ganze Auflage holen ließ und ſie dem Staate zur Verfügung ſtellte." — Zur Vertheilung an Schulen, an das Volk natürlich! Und wird in dieſem Fall ſofort eine zweite Auflage nöthig Herrlich, daſs es noch ſolche Mäcene gibt! Wenn es nur mehr derlei Männer gebe, wie ganz anders ſtünde es um die Literatur! Nehmet euch ein Beiſpiel dran, ihr hunderte von Herren und Damen dieſes Salons!

„Es hat mich ſehr gefreut!" ſagte mein Heimgartenfreund mit joovialer Verneigung und wendete ſich wieder der Welt zu.

Und wie vornehm! Nicht mit Lobſprüchen und höflichen Phraſen hatte er ſeine Neigung und Liebe zu meinem Blatte ausgedrückt, als etwa: „Wer wird unſeren ſo und ſo nicht kennen! Habe ſchon ſehr viel Schönes von Ihnen gehört! Sie

ſind ſo fruchtbar! Meine Töchter ſind ganz entzückt über Ihre Werke! So viel ſchon geſchrieben zu haben! Sie müſſen ja Tag und Nacht arbeiten!“ u. ſ. w. Nichts von alledem. In ſchlichter Weiſe hat er mir ſein allerwärmſtes Intereſſe für den „Heimgarten“ angezeigt. — Wenn ich nur wüſste, wer es iſt! — An einen Bekannten wendete ich mich: „Können Sie mir nicht gefälligſt ſagen, wer dort jener ſtattliche Herr iſt, welcher jetzt mit dem Herrn Prälaten ſpricht?“

„Der mit dem blonden Bart?“

„Jetzt wendet er ſich an den General R.“

„Den meinen Sie, das iſt der, — na wie heißt er nur gleich! Mir fällt momentan der Name nicht ein. Cenſurbeamter iſt er.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Für jene Leſer, die in glücklicher Unwiſſenheit arglos dahinleben, ſei erklärt, was ein Cenſurbeamter iſt. Das iſt der Staatsbeamte, welcher jedes Heimgartenheft, bevor es erſcheint, genau prüft, ob nichts Geſetzwidriges in ihm gedruckt ſteht, und welcher es, wenn etwas nicht in Ordnung ſein ſollte, confiſcieren laſſen darf.

Die letzte Nacht vor dem Erſcheinen eines Heftes verbringe ich faſt allemal ſchlaflos und erforſche mein Gewiſſen ....

Und die Freude an meinem hochherzigen Heimgartenfreund? R.

Für Sprachgelehrte.

Um die menſchliche Ausdrucksweiſe iſt es doch ein recht wunderliches Ding. Unſere liebe Mutterſprache, wie viele Ungereimtheiten haben wir ihr angewöhnt, von denen ſie nicht mehr läſst und an denen wir aus Gewohnheit nichts mehr Ungereimtes finden. Hier ſoll es ſich nur um unſere Ausdrucksweiſe bei Andeutung der Ortsrichtungen handeln. — Da ſagen z. B. die Grazer: Wir fahren nach Wien *hinaus*. Das iſt unrichtig, denn in eine Stadt fährt man hinein, wenn man vom Lande oder von einer kleineren Stadt kommt. Wir fahren nach Gleisdorf *hinaus*, das iſt richtig, denn wir fahren von der Stadt aufs Land. Wir fahren nach Italien *hinein*, nach Deutſchland *hinaus*. Sollte es nicht richtiger ſein: Nach Italien hinaus (gegen das offene Meer), nach Deutſchland hinein (in das Innere des Continentes)? Wir fahren nach Amerika *hinüber*, (übers Meer), das iſt richtig. Wir fahren nach Salzburg *hinauf*, ſtatt hinüber (über die Alpenkette), nach Ungarn *hinab*, nach Rufsland *hinein*, nach Afrika *hinab* u. ſ. w. Dieſer Sprachgebrauch iſt gar nicht motiviert, wird aber allgemein geübt, wie auf Verabredung, oder als ob ein Geſetz dafür vorhanden wäre. Daſs wir gegen den Nordpol *hinauf*, gegen Dänemark *hinauf* fahren, das begründet ſich ſcheinbar allerdings durch die Landkarte, wo unten Süd und oben Nord iſt, thatſächlich iſt es ebenfalls unrichtig. Wir Älpler im Süden können auf das Preußen im Norden hinabſchauen, weil Preußen tiefer liegt als die Alpen. Auch auf dem flachen Lande hat jede Ortſchaft hierin ihre beſtimmte feſtſtehende Ausdrucksweiſe, die ſich weder um geographiſche oder topographiſche Verhältniſſe kümmert. In meiner Heimat Alpel ſagen ſie: Nach Ratten *hinüber*, nach Fiſchbach *hinaus* (ſtatt hinüber), nach Mürzzuſchlag *hinauf* (ſtatt hinab), nach Mariazell *hinein* (ſtatt hinüber), nach Graz *hinein*, nach Wien *hinaus* u. ſ. w. Dieſe Bemerkungen gipfeln in einer Anfrage an die Sprachgelehrten, worin denn die Urſache liegen mag, daſs das Volk gerade über Örtlichkeitsrichtungen ſo unrichtig zu ſprechen pflegt und darin ſo conſequent iſt, als wäre es die unbeſtreitbarſte Selbſtverſtändlichkeit. R.

Bücher.

Spätfrüchte. Von Adolf Pichler.

Nach großen Cenſurſchwierigkeiten erſchien vor einem halben Jahrhunderte in Wien ein ſchmächtiges Büchlein, das „Frühlieder aus Tirol“ enthielt und auf dem Titelblatte den Namen Pichlers als Herausgeber trug. Es war die erſte öffentliche Regung des neuen Geiſtes im vormärzlichen Tirol und machte Aufſehen, obwohl ſich die jungen Poeten, die da beigetragen hatten, ſehr zahm aufführten und nach recht altmodiſch „itzt“ auf „ſitzt“ reimten. Was hat ſich ſeither alles geändert! Von den achtzehn Sängern der „Frühlieder“ ſelbſt leben nur noch zwei: Kaſpar Speckbacher in Obermieming und Adolf Ritter v. Pichler in Innsbruck. Der letztere, eine lebende Literaturgeſchichte Jungtirols, hat nun wieder mit friſchem Muthe ein Bändchen Gedichte herausgegeben, mit dem er gleichſam die Jubiläumsfeier der „Frühlieder“ einläutete. Faſt ein beneidenswertes Geſchick! Faſt — denn Pichler hat auch viel gelitten.

Er nennt dieſe jüngſten Gaben ſeiner Muſe „Spätfrüchte“, weil ſie Ergebniſſe ſeines Alters ſind und, mit Ausnahme der Gedichte des „Vorwinters“, aus den Jahren 1892 bis 1895 ſtammen.[1]) Sie ſind vorwiegend contemplativer Art und geben theils in humoriſtiſch-ſatiriſcher, theils in ernſter Weiſe ein Bild ſeiner Lebensanſchauung im Alter. Einſt hat auch er ins friſche Leben gegriffen und die Wirklichkeit geſucht, jetzt iſt ihm dieſe zum bereiten Symbole geworden, um auf das Ewige, das unerklärlich Eine hinzudeuten. Im erſten Theile (Seite 3—64) finden wir „Todtentänze“, von denen das eine oder andere Stück ſchon früher durch den Druck bekannt wurde. Das einleitende „Memento“ erſchien am 5. Februar 1893 im „Tiroler Tagblatt“, doch erfuhr es ſeither einige nicht unbedeutende Änderungen. Manches Gedicht erhielt eine neue Aufſchrift. Der Dichter läßt nun vor ſeiner Camera obscura allerlei Menſchen und typiſche Geſtalten vorübertanzen, an ihrer Seite den Tod, der in verſchiedener Maske auftritt. Zu den beſten gehören „Der Klausner auf Thierberg“ (Seite 35), das zuerſt die Kufſteiner Feſtſchrift brachte, dann „Cornelie“, worin er ſeiner edlen Jugendfreundin Cornelie Schuler ein Denkmal ſetzt und ſich treu der alten Zeiten erinnert:

„Gib die Hand mir, daß für immer
Uns die Ewigkeit vermähle“

[1]) Leipzig G. H. Meyer. 1896. 8°. 210 Seiten. Preis 3 Mark.

Bitterer Ernſt und ſpitze Ironie zugleich geht durch den auch farbenſchönen Todtentanz „Der Dichter“, eine wirkſame Parabaſe zur menſchlichen Verlegenheit. Dagegen predigt der Dichter vielfach die Lehre von der einzig befriedigenden Lebensthätigkeit in der Arbeit, ja in dem ſchalkhaft gehaltenen „Kapuziner“ (Seite 52), dem der Tod Rückkehr zur Natur gebeut. Außerordentlich fein empfunden und durchgeführt ſind „Taſſos Abſchied“, „Das Bild von Sais“, ein Seitenſtück zu Schillers Dichtung, und Seite 20 „Der Wildſchütz auf dem Sennjoche“; „Die alte Urſchel“ (Seite 58) iſt dagegen grotesk und hat ein proſaiſches Pendant in Paul Greußings „Alter Jungfer“ gefunden. Bemerkenswert iſt ferner die originelle Auffaſſung des „Ahasaer“, an der ſociatiſtiſche Tendenz klebt. Pichler iſt ja keineswegs bloß in der Schule der Alten gebildet und in ihr ſtecken geblieben, ſondern kennt auch die Probleme der Gegenwart, die ſein ſicherer, erfahrener Blick ſcharf beurtheilt. Halb mit ſchwerverhaltenem Zorne, halb in jugendlicher Begeiſterung ſpricht er (Seite 13) vom Jahre 1848, wo er ſelbſt für die Freiheit, aber für die echte, reine Freiheit der Menſchheit, focht — auf den Barrikaden Wiens ſo gut wie gegen den welſchen Feind an des Vaterlandes Grenzen. Dr. Ambras Mayr hat jüngſt den zum mindeſten ungeſchickten Satz hingeſchrieben, Pichler ſei an Freiheitsſtreben dem feurigen Hermann v. Gilm ziemlich nahe gekommen; in dieſem Punkte dürfte Pichler ſich wohl ſchlaerlich vor Gilm oder irgendeinem andern zu ſchämen haben! Er hat in ſeinen Erinnerungen „Zu meiner Zeit“ (1892) ſeine Erlebniſſe nur bis 1848 erzählt, während die Jahre 1848 bis 1850 ausgearbeitet in ſeinem Pulte ruhen. Dieſe Partie ſeiner Selbſtbiographie mag dann Pichlers „Freiheitsſtreben“ einmal lautes Zeugnis geben! Schade, daß er ſich zu einer Darſtellung ſeines Lebens bis in unſere Tage trotz ſeiner geiſtigen und körperlichen Rüſtigkeit nicht zu entſchließen vermag!

Doch eilen wir weiter! Wenn wir die Gedichte des „Vorwinters“, die 1885 erſchienen, überſchlagen, ſtoßen wir auf gnomiſche Dichtungen Pichlers, auf ſeine „Arabesken“ und „Sprüche“. Aus ihnen ließe ſich des Dichters eigene Weltanſchauung conſtruieren. Die Welt iſt ihm kein Narrenhaus, abwohl die Narren ein- und auswandern, ſondern ein Schauplatz ernſten Schaffens, um den Zweck des Daſeins zu erfüllen. Das Daſein für ſich iſt ſchon Macht, und wer es nicht be-

griffen, der hat umsonst gelebt. Erst Arbeit, dann folgt ein Ewiges (Alleins) und die Auferstehung, das heißt ein uns Erkennen im Unendlichen. Auf der Erde geht es freilich bunt genug zu, und Pichler geißelt das gewöhnliche Thun und Treiben der Menschen mit Lessing'scher Schärfe oder mit beißendem Spott. An mancher Stelle bricht ein herber Pessimismus durch; Karl v. Thaler hat in einem prächtigen Feuilleton der „Neuen Freien Presse" (18. Jänner 1896) auch mit Recht diese Poesie herbster Männlichkeit an seinem geliebten Lehrer hervorgehoben. Wie die Flammenschrift auf Dantes „Höllenthor" wirken z. B. Seite 144 die Epigramme:

„Bleib fest in deiner Einsamkeit,
Bist du zu zwei'n, bist du entzweit"

und

„Wer von den Menschen Dank begehrt,
Der ist des schnödesten Undanks wert."

Ziemlich scharfe Ausfälle macht Pichler auf die sogenannten Naturdichter, auf die schriftstellernden Frauen (Seite 105) und auf die deutschen Philister, die sich um nichts Höheres kümmern und ungestört ihr Bier trinken wollen, endlich auf die gesuchte „Volksthümlichkeit" (Seite 112) und auf die Streber und Speichellecker unserer byzantinisierenden Zeit. Komisch klingt Seite 113 die unschuldige Parodie „Das Fräulein" im Tone von Goethes „Heideröslein"; entschieden unschön, wenngleich ebenfalls ironisch gemeint, ist Seite 144 der Spruch über das allgemein Menschliche. Dagegen ist die Erklärung des tragischen Schicksals im „Bilde der Ameisen" (Seite 123) sinnig und geistreich; die Verse „Jung ist nur der Werdende" bildeten Pichlers letzten poetischen Gruß an L. A. Frankl (1894). Ich habe mir eine ganze Reihe von kernigen Weisheitssprüchen aus dem Buche notiert, allein es ist so viel, dass ich den langen Schweif einfach abhauen muss, indem ich die Leser auf das Buch selbst hinweise.

Den Beschluss desselben bildet eine erzählende Dichtung „Der Jörgel von Lahnsteig", eine herzige Dorfgeschichte in trochäischen Dimetern, die in der Nähe von Pichlers Sommerfrische Freundsheim bei Telfs spielt und zur angenehmen Abwechslung gegen des Dichters frühere Vortragsweise einmal an ein Sagenmotiv anknüpft. Die Lebensgeschichte einfacher Landleute bildet aber nur das dünne Senkreis, an dem Pichler eine Menge herrlicher Ideen und Bilder emporgerankt hat. Er preist darin sein trauliches Tusculum auf der Hochebene von Barwies, lobt in natürlicher Bukolik das Leben der schlichten Landleute und stellt in der glücklichen Vereinigung des Jörgel mit der Rosel den Eckpfeiler des Staates und der Gesellschaft in der Ehe hin; stünden auch nicht die schlicht sorgsamen Worte der Mutter da, man würde sich doch an „Hermann und Dorothea" erinnern, obwohl ein großer Unterschied jedem auffällt: Pichler wollte Ideen aussprechen, nicht eigentlich erzählen. So kommt es denn, dass wir Seite 203 eine Elegie auf den unglücklichen Kaiserjüngling Konradin finden, dem in dem nahen Kloster Stams die Mönche die Hora singen.

„Konradin! Nimm diese Klage
Spät zu spät leg' ich sie nieder
Auf dein blutiges Schaffot".

ruft der schmerzlich bewegte Dichter und fährt dann fort:

„Bleich und bleicher ist am Erispitz
Schon die letzte Glut verglommen,
Weiß im Perlenschmeide steh'n
All die Berge, wie von Weihrauch
Zieht ein Nebel durch die Schlucht.
Aus dem Dorfe tönt das Glöcklein,
Weiches scheidet Tag und Nacht:
Schirme gnädig Mensch und Thiere,
Ave Maria, Königin!" —

So klingen also Pichlers herbe, gegen allen Unfug geistlicher und weltlicher Gäuche gerichteten Verse aus in das Marienlied des Fra Serafico. Es wäre beschämend, wenn die Deutschen auch dieses Buch nicht lesen sollten, bloß weil sie dabei denken müssten! — In dem „Abschied" an den Leser endlich sagt der Dichter:

„Ich werde nicht verstummen,
Bis aus der Brust der letzte Odem zieht.
Bis dieses Herz, das viel und schwer gedultet,
So viel geduldet! endlich ruhig steht.
Dann wirst aufs Grab noch irische Alpenrosen,
Wie ich sie oft gepflückt, kehrt schweigend heim
Und lasst mich ruhig ruh'n in Ewigkeit,
Wenn wie ein Schatten aus der Ewigkeit
Mein letztes Lied um meinen Hügel schwebt."

Ich schließe — solchen Worten noch etwas beizufügen, wäre Barbarei!

Marburg a. D. Dr. S. M. Prem.

Ein großes Werk über Robert Hamerling. Nach zahlreichen kleineren und größeren Schriften über Hamerlings Leben, Werke und Persönlichkeit erscheint endlich ein groß und gründlich angelegtes Werk über den Dichter in der Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft zu Hamburg. Hamerling. Sein Leben und seine Werke. Mit Benützung ungedruckten Materials. Von Dr. Michael Maria Rabensteiner. Der erste stattliche Band ist bereits erschienen. Er enthält Hamerlings Jugend und bringt eine Menge Neues, was seine bisherigen Biographen und der Dichter selbst in seinen „Stationen" unberücksichtigt gelassen haben. So erscheinen sämmtliche in diesem Buche veröffentlichten Tagebuchblätter, Betrachtungen, Briefe, Skizzen

und Gedichte — und es ist derer wahrlich keine geringe Zahl — hier das erstemal gedruckt. Ebenso auch die Canzone „Eutychia“ und die Bruchstücke aus den Jugenddramen „Columbus“ und „Die Märtyrer“. Der Band hat drei Abschnitte, den ersten nennt der Verfasser „Waldheimat“, derselbe behandelt die Kindheit des Dichters. Der zweite „In clara valle“ beschreibt die Knabenjahre im Stifte Zwettl und erste dichterische Regungen. Der dritte Theil „Neues Leben“ schildert das mächtige Fortschreiten der geistigen Entwickelung. Das Werk ist überaus fleißig zusammengestellt. Die Bezeichnungen „Waldheimat“, sowie „Streit und Sieg“ scheint der Verfasser Rabenlechner nach Rosegger-Reminiscenzen gewählt zu haben. In Hamerlings Notizbuch kommt eine „Waldlilie“ vor. Den gleichen Namen hat Rosegger bekanntlich für eine Gestalt seines Waldschulmeisters erfunden, ein Zufall, von dem Hamerling selbst gelegentlich erwähnt hatte: Es sei nett, dass Rasegger, ohne von Hamerlings Notizbuch Kenntnis zu haben, auf einen gleichen Namen gekommen sei. Das beweise, wie manches andere, eine gewisse innere Verwandtschaft der beiden Poeten. — Als Anhang des ersten Bandes „Hamerling“ folgt, der Zeit vorausgreifend, ein interessantes Tagebuch aus des Dichters Heimatreise im Jahre 1867. Das Buch, auf welches wir nach dem vollständigen Erscheinen des Werkes wohl noch zurückkommen werden, ist gewidmet „der Muse Hamerlings, Minona“, und ist geziert mit Hamerlings Facsimile und einem Bilde des Geburtshauses, das seither ein „begeisterter Verehrer“ des Dichters — vom Erdboden vertilgen ließ. M.

Napoleon I. zu Hause. — Napoleon I. und die Frauen. Von Friedrich Masson. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Solche Werke, wie diese beiden, werden wenige geschrieben, und doch sind sie von unschätzbarem Werte. Große Männer in Hemdärmeln. Erst dann weiß ich, ob ein sogenannter „Großer“ für mich wirklich groß ist, wenn ich ihn in seiner intimen Persönlichkeit sehe. Wie Napoleon die Welt erobert hat oder sie erobern wollte, das wissen wir alle. Wie er wohnte, aß, arbeitete, liebte, zürnte, scherzte, launenhaft und großmüthig war, das ist nicht so bekannt. Die oben genannten Werke unterrichten uns darüber auf das Genaueste. Unzählige persönliche Züge, oft hoch origineller Natur, werden uns ohne Zimperlichkeit beschrieben. Manches stößt ab, vieles aber macht uns diesen unerhörten Schlachtenmenschen fast sympathisch. Der „Heimgarten“ wird an anderer Stelle ein Capitel mittheilen, das uns den „Heros“ menschlich näherrückt. Aber die Pranken des Löwen, um nicht zu sagen die Pfoten des wilden Thieres, sind überall zu spüren. Es wird gesagt, Napoleon Bonaparte sei der Erfinder des Nationalismus. In diesem Falle müsste er des Interesses unserer Zeit doppelt sicher sein. M.

Im blauen Hecht. Roman aus dem deutschen Culturleben im Anfang des sechzehnzehnten Jahrhunderts von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

„Im blauen Hecht.“ So absonderlich diese Benennung für einen Ebers'schen Roman klingt, so sehr weicht auch der Stoff von den früheren Werken des berühmten Dichters der „Ägyptischen Königstochter“ ab. Die Heldin und ihre Umgebung gehören Leserkreisen an, denen sich der Verfasser bisher fern hielt. Die Großen und Bevorzugten bleiben im Hintergrund stehen, aber Kuni, die an der Landstraße geborene Seiltänzerin, deren verkommene Sippe ihre Umgebung bildet, gewinnt unsere volle Theilnahme an ihren rührenden äußeren und inneren Schicksalen, und wir stehen mit dem jungen ehrenfesten Rathsherrn Lienhard Gratand, dem das früher so schöne, jetzt so armselige Landfahrerkind seine reine und einzige Liebe, wenn auch unerwidert und unverstanden geschenkt hat, tiefbewegt an ihrem Sterbelager und freuen uns, dass noch ein Strahl der Glückssonne vor ihrem Tode auf die arme Büßende gefallen ist. Zugleich aber fühlen wir uns mitten in der gewaltigen geistigen Bewegung, die sich in der Periode des Humanismus am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aller Gebildeten bemächtigte. — An der Fähre zu Mittenberg, wo alle Reisenden nach Frankfurt, on den Rhein ꝛc. das Mainschiff besteigen müssen, spielt im Gasthaus „zum blauen Hecht“ die fesselnde Handlung, die in bewundernswerter Knappheit die bestimmenden Regungen einer bedeutungsvollen Zeit zu einem treuen und farbenreichen Culturgemälde zusammenfasst und gleichzeitig das eigenartige Seelenleben eines Mitmenschen der aufs höchste gesteigerten Theilnahme des Lesers nahebringt. V.

Feuer und Schwert im Sudan. Unter diesem Titel erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ein sensationelles Werk aus der Feder von Slatin Pascha, einem ehemaligen österreichischen Officier, der lange Jahre als ägyptischer Gouverneur die Provinz Darfur, ein Land, so groß als das Deutsche Reich, regierte und später elf Jahre in der Gefangenschaft des Mahdi schmachten musste, bis ihm endlich nach wiederholten fruchtlosen Versuchen die Flucht unter den größten Gefahren gelang.

Slatin Pascha ist der einzige, der in der Lage war, die intimsten Vorgänge im Lager des Mahdi zu erlauschen; denn der frühere Gouverneur war der weitaus wertvollste Gefangene. Ihn behütete der Mahdi und sein noch grausamerer Nachfolger, der Chatifa, mit besonderer Sorgfalt. Wie es Slatin nach elf Jahren der schmählichsten Behandlung doch gelungen ist, seinen Peinigern zu entkommen, muss man in seinem Werke nachlesen.

Das Werk ist ausgestattet mit neunzehn prächtigen Abbildungen, ferner mit einem Porträt in Heliogravüre, das uns den Verfasser in der ihm von den Mahdisten aufgezwungenen Kleidung zeigt, die er auch bei seiner Flucht trug und die er jetzt wie eine Reliquie verwahrt.

Ferner enthält das Werk eine ausführliche Karte des Sudan mit den angrenzenden Gebieten von Abessinien und des Congostaates und einen sehr genauen Plan der Hauptstadt des Mahdi.

Der Kaiser von Österreich hat dem Werke Slatin Paschas eine besondere Auszeichnung zutheil werden lassen, indem er dessen Widmung annahm. V.

Wohin? Die Etappen des Jahres 1895. Von Bertha von Suttner. (Bertin. „Gutenberg," 1896.)

Wir glaubten, ein Friedensjahr gehabt zu haben im Jahre des Heiles 1895. Dieses Büchlein belehrt uns eines Besseren. Es stellt dar, was an Rüstungen, Manövern, Hetzreden, Aufständen Völkerzwisten, Kriegszügen, Schlachten u. s. w. geschehen ist von Monat zu Monat in den verschiedenen Ländern. Ein wahrer Kriegskalender! Im kleinen mag's ja sein, dass hie und da einer den anderen lieb hat, im großen haben die Völker nichts Wichtigeres zu thun, als einander in Schach zu halten, zu befehden und eine Epoche großer Drangsale vorzubereiten. Das Büchlein ist sehr lehrreich und wäre sehr niederschlagend, wenn es nicht von einem großen, zuversichtlich in die Zukunft blickenden Idealismus getragen würde. — Wir theilen daraus das mit, was die Verfasserin über die Sedanfeier sagt. Wir sind damit einverstanden. M.

Literaturbilder Fin de Siècle. Herausgegeben von A. Breitner. I. Bändchen: Scheffel. Mit Beiträgen von O. M. Rabenlechner. Bernhard Münz. Anton Breitner. (München. J. Schweizer. 1896.)

Mit diesem Werk, das bandweise fortgesetzt werden und eine Reihe von Dichtern behandeln soll, will Herr A. Breitner zwei große Sünden des deutschen Volkes sühnen: die Verblendung, wodurch Bismarck zu seinem achtzigsten Geburtstage der Gruß versagt wurde, und die Verneinung eines Denkmals für „Deutschlands größten Lyriker Heinrich Heine"! — Der erste Aufsatz des Sühnewerkes behandelt Hamerling als Nationalen von O. Rabenlechner, dem verdienten Hamerlingforscher. Dieser Aufsatz stellt den wirklichen patriotisch nationalen Standpunkt des Dichters fest, der nicht im Hasse fremder Völker, sondern in Liebe zum eigenen Volke bestanden hat. M.

Im Bilderhaus. So nennt sich ein gar reizendes Bilderbuch für Kinder, mit vielen Erzählungen in Verslein, von C. Dobbert gezeichnet und gedichtet. Th. Stroefers Kunstverlag in Nürnberg hat es sehr schön gedruckt. Wer ein Geburts- oder Namenstagskindlein hat, ein braves natürlich, der soll ihm nur dieses unterhaltliche Buch kaufen, das wird dem Kleinen — ich wette — weitaus lieber sein, wie später die Schulbücher, und lernen wird es auch was draus. M.

Büchereinlauf.

Eine Idylle unter Napoleon I. Der Roman des Prinzen Eugen von Albert Pulitzer. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1896.)

Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Thal von Peter Rosegger. 2. Auflage. (Leipzig. L. Staackmann. 1896.)

Mont und Mirzl. Eine Geschichte vom Hochkönig von Bertha Gräfin von Kuenburg-Stolberg. (Innsbruck. A. Edlinger.)

Ums Recht. Trauerspiel in fünf Acten von Richard Zoozmann. (Berlin. Eduard Rentzel.)

Timur-Khan. Der Roman eines Pferdes. Herausgegeben von Heribert Hilgerth. (Wien. L. W. Seidel & Sohn. 1896.)

Aus meiner Wandermappe. Reiseskizzen von Anna Mayer-Bergwald. (Garmisch. A. Adam.)

Liebestraum. Liedercyclus von Sandor Barinkay. Mit einem Geleitworte von M. G. Conrad. (München. G. Franz.)

Buch der Rosen. Gedichte von S. Barinkay. (Dresden. E. Pierson.)

Sonnenblumen. Zwanglose Blätter mit Meisterwerken der neueren Dichtkunst und mit den Bildnissen der Dichter, herausgegeben von Karl Henckell. (Stuttgart. Carl Malcomes.)

G'segn's Gott! Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek. (Wien. Carl Konegen. 1896.)

Digitized by Google

Wegwarten. Lieder, dem Volke geschenkt von René Maria Rilke. (Prag. Selbstverlag des Verfassers.)

Deutschland einst und jetzt. Mahnruf an die Nation zum fünfundzwanzigjährigen Jubelfeste der Neugründung des Kaiserreiches. Von Prof. Dr. J. Sepp. (München. J. F. Lehmann 1896.)

Religion und Wissenschaft. Von Alfred Deetz. (Berlin. F. Harnisch & Co. 1895.)

Johannes. Ein modernes Evangelium von Justus Heinrich. (Berlin. Verlagshaus für Volksliteratur. 1895.)

Weihnachtsspiele. Bilder aus der deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für jung und alt von Dr. L. F. Meißner. (Wien. Literarische Gesellschaft.) XII. Heft.

Die Wohlfahrtspflege auf dem Lande. In Beispielen aus dem praktischen Leben dargestellt von Heinrich Sahnrey. I. Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Zustände. (Berlin. Karl Heymann. 1896.)

Wiener Bilder. Illustriertes Sonntagsblatt. Herausgegeben von Vincenz Chiavacci. (Wien. L. Bergmann & Comp.) Literarisch und künstlerisch interessant.

Postkarten des „Heimgarten".

F. W., Marburg: In Obersteier heißt man's „Buckelkraxentragen", wenn jemand einen Karb oder eine „Krax" (Tragkörbchen) vermittelst Achselbändern auf dem Rücken trägt. „Buckelhaxenkragen" oder „Buckelhaxtragen" heißt man's im Mürzthal, wenn einer den andern so auf dem Rücken trägt, daß der Getragene mit den Armen den Hals des Tragenden umschlingt und die Beine, die „Haxen", in reitender Stellung an beiden Seiten des Trägers so nach vorne legt, daß dieser sie mit den Armen halten kann. — „Du kannst mich „Buckelkraxentragen" ist ein beliebter Ausdruck der Geringschätzung.

Kleiner mit deutschem Herzen: Wollten Sie nicht offen dem Feinde ins Angesicht schauen? Wollten Sie das Streitgedicht nicht herzhaft mit Ihrem Namen unterzeichnen?

S. Z., Salzburg: Beneiden Sie niemanden um „das Glück der Öffentlichkeit". Da kann der erstbeste Hadertump aus dem Versteck der Anonymität Sie mit Schmutz bewerfen und Sie stehen mit Ihrem „Glück der Öffentlichkeit" vor dem grinsenden Publicum machtlos da.

E. K., Wien: Der „Heimgarten" hat im XVI. Jahrgang, Seite 791, für ein Peter Mayr-Denkmal in Bozen ein warmes Wort gesprochen. Noch immer sind Gaben willkommen für das Denkmal des herrlichen Volkshelden, dessen Geschichte in demselben Jahrgange erzählt worden ist.

M. E., Wien: Daß alle schriftstellerischen Arbeiten unseres Herausgebers zuerst im „Heimgarten" veröffentlicht werden, ist in den literarischen Kreisen bekannt. Wird dieser Autor von anderen Unternehmungen zur Mitarbeiterschaft eingeladen, so lehnt er entweder ab oder stellt Beiträge zur Verfügung mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß dieselben schon im „Heimgarten" erschienen sind. Für weitere Abdrücke können natürlich Verbesserungen und Umarbeitungen stattfinden. Bei anderen Autoren kommt es vor, daß sie ihre Werke vor der Buchausgabe nicht bloß vielfach hintereinander, sondern auch nebeneinander, in mehreren Blättern zugleich erscheinen lassen. Bei gegenseitigem Einverständnis ist selbstverständlich auch das in Ordnung.

A. B., Graz: Wagen Talent nicht gänzlich abzusprechen, doch Talent ist heutzutage zu wenig, um mit lyrischen Gedichten durchzudringen. Die Sachen beruhen großentheils auf Anempfindung und Nachahmung.

B. B., Wien: Zum Schluß Ihres Gedichtes fragen Sie: „O sagt mir an ihr Frau und Mann, was ist die Liebe?" — Mein Gott, das ist schwer zu sagen. Wenden Sie sich vielleicht an ein Auskunftsbureau!

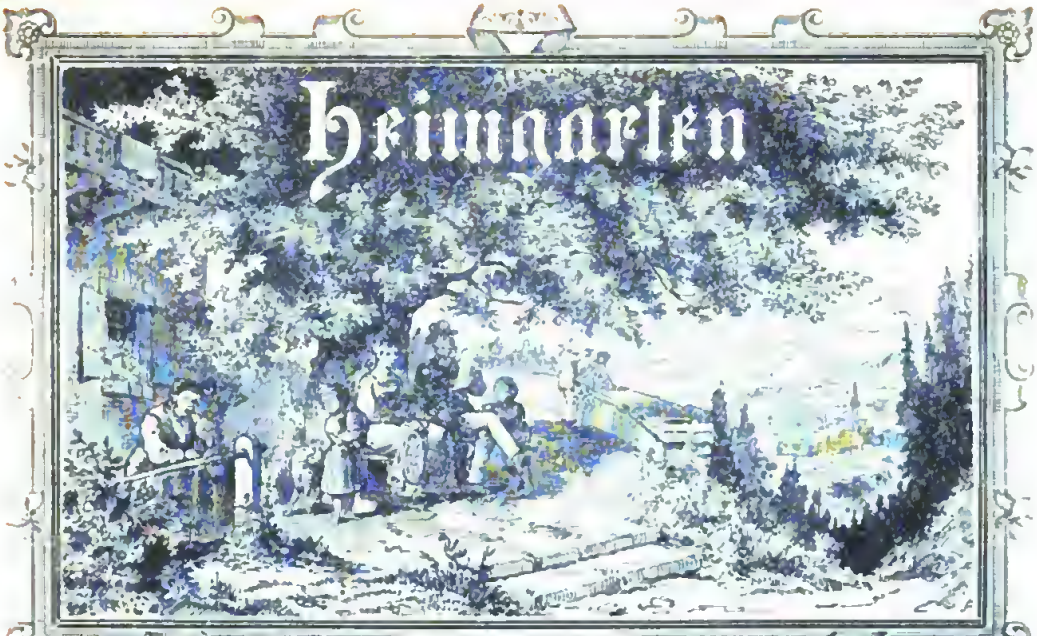
A. K., Innsbruck: Manuskript steht in unserer Expedition zur Verfügung.

Dr. E. H., Linz: Manuskript kann in unserer Expedition behoben werden.

H. K., München: Ihr Manuskript erliegt in unserer Expedition.

* Bitten unaufgefordert Manuskripte an den „Heimgarten" nicht einzuschicken.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



7. Heft. April 1896. 20. Jahrg.

Elternmörder.

Hier anstatt der „Novelle“ einmal ein Herzenswort an die Jugend.

Von Josef Wichner.

Darf ich einmal mit meinen jungen Freunden, die ja auch zu den Freunden des „Heimgarten“ zählen, ein recht ernstes Wort reden?

Ich möchte einmal einen Griff in euer Herz thun, ich möchte euch an all die Liebe gemahnen, die euch euere Eltern seit euerem ersten Athemzuge entgegenbrachten, ich möchte euch förmlich zwingen, nach des Herrn Gebot euere Eltern zu ehren und zu lieben wie nichts auf der Welt, sie gleichsam mit Handschuhen anzufassen und auf den Händen zu tragen, bis ihr ihnen die treuen Augen zudrücken müßt, die so lange mit ängstlicher Sorgfalt über euch gewacht haben.

Es ist nicht zu sagen, welch ein Meer von Liebe Tag und Nacht und Jahr um Jahr aus den Herzen der Eltern auf die Kinder strömt, nicht zu zählen sind die Herzschläge, die ums Wohl und Wehe der Kinder erzittern.

Habt ihr, um nur von der materiellen Seite der Kindererziehung zu reden, eine Ahnung davon, was es heißt, für den Unterhalt einer Familie zu sorgen und der Noth und dem Mangel den Eingang zu

wehren, wenn die Kinder zunehmen an Zahl und Alter und gesunder Eislust, wenn die Mutter es nimmer zu erkochen, der Schneider nimmer zu erschneidern, der Schuster nimmer zu erschustern vermag?

Nennt ihr die Sorgen gering, die das Vaterherz beklemmen, wenn er seine Knaben ums theure Geld in die Lehre oder gar ins unsagbar theuere Studieren gibt, wenn er die Mädchen muss ausstatten mit einem Heiratsgute oder einem Erbtheil, wenn er dem feindlichen Leben den Boden zollweis muss abringen, damit seine Familie darauf wie auf einer Insel im brausenden Ocean stehe?

Und indes seine Hand am Amboss oder Schreibtisch, in Sonnenbrand oder Wintersturm rastlos die Mittel zur Ernährung und Ausbildung seiner Kinder schafft, bleicht sich sein Haar in ständiger Sorge, ob sie wohl mit allem Eifer jene Kenntnisse sammeln, deren sie im Kampfe ums Dasein nicht entrathen können, und so oft der Postbote sich seinem Hause naht, bebt und bangt sein Herz, ja selbst jede Freude, die ihm der Sohn oder die Tochter bereitet, ist eine zitternde Freude im Gedenken an die zahllosen Klippen, an denen die Tugend und somit das Lebensglück der Kinder scheitern kann.

Und was soll ich erst von der Liebe und den Sorgen der Mutter sagen, die den Lebensmorgen des Kindes bewacht und jedem Athemzuge ängstlich lauscht, die Monate lang Nacht für Nacht am Bette des kranken Lieblings sitzt und die fiebernde Stirne kühlt, bis sie selber zusammenbricht, die lächelnd Hunger leidet, um das Kind zu sättigen, die es im eigentlichsten Sinne des Wortes gleich dem Pelikan mit ihrem Herzblute tränkt, die im abgeschabten Kleide wie eine Vogelscheuche, aber eine verehrungswürdige, zur Kirche geht, auf dass ihr Kind ordentlich gekleidet sei, die der Henne gleich ihre Küchlein um sich sammelt und jedem Feinde ins Antlitz fährt, die ihre Kinder sogar verzärtelt und verzieht . . . wohl aus blinder Liebe, aber doch nur aus lauter Liebe?!

O Mutterliebe, die du selbst vom verbrecherischen Kinde nicht weichst und die Schande mit ihm trägst und dem Mörder, der dein Sohn ist, zum Richtplatze folgst, was auf Erden kommt dir gleich?!

Auf Erden nichts, wohl aber im Himmel jene Gottesliebe, die das Weltall ins Dasein rief und es erhält, jene Gottesliebe, die den Sünder sucht, wie der Hirte das verlorene Schäflein, bis er es findet, dir gleicht nur die Gottesminne selber!

Und nun, wenn ich Umschau halte und mich frage, wie denn die Kinder solch unendliche Liebe der Eltern vergelten, und wenn ich sehe, dass Kindesundank leider gar zu oft zu finden ist, dass es Kinder gibt, die einer mit vollem Recht als Elternmörder bezeichnen kann, da fasst mich ein Schauer und es krampft sich mir das Herz zusammen in Unwille und Ingrimm.

Wie viele Nachtbilder muſs ich ſchauen! Wie viele Kinder ſind nur lieb und zutraulich, ſo lange ſie noch im Flügelkleide auf der Mutter Schoß ſitzen! Und ſelbſt dieſe Liebe .... iſt ſie nicht vielleicht auch nur verſteckter Eigennutz? Hat alſo jener ſchwarzgallige Philoſoph nicht vielleicht recht, der die Kinder überhaupt als die undankbarſten und ſelbſtſüchtigſten Weſen bezeichnet?

Soviel wenigſtens iſt gewiſs, daſs in gar manchen Familien, wenn der Knabe der Pflichtſchule entwachſen iſt und ſich mit einem geahnten Flaume zu den Erwachſenen zählt, wenn das Mädchen die Puppe beiſeite legt und in der Chriſtnacht Blei gießt, daſs dann in manchen Familien das Martyrium der Eltern beginnt und erſt dann endet, wenn ſie im letzten Häuslein liegen und die jugendlichen Mörder ſtumpfſinnig neben dem friſch aufgeworfenen Hügel ſtehen oder auch, ihre Schuld überdenkend und erkennend, ſchwer aufſeufzen: „Zu ſpät!“

Es fällt mir leider gar nicht ſchwer, etliche dieſer Nachtbilder nach dem Leben zu zeichnen; denn ihre Zahl iſt Legion und ich wüſste in jeder Stadt mehr als einen Franz Moor zu finden, dem der Vater zu lange lebt und in jedem Dorfe mehr als einen zum Himmel weinenden Greis, der hinterm Ofen aus dem Holznapfe muſs eſſen, indes die Kinder an vollbeſetzter Tafel praſſen.

Einen wackeren, ehrbaren Landmann und ſein Weib habe ich perſönlich gekannt. Sie hatten vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, lebten ſchlicht und recht vom Ertrage ihrer Wirtſchaft und erzogen ihre Kinder, ſo gut ſie es verſtanden, in aller Liebe, und die fromme Mutter verſäumte es nicht, den Keim der Gottesfurcht in den jugendlichen Herzen zu wecken, daſs er zum Baume werde, in deſſen Schatten es ſich wohl ruhen laſſe mitten in den Mühen und Gefahren des Lebens.

Alſo hätten die Eltern wohl, wenn die Kinder treu zur Familie gehalten und auf dem rechten Wege geblieben wären, ein friedliches, glückliches Alter hoffen dürfen.

Als aber die Knaben in die Lehre kamen, zu einem Schuſter der eine, der andere zu einem Tiſchler, geriethen ſie in liederliche Geſellſchaft, und die Früchte der guten Erziehung verſchwanden nur allzubald, etwa wie die zarten Sämlein vor dem Windhauche zerſtieben.

Die Kameraden lockten die Jünglinge ins Wirtshaus und ſpotteten ihrer, wenn ſie beim nächtlichen Schwärmen nicht mitthun wollten. Unter den Tiſchlergeſellen war einer, der führte ekelhafte Reden und pries als ein Satan die Freuden des Laſters; der Schuhmachermeiſter aber hielt auf den Beſuch des Gottesdienſtes nichts und nannte das Gebet Altweibergeplärre.

So ſanken die Jünglinge immer tiefer und tiefer, hatten auf die Ermahnungen und Bitten und Drohungen der Eltern nur rohe Worte,

als ob dieſe ihnen keine Freude gönnen wollten, krochen nachts, wenn alles ſchlief, aus den Fenſtern und kamen endlich ſoweit, daſs ſie ſich am Eigenthume des Vaters und hierauf an dem fremder Leute vergriffen und ihr Verbrechen im Zuchthauſe büßen muſsten.

Der ehrbare Vater überlebte die Schande nicht. Ein Schlaganfall ſtreckte ihn nieder und .... erſparte ihm barmherzig noch größere Leiden; denn die gute Mutter verkaufte mit blutendem Herzen ihre Habe, um den Schaden zu vergüten und den ungerathenen Söhnen eine mildere Strafe zu erwirken. Sie ſelbſt ward mit ihren Töchtern auf die Straße geſetzt und muſste in harter Taglohnarbeit dem Hunger wehren.

Ich habe das Weiblein einmal geſehen, wie es, in ſich zuſammengekauert, in Lumpen gehüllt, ſchwer huſtend, mit vor Scham geſenkten Augen im Wartezimmer des großen Gefangenhauſes ſaß.

Es hatte, den Tod im Herzen und im Antlitz, die Söhne hinter den Eiſengittern aufgeſucht, um ſie durch ihren erſchütternden Anblick zur Umkehr zu bewegen.

Ehe die Jünglinge die Freiheit wieder erlangten, trug man das Mütterlein hinaus, und die beiden Mädchen muſsten ſich als arme Dienſtboten ihr ſaures Brot verdienen.

Wer hat dieſe Eltern gemordet? Wer die Schweſtern dem Elende überantwortet?

Nun ſind Gottlob ſolch ſchreckliche Fälle nicht alltäglich; aber wie viele Jünglinge in den Flegeljahren ihre Eltern ſchwer kränken Tag für Tag, wie viele auf jedes Wort der Liebe und der gutgemeinten Mahnung nur ſaure Geſichter und Schelte als Antwort haben, wie viele die Nacht in liederlicher Geſellſchaft verjubeln, indes die arme Mutter daheim kein Auge zuthun kann vor bitterem Kummer und jeden Schlag der Uhr zählt und auf jedes Geräuſch horcht, ob der Sohn denn des ſinnloſen Vergnügens nicht endlich genug habe und endlich die Thüre aufriegle, wie viele ihre Pflichten gänzlich verabſäumen und des heiligen Glaubens der Mutter ſpotten, das iſt gar nicht zu ſagen!

Und ſo mordet manch ein Jüngling, ohne ſich des furchtbarſten Verbrechens bewuſst zu ſein, ſeine Eltern in grauſamſter Weiſe, ſchön langſam im Laufe der Jahre. Er zapft ihnen gleichſam einen Tropfen ihres Herzblutes nach dem anderen ab, und in manch einer Familie ringt die rathloſe Mutter oder der verzweifelnde Vater die Hände und ruft dem entarteten Kinde zu:

„Um Gotteswillen, hab' Erbarmen und ... ſchlag' mich gleich auf der Stelle todt!"

Wer je in des Lebens Tiefen geblickt hat, kann mir nicht widerſprechen!

Vor vielen Jahren lebte in einer Alpenstadt eine junge, wunderschöne Witwe. Sie hatte den geliebten Mann, einen höheren Beamten, nach kaum zweijähriger Ehe verloren und nur ein Knäblein, das Unterpfand der Liebe, bot ihr einigen Trost in ihrer traurigen Lage, von der bei der geringen Witwenpension die Sorge nicht fernblieb. Also suchte sie durch ihrer Hände Arbeit das Fehlende zu ergänzen, die wenigen freien Stunden aber widmete sie der Erziehung ihres Kindes.

Ach, sie zog einen Vampyr groß!

Der Knabe zeigte von den frühesten Jahren einen unbezähmbaren Hang zur Leichtlebigkeit, seine Quecksilbernatur dürstete nach müheloſem Genusse und nach losen Streichen, sein Ohr blieb für jedes Wort der Liebe taub, sein Auge sah kaum die Thränen, die über die bleichen Wangen der Mutter perlten, und als er unter den schwersten Entbehrungen und Entsagungen der Mutter seine Studienlaufbahn begann, gab es bald keine Schule im Lande, die er nicht besuchte und der der Thunichtgut nicht bald wieder den Rücken kehren mußte.

So war auch das Leben dieser Frau ein langsames Verbluten, und hätte der Bursche seiner Mutter das Messer gleich bis an Heft ins Herz gestoßen, er wäre wahrlich barmherziger gewesen!

Fürwahr, auch unter den *Studierenden* gibt es neben den besten Söhnen auch manche *Elternmörder*, und wer einen Blick ins studentische Treiben an Mittel- und besonders an Hochschulen wirft, muß sich geradezu entsetzen, wenn er sieht, zu *welchen* Studien die Herren Söhne manchmal des Vaters schwer erworbenes Geld verwenden und wie verächtlich sie von ihren „Alten" manchmal reden! Es hat hie und da fast den Anschein, als sei der „Alte" nur deshalb auf der Welt, um zu *blechen*, die „Alte" nur, um den mißmuthigen Vater zu beschwichtigen oder um hinter seinem Rücken Geld zu senden, der ledige alte Oheim nur, um ein Testament zu machen, die Schwestern nur, um zu darben, der *Junge* aber nur, um das Geld . . . zu verklopfen.

Ein einziger nichtsnutziger Bruder Studio, der dem Apollo den Rücken kehrt, um dem Gambrinus und dem Bacchus, der Venus und dem Mars zu opfern, kann eine ganze Familie zugrunde richten!

Dem Lehrer blutet das Herz oft, wenn Eltern mit vor Kummer gebleichten Haaren und mit Thränen in den Augen vor ihm in die Knie sinken und die Hände ringen und für den Sohn um Gnade flehen . . . und er kann, wenn alle Ermahnungen und Strafen vergeblich sind, doch nichts anderes thun, als das räudige Glied ausschneiden, damit nicht auch der Gute der Verführung zum Opfer falle!

Noch ein gräßliches Bild!

Ich schreibe einen Zeitungsabschnitt aus. Da steht schwarz auf weiß gedruckt, und also kann's der „Heimgarten" wohl auch nachdrucken:

„Die in Graz wohnhaften Eheleute, der penſionierte N. N. und deſſen Gattin, haben vor einigen Tagen einen Selbſtmord begangen. Sie banden ſich mittelſt Stricken zuſammen und ſtürzten ſich in die Mur. Die Urſache des Selbſtmordes ſind zerrüttete Vermögensverhältniſſe und der Kummer über ihren Sohn, der in leichtſinniger Weiſe Schulden machte, die von den Eltern, ſolange es ihnen möglich war, beglichen wurden. Als ſie dem ungerathenen Kinde alles geopfert hatten und ſich ſelbſt dem Elende preisgegeben ſahen, giengen ſie in den Tod. In der Wohnung der Eheleute fand man einen mit Bleiſtift geſchriebenen Brief, in welchem N. in bitteren Worten ſeinen Sohn anklagt, daſs er durch ſeinen Leichtſinn die Eltern in den Tod getrieben habe.“

Die Zeitung ſpricht eine ſo deutliche Sprache, daſs weitere Worte überflüſſig ſind. Nur in einem irrt ſie: das unglückliche Ehepaar in Graz hat keinen Selbſtmord begangen; es iſt gemordet worden, und ... der Strick, der beide im Tode noch einer Schlange gleich umwand, war ... der eigene Sohn!

Unter anderen Umſtänden iſt's die eigene Tochter .. die traurigſte Sache von der Welt bleibt ſich gleich ... Elternmörder hier und dort!

Elternmörder, daſs euch doch das weltliche Geſetz, das ſonſt jedes böſe Wort ahndet, zumeiſt nichts anhaben kann! Daſs es ruhig zuſehen muſs, wie ihr jenen, die euch das Daſein gaben, das Daſein grauſam raubt!

Aber eine Hand iſt ob den Wolken drohend ausgeſtreckt, und ſie fällt beſtimmt auf euch, die Hand des Rächers, der, ſelbſt ein Vater, weiß, wie weh, wie unſagbar wehe Kindesundank thut!

O kehret um, da es noch Zeit iſt, ehret Vater und Mutter, auf daſs es euch wohlergehe auf Erden, und gedenket der ins Herz greifenden Mahnung des Dichters:

„O lieb', ſolang du lieben kannſt!
O lieb', ſolang du lieben magſt!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!“

Der verſchüttete Keller.

Eine durſtige Geſchichte von **Rudolph Baumbach.**

Es waren einmal drei gute Geſellen, kräftig und jung an Jahren und begabt mit einem geſunden Durſt. Die ſaßen in einer lauen Maiennacht im Garten des Adlerwirtes unter einem alten Kaſtanienbaum, der zur Frühlingsfeier tauſend weiße Kerzen aufgeſteckt hatte, und ſchauten betrübt in ihre Becher, die ſich nicht leeren wollten, denn der Wein, den ihnen der ſchnöde Wirt vorgeſetzt hatte, war matt und ſchmeckte nach dem Faſsgebinde. Und weil ſie keine rechte Freude am Zechen hatten, ſo faſsten ſie den Entſchluſs, heut einmal zeitig ihr Lager aufzuſuchen, am anderen Morgen aber zu früher Stunde in das Gebirg hinauszuziehen, um ſich am lenzfriſchen Wald zu erbauen. Sie erhoben ſich von der Holzbank, ließen die halbvollen Gläſer ſtehen, ſagten dem argliſtigen Wirte ein paar Worte der Miſsbilligung, giengen heim und legten ſich aufs Ohr.

Wirklich waren ſie auch um Sonnenaufgang wieder munter, denn wegen mangelnder Bettſchwere hatten ſie einen ſchlechten Schlaf gehabt. Sie gürteten ihre Lenden und wanderten, nachdem ſie einen ſtärkenden Morgentrunk gethan, wohlgemuth in die grüne Welt hinein. Erſt ſchritten ſie auf der pappelumſäumten Heerſtraße vorwärts, dann gieng's durch grüne Saatfelder, über welchen unſichtbare Lerchen ſangen, und ſchließlich nahm ſie die dämmernde Halle des Buchenwaldes auf.

Die Vögel waren von der Tränke bereits wieder heimgekehrt und betrieben ſingend ihre Geſchäfte. Die einen flickten an den Neſtern, die anderen birſchten auf Kerfe und Gewürme, der Specht hackte Holz mit dem Schnabel und der Taugenichts Kuckuck gieng ſeinen Buhlſchaften nach. Es war reges Leben überall und die drei Kameraden hatten ihre Freude daran, zumal da ſie als Zecher und Nachtſchwärmer ganz vergeſſen hatten, was für Herrlichkeiten der Wald an einem Maienmorgen zu bieten vermag.

Und wie ſie ſo über den weichen, kühlen Waldboden ſchritten und aus allen Baumkronen das Schlagen der Finken erſcholl, überkam ſie

ſelber die Luſt zu ſingen. Sie hatten jugendfriſche Kehlen, nur die Stimme des einen, der ein wohlbeleibter, behäbiger Geſell war, klang ein wenig rauh, aber beim Becher nimmt man das nicht ſo genau, noch viel weniger draußen im Freien, wo die Krähe ihre Stimme ebenſogut erheben darf wie Droſſel und Amſel.

Der erſte der drei Geſellen, ein ſchmächtiger Burſch mit blondem Milchbart und langen, ſchlichten Haaren, ſchwang ſeinen Wanderſtecken und ſang:

Mit rauſchendem Gefieder
Zieht über mir ein Schwan,
Hat mir zu Füßen nieder
Drei Federn fallen lan.

Die erſte will ich ſchneiden
Und ſchreiben den letzten Gruß,
Dieweil ich von ihr ſcheiden
Und wieder wandern muſs.

Die zweite will ich ſtecken
Auf meinen grauen Hut,
Die ſoll mir wieder wecken
Den frohen Wandermuth.

Die dritte laß' ich reiſen,
Wohin es dem Wind gefällt,
Sie ſoll den Weg mir weiſen,
In die weite, weite Welt.

Das war eigentlich ein wehmüthiges Lied, wie mans bei Scheiden und Meiden ſingt, aber dem blonden Geſell griff's nicht ans Herz, das hörte man am Ton. Er hatte noch wenig Leid erfahren und hatte das Lied angeſtimmt, weil es ihm gerade in die Kehle gekommen war.

Nach einer Weile hob der zweite an zu ſingen. Das war ein hübſcher, brauner Burſch und ſeine luſtigen Augen waren allezeit in Bewegung. Derſelbe ſang:

Ich trank aus der hohlen Hand am Born,
Aus Gold in des Königs Halle,
Ich trank aus des Auerſtieres Horn,
Aus Silber und lichtem Kryſtalle,
Aus Glas, aus Holz, aus ird'nem Krug
Hab' ich gethan manch guten Zug.

Den ſchönſten Becher, von dem ich weiß,
Den laſſ' ich nur errathen,
Des Bechers Rand iſt allzeit heiß
Und roth wie Edelgranaten.
Und wer den Becher am Munde hält,
Der iſt der ſeligſte Mann der Welt.

Es wird am Ende hohl und leer
Die größte von allen Tonnen,
Mein Becher aber hält ein Meer
Von eitel Luſt und Wonnen.
Und hab' ich den Becher vom Mund gethan,
So fängt er zu lachen und plaudern an.

Das Lied von dem wundersamen Becher schien in dem dritten Wandergesellen, dem behäbigen Burschen mit dem Doppelkinn, die Erinnerung an sein vereinsamtes Stammglas geweckt zu haben. Sonst um diese Zeit pflegte er bereits beim kühlen Morgenschoppen zu sitzen, darum war das Lied, welches ihm jetzt durch die Seele zog, ein Lied aus der Trinkstube. Mit rauher Bassstimme sang er:

Was die Welt morgen bringt,
Ob sie mir Sorgen bringt,
Leid oder Freud' —
Komme, was kommen mag,
Sonnenschein, Wetterschlag,
Morgen ist auch ein Tag,
Heute ist heut'.

Wenn's dem Geschick gefällt,
Sind wir in alle Welt
Morgen zerstreut,
Drum lasst uns lustig sein,
Wirt, roll' das Fass herein,
Mädel, schenk' ein, schenk' ein,
Heute ist heut'!

Hier machte der Sänger eine Pause und blickte über die Achsel, als ob jemand kommen müsse, ihm einzuschenken, aber es kam niemand. Darum nahm er das Lied wieder auf und sang:

Ob ihren Kirschenmund
Morgen schön Hildegund,
Anderen beut',
Danach ich nimmer frag',
Das schafft mir keine Plag',
Wenn sie mich heut' nur mag.
Heute ist heut'.

Klingklang! Stoßt an und singt!
Morgen vielleicht erklingt
Sterbegeläut.
Wer weiß, ob nicht die Welt
Morgen in Schutt zerfällt,
Wenn sie nur heut' noch hält.
Heute ist heut'.

Die beiden anderen hatten den Schlussvers mitgesungen. Jetzt standen sie alle drei still, blickten sich verständnisinnig an und sprachen wie aus einem Munde: „Ich habe Durst." Das Lied hatte den in ihrem Inneren ruhenden Dämon geweckt, und jetzt kam er die Kehle heraufgeklettert wie eine Katze oder ein Schornsteinfeger. Der Wald däuchte den drei Wanderern auf einmal ganz verändert. Die aufstrebenden Äste der Buchen erschienen ihnen wie Arme, die sich um einen Labetrunk flehend emporstrecken, die Tannen mit den niederhängenden Zweigen sahen aus wie Dürstende, denen der Wirtshausbesuch verwehrt ist, und die Sonne kam ihnen vor wie ein Spundloch, aus welchem statt kühler Labe ein höllenheißes Gebräu quillt. Der Dicke, der zuletzt gesungen hatte,

zog seinen Hut, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sprach: „Ein Wald ohne Wirtshaus ist eine mangelhafte Einrichtung der Natur", und die beiden anderen gaben ihm durch Kopfnicken zu verstehen, dass sie seine Ansicht theilten.

Als sie so dastanden und Rath hielten, wie sie ihres Durstes ledig werden könnten, raschelte es im Laube, und aus dem Unterholz heraus kam ein kleiner, alter Mann, anzuschauen wie ein Waldzwerg oder Wichtlein. Es war aber kein Geist, sondern ein dürftiges Bäuerlein, welches im Holz Heilkräuter suchte und Wurzeln grub.

Der Alte kam den drei durstigen Knaben sehr gelegen. „Habt Ihr nichts zu trinken?" fragten sie ihn. Der Bauer schüttelte verneinend den grauen Kopf. „Wo ist das nächste Wirtshaus?" fragten sie wieder. Da wies der Mann mit dem Zeigefinger nach der Richtung, von welcher die Wanderer gekommen waren, und sprach: „In der Stadt." Und die Durstgequälten blickten sich gegenseitig an und lächelten sauer.

Der Wurzelmann aber blinzelte listig mit den kleinen, grauen Augen und sprach: „Ihr Herren, wenn ihr mir etwas schenken wollt, so vermelde ich euch, was ich weiß, und wenn ein Glückskind unter euch ist, so gelangt ihr vielleicht zu einem Trunk, wie ihn kein König hat und kein Kaiser." Mit diesen Worten zog er seinen durchlöcherten Filzhut und hielt ihn den drei Kameraden hin. Sie warfen ihm ein paar Kupfermünzen hinein und der Wurzelmann hob an zu erzählen:

„In alten Zeiten ist hier eine Burg gestanden, wo, das weiß niemand mehr zu sagen, denn nirgends finden sich Mauern oder Steintrümmer. Auf selbiger Burg hat ein Ritter gehaust, ein raubgieriger Gesell, der Tag und Nacht auf der Lauer lag. Und wenn die Kaufleute mit ihren Gütern des Weges gezogen kamen, da stieß er von seinem Felsennest auf sie nieder wie der Habicht unter das Hühnervolk und nahm sich, was ihm gefiel. Am meisten war's ihm aber um den Wein zu thun, den die Kärrner in großen Stückfässern durch dieses Thal führten — es heißt darum bis auf den heutigen Tag die Weinstraße — und in seinem Keller hatte er siebenhundert Fässer lagern, gefüllt mit den edelsten, köstlichsten Weinen. Später haben die Bauern dem Raubritter den rothen Hahn aufs Dach gesetzt, ihn selbst sammt seinen Spießgesellen erschlagen und die Burg zerstört, dass kein Stein auf dem anderen geblieben ist. Den Keller aber haben sie nicht finden können und der liegt noch heute mit seinen Fässern verborgen unter Schutt und Erde; er ist mit Büschen und Bäumen überwachsen und niemand hat den Eingang finden können, obwohl schon viele ausgezogen sind, ihn zu suchen. Man erzählt auch, dass sich vor der Kellerthür zu Zeiten eine Jungfrau zeige; das soll des alten Ritters Tochter sein. Sie hat ein schlohweißes Gewand an und ein Gesicht wie Spinnewebeu, am Gürtel trägt sie einen

Schlüsselbund. Und wer sich vor ihr nicht graut und sie dreimal auf den Mund küsst, der hat sie erlöst und bekommt sämmtliche Weinfässer zum Lohn. — Und nun, ihr jungen Herren, versucht euer Glück. Vielleicht findet ihr die weiße Jungfer und den verschütteten Keller und dann lasst mir auch etwas von dem Überfluss zukommen."

So erzählte der alte Bauer, nahm den Korb, in welchen er seine Wurzeln und Kräuter sammelte, vom Boden auf und verschwand hinter den Büschen.

Die seltsame Mähr hatte in den drei Gesellen die Abenteuerlust wachgerufen, so dass sie ihres Durstes schier vergaßen. An die weiße Jungfer mit dem Schlüsselbund wollte keiner recht glauben, hingegen schien ihnen der verschüttete Keller mit den uralten Weinen mehr als ein bloßes Hirngespinst, zumal da man in dem Waldgebirge schon manchen merkwürdigen Fund gemacht hatte, und je schöner sich die durstigen Brüder die Wunder des Kellerhortes ausmalten, desto wahrscheinlicher ward ihnen dessen Vorhandensein. Dazu rühmten sich alle drei eines feines Spürsinnes, wenn es galt, einen guten Tropfen ausfindig zu machen, und so beschlossen sie denn, ihr Glück zu versuchen. Der erste wollte thalaufwärts, der zweite thalabwärts wandern, der dritte aber, der Bedächtige, sprach: „Ich werde mir die Sache überlegen", schüttelte seinen Kameraden beim Abschied die Hände und setzte sich unter eine Buche, um seinen Feldzugsplan zu entwerfen.

An der Stelle, wo er sich niedergelassen hatte, wuchs Sauerampfer. Er pflückte sich ein paar Blätter und schob sie in den Mund, das kühlte ihm den heißen Gaum. Dann musterte er seine Umgebung. Ameisen und anderes Ungeziefer gab es nicht, seiner Leibesfülle spendete der Stamm der Buche genügenden Schatten und der Boden war weich von Moos und Blättern. Da stieß er seinen Wanderstab in die Erde, hieng den Hut darauf und streckte sich gemächlich aus. „Ich bin ein Sonntagskind", sprach er, „und wenn es der Himmel will, dass ich in den Keller gelange, so kommt die verwunschene Jungfer und holt mich ab." Dann gähnte er und schlief ein.

Der erste der drei Gesellen, welcher sich thalaufwärts gewendet hatte, es war der Blonde, achtete sorglich auf jede Bodenerhebung und hatte ein scharfes Auge auf etwaige Klüfte und Schründe. Auch verfolgte er mit den Blicken die Waldmäuse und Eidechsen, die sich, von seinem Tritt aufgeschreckt, in ihre Spalten und Löcher flüchteten, und klopfte mit seinem Stocke hie und da an den Berg, hoffend, dass hohles Klingen den verborgenen Keller verrathe. So zog er fürbass eine Meile und darüber und sein Durst ward nicht geringer. Das junge Laub der Buchen bildete noch kein dichtes Blätterdach, sondern ein anmuthiges Gitter, durch welches die Mittagssonne allenthalben blickte und ihre

Strahlen bündelweise auf den Wandersmann herunterstreute. Dazu wurde der Weg immer rauher und verwachsener. Wurzeln krochen wie braunes Gewürme über den Boden, und allerhand Gestrüppe hakte sich mit seinen Dornen in das Gewand des Abenteurers, so dass er nur mühsam vorwärtsschreiten konnte, aber er gieng unverdrossen weiter.

Und seine Ausdauer wurde belohnt. Nach einer weiteren Stunde stand der Dürstende vor einer mit Moos und saftigen Kräutern bewachsenen Felswand, unter welcher ein lebendiges Brünnlein silberhell hervorquoll.

Da vergaß der Gesell Keller, Wein und weiße Jungfrau. Er that einen hellen Jauchzer, zog ein ledernes Trinkgefäß aus der Tasche und trank in langen Zügen das frische Bergwasser, und es wollte ihn bedünken, dass er sein Lebtag keinen besseren Trunk gethan. Dann ließ er sich am Rande des Wassers nieder, kühlte seine heißen Schläfe und trank von neuem. Er hielt eine lange Rast an der Quelle, und als er gelabt und gestärkt von ihr schied, um den Heimweg anzutreten, sang er in den abendkühlen Wald hinein:

Es ist und bleibt das beste Nass
Der Lautertrank der Wolle.
Er träufelt aus dem Himmelsfass,
Zum Heil dem Menschenvolke.
Der Herrgott hat ihn selbst gebraut;
Sein Segen für Gerechte thaut.
Für Sünder und für Zöllner
Und Engel sind die Kellner.

Nach Wasser thät's den Ismael
Und nicht nach Wein gelüsten,
Es schrie das Volk von Israel
Nach Wasser in den Wüsten.
Der Reiche, wie geschrieben steht,
Bei Lazarus um Wasser fleht,
Als Engelein mit Schwänzen
Ihm Schwefelthee credenzen.

Du Wasser sollst gepriesen sein,
Solang mir lebt die Zunge.
Und schilt dich einer Gänsewein,
Der ist ein dummer Junge.
Nur eine Gunst erbitt' ich mir:
Bleib' ferne meinem Malvasier,
Wenn ich den Becher schwenke
Heut' abend in der Schenke.

Dem zweiten Abenteurer, welcher thalabwärts gewandert war, ergieng es anfangs ebenso wie dem ersten, am Schlusse aber noch besser. Auch er fand den verschütteten Keller nicht, aber als er nach mehrstündiger Wanderung aus dem Wald in das Wiesenland gelangte, sah er aus blühenden Obstbäumen ein rothes Dach hervorleuchten, und als er mit durstbeflügelten Schritten näher kam, gewahrte er über der Thür des Hauses ein Schild, auf welchem sich ein weißes Pferd bäumte, und darunter stand mit leuchtenden Buchstaben geschrieben: „Zum weißen Rösslein".

Da schwang der Gesell seinen Hut und ließ ein fröhliches Jauchzen erschallen, daſs die Tauben, die vor der Scheuke herumliefen, aufgeschreckt in die Höhe flatterten. In der Thüre aber ward eine schlanke Gestalt sichtbar, die hatte einen dicken, blonden Zopf um die Stirn gewunden und trug eine weiße Schürze, hinter deren Latz eine rothe Blume steckte. Die Dirne lächelte den wegemüden Burschen freundlich an, also daſs auch er den Keller und die verwunschene Jungfrau vergaß.

Die Laube im Garten hinter dem Haus war schattig und kühl und der Wein, den ihm die Magd brachte, war noch kühler, und als der Abenteurer die zweite Kanne vor sich stehen hatte, sang er mit heller Stimme:

Es liegt im wilden Wald versteckt,
Von keines Menschen Aug' entdeckt,
Ein alter Ritterkeller.
In seiner weiten Wölbung ruht
Erpreſstes und geraubtes Gut,
Fünfhundertjährig Traubenblut,
Rheinwein und Muscateller.

Vermodert längst ist Reif und Faſs,
Der Weinstein aber hat das Naſs
Ummauert mit Krystallen.
Ein Fräulein trägt den Schlüſſelbund,
Und nah'st du ihr zur rechten Stund
Und küſst sie auf den bleichen Mund,
Erschließt sie dir die Hallen.

Es fletscht die Zähne nicht zum Gruß
Ein rothgeäugter Cerberus,
Drum folge ohne Zagen.
Und trittst du in den Keller ein,
So sind die Fäſſer alle dein,
Das Fräulein kriegst du obendrein,
So melden alte Sagen.

Vergebens sucht' ich stundenlang
Die Jungfer und den Kellergang,
Die Sonne wollte sinken.
Da schritt ich heim fuchsteufelswild
Und fand ein Haus mit einem Schild,
Im Thor ein Mädel wie ein Bild,
Das thät' mir freundlich winken.

Und als ich bei der Kanne saß,
Wie bald ich da den Wein vergaß
In den krystall'nen Kufen.
Bist du verzaubert, Jungfräulein,
Die mir credenzt den Labewein,
So sprich, du sollst entzaubert sein,
Noch eh' die Hähne rufen.

Mittlerweile hatte auch der dritte Gesell, den wir schlafend unter einer Buche verlaſſen haben, sein Abenteuer zu bestehen, und das war das seltsamste.

Als er eine Weile geschlummert hatte, war es ihm, als berühre ihn eine Hand, und als er seine schläfrigen Augenlider hob, sah er vor sich

eine von weißen Schleiern umflossene Gestalt, die einen Schlüsselbund am Gürtel trug, und er wusste, wen er vor sich hatte. Die Erscheinung winkte ihm mit der weißen Hand, er erhob sich willig vom Boden und folgte der Jungfrau.

Aber das war ein mühsamer Weg. Es gieng über Stock und Stein, Dickicht und Dorn; bald bergauf, bald bergab. Das verwunschene Fräulein schwebte leicht wie eine Nebelwolke über alle Hindernisse hinweg, aber ihrem dicken Begleiter gieng schier der Athem aus. „Ist's noch weit bis zum Keller?" wollte er fragen, aber er brachte kein Wort aus der Kehle; es war ihm, als wenn seine Zunge ein mürber Zwieback wäre, der bei der leisesten Bewegung hätte brechen müssen. Endlich stand die weiße Jungfer vor einem Felsen stille, und als der keuchende Bursch herankam, sah er zu seiner Freude in dem Steine eine mit Eisenbändern beschlagene Thüre.

Das Fräulein sah ihn fragend an, als ob sie der erlösenden Küsse gewärtig sei, aber der Abenteurer, dem jetzt mehr um Stillung seines Durstes als um Liebkosungen zu thun war, bedeutete ungeduldig der Jungfer durch Geberden, den Keller zu erschließen. Diese senkte traurig das schöne Haupt, suchte einen Schlüssel aus dem Bund hervor und hielt ihn an das Schloss der Kellerthür. Krachend sprang sie auf und der durstige Gesell blickte in einen endlosen Raum, in welchem rechts und links eisenumreifte Fässer wie schlafende Ungethüme ruhten.

Wieder schaute das bleiche Frauenbild den Burschen traurig an, der aber schritt lechzend auf das erste Fass zu und beugte sich zu demselben nieder. „Mit dem Küssen hat es Zeit", meinte er.

Das Fass war nicht tückisch verspundet, sondern mit einem Hahn versehen. Den ergriff der Zechbruder mit kundiger Hand, und, weil es ihm an einem Trinkgefäße mangelte, stellte er seinen Hut unter, dann drehte er den Hahn um. Ein goldbrauner Springquell sprudelte hervor und lieblicher Duft erfüllte das Kellergewölbe.

Gierig hob der Dürstende den Hut zum Mund empor, da erdröhnte ein Donnerschlag, Wein, Fässer, Keller und weiße Jungfrau waren verschwunden und ein grelles Licht blendete den Unseligen. Als er um sich blickte, fand er sich unter der Buche, in deren Schatten er sich vor ein paar Stunden gelagert hatte, aber auch der Schatten war verschwunden und die Nachmittagssonne schien dem Armen in den lechzenden Mund.

Da erhob er sich unwirsch von seinem Mooslager und sah sich nach seinen Gefährten um, aber die waren weit; der eine saß beim Wasser, der andere saß beim Weine, er selber aber saß in der Sonne. Zum Glück standen noch einige Sauerampferstengel im Gras, mit denen der Ärmste seinen Durst einigermaßen stillen konnte. Dann machte er sich auf und

lenkte heimwärts. Unterwegs ſang er nicht, aber ein Spruch, den er einmal in einem alten Pergamentband geleſen hatte, kam ihm jetzt ins Gedächtnis; derſelbe lautete ſo:

Ein gutes Ding zu jeder Stund,
Das iſt ein ſtarker Glauben,
Doch fliegen in den off'nen Mund
Dir nie gebrat'ne Tauben,
Und wer da hofft, es regne Wein,
Der muſs ein großer Narre ſein.

(Aus dem überaus köſtlichen: „Es war einmal" von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeslind.)

„Auf den Hund gekommen!"

Eine bedenkliche Erzählung von **Hans Malſer.**

„Er iſt nicht wieder zu erkennen", ſagten die Leute, als ich nach ihm fragte. „Er hat ſich zurückgezogen in eine unbekannte Einſamkeit. Sie werden ihn kaum finden."

Das wollte ich aber doch einmal ſehen. Ich verehrte den Mann ſeit vielen Jahren, bewunderte ſein reines großes Herz, das nur für die Menſchheit ſchlug. Was er gegen Noth und Elend that, für Bildung und Geſittung in aller Weiſe, was er dafür perſönlich that, durch Vereine, als Redner und Lehrer, es war bewunderungswürdig. Seine Arbeitskraft, ſein Vermögen hatte er für die Allgemeinheit geopfert, ſeine Kinder wollte er nur für den Dienſt der Menſchheit erziehen. Ihm nachzuahmen ſchien mir das Schönſte und das Schwerſte. Nur wenige waren, die ihn verſtanden, die große Menge ſpottete ſeiner. Das ſchien ihn nicht zu beirren. Unermüdlich war er thätig, den Unterricht zu heben, und zwar im Sinne des Chriſtenthums. Er kämpfte gegen jegliches Phariſäerthum, gegen Eigennutz und Falſchheit, gegen jede Art von Roheit; er kämpfte gegen die Viviſection wie gegen confeſſionelle Miſsbräuche, gegen üppiges Leben, gegen Alkohol und andere Gifte, er war gegen Zweikampf wie gegen Kriegsluſt, er war Vegetarier, lebte für Naturheilkunde, war ein begeiſterter Anhänger der Friedensidee, ein glühender Gegner des rohen cyniſchen Claſſen- und Raſſenhaſſes. Ohne das Deutſchthum viel im Munde zu führen, lebte er ſtill und freudig den deutſchen Tugenden. Und ſeine Kraft für das alles keimte aus dem feſten Glauben, daſs die Menſchheit ſich veredeln und vervollkommnen werde und müſſe zu einem Reiche Gottes auf Erden, und daſs jedes gute Wort und Beiſpiel ein Körnlein dazu beitrage.

Aber in letzter Zeit war eine Veränderung mit ihm vorgegangen und als ich, von einer größeren Reise zurückgekehrt, nach dem guten Herrn Stephan fragte, hieß es, der wäre nicht wieder zu erkennen.

Ich gieng zu dem Hause, das einst ihm gehört, und in dessen erstem Stock, gassenseitig, er gewohnt hatte. Dort wohnte er nicht mehr. Im Erdgeschoss war eine Fleischerei und eine Brantweinschenke, im ersten Stock wohnte ein junger Mediciner, der zwei Zimmer für Vivisection eingerichtet hatte, im zweiten Stock waren Fechtsäle, die gelegentlich nicht bloß für Mensuren, sondern auch für ernstere Kämpfe benützt wurden. — Wo Stephan, der Idealist, hingezogen wäre? Man zuckte die Achsel und wusste es nicht. Auf der Treppe zum Fechtboden begegnete ich einem seiner Söhne, der theilte mir mit, dass sein Vater in der Vorstadt wohne, in einem alten Gartenhause, dass er aber Näheres selbst nicht wusste, weil sich jener allen Besuch verbeten habe.

Wenn er sich allen Besuch verbiete, da müsse der Freund erst recht zu ihm, dachte ich, und nach einer Weile war seine Wohnung erkundschaftet. In dem großen verwilderten Garten eines verfallenden Herrensitzes stand das Haus. Es war von Buschwerk ganz überwuchert, auf einer Bank neben der Thür lagen überreife Melonen und wurmstichige Äpfel. Die Thür war verschlossen. Auf mein erstes Klopfen meldete sich nichts. Auf mein zweites rief drinnen eine Stimme, es würde nicht aufgemacht; auf das dritte Klopfen schaute er zum Fenster heraus und als er mich sah, gieng er zur Thür und öffnete sie. — Sein Äußeres war nicht verändert, nur kam es mir vor, als sei er sorgfältiger gekleidet als sonst, sein Haar war frisiert, der Bart gepflegt, das blaue Auge ruhig und milde wie immer.

Er bewohnte das Haus ganz allein, doch sah ich, dass neben seinem Lager ein kleines Bettlein war, in welchem ein Wesen lag. Näher darauf hin gesehen war es ein kleiner fuchsbrauner Hund, der wie eine Raupe zusammengekauert auf dem Kissen ruhte. Ein wenig hob das Thier den Kopf, blickte mich mit glosenden Augen misstrauisch an und fletschte die Zähne.

„Fast dünkt es mich, Freund, du hättest dich aufs Ausgeding gesetzt", sagte ich zu Stephan. „Was bedeutet denn das?"

„Es ist eine Bestie!" sagte er knirschend.

Rasch zog ich die Hand, mit der ich den Hund streicheln wollte, zurück, da lachte er und rief: „Nicht das Thier meine ich. Das, was sich Mensch nennt, ist eine Bestie."

„Mit Verstattung, mein Herr", sagte ich noch halb im Scherze, „ich gehöre auch zu dieser Gattung."

„Ach wir zwei!" entgegnete er. „Wir sind ja nicht mehr wild, wir sind zahm, wir sind nicht mehr im Naturzustande. Wir wären degeneriert, sagen sie. Wir Zahmen und Geduldigen und Liebreichen sind gerade gut

genug, um ausgerottet zu werden. Der Starke, der Rohe, der Wilde ist Herr, in ihm ist die Größe, der Adel, die Blüte, das Ziel der Menschheit. Da wird sich Unsereiner freilich aufs Ausgeding setzen müssen."

„Dass du so redest!" sagte ich. „Du musst schlimme Erfahrungen gemacht haben."

„Welche denn, die nicht auch du gemacht hast, wenn du offenen Auges umhergehst? Oder gehörst du auch zu jenen, die nichts sehen?"

„Dass die Menschen keine Engel sind, hast du doch selbst oft gesagt."

„Engel!" rief er lachend. „Wer verlangt, dass sie Engel sein sollen. Teufel sind sie!"

„Sonst warst du der Welt- und Menschengläubige."

„Freund, wer am festesten glaubt, wird am meisten enttäuscht. Alles habe ich gehofft, geglaubt, nur das Eine nicht, wenn sie sagten: Der Mensch sei zuletzt doch nur ein Thier, nur ein gefährlicheres, abscheulicheres als der Tiger, die Hyäne, weil er mit größeren Fähigkeiten ausgestattet ist. Die so redeten, ich nannte sie Pessimisten und verblutete mich jauchzend an der Brut. — O, was hätte aus mir werden können! wie weine ich jetzt um mein verlorenes Leben! Anfangs war ich auf dem richtigen Pfade, du weißt es wohl nicht. Mein Vater, ein Ungar, schnitt Riemen aus Hunds- und Pferdehäuten, und war es, dass der König jemanden erhöhen wollte, so wurde mein Vater gerufen mit der hanfenen Cravate. Das Gewerbe hätte ich lernen sollen, es könnte ein einträgliches Gewerbe sein, wenn's nach Rechtem gienge. Aber ich floh. In Augsburg lernte ich die Handlung. Kann mich nicht erinnern, auf der Börse gespielt, Waren gefälscht, unlautere Conjuncturen ergriffen, betrügerischen Concurs gemacht zu haben. Damals gieng's auch ohne das. Den Segen meiner Güter hernach wollte ich anders verwenden als andere und jetzt kam der Rappel. Das Leben, die Menschheit muss im großen Stile aufgefasst werden, mit Welten und Ewigkeiten gemessen. Ein Ruck gegen Himmel empor! Liebe! Liebe! Liebe! — Mit Wort und Feder habe ich die Menschenliebe gepriesen, edle menschliche Charaktere und Thaten gefeiert. Verlacht haben sie mich darob und recht haben sie gehabt."

Er sprach es durchaus nicht in Erregung, sondern ganz gelassen, scheinbar wohl überlegt, und das war mir ganz unheimlich. Er mochte stets geschwiegen haben über seine inneren Vorgänge, nun schien es ihm ein Bedürfnis zu sein, sich auszusprechen, und ich hörte ihm zu. Dieses Zuhören war ein gar peinliches Gericht. Nur kurz will ich aufschreiben, was er gesagt hat. Das braune Hündlein lag im Halbschlummer dahin, manchmal war's, als spitze es die Ohren zu dem, was gesprochen wurde.

„Es ist ein wildes Feuer auf Erden", sagte Freund Stephan. „Und alle Moralrederei, alle Pädagogik ist Öl ins Feuer. Es lodert nur um so wüster, je heißer es verflucht wird. Ich hab' mich nicht irre

machen lassen lange Zeit. Die Wissenschaft, die Religion! Aber siehe, die Wissenschaft wird ausgenützt im Sinne des Eigennutzes, des Dünkels, der Eitelkeit. Die Religion trägt heute jeder wieder im Munde, keiner im Herzen. Unsere Zeit ist voll göttlicher Grundsätze und voll diabolischer Thaten. Je aufopfernder zu sein sich die wenigen befleißen, desto selbstsüchtiger ist die Menge. Betrachte einmal unsere politischen Parteien."

„Ich bitte dich, Stephan, sprich nicht davon!"

„Nicht wahr, von diesen hast auch du genug! Und denke dir nun die gewissen Vorkommnisse in den öffentlichen Versammlungen und Redesälen, denke dir die Presse, die mit frevlerischer Geschwätzigkeit die Vorfälle im Parlament, im Gerichtssaal dem Publicum übermittelt. Eine hohe Schule, die allerorts eine begierige Schülerschaft findet. — Der Roheit, den bösen Trieben wird emsig nachgeholfen: Je mehr Vereine gegen Alkohol und Trunksucht sich bilden, desto mehr Schnaps wird gebraut. Je mehr wohlwollende Menschen bestrebt sind, die Grundsätze der natürlichen Lebensweise zu verbreiten, das Recht auch der Thiere zu schützen, mit desto größerer Frivolität wird in den medicinischen Lehrsälen die Thiermarter betrieben. Die große Weltvereinigung der Friedensfreunde! Man dächte, es könnte der Gegnerschaft genug sein, diese Leute für menschenfreundliche Phantasten zu bezeichnen, o nein, sie werden öffentlich verspottet, verhöhnt, man liest und hört Stimmen, die geradezu empört sind darüber, dass es Leute gibt, die der ungeheueren Menschenschlächterei Feind sind, die den Frieden wollen; ja man erklärt unumwunden, der Friede sei ein Übel und der Krieg sei eine Wohlthat, eine Quelle menschlicher Größe und Tugend. Natürlich, wenn das ist, muss man den Frieden verhindern, Unfrieden säen, Feindschaft schüren, Kriege machen, die Welt in Hass und Brand stecken. Und das Publicum hört stumpfsinnig zu und grinst Beifall. Und die ungeheueren Armeen —"

„Sie schreiben doch täglich, dass gerade diese großen Armeen den Frieden verbürgen."

„Den Frieden!" rief Stephan ablenkend. „Und es ist Krieg jeglichen Tag. Krieg im eigenen Lande, im eigenen Volke, im eigenen Hause, Krieg bis an die Zähne. Betrachte dir die Rassenkämpfe, Freund? Racheschnaubend sind sie gerichtet gegen fremde Völker, und hasserfüllt wenden sie sich gegen die eigenen Volksgenossen, die nicht mitwüthen wollen. Es ist selbstverständlich und ich begreife, dass eine Rasse, welche man für gefährlich hält, im Zaum gehalten werden soll, ich begreife, dass aus politischen und wirtschaftlichen Gründen, und vielleicht aus noch manchen anderen, die schädliche Machtentfaltung der Juden in unseren Ländern eingeschränkt werden muss, das ist einmal politisches Recht und es ist das Recht der Selbsterhaltung eines Volkes. Aber, Freund, was wir da täglich vor Augen haben, das ist kein politischer Kampf mehr, das ist ein wahnsinniges Hetzen und Wuth-

schnauben gegen Personen, gegen Menschen. Lüge und Verleumdung sind die allergewöhnlichsten Waffen, man macht auch schon Miene, zur Brandfackel, zum Schlachtbeil zu greifen. Und das in einem Culturstaate, der das Recht und den Schutz der Person unter allen Umständen verbürgen will und dafür Geld-, Kraft- und Blutsteuer einhebt."

Darauf sagte ich begütigend: „Du musst doch zugeben und hast es früher selbst oft gepriesen, dass in der Gegenwart für die Armen und Unglücklichen viel mehr geschieht, als in alten Zeiten."

„Großentheils ist das Heuchelei, großentheils das böse Gewissen", gab er mir zur Antwort. „Man macht im ganzen systematisch die Menschen arm und unglücklich, um dann den Armen etwelches Almosen zu geben. Nein, solange im Großen nicht anders auf das Wohl der Menschheit hingewirkt wird, als es heute geschieht, solange verdrießt mich auch das Wohlthun im Kleinen. Muss dir offen gestehen, ich bin muthlos geworden".

„Du wirst übertreiben, Stephan!"

„Lasse dir Eins noch sagen", fuhr er fort. „Meine Familie kennt meine Grundsätze, ich legte sie ihr in Sanftmuth und Herzlichkeit jeden Tag vor Augen, ich handelte danach. Ich sagte einmal: Wenn ich sehe, wie fremdstämmige Kinder in der Schule von ihren Genossen, im Freien von Gassenbuben und anderen behandelt werden, so will mir das Herz brechen, weil ich dabei an euch denke, an euch, meine Kinder, und wenn es euch so ergienge, unschuldig, seines Stammes wegen so viel zu leiden, bis das im Stillen weinende Herz verhärtet und verbittert für alle harmlose Lebensfreude verdorben ist! Wenn ich so menschlich von Menschen rede, da starren mich meine eigenen Kinder verblüfft an, als ob es eine fremde Sprache wäre, welche da von fremden Wesen spräche, die uns nichts angiengen! Oder sie widersprechen mir dreist und stimmen ein in den Ton des Pöbels, der heute zum guten Ton gehört. Vor einiger Zeit gieng ich mit meinem siebzehnjährigen Neffen spazieren. Der Jüngling ist gebildet worden in der classischen Schule des Humanismus, er ist von einer gemüthlich heiteren Lebensauffassung, freundlich, von guter geselliger Art und hat einen hellen Kopf, wie ein warmes Herz schon bewiesen. Bei diesem Spaziergange nun auf belebtem Corso, kommt auch ein alter Mann des Weges, anscheinend vom Stamme Israels. Bescheiden und höflich sucht er stets auszuweichen, streift aber im Gedränge zufällig ein bisschen an die Achsel meines Neffen. Dieser bleibt rasch stehen, blickt dem Greise mit wüthendem Blicke nach und ruft ganz laut: Saujud'! — Die Leute lachen, keiner ist, der dem Jungen die verdiente Ohrfeige ertheilt und ich bin starr vor Entsetzen. — Später von mir zur Rechenschaft gestellt, sagt der Bursche, man müsse den Juden überall handgreiflich zeigen, dass sie uns zuwider sind, ihnen den Aufenthalt bei uns ver-

leiden so lange, bis sie davonziehen. Alle, die es hörten, stimmten ihm lebhaft bei. Ich glaubte, vor Scham versinken zu müssen über solche Gassenbüberei unserer Jugend.

„Stephan", versetzte ich hierauf „Roheit und Übermuth hat's immer gegeben, und die Flegeljahre sind doch nichts Neues! Derlei hat früher dein hochgemuthes Herz nicht angefochten. Warum jetzt?"

Das Hündlein begann zu winseln, ganz leise, als bange es davor, einen Schmerz zu klagen, es wimmerte wie ein Kind.

„Wieder weh thut's halt, gelt?" sagte der Mann zärtlich zum Thiere, hob es langsam auf und legte es in seinen Arm. Da sah ich, der Hund war verwundet, hatte ein krankes Hinterbein, das war stark geschwollen. Stephan wusch die Wunde mit Sorgfalt, indem er zum Thier kosende Worte sagte und es streichelte. Dann wendete er essigsaure Thonerde an und machte einen Verband, nach welchem das Thier wieder ruhig wurde und den Pfleger mit treuem Aug' anblickte.

„Wie bist du zu diesem Köter gekommen?" fragte ich ihn.

„Das will ich dir erzählen. Kannst du dich an die alte Hausiererin erinnern, die in der Stadt herumgieng und in den Speisehallen und Kaffeehäusern Zündwaren, Rauchzeug, Handspiegel, Hemdknöpfe, Hampelmänner und dergleichen Kram feilbot?"

„Das hagere Weib mit dem pechschwarzen Haar?"

„Und mit dem Hündlein, das die Gäste durch seine hohen Sprünge unterhielt, wenn ihm in zwei oder drei Metern Höhe ein Bissen vorgehalten wurde —"

„Und welches mit einem Körbchen in der Schnauze für seine bescheidenen Kunststücke absammeln gieng! Ist das dieser Hund? Hast du ihn gekauft?"

„Geerbt."

„Ist die Alte gestorben?"

„So etwas Ähnliches", sagte Stephan und setzte mit lebhafter Ironie bei: „Du, denke dir, diese Person, das war eine Hexe! Der sind die Kinder nachgelaufen wie jenem Rattenfänger. In einem Vorort draußen beim Wasser ist eins in Verlust gerathen. Glaubwürdige Leute haben ausgesagt, die Hausirerin sei in einem verlassenen Ziegelbrennerofen gesessen und habe aus einer silbernen Schale Christenblut getrunken. Als sie hierauf wieder gesehen wurde mit ihrem Warentrühlein und ihrem Hunde, und als sie ein Liedel gesungen hat, da sind ihr wieder Kinder nachgelaufen, aber auch Erwachsene, gebildete Leute darunter, und haben gerufen: Da ist sie! Fangt sie ab! Nämmt sie weg! — So haben sie die alte Person durch viele Gassen gehetzt. Ich begegne der lärmenden Rotte, die Alte keucht einher und will schon zusammenbrechen.

Das Hündlein umkreist ſie mit angſtvollem Gebell, da wird es von einem wilden Geſellen erfaßt und mit abſcheulichem Fluch an die Wand eines Hauſes geſchleudert. Es fällt zu Boden und bleibt zuckend liegen auf dem Pflaſter. Wie ſie auch an die Greiſin Hand anlegen wollen, ſtürze ich mich in den Knäuel und will abwehren. Da packt mich einer und wirft mich hin, daſs ich gerade neben dem Hunde zu liegen komme. Als ich mich aufzuraffen vermag, iſt der Trubel davon. Wenige Tage darauf iſt die Alte geſtorben. — Nun, und das ſchwerverwundete Thier iſt mir geblieben zum Vermächtnis. — Mein Freund", ſchloſs er, „ſeit dieſem Tage habe ich genug. Es iſt alles umſonſt, ich ſage dir, es iſt alles umſonſt. Beſtien ſind ſie. — —"

So, das wollte ich erzählen vom guten armen Stephan. Natürlich haben ſie ihn verhöhnt: der Weltverbeſſerer wäre auf den Hund gekommen. Er wendete ſein Herz, deſſen die Menſchen nicht wert waren, dem Thiere zu. — Einzelnes mag übertrieben ſein, was der Mann mir vorgeſtellt hat. Doch geſtehe ich, daſs man in dieſer ſonderbaren Zeit manchmal ähnliche Anwandlungen haben kann. Alles trachtet, daſs es beſſer werden ſoll auf der Welt, und derweil wird's immer ſchlechter mit dem Werte des Menſchen. Man wird muthlos. Glücklich noch der, welchem für ſein Bedürfnis, wohlzuthun, ein dankbarer Hund bleibt.

In dunkler Nacht — erblüht.

Von Emil Ertl.

Nein, leugne es nicht, daſs du betroffen ſchrakſt
Zurück, als du mich ſahſt zum erſtenmale,
An jenem Abend, da der Walzer rauſchte.
Ich merkt' es deutlich, und nach Mädchenart
Kränkt' ich mich drüber in der Stille; denn
Wir hoffen, ob wir uns auch häſslich wiſſen,
Doch immer noch, es andern nicht zu ſcheinen.
Gutherzig, wie du biſt, bezwangſt du dich
Und ſetzteſt dich zu mir, die nicht umſchwärmt war,
Zogſt ins Geſpräch mich, und aus deinen Blicken,
Die freundlich, doch bedauernd auf mir ruhten,
Las ich mein Urtheil: Schade um das Mädchen,
Sie wär' ſo übel nicht, zumal die Augen,
Nur leider Gotts entſtellt durch Pockennarben!
So dachteſt du. Wie ſollt' ich dir's verdenken,

Schalt ich doch ſelbſt in undankbaren Stunden
Die Spuren frühen Leidens, die ich trage,
Des Leidens, dem ich alles, alles danke,
Ja, alles, was zutiefſt mich glücklich macht,
Das Reich der Töne und die Liebe. — Sieh',
Ein ſtörr'ſcher Schüttelkopf mit kurzen Kleidern
Lebt' ich recht unnütz in den Tag hinein,
Franzöſiſche Vocabel memorierend
Und mir und andern zum Verdruſs den Flügel,
Ein Böſendorferiſches Meiſterwerk,
Mit herzlos kurzgehacktem Anſchlag quälend,
Daſs ſchmerzvoll bebten ſeine feinen Nerven.
Beweiſen wollt' ich's meinen guten Eltern,
Daſs alle Müh' an mir verloren, niemand
Imſtande ſei, mich zur Muſik zu zwingen.
Und der Beweis gelang, man ließ mich laufen.
Pathetiſch nahm die Meiſt'rin ihren Abſchied,
Ich ſtand verſtockt und ließ ihr düſtres Warnen
Zu einem Ohr hinein, zum andern 'raus;
Und als die Thür ſich hinter ihr geſchloſſen,
Zerriſs die Noten ich in kleine Schnipſel
Und warf ſie jubelnd an die Zimmerdecke,
Wie toll in dieſem ſelt'nen Schneegeſtöber
Mich tummelnd und die Tarantella tanzend. —

Zur ſelben Zeit hielt ſeinen Ernterundgang
Rings in der Stadt, der arg geängſtigten,
Das ſchleichende Geſpenſt der Todeskrankheit,
Die Menſchen plötzlich an der Gurgel packend
Und ſie mit eh'rnem Griff aufs Lager zwingend.
Noch morgens ſteckte ich voll Übermuth;
Am Mittagstiſch, mit glüh'ndem Antlitz bald
Und bald erſchauernd, wies ich elelnd von mir
Die Lieblingsſpeiſen, die nach altem Hausbrauch
Ich ſelbſt erwählt, — denn mein Geburtstag war's;
Die Nacht darauf ſprang ich mit Traumgeſichten
Und unſerm Hündchen, das franzöſ'ſch parlierte,
Nach toll verworrnen Weiſen um die Wette,
Die an der Wand ein Schattenrieſe ſummte.
Ein ſeltſam Thier — ich naunt' es Wirbelſchnecke —
Erfaſste plötzlich mich mit ſeinen Fängen
Und zwang ein raſend Ringelſpiel mir auf.
Ich floh, doch unbegreiflich: Meine Mutter,
Sonſt ſtets beſorgt, mich vor Gefahr zu ſchützen,
Legt' meinen Gliedern kalte Feſſel an,
Die Flucht verhindernd. Zornig bäumt' ich mich
Und ſchrie, — nein, wollte ſchrei'n — ein lallend Stöhnen
Entrang ſich meiner Bruſt, dann ſank zurück ich,
Schreckhaft durchfuhr mich's: Grete, du biſt krank!
Dies war das letzte, was ich von mir wuſste,

Der Seele war die Einheitsmacht entrungen,
Rebelliſch tobten unbotmäß'ge Geiſter,
Und keiner ahnte, was der andre ſann. —
Als ich nach Wochen wieder mich geſunden
Und meines Leibes ſchwärend Greu'l erblickte,
Empfand ich Abſcheu vor mir ſelbſt und flehte
Zu Gott, mich dieſer Hülle zu entkleiden,
Die mir ſo fremd als haſſenswert erſchien,
Mein armes Flämmchen aus dem Qualm zu heben
Und mit der lautern Sonnenglut zu einen.
Doch anders hatte er's mit mir im Sinn.
Die Krankheit wich, allein ein Schleier hüllte
Mein Augenlicht; die Quelle alles Lebens,
Mir droht' ſie Gift. Die Fenſterläden ſchloſſen
Mit dumpfem Schalle ſich, Gruftdeckeln gleich,
Und grauſam blieb der Schein des Tages mir,
Der holde Troſt Geneſender, entzogen,
In traur'ge Nacht gehüllt die Krankenſtube.

So wankte ich die erſten Schritte wieder,
So lag ich ausgeſtreckt in tiefem Sinnen
Und ließ der neuerwachten Lebenskraft
Süßahnungsvolle Frühlingsſtimmung leiſe
Wie Himmelsthau in meine Seele träufen.
Dann langt' ich taſtend nach den erſten Veilchen,
Den zarten Grüßen aus der Welt des Lichts,
Die meinem Lager nah' im Glaſe blühten,
Und trinkend ihren Duft ſank ich in Träume . . .
Bis ſeufzend mich die thränenſchwere Stimme
Der Mutter weckte: „Grete, ſprich ein Wort nur!
Einſt zu geſchwätzig, biſt du nun zu ſtill!
Mich däucht, du wirſt das Reden noch verlernen.
Sag', biſt du traurig, armes Kind?“ Und ich:
„Nein doch . . . ich dacht' nur eben an die Sonne . . .“
— „Drückt Sehnſucht dich? Quält dich die Langeweile?“
— „Die Langeweile? Nein! Nie war ich reicher
An Bildern und Geſtalten. Aber Sehnſucht —
So mag es heißen, jenes Träumeſpinnen,
Hold wie der Anblick blühn'der Frühlingswieſen,
Herb wie des Herbſtwinds Weh'n in kahlen Wipfeln.
Wie faſs ich nur, was mich bewegt? Ach Mutter,
Darf ich den Doctor bitten, daſs er einmal
Mir zu geleg'ner Stunde etwas vorſpielt?“ —
Es war der Arzt, der täglich mich beſuchte,
Ein Greis mit weißem Haar und mildem Herzen,
Des Leibes wie der Seele weiſer Kenner,
Geſchätzt auch als feinſinn'ger Pianiſt:
Die Töne gleichſam aus den Taſten ſchmeichelte
Er mit den ſanften Fingern, wenn er ſpielte.
Als ich ihn bat des andern Morgens, ſagt' er:

„Recht gern, mein Kind!“ und ſchritt ſogleich zum Flügel.
Und dann, ſchon präludierend: „Ach, wie klein iſt
Des Wiſſens Macht, wie groß die Macht der Töne!“ —
Er ſpielte. Dräuend ſchwollen die Accorde,
Titanenhaft gereiht zur Götterſchlacht,
Und ſanken klagend hin wie wunde Helden.
Bergnebel wallten brodelnd auf, verſtrickt
Die wildbewegten geiſterhaften Glieder,
Und ſchienen ringend ihre Kraft zu meſſen,
Bis plötzlich ſie gezähmt durch ſüßen Wohllaut
Sich theilten, ein entzückend Land erſchließend
Vor meinen ſel'gen Blicken: Wieſen dehnten
Sich ſaftig friſch, geſchmückt mit grellen Blumen,
Und ſaphirblau umgrenzt von fernen Höhen.
Erfüllt mit Sonnenglanz war Flur und Himmel,
Nur aus des Hains düſtrer Wölbung glotzte
Geheimnisvoll der ungelöste Schatten,
Bald todt ſich ſtellend mit verhalt'nem Athem,
Bald ſchaurig wiederhallend von der Stimme
Des großen Pan. Flink wie ein hüpfend Wieſel,
Den Schrecken fliehend, ſprang ein munt'res Bächlein
Aus heil'ger Dämm'rung in den lichten Grund,
Gar ſchnurr'gen Takt durch ſein Geriesel ſchlagend.
Dann, wie ein Bock, geſcheucht vom Peitſchenhieb,
Kam übermüthig frech ein Faun geſprengt,
Hopp, hopp, Galopp, ganz nach des Plätſcherns Rhythmus,
Warf auf den Rücken ſich ins Gras, die Beine
Hoch in der Luft, dann ſetzt' er ſich und lauſchte,
Die Hirtenpfeife führt' er an den Mund,
Verdrehte ſeine Augen wie ein Heil'ger
Und blies, daſs frühlingsfroh wie Grillen-Singſang
Sein ahnungsſchweres Lied die Luft durchbebte:
Der Stich nach Böcklin über Vaters Schreibtiſch,
Er hatte farbig ſich für mich belebt,
Gar wunderbar erweckt durch holde Töne. —
Geſchloſſnen Aug's, zurückgelehnt ins Ruhebett,
So lauſcht' ich andachtsvoll, und als verrauſcht
Der ſüße Klang war, ſtill verharrt' ich ſo
Im himmliſchen Gefild, entrückt dem Alltag.
Da fühlte ich der Mutter Haupt ſich neigen,
Enträthſelnd in der Dämm'rung meine Züge.
„Sie ſchläft“, hört' ich ſie flüſtern, „eingewiegt
Durch Harmonien; Doctor, tauſend Dank!
Und zürnen Sie der Frage nicht, die längſt ſchon
Das Herz mir preſst und nun die Lippen ſprengt:
Ach, Doctor, wird ſie wieder ſehend werden?“
Ein Schweigen folgt', ein fürchterliches Schweigen,
Beredter noch als hundertſtimm'ges Nein!
Dann ſprach der Arzt (wie der Verſchmachtende
Den Tropfen ſchlürft, der von der Felswand ſickert,
Den kargen, alſo trank ich ſeine Worte):

„Vermeſſen wär's der Hoffnung zu entſagen,
Denn zweifeln hieß' es an der Allmacht Gottes."
Er gieng. Leiſ' hörte ich die Mutter weinen.
Ich hielt mich ſtill und that, als ſchlief' ich wirklich.
In jener Stunde ſtarb in mir die Kindheit . . .

Der nächſten Zeit entſinn' ich mich nur dunkel:
Gar raſch zerfließt im Sommerſonnenſchein
Erinn'rung qualvoll grauer Nebeltage.
Nur eines weiß ich, daſs fortan in Tönen
Mein krankes Herz erſehnte Lind'rung fand.
Mit angehalt'nem Athem, vorgeneigt
Das ſchönheitsdurſt'ge Ohr, ſaß ich am Flügel,
In meiner Nacht ſchier unermüdlich ſuchend
Der Menſchenſeele lichtes Zauberband,
Das ſinnlos rings verſtreute Einzeltöne
Zum Sinn vereint, zur Harmonie verbindet.
Mit ernſtem Fleiß entlockt' ich ſo den Taſten
Gar manche Weiſe, manchen Klang, die deutlich
Sich bei des Doctors Spiel mir eingeprägt,
Und wo Erinn'rung mich verließ, da ſpann ich's
Aus Eignem weiter, niemand zum Gefallen,
Nicht anſpruchsvoll noch eitel, nein, mir ſelbſt nur
Zur Freude und zum Troſt. Doch wenn der Doctor
(Manchmal geſchah's) mich durch ſein Spiel beglückte,
So fiel's befruchtend gleich wie Sommerregen
Auf meine junge Kunſt. So gieng mir auf
Allmählich mehr und mehr die Offenbarung,
Aus bitt'rem Harme blühte mir das Wunder,
Und erſt erblindet ward ich ſehend . . .

Als dann die ſchwache Hoffnung ſich erfüllte,
Der Schleier fiel, die angſtvoll düſt're Nacht
Durch Gottes Gnade von mir ward genommen,
Da blieb mir treu im Glück der Unglückstage
Süßtönende Gefährtin, die Muſik.
Wie ich in Rhythmen athme, denke, webe,
Du weißt's am beſten, der ſein Herz mir neigte
Bei der Eroica geweihten Klängen.
Und wenn als Kupplerin Muſik verſchrien ward,
Verehre ich in in ihr die hehrſte Göttin,
Die ſeelenläuternde, die reinen Herzens
Die Liebe weckt, die nicht von dieſer Welt iſt. —
Verſcheucht dereinſt durch meinen Kindertrotz
Hätt' ſie wohl dauernd ihre Huld verſagt mir,
Erkannt' ich nicht die Himmliſche und warb
Um ſie, die Spend'rin milden Troſts in Demuth,
Rechtzeitig noch gemahnt durch düſt're Tage.
Die Nacht iſt's, der ich holdes Licht verdanke,
In grauſer Noth erſchloſs ſich meine Seele,

Im Dunkel taſtend fand ich erſt mich ſelbſt.
Nicht ſchelt' ich d'rum der Kindertage Siechthum
Und hielt's für Undank, thöricht zu beklagen
Die Spuren frühen Leidens, die ich trage,
Des Leidens, dem ich alles, alles danke,
Ja, alles, was zuletzt mich glücklich macht,
Das Reich der Töne und die Liebe . . .

Kunſtheuchelei und ihr Nutzen.

Von **Karl Erdmann.**[1])

Bringt man einem Menſchen, der fern ab von unſerer europäiſchen Cultur aufgewachſen iſt, mit Werken der Kunſt zuſammen, ſo wird er wahrſcheinlich ein Urtheil fällen, das nach unſerer Auffaſſung ſehr verſtändnislos iſt, er wird vermuthlich einen Neuruppiner Bilderbogen einer Dürer'ſchen Radierung vorziehen. Aber einen großen Vorzug wird ſein Urtheil haben: es wird *urſprünglich* ſein; es wird ehrlich das zum Ausdruck bringen, was im Innern des fraglichen Menſchen vorgeht.

Wie anders der gebildete Culturmenſch! Ein Wall von Theorien, von fremden Meinungen, Vorurtheilen von angelernten, anempfundenen, halb geglaubten, halb gedankenlos nachgeſprochenen äſthetiſchen Principien und herkömmlichen Werturtheilen ſchiebt ſich zwiſchen ſein natürliches Empfinden und ſeine äſthetiſche Beurtheilung. Dieſelben verwickelten Culturbedingungen, die aus dem Menſchen ein ſo nervöſes Gebilde machen, die in ihm ſo überfeinerte und ſeltene Gefühle erzeugen, daſs er zur künſtleriſchen Production und zum künſtleriſchen Genießen erſt befähigt wird, dieſelben Culturbedingungen trüben auch die Naivität des künſtleriſchen Empfindens und verhindern die Aufrichtigkeit des äſthetiſchen Bekenntniſſes. Schule und häusliche Erziehung, geſellſchaftliches Leben, Zeitſchriften und Bücher belehren, regen an, wecken Theilnahme und Wertgefühle, aber ſie irritieren gleichzeitig, ſie machen unſicher und unſelbſtändig. Man empfindet und urtheilt unter der Macht der Suggeſtion und der feinen Sitte. Man läſst ſich *einreden*, was ſchön und häſslich, was bewunderungswert und was zu tadeln ſei, oder man wagt nicht das eigene Empfinden, wenn es von der für maßgebend geltenden Meinung abweicht, unbefangen zu äußern, aus Furcht, den Namen eines gebildeten oder bildungsfähigen Menſchen zu verlieren. In dieſem Sinne nenne ich

---

[1]) Aus der immer intereſſanten Zeitſchrift „Der Kunſtwart". Rundſchau über alle Gebiete des Schönen. Herausgegeben von *Ferdinand Avenarius*. (Dresden.)

die landläufige ästhetische Wertschätzung (d. h. das Interesse an der Kunst ganz im allgemeinen und die Beurtheilung der Persönlichkeiten und ihrer Werke im besonderen) unfrei. Und ich unterscheide zwei Typen, die freilich öfter in einander übergehen: die eingebildete Wertschätzung und die geheuchelte.

Schon in früher Jugend werden die Gehirne planmäßig bearbeitet. Schon in der Schule wird Respect und Bewunderung vor den endgiltig anerkannten Größen der Kunst- und Literaturgeschichte gezüchtet: Goethes Iphigenie ist ein herrliches Werk. Raphael ist der „größte" Maler. Das fertige Werturtheil ist früher da, als die Kenntnis der Werke, früher als die Befähigung zum Verständnis und zum Genuss. Der oft schreiende Gegensatz zwischen der natürlichen subjectiven Reaction: „ein Werk gefällt mir", „ich finde es schön" und der pflichtmäßigen Bewunderung: „es gefällt schlechthin", „es ist schön", wird geflissentlich überkleistert. Wie Thatsachen werden fertige Werturtheile übermittelt und ohne Prüfung geglaubt. Man lernt auswendig, dass Tasso 1544 zu Sorrent geboren ward und ebenso lernt man auswendig, dass sein „Befreites Jerusalem" eines der größten Meisterwerke der Weltliteratur ist. Wer will so unbescheiden sein, die Ergebnisse der Literaturgeschichte zu bezweifeln? Und wenn man immer wieder liest, dass „das befreite Jerusalem" zu bewundern sei, so bewundert man's schließlich wirklich, auch ohne es je zu lesen. Kommt man aber zum Lesen, so kann das nicht mehr ganz unbefangen sein. Die Suggestion des großen Namens, die Heiligkeit der Überlieferung macht sich geltend. Wer kann einem Könige ebenso unbefangen entgegentreten, wie einer Kaffeehausbekanntschaft? Der Loyale gewiss nicht, aber noch weniger der begeisterte Demokrat.

Man muss sich hüten, einer nur eingeredeten, nicht auf eigener Anschauung beruhenden Wertschätzung Ehrlichkeit und Festigkeit abzusprechen. Auswendig gelernte Werturtheile können mit der Zeit die Gewissheit mathematischer Axiome annehmen. Ich habe es erlebt, dass ein trefflicher alter Herr in unbeschreiblichen Zorn gerieth, als irgend ein Jüngling in Gesellschaft äußerte, zwei Zeilen eines Modernen seien ihm lieber als der gesammte Jean Paul, er war tief verletzt, dass man einen „Titanen der Literaturgeschichte" mit einer modernen Tagesgröße auch nur zu vergleichen wagte. Später stellte sich heraus, dass der fragliche Herr auch nicht eine Zeile von Jean Paul gelesen. Er hatte also eigentlich keine Gründe für seine Überzeugung, aber sie war deshalb nicht minder stark und ehrlich als die des Jünglings, der wahrscheinlich von Jean Paul ebensoviel kannte.

Man muss sehr unerfahren sein, um zu wähnen, dass die Überzeugungen der Menschen, mögen sie ästhetischer oder ethischer Natur sein, auf „Gründen", dass sie auf eigenen Erfahrungen beruhen. Wie wenige sind

fähig, aus sich heraus eine Lebensanschauung zu erzeugen, sie sich selbst zu erkämpfen. Der großen Mehrzahl wird sie suggeriert. Was für die Jugend die Schule planmäßig bewirkt und das Lehrbuch, das erzeugt später mehr zufällig und unbewusst der gesellige Verkehr und die Zeitungslectüre. Die Meinung der Umgebung wirkt ansteckend, der Einfluss der dort giltigen Autoritäten und anerkannten Grundsätze ist fast unvermeidlich. Die meisten gläubigen Protestanten, die den Katholicismus als Irrlehre „erkennen", würden ebenso gute Katholiken sein, wenn ihre Eltern sich zu diesem Glauben bekannt hätten. Eine Geheimrathstochter hat nicht die leiseste Ahnung, was der Socialismus erstrebt, aber sie „weiß", dass alle Socialisten böse Menschen sind, und sie verabscheut sie ehrlich. Und der junge Industriearbeiter hat keine klareren Begriffe über die Socialdemokratie als die Geheimrathstochter, aber er „weiß", dass sie ein Evangelium ist, das die Menschheit erlösen wird. Diese vielfach unbewusste aber ununterbrochene Macht der Suggestion ist allenthalben wirksam, natürlich auch auf künstlerischem Gebiet. Und so hängt es bei vielen, sehr vielen nur von dem Kreise ab, in dem sie leben, ob sie zum Naturalismus schwören oder ihn verdammen.

Kritiker, auch tüchtige Kritiker stehen rathlos vor ganz neuen Erscheinungen, für deren Beurtheilung eine Parole noch nicht ausgegeben ist; die Sicherheit des Urtheils schwindet, wenn sie einmal ganz auf sich selbst angewiesen sind. Nicht allzuviele würden die Probe bestehen, wenn man ihnen Werke berühmter Meister als solche unbekannter Künstler, oder unbedeutende Leistungen unter klangvollen Namen in glaubhafter Weise darböte, nicht allzuviele würden dann genau so urtheilen, wir sie unter normalen Bedingungen gethan hätten. Wer will sich rühmen, ganz unbeeinflusst von Umgebung und conventioneller Wertungsweise zu sein? Jedermann thut gut, sich hier skeptisch gegen sich selbst zu verhalten. Zum großen Haufen — sagt Schopenhauer — gehört immer gerade einer mehr als jeder denkt.

Wo aber die Suggestion unwirksam bleibt, wo trotz aller Beeinflussung eine natürliche ästhetische Reaction, ein instinctives Gefallen oder Missfallen sich einstellt, das im Gegensatz zur herrschenden Anschauungsweise steht, auch da wird das natürliche Empfinden noch nicht ohne Weiteres unbefangen geäußert. Die Disciplin der Gesellschaft, die Macht der Sitte verlangt wenigstens *äußerliche* Unterwerfung unter die herrschende Wertungsweise. Ist auch das Empfinden frei, so ist es doch nicht das Urtheil in Wort und That; es wird *geheuchelt*. „Ich bin für keinerlei höheren künstlerischen Eindruck empfänglich, ich liebe nur Gassenhauer, Tänze und Märsche, langweile mich bei Goethe, aber verschlinge Criminalromane und sogenannte Humoresken, ich gehe grundsätzlich nicht in die Gallerien und ziehe eine Circus-Vorstellung einem Trauer-

ſpiele beiweitem vor" — hat man je in Geſellſchaft ſo reden hören? Und doch gibt dieſes Urtheil die wahre Überzeugung wirklich nicht Weniger wieder.

Äſthetiſieren muſs heutzutage beinahe jedermann. Wie die feine Sitte es fordert, daſs jeder, der ſich zur gebildeten Geſellſchaft zählt, die Formen der Höflichkeit kennt, ſo fordert ſie auch die Fähigkeit, über Kunſt und künſtleriſche Tagesfragen ein Geſpräch zu führen. Neben perſönlichem Klatſch und Politik hat die Kunſt den Löwenantheil an der durchſchnittlichen Unterhaltung in gebildeten Kreiſen. Zur Abgabe poſitiver Fachkenntniſſe wird man ſich ſelten veranlaſst finden. Man braucht in Geſellſchaft nicht unbedingt zu wiſſen, wann der erſte puniſche Krieg war, in welche Claſſe des Linné'ſchen Syſtems der gemeine Steinbrech gehört, und unter welchen Graden Ceylon liegt. Auch wird man dreiſt eingeſtehen dürfen, daſs man abſolut nichts von Nationalökonomie und Zoologie verſteht. Aber man wird nicht wohl äußern dürfen, daſs man nie eine Wagner'ſche Oper gehört, daſs man nicht wiſſe, wer Klinger ſei, oder daſs man ſich principiell nicht um künſtleriſche Dinge kümmere — falls man nicht Gefahr laufen will, ſich bloßzuſtellen und den Namen eines gebildeten und geſellſchaftsfähigen Menſchen zu verlieren. Wie die Sitte einige Bekanntſchaft mit künſtleriſchen Dingen und Fragen als ſelbſtverſtändlich vorausſetzt, ſo fordert ſie auch eine gewiſſe conventionelle Wertung, die dann ſchlechthin als „Kunſtverſtändnis" gilt. Und höchſtens einem hübſchen Backfiſch oder einem vielbeſchäftigten Miniſter wird auffällige Ignoranz in äſthetiſchen Dingen oder ein ganz „originelles" Urtheil nachgeſehen.

Das Bedürfnis nach dem Namen eines gebildeten Menſchen iſt ein ſtarkes Motiv für die Handlungen und Urtheile der Leute; die Macht der feinen Sitte iſt gewaltig. Sie kann bewirken, daſs ein gieriger und überhungerter Menſch ſich manierlich zu Tiſche ſetzt und ſcheinbar gleichgiltig wartet, bis die Reihe an ihn kommt. Sie kann bewirken, daſs die ſchamhafte junge Dame ſtark entblößt auf einem Balle erſcheint. Sie kann bewirken, daſs der japaniſche Würdenträger beim Harikiri, ſtatt in qualvoller Todesangſt zu erbeben, gelaſſen und ernſt ſich den Bauch aufſchlitzt. Sie iſt es auch, die erzwingt, daſs ein Dummkopf vor einem Leſſing Reſpect äußert und ein aller Kunſtempfindung und allen künſtleriſchen Intereſſes barer Menſch in die Kunſtausſtellung läuft. Aber freilich, den Kern des Menſchen kann ſie nicht umgeſtalten, ſie kann nur ſeine Worte und Thaten regeln. Sie vermag aus einem innerlich rückſichtsloſen Menſchen keinen rückſichtsvollen zu machen, ſie kann nur bewirken, daſs er thatſächlich die von der Höflichkeit vorgeſchriebenen Rückſichten nimmt. Und ſo kann die Macht der Sitte auch nur den *Schein* des Kunſtempfindens hervorrufen, ſie kann keine innere Wertſchätzung, ſondern nur ihre Äußerung durch Wort und That erzwingen. Man geht — um

mitreden zu können — in die Première des neuen Trauerspiels, obgleich die Sehnsucht zum Skatspiel treibt; man besucht Museen, während ein tieferes Bedürfnis nur zu wissenschaftlicher Arbeit zieht; man hört Concerte an, obgleich berauschende Hochgefühle und seliges Behagen nicht durch Musik hervorgerufen werden, sondern durch Naturgenuss und Sport. Man findet in Wirklichkeit nichtssagende hübsche Mädchenköpfe von Alexander Zick oder Paul Thumann „entzückend", aber spricht in den entsprechenden Kreisen mit Bewunderung von Klinger'schen Radierungen. Man liest mit innerem Behagen einen Roman von Gregor Samarow und gähnt bei Kellers Grünem Heinrich, aber in Gesellschaft redet man nur mit höchstem Lobe von letzterem und erwähnt höchstens beiläufig und mit überlegenem Lächeln die seichten Machwerke des ersteren. Kurz und grob ausgedrückt: man heuchelt. —

Das Wort „heucheln" hat einen üblen Klang; unwillkürlich setzt man niedrige Beweggründe voraus und verkettet den Begriff mit einem moralischen Vorwurf. Wie es aber auch eine anständige Heuchelei gibt, das heißt, eine Heuchelei aus anständigen Motiven, etwa aus Zartgefühl, so gibt es auch eine Heuchelei harmloserer Art, die nicht sowohl wie die des Tartuffe aus Niedertracht und gemeinem Egoismus, als vielmehr aus menschlicher Schwachheit entspringt. Sie ist harmloser, weil sie nicht darauf ausgeht, andere zu schädigen. Auch gegen die Heuchelei auf ästhetischem Gebiete bin ich weit entfernt, einen großen moralischen Vorwurf zu erheben. Eitelkeit, der Ehrgeiz, unter die feiner organisierte Menschheit zu gehören, Stolz oder Scham, ein vorhandenes Unvermögen einzugestehen, sind die Triebfedern, anders scheinen zu wollen, als man ist. Auch ist die Heuchelei vielfach *unbewusst*: man gesteht sich selber nicht ein, was man anderen nicht gestehen mag, man täuscht sich genau so wie die anderen. Heuchelei und Einbildung gehen hier Hand in Hand. Wie leicht verwechselt man den Wunsch zu lernen und sich Verständnis anzueignen mit der Überzeugung, man habe jenes Verständnis schon erworben. Nicht jeder ist fähig und geneigt, sich selbst psychologisch zu analysieren und klar zu ergründen, ob er aus Ehrgeiz handelt oder aus Interesse an der Sache. Nur wenige geben sich Rechenschaft, wie sehr sie von der Meinung anderer abhängen, wie viel anders sie unter dem Druck der feinen Sitte scheinen, als sie sind. „Jeder Gebildete *muss* Interesse an der neuesten Erwerbung der Gemäldegallerie, an dem berühmten Werke des berühmten Meisters haben; ich bin Gerichtsrath — also bin ich gebildet — also habe ich das fragliche Interesse." Dieser Schluss wirkt überzeugend. Und wenn es einem auffällt, dass man den Gang nach der Gemäldegalerie doch gar zu oft hinausgeschoben hat, oder dass man beim endlichen Besuche trotz allem keine rechten Wertgefühle für das fragliche Werk hat aufbringen können, dann stehen natürlich die schönsten Erklärungen zur Verfügung: man ist

augenblicklich grade nicht empfänglich, man ist überarbeitet oder man hat zu viel von dem Werke gehört, als dass es überraschend und überwältigend wirken könnte. Andernfalls würde man natürlich einen vollen und starken Kunsteindruck empfangen haben. Man zweifelt keinen Augenblick an seinem Kunstinteresse und Kunstverständnis: ist man doch gebildet! Und so spricht man mit Bewunderung von einem Werke, das man nur flüchtig und ohne alle innere Theilnahme betrachtet hat.

Wer will hier genau angeben, wo Einbildung aufhört und Heuchelei beginnt? Die Grenzen der beiden von mir aufgestellten Arten der unfreien Wertung, des eingebildeten und des geheuchelten Kunsturtheils fließen in einander und verschwimmen. —

Die angeführten Typen werden genügen, um darzulegen, dass selten genug die Freude an der Kunst angeboren ist, wie ein Instinct, nicht oft die Bewunderung eines Kunstwerks als natürliche Reaction aus den Tiefen einer Persönlichkeit quillt. Im allgemeinen wird es nicht übertrieben sein anzunehmen, dass unter den Gebildeten die unfreie Wertung, wie ich sie verstehe, die freie überwiegt. Die unerfreulichen Consequenzen dieser Thatsache sind ja schon oft beklagt und erörtert worden, auch im „Kunstwart." Da ist es, meine ich, nicht überflüssig, einmal zu betonen, dass die weitverbreitete Unfreiheit des ästhetischen Urtheils auch ihre guten Seiten hat, dass der durch Suggestion und feine Sitte ausgeübte Zwang von Nutzen, ja eine Nothwendigkeit ist, *wenn* die Kunst die ihr heute zugebilligte Stellung im Culturleben behaupten soll.

Freilich, stellt man die Frage, ob es wünschenswerter sei, dass die Mehrzahl entweder ein echtes und ehrliches, oder dass sie ein anempfundenes, eingeredetes oder erheucheltes Kunstinteresse und Kunstempfinden bekunde, — so wird man über eine Antwort nicht im Zweifel sein können. Aber eine solche Fragestellung ist unzulässig, wenn man erkennen will, welche Bedeutung der Suggestion und dem Zwang der feinen Sitte für die Menschheit, *wie sie nun einmal* heute ist, zukommt. Man darf dann an deren durchschnittlicher Veranlagung keine plötzliche Änderung annehmen und muss an der Voraussetzung festhalten, dass die Kunst, zumal in ihren höheren Formen, mindestens nur eine Sache Weniger ist, und dass die Mehrzahl auch der Gebildeten kein starkes, natürliches Kunstempfinden, ein tieferes Verständnis für feinere ästhetische Werte hat. Und dann hat man oft nicht zu wählen zwischen einem unechten (eingebildeten oder erheuchelten) Kunstinteresse und einem echten, sondern zwischen dem ersteren und völliger Theilnahmslosigkeit und Geringschätzung der Kunst; man hat nicht zu wählen zwischen einem freien und einem unfreien Urtheil schlechthin, sondern zwischen einem unfreien vom heutigen Durchschnittsniveau und einem freien, das völlig verständnislos und geschmackswidrig ist, oder doch unter jenem heutigen Durchschnittsniveau steht.

Nun ist es ja sicher erfreulicher, einer kecken, ehrlichen Überzeugung, als einer verlogenen zu begegnen. Wenn in einer Gesellschaft über gute Kunstwerke immer wieder dieselbe conventionelle anempfundene oder erheuchelte Bewunderung ertönt, so wirkt eine fröhliche Ketzerei, ein freies, wenn auch dummes Urtheil, gar erfrischend. Man freut sich einer Persönlichkeit, die den Muth der Naivetät hat. Nun darf man zweierlei nicht vergessen. Man darf erstlich nicht verkennen, dass eine solche Persönlichkeit eben nur als *seltene* Erscheinung reizvoll ist. Von Muth und originellem Wesen könnte nicht die Rede sein, wenn es allgemein üblich wäre, dass jeder jedes dumme Urtheil, das ihm durch den Kopf schießt, ungescheut herausplapperte. Und sodann ist es nicht zulässig, das subjectiv Anmuthende mit dem objectiv Nützlichen zu verwechseln. Inwiefern — so fragen wir also — hat die Unfreiheit der ästhetischen Wertschätzung ihren Nutzen; inwiefern ist Suggestion und der zwingende Einfluss der Sitte der Kunst förderlich?

Nehmen wir an, Suggestion und die Macht der feinen Sitte sei unwirksam; die Wertschätzung einer selteneren und feineren Kunst, wie sie nur in erlesenen Kreisen gedeihen kann, dringe nicht in weitere Schichten; weder der Wunsch nach dem Namen eines gebildeten Menschen, noch die Eitelkeit, über alles mitreden zu können, nur das wahre innere Bedürfnis treibe die Menschen zum Kunstgenuss. Jedermann möge, ohne Gefahr, sich bloßzustellen, Gleichgiltigkeit oder Missachtung der Kunst bekunden, die geschmacklosesten Urtheile frei heraussagen dürfen. Sicher ein Zustand, frei von Zwang und Schein und Heuchelei. Aber die Consequenzen sind unschwer anzugeben: Die Concerthäuser würden veröden, die Kunstausstellungen eingehen. In den Schauspielhäusern würde sich noch mehr als jetzt die seichte Posse und das Sensationsdrama breit machen. Auch für die Herren Volksvertreter und Stadtverordneten würde ein starkes Motiv wegfallen, Gelder für künstlerischen Städteschmuck und Museen zu bewilligen. Soll die Kunst gedeihen, so muss eine größere Masse hinter ihr stehen. Damit die wenigen, die von den Schöpfungen eines Beethoven wahrhaft ergriffen werden, sie auch genießen können, müssen die anderen, die jene Werke halb oder gar nicht verstehen, die Concerte bezahlen — aber sie werden dies nur thun, wenn sie sich einbilden, auch etwas davon zu haben, oder wenn sie es für schicklich erachten, Musikverständnis zur Schau zu tragen. Damit Maler ihrer Kunst leben können, müssen Commercienräthe es für standesgemäß halten, sich eine Gemäldesammlung anzulegen. Vielleicht beklagen es unsere jungen Künstler, dass der Druck der gesellschaftlichen Sitte für die begüterten Kreise in Deutschland nicht noch stärker ist als heute, dass es dort nicht für ebenso unumgänglich nöthig erachtet wird, gute Kunstwerke zu kaufen, auch wenn man gar kein Interesse für sie hegt, wie es für unvermeidlich gilt, kostspielige Diners zu geben, Equipage zu halten und für standesgemäßen Schmuck

der Frauen zu sorgen, auch wenn man gar keine Freude an dergleichen hat. Vielleicht wäre es auch wünschenswert, dass in Deutschland der Respect vor hervorragenden Literaturwerken noch stärker durch die Macht der Sitte geboten würde als heute. Ich glaube nicht, dass in Frankreich Minister so haarsträubende Urtheile über bedeutende Werke der Literatur hätten aussprechen dürfen, wie dies bei uns der Minister Köller über Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" und der Kriegsminister über Freiligraths Gedichte gethan haben. Es lässt sich vermuthen, dass die Herren ähnliche verständnisvolle Urtheile etwa über Schillers Tell innerlich fällen. Sollte es nicht auch sein Gutes haben, dass diese Urtheile öffentlich auszusprechen kaum mehr angängig erscheint?

Dass es der Kunst zum Nutzen gereicht, wenn sie in breiten Schichten Ansehen genießt, ist zweifellos. Und diese Vortheile bleiben auch bestehen, wenn jenes Ansehen auf einer eingebildeten, eingeredeten und erheuchelten Wertschätzung beruht. Nur durch Suggestion und den Einfluss der Sitte wird bewirkt, dass in denselben Kreisen, in denen sehr Unbedeutendes und Geringwertiges gefällt und genossen wird, doch gleichzeitig auch eine höhere und ernstere Kunst geachtet und gepriesen wird, ja dass diese bei officieller Gelegenheit die Hauptrolle spielt. Nur auf diesem Wege und Umwege kann sich auch das wahrhaft Wertvolle — manchmal sogar in merkwürdig kurzer Zeit — Bahn brechen und eine dauernde allgemeine Anerkennung erobern. Man denke etwa an die Klinger'schen Radierungen. Wenn irgend eine Kunst nur für eine kleine erlesene Zahl bestimmt schien, so war es die Griffelkunst Klingers. Wäre das Urtheil der Menge frei und nicht beeinflussbar — ich meine, die Klinger-Gemeinde würde in der öffentlichen Meinung eine Rolle spielen, wie etwa die Vegetarianer oder die strictен Anhänger der Hegel'schen Philosophie: die Mehrheit würde ihren Geschmack als eine Thatsache hinnehmen, aber ihn nicht verstehen, oder ihn für eine Schrulle halten. Aber die Wertung feiner Kenner wirkte ansteckend, sie sickerte in weitere Kreise, und heute heischt es die Sitte, dass der correcte Mann der Gesellschaft sich um Klinger bekümmere, dass er ihn mindestens interessant — wenn nicht finde — so doch nenne. Wenn wir sagen: „das Gute und Echte bricht sich Bahn", „das Gute hat Erfolg", so heißt das nicht: die Thoren werden bekehrt, die Empfindungsarmen werden zu fein empfindenden Kennern — ach nein, es heißt nur, dass entweder der Menge den Schein und die Einbildung einer Wertschätzung *eingeredet* wird, oder dass äußerliche Anerkennung, Bewunderung mit den Lippen durch den Druck der öffentlichen Meinung erzwungen wird. Sollte aber die Kunst auf alle äußeren Erfolge verzichten können?

Wer will, dass die Kunst einen breiteren Raum im Leben der Gesellschaft einnehme, dass ihr eine ausgedehnte Pflege in Museen, Aus-

ſtellungen, Concerthäuſern, Theatern zutheil werde, daſs auch ſchwieriger faſsbare, ſich nur an wenig fein Organiſierte wendende Werke der Kunſt durch Erfolg und Ruhm gekrönt werden, der muſs auch die vorläufig einzigen, wenn auch mit anderweitigen Nachtheilen verknüpften Mittel in den Kauf nehmen: Suggeſtion und Zwang der geſellſchaftlichen Sitte. Dann aber iſt die Unfreiheit des äſthetiſchen Urtheils, dann iſt die anempfundene, eingeredete, eingebildete und erheuchelte Wertſchätzung unvermeidlich.

Bauernhumor aus dem Ennsthale.

Von Karl Reiterer.

Das Volksthümliche vereinigt in ſich das Ernſte und Heitere des Menſchen überhaupt. So auch in der Volkspoeſie, ſei es in der weltlichen oder geiſtlichen. Der Älpler iſt nicht nur ein feiner Beobachter, ſondern er weiß das Geſehene auch in dieſer oder jener Art wiederzugeben. Überdies gibt's beim Tanz ein jauchzend, auf der Alm ein jubelnd Volk u. ſ. w. In tauſend kleinen Liedlein äußert ſich das Gemüth des Alpenſohnes, der ſich als Naturmenſch eben nur in ſeiner Art zu äußern vermag.

Eine eigenartige Volkspoeſie ſind die Gaſſelverſe, die der Älpler, wenn er fenſterln — gaſſeln — geht, der Dorfſchönen zum Fenſter hineinraunt. Die Verſe, obgleich ſie manchmal derb und muthwillig ſind, offenbaren uns ſo recht das oberſteieriſche Volksgemüth, das reich an Urſprünglichkeit, Humor und Friſche iſt.

Iſt es nicht ſchelmiſch, wenn der Bub ſagt:

Ha, Dirndl, haſt den Buam nit kennt,
Der nachten aufs Gaſſerl is g'rennt?
Hat er tröbers Hüaterl g'habt auf,
War'n um und um Federn drauf,
Mit Rührmilch war's g'fittert, mit Schneckenhäusl eing'ſamt,
Ha, Dirndl, hat dir von 'n ſolchen Buam traumt?

Doch 's Dirndl rührt ſich nicht im Stübchen. Es denkt ſich:

Der Bua ſoll ſich nur plog'n
Und bei mir öfter anfrog'n.

Nun hört die Dirn:

He, Dirndl, ich werd' dir was erzähl'n und ſag'n,
Wie ſich bei mein' Eltern hat 's Heirat'n zualrag'n.
Sieb'n Jahr vor'm Z'ſammengeb'n
Hab'ns ſcho g'führt a luſtig's Leb'n.

Draußt auf der Kegelbüh(n)
Is a Büabl . . ., se bin ih.
Ich bin nit lang in der Wiag'n blieb'n,
Bin glei auffag'ftieg'n,
Und aufigang über d'Sliag'n
Zu der Dirn.
Ha, Bua, fagt ſie, ih werd dir glei das Ding vertreib'n,
Daſs d' nit thuaſt dahoambleib'n.
Frali, ih war noh viel z'kloan,
Mag hall noh neamt nix thoan?
Geh' fieb'n Sommer auf die Alm,
Da laſst ma ſih 's g'fall'n.
Eſſen mag ih häufli, arbeiten ſchier nix,
He, ſo iſt die Wix.
Dirndl, wennſt du mir thalſt was ſchaffen,
Möcht ih nöt mehr lang umagaffen . . .

Doch immer rührt ſich auf ſolches hin kein Dirndel im Kämmerlein. „Zacher Jager macht Wildpret!" denkt ſich der Bub und fährt fort:

Dirndl, ſei nit ſo ſtulz,
Dein Bett'l is eh glei von Hulz,
Aber moin's is von Samml und Seid'n
Und mag denna nit dahoambleib'n.
Oan Nachterl bin ih dahoam blieb'n.
Da hab'n mih d' Wanzen vertrieb'n,
Hab Rührmilch g'ſponnen, Bockſcheiter pachelt und Schnupftabak klob'n,
Auf an Apfelbaum drob'n.

Oder es wird geſchäkert:

Dirndl, magſt vor Stulz nix ſog'n,
Oder ſteckt dir a Kochlöffel im Krag'n?
Greiſ abi — ſei's wie da wöll —
Und zuich'n aufa beim Stüll.

Endlich „meldet" ſich 's Dirndl. Man ſchäkert. Es vergehen Stunden. O goldene Jugendzeit! Welche Gefühle den liebeglühenden Bauernbuben beſtürmen? Ja, das Gaſſeln iſt — ſoviel wiſſen wir — die Poeſie des ländlichen Liebeslebens. Daſs beim Gaſſeln mancher mit wundem Kopf davongeht oder dabei gar das Leben verliert, was thut's? Wieder geh'n hunderte und hunderte „aufs Gaſſerl", wie man ſich ſpeciell im Ennsthale ausdrückt.

Köſtlich ſind die Verſe, die eigentlich nicht zu den Vierzeilern gerechnet werden, ſondern die lediglich nur den Volkswitz zum Ausdrucke bringen, wie z. B.:

Neula hol oana g'heirat'l,
Bua, der hot dumm g'ſchaut,
Von da Gummiſabrik
Wor ſein holbali Braut.

Oder es ſingt der Bauer:

Wenn a Herriſcher ſtirbt,
Da is nix dabei,
Aber 's gibt nach ſein' Tod
A lang' Rederei . . .

Die Pfeile des Volkswitzes ſind zwar verwundend, doch wollen ſie nicht immer beleidigen. Dies gilt auch von dem Vers:

Beim Militär da iſt's luſtig,
Da red'n ſ' per Sie:
Sie Schafskopf, Sie Eſel,
Sie Ochs und Sie Vieh ...

In einem Volksliede kommt vor:

Koa Stadtmadl
Is geg'n koan Landmadl nix,
Wenn's a noch Kühmiſt riacht,
Dös thuat eahm nix:
Kräften hab'ns wia die Bärn,
A Fleiſch wia a Haſelnußkern,
An Leib, wia a Hirſch im Wold,
Dem 's Graſ'n gfollt.

Vor dem Geiſtlichen hat das Volk eine vererbte Ehrfurcht. Und trotzdem geht der Pfarrer vor dem Volkswitz nicht ſicher. Denn in einem Volksliede heißt es:

. . . . . .
Nur der Goſauer Pfarrer
Kann 's Pfeifen nit hör'n:
's hätt' Stegbauern Nandl
Zur Generalbeichtl ſoll'n geh'n,
Dä hat eahm was pfiffen,
Das is g'wiſs nit ſchön.

In einem aus dem Jahre 1525 (?) ſtammenden Originalvolksliede, das uns zur Verfügung ſteht, lautet die erſte Strophe:

Koan Bauer mag ih 's neama bleib'n,
Da kann's ſchon ſein, als wie da will,
Koan Geld woaß ih nit mehr aufz'treib'n,
Hiaz wird 's mir ſelber bald z'viel.
Z'nächſt han ih an Schnapper bekummen,
Wia ih hon d' Steuer hintrog'n,
Do ſan ma drei Groſch'n obgonga.
Bua, hätt' mih da Pfleger bold g'ſchlog'n.
Der Deana, der hot mih glei müaſſen
Die Eiſen um d' Füaß umaſchliaßn
Und hänkt mih da Pfleger faſt on,
Als ob ih 'n Diabſtohl hält thon.

Das Lied, im Ennsthale genannt „'s Bauernſchinden", kennzeichnet ſo recht die Zuſtände, die anno dazumal geherrſcht haben, denn das Volk dichtet nur, wenn 's Veranlaſſung dazu hat. Wem gelüſtet wohl da nach der guten alten Zeit? Jüngſt hat in einer ſteieriſchen Ortſchaft ein Wiener Volksmann gemeint, die Zeiten, wo die Mönche Licht, Cultur und Bildung verbreiteten, ſeien die beſten geweſen und wären auch noch heute herbeizuwünſchen. Allein welches Bäuerlein, fragen wir, möchte ſich heutzutage von einem erzbiſchöflichen Pfleger — einen gewiſs frommen Mann — noch tyranniſieren laſſen, wenn drei Groſchen Steuer zu wenig

in die Kanzlei gebracht würden? Nur Männer, denen 's nach der entriſſenen Volksherrſchaft gelüſtet, können jubeln, wenn geſagt wird, das „goldene" Mittelalter ſei der neueſten Zeit vorzuziehen.

Wie iſt man noch vor wenigen Jahrzehnten mit ertappten Wilderern umgegangen? Sie wurden gefoltert, getödtet. Und wer herrſchte damals?

Ein von uns aufgefundenes Volkslied vom Jahre 1740 enthält die charakteriſtiſche Stelle:

Fort nun, fort in Band und Eiſen,
Sagt der Schörg gleich hinter mein,
Will dir 'n Weg ſchon anders weiſen,
Auf ... in das Zuchthaus 'nein.

Und der Wilderer meint traurig:

Was hab' ich noch vonnöthen?
Mei, thuts halt für mich beten,
Vielleicht kema neama z'ſam,
Schörg, fahr fort in Gottesnam'!

Seine materielle misliche Lage ſchildert der Bauer in ſatiriſch-humoriſtiſcher Weiſe trefflich im nicht mehr neuen Liede: „s Sonnberger Bäuerl", das in vielen Orten des Ennsthales geſungen wird. Es beginnt:

Ih bin a ſtinknothig's Sunnbergerbäuerl,
In mein' Haus fohrt's Wetter aus und ein,
Und jetzt machts mih ſcho ſaggeriſch drauf'n,
Der Teufel möcht' hiaz Bauer ſein.

Jetzt bei die ſchlechteſten Zeiten,
Muaſs oaner nix als arbeiten,
Es kommt oaner immer mehr in die Schuld(en),
Daſs oan muaſs vergeh'n die Geduld.

Mei' Häuſerl ſteht hoch auf der Leiten,
Koan Stund bin ih ſicher dabei,
Wenns mir glei nit obathnat reiten,
's hot ſchon Spreiz'n, a zwoa, a drei.

Wie die Schlußſtrophe lautet, tröſtet ſich der bedrängte Bauer, „um den ſich kein Teufel thatkräftig annimmt", wie folgt:

Ich muaſs ma halt grad a ſo denken:
Gott wird mir die Gnad amal ſchenken,
Daſs ma kommt in den Himmel hinauf
Und lacht dö auf der Erden brav aus.

No, freilich ein ſchwacher Troſt, aber ein Troſt iſt's doch ..., wenn man keinen anderen hat.

Sehr verletzt fühlt ſich der Älpler, wenn geſagt wird: „Du dummer Bauer!" Darauf entgegnet er:

Der Bauer, o mei, er gilt für recht dumm,
Aber zahl'n, das mag er in oan Trumm.
A jeder, der möcht' gern 'n Bauer auslocha,
Doch d' Brieftaſch', dö darf er immer aufmocha.

Wie muſs dagegen den Landwirt „Das Lob des Bauernſtandes“ freuen, das — mehr oder minder bekannt — beginnt:

Der Bauer is a Ehr'nmann,
Er bauet uns das Feld,
Wer eines Bauern ſpotten kann,
Der iſt ein ſchlechter Held.

Zahlreiche „Gſetzeln“ bekunden, daſs der Ennsthaler auch für ſeine Umgebung nicht blind iſt und, von dieſer begeiſtert, Verſe und Lieder dichtet:

Wer die Gegend kennt
Um 's Auſſeerthal,
Dem g'freut g'wiſs ſein Leb'n
Und ih ſag's allemal:
D' hochmächtigen Kogeln
Dort ob'n auf der Höh',
Ringsum ſchöne Au'n
Und in der Mitten der See.

Ein anderes der wenigen Steirerlieder, die noch nicht aufgezeichnet, enthält die Stellen:

Auf dem hohen Fels
Und auf dem Hochgebirg,
Wo die Eiſenbahn
Längs dem Strom hinführt,
Wo die Maderl friſch
Und die Buama ſtark,
Is mei ſchöne
Schöne Steiermark.

Beſchließen wollen wir unſere Skizze, indem wir noch des Vierzeilers, der originellſten Art Volkspoeſie, gedenken. Ferdinand Krauß, ein vielbereister Volkskenner, ſagt in ſeiner „Ehernen Mark“, daſs das Schnaderhüpfl ein Spott- oder Schnatterlied ſein ſoll. Und mit Recht! Man betrachte die Vierzeiler, die aus dem Ennsthale ſtammen:

Hiderlmonn, Haderlmonn,
Wos geht dih 's Gatterl[1]) on,
's Gatterl geht dih nix on,
Mein liaber Monn?

Und:

Hin a ſo, her a ſo,
Thuant ja wohl mehr a ſo,
Warum ſollt ih alloan
Nit a ſo thoan?

[1]) Fenſtergitter; ein Verehelichter hat beim Fenſtergitter nichts zu ſchaffen ...

Der Traumkünſtler.

Eine Sondergeſtalt aus dem Volke von **Peter Roſegger.**

Eines Sonntagsnachmittags ſaß ich in jenem Bauernwirtshauſe und es war arg verdroſſen. Der Wein war ſauer, die Stube rußig, das Fenſter voller Fliegenpunkte, und draußen war troſtloſer Salzburgerregen. Anſtatt auf der ſo ſchön ausgedachten Bergpartie die unzähligen Gipfel, Gletſcher und Seen im Sonnenglanze zu ſchauen, ſah ich im dämmerigen Zimmer, mir gegenüber, einen brummigen Wirt und hinten auf der Ofenbank einen ſchläferigen Greis.

Der Wirt war wohl brummig, weil ihm zehn luſtig trinkende und kartelnde Bauern lieber geweſen wären wie ein magerer Touriſt, der ſeit zwei Stunden bei einem einzigen Achtel Wein ſaß und immer zum Fenſter hinausguckte, als ob der Regen im Schockengraben weiß Gott was für ein Weltwunder wäre. Grundſätzlich frage ich keinen Alpenwirt bei Regenwetter, ob er nicht glaube, daſs es bald ſchön werden würde. So ein Schlingel zwinkert gegen Himmel, überlegt eine Weile und ſagt endlich: „Es kann ſchön werden, aber es kann auch noch eine Zeit wild bleiben.“ Ich hatte alſo nur einige ganz gleichgiltige Worte geſagt, die der Wirt ebenſo gleichgiltig beantwortet. Meine Zeche hatte ich ſchon gezahlt, daher begriff ich nicht recht, warum er immer noch bei mir am Tiſche ſitzen blieb. Dabei ſah mein Wirt ſo grämig drein, daſs ich die Pflicht fühlte, ihn zu unterhalten.

„Wer iſt der Alte dort beim Ofen?“ fragte ich.

„Iſt der Kohlenrabler.“

„Kohlenrabler, was iſt das?“

„Der vom Kohlenſchoppen die Kohlen in die Schmiede tragt, unten beim Hammerwerk.“

„Was macht er denn jetzt?“ fragte ich weiter, denn der Mann beim Ofen that an einer ſchwarzen Wurſt herum und rieb an etwas Glänzendem, das daran war.

„Sein Spectivi putzt er“, belehrte der Wirt und ſetzte, auf einmal ganz überraſchend geſprächig bei: „Ja ja, der Auguſtel iſt ein gar großer Herr.“

„Wer? Der Alte dort? Der Kohlenrabler?“

„Der Kohlenrabler. Gehn's nur hin, reden's mit ihm.“

Ich trat zum Ofen hin und der Wirt, als er mich vom Halse hatte, fiffelte sachte zur Thür hinaus.

„Na, wie geht's, wie geht's, Alter?“ redete ich den Greis an. Dieser rückte seinen stoppelbartigen Kinnbacken zurecht, wetzte mit der Zunge die Lippen, wobei ich nicht einen einzigen Zahn sah, blinzelte mit den kleinen Rundänglein und sagte mit einer zarten, fast piepsenden Stimme: „Ist die Frage dem Auswendigen vermeint oder dem Einw ndigen?“

Weil ich auf diese Antwort hin verblüfft war, so rückte der Alte ein wenig weiter in den Winkel hinein, als ob er mir an seiner Seite platzmachen wollte und fuhr fort: „Das ist halt nit so einfach, mein Mensch. Dem Kohlenrabler ist sie vermeint? Du hör' einmal, der Kohlenrabler ist ein armer Schragen, der geht den ganzen lieben Tag zwischen dem Schoppen und der Schmiede hin und her mit seinem Korb und tragt Kohlen. Kohlschwarze Kohlen. Auf dem sein Gesicht kannst mit dem Finger weiße Stricheln machen, so schwarz ist es. Das ist ein langweiliger Nöthler, der Auswendige, den mag ich selber nit und bin allemal froh, wenn ich ihn auf den Abend ins Stroh werfen kann. Nachher wird der andere munter, der Einwendige. Du d e r!“ Bei dem letzten Worte hob er seine Stimme zum Tone höchsten Respectes vor dem „Einwendigen“. Ich saß solchen Reden ganz rathlos da, so lugte er mich schmunzelnd an, hub von der Bank sein Fernrohr auf und sagte: „Was ist das? Das ist ein Spectivi. Schaust jetzt durch, so siehst gar nichts. Alles kohlschwarz. Ziehen wirs halt einmal auseinander.“ Er that's, so dass das Rohr nun zwei Längen gab. „Guckst jetzt durch, siehst auch noch nit viel. Ziehen wir's halt noch einmal auseinander.“ Er zog das dritte inwendige Rohr hervor, das Instrument war jetzt so lang, wie eine Elle. „Nu guck einmal durch!“

Ich hielt das Rohr gegen das Fenster, lugte hinein, sah aber nichts als eine graue Scheibe mit wogendem Perlmutterschimmer. Das Glas war durchaus schadhaft.

„Siehst du's jetzt?“ fragte der Alte.

„Ich sehe nichts.“

„Aber schau!“ rief er und nahm mir das Rohr aus der Hand, „man sieht ja eine schöne lichte Weltkugel. Und das, mein Mensch, ist auf ein Gleiches. Der alte Kohlenrabler ist auch so ein Spectivi mit drei Röhren. Wenn ich auf den Abend das Gewand auszieh, da zieh ich halt das erste Rohr herab. Wenn der arme müde Menschenleib nachher einschlaft, da ist das zweite Rohr weg, und das dritte Rohr, mein Mensch, das ist nachher der andere, der Einwendige mit der schönen lichten Weltkugel.

Das ist der Augustel, der alleweil noch hundsjung ist und kreuzlustig und gar nit ein bissel rußig. Und ein hoher Herr! Ja, da müßt ich wohl aufs Hausdach hinaufsteigen, dass ich's kunt zeigen, was der für ein hoher Herr ist! Solltest du mit dem Augustel reden wollen, so sag' gutwillig: Euere Majestät!"

— Ganz und gar verrückt! dachte ich, habe aber meine Meinung ein wenig ändern müssen. Denn es kam heraus, dass ich die Ehre hatte, mit einem Philosophen zu sprechen, mit einem Dichter und Künstler, kurz mit einem großen gottbegnadeten Narren.

„Sein thuts halt so", sagte der gesprächige Alte. „Auf dem Abend, wenn der Kohlenrabler einschlaft, wacht der Augustel auf. Und stehen sie schon alle um sein seidenes Bett herum, die Hosenanleger und Stiefelanzieher, die Salbenfräulein und Haarkräuslerinnen und die Bartstutzerinnen und Nagelschneiderinnen und die Mantelumhänger. Und nachher bringen mir sieben Diener das Frühstück, auf güldenen Schüsseln Sauerkraut mit Speck, aber es ist jetzt keine Zeit zum Essen. Zwölf Knaben mit silbernen Trompeten geleiten mich in den Thronsaal; setze ich mich auf den güldenen Stuhl, rücke mir die Kronhaube zurecht und hebe an zu regieren. Das ist ganz leicht, mein Mensch, die fürnehmen Leut' lass' ich im Winkel und die armen Leut' kriegen Ducaten und Sauerkraut mit Speck. Und wenn sich gar wo ein Kohlenrabler zeigt, so winke ich ihn ganz zu mir heran und thue ihm was Gutes. Denn mir selber ist es von einer argen Zauberin angethan worden, dass ich alle liebe Tage träumen muss, ich wär' ein armer alter Kohlenrabler. Da wartet eins nachher freilich zwicknothig, bis man munter wird. Alsdann nachher zu Mittag gehe ich zu meiner Familie, eine junge Frau, drei herzliebe Kinder, warten schon auf mich bei der großen Herrentafel. Ich habe einen wahren Heißhunger, aber allemal, wenn ich die Gabel mit Sauerkraut und Speckgrammeln zum Munde will führen, finde ich die Gabel nicht oder muss kleine Kinder auf dem Arm halten, oder es ist die unrechte Schüssel. Und das ist ja mein einziges Elend, dass ich im Königsschloss nit und ewig nit kann dazukommen zum Sauerkraut. Dieweilen wird's kalt, es wird frisches gekocht und wie sieben Köche den Kessel, in dem der Speck noch brodelt, zur Tafel schleppen, ist's aus, ich lieg auf dem Stroh und bin wieder der Kohlenrabler."

„Altes Kind Gottes!" rief ich nun aus, „Sauerkraut mit Speck! Dazu muss sich der Mensch ja nicht gleich in ein Königsschloss hineinträumen. Das wird wohl auch für den Kohlenrabler noch zu erlangen sein".

Blickte mich der Alte schweigend eine Weile an und sagte endlich: „Meinst du?"

„Wenn ich nicht irre, hat es gar in diesem Haus, in dem wir sitzen, Sauerkraut mit Speck gegeben, heut' zu Mittag."

„Hat's auch gegeben!“ rief er lebhaft aus, „was hilft mir das! — Wenn ich's nimmer beißen kann. — Und Seine Majestät, der Auguſtel, kunnt's beißen, der hat noch junge Zähn'. Schau, mein Menſch, und der Auguſtel kann's nit derwarten und kann's nit derwarten!“

Gar geſchmackig wuſste er mir viele Einzelnheiten ſeines nächtlichen Königthums zu ſchildern. Eine Nacht wie die andere träumte er davon und beim Einſchlafen wuſste er es ſo anzuſtellen, daſs keine andere Traumvorſtellung anſetzen konnte, daſs ſein Königsleben dort einſetzte, wo es des Morgens zuvor unterbrochen worden war. Einmal geſchah es, daſs er vom Schloſsfenſter aus hinabſtürzte in den Graben. Während des Fallens dachte er ſich ſchnell: Nur jetzt geſchwind aufwachen, ſonſt fallſt dich todt und kannſt morgen nicht mehr König ſein. Ein anderesmal war ein junger Ritter vorhanden und wollte ſeine Frau verführen. Wenn die Frau einverſtanden iſt, dachte er, ſo kann da einmal ein König auch nichts machen. Das Beſte iſt, geſchwind munter werden und gleich wieder einen Tag Kohlen tragen, kohlſchwarze Kohlen, morgen iſt der falſche Ritter ſicherlich verſchwunden und ich habe wieder meine treue Gemahlin. Noch hübſcher war's, als er einſt einen goldenen Apfel verſchluckt hatte, wahrſcheinlich den Reichsapfel, daſs er infolgedeſſen erſticken ſollte und er ſich geſchwind in die Zunge biſs, um noch rechtzeitig aufzuwachen. — So verſtand er es, ein wahrer Traumkünſtler, ſeine Träume zu leiten und zu wenden, daſs er König war und blieb; aber ſo weit, bis zum Sauerkraut mit Speck, ſo weit brachte er es nicht. Da ſieht man, daſs der Menſch nicht einmal im Traume alles haben kann, was ſein Herz verlangt.

Alſo hatte der alte Kohlenrabler mir ſeinen inneren Menſchen gezeigt und denſelben verglichen mit dem innerſten Rohre ſeines Perſpectivs, in welchem die „lichte Weltkugel“ war.

Der Regen hatte aufgehört, die Nebel ſtiegen, die Berggipfel wurden klar, und ich machte mich auf die Wanderſchaft. Allerlei Herrliches hatte ich noch geſehen an jenem Abende, und doch that's mir leid, nicht beim alten Kohlenrabler ſitzen geblieben, nicht tiefer in das Königthum ſeines Auguſtel gedrungen zu ſein. Vielleicht war auch nichts weiter dahinter. Der Alte hatte mich aber darum beſonders angemuthet, weil ich ſchon mehrmals auf den Gedanken gekommen bin, ob es nicht am Ende eine Art Traumkunſt gibt, die man ausnützen könnte. So habe ich an mir ſelbſt ſchon mehrmals die Erfahrung gemacht, daſs man einen unangenehmen Traum beeinfluſſen und wenden kann. Ich habe einen ſehr leiſen Schlaf, dabei aber lebhafte Träume. Und mitten im Traum habe ich manchmal das Bewuſstſein, daſs es doch nur ein Traum iſt, dem man zur Noth entfliehen kann, wenn es zu bunt wird. Schon vor dem Einſchlummern kann man durch Gedanken und Vorſtellungen einen gewiſſen Traum vor-

bereiten. Während des Traumes kommt es auch auf die Bereitwilligkeit an, mit welcher man in demselben verharrt. Ich erfreue mich zumeist sehr freundlicher Träume, so dass mir ein plötzliches Erwachen oft leid thut. Dann mache ich Licht, sehe nach der Uhr, mache wieder Nacht, lege mich aufs andere Ohr und versuche, den Traum dort wieder anzuknüpfen, wo er abgerissen worden. Oft gelingt's. Vor kurzem sah ich im Traume aus Dämmerungen tauchend eine Gestalt langsam auf mich zukommen, sie war mit einem weißen Tuche verhüllt und grauenhaft anzusehen. Und da fiel es mir ein: denke nicht, dass es ein böser Geist ist, sonst ist's auf der Stelle einer, denke, dass es dein heiterer Sohn ist, der dich necken will. In demselben Augenblicke warf die Gestalt das Tuch ab und mein Sohn lachte mich an. — Und so, meine ich, liegt es theilweise in unserer Macht, Träume nach Belieben zu gestalten. Unser Wille, wenn es ein starker ist, hat auch noch im Schlaf einige Macht.

Es gibt Traumgruppen. Sowie beim alten Kohlenrabler neben dem Königthum das Sauerkraut mit Speck stand, so gibt es in meinen Träumen selten ein Gewitter, in welchem neben dem Wege nicht ein weißgekleidetes Knäblein steht, das ein schwarzes Priesterbaret auf dem Kopfe trägt. Zu den wenigen meiner beklemmenden Träume zählt jener, in welchem die Scheunen meines Geburtshauses brennen. Die Flammen geberden sich gerade nicht heftig, greifen aber immer näher heran gegen das Wohnhaus. Und nun kommt mir der wohl aus Erfahrung früherer Träume geschöpfte Gedanke: Wache rasch auf, sonst brennt auch das Wohnhaus nieder! Und ich werde wach. Dann trachte ich wieder einzuschlummern, den Traum weiter zu spinnen und so in dem Bewusstsein zu träumen, eine stattliche Feuersbrunst zu beobachten. Auch existieren in meiner Traumwelt drei rothe Katzen, die immer am Brette nagen, auf dem ich stehe. Dieses Nagen thut mir sehr wohl, ich fühle es wie ein Streicheln an meinem Haar. Nun weiß ich aber während dieses Gefühls, dass, wenn das Brett durchgenagt ist, ich in eine unendliche Tiefe stürzte. Daher trachte ich bei Zeiten, sobald die rothen Katzen auftauchen, sie mit einem Schrei zu verjagen. Dadurch erwache ich, der Schrei gellt aber noch lange unheimlich in mir nach und ich darf eine Weile nicht einschlummern, sonst sind die Katzen auf der Stelle wieder da.

Es gibt Traumepochen. Ich hatte eine Reihe von Jahren, in denen mir der Traum immer nur meine damals schon lange vergangene Handwerkerzeit vorführte. Dann kamen Jahre, in welchen ich jede Nacht die verdammte Schulprüfung ablegen sollte, trotzdem ich mir bewusst war, rein gar nichts zu kennen. Solche Schulprüfungen sind die schlimmsten Feinde des Menschen! Heute träume ich häufig, am Vorlesetisch zu sitzen, das Publicum auf mich warten zu sehen und im Buch trotz

alles Blätterns das richtige Stücklein nicht zu finden. Das ist eine Qual, sosehr ich mir auch sage: Mache dir nichts draus, lasse das Publicum warten und schlafe, denn es ist doch nur ein Traum! — Das Ding ist schwer von der Seele zu schütteln. Es soll mir aber auch noch gelingen, man muss sich nur üben in den Kunst, angenehm zu träumen.

Mein alter Kohlenrabler ist beim Tage Kohlenrabler und bei der Nacht König. Schon seit Jahren, wie er mir vertraut. Er soll sich in sein Königthum sosehr hineingelebt haben, dass er den Kohlenrabler für die Traumgestalt hält. Und recht hat er. Wissen wir anderen es denn besser? Traum dies, Traum das, Traum hier, Traum dort. Glückselig der, welcher entweder so oder so zu seinem Sauerkraut mit Speck kommt.

Anna.

Ein Andenken aus vergangenen Tagen von **Peter Rosegger.**

So vieles aus meiner irdischen Pilgerfahrt habe ich schon erzählt, äußerlich Erfahrenes, innerlich Erlebtes. Das eine, das bedeutsamste Geschick aber, das mein Leben erschüttert und gewendet hat, das blieb bisher in der Herzenstiefe ruhen, wo es immer lebendig war, immer Seligkeit gab und immer wehe that.

Wehe that.

So vieles andere, was ich litt, ich habe es auf die Herzen meiner Mitmenschen überlasten dürfen, die Mittheilung hat mich erleichtert, hat das Gemüth wieder frei gemacht für neues Leben. Das eine einzige Geschick aber war zu schwer, um es zu heben, fast zu heilig, um es der Welt aufzuzeigen. In sich geschlossene Gemüther, die mitten auf dem Meere der Menschheit einsam wie Robinson auf der Insel leben, werden vielleicht das Bedürfnis nach Gemeinsamkeit in Freud und Leid nicht begreifen, und glücklich preise ich jeden, der mit den Mächten des Herzens allein fertig zu werden vermag. Der Poet aber, der an aller Menschen Glück und Weh Antheil nimmt, möchte auch *sein* ureigenes Seelenleben mit allen theilen. Und denen ich's erzähle, sind es nicht auch Menschen, die mit mir fühlen können, die vielleicht selbst schon Ähnliches erlebt haben und denen meine Darstellung sagen mag: Uns allen gemeinsam ist das Sonnenlicht und das Erdenleid. — Was mich aber noch am stärksten abgehalten hat, von meinem ersten Weibe zu erzählen, es war die Rücksicht auf das zweite. Unmöglich, so dachte ich mir, kann es der zweiten Frau gefallen, das Gedenken an die erste lebendig zu sehen. Damit aber habe

ich meine zweite Anna mit einem zu alltäglichen Maße gemessen. Sie ist es, die in meinem Hause still mit mir das Andenken an die Heimgegangene ehrt, sie ist es, die zu Allerseelen schweigend frische Kerzen aufstellt an ihrem Bilde und am ersten Mai dasselbe mit Rosen schmückt. Sie, meine zweite Anna, ist es, die meine Kinder der ersten mit der gleichen Umsicht und Fürsorge hegt und hütet wie ihre eigenen. Hat sie selbst mir nicht schon zu verstehen gegeben, dass ihr meine Treue zur Todten eine Gewähr ist für die Treue zur Lebendigen? Und dass — wenn sie die erste gewesen, sie so wenig vergessen sein könnte, das muss sie fühlen. Wenn ich nun in den folgenden Zeilen meinem ersten Weibe ein Denkmal stifte, so geschieht es auch in der Liebe zum zweiten, das mir mein Ideal vom Adel des deutschen Frauenherzens durchaus nicht getrübt hat und an dessen Seite ich nun Kraft und Muth finde, jene längstvergangenen Tage noch einmal aufzuwecken, ohne dass meine Seele in Wehmuth vergeht.

Am 20. Juni 1872 hatte ich von Krieglach aus eine Almkuppe, das Hochegg, bestiegen. Von einer besonders gehobenen Stimmung fühlte ich mich beseelt und auf dem Heimwege im hinteren Massinggraben setzte ich mich auf einen Baumstrunk und skizzierte in meinem Notizbüchlein die schon seit Wochen keimende Idee zu einer größeren Erzählung, die später unter dem Titel „Die Schriften des Waldschulmeisters" bekannt geworden ist. — Abends nach Hause gekehrt, stellte sich heftiger Kopfschmerz ein und ich gieng bald zu Bette. Da klopfte es noch spät an der Thür, Freund Georg Auer, in dessen Hause ich damals einige Wochen wohnte, theilte mir durch die Wand mit, dass mit dem Abendzuge aus Graz in Kammerhofers Gasthause zwei fremde Damen angekommen wären, welche morgen eine Wanderung nach Alpel zu meinem Geburtshause machen wollten und einen Führer suchten. Ob ich bereit sei, mitzugehen. „Ich bitt' dich, Georg, lass mich aus mit fremden Damen!" Auer ließ sich aber nicht sofort abweisen. „So was man sich unter Damen denkt, sind sie eigentlich nicht", sagte er, „dass sie gebildete Stadtfräulein sind, sieht man ihnen wohl an, aber sonst ganz einfach und gemüthlich. Jung sind sie beide, eine ist aber noch ein wenig jünger. Die hat Augen wie eine Mutter Gottes und einen Mund, so frisch und roth wie Waldkirschen zu Maria Himmelfahrt. Ich an deiner Stelle gienge mit. Wir haben derweil aber nichts gesagt, dass du vorhanden bist, die Damen glauben, du bist in Tirol oder sonst wo." — „Sei so gut und lasse sie bei diesem Glauben und ich will jetzt schlafen." — „Dann werde ich sie begleiten", sagte Auer. „Thue es. Gute Nacht!"

Am nächsten Morgen gieng ich zeitlich ins Pürscherhaus zu meiner Freundin Julie. Dieser war ich zugethan wie einer Schwester. Obwohl seit ihrer Jugend stockblind, war sie doch gebildeter als ihre Dorfgenossinnen,

denn sie hatte einige Zeit den Unterricht für Blinde zu genießen Gelegenheit gehabt. Sie war vertraut mit den Eigenthümlichkeiten der Leute, wusste eine Unmenge von Volksliedern, konnte zur Laute sehr schön singen und ich musste ihr häufig vorlesen, auch Eigenbau, was ich gar gerne that. Julie war damals die Vertraute meiner täglichen Erlebnisse und ihr erzählte ich nun auch von der Anwesenheit zweier fremder Damen, deren Begleitung nach Alpel ich abgelehnt hatte. „Bist aber doch nicht gescheit", sagte Julie, „steigst denn sonst immer im Gebirge um, warum just heute nicht! Sie würden sich gewiss sehr freuen, da sie schon dein Geburtshaus besuchen, wenn sie auch dich kennen lernen." — „Ich mag aber nicht", darauf meine Antwort. Dann nahm ich ein Buch und gieng ins Seitenthal hinein, durch welches der Fußsteig führt gegen Alpel. Dort setzte ich mich hinter einen Haselnussstrauch und begann zu lesen, aber so, dass mein Auge häufig zwischen das Gezweige hindurch auf den Weg lugte, ob die fremden Touristinnen nicht schon herangiengen.

Nach einiger Zeit giengen sie heran. Auer mit Stock und Rucksack schritt an der Seite des einen, wie es schien, älteren Fräuleins und plauderte mit ihm. Hinten drein gieng das jüngere Fräulein, es hatte ein blasses längliches Gesicht und große dunkle Augen, mit denen sie träumerisch ausblickte in die waldigen Berge. Sie hatte ein einfaches veilchenfarbiges Kleid mit weißen Sternchen an und einen lichten Strohhut auf. Unter dem Strohhut legten sich zwei geflochtene Haarsträhne glatt über den Nacken hinab. Kaum zwanzig Jahre alt konnte sie sein. — Sie wandelten vorüber und ich blickte ihnen nach, solange sie zu sehen waren. Dann klappte ich mein Buch zu und gieng auf meine Stube. Und wusste nichts Rechtes anzufangen. Mein Mittagsessen beim Pürscher nahm ich rascher ein als sonst, nach demselben sagte ich zu Julie: „Ich gehe jetzt nach Alpel."

Zwei Stunden von Krieglach, im Walde am Höllkogel, zweigt beim Kreuze rechts ein Weg ab ins Alpel. Und auf diesem Wege habe ich sie begegnet. Die Stelle bezeichnet heute ein Baum, in dessen Rinde ein Herz eingeschnitten ist. Die kleine Gesellschaft war schon auf dem Rückweg. Sie hatte mein Geburtshaus hoch auf dem Berge besucht und meinen kränklichen Vater, der damals nicht mehr in seinem Stammhause wohnte, sondern in einem Ausgedinghäusel unten am Berghang. Wenige Monate vorher war ihm sein Weib davongetragen worden im Sarge. Damals war es, dass im fernen Graz ein junges Mädchen hörte, die Mutter des Waldpoeten wäre gestorben und sich von ihrem Vater ausbat, anstatt auf Bälle des Faschings zu gehen, im Sommer mit der Freundin das Geburtshaus des Lieblingsdichters besuchen zu dürfen. Persönlich kannte sie denselben kaum, nur, dass er einmal bei einem Touristenfeste in Graz, an dem sie mit ihrem Vater theilnahm, vorübergehend zufällig ein wenig an ihr Kleid gestreift hatte. — Nun, mitten im Gebirgswalde

ſtanden wir uns gegenüber und Auer ſtellte uns gegenſeitig vor. „Herr Roſegger. — Fräulein Minna Thurnwald, Lehrerin. — Fräulein Anna Pichler, Tochter des Hutfabrikanten Herrn Joſef Pichler in Graz.“ — Auf ſteinigem Waldwege bot ich dem Fräulein Pichler den Arm und wir wanderten zuſammen nach Krieglach zurück. — Allmählich beſann ich mich, wie es denn kam, daſs ich diesmal nicht bis zum Häuschen meines Vaters gegangen war, ſondern mitten im Walde umgekehrt und einem fremden Fräulein den Arm geboten hatte. Einem fremden Fräulein? Das war doch kein fremdes Fräulein! Es gieng ruhig und freundlich ſprechend und hörend neben mir her und blickte mich ſo unbefangen treuherzig an. Das war ein trauter Menſch, mit dem ich in Ewigkeit ſo gegangen war und ohne weiteres in Ewigkeit ſo dahingehen werde. So faſt war mir in jener Stunde ums Herz. Wir plauderten von ganz gleichgiltigen Dingen. Ich begleitete ſie bis zum Gaſthauſe zurück. Dann verabſchiedete ich mich. Am nächſten Morgen ſind ſie abgereist, um einen Tag auf dem Semmering zu verleben. Meiner Julie berichtete ich: „Das Fräulein Anna iſt ſehr lieb.“

Am nächſten Morgen kam aus Graz mein väterlicher Freund Dr. Svoboda. Er wollte mit mir einen Ausflug machen, ich ſchlug eine Partie auf den Semmering vor. Damals ſtand auf dem Berge, wo heute die prachtvolle Villenſtadt Semmering ſteht, nur ein einziges Haus, der Gaſthof „zum Erzherzog Johann“. Wir kehrten ein, ich ſah dort weiter keinen Bekannten. Wir ſtiegen auf zum Sonnwendſtein, begegneten weiter niemand Bemerkenswerten. Auf der Rückfahrt ſah ich im Bahnhofe von Mürzzuſchlag die zwei Fräulein aus Graz. Ich grüßte ſie flüchtig und ſtieg raſch ins Gelaſs. Svoboda fand, daſs ich echauffiert wäre. „Wüſste nicht, wovon“, darauf ich. Svoboda fuhr denſelben Abend nach Graz, ich ſtieg in Krieglach aus, um eine ſchreckliche Nacht zu erleben. Aus mitternächtigem Schlafe weckte mich ein heftiges Pochen an der Thür. Nicht die Ankunft fremder Damen wurde diesmal gemeldet. Mitten aus dem Dorfe ſtieg eine Feuerſäule auf. Schreiend und planlos liefen die Leute auf den roth beleuchteten Gaſſen um, im Gewirre der Rettungsarbeiten ſah ich auf einmal Anna Pichler, einen Eimer Waſſer herbeiſchleppend. Ein heranſauſender Wagen ſtieß ihr den Eimer aus der Hand. Da eilte ſie, herumirrende Kinder zu ſammeln und dieſelben im Baumgarten zu hüten. Sie hatte mich nicht geſehen. Erſt am Morgen, zwiſchen den rauchenden Brandſtätten von zehn niedergebrannten Gebäuden, begegnete ſie mir mit ihrer Freundin. Beim geſtrigen Abendzuge wären ſie auf der Heimfahrt hier ausgeſtiegen, weil es ſchon ſpät geweſen. Mir war in der Nacht beim Ausräumen ein Kaſten an die Bruſt geſtoßen worden, ich achtete nicht der Beklemmung, ſondern führte die beiden Fräulein in Begleitung mit meiner Freundin Julie über die Felder zum Walde hinaus. Dort zwiſchen

hohen Fichten auf dem Angerlein rasteten wir, an derselben Stelle, wo heute der Tisch und die zwei Bänke sind, und wo die Säule steht mit der Aufschrift: „Annenruh."

Um die Mittagsstunde sind sie abgereist nach Graz. —

Von diesen Tagen an wurde es in mir anders, sachte anders. Es vergieng kein Tag, an welchem ich mit Julie nicht von Anna Pichler sprach, und es vergieng keine Stunde, an welcher ich nicht ihrer gedachte. Nicht das Vorhandensein einer Leidenschaft empfand ich, nur das behagliche Gefühl, dieses Wesen auf Erden zu wissen. Als die Leute anhuben, mich wegen meiner häufigen Erinnerung an die junge Touristin zu necken, hörte ich auf, von ihr zu sprechen. Aber damit ward's nicht besser. Lebhafter meldete sich der Wunsch, ihr es einmal sagen zu können, wie ich an sie denken müsse; dass auch sie meiner gedachte, fand ich selbstverständlich. Die Gelegenheit brach ich fast brutal vom Zaune. Es kam der Annentag. Mit einer Kühnheit, die heute mein Staunen erweckt, schrieb ich an Fräulein Anna Pichler in Graz den folgenden Brief:

Krieglach, den 25. Juli 1872.

Hochgeehrtes Fräulein Anna!

Der Tag, den wir morgen begehen, ist ein lieber Festtag. Der Name Anna erinnert mich an eine junge Touristin, die mir diesen Sommer so weihevoll verklärt hat. Sie können nicht ahnen, mein Fräulein, wie oft ich seither auf meinen Waldwanderungen, bei denen ich einsam bin, der lieben Touristin gedenke. In meinem glücklichen Leben ist mir schon manches Liebe erzeigt worden, aber nichts hat mich so im Herzen gepackt, als Ihr Besuch meines Geburtshauses und meiner Mutter Grab. Es freut mich so innig. In Krieglach-Alpel habe ich Sie kennen gelernt, in der Waldheimat, als ob mir meine selige Mutter statt ihrer wen anderen zuführen wollte. Deuten Sie mir es nicht übel, wenn ich an Ihrem Namenstage Ihnen danke, dass Sie das Grab meiner Mutter mit einem Kranz geschmückt haben. Vor Ihnen hat das niemand gethan, nach Ihnen könnte es mich von niemandem so bewegen.

Vor kurzem war ich in Graz, hätte gerne angeklopft an der Thür Ihres Hauses, hab' mich aber nicht getraut. Und nun thut es mir leid, Fräulein, Sie nicht gesehen zu haben. Um mich theilweise zu entschädigen, hätte ich heute eine schöne Bitte. Erweisen Sie mir zu Ehren Ihres Namenstages eine Wohlthat, schenken Sie mir von Ihnen eine Photographie. Ich begrüße Sie aus ganzer Seele. Bewahren Sie mir Ihr Andenken, so wie ich die liebe Wallfahrerin nach den verlassenen Bergen meiner Heimat nimmer vergessen werde.

Ihr aufrichtiger

Peter Rosegger.

Fräulein Anna pflegte ihren Namenstag im lieblichen Maria-Grün zuzubringen, wo sie mit ihrer guten unzertrennlichen Freundin Minna den ganzen Tag im Walde saß, lesend, plaudernd oder auch still träumend. Dorthin, in den stillen Wald bei Maria-Grün, schickte ihr der Vater die eingelaufenen Glückwunschbriefe nach und dort hat sie auch mein Schreiben gelesen.

Ich sagte mir entschieden vor, dass sie mir nicht antworten werde. Und doch wartete ich Tag für Tag auf Antwort.

Am 5. August habe ich diesen Brief erhalten:

Graz, den 4. August 1872.

Geehrter Herr Rosegger!

Ein schöneres Angebinde zu meinem Namenstage hätte mir nicht werden können, als durch Ihr freundliches Schreiben. Ich hätte nicht geglaubt, dass Sie sich meiner noch erinnern würden und nun sagen Sie, dass meine Anwesenheit in Ihrer Heimat Ihnen Freude gemacht habe! Glauben Sie, auch ich werde der Tage nie vergessen, die ich in Ihren Bergen verlebte, nicht die Tannen vor Ihrem Vaterhause, nicht die Stätten, wo Sie den ersten Athemzug gethan. Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich auch Ihrer Mutter Hand noch drücken können, wie mir es Ihrem lieben Vater zu thun gegönnt war. Es freut mich sehr, dass mein schlichter Strauß das Grab Ihrer Mutter schmücken darf.

Wenn ich Ihnen mit Übersendung meines Bildes wirklich eine Freude mache, so erfülle ich Ihren Wunsch gerne und lege selbes mit Erlaubnis meiner Eltern diesem Briefe bei. Auch darf ich Sie versichern, dass es meinen Eltern ein großes Vergnügen bereiten würde, Sie in unserem Hause begrüßen zu dürfen. Ich besonders hege den Wunsch, Ihnen für Ihre zarte Aufmerksamkeit zu meinem Namenstage danken zu können. Indessen mit vielen herzlichen Grüßen

Ihre ergebene

Anna Pichler.

Die Beilage, eine gute Photographie in Visitkartenformat, ist ein Heiligthum meines Lebens geworden. Während sie selbst erschien und verschwand, ist dieses Abbild geblieben: heute ruht es in einem aus Holz geschnitzten Monumentchen. Nach diesem Bildchen ist später ein größeres Ölgemälde hergestellt worden. Doch ihr bestes Bildnis an Leib und Seele, ein lebendiges, hat sie mir hinterlassen an unseren Kindern Sepp und Anna.

Wie ruhig, wie heiter gieng ich damals der dunklen Lose entgegen ... Ich reiste im Herbst nach Italien. In den Ruinen von Pompeji machte ich an einem sonnigen Sonntagsnachmittage ein Gedichtchen auf das einsame Haus in ferner Alpenhöh', das einst von einem holden

Mädchen aus der Fremde besucht worden. — In Venedig kaufte ich ein Armband, zierlich aus winzigen Muscheln und Schneckenhäuschen zusammengesetzt. Und bald nach meiner Rückkehr nach Graz, wo ich stets zur Winterszeit wohnte, habe ich einen Besuch gemacht im Bürgershause des Herrn Josef Pichler, Sackstraße Nr. 33. Fräulein Anna war in jener gleichmäßigen heiteren Ruhe, wie damals in Krieglach. Ihr Vater, eine sympathische Erscheinung, ein Bürger nach altem Schrot und Korn, hieß mich willkommen, und ihre Mutter, eine noch jugendliche, schöne Frau, reichte mir freundlich, aber unter einem Hauche von Schwermuth, die Hand. Fräulein Anna und ich fühlten uns schon wie alte Bekannte, sie stellte mir ihren halberwachsenen Bruder Josef vor, einen bescheidenen, offen blickenden Jüngling. Ein zweiter Bruder Anton war zur Zeit in der Lehre in Wien. Derselbe wurde mir geschildert als ein überaus lustiger, zu allen Scherzen und Schnurren aufgelegter junger Mann; sein Leben, das einen romantischen Verlauf, ein tragisches Ende genommen hat, soll später noch angedeutet werden.

Ich dankte dem Fräulein mündlich für ihre Sommerreise nach Krieglach, für ihren Brief, für ihr Bild, überreichte ihr das Armband aus Venedig und bat ihre Eltern, manchmal in ihrem Hause einen Besuch machen zu dürfen. Wie man sieht, schlug ich einen sehr geraden Weg ein, wohin er führte — dachte ich damals daran? — Manchen Abend habe ich im Hause Pichler verlebt. Der Vater erzählte gern von seinen Reisen als Handwerksbursche, er war weit herumgekommen in der Welt und wusste alles mit gutem Humor vorzubringen. Er war eine praktisch und thatkräftig veranlagte Natur und hatte es von seinem kleinbürgerlichen Elternhause in Hartberg zu einer hochgeachteten Stellung in Graz gebracht. Er saß zur Zeit im Gemeinderathe und war Armenvater in seinem Bezirke. Er hatte ein weiches Gemüth, ohne sentimental zu sein. Kein Armer gieng ungetröstet von ihm, aber wenn im Hofe des Criminalgebäudes ein Spitzbub gehenkt wurde, da konnte er als Amtszeuge mit aller Ruhe zusehen und sich nach der Execution behaglich eine Cigarre anzünden. Seine Frau, ebenfalls zu Hartberg gebürtig, war eine echt volksthümliche, doch überaus feinbesaitete Natur. Wenn sie mit lebendiger Anschaulichkeit und Innigkeit von ihrer Kindheit und Jugend, von Sitten und Gebräuchen unserer gemeinsamen Heimat sprach, da war mir, als hörte ich wieder meine Mutter. So saßen wir oft traulich zusammen, und ich ahnte nicht die bange Sorge, die durch mein Erscheinen ins Haus gekommen war. Eines Tages hatte ich das Fräulein Anna um ein Stammbuchblatt von ihrer Hand gebeten. Da schickte sie mir den folgenden Vers: „Wer hat den Weg durchs wilde Meer gefunden? Der nie mit Todesstürmen stritt? Es ist ein Herz mit seinen Wunden mehr wert, als eins, das niemals litt.“ — Das schreibt ein blühendes Mädchen

von kaum mehr als zwanzig Jahren! Bezog es sich auf mich, auf meine Lebensstürme? . . .

Später hat es Vater Pichler mir erzählt, wie sehr Fräulein Anna damals verändert war, wie sie gleichgiltig für ihre Umgebung die Einsamkeit suchte in ihrem Kämmerlein, oder im Hausgärtchen am Strande der Mur, wie sie vor sich hinträumte, manchmal schluchzte und dann aufgeschreckt in Verwirrung war, als sei sie bei etwas Unrechtem ertappt worden. Die Mutter nannte es ihrem Manne zuerst, was es war. Aber was soll daraus werden! Ein junger Mensch ohne Stellung . . .! Ein Dichter, das ist ja recht schön, aber kann man leben davon? Sie hatten schon beschlossen, mich zu bitten, meine Besuche in ihrem Hause, „so angenehm ihnen dieselben auch wären", aus gewissen Rücksichten vielleicht etwas seltener werden zu lassen. Aber ich war ihnen zuvorgekommen.

Fräulein Anna spielte die Zither. Und das so gut und schön, dass auch ich so etwas lernen wollte. Die Zeitschrift „Bohemia" in Prag hatte mir für eine kleine Erzählung eben ein großes Honorar geschickt. Davon kaufte ich mir eine Zither, gieng damit zu Pichlers, und an Sonntagsnachmittagen saßen wir, Anna und ich, in der großen Stube beisammen und trieben Musik. Dazwischen plauderten wir, ich von meinen dichterischen Plänen, sie von ihrem Hauswesen, vom Geschäftsladen, wo sie die ganze Woche hinter dem Pult stehen und den Leuten Hüte aufs Haupt setzen musste. Ich merkte wohl, dass ihr diese Obliegenheit nicht gar angenehm war, obschon sie nie etwas davon verlauten ließ. Um so inniger gab sie sich am Sonntage ihren Lieblingsbeschäftigungen hin, der Musik, den Büchern, den Blumen zwischen den Fenstern. An einem Sonntagsnachmittage im November war es, dass wir wieder miteinander Zither spielten. In der Stube war niemand anwesend. Da ließ ich plötzlich die Saiten ruhen, wendete mich zu ihr und sagte: „Anna, wollen Sie mein Weib werden?" Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob diese Frage eine vorsätzliche war oder ob sie mir ganz unvermittelt über die Lippen sprang. Anna senkte ihr Haupt und ihre Hand zitterte ein wenig. Ich habe die Frage wiederholt und sie hat dann ganz unmerklich mit dem Kopfe genickt.

Noch an demselben Abende redete ich mit ihrem Vater. Wir giengen im Stadtpark der Kastanienallee entlang von der Schillerbüste gegen das Burgthor hin. Im Glanze der wenigen Gasflammen sahen die fallenden Schneeflocken aus wie zarte Apfelblüten. Nun gestand ich Herrn Pichler, dass ich seine Tochter lieb hätte. — Er schwieg eine Weile, dann sagte er wie unter einem Seufzer: „Das haben wir wohl bemerkt." — „Ich will ohne sie nimmer leben!" fuhr es mir heraus. Er seufzte wieder und sagte: „Es ist halt ein Kreuz." Weiter gab er keine Antwort. Als wir dann auseinandergiengen, sagte er: „Am Katharinentag ist

mein Geburtstag. Kommen Sie am Abend desselben Tages zu uns. Da ist auch die Frau zuwege, da können wir weiter davon sprechen."

Als ich in meinem Zimmer war, mit mir ganz allein, kam es mir erst zum Bewusstsein, was jetzt angefangen worden war. — Am nächsten Tage gieng ich zu zweien meiner Gönner und erzählte ihnen mein Vorhaben. Der eine war Dr. Moritz von Kaiserfeld, damals Landeshauptmann von Steiermark. Der rief hell aus: „Was? Heiraten wollen Sie? Um Gotteswillen, wie sollen Sie eine Familie ernähren, Sie haben ja nichts!" Der andere war Dr. Svoboda. Der sagte schmunzelnd: „Sie haben recht. Ein Poet muss ein schönes edles Weib haben. Ich habe es schon damals in Mürzzuschlag gemerkt. Eine Familie werden Sie ernähren so gut wie andere. Sie sind ja ein Mann."

Und am Katharinentage fand ich mich ein im Hause Pichlers. Es war eine ernste Stunde, als ich Vater und Mutter bat um ihre Tochter Anna. Der Vater sagte: „In Gottesnamen! Das Mädel ist ja schier verrückt." Die Mutter weinte unversiegbar und sagte: es sei ihr ja recht, wenn es Gottes Willen wäre und wenn ihr Kind glücklich werde, aber ein Stein läge ihr auf dem Herzen, nicht zu sagen . . . Beim Nachtmahle ist es gemüthlicher geworden. Einige muntere Freunde des Hauses waren vorhanden, Anna und ich saßen bei Tische nebeneinander, Vater Pichler erklärte uns als Verlobte. Ich habe mir die Neuverlobten stets gedacht als von unbeschreiblicher Befangenheit gequält. Davon war an mir nicht viel zu spüren, es war ja ganz selbstverständlich, dass nun meine Anna neben mir saß. Sie war auch ruhig, verrieth aber ihre innere Aufregung dadurch, dass sie nach dem Mahle auf dem Fußboden stolperte und nach allerlängs hinfiel. Der Schreck war bald vorüber, als sie munter wieder aufsprang. Beim Abschiede der Kuss war diesmal nicht so flüchtig, wie sonst. Wir brauchten daraus kein Geheimnis mehr zu machen und konnten uns dabei Zeit nehmen.

Eine Woche später wurde auf Wunsch des Vaters Pichler die Verlobung das zweitemal gefeiert, und zwar zu Krieglach in jenem Gasthause, in dem damals die zwei Touristinnen eingekehrt waren. Dieses Fest war für meinen Vater und für meine Geschwister bestimmt, die von der Gegend, aus Berg und Thal, zusammengekommen waren, um ihre künftige Schwiegertochter und Schwägerin kennen zu lernen. Die Hochzeit wurde bestimmt für den Mai des nächsten Jahres. Mir aber schien es einfach unfassbar, dass der „Ausstattung" wegen so unabsehbar viele Zeit des Glücks versäumt werden sollte!

Dass ich nun jeden Tag ins Haus der Braut kam, dass wir unsere Zukunft besprachen, unsere Absichten bestimmten und vorbereiteten, ist alles selbstverständlich. Dass ich eines Abends spät, als Anna schlafen gehen wollte, im Dunkeln an der Thür ihres Kämmerleins stand und

auf sie wartete — das ist mir heute wie ein dämonischer Schatten über die liebliche Idylle dieser Zeit. Als ich ihren Namen flüsterte, erschrak sie so sehr, daß sie einen Schrei ausstieß. Ich sagte ihr erregt gute Nacht und eilte mit pochenden Schläfen davon.

Als endlich der Hochzeitstag in die Nähe kam, trat eines Morgens ein mir bekannter und wohlgesinnter Priester in mein Zimmer. Er sei gekommen, sagte er, ohne auf dem gebotenen Sessel platzzunehmen, um als Hirte ein Schäflein zu suchen. Zwar verzage er schier an seiner Mission, denn er wisse, wie schwer ich als Schriftsteller öffentlich angegriffen würde von der katholischen Presse. Ob diese Presse recht oder unrecht habe, darum handle es sich heute nicht, nur möge ich es der Kirche nicht entgelten lassen, und nicht meiner Seele. Ich würde wissen, dass als Vorbereitung zum Sacrament der Ehe das Sacrament der Buße und des Altares nöthig sei. Er wolle mir aber gerne den Weg zur Kirche ersparen, wo ich etwa die Gaffer scheue, er sei bereit, mir die Beichte auf meinem Zimmer abzuhören und habe dafür gleich auch die Stola mitgebracht. Es sei weiter keine Formalität nöthig, wir wollten uns gemüthlich zusammensetzen und ich sollte ihm wie einem Freunde das Bekenntnis ablegen. Da der junge Mann bei dem Eintritte in den Ehestand mit seinem früheren Leben abschließe, so gezieme es sich auch, sich von den Sünden zu reinigen, die bei jungen Männern leider so häufig vorkämen. Mit erleichtertem Gewissen könne der Bräutigam sonach zur Jungfrau Braut hintreten, und der Ehestand, solchergestalt mit Gott angefangen, würde gesegnet sein. — Ähnlich hatte er zu mir gesprochen. Gerührt von solcher Herzlichkeit sagte ich zu, die Beichte gerne ablegen zu wollen, bemerkte aber, dass ich mich von meinen Sünden erst wahrhaft befreit erachten würde, bis ich dieselben meiner Frau eingestanden und von ihr Absolution empfangen hätte. Der Priester blickte mich ernst an, dann that er einige Fragen nach weltlichen Dingen und gieng bald davon, ohne dass vom Beichten noch einmal die Rede gewesen war. Mir that es herzlich leid, dass er meine Worte für eine Geringschätzung des Sacramentes verstanden hatte.

Die Hochzeit fand statt am 13. Mai 1873. Am kühlen sonnigen Morgen fuhren wir in mehreren Wägen, unter Begleitung von Verwandten und Freunden, hinaus zum Waldkirchlein Maria-Grün. Vor und nach der Trauung wurden uns mancherlei Ehren zutheil, die mich freuten, besonders meiner Braut wegen. Sie stand in ihrem weißen Schleier wie eine Erscheinung des Himmels neben mir am rosenumdufteten Altare. Als der Priester ihre kühle Hand in die meinige legte und beide Hände nach kirchlicher Sitte mit der Stola umwickelte, da dachte ich: Wie es denn sein kann, dass auf einmal dieses liebeste Wesen in mein Leben eingetreten ist! Wie es denn möglich gewesen, so lange

ohne ſie zu leben, und wie ein weiteres Daſein auf Erden denkbar wäre ohne ſie! — Jemand hat nachher gefragt, warum ich ſie, wie der Brauch nach der Trauung, in der Kirche nicht auf den Mund geküſst hätte? — Habe ich es nicht gethan? Dann unterblieb es wohl, weil wir nicht allein waren, weil die ganze Kirche voll von Menſchen geweſen.

Als wir nach der kirchlichen Feierlichkeit durch das Kroisbachthal hinausfuhren gegen die Stadt, lief plötzlich vom Walde herab ein Menſch in braunem Überrock und grauem Hut, und gerade auf unſeren Wagen zu. Ich ließ halten, denn ich erkannte einen Jugendfreund, den Schriftſetzer Robert Wagner. Einige Jahre früher war er zu Graz in Arbeit geſtanden, wir waren viel beiſammen geweſen. Als er in die Welt gieng, ſagte er zum Abſchied: „Wenn du heirateſt oder ſtirbſt und ich lebe noch, ſo komme ich zu dir.“ Nun hatte er Wort gehalten und war aus der Ferne herbeigeeilt, um meiner Trauung beizuwohnen. Beim darauf im Hotel „zum Erzherzog Johann“ ſtattfindenden Hochzeitsmahle hatte er ſich nicht eingefunden. Denn kaum er mir und meiner jungen Frau zum Wagen herein die Hand gereicht, war er wieder davongeeilt in die weite Welt. — Die Wägen fuhren dahin und ich war nun allein mit meinem Weibe. Wir hielten uns an den Händen, an deren Fingern die neuen Ringe funkelten, wir ſchauten uns ins Auge. — Nach dem Feſtmahle, bei welchem mein alter Vater der Braut gegenübergeſeſſen war und ſie immer angeſchaut hatte, ließen wir uns auf den Wunſch der Eltern photographiſch aufnehmen. Dann zog meine Anna das weiße Kleid mit dem Schleier aus, wohl nicht ahnend, daſs ihr daſſelbe — noch ehe zwei Jahre vergiengen — wieder angezogen werden würde.

(Schluſs folgt.)

Die Harfe.

Unſer Herz iſt eine Harfe,
Eine Harfe mit zwei Saiten.
In der einen jauchzt die Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten.
Und des Schickſals Finger ſpielen
Kundig drauf die ewigen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgeſänge.

R.

Cultur nach Osten tragen!

Von Afrikas Wüsten das Wehen, das schwüle,
Was will es nur sagen?
Ihr Frühlingsblumen im moosigen Pfühle,
Was soll euer Klagen?

Was lastet so trüb auf weiß blinkenden Zweigen
Und drückt sie hernieder?
Ihr tanzenden Vöglein, wo blieben die Reigen,
Wo, Bach? — Deine Lieder?

Sie schweigen und weinen mit ihr, der Betrübten,
Der Mutter im Schmerze,
Im Bangen um ihn, den Sohn, den geliebten,
— — — — Es bricht ihr das Herze. —

Renato.

Man muss sagen, es gieng ihnen so gut. Sie hatten seit vielen Jahren Frieden, die Nation blühte, der Wohlstand hob sich. Aber eine Partei war, die wollte Krieg, und Zeitungen waren, die wollten Krieg. Das Volk jedoch wollte ihn nicht und die Nachbarvölker wollten ihn auch nicht. Europa war „zu degeneriert", um Krieg zu führen. Die Memmen wollten alle leben, und zwar in Behagen und Wohlstand. Was sollte sie da anfangen, die patriotische Partei, die Krieg wünschte?

Nachbarreiche hatten schöne Colonien in fremden Welttheilen, hatten Länder in Afrika, in Asien, in Amerika, die größer waren, als sie selbst, die „Mutterreiche". Diese Mutterreiche hatten jene Länder und Naturvölker einst liebend an ihren Busen gezogen mit Feuer und Schwert, hatten die Landstriche erobert, die Eingeborenen unterjocht und vernichtet und benützten dann die fernen Länder zur Auswanderung und Abfuhr für ihre Industrieproducte. Großartig! Und von jenen Ländern aus eroberten sie wieder neue Länder und so stieg ihre Herrlichkeit ins Kolossale.

Da hat sich denn jene Kriegspartei gedacht: Die Nation blüht, der Wohlstand gedeiht, da wäre jetzt auch für uns die schönste Gelegenheit, ein wenig Cultur nach Osten zu tragen. Denn die da drüben, die Engländer und Franzosen und dergleichen unangenehme Leute, tragen alleweil allerhand nach Osten, gehen auch nie leer zurück, und wir sollen müßig zuschauen? Nein, auch wir wollen unsere Colonien haben und ein weltmächtiges Reich werden, wie es einst unsere Vorfahren gewesen sind.

Das gemeine Volk war anfangs durchaus nicht damit einverstanden, es entsetzte sich vor einem gewaltsamen Einbruch in fremde Gebiete, vor

Digitized by Google

der Niedermetzelung fremder Völkerschaften, von denen es nie etwas zu fürchten haben konnte. Aber die Kriegspartei wusste das Volk herumzukriegen mit hochklingenden Worten. Ein Sieg in Afrika, und Ströme von Gold überfluten unser Land! Für glückliche Auswanderer in den Colonien paradiesische Gefilde, und dies neue Reich wird noch das alte überstrahlen an Pracht und Macht. — Allerdings wurde kleinlaut das Bedenken ausgesprochen, ob jene Ureinwohner sich wohl auch willig ergeben würden? Gelächter! Ein ganz herabgekommener Stamm, dessen Waffen fast wieder nur der Schaft und die Zähne sind! Vor dem ersten blinden Flintenschuss purzeln allemiteinander vor Schreck in das Gras.

Gut, wenn es so ist, dann können wir den Siegeszug ja machen.

Und sie haben ihn gemacht. Die hoffnungsvollsten Söhne des Reiches wurden von ihren Familien, von Mutter, Frau und Kind gerissen, in endlosen Zügen übers Meer geführt, ins heiße Afrika. Viele Wochen durch fruchtbare Gelände und durch Wüsten hin bis in ein gewaltiges Felsengebiet, von gemischten Völkerschaften und allen möglichen Raubthieren bewohnt. Von unbeschreiblicher Noth und Entbehrung, die sie litten unterwegs, drang keine Kunde heimwärts. Lauter Berichte über bestes Wohlbefinden des Heeres. Auf Karten verfolgte man daheim den Lauf der Hinziehenden, und siehe, die Karten haben so glattes Papier, auf welchem der Finger ohne jedes Hindernis dahingleitet. Von den ersten Kämpfen mit dem Feinde klang es aus südlichen Lüften heimwärts wie Siegesschall. Die Zeitungen bliesen Fanfaren, das Volk jubelte. Niemand sprach von einem Raubzuge, der ohne jedes Recht friedliche Völkerschaften vernichten sollte; für solche Auslegung hätte man können als Hochverräther verfolgt und erschossen werden! — Krieg, was denn sonst! Krieg ist ja eine sehr große Sache! Bekriegen wir jene Culturschädlinge nicht, so thun's andere. Wir aber wollen anderen nicht die Übermacht einräumen, wir wollen auch einmal ein Reich erobern! — Schon rüstet man zu herrlichen Siegesfesten, wenn die Eroberer zurückkehren werden mit dem Ruhme der Nation. In den Familien zählt man schon die Tage, da der Sohn, der Gatte, der Vater wohlbehalten, aber hübsch sonnengebräunt heimkommen werde. — Da kommt die Nachricht von einer großen geschlagenen Schlacht. Von einer furchtbaren, entscheidenden Schlacht. — Das Heer war geschlagen. „Die halbwilden, herabgekommenen Einwohner, deren Waffen nur Schafte und Zähne sind", hatten eine Armee, die mit allen modernen Vertheidigungsmitteln ausgezogen war, vernichtet. Die hoffnungsreichen Söhne eines edlen, stolzen Culturvolkes waren zu Tausenden hingeschlachtet worden im fernen schwarzen Welttheile, die von wilden Thieren bloßgelegten Gebeine bleichten in den Wüsten. Was die Soldaten in jenen wilden Ländern gelitten, unter der Glut der Sonne, unter den Fieberdünsten der Sümpfe, unter den Plagen der Thiere, unter den namenlosen Beschwerden der Märsche,

unter den Händen der erbitterten Feinde — keine Mutter darf es erfahren, die ihr liebes Kind mit Leid und Sorge zu etwas anderem erzogen, als zu *solchem* Ende! . . . .

Welche Trauer nun über das Land kam, es ist nicht zu sagen. Eine wilde Empörung gährte gegen die Urheber und Rädelsführer des unglückseligen Feldzuges. Aber diese waren mächtig und antworteten mit Pulver.

Was geschah nun? Auf die paradiesischen Gefilde wäre zu verzichten gewesen, auf die Ausfuhr von Industriewaren in die neue Colonie wäre zu verzichten gewesen, auf die Goldströme wäre auch noch zu verzichten gewesen, aber auf den Ruhm konnte nicht verzichtet werden! Das besiegte Reich war aller Welt zum Spott geworden, den konnte und durfte es nicht ertragen. Die Colonie musste erobert werden, und koste es, was es wolle. Und koste es den letzten Mann und koste es den letzten Sold. Siehe, so groß war dieses Volk! — Siehe, so gottverlassen war dieses Volk! Des Ruhmes einzelner wegen, des Beifalls anderer wegen, der Eitelkeit wegen wurde ein millionenfaches Unrecht, eine abscheuliche Gewaltthat sanctioniert.

„Cultur nach Osten tragen!" — Haben sie dort nicht ohnehin ihre Cultur? Wünschen sie eine andere? Glücklich zu preisen sind, die sie nicht haben, diese Massenmord-Cultur, der die Menschen gerade gut genug sind, um für sinnlose Phantome hingemetzelt zu werden. Industrie! Dieser verhängnisvolle Abgott, dem alles geopfert wird! Damit die Industrie blühe, muss Bauernstand und Bürgerthum verderben, muss die Gefahr des Socialdemokratismus sich steigern, damit die Industrie genügend Abzugsquellen gewinne, müssen fremde Colonien erobert, ganze Völkerschaften vernichtet werden. — Um des Himmelswillen, so erzeugt den Trödel nicht, wenn er dann nicht an Mann zu bringen ist! Gebt euch mit Bodencultur ab, die nährt ihren Mann und ihr braucht nicht auf Eroberungszüge auszugehen. Die alten Raubhorden fahndeten nach Waren, die modernen nach Käufern. Ist eine solche Welt zu verstehen?

Ruhm! Dieser scheußliche Dämon der Menschheit, der einzelne wie Völker zugrunde richtet! Damit es in den Schulbüchern der Zukunft heiße: Die Pomanen haben die Pimanen erobert, darum müssen die besten, kräftigsten Männer dieser Völker verbluten, während die Fortpflanzung den Krüppeln und Todeln überlassen bleibt. Und in die Schulbücher müssen solche Heldenstücklein kommen, damit es auch die künftigen Geschlechter nachmachen sollen. Das nennt man dann Geschichte. — Es ist nur eine Frage, wie künftige Geschlechter sich einer solchen Geschichte gegenüber verhalten werden! Ob sie für die Sache anstatt Ruhm nicht einen passenderen Ausdruck finden dürften? *Wenn* auch Völkerfehden nie ganz aus den Erdengeschlechtern verschwinden werden, sowenig als Mord und Raub

im einzelnen, so wird es doch gewiss dazu kommen, dass Kriege von anständigen Menschen ebenso unbedingt als gemeine Verbrechen verurtheilt werden, wie Diebstahl, Raub und Mord. Dann wird es sehr schade sein, dass vergangene Völker ihr Alles und sich selbst geopfert haben, um in der künftigen Weltgeschichte berühmt zu sein — als Räuber und Mörder.

Idealist, das verstehst du nicht! höhnt man mir zu, ich höre es. Industrie, Übervölkerung, Ruhmgier, so sagen sie, d a r u m werden doch die Colonialkriege nicht gemacht. Diese haben ganz andere, viel tiefere Gründe und da müsste einer wohl etwas politisch gebildet sein, um hier dreinreden zu können. Ich dächte aber doch. Ich dächte, der tiefste Grund aller Politik wäre — der Mensch.

Des Menschen willen den Menschen umbringen lassen! Mir scheint das keine sehr kluge Politik zu sein.

Mit jenem unglücklichen Volke, dem sie die Männer und Jünglinge fortgeführt haben zur Schlachtbank im fremden Süden, mit dem edlen Volke fühlen wir uns vereint in Mitleid und Trauer. R.

In froher Laune.

Eine Episode nach vollbrachtem Weidwerk von **Arthur Achleitner.**

Die Hofjagd in den berühmten Revieren der Mürz war beendigt; hochbefriedigt hat der allerhöchste Jagdherr dem Jagdleiter seinen Dank ausgesprochen, und nicht minder vergnügt über die gelungene Jagd, das Weidmannsheil und die große Strecke zeigten sich die hohen Gäste des erlauchten Jagdherrn. Aus froher Laune heraus entsprang denn plötzlich die Anregung, die Strecke von Neuberg bis zur Bahnstation Mürzzuschlag per pedes apostolorum zurückzulegen, was sich um so leichter bewerkstelligen lässt, als die hohen Herren, Kaiser Franz Josef, König Albert von Sachsen und Prinz Leopold von Bayern, sich im verwetzten Gebirglercostüm befinden. Es witzelt denn auch König Albert darüber, dass seiner verschabten „Ledernen" der schlechteste Weg keinen Schaden zufügen könne. Und Prinz Leopold versichert, die Gamspatina auf seiner „Kurzen" sei kein Hindernis für den projectierten Marsch. Gütig wie immer nickt der vielgeliebte Monarch Österreichs sein Einverständnis und bestellt die Equipagen ab. „Hoffentlich erleben wir ein Abenteuer", meint die sächsische Majestät beim Abgang.

Gegenseitig verspotten sich die hohen Herren über ihr nichts weniger denn fürstliches Aussehen, und Scherzworte fliegen hin und her. Man neckt sich herzerquickend, und auch Kaiser Franz Josef lacht vergnügt auf dieser drolligen Wanderung, besonders, wenn Einödbauern oder Holzknechte den erlauchten Jägern treuherzig ihr „Grüß Enk God!" bieten, ohne den fürstlichen Stand der drei Pilger in kurzer Wichs zu erkennen. Hinterher reißt es wohl den einen oder anderen Steirerbuben, und verdutzt gucken sie besonders dem einen Jäger nach, der eine verdammte Ähnlichkeit mit dem Kaiser von Österreich hat. „Seller werd er aber nit sein! So lauft der Kaiser do nöt rum!" Und ein rußiger Kohlenbrenner hält das gänzlich ausgeschlossen, weil „Majeschtät" unmöglich mit einer so verschabten Ledernen 'rumlaufen könne. Auch fehle die Hauptsache: der Büchsenspanner mit dem grünen Federbusch! Ohne Büchsenspanner gibt es keinen Kaiser!

König Albert, agil wie immer, hat solche Verwunderung und Zweifel durch öfteres Umsehen wahrgenommen und amusiert sich köstlich darüber. Wie er aber vor sich ein Kohlenfuhrwerk erblickt, einen hoch mit Holzkohle beladenen Karren, schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf. „Wie wär's, meine Herren, wenn wir einmal auf einem Kohlenwagen führen? Ich bin in verschiedenen Carossen schon befördert worden; auf einem steirischen Köhlerfuhrwerk jedoch nicht! Habt's a Schneid?"

Prinz Leopold ist augenblicklich bereit dazu, und auch Kaiser Franz Josef erklärt, mitthun zu wollen. König Albert animiert nun den Prinzen, es solle dieser auf „gut bayrisch" den Rosselenker ersuchen, die Jäger mitfahren zu lassen, denn ihm, dem Sachsen, gehe solche Bitte nicht gebirglerisch echt genug von den Lippen.

Augenblicklich schiebt Prinz Leopold zwei Finger seiner rechten Hand in den Mund und scharf gellt ein Pfiff von seinen Lippen. Den Köhler reißt es schier um, und blitzschnell ängt er nach dem vermutheten, Platz bietenden nachkommenden Fuhrwerke. Wie der Knecht aber bloß drei Männer in kurzer Wichs erblickt, fährt er unbekümmert seines Weges.

So hat es aber Prinz Leopold nicht gemeint; er gibt aufs neue Signal und winkt dem Knechte. Erstaunt hält derselbe nun die Gäule an und harrt der kommenden Dinge. Prinz Leopold eilt voraus und ruft von weitem: „Du, halt a wengerl! Wos moanst, kinnen ma nöt a wengl aufhucken? A paar Sechserln schanetn schon außer für'n Fuhrlohn!"

Der Köhler nickt und gelassen sagt er: „Na, legt 's Enk halt auffer!"

Unter schallender Heiterkeit erklimmen die hohen Herren das hoch aufbepackte Fuhrwerk, aber es dauert ein Weilchen, bis der richtige Platz auf den Kohlensäcken gefunden ist. Wie dann die Pferde wieder anziehen, geht's ins Rutschen, und die hohen Herren müssen sich gegenseitig halten, um nicht hinunterzufallen. Auf der steinigen Straße rüttelt es den Wagen

ſammt Inſaſſen gehörig durcheinander, und die Holzkohlen kniſtern, und aus den Säcken dringt feiner Schwarzſtaub.

„O, meine Hoſe!“ lamentiert in gut geſpieltem Bedauern König Albert, und Prinz Leopold ſtäubt ſich fein ſäuberlich mit dem kronengeſchmückten Taſchentuche die nackten Knie ab.

„Ein nobles Fuhrwerk fürwahr!“ ſagt Kaiſer Franz Joſef, „ein würdiger Abſchluſs einer Hofjagd!“

Den Kopf eingezogen, in einer Art Halbſchlummer hockt der Knecht vorne am Wagen, und gemächlich trotten die Gäule das Sträßlein weiter. Der Gebirgler kümmert ſich nicht im mindeſten um die „aufgelegten“ Wanderer, die er für „Großſprecher“ hält, weil der eine, der Pfeifer, wohl von den paar Sechſerln geſprochen hat, jetzt aber nichts mehr dergleichen thut. Wird alſo nichts Geſcheites dahinter ſein! Vielleicht ein paar Wiener Bergferen, die zum Taroken in der kurzen Wichs nach Mürzzuſchlag fahren und, wenn's hoch kommt, einen Spaziergang mit'm Eispickel nach Neuberg machen.

Das ſtumme gleichgiltige Verhalten des Knechtes iſt nun keineswegs nach dem Sinne der abenteuerluſtigen hohen Herren. Wieder ſtupſt König Albert den Prinzen, er ſolle doch zur Beluſtigung ein Geſpräch anknüpfen. Bereitwillig tupft Prinz Leopold dem Roſſelenker auf die Achſel und hebt an: „Du, Freunderl! Wie lang fahrſt aſtn bis außi auf d' Bahn?“

Der Knecht dreht ſich halbſeitig um, fixiert den Sprecher und ſagt gelaſſen: „Wenn's dir ſo preſſiert, na' lauf z' Fuaß! Lei kimmſt g'ſchwinder außi und derſparſt 's Trinkgeld!“

„Uff!“ lacht jetzt König Albert, und auch Kaiſer Franz Joſef ſchmunzelt.

Aber Prinz Leopold läſst ſich nicht ſo ſchnell abſpeiſen. „Nu, nu, friß mi nur nöt glei! Wirſt es wohl derwarten kinna mit'm Trinkgeld! Woaßt, z'letzt kimmt's beſcht! Was moanſt denn aſtn, wer wir drei ſan?“

„Ös drei? O mei, was werd't 's denn a ſein! So a paar Weaner Bergkraxler, Stadtferen, die den Kühen 'n Weg vertreten bei ins herum' in die Berg', und Gams verſprenga!“

Unwillkürlich ducken die hohen Herren die Köpfe; der Kerl hat in ſeiner Kritik der Bergferen nicht ſo unrecht.

Da fängt der bayeriſche Prinz wieder an: „Selle ſan mir nöt; aber ſunſt haſt d' ſchon recht mit'm Gams verſprenga! Aber was moanſt? Schaug mi a wengl an; wer kunnt i ſo beiläufig ſein?“

„Du? Was Rar's nöt! Laufſt ja ſchier ſchäbig 'rum in dei'm G'wandl!“

König Albert kichert ſeelenvergnügt; beinahe wäre er vor Lachen vom Wagen gefallen.

„Na ja, a Jaagerg'wandl darf nöt ſchön ſein!“

„Biſt du lei a Jaager?“

„Woll woll! I ſchon i! Und no' epp's dazua aa!“ verſichert Prinz Leopold.

„So, epp's dazua aa! Was denn nacha? Baldſt a Jaager biſt, haſt aftn nö a Güatl dazu, biſt aftn a Reißjaager und Bauer z' gleich?“

„Sell nöt! Aber a königlicher Prinz bin i nebenbei!“

„Wos? A Prinz! Daſs i nöt lach'! Mi ſtimmſt fei' nöt, Brüaderl!“

Und gelaſſen dreht ſich der Knecht wieder nach vorne. „Hüh, Bräundl, hüh! Geht's nur, Buam! Was der da hinten lüagt, geht euk nix an, hüh!“

„Lügen iſt gut!“ kichert König Albert, und gratuliert dem Prinzen zu dem famoſen Abblitzer.

Nun intereſſiert die Geſchichte aber auch den Kaiſer, der König Albert auffordert, ſein Glück auch zu probieren.

Bedeutend höflicher, weil ſächſiſch, fragt König Albert, was denn der Knecht von ihm halte.

„Nix!“

„Au weh!“ lachen die übrigen hohen Herren.

„Aber, lieber Freund! Die verſchabten Lederhoſen machen die Sache nicht aus! Schau Er nur her: Ich bin zum Beiſpiel der König von Sachſen!“

„So? Was d' nöt ſagſt! Dös is' guat! Hiazt is' der aa wer! Und glei' a Kini! Na, guat' Nacht! Hiazt laufen Prinzen und Kini in der kurzen Wichs auf der Landſtraßen umanander, und bal' ſ' hoam kemman, ſan ſ' nix!“

Die Herren lachen ſich ſchier krumm; ſie müſſen ſich mit den Händen feſtklammern, um nicht von den Kohlenſäcken herabzufallen. Und Prinz Leopold und König Albert verlangen nun, daſs auch Kaiſer Franz Joſef ſich ſeinen Theil göttlicher Grobheit hole.

Sofort wendet ſich der Monarch Öſterreichs an den Köhlerknecht. „Du, ſchau mi an! Wer bin wohl i?“

„Biſt du aa wer?“ kommt es von den buſchigen Lippen des Roſſelenkers; aber wie er näher zuſieht, erfaſst ihn eine ihm ſelbſt unbegreifliche Befangenheit. „I moan', i muaß di wohl ſchon wo g'ſegen hab'n?“

„Leicht möglich! I kimm oft in die Gegend da herein!“

„So? Biſt lei aa a Jaager?“

„Ja! Mir g'hört die Jogd daherinnen!“

„Wie viel?“

„Alles da herum. — Ja, gel' da ſchaugſt! Woaßt, i bin der Kaiſer von Öſterreich!“

„Himmelſakra! Ös Pflanzmacher! Ös kennt's mi ſcho glei gern haben, alle drei!“ Wüthend über die „Fopperei“ haut der Knecht auf die Gäule, die erſchreckt in wilden Sätzen davonſtürmen. Die hohen

Herren müſſen ſchier verzweifelte Anſtrengungen machen, ſich an „Bord“ des Kohlenwagens zu erhalten. Aber ſie lachen dabei, daſs ihnen das Waſſer aus den Augen ſchießt.

Köhlerpferde rennen nicht lange; das Galopp war bald zu Ende. Allmählich näherte ſich das Gefährte der Station.

Unter erneutem Heiterkeitsausbruch verließen die hohen Herren nun das amuſante Fuhrwerk, drückten dem Köhlerknecht den „Fuhrlohn“ in die ſchwielige Hand und begaben ſich herzlich lachend über das drollige Abenteuer zur Station, wo der Hofzug ihrer harrte zur Fahrt nach Wien.

Die Mürzzuſchlager erkannten raſch ihren geliebten Kaiſer auch im verwitterten Jagdcoſtüme und grüßten ehrerbietigſt. Auch der Kohlenwagen war herangekommen. Nun war's am Knecht, die Augen und den Mund aufzureißen. In höchſter Verwunderung und völlig verdattert fragte er die Umſtehenden: „Sein's lei do 'was?“

Der Kaiſer aber und ſeine Gäſte fuhren nach Wien in froher Laune.

Dieſes zu gutem Spaſs hübſch mit bayriſchem Jägerlatein ausgeſtattete Stücklein ſtand zu leſen in der „Öſterreichiſchen Forſt- und Jagd-Zeitung“ in Wien. Die Red.

Ich glaube.

Bekenntniſſe und Geſtändniſſe von **Peter Roſegger.**

(Fortſetzung.)

Von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.

Sehr flach war die Bemerkung jenes Schuſters, er glaube an ein Gericht, da er eben um fünf Gulden gebüßt worden vom Herrn Bezirksrichter, weil er ſeinen Nachbar, den Schneider, einen Ochſen genannt hatte. Man kann des Schuſters Bemerkung aber weſentlich vertiefen. Die Exiſtenz eines Bagatellgerichtes ſchon beweiſt, daſs es eine Gerechtigkeit gibt. Wenn ſchon die faſt nichtsſagende Ehrenbeleidigung einen Richter findet, wie ſoll das ſchwere Verbrechen ungeſtraft bleiben! Allerdings, wenn der Schneider nicht geklagt hätte, ſo wäre der Schuſter nicht gerichtet worden, und wenn das ſchwere Verbrechen nicht auskommt, ſo wird es nicht beſtraft. Wo kein Kläger, dort iſt kein Richter.

Wer ſoll den menſchlichen Miſſethäter vor Dem verklagen, der zur rechten Hand Gottes ſitzet? Denn der heimliche Sünder betet vielleicht vertrauend auf den Opfertod des Herrn, und meint, daſs ihm vergeben werde. Oder er übt Wohlthaten, legt ſich Bußübungen auf und meint, daſs ihm vergeben

werde. Wird ihm vergeben! Das Blut des Erschlagenen schreit zum Himmel um Rache. Aber auch die Thränen der Bedrückten, der Fluch der Betrogenen. Wie ich mir Gott denke, wird er leicht verzeihen die Sünden des Menschen gegen Gott, denn hier müsste er selbst Kläger sein, und dazu ist er zu groß. Er, der gesagt hat: Liebet Eure Feinde, thuet Gutes denen, die euch hassen! er sollte die menschlichen Sünden gegen Gott grausam bestrafen? Nein. Schwerer wird er verzeihen die Sünden des Menschen gegen sich selbst, hier klagt zwar kaum der Beleidigte, der Sünder selbst, denn vielmehr die Menschheit als Gattung. Nicht zu verzeihen jedoch ist die Sünde des Menschen gegen seine Mitmenschen, die absichtliche und boshafte Beleidigung und Schädigung des Nächsten oder auch unschuldiger Thiere. Würden schon die Beleidigten nicht nach Gericht und Gerechtigkeit rufen, so müsste es Gott selber thun als Anwalt seiner Geschöpfe.

Von der Bühne herab hörte ich einmal den Spruch: Für uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld, und jeder Tag ein Tag auch des Gerichts! Schon in einer früheren Betrachtung habe ich darauf hingewiesen, dass man überall sehen kann, wie dem Guten die Belohnung und dem Bösen die Strafe folgt. Dass kein äußeres Glück, kein Glanz und kein Ruhm imstande ist, das innere Elend des Schuldigen zu löschen, dass nur der glücklich sein kann, der es im Frieden des Herzens ist, und dass den Frieden des Herzens nur der Gerechte hat. Ist das nicht thatsächlich das Gericht? Wie bitter fühlt der Selbstsüchtige jedes Leiden, wie graut ihm vor dem Tode, der ihm alles, worauf er sein Herz gestellt, rauben wird, wie verzweifelt starrt er dem Unvermeidlichen entgegen! — Wie ruhig und ergeben hingegen erträgt einer, der mit sich und den Mitmenschen im Reinen ist, die Noth des Lebens, Verkanntwerden und Beleidigungen, Krankheit und Siechthum, wie gleichmüthig blickt er dem Sterben entgegen, wenn er sich nicht manchmal gar ein wenig darnach sehnt! Ist das nicht das Gericht? Es ist das Gottesgericht auf Erden, dessen Zeugen wir alle sind Tag für Tag.

Unser Heiland sprach oft vom Reiche Gottes. Aber hat er gesagt, wo dieses Reich Gottes, wo der Himmel ist? Muss der Himmel denn außerhalb der natürlichen Welt stehen? Kann er nicht schon in diesem Leben, im Menschenherzen sein?

Ja, wer ein Herz voll Liebe hat,
Und lille er auch früh und spat,
Der ist im Himmelreiche.

Und mit der Hölle wird's nicht viel anders sein. Man wird mich bald verstehen.

Ich kannte einen Mann, der sein Weib, mit dem er in unglücklicher Ehe gelebt, vergiftet hatte. Er lebte nach der That jahrelang auf seinem

Hofe in Wohlstand und Ansehen dahin, niemand vermuthete an ihm einen Mörder. Er war zumeist trotzig, herrisch und in sich gekehrt, man schrieb es seinem natürlichen Stolze zu und achtete ihn umsomehr; manchmal auch stürzte er sich in die Gesellschaft und war ausgelassen lustig, man rechnete ihm diese menschenfreundliche Heiterkeit doppelt hoch an. Er war wohlthätig, man verehrte ihn und konnte nicht satt werden, ihn zu loben. Plötzlich brachte ein Zufall sein Verbrechen an den Tag. Als das Gericht ihm die aufgefundenen Beweise vorhielt, leugnete er nicht einen Augenblick, gestand alles ohne Umschweife und Beschönigung. Zu zwanzig Jahren Kerker wurde er verurtheilt. Ich besuchte ihn etliche Wochen nach seiner Verurtheilung im Gefängnis. Wie fand ich ihn anders, als ich gefürchtet hatte! Er beschäftigte sich mit Korbflechten, hatte ein gesundes Aussehen, einen frischen Blick, ein heiteres Gemüth, als wäre er der zufriedenste Handwerksmann auf der Welt. Als ich mich von ihm verabschieden wollte, fiel er mir um den Hals und sagte: „Peter, du glaubst gar nicht, wie glücklich ich jetzt bin. Es war eine böse Zeit, den Verdammten kann's nicht ärger sein. Das schreckbare Geheimnis auf dem Herzen, und immer wachen, dass es nicht aufkommt, und immer Angst, Tag und Nacht, und immer die Gewissenspein — wie ein Verdammter, ich kann dir's nicht anders sagen. Jetzt leide ich meine gerechte Strafe und brauch' mich nicht mehr zu fürchten, bin auf gleich mit mir und meinem Gott, kann ruhig leben und arbeiten, ruhig schlafen, ruhig sterben — bin wie erlöst!"

Mit einem heiligen Schauer habe ich den Mann verlassen. Selten war mir die Gerechtigkeit, die über Himmel und Erde waltet und die sich so mächtig offenbart im Gemüthe des Menschen — selten war sie mir so lebhaft zum Bewusstsein gekommen als zu jener Stunde. Es ist das Gottesgericht im Menschenherzen. Aber es ist nur ein zeitliches Gericht, das auch der Ungläubige sieht.

Wir sehen mehr. Er, der mit dem Kreuze sitzet zur rechten Hand, wird einst kommen, zu richten die Lebendigen und die Todten. Einst, wenn alle irdischen Sonnen erloschen, alle Tage vergangen sind, wenn die Menschheit ausgelebt hat — verschwunden in der Starre des ewigen Eises oder in der Asche eines verloderten Sternes — dann wird das letzte Gericht sein.

Aber wie verstehe ich das, die Lebendigen und die Todten? Werden nicht alle, alle todt sein und werden nicht alle wieder erweckt worden sein zum Leben und zum Gerichte? Welches sind die Lebendigen, welches die Todten? Ich meine fast, unter den Lebendigen werden die hochgemuthen Idealisten, die Gläubigen zu verstehen sein, und unter den Todten die armen Zweifler und Verzweifler. Er wird in seiner Liebe beide Theile richten und wird beiden geben, was sie wünschen: den Lebensfreudigen das ewige Leben, den Todesbedürftigen den ewigen Tod.

Den einen leuchte das ewige Licht, die anderen ruhen im Frieden!

Ich bin der Überzeugung, daſs ein Menſch, der guten Willens iſt, der nach den Geſetzen der Natur und nach den heiligen Geboten (wir kennen ſie alle) zu leben trachtet, daſs ein ſolcher Menſch nicht verloren iſt, nicht aufhört zu ſein, daſs er irgendwie fortlebt, fortwirkt zum Wohle des Ganzen und zum eigenen Heile. Ob jedoch ſolche, die der Vorſehung widerſpenſtig waren, den Mitgeſchöpfen mit Abſicht Leides gethan und ſich ſelbſt entwürdigt haben, ob ſolche des ewigen Friedens, der ihnen zu wünſchen iſt, theilhaftig werden? Ob ſie nicht in irgend einer Form unerlöst und friedlos dahinſchweben müſſen durch die Räume und Zeiten, bis ſie, geläutert in weher Sehnſucht, den Heiland finden werden? Sie *werden* ihn endlich finden, alle, die ihn finden wollen. Das eine, die *ewige* Höllenpein zu glauben, iſt mir unmöglich. Weil Gott barmherzig iſt? Nein, weil er gerecht iſt.

Der Herr hat die Menſchen aufgeweckt zu Mitgenoſſen ſeiner Himmel. Nun höre ich natürlich die vorwitzige Frage, weshalb der gerechte allmächtige Gott denn ſo viel Elend und Unrecht geſchehen laſſe. Dieſe Frage iſt voller Erdenroſt und ähnlich wird auch die Antwort ſein: Wir wiſſen, daſs der Künſtler mit Gegenſätzen wirkt, ohne das Häſsliche kommen wir nicht zum Bewuſstſein des Schönen. Und wer das Leid nicht kennt, kann auch nicht glückſelig ſein. Luſt allein führt ſo wenig zu Gott, als Leid allein, *gleich* müſſen die beiden Schalen der Wage ſtehen, dann weist das Zünglein nach oben. — Ich weiß nicht, ob anderen ſolche Gedanken wohlthun, mich tröſten ſie, ſie erwecken in mir eine Vorſtellung von der Gerechtigkeit, in der man ſich geborgen fühlt. Die Gerechtigkeit iſt der große himmliſche Hut, der alles umfaſst, Luſt, Leid und Liebe. Auch Liebe? Gewiſs. Denn ſchließlich kommt Gerechtigkeit und Liebe auf eins hinaus.

(Fortſetzung folgt.)

Kleine Laube.

Der Wanderer.

Von Friedrich Marx.

Vom Wald im Abendſonnenſchein
Ein Wandr'er tritt zum Hof herein,
Ein ſeltſam fremder Wandersmann,
Dem hell das Blut vom Knöchel rann.
Er hatte ſich am Dorn verletzt,
Als er die Bürde abgeſetzt,
Nach gold'ner Saat und grünen Au'n
An Tages Neige auszuſchau'n.
Demüthig ſanft ſcheint ſeine Art,
Das Antlitz friſch im blonden Bart,
Der zweigetheilt ſein Kinn umſchloſs
Und auf die Bruſt herniederfloſs.
Sein Auge grüßt ſo mild und blau,
Wie Himmelsblick aus Wolkengrau;
Zwar ſchlicht, doch rein iſt ſein Gewand
Und wohlgeformt die weiße Hand.

In Blüten ſteht der Lindenbaum,
Erfüllt mit Duft des Gartens Raum.
Davor ein reichgedeckter Tiſch;
Das Silber blinkt vom Linnen friſch,
Und Krüge, Schalen ſelt'ner Art,
Mit Fiſch und Wild und Wein gepaart,
Mit Früchten, Blumen wohlbeſetzt,
Was Auge nur und Gaumen letzt.

Die junge Frau in Mutterluſt
Sie drückt das Knäblein an die Bruſt,
Das koſend ihren Hals umfängt,
Mit ſeinen Küſſen ſie bedrängt,
Macht ſich von ſeinen Ärmchen los
Und ſetzt den Liebling auf den Schoß,
Wie aus dem Wald das Hifthorn gellt,
Und prüft, ob alles wohlbeſtellt,
Für Gäſte ihres Herrn, der heut'
Am edlen Weidwerk ſich erfreut,
Als jetzt der Pilger vor ihr ſteht
Und ſanft um Trank und Speiſe fleht.

Verwundert ſchaut die Frau ihn an,
In Gruß und Blick ſo wohlgethan:
„Wer ſeid Ihr und wo kommt Ihr her?“ —
„„Aus Schweden, übers deutſche Meer,
Bin Gärtner, wand're nach der Stadt,
Wo unſereines Arbeit hat.““ —

„So legt erſt Eure Bürde ab,
Das Ränzel und den Wanderſtab.“
So ſpricht die Hausfrau und erſchrickt,
Als ſie den wunden Fuß erblickt,
Der rings den Raſen, daſs ihr graut,
Mit Tropfen hellen Bluts bethaut.

Doch ſchnell entſchloſſen ſetzt geſchwind
Zu Boden ſie ihr liebes Kind,
Und füllt ein Becken flinker Hand
Vom friſchen Quell am Brunnenrand,
Und wäſcht ihm mit dem Linnen fein
Den wunden Fuß vom Blute rein.

Dann holt ſie Balſam und Verband
Vom Hauſe dort am Waldesrand,
Ein paar Sandalen auch dazu,
Und gönnt ſich eher keine Ruh,
Bis tief erröthet und bewegt
Sie den Verband ihm angelegt.

Zu Tische führt sie nun den Gast:
„Genieße der verdienten Rast,
Und labe dich an Brot und Wein,
An Wild und Fisch, wirst hungrig sein!"
Sie selber weiß kaum, was sie thut, —
Ihr ist so feierlich zumuth;
Er blickt sie groß und fragend an,
Als hätte sie es schon gethan,
Gesalbt ihm einst mit eig'ner Hand
Im fernen fremden Palmenland,
Getrocknet auch, die Füße gut,
Mit ihres gold'nen Haares Flut.

Den Knaben nimmt sie auf den Arm,
Verflogen ist des Pilgers Harm,
Und wie das Brot er betend bricht,
Erscheint verklärt sein Angesicht,
Vom letzten gold'nen Sonnenstrahl,
Der durch der Linde Laub sich stahl.

Und wie er sich nun dankend neigt,
Zum Städtchen sie den Weg ihm zeigt,
Dort über Berg und Thal hinaus, —
Da blickt er segnend auf das Haus,
Das ihm so milde Labung bot,
Und Frau und Kind im Abendroth.
Dann zieht den Hügel er hinan,
G'en Westen rüstig seine Bahn,
Dass vor dem Glanz, der ihn umfließt,
Geblendet sie das Auge schließt,
Als gieng' er dort im Sonnenschein
Zur Himmelspforte strahlend ein.

Sie aber sinnt, was Christus sprach,
Dem Heilandswort ergriffen nach:
Was dem Geringsten ihr gethan,
Das seht als mir geschehen an!

Ein „alter Schutzbrief" für Mariazell.

Welch bedeutenden Einfluss der Besuch des Wallfahrtsortes Mariazell im Laufe der Jahrhunderte auf die Cultur- und Confessionsverhältnisse die Steiermark geübt hat, steht außer allem Zweifel. Es mag daher für den Historiker wie für Laien auch von Interesse sein, eine Urkunde zu kennen, welche die formelle Grundlage für die spätere Bedeutung des berühmten Gnadenorts bildete. Es ist dies nebst anderem ein „Schutzbrief" vom Jahre 1429, den wir im Nachstehenden nach seinem Wortlaute, jedoch in geänderter Schreibweise bringen:

„Wir Sigmund, von Gottes Gnaden Römischer König ꝛc., bekennen und thuen kund öffentlich mit diesem Brief allen denen, die ihn sehen, oder hören lesen; ob wir von angeborener Güte und römischer königlicher Würdigkeit wegen, darin wir von göttlicher Schickung, wie wir hoffen, gesetzt sind, ohne Unterlaß fleißig sorgen, aller Unserer und des Reichs Unterthanen und Getreuen Nutzen und Frommen zu befehlen, erkennen wir doch, dass uns mehr willig, fleißig und sorgsam gebühret, alle Klöster und geistliche Personen, die nun der Welt Ueppigkeit zurückgeworfen haben, und dem Allmächtigen Gott in einem geistlichen Leben dienen, in solchem Leben mit unsere sonderlichen Gnaden zu bedenken, gnädiglich zu handhaben, zu bewahren und zu beschirmen, und auch ihnen Frieden und Gemach zu schaffen, daß sie Christus, unserm Herrn, des Friedens Liebhaber, in friedlichem und betrübtem Wesen desto besser dienen, ihn füglich ehren und anbeten mögen. Da nun die Ehrsamen und Geistlichen, Heinrich Abt und sein Convent, des Klosters und Gotteshauses zu St. Lambrecht unsere Lieben, Andächtigen eines ordentlichen Lebens sind, und ihre Zeit in Gottesdienst, mit Singen und Lesen ehrsamlich verzehren, und die Kirche unserer lieben Frauen zu Zell — demselben Convent gehörig, dahin eine große Menge Christenvolk in Pilgrimsweise, um Gnade zu erwerben und Seligkeit, täglich zieht — und da uns nun fürgebracht ist, daß die Leute und Pilgrime, die um der Gnade willen gegen Zell ziehen, oft und schwer, auf dem Wege, auf den Straßen und auch in den Herbergen hin und wieder betrübet, gehindert und beraubt, gefangen und geschlagen werden, von untugendlichen Leuten, welche die Gottesfurcht zurückschlagen und ihre eigene Ehre und Seligkeit muthwillig hingegeben und vergessen haben, darum mit wohlbedachtem Muthe, gutem Rath — und mit rechter Wissen-

ſchaft — haben wir die vorgenannten, Abt, Convent und Kloſter zu St. Lambrecht und die Kirche ſammt dem Markte zu Zell in unſern und des heiligen Reiches beſondern Schutz und Schirm gnädiglich genommen und empfangen, nehmen und empfangen ſie auch darin von römiſcher königlicher Macht in Kraft dieſes Briefes, und ſetzen und wollen, daß ſie ſolches Geleits, Schirm und Freiheit auf den Wegen, Straßen, Herbergen und überall gebrauchen und genießen ſollen und mögen, und daß die Straßen daſelbſt hie und wieder ſicher und frei ſein ſollen von allermänniglich ungehindert. Darum gebieten wir allen und jeglichen Fürſten, Geiſtlichen und Weltlichen, Grafen, Freiherrn, Edlen, Rittern, Knechten, Vögten, Burggrafen, Hauptleuten, Richtern, Bürgermeiſtern, Räthen und Gemeinen der Städte, Märkte und Dörfer, und ſonſt allen unſeren und des römiſchen Reiches und unſerer Königreiche zu Ungarn und Böheim Unterthanen und Getreuen ernſtlich und feſtiglich mit dieſem Brief, daß ſie alle Leute und Pilgrime, die dazu und davon ziehen und kommen — fürbaß nicht mehr hindern, irren oder ſie darüber beſchädigen, bekümmern, betrüben und leidigen; noch dieſes den ihrigen oder Jemand Andern zu thun geſtatten in keinerlei Weiſe, ſondern ſie (des Schirmes) an allen Enden gebrauchen und genießen laſſen, und ſie dabei von unſer und des Reiches wegen — ſchützen, ſchirmen und handhaben.

Und wer dawider freventlich thäte, der wiſſe ſich in Gottes, des Allmächtigen, und in unſerer Lieben Frau Zorn und in Unſerer und des Reiches Ungnade und in eine Pön und Buſſe von hundert Mark löthigen Goldes, als oft und ſchwer das geſchieht, verfallen zu ſein: halb in unſere und des Reiches Kammern, und deren anderen halben Theil dem ehegenannten Abt und Convent, und denen, die alſo geleidigt worden, unerläſslich zu bezahlen. Mit Urkund dieſes Briefes, verſiegelt mit unſerer königlichen Majeſtät Inſiegel.

Gegeben zu Preßburg am Montag vor St. Laurenzen Tag nach Chriſti Geburt. 1429."

Retter in der Noth.

Wenn ein Landbewohner von den Rettungsanſtalten hört, die man in den Städten errichtet, damit Leute, die dort auf Gaſſen und Plätzen verunglücken, ſofort Hilfe finden können — ſo wird ihm eine ſolche Anſtalt höchſt überflüſſig vorkommen. Ja, wenn im Gebirge, auf öden Straßen durch Wildniſſe Rettungsſtationen wären, da möchten ſie wohl manchmal noth thun, wenn dem Wanderer etwas paſſiert und er einſam zu Grunde gehen muſs. Aber in der Stadt, wo alles voller Leute iſt auf Gaſſen und Straßen, wo der Verunglückte ins nächſtbeſte Haus getragen, für ihn um den Arzt geſchickt und alle mögliche Hilfe aus erſter Hand erlangt werden kann, wozu da eine Rettungsanſtalt?

Dieſe Vorſtellung von den Eigenſchaften der Städter iſt ganz natürlich und ganz — unrichtig. Eine große Stadt iſt eine tiefere Einöde, eine unheimlichere Wildnis, als mancher glauben mag. Und eine Stadt birgt nicht bloß moraliſch, ſondern auch phyſiſch für den Menſchen weit größere Gefahren, als das Land. Im Gaſſengedränge, Wagenverkehr, bei den Bauten, in Fabriken und Werkſtätten, in den Spirituoſenlocalen, überall lauert das Unglück. Schon die Menſchenmenge iſt eine Gefahr. Iſt es ein Zufall der Publiciſtik, wenn es ſich weiſt, daſs in Graz allein nicht weniger Unglücksfälle vorkommen, als in der übrigen Steiermark zuſammen? — Wenn du, mein Freund — ein Armer oder ein Fremdling — in der Stadt,

mitten unter der Menge zu Boden ſinkeſt, ſo biſt du höchſt wahrſcheinlich verlaſſen. Die Leute rennen wohl um dich zuſammen, fragen dich aus, was es mit dir ſei, ſuchen in deinen Säcken, ob du Mittel habeſt, reichen dir vielleicht ſogar einen Schluck Waſſer. Jeder iſt überzeugt, daſs für dich etwas geſchehen müſſe, aber einer verläſst ſich auf den anderen, man weiß auch nicht recht, was zu geſchehen hätte; ein Wagen, aber wer wird ihn zahlen? Ein Arzt, aber wer kommt dafür auf? Am Ende auch biſt du ein Seuchling, man kann's nicht wiſſen ... Schließlich zeigt man's einem Sicherheitswachmann an und die Polizei hat eigentlich auch anderes zu thun, als Samaritaner zu ſpielen. Sollteſt du verwundet ſein, ſo kannſt du einſtweilen verbluten, oder man transportiert dich auf die unzweckmäßigſte Weiſe dahin, dorthin und bringt dich unterwegs um. Alles recht gut gemeint, aber ohne jede Organiſation und Verläſslichkeit. Und ſelbſt mit dem beſten Willen wäre in vielen Fällen nicht zu helfen. Man kann das den Stadtleuten nicht aufmeſſen, jeder iſt ſelbſt gehetzt und über die vielen Leute kann die Theilnahme für den einzelnen leichter abhanden kommen, als auf dem Lande, wo in manchen Gegenden die Menſchen ſo ſchütter geſäet ſind, daſs einer den anderen nachgerade — für ſeinen Nächſten hält.

Die Städter ſind ſich ihres Mangels wohl bewuſst und das Gefühl desſelben ſteigert andererſeits ihre Hochherzigkeit, ſteigert ſie manchmal ſogar bis zur Heldenhaftigkeit. Gegen alle ſchädlichen Zuſtände einer Großſtadt erheben ſich in derſelben Großſtadt humanitäre Anſtalten, die in wahrhaft chriſtlichem Geiſte oft gar troſtreich abſtechen gegenüber jener Verrohung und Verthierung, die immer dort auftaucht, wo große Menſchenmengen gedrängt beiſammen wohnen.

Wenn du aber, mein Freund, das Unglück haben ſollteſt, etwa in Graz von einem Dachziegel getroffen oder von einem ſcheuen Pferde niedergerannt, oder von einer Maſchine verletzt zu Boden zu ſtürzen, ſo wirſt du nicht hilflos ſein. An der erſtbeſten Telephonſtelle wird man den Rettungswagen rufen, der wird in wenigen Minuten erſcheinen mit Arzt, Mannſchaft, Arzenei, Verbandzeug und allem Nöthigen, er wird dich aufnehmen in ein zweckmäßiges Lager, dich in deine Wohnung bringen, oder in ein Spital, wo dir alle mögliche Hilfe ſofort zutheil werden kann.

Nebſt den amtlichen Feuerwehren beſteht in Graz eine Freiwillige Feuerwehr, die ſeit vielen Jahren ſich große Verdienſte um Graz und Umgebung erworben hat. Aus dieſer Freiwilligen Feuerwehr hat ſich, angeregt und durchgeführt von hochſinnigen Männern, vor einigen Jahren eine Freiwillige Rettungsabtheilung entwickelt, die bei Unglücksfällen ſogleich mit Schutz und Hilfe zur Stelle ſein kann. Dieſe Rettungsabtheilung beſitzt mit allen chirurgiſchen und mediciniſchen Mitteln vollkommen eingerichtete Rettungswägen, die entſprechende Anzahl von Pferden, ein Verbandzimmer mit allem Zugehör. Ein bis zwei Ärzte ſtehen zu jeder Tageszeit in Bereitſchaft, ebenſo ſind immer an zwanzig Mann auf dem Poſten, Tag und Nacht, jeden Augenblick den telephoniſchen Hilferuf gewärtigend, der aus irgend einem Theile der weitläufigen Stadt und Umgebung ertönen kann. In Graz ereignen ſich täglich und täglich mehrere Fälle, bei denen die Rettungsanſtalt zuhilfe gerufen wird. Die Mannſchaft übt in freier Zeit an Ort und Stelle Gewerbe aus, ſie wird bei Hilfeleiſtungen nicht entlohnt, ſie widmet ſich freiwillig dem Dienſte der Wohlthätigkeit, um in Stunden der Gefahr den Mitmenſchen beizuſtehen. Wer hat nicht ſchon die Wägen mit dem rothen Kreuze durch die Gaſſen rollen geſehen? Da blickt alles einen Moment auf, es iſt irgendwo etwas geſchehen. Da gibt's manchem einen Ruck im Innern, das Herz macht vielleicht einen kleinen Freudenſprung darüber, daſs die Nächſtenliebe, die Opferfreudigkeit noch nicht ausgeſtorben iſt.

Doch nicht für Stadt und Umgebung allein ſteht die Grazer Rettungsabtheilung der Freiwilligen Feuerwehr bereit, vielmehr für ganz Steiermark, wenn ſich da oder

dort plötzlich ein großes Unheil ereignen sollte, Brand, Häusereinsturz, Grubenkatastrophe, Brückenbruch, Eisenbahnunglück u. s. w. Der große Hilfswagen der Rettungsabtheilung ist mit Verbandzeug und anderen Behelfen für fünfhundert Personen ausgerüstet.

Obschon die Ärzte und die Mannschaft freiwillig und unentlohnt ihren verantwortungsvollen Dienst verrichten, so bedarf die Anstalt, die Freiwillige Feuerwehr, wie die Rettungsabtheilung natürlich schon für die Locale, Pferde, Wägen, chirurgische und medicinische Ausstattung u. s. w. der materiellen Grundlage. Dieselbe wird geschaffen durch Mitgliederbeiträge, Stiftungen, Spenden, Legate, und je reichlicher diese Quellen fließen, umsomehr wird die Anstalt, welche in ihrer Art ein Vorbild zur Nachahmung für andere mittelgroße Städte ist, ihren Wirkungskreis erweitern können. — Vielleicht möchte es doch mancher dem Nagelschmied von Sextand nachmachen.

Der Nagelschmied von Sextand hatte im vergangenen Winter so viel Eis in seinem Hammerbach, dass die Arbeit eingestellt werden musste. Macht nichts, er geht mit seinem Freunde, dem Maurermeister, auf etliche Tage in die Stadt, um den Fasching mitzumachen, derweil wird das Eis wohl schmelzen. Aber schon am zweiten Tage ist der Nagelschmied wieder daheim und sagt: „Bei mir und dem Maurer ist der Fasching aus.“ Aber Meister, nach dem Kalender dauert er noch über drei Wochen! — „Er ist schon aus“, wiederholt der Schmied und erzählt folgendes Erlebnis:

„Wir kommen in der Stadt auf dem Bahnhof an, es ist noch finster. Wollen wir einen Wagen nehmen? frage ich. Lieber das Haderl (Guldenzettel) fürs Wirtshaus! sagt der Mauer. Auch gut, so gehen wir zu Fuß. Kaum ein paar hundert Schritte, der Maurer glitscht auf dem Eise aus, fällt an ein Fenster hin, schlägt die Scheiben ein, stürzt zu Boden, thut einen Schrei und bleibt liegen. Kann nicht auf, das Bein steht nach vorn hinaus und hat er sich den Fuß gebrochen. Vom Häusel kommt ein zuwiderer Geselle heraus und dieweilen ich um Hilf ruf', schreit er, wer ihn sein Fenster vergüten werde! Mein Maurer jammert vor Schmerz, ein paar Wachmänner legen ihn unter eine Straßenlaterne, dass er nicht auch noch überfahren werden kann und lassen die Rettungsanstalt benachrichtigen. O mein Gott, denke ich mir, bis die Rettungsanstalt kommt, ist der arme Teufel erfroren oder sonst todt, wer weiß, was ihm alles geschehen ist! Nicht zehn Minuten, und der Wagen ist da! Der Doctor gleich her über den Maurer. Fuß ab, weiter nichts! Die Männer, einer hat die Laterne, zwei andere fassen den Maurer frisch und vorsichtig auf eine Tragbahre, das Bein in eine Eisenschiene, vor die Nase was Stärkendes, in den Wagen geschoben und fort ins Spital. Das ist auch alles ganz schnell und glatt gegangen. In einer halben Stunde, wie ich nachkomme ins Spital, hat der Maurer seinen guten Verband, die Schmerzen sind auch weg und heißt es, in ein paar Wochen kann er heimfahren. Und geht der Teufel noch ganz gut aus. Wer weiß, wie es uns ergangen wäre, was ungeschickte Leut' mit dem gebrochenen Fuß angestellt hätten, wenn die Rettungsanstalt nicht gewesen wäre. Jetzt, Schmied, denke ich zu mir selber, jetzt gehst hin und das Geld, welches du mit dem Fasching verthun wolltest, das gibst du der braven Rettungsanstalt, sie wird's schon zu brauchen haben, und nachher fahrst ruhig wieder heim.“

Nagelschmied von Sextand, wacker! R.

Heiſſa, zu der Stellung!

Ein Bild aus dem niederöſterreichiſchen Volksleben von Ferdinand Haberl.

Juhu! Heiſſa! Hiazt geht's zu der Stellung! Is a Fahren und Singen, Juchezen und Springen, Dudeln und Hüatſchwenken! Von weit und brat lummen d' ſtellungspflichtigen Burſchen her in die Bezirksſtadt, wo heut' eine hochlöbliche Aſſent-Commiſſion entſcheid't, wer taugli is zum Militär oder wer das Vergnügen haben wird, die ſogenannte Krüppelſteuer zu zahl'n.

D' Leesdorfer kummen auf zwa Steirerwageln daherg'radelt. San ſaubere Burſchen, d' Leesdorfer! Kirzengrad und bamſtark! Da is der Mayer Franz, der Müller Karl, der Huber Michel, und wie ſ' halt ſonſt noch alle haßen, dö Leesdorfer. D' meiſten ſtengen auf d' Wagen, wacheln mit d' Hüat und juchazen, daſs all's hellazt!

Dem Mayer Franz, dem muſs d' Stellung viel z'fruah kummen, denn der ſingt:

„Ih bin a jung's Bürſcherl
Erſt zwanzig Jahr att,
Und hiazt ſchreibt mir der Kaiſer,
Er braucht mih ſchon bald!"

Ja, mein lieber Franz, mit welchen Jahren ſoll man denn zum Militär kummen? Wann man amal den Sechz'ger oder Siebz'ger auf'n Buckel hat, wo ſoll man nur dann den Torniſter tragen? No, und d' Frauenzimmer, thäten dö dann a ſo auf „Zweierlei Tuch" fliag'n, wie hiazt? Ih glaub' nit!

Auf der Straßen wandelt a jung's ſauber's Madel mit ihrer alten Muatter. Eahner Weg geht in die Bezirksſtadt ins Stellungshaus, das ſiacht ma glei' auf den erſten Blick, denn allzwa hab'n verwante Augen. Die Tochter is dem Müller Karl ſein' Geliebte. Wia der ſ' derſiacht, ſingt er:

„Aber pfüat dih Gott, Dirnderl,
Und pfüat Enk Gott, Moahm,
Ih fahr' hiazt zur Stellung,
Wer woaß's, kumm ih hoam!"

No, Karl, hoam kummſt du wohl ſchon no', aber — vielleicht muaſst dann bald wieder fort. So, wann d' Weinbeer' zeitig ſan, waßt?

Im Gaſtzimmer in dem Wirtshaus, wo d' Stellung allerweil abg'halten wird, ſpiel'n a paar alte Leut' mit aner Ziehharmonika und aner Zithern die g'müathlichſten Landler, und es wird tanzt, daſs's ſtaubt! An Tänzerinnen fehlt's nit, denn dö ſan überall, wo ſ' a Muſi' hören. Wann man ſo zuaſchaut, glaubt man, es is der Kirta und nit d' Stellung. 's dauert aber nit lang, kummt a Gendarm und meld't, die Aſſentcommiſſion is ſoeben ankummen und beginnt ihres Amtes zu walten.

Da hört d' Muſi' auf, die Burſchen laufen in' Hof auſſi, und warten d'ſelm ſo lang, bis' ſ' an d' Reih kummen. Der ganze Hof is voller Menſchen. Klane Kinder und alte Weiber ſan a do, denn dö fehl'n nindерſcht, wo's was z'ſchauen gibt. Da kummt vom Saal herab a zweiter Gendarm und ruaft: „Von eins bis fünfzig hinauf!"

Dö fufz'g poſeln in Saal auſſi. Hiazt is im Hof herum alles g'ſpannt. Wen werd'ns z'erſt „faſſen"? Und es dauert nit lang, reißt er ſchon, der erſte, drob'n im Nebenſaal, in den die „G'halt'nen" bis zum Schwören eing'ſpirrt werd'n, a Fenſter auf und macht an Juchazer herab! — „Hängt ſchon oaner!" ſchrei'n d

Leut'. Wer is' denn? — Der Mayer Franz von Leesdorf! Der Franz lahnt ſich zum Fenſter außer und ſingt:

„Hiazt hab'ns mih halt g'halten
Zu die Elfer-Jäger,
Hiazt hock' ih mih hinter d' Staud'n
Und thua fürerſpächer!"

Alsdan, a Jäger is der Franz word'n. Freili', zum Fuhrweſen war er viel z'klan. Aber a feſcher Soldat wird er, dös muaſs ma eahm laſſen! Ih hab' mir's glei' denkt, den laſſen's nit aus! — Es vergeugan kane fünf Minuten, hört man ſchon wieder drob'n im Speckkammerl — ſo nennen d' Leut' den Nebenſaal — juchazen und mit d' Füaß ſtampfen. — „Hab'n ſchon wieder oan!" ſchrei'n d' Leut'. — Er kummt zum Fenſter — wer is's? Der Huber Michel! Loſen wir, zu was' den g'nommen haben.

Der Michel ſingt:

„Hiazt hab'ns mih hatt g'halten
Zu der Artillerie,
Hiazt därf mehr mein' Muatter
Nix kochen für mih.
Nix kochen, nix waſchen,
Nix flicken für mih,
Denn ih bin a Soldat
Bei der Artillerie!"

„Schau dir eahm an!" moant da der Strohſchneider Waſtl, der überall dabei ſein und zu allem ſein Senſt dazu gebn muaſs — „a Artolleriſt! Ih hab' mir's glei' denkt, das 's'n zu ſo was faſſen werd'n, den Miſchko, denn der is a g'ſcheidter Burſch, da gibt's nix z'ſagen. Schreibt ſich an jeden Brief ſelber, braucht neam'nd dazua! Was aber das anbelangt, daſs hiazt ſein' Muatter für eahm nix kochen, nix waſchen, nix flicken mehr därf, ſo moan ih, es war' ihr vielleicht liaber, wann ſie's därfert! Oder ſolltet's valleicht froh ſein, daſs 's 'n anbringt. Ih woaß 's nit, ih bin nit ſo eing'weiht in ſeine Familien-Verhältnuſſer. Geht mih a wetter nix an!"

„Was z'reißen S' Ihnen denn nachher 's Mäul, wann's Ihnen nix angeht?" ſichelt 'n Waſtl a Bäckerg'ſell, der mit ſeiner Krainzen neben eahm ſteht.

„No, dih wer' ih aber do nit fragen, du altbackener Semmelagent!" ſchreit ihn der Strohſchneider an. „Ziag, ſunſt kriegſt ane auf dei' Schuſterlabel-Gſicht, daſs 's dir anlauſt, wia a guat abtriebener Krapfentag!"

„San S' ſtad, ih was Ihner a G'ſchäft", will hiazt der Burſch den Grantigen beſänftigen. Der will aber davon nix wiſſen.

„Du?" ſagt er, „a G'ſchäft? Mit dem G'ſtell? Leicht das Stroh ausramen, was d' in dein' Hirnkaſtel drin haſt, damit daſs 's nit Feuer fangt, waunſt amal z' nachend zum Backofen zuchikimmſt? Geh' ham mit deine ſalzſtangeldünne Elfer, Ös werd'ts eſſen! Geh' in dein Backſtuben, hülf oder miſch, ſunſt miſch ih dirs und hülf dir!"

Der Waſtl hätt' noch a Weil' zur größten Gaude für d' Leut' ſo fort-g'ſchwadert, aber — „Hängt ſchon wieder oaner!" ſchreit auf amal wer. — Richtig ſteht ſchon wieder aner beim Fenſter und ſingt:

„Ih bin a Herr Soldat,
Mein Maderl want ſie z' todt,
Ih bin a lauter Bua,
Ih lach' mir g'nua!"

Merkwürdi', was 's für Leut' auf derer Welt gibt! Sein Maderl want ſich ſich z'todt und er lacht ſich g'nua! Das is ja a Tyrann — wann dös wahr war'!

Ih glaub' aber — und ih wir a Recht hab'n — er hat dös G'ſtanzel bloß desweg'n g'ſungen, weil er ka anders g'wiſst hat, und es ſich doch g'hört, daſs man den Leuten ſingt, man is hiazt a „a Herr Soldat".

„Leut', da ſchaut's her!" ſchreit hiazt aner, „der llane Zwergel da war a ſchon bei der Stellung! Gebt's acht, daſs 's ihn net z'ſamtret's!" — Alle Augen wenden ſich dorthin, wo man in' Saal 'naufgeht. Bei der Thür kummt a llaner Waldbauer außer, nit größer, als a Bua von zehn bis zwölf Jahren. Er juchazt, wachelt mit'n Hüaterl, an dem ſein Loszettel und a Sträußerl ang'ſpendelt is, und kraht wia a Kikerikihahn:

„Der Kaiſer in Wean,
Der nimmt d' ſchön Buab'n zu eahm,
Nur die Krumpen und die Ktoan
Laſst er für d' Maderln dahoam!"

Das G'lachter, das über dös G'ſangel unter d' Leut entſteht, wird no' viel ärger, wia a himmelhoher Hauer, der ſogenannte Schiedhofer-Lange, hergeht und in ſein Übermuath den „Kloan" in d' Höh' hebt, daſs ihn die ganze Verſammlung ſeg'n kann. So laut wird der Spectakel, daſs a Gendarm aus'n Saal kummt und „um Ruah bitt'". Nacher legt ſich der Sturm wieder.

„Juhu! Heiſſa!" hört man hiazt wieder aus'n „Speckkammerl" und bald d'rauf ſtürzt der „Friſchg'ſangte ans Fenſter. Wer is'? Der Müller Karl. Da ſchreit im Hof a Stimm' ſchmerzli' auf, und auf den Aufſchrei folgt a bitterlich's Wana. Das Maderl is', das want, dös mir auf der Straßen g'ſeg'n haben. Der Karl ſucht's — find't's — ſchaut's a Weil trauri an — nachher ſingt er:

„Aber Dirndert, ſei g'ſcheidt,
Schau der Kaiſer braucht Leut',
Wann ih z'rucktumm retour,
Bin ih wieder bei Bua!"

Alſo hab'ns ihr'n wirkli' g'halten, 'n Karl! 's muaſs eahm ſchon vorganga ſein! Aber an ſchön' Troſt gibt er ſeiner Liabſten, was? „Wann ih zruckkumm retour." O Gott, wia viel junge Burſchen ſan ſchon zum Militär kummen und hab'n eahner Hoamat nimmermehr g'ſeg'n! Mir wollen aber hoffen und a dem Maderl vom ganzen Herzen wünſchen, daſs „ihr Bua" wieder „retour" kommt!

Poetenwinkel.

Sonett.

Oh, raff' dich auf, wenn auch in bangen Stunden
Der Muth dir ſinkt, und dich der Frohſinn flieht.
Dein warmes Herz hat wohl zu tief geglüht,
Und doppelt haſt du Luſt und Leid empfunden.

Und wenn dein kindlich Lächeln auch geſchwunden,
Ein dunkles Sehnen durch die Seele zieht,
Da ſie des Lebens ernſte Löſung rieth, —
Hab' Muth, dein krankes Fühlen wird geſunden!

Beneid' nicht jene, die mit ſeichtem Blick
Das Leid nicht faſſen, fühllos ſind im Glück, —
Du würdeſt ja mit ihnen nimmer tauſchen.

Sei treu dir ſelbſt und ſieh' im hellen Licht
Die ſchöne Erde an; hat ſie denn nicht
Fürs trübe Herz genug, ſich zu berauſchen?

Hela Balder.

* * *

Gewitterabend.

Sturmwolken fegeln leuchtend übers Thal,
Und Schatten flattern über Felsenwände
Wie riesengroße, irre Geisterhände.

Nur hier und dort zuckt noch ein Flammenstrahl —
Es glüh'n, vom letzten Sonnengold beschienen,
Blutroth der Marmolata Schneelawinen!

Ein majestätisch Bild! Es liegt wie Duft
Auf ihrem Haupt ein Diadem von Myrthen
Der stolzen Königin der Dolomiten!

Indes das Thal schon ruht wie eine Gruft,
Ragt sie in Glanz und helle Purpurspangen
An ihrer starren Gletscherstirne prangen. — —

Ein wildes Rauschen, Rollen in der Luft!
Es zittert durch das All ein großes Bangen
Und Alpenglüh'n und Schattenspiel — vergangen. —

E. Varinkay.

* * *

Frühlingserwachen.

Tief im Walde. Schwere Schneelast
Niederdrückt die Föhrenäste ...
Doch die Sonne schickt schon Boten
Ladend zum Versöhnungsfeste.

Niederfällt vom Zweig die Schneelast
Und es schallert in den Gründen;
Und von meiner Seele fallen
Meine Sorgen, meine Sünden.

„Te absolvo" spricht der Frühling:
Blumen kommen aus der Erden ...
Lieben will ich, — ich will gut sein,
Will zum Kinde wieder werden!

Fern am Berge steht der Heiland,
Wo das Abendroth entglommen,
Und er winkt mir und sagt leise:
„Lasst die Kleinen zu mir kommen!"

Anton Renk.

* * *

Jäher Wechsel.

Das Glück hat plötzlich über Nacht
Mein kleines Heim bezogen.
Dass es mir angst und bange macht,
So jäh kam's hergeflogen.

Das stille Leid war lang mein Gast,
Wir lernten uns vertragen.
Wenn's wieder käm', ich glaube fast,
Ich müsst Willkomm! ihm sagen.

Glück, willst du, dass wir auch so gut
Mitsammen hier hantieren,
Dann gib' mir deinen Stab und Hut!
Ich will's mit dir probieren.

Eins sag ich dir im voraus gleich:
Du musst dich still verhalten,
Denn hier in meinem engen Reich
Bleibt alles schön beim alten!

Franz Floth.

* * *

Geständnis.

Wir giengen zusammen den langen Weg
Und giengen ihn jeden Tag;
Von allem sprachen wir, nur nicht von dem,
Was uns am Herzen lag.

Schneeflocken fielen in lustigem Tanz,
Wir schritten beklommen, stumm;
So klein und elend erschien ich mir,
So feige und so dumm.

Mir schlug das Herz bis an den Hals,
Ich wagte das erste Wort:
„Wie lustig es schneit, vielleicht, es schneit
Noch ein paar Tage so fort." —

„„Ja, ja, vielleicht."" — „Und die Flocken,
wie groß", —
„„Und weich und weiß"" — „und dicht!"
Da trieb der Wind einen Flockenschwarm
Uns gerade ins Angesicht.

Belustigt sahen wir uns an
Und giengen in rascherem Schritt;
Von allem wir sprachen, nur nicht von dem,
Was in uns wogte und stritt.

Wir reichten schließlich uns die Hand:
„„Und morgen auf Wiederseh'n!""
Da sahen wir uns trübe an —
Und blieben beide steh'n.

„Wie doch die Zeit so langsam schleicht,
Wie ist das Morgen so fern, —
Und wissen Sie, — und wissen Sie — — —
Ich hab' dich, mein Kind, so gern!"

Friedrich Thamm.

* * *

Was ich liebe.

Ich lieb' es, wann bei Saitenspiel
Die vollen Becher schäumen,
Ich lieb', wann mich kein Mägdlein will,
Mir eines zu erträumen.

Ich lieb', wann mich kein Herze minnt,
Mich in Geduld zu üben,
Und unvermerkt und treugesinnt
Die ganze Welt zu lieben.

Fr. Pühringer.

* * *

Bärbchens Lied.

Wenn ich im Hausflur oben geh',
An Muhmens Truh' vorbei,
Wird um das Herz mir stets so weh,
Als ob dort unter Erd' und Schnee
Ein Glück vergraben sei.
Wohl weiß ich, was mir trüben Muth,
Mein Herz so traurig macht:
Im spruchgeschmücklen Schreine ruht
Die alte, liebe Tracht.

Da liegt, gefaltet säuberlich
Von Händen, die längst ruh'n,
Manch Röckchen, dessen Grün verblich,
Dess' buntes Band entfärbte sich,
Bei hohen Stöckelschuh'n;
Der Ahne braunes Bernsteinband,
Uralte Thaler, schwer,
Ein Silberreif für Bauernhand
Und and're Schätze mehr.

Es ruht im altersgrauen Schrein
An hundert Jahre aus
Manch schneeig weißes Halstüchlein,
In dessen Ecken stickte fein
Die Ahn' den Blumenstrauß;
Doch auch manch' Mützlein[1]), kurz gar sehr,
Von längstverscholl'nem Schnitt,
Mit Silberknöpfen, blank und schwer,
Denn anders thät' man's nit.

Wohl auch manch' dunkles Häubchen rund,
Dran manch gewässert Band,
Dess' Form man nicht mehr kennt jetzund,
Und Seidentüchlein, zart und bunt,
Mit weichem Franzelrand.
Wie wird mir doch so trüb zu Sinn,
Dass man dich nun verlacht! —
Wo giengst, du hin, wo giengst du hin,
Du alte, liebe Tracht?! —

Im Schenkhaus tanzt die dralle Maid,
Tanzt eine Bauernbraut,
Nach neu'stem Schnitte ist das Kleid
Der lustigen zwei Leute heut',
Die Gäste jubeln laut.
Ich hab' befestigt ihr den Kranz,
Dann schlich ich fort mich sacht,
Du fällst mir ein bei Spiel und Tanz,
Du alte, liebe Tracht! —

Wenn ich einst freie, soll ans Licht
Der Schmuck Großmütterleins,
So tret' ich an den Altar schlicht —
Die neue Tracht, ich mag sie nicht
Im Glanz des Sonnenscheins.
Und wenn sie einst mich sargen ein,
Sei es in alter Tracht, —
In ihr geh' ich zum Himmel ein,
Und sag' euch gute Nacht.

Wenn dann der Petrus zögern will
Und staunt mich an gar sehr
Und geht hinein zum Herrgott still,
Dass selbst er meinen Wunsch erfüll',
Und ruft ihn leise her,
Spricht wohl mein Gott: „Mach' auf geschwind,
Zeig' ihr des Himmels Pracht! —
Dies ist das letzte Bauernkind
In aller Landestracht."

E. Stubenrauch.

* * *

[1]) Altfränkische Bezeichnung für Kittel.

Die größten Weiſen und die größten Schwärmer,
Sind worden durch ihr Gottvertrau'n nicht ärmer.

Moczan.

* * *

Das Echo.

Aus dem Engliſchen des Alfred Tennyſon. Überſetzt von J. Feis.

Die Abendpracht aufs Schloſs fällt ſacht,
Die Firnen märchenhaft ergtühen,
Auf See'n rollt das laut're Gold
Und Waſſerfälle herrtich ſprühen,
Blaſ', Waldhorn, blaſ', daſs laut die Echos ſchallen
Und leiſ' und leiſer flüſtern und verhallen.

O horch', nimm wahr, wie ſanft und klar
Sie in die Ferne weiter dringen,
Wie fern und ſchön von Klipp' und Höh'n
Die Töne leiſ' vom Fee'nland klingen.
Blaſ', daſs von Purpurſchluchten Echos prallen,
Und ſchwindend leiſ' und leiſer Antwort lallen. —

Sie ſchwinden dort an Himmelspfort',
Auf See'n, mein Lieb, auf Fels und Schollen,
Doch unſ're Echos fort und fort
Von Seet' zu Seele wachſend rollen,
Blaſ', Waldhorn, blaſ', daſs laut die Echos ſchallen
Und leiſ' und leiſer flüſtern und verhallen.

Eine Stimme für das Schlimme.

Vor kurzem kam uns das folgende nicht unintereſſante Schreiben zu, offenbar an den „Heimgärtner" gerichtet:

„Geehrter Herr!

Unſer Ziel ſei der Frieden des Herzens, das iſt ein ſchöner Spruch, daſs aber der Friede des Herzens durch die von Ihnen vertretene Richtung der Literatur weſentlich gefördert wird, halte ich für einen Irrthum. Wenn ich in einem Buche nur von edlen, guten und vortrefflichen Menſchen leſe, ſo werde ich zugleich unzufrieden mit meinen Nebenmenſchen, welche dieſen Idealen nicht entſprechen. Allerdings ſind dieſe Ideale vom Dichter dazu beſtimmt, daſs ſich der Leſer darnach bilde. Wer im Sturme des Lebens ausharren muſs, für den taugt die Lectüre unſerer beſten Dichter nicht; ſie wird ihn unzufrieden mit der Mitwelt machen. Da iſt es ganz etwas anderes, wenn man Romane lieſt oder Schauſpiele ſieht, wo ein Spitzbube immer ſchlimmer als der andere iſt, man ſieht nachher ſeinen Nachbar weit günſtiger an, wenn er etwa auch nicht das Ideal eines braven Nachbars wäre. Wenn das Eheglück irgend eines Helden oder einer Heldin allzugünſtig geſchildert wird, ſo kann das nur Unzufriedenheit erzeugen, wenn (was ja in der Regel der Fall iſt) die andere Ehehälfte einige Unvollkommenheiten beſitzen ſollte. Die Xantippengeſchichten ſind mir lieber. Das Glück jener Eltern, welche Kinder beſitzen, wird auch oft allzuſaftig geſchildert, jene Eltern, welche wohlgerathene Kinder haben, dürften eine ſchriftliche Anweiſung zur Würdigung dieſes Glückes wohl entbehren können, jene welche ſie nicht haben, dürften durch ſolche Schilderungen nicht zufriedener werden. Als die Menſchheit einſt in der Klemme ſaß, wurde ſie ihrer alten, heiteren, idealen Götter auch überdrüſſig und der Glaube wandte ſich Jeſus Chriſtus zu, der am Kreuze geſtorben iſt. Und die Leiden des Gottesſohnes gaben Millionen

Menſchen Geduld und Kraft im Ertragen und Überwinden von Mühſalen aller Art. Nur auf dunklem Hintergrunde erſcheint uns unſer eigenes Leben licht und heiter.

Indem ich hiemit ſchließe, hoffe ich auf Ihre Entſchuldigung rechnen zu dürfen, daſs ich ſo dreiſt war, dieſe Zeilen an Sie zu richten und zeichne

E. U."

Hat auf dieſe Äußerungen hin jemand etwas zu ſagen? Wenn ja, ſo ſoll er im „Heimgarten" das Wort haben. Einſtweilen iſt zu bedauern, daſs der Hinweis auf Chriſtus die Einheitlichkeit der dargelegten Anſchauung aufhebt. Chriſtus iſt ja eben das höchſte Ideal des Guten, welches durch Geduld, Selbſtbeſcheidung und Opferfreudigkeit ſeinen Schwerpunkt auf den Frieden des Herzens legt. — Mit dieſem Hinweiſe ſoll aber den Meinungen anderer, die ſich etwa melden wollen, nicht vorgegriffen werden. Die Redaction.

Bücher.

Dagmar, Leſſeps und andere Gedichte. Von Maurice Reinhold von Stern. Mit dem Bilde des Verfaſſers. (Dresden. Pierſon. 1896.)

Die proſaiſchen Schweizer haben ganz bedeutende Dichter. Erklärt ſich das aus der Naturnothwendigkeit des Gegenſatzes? Abgeſehen von Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer. Da iſt vor allem der glänzende Stiliſt und Novelliſt J. V. Wiedmann. Da iſt Maurice Reinhold von Stern, den man zu den beſten Lyrikern der Gegenwart zu zählen hat. Er ſteht mit einem Fuße auf der alten Schule, mit dem anderen bei den „Jungen", aber dieſe ſo ausgeſpreiteten Beine geben ihm ein feſtes Stehen. Unter den guten Dingen des neueſten Bandes von Stern iſt wohl das intereſſanteſte „Leſſeps", der die Menſchen „beſtehten muſs, um ſie dann zu beſchenken!" — Wie er ſich wohl mit der republikaniſchen Schweiz abfindet, der Züricher Dichter, der da ſingt: „Wo viele herrſchen, iſt kein Recht zu finden, wo alle herrſchen, herrſcht der Adel nicht"? — Nervös wird dieſe ſonſt doch ziemlich robuſte Poetenſeele nur, wo Heinrich Heine in den Geſichtskreis tritt, da ruft Stern in geniatem Pathos aus: „Stadtväter von Düſſeldorf, ihr ſeid Eſel!" Wir nehmen dieſen naiven Ausbruch des Kameradſchaftsgeiſtes ſo wenig ernſt, als jenen Kritiker, der mit nicht minder genialem Pathos ausrief: „Wer Maurice Reinhold von Stern für einen Dichter hält, der iſt ein Eſel!" — Von Heinrich Heine bis Maurice Stern — alles Geſchmacksſache. . . . R.

Timur-Khan. Der Roman eines Pferdes. Herausgegeben von Heribert Hülgerth. (Wien. Hofbuchhandlung L. W. Seidel & Sohn. 1896.)

Seinem „Jägergulden" und dem köſtlichen Heldenepos „Lieutenant Cucullus" läſst der vortreffliche Humoriſt in „Timur-Khan" ein Buch folgen, welches in zwölf Geſängen ſo viel Kraft, Schönheit und Wohltaut entfaltet, daſs der Leſer ſich ſchwer von der berückenden Schilderung des Bosnalandes und all der muthigen und intereſſanten Perſonen trennen kann, deren Schilderung dem Verfaſſer rühmlichſt getungen. Schwungvoll, anſchaulich und techniſch verblüffend ſicher zeichnet Hülgerth Land und Leute und coloriert ſie mit gottbenem Humor und weichen Gemüthstönen. Dieſes Buch iſt nicht bloß das Werk eines edten Thierfreundes, eines ſcharfen Beobachters von Land und Leuten, ſondern auch das eines gemüthsinnigen, formgewandten Dichters.

Fraungruber.

Familie Lugmüller. Erzählung von Arthur Achleitner. (Deſſau, C. Dünnhaupt.)

Eine tiefergreifende Geſchichte. Keine Unterhaltungslectüre im gewöhnlichen Sinne und doch ſpannend und feſſelnd von Anfang bis zu Ende, eine jener Erzählungen, die man nicht aus der Hand legt, ehe man die letzte Seite zu Ende geleſen hat. Der Name Achleitner hat ſchon lange einen guten Klang in der literariſchen Welt; aber es waren bisher weſentlich kleine Geſchichten aus den bayeriſchen und öſterreichiſchen Bergen, die durch ihre feine

Beobachtung von Land und Leuten, durch ihr Eindringen in das Leben und Treiben der Bergbewohner und durch ihre gewandte Darstellung des Erlebten und Geschauten Zeugnis ablegten von der originellen Begabung des Verfassers. Das vorliegende Buch ist eine Tendenzschrift durch und durch und seine Tendenz richtet sich gegen längst bekannte, aber selten so offen zur Schau gestellte Auswüchse des Geschäftskatholicismus, in erster Linie des übertriebenen Wallfahrtenwesens. Das ist um so bemerkenswerter, als der Verfasser selbst Katholik ist. Es ist die Geschichte einer unglücklichen Familie, an deren Unglück zum großen Theile eben die Missstände schuld sind, die in dem Buche gegeißelt werden sollen, zu denen neben solchen, die auf religiösem Gebiete liegen, besonders noch die durch das in Österreich und dem größten Theile von Bayern geltende Heimatsrecht hervorgerufenen Härten gehören. Der Humor, der bei Achleitner sonst so reichlich fließt, ist dem ernsten Gegenstande entsprechend spärlich vertreten; wo man ihn findet, hat er einen stark satirischen Zug.

Der suspendierte Theaterdirector. Rede des Directors Müller-Guttenbrunn. Gehalten am 24. Februar 1896 in der außerordentlichen Generalversammlung des Raimundtheater-Vereines in Wien. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

Das Muster einer Vertheidigungsschrift. Allein der Mann hatte es leicht, sich zu vertheidigen, für ihn sprechen die Thatsachen! Es ist unerhört, dass trotz dieser klaren, einfachen und wohl ganz unwiderleglichen Darstellung des Falles die Generalversammlung des Raimundtheater-Vereines die Absetzung Müller-Guttenbrunns als Director doch beschlossen hat. Aber es ist undenkbar, dass jemand, der die Affaire ohne Voreingenommenheit ruhig durchdenkt, jener Anklage, jenem Beschlusse recht geben kann. Es ist aufs äußerste empörend, dass Hass und Rachgier imstande sind, einen redlichen Mann vor einer Anzahl bethörter Menschen erfolgreich zu verdächtigen, ihn ins Unrecht zu setzen, wenn auch nur für kurze Zeit. Aber jenen Herren vom Raimundtheater-Verein wird in der glänzenden Rechtfertigungsschrift so gründlich heimgeleuchtet, dass sie wahrscheinlich sehr froh sein würden, wenn sie dieses Intrigenstück nicht in Scene gesetzt hätten. R.

In Freud und Leid. Gedichte von Franz Tiefenbacher. (Cilli. Georg Adler. 1896.)

Unter diesen zumeist herzwarmen Gedichten das liebste ist mir das von Seite 8 unter dem Titel: „Mit mir". Dieses allein gibt schon dem Büchlein seinen Wert. M.

Die neueste Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes** (Halle a. S. Otto Hendel) bringt unter dem Titel „Repräsentanten der Menschheit" den zweiten Theil der gedankenreichen Essays des amerikanischen Philosophen Ralph Waldo Emerson. Der Übersetzer Dr. Karl Federn schickt auch diesem Bande eine inhaltsreiche, anregende Einleitung voraus, die den Genuss, den die Lectüre des Buches jedem tiefer veranlagten Menschen bereiten wird, noch erhöht. Ein weiteres Heftchen bringt die „Marinebilder" von Weruméus Buning, einem holländischen Autor. Dann das classische älteste französische Epos, „Das Rolandslied", in einer vortrefflichen Übersetzung von Dr. G. Schmilinsky. Aus der neueren französischen Literatur bringt die Serie Erckmann-Chatrians reizende Elsässer Volksgeschichte „Madame Therese" und den mit dieser Idylle eigenartig contrastierenden berühmten Roman „Madame Bovary", das Meisterwerk Gustave Flauberts, den Roman, der als Ausgangspunkt der modernen Realistik betrachtet werden darf. Endlich von Otto Ludwig die beiden Trauerspiele „Der Erbförster" und „Die Makkabäer". V.

Steirische Sommerfrischen nennt sich ein neues, höchst dankenswertes literarisches Unternehmen, welches die Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky in Graz ins Leben ruft. Das erste Heft enthält: Krakau bei Murau von Johannes Frischauf. Dem guten verlässlichen Texte ist eine Generalstabskarte beigegeben. Wir sind kein Freund dieser fast unleserlichen Generalstabskarten und wäre uns eine Touristenkarte lieber gewesen. M.

Soeben ist bei Schmidt & Günther in Leipzig ein interessantes Werk erschienen, nämlich: **„Die Generalin Bonaparte"** von Josef Turquan, übertragen und bearbeitet von O. Marschall von Bieberstein. Mit Illustrationen. Man wird in diesem Werke von einer Josephine, wie die napoleonische Legende sie darstellt, nichts finden, wohl aber wird man Josephine so geschildert finden, wie sie wirklich war. V.

„In ernsten und heiteren Stunden" nennt sich eine kleine Gedichtesammlung, die Franz Freiherr von Schrenk bei Pierson in Dresden herausgegeben hat. Freunden von harmloser sinniger Poesie sind diese wohlgeformten Gedichte bestens zu empfehlen. M.

Digitized by Google

Der Briefmarkensammelsport. Über alle Länder dehnt sich dieser Sport aus, Vereine tauchen auf an allen Enden der Welt, eine umfangreiche Literatur ist entstanden, und zahlreichen Leuten bietet die Philatelie Beruf und Fortkommen. Wer hätte es vor Jahren für möglich gehalten, daſs eine Firma, wie die Leipziger Verlagsfirma Baumbach & Co., ein Personal von durchschnittlich fünfhundert Mann beschäftigen könnte in ihren verschiedenen Officinen in der Hauptsache mit Verlagsartikeln für Briefmarkensammler. Dort erscheint nicht nur das in weitesten Kreisen bekannte Universal-Briefmarkenalbum, man findet dort Albums und Sammelbücher in jedem Geschmack und für jede Börse, von den feinsten Ausgaben für Specialisten im Werte von Mk. 100·— bis zu Büchern für jugendliche Sammler zum Preise von 10 Pfg. Auch eine Specialzeitung für Briefmarkensammler, „Die Post", aus dem gleichen großen Verlage bringt zweimal monatlich eine Fülle belehrender und anregender Artikel. V.

Alpenheim. Monatsschrift für das Volk. Redigiert von Josef Steiner. (St. Johann im Pongau. Gustav Adolf Bibus.)

Die Monatsschrift „Alpenheim" soll ein Hort für echte Volkspoesie, wie auch für alles, was das schöne Salzburgerländl im engeren und die Alpenländer Österreichs im weiteren Sinne an Kunst und Poesie hervorbringen, sein. Das erste Heft läſst sich nicht schlecht an. M.

Büchereinlauf.

Der Narr von Nürnberg. Ein Lied aus deutschem Mittelalter von Ferdinand Wittenbauer. (Wien. Carl Konegen. 1896.)

Braut des Vaterlandes. Eine Begebenheit aus dem Tiroler Freiheitskampfe. Dramatische Scene von Karl Domanig. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1895.)

Dramatische Werke von Franz Nissel. Dritte Folge. Nebst einem Anhang: Gedichte. (Stuttgart. 1896. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.)

Zum Zeitvertreib. Allerlei Geschichten, Sagen und Schilderungen aus den niederösterreichischen Bergen von Joh. Jantsch. In vierundzwanzig Lieferungen. (Wien. Selbstverlag des Verfassers, VI., Fleischmanngasse 7.)

Silhouetten. Dorf- und Heidegeschichten von Max Geißler. (Wachwitz. Geißlers Verlag.)

Die Schneekönigin. Dramatische Dichtung von Anton Renk. (Innsbruck. A. Edlinger. 1896.)

Faskaris. Zweiter Theil: Der Alchymist. Zweite durchgesehene Auflage. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Allgemeine Nationalbibliothek. (Wien. E. Daberkow.)

Nr. 131. Der Condor. Von Adalbert Stifter.

Nr. 132. Schulmädchen und Hausfrau. Von Ferdinand Kürnberger.

Nr. 133—134. Der Talisman. Von Johann Nestroy.

Nr. 135. Geldtruhe, man wirbt um dich. Von Maurus Jókai.

Nr. 136. Heimlicher Reichthum. Von Ferdinand Kürnberger.

Gedichte von Gustav Renner. Zweite Auflage. (Rixdorf-Berlin. Selbstverlag des Verfassers.)

Lieder aus der kleinsten Hütte. (Dresden. Glöß. 1896.)

Junge Pfälzer. Gedichte von Ernst Victor Bunzendahl. (Berlin. Eduard Rentzel.)

Sozialreform in Österreich. Eine Kritik der jüngsten Gewerbenovelle. Vortrag von Dr. Leo Verkauf. (Wien. Erste Volksbuchhandlung. 1896.)

Kinder-Hausmusik bei frohen Festen. Ein-, zwei- und dreistimmige Kinderlieder mit leichter Clavierbegleitung für Weihnachts-, Neujahrs-, Namenstags-, Geburtstags-, Hochzeitsfestlichkeiten u. s. w. Originalbeiträge deutscher Tonkünstler. Herausgegeben von J. Zimmermann. (Düsseldorf. L. Schwann.)

Die Schundliteratur und ihre Bekämpfung von seiten des Lehrers. Von Otto Rühle. (Großenhain. Hermann Starke.)

Gar mächtig ist im Menschen die Bestie! Allerlei sociale Fragen sowie das Ganze des Thierschutzes einschließlich der Mißwirtschaft der Thierschutzvereine. Zur Unterhaltung und Beherzigung für Jung und Alt, Hoch und Nieder von Rudolf Bergner. (Graz. Selbstverlag des Verfassers, Körblergasse 40. 1896.)

Die Pilzküche. Genaue Anweisung zur Zubereitung und Aufbewahrung der in Deutschland wachsenden Speiseschwämme. Herausgegeben von Karl Kloeber. (Quedlinburg. Th. Fried. Vieweg. 1893.)

Der Pilzsammler. Genaue Beschreibung der in Deutschland und den angrenzenden Ländern wachsenden Speiseschwämme. Herausgegeben von Karl Kloeber. (Quedlinburg. Chr. F. Vieweg. 1896.)

Jahresbericht und Mitgliederverzeichnis der österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde. 1895. (Wien. Verlag der österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde. 1896.)

Aufruf zur Errichtung eines Denkmales für P. Blasius Hanf.

Drei Jahre sind vergangen seit dem Tode des um die Erforschung der steiermärkischen Vogelwelt hochverdienten, weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannten Pfarrers von Mariahof, P. Blasius Hanf.

Das unterzeichnete Comité beabsichtigt, die wissenschaftlichen Verdienste des Verstorbenen zu ehren und demselben an dem Ufer des Furtteiches, wo der Verewigte vorwiegend beobachtete und sammelte, ein würdiges Denkmal zu errichten. Zu diesem Behufe laden wir die zahlreichen Freunde Blasius Hanfs ein, durch Einsendung von Beiträgen dieses Vorhaben fördern zu wollen.

Zusendungen, welche in dem Vereinsorgan „Schwalbe" ausgewiesen werden, erbitten wir an den Ornithologischen Verein, Wien, I. Wollzeile 12.

Für das Comité:

Der Obmann:

Adolf Bachofen v. Echt sen.,

Brauereibesitzer, Ritter des Franz Josefs-Ordens, Präsident des Ornith. Vereines in Wien, Ehrenmitglied der Ung. ornith. Centrale in Budapest. Wien-Außdarf.

Postkarten des „Heimgarten".

J. J., Graz: Einem Kunstwerke gerade darum größeren Wert beizumessen, weil es von einem Landsmanne stammt, das verlangen wir nicht. Man muss froh sein, wenn das Kunstwerk nicht niedriger geschätzt wird, weil es von einem Landsmanne stammt.

A. P.: Gedichte nicht von Bedeutung. Das beste derselben nimmt sich gedruckt so aus:

Was dir die Himmelsmächte spenden,
Ist deiner eig'nen Arbeit Lohn.
Sie dürfen keine Gnaden senden
Ganz unverdient dem Erdenahn.

Will schwachen Segen dir zuweilen
Mit Missmuth füllen deine Brust,
Dann heißt es rasch zur Arbeit eilen
Und neuen Segen schafft die Lust.

Dies gilt für jetzt und alle Zeiten;
Nie ändern Kräfte ihren Lauf.
Und was sie wirkend vorbereiten,
Nimmt stets der Himmel gnädig auf.

Iw. J. G., Graz: Wir sollen Ihnen für Ihre Sammlung von Dialectdichtungen, Volkserzählungen, Dramen und Epigrammen einen kurzen, drastischen, originellen, treffenden und dem Landvolke sympathischen Titel erfinden? Nennen Sie die Sammlung: „Schmarren".

J. L., Wien: Lesen Sie das für Sie gewiss interessante Büchlein von Eduard Fedor Kastner: „Aus meinem Leben." Verfasser und Verleger Wien XVIII/2. Das wird Ihnen manches beantworten und besser, als wir's imstande sind. Nebst der Biographie finden Sie darin auch eine Anzahl beachtenswerter Gedichte und Sprüche.

Rudolf Kl.....: Bitte um gefällige Angabe Ihrer Adresse; es erliegt in unserer Expedition einiges für Sie.

W. H., St Wolfgang: Das bewusste Vierzeitige von R. F. lautet:

„A Bua is a Bua, und
Nix mehr als a Bua,
Zon Mannwern g'hört all'weil
A Dirndl dazua."

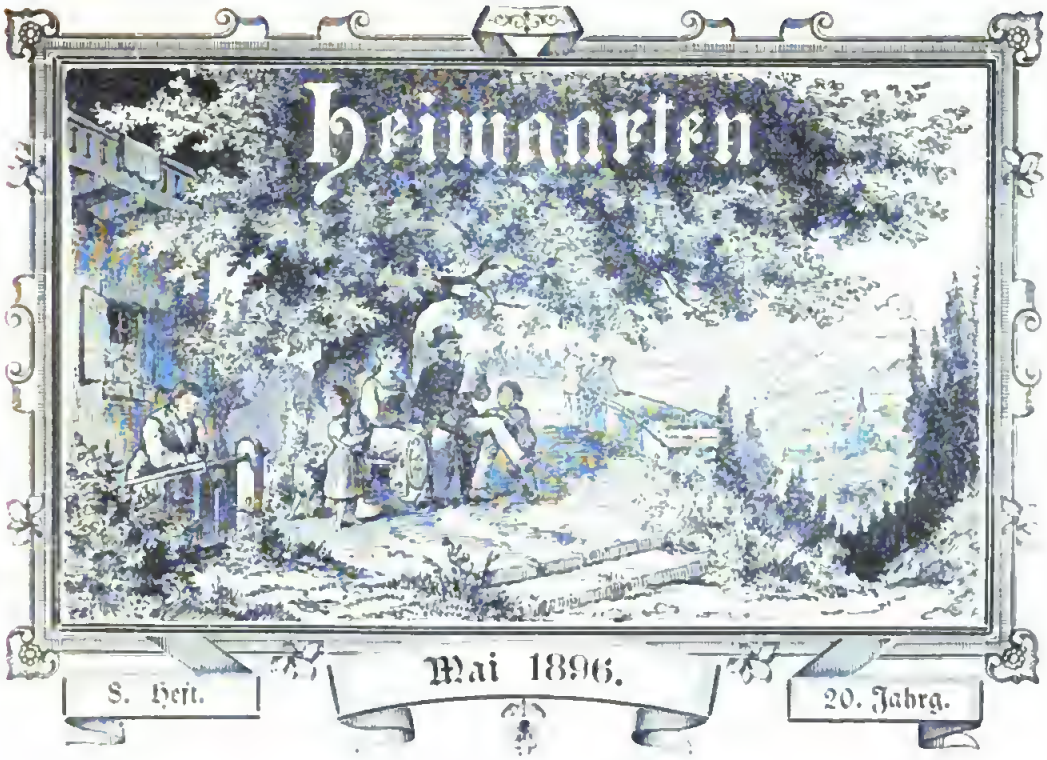
Dem Autographenjäger:

Mit Arbeit nähr' dich,
In Demuth lehr' dich,
Mit Würde wehr' dich,
Mit Treue ehr' dich,
In Züchten mehr' dich,
Und jetzo scher' dich.

„Oberösterreichischer Grobian." Wie wäre es, wenn Sie sich selber einen „Heimgarten" machten? Dabei könnten Sie alle Ihre persönlichen Wünsche nach Herzenslust berücksichtigen.

* Bitten unverlangt Manuscripte nicht einzusenden.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Das Bergaſyl.

Eine Geſchichte von **Peter Roſegger.**

Das war ein hartes Wandern! Weitaus das härteſte, das ſie je erfahren hatten. Gewohnt, aufs Volk *hinab* zuſchauen. Und jetzt mußten ſie ſo ſteil zum Volke *hinauf*.

Zwei bärtige Männer kletterten unter großen Bündeln eingeknickt hinan den ſteinigen Waldweg. Zwei andere Männer, die an ihren blauen Fräcken glänzende Knöpfe hatten, führten jeder eine Frau am Arm. Der eine die weißhaarige Matrone, die ſich ſeufzend und ſchwer an ſeinen Arm ſtützte; der andere ein ſchlankes junges Fräulein, das am liebſten ohne Führung und Stütze auf allen Vieren gelaufen wäre. Der Hohlweg war danach. Waſſer ſickerte zwiſchen den Steinen, Erlſträucher und Kiefernſtrupp wucherten bösartig nieder und kratzten, wenn es leicht ſein konnte, das feine, blaſſe Mägdlein an den Wangen.

Vor einem anrückenden Bataillon Franzoſen geflohen, hatten ſie ihrer Väter ſtattliches Schloſs verlaſſen, um zu einem Lehenhofe hinauf zu ſteigen, der hoch im Gebiete der Almmatten liegt. Sie kamen an

einen lichten Platz unter Lärchen, wo der Blick frei ward ins Thal, das schon blauend fern in der Tiefe lag, und hinter welchem ein silberweißes Steingebirge stand, wie es die Frauen bisher nie gesehen, nur manchmal nennen gehört hatten von Gemsjägern. Die Matrone suchte mit ihren Augen das Schloss und fand es nicht. Der Begleiter erst musste es weisen: Jenes graue Würflein mit den schwarzen Punkten. Und das winzige Ding soll die alte große Kronburg sein? Ein Würfel! Mit dem der Himmel jetzt lost um Menschenglück!

„Ich glaube gar, auf dem Thurm steht die Tricolore schon!" sagte der Führer und guckte durch das Rohr seiner hohlen Faust hinab.

„Mon Dieu, ich ertrage es nicht!" sagte die Matrone mit leiser Stimme. „Wir hätten doch den Willen des Grafen thun sollen."

„Nein, Mama!" rief jetzt das Fräulein, „niederbrennen nicht, das liebe Haus?"

„Lieber in Asche, als dass dieser schreckliche Feind drinnen haust! Kannst du je eine heimliche Stunde haben in den Mauern, die durch diesen corsischen Bluthund entweiht worden sind?"

„Nein, Mama, der Bonaparte wird nicht kommen."

„Er wird schon im Schlosse sein!" eiferte die Matrone.

Darauf sagte einer der Männer: „Schade, dass einem so was nicht früher einfällt. Wir haben die Pulverfässer in der Muhrhöhle versteckt. Die wären im Schlosskeller viel besser aufgehoben gewesen. Und ein Kerzenlicht drauf hingestellt!"

„Bum!" machte der andere. „Gegen Himmel sprengen, den Lumpen! Zur Höll' fahren wird er nachher schon selber."

„Lasset das, Leute", versetzte die Frau, „es wird Einer kommen, der stärker ist als er. Trachtet nur, im Kürnhof ein leidliches Asyl zu schaffen. Für ein paar Wochen. Lange kann's ja nicht dauern."

Als sie noch so sprachen, kam den Berg herab eine stattliche Weibsperson, diese eilte sofort der Gräfin zu: „Eure Gnaden, da oben ist's nix. Wir müssen wieder 'nunter!"

„Kein Platz?"

„Drei Stuben. Der Kürnhofer hat sich mit Weib und Kind schon in den Heustadel gezogen. Aber nichts zu essen, Gnaden, Frau Gräfin! — Wohl, wohl, Milch, Mehl, Butter genug, aber diese Küche! Gott, da schaut's aus! Die Küche ist Holzasen, Schlafkammer und Hühnerstall zugleich, meiner Tag hab' ich's nicht gesehen. Und dieser Rauch! Und dieser Ruß! Und diese Einrichtung! Drei Hafen, drei Schüsseln, eine alte Pfanne, eine Feuerzange, ein Reibeisen, ein Kochlöffel, ein Schabmesser — jetzt sind wir fertig mit dem Zeug, damit soll der Mensch kochen! Nein, Gnaden, da thu ich nit mit! Da gehe ich lieber zurück, zu den Franzosen hinab, wo man alles herzunehmen hat!"

„Sei nicht dumm, Stanzi!“ verwies die Gräfin. Dann ſind ſie weiter angeſtiegen.

Der Kürnhof lag auf flacher Almhöhe. Nach zwei Seiten ſah man hinab in die bergige Welt; hinter dem Hauſe ſtand ein Schachen mit alten finſteren Wettertannen. Vor dem Hauſe ein gurgelnder Brunnen, ein verwildertes Gärtlein mit Nelken, Königskerzen und kümmerlichem Salat. Auf dem Anger Schweine mit Ferkeln, in der umzäunten Halde Schafe mit Lämmern, auf der Weide Kühe mit Kalben, auf der Planke Hühner mit Küchlein, an der Hausthüre ein gutmüthig knurrender Kettenhund, auf dem Firſte eine ſcheckige Katze, um den Giebel kreiſende Schwalben. Im Innenhofe war eine Magd, die hackte grüne Fichtenzweige zu Streu. In der Holzhütte war ein Knecht, der ſchnitt einen Block entzwei. Weiterhin waren Mähder und Heuer und mit der Peitſche knallende Hirten. Das Haus war alt, hatte ein bemoostes Bretterdach, braune Holzwände mit kleinen Fenſtern und einen Söller, an welchem bunte Zeuge hiengen, ſo daſs das Fräulein im erſten Augenblick meinte, der Kürnbauer hätte zu Ehren der Ankömmlinge beflaggt. Es war aber nur Wäſche zum Trocknen.

Der Hausvater kam zur Thür heraus und trat den Gäſten entgegen. Ein alter, hagerer Mann, an dem alles krumm war: die Beine, die Arme, die Finger, die Naſe, und alles eckig: die Backen, die Stirn, die Achſeln, die Ellbogen, die Knie. Die letzteren hielt er weit auseinander, als hätte er ein Pferd zwiſchen den Beinen. Die Schenkel dünn und mit falber Lederhoſe eng umſpannt. Die Lodenjacke ſo kurz, daſs man zwiſchen ihr und der Hoſe am Rücken das lehmfarbige Rupfenhemd ſah. Der Hals lang und voller Runzeln, die Wangen roth wie ein Hahnenkamm und ſorgfältig raſiert. Der Mund gieng ſo breit auseinander und die grünlichen Äuglein zuckten ſo munter aus der halbgeſenkten Hülle hervor, daſs es ſchien, der Mann lache immer. Mit weiten ſchnellen Schritten ritt er heran, ſeinen breitkrämpigen Filzhut that er herab, ſo daſs das ſchüttere graue Haar im Winde flog. So ſchritt er mit großen haſtigen Schritten heran und rief mit dünner ſchreiender Stimme: „Hopaſſa, da ſeins! — Der Herr Gnaden Graf nit da? der thut leicht Franzoſen derſchlagen? brav. Die Frau Gräfin thu' ich eh ſchon kennen, ei ja, das wohl. Iſt das die Tochter? Saggra, das iſt eine bildſaubere Gredl!“

Wie drollig wäre es geweſen, dem plauderſamen Bergmenſchen nur ſo unterwegs zu begegnen! Aber den als Geſellſchafter, wer weiß, wie viele Wochen lang!

„Ja, iſt ſchon recht, Kürnhofer“, antwortete ihm einer der tragenden Männer, „weiſet uns nur die bereitete Wohnung an, daſs die hohen Herrſchaften ſich ausruhen können.“

An der Thür ſtand die Hausmutter, ein kleines dickes Weib, deſſen blaue Schürze an beiden Seiten bis hinten reichte. Das Hemd weit über die vollen Arme geſtreift, dann ein Kopf und ein Kropf. Der Kropf hatte zur rechten Seite einen kleinen Knollen und zur linken einen großen. Der Kopf war mit turbanartigem Tuch umbunden, das Geſicht rund und friſch hatte für einen mit guten Augen tauſend feine Runzeln, für einen mit ſchlechten — gar keine. Das Näschen ſaß beſcheidentlich zwiſchen den vollen Backen, der kleine Mund war faſt viereckig, ſo daſs ſie kein Verſtecken ſpielen konnte mit der einen Zahnlücke zwiſchen dem kräftigen Gebiſs. An ihrer Schürze hiengen ein paar Kinder, vielleicht auch drei, oder noch mehr, es war gerade nur ſo regſam lebendig um das Weib herum.

Gegen ihren Mann einen heftigen Deuter machte ſie: „Schwatzen ſollſt nit ſo viel!“ Dann trat ſie vor und wollte den Frauen beſcheidentlich die Hand küſſen.

„Laſſet das gut ſein, Kürnhofbäuerin“, ſagte die Gräfin ernſthaft. „Jetzt ſind wir ärmer als ihr da auf dem hohen Berge. Gott prüft uns hart. Es wird wohl bald wieder in die Wege kommen und dann ſoll es unvergeſſen ſein, daſs ihr uns Unterſtand und Schutz gegeben habt in Zeiten der Noth.“

„Mein Gott, Euer Gnaden! Aber ſo was!“ entgegnete die Bäuerin, da kugelten ihr auch ſchon ein paar Tropfen über die Wangen. „Wir ſind ja der gnädigen Herrſchaft Dienerslent'! Zu tauſendmal gern, was wir thun können. Aber geduldig ſein heißt's wohl bei uns! Bitt' gar ſchön, uns es doch nit übel aufmeſſen, wenn ich was Ungeſchicktes mach', oder wer ſonſt und wenn wir's halt nit ſo bieten können, wie's die gnädige Herrſchaft gewohnt iſt. Alles iſt halt bei uns ſo viel dreckig.“

Kaum geſagt, war's ihr ſelber zumuth: Um ein Wort zu viel geredt haſt! Derweil du dich ſeiner ſchämſt, machſt du es ſelber noch dümmer! Und es iſt auch gar nicht wahr. Haſt nicht ſeit einer halben Woche gefegt und geſcheuert, daſs dir heut' noch der Buckel krumm iſt? Zu was denn ſich ſelber herunterſetzen, wenn's nit wahr iſt!

Die Stuben, in welche die Frau Gräfin nun geführt wurde, waren ja überaus proper. Kein Spinnwebfaden in den Winkeln, kein Fliegenpünktlein an den Fenſtergläſern, und auf den Fußdielen hätte man Nudelteig walzen können, ſo blank waren ſie geſcheuert. In der Schlafſtube ſtand ein großer Kachelofen, ein Tiſch mit Wandbänken und zwei Stühlen, dann waren zwei Käſten da und zwei hoch aufgedonnerte Betten mit ſchneeweißer Wäſche und blauen Steppdecken. Es war eine hellblickende und friſch tickende Schwarzwälderin da, am Wandröllchen ein mit rothen Streifen geſticktes Handtuch, und es waren ein paar böhmiſche Glasbilder an der Wand, den heiligen Florian vorſtellend und

den heiligen Josef mit dem Kinde. Und am Thürpfosten hieng ein grünglasiertes Weihbrunngefäß.

„Euer Gnaden müssen halt schon zufrieden sein mit der Einrichtung", sagte die Hausmutter und bei sich dachte sie: Da können sie freilich leicht zufrieden sein, wenn man ihnen alles Gute und Schöne zusammenschleppt vom ganzen Haus. Feiner mag sie's wohl haben in ihrem Gschloss, aber besser nit, selb glaub' ich nit.

Als die Gräfin in der Stube allein war, schlug sie die Hände zusammen und starrte verzweifelt umher. — „Und da sollen wir wohnen, ich und mein armes Kind! Wenn alles fehlt, aber gar alles! Der Waschtisch, die Toilette, die Teppiche, die Vorhänge, die Spiegel, die Armleuchter. Und dieser Geruch! wie morsches Holz! Oh! ces maudits Français!"

Dem Riechen nach morschem Holz sollte abgeholfen werden. Der Kürnhofbauer trat in die Stube, setzte sich an das Fußende des Bettes, fragte nach diesem und jenem, was es Neues gebe und ob der Franzos auch Weibsbilder fresse? Dabei begann er sich mit Stahl und Stein Feuer zu schlagen für eine Pfeife Tabak. Die Dame antwortete rasch, die österreichische Armee sei im Anmarsch und sie würde doch mit Gottes Hilfe den Feind bald überwältigen, und sie — die Gräfin — wolle jetzt hinaus in die reine Luft und ein bisschen die Gegend betrachten.

„Ist eh recht!" sagte der Alte, blieb sitzen und rauchte die Stube so dick mit stinkendem Tabakqualm an, dass die blauen Wolkenstreifen wie schlangenhafte Ungeheuer langsam umherschwammen im dämmerigen Raum. Die Hausmutter kam, jagte den Rauch zu den Fenstern hinaus und den Alten zur Thür.

Die Köchin Stanzi war im Hofe auf Entdeckungsreisen begriffen, sie musste die Quellen der Milch, der Eier, der Schinken erforschen. Zwei Knechte arbeiteten im Wagenschoppen, der Lenz und der Zenz. Der Lenz hatte ein rauhes braunes Gesicht und einen gelben buschigen Schnurrbart drin, der wie ein zerfetztes Strohdach den Mund verdeckte. Der Zenz hatte gar keinen Bart, aber eine aufgestülpte Nase und an der Oberlippe eine Hasenscharte. Die beiden sahen schmunzelnd dem rundlichen Weibsbild zu, das planlos umherstrich. Am Hofthor stellte der Zenz sich eng in den Weg, fasste sie ruhig an der Achsel und sagte lachend: „Gut ist's. Die ist schön herzunehmen."

„Weg die Bratzen!" gab sie rasch zur Antwort, erinnerte sich aber sofort ihrer vornehmen Stellung und sagte in zierlichem Schuldeutsch: „Das bitte ich mir sehr aus, meine Herren! Sie dürfen ja nicht glauben, wissens! Mir gfallts überhaupt nicht da bau enk heroben! Da sein ma die Franzosen noch lieber, de san wenigstens sauber gwachsen!"

Schupfte der Lenz seinen Bartwisch und sagte: „Der Sprach' nach bist nit weit her. Vom Franzosenland gewiss nit."

„Aber kriegt hab ich doch einen!" eiferte die Stanzi. „Ich wollt, ich wär' unten im Thal. Ich bin mein Lebtag kein sölchener Traumihnit gewest, wie die dasigen Mannerleut. Vor den Franzosen hab ich mich mein Lebtag nit gefürchtet."

„Gelt, und vor uns wirst dich auch nicht fürchten", begütigte der Zenz und legte seinen Arm um ihre Mitte.

Mittlerweile war das junge Fräulein, die Comtesse Augustina, drüben an der Esche gestanden, versunken im Anschauen der Gegend. Ihr Auge war ungeübt im Weitschauen, das verstand nicht hinauszufliegen ins ätherblaue Bergrund, es gieng diesen schönen schwarzen Augen wie den gefangenen Vöglein, wenn sie plötzlich frei werden. Sie wusste kaum, ob das, was sie sah, Berge oder Wolken waren, und im Thale die Dörfer, wie tief, wie fern, wie kaum zu erkennen! Heftig musste sie athmen in der dünnen kühlen Luft. — Auf diesen hohen Berg, so dachte sie, kann er nicht herauf, der schreckliche Feind mit seinen Rossern und Kanonen. Wenn nur auch Papa da wäre und — zwei Schwalben schwirrten, einander munter verfolgend, so nahe an ihr vorüber, dass sie den Wind des Flügelschlages fühlte an den Wangen. — Dass es doch so lebendig sein kann in dieser Einöde. Et comme ces oiseaux se caressent! Je voudrais que mon chevalier fût près de moi! — Sie gieng langsam zwischen den Gebäuden des Hofes dahin. An einer offenen Stallthüre stand sie still und sah, wie drinnen ein junges Dirnlein unter einer Kuh saß und mit den Fingern Milchstrahlen in einen Zuber leitete. Was ist denn das? Gott, das ist aber komisch! — Die Comtesse hatte noch nie eine Kuh melken gesehen. Sie erröthete und eilte weiter.

In der Werkzeughütte auf einem Holzschragen ritt ein junger Bursche und schnitt mit dem Reifmesser einen Spatenstiel zurecht. Er war in Hemdärmeln, hatte einen glatten strammen Nacken, und ein schönes falbes Flockenhaar. Das Gesicht sah sie nicht. Die Hobelspäne haben einen so merkwürdig feinen Geruch, sie blieb stehen.

„So! gut ist's, mein lieber Haustiel!" sagte der Bursche zu seinem Werke und wog es in den Händen, ob sich das Ding auch gut wird halten lassen. „Jetzt bist fertig, jetzt kannst heiraten." Er steckte den Stiel an eine eiserne Haue und die junge Gräfin musste hellauf lachen, dass dieser Mensch mit einem Stück Holz plauderte. Er wandte sich um, stand auf und sagte artig: „So sauber, jetzt werd' ich ausgelacht."

„Nein, das nicht", entgegnete sie rasch, „es ist nur so lustig, wie die Schwalben tanzen, hi, hi."

„Ja, die haben freilich leicht tanzen, weil sie ihre eigenen Spielleut' sind", lachte der Bursche. Dann trat er ihr näher: „Ich glaube gar, das Töchterl von der gnädigen Herrschaft!"

Und sie dachte: Ein hübscher Junge ist's! Nur die Stirnknochen sind zu groß und den Schnurrbart hat der über den Augen. Sind aber auch diese danach! Les beaux yeux des hommes tournent la tête aux dames.

„Sie bereiten sich da gewiss eine Waffe gegen den Feind!" sagte hernach die Comtesse, weil jetzt doch unweigerlich etwas gesagt werden musste.

„Waffe? Ich?" fragte der junge Mann. „Aber schon gar nit, Mädel. Die Haue hab' ich mir angeschaftet, zum Erdäpfel ausgraben."

„Sie sind doch ein gesunder Mensch", sagte das Fräulein und wollte schon die Frage thun, warum er nicht bei den Soldaten sei in solcher Zeit. Als ob es der Bursch errathen hätte, entgegnete er: „Es muss halt zum Hauswachten auch wer da sein. Haben eh schon in voriger Woche hinabwollen, ich und der Lenz und der Zenz, da hat der Vater gesagt: Wenn die Herrschaft kommt, da heißt's daheim bleiben. Auf ja und nein können ihrer ein Schippel da sein, wer hätt' die Verantwortung!"

„Also unsertwegen sind Sie zu Hause geblieben?"

„Jawohl, Dirndel!" rief er und fasste sie an beiden Händen. „Wir wollen miteinander Erdäpfel graben, gelt, hopsa!" Er schob sie in der Runde um sich. Dem Fräulein kam das schrecklich unpassend vor, aber ganz lustig. Moins une chose est convenable plus nous la goûtons, sagt der Franzose.

Nun wurde von einem Hirten die Herde zum Brunnen geleitet. Die vordere Kuh hielt ihre große Schnauze in den Trog und schlürfte mit Behagen das Wasser ein, dass die Bauchtheile auf- und niederwogten. Rückwärts drängte ein grauer Stier, dem dürstete auch, und vor Ungeduld hieb er sich mit dem buschigen Schweif mehrmals über den Rücken. Weil die Kuh nicht fertig werden wollte, so sprang er mit den Vorderfüßen an sie hinauf.

„Aber sehen Sie doch!" rief die Comtesse erschrocken, „wie die Kuh hinaufspringt!"

„Das ist ja keine Kuh!" lachte der Bursch.

„Robert!" schmetterte die Hausmutter von der Thüre her.

Dass die Morgensonne auch wagrecht ins Zimmer scheinen kann, das hatten die beiden Damen bisher kaum je einmal gesehen. Heute sahen sie's, die Sonne schien so zum Fenster herein, dass ihre Lichttafel schier oben an der Decke war. Über fernen Bergen war sie herauf-

gekommen, ein glühendes Rad und draußen ſangen die Finken, die Schwalben, die Amſeln, die Lerchen. In einen Pelzmantel gehüllt eilte die Gräfin ins Freie, um zu ſehen, ob im Thale irgend eine Spur der feindlichen Stellungen geſehen werden konnte. Im Thale lag ein ſchneeweißer See, der erſt am hohen Vormittag in leichten Wirbeln emporſtieg, in dünnen Schleiern ſich löſte. Dann lag das Thal da, wie es geſtern gelegen, nur daſs zu dieſer Tageszeit die Kirchthürme und Burgen im hellen Lichte ſtanden. Aber die Kronburg konnte man nicht ſehen vom Kürnhofe aus.

Die alte Gräfin ſetzte ſich zum Hausvater, der auf einem Stuhle ritt, der Stuhl hatte ein Amboſslein aus Stahl und darauf dängelte er eine Senſe. Sie ſaß da, weil ſie gerne mit dem Alten etwas geſprochen hätte, aber bei den gellenden Schlägen war ein Plaudern nicht möglich. — Sie ſchaute viel umher, beobachtete allerlei und wurde immer miſsmutiger. Fi donc! Alles rings herum auf dieſem Berge, die Gebräuche, die Menſchen, die Thiere — alles ſo unſittlich!

„Ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll, Kürnhofbauer. Meine Tochter hat eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen . . .“

„Eh recht“, ſagte der Bauer und dängelte: däng, däng, däng.

„En effet, oui, wie unſeren Augapfel haben wir ſie bewacht . .“

„Wird eh ſo ſein.“ Däng, däng, däng.

„Le barbare ne comprend pas! Euere Tochter — mit der mein theures Kind umgehen ſoll — ſie iſt wohl ganz unſchuldig noch? Ich meine . . .“

„Die Hilderl? Meine Hilderl?“ fragte der Alte und ließ den Hammer auf dem Amboſs ruhen. „Unſchuldig? Ich denk' wohl, Euer Gnaden. Aber wiſſen wird ſie's ſchon, daſs ſie ein Weibsbild iſt.“ Däng, däng, däng.

„— — — Mir iſt das durchaus nicht gleichgiltig, Kürnhofer. Mein Kind iſt kaum ſiebzehn. Vollkommen uneingeweiht in gewiſſer Beziehung . . .“

„Euer Gnaden“, ſagte der Bauer. „Wird eh ſein, wird eh ſein, aber — den Mentſcherln darf man nit trauen. Kleines Engerl, großes Luderl.“ Däng, däng, däng.

Die Gräfin gieng mit einem Seufzer von dannen. Sie ſuchte die Comteſſe und fand die Köchin Stanzi, welche haſtig von der Scheune herkam und mit Neuigkeiten beladen war. „Im Haferſtroh! Im Haferſtroh!“ rief ſie faſt außer Athem, „habe ich Eier gefunden, friſche Eier, und die Franzoſen, hat der Zenz geſagt, ſind ſchon in Almſtein!“

„Wo iſt die Comteſſe?“

„Im Heu oder beim Vieh. — Im Haferſtroh, ſagt der Zenz, kunnt man ihrer alle Tag finden.“

„Laſs jetzt die Eier und bringe mir mein Kind!“

Comteſſe Auguſtina hatte eine Genoſſin gefunden. Das Mädchen, welches geſtern unter der Kuh geſeſſen, ſchüttete auf der Matte mit einer langen Gabel die Heuſchichten auseinander, das Schloſsfräulein half munter dabei mit.

Als auf der Matte das Heu flach gelegt war, daſs es die Sonne trocknen und dörren konnte, ſprach die Hanstochter Hilda zu ihrer neuen Gefährtin: „So, das letzte Häufel ſchütten wir nit auseinander, da ſetzen wir uns drauf und wollen raſten und Milch trinken.“ Sie nahm den Plutzer vor.

„Iſt das dieſelbe Milch, welche —“ Das Fräulein zuckte ab und begann zu kichern. Dann zog es ein elegantes Handſpiegelchen hervor, beguckte ſich drin und taſtete mit den weißen Fingern an dem über der Stirn hoch aufgelockerten Haar herum. „Wollen Sie auch hineingucken?“ fragte ſie das Dirndel.

„Dank ſchön. Ich hab' einen viel größeren.“

„Oh, den haben wir auch!“ ſprach mit einiger Ernſthaftigkeit die Comteſſe. „In unſerem Speiſeſaal auf Kronburg hängt einer, der iſt ſo groß, wie euer ganzes Hausdach.“

„Ein Spiegel?“

„Ein Spiegel!“ wiederholte das Fräulein ſtolz.

„Da hab' ich einen noch viel größeren“, ſagte die Hilda. „Ja, ja, ganz im Ernſt! Werd' ihn ſchon einmal herzeigen, wenn ich gut aufgelegt bin.“

„Gut aufgelegt! Sie ſind wohl immer luſtig, nicht wahr?“

„Ja, wenn ich nit bös bin. Wenn ich bös bin, da bin ich keine Gute!“ lachte die Hilda.

„Luſtige Leute liebe ich!“ geſtand die Comteſſe.

„Weißt was“, ſagte das Bauerndirndel, und legte den Arm um ihren Nacken, „thun wir lieber du ſein miteinander.“ Dabei ſchaute ſie aus ihrem friſchen Rundgeſicht mit den kleinen Granaugen ſchalkhaft auf die Comteſſe. Die war zu allem aufgelegt, wendete aber immer das Köpflein, einmal zur Rechten, einmal zur Linken hin, ob wohl Mama nicht in der Nähe ſei. Aus dem Plutzerkragen Milch trinken, das machte ihr Spaſs, obſchon ſie ſich das erſtemal, zu raſch übergeſtülpt, die Milch aufs Buſentuch geſchüttet hatte. Die Hilda hatte aus der Kitteltaſche Nähzeug geholt und that jetzt mit einem weißgegerbten Fellchen um.

„Was haſt du denn da?“ fragte die Comteſſe.

„Das iſt ein Katzenbalg. Weißt, davon kriegt er einen Tabaksbeutel, wenn er heimkommt und brav Franzoſen derſchlagen hat.“

„Aber wie du ſprichſt!“ kicherte die Comteſſe. „Wer denn?“

Die Hilda that verblüfft: „Wer denn? Er halt. Der meinige. Dem hab' ich geſagt, wie er fort iſt: Halt dich feſt, Nickel, wenn du

zurückkommst, kriegst einen schönen Katzenbeutel. Schau, da ist er, ich nähe ihn zusammen und ein blauseidenes Ranftel drauf. Siehst es, sauber steht's!"

„Ist das dein Bruder, der Nickel?"

Lachte die Hilda hell auf: „Jetzt glaubt die, das ist mein Bruder!" Und dann ernsthaft zum vornehmen Fräulein: „Hast denn du keinen Schatz?"

Fast erschrak die Comtesse über eine so plötzliche Frage. Ein schneller Blick in die Runde, ein engeres Zusammenrücken auf dem Heu: „Wenn — wenn du mich nicht verrathen wolltest. Mama weiß nichts davon, dass ich einen Freund habe . . ."

Die Hilda rieb sich mit Vergnügen die Hände: „Das ist gescheit! Gelt, der ist gewiss auch recht schön!"

„Gott, meine liebe Freundin, das ist ein schöner Mann!"

„Geh! Aber erzähl', wie schaut er denn aus!"

Der Berichterstatter beklagt es, dass die beiden Mägdlein das Weitere nur geflüstert haben. Von einem spitzen Schnurrbärtlein war die Rede, von einer rothen Pumphose, von einem „tschepperuden" Säbel. So herzig plaudern, so amusant kosen könne er! Aber schlimm! Entzückend schlimm! — Dann wurde das Flüstern leiser. Auf einmal schrie das Bauerndirndel hell in die Luft: „Geh, hör mir auf! Sich nit derwehren können, das möcht' ich schon sehen! Jede kann sich derwehren, wenn sie will, das magst mir heilig glauben."

„Sagt doch", stotterte hierauf die Comtesse, „der Beichtvater selber, dass der Mensch so schwach sei!"

„Eben deswegen derwehrst dich leicht vor ihm."

„Gott nein, Hilda, du verstehst mich nicht. Der Mensch — das ist ja unsereins selber."

Die Hilda legte auf ihrem Schoß die Arbeit zurecht und sagte dann gar ernsthaft: „Bei mir ist es halt so. Ich will den Nickel nit allein zum Schatz haben, ich will ihn auch zum Mann haben. Zum Mann für mein Lebtag. Derwehrst dich, so hast ihn. Derwehrst dich nit, so geht er nachher um ein Häusel weiter, pfeift sein Liedel und denkt: So, jetzt probier ich's mit einer anderen."

„Aber nein doch!" stöhnte die Comtesse auf.

„Ich bitt' dich gar schön, lern' du mir die Mannerleut kennen! Die sind dir so schlecht, so hundsluderschlecht, dass . . ." mit geballten Fäusten bebte sie . . . „Derdrucken möcht' man sie vor Gernhaben!"

„Und meinst du wirklich, dass sie nachher davonlaufen?"

„Meine Mutter sagt immer, sie thäten es alle so machen und man sollt' sich hüten!" berichtete das Dirndel.

Hierauf ſagte die Comteſſe vertraulich: „Ich habe einmal ein ſehr intereſſantes Buch geleſen. Heimlich. Gott, wenn die Franzoſen dieſes Buch unter meinen Kiſſen fänden!“

„Was ſteht denn drinnen?“ fragte die Hilda.

Daſs in der franzöſiſchen Schweiz noch ein alter Brauch wäre. Ein ganz merkwürdiger Brauch. Es ſoll richtig ſein. Heinrich ſagt's auch.“

„Na, druck' halt los.“

„Ja, er erzählt, daſs — nein, ſo etwas kann man doch nicht ſagen. Es iſt — ſie kommen —. Worauf du früher angeſpielt haſt — weißt du? Jeder Bräutigam hätte nämlich das Recht, zu — zu ſeiner Braut zu kommen — ſchon — — ſchon vor der Hochzeit.“

„Nein du, was du für Sachen weißt!“ ſagte das Bauerndirndel und faltete die Hände, zwiſchen welchen der Katzenbeutel eingeklemmt war.

„Gnaden Comteſſe!“ zeterte es vom Schachen her. Die Stanzi kam gewatſchelt: „Comteſſe, der Tanz hebt an! Sie kommen! Sie ſind ſchon in Almſtein, ſagt der Zenz!“

Die beiden Mädchen eilten dem Hofe zu. Hinter dem Stadel war ein großer Teich, der weiter unten eine Mühle trieb. Als ſie an demſelben vorüber kamen, ſchalkte die Hilda: „Da guck' einmal! das iſt er, mein großer Spiegel! Gelt?“

So laut und lebendig es tagsüber zugieng auf dem Kürnhof, ſo ſtill und feierlich lag er da in der Nacht. Das immerwährende Rauſchen des Brunnens, das Zirpen der Grillen — ſonſt nichts. Im hohen weiten Himmel das ſchweigende Sternenmeer. Im Thale einige Lichter, kleine und auch größere. Lagerfeuer? — Am Hintertheile des Wohnhauſes vor einem offenen Fenſterchen kniete der Knecht Lenz. Er rieb ſeinen Bart am Fenſterbrett und flüſterte den Gaſſelſpruch:

„Tixbuſchen, Taxbuſchen,
Haſt mich g'hört daherbuſchen,
Mit mein' ſaggriſchen Federbuſchen?
Ich geh daher, ich knia daher,
Ich treib' ein feſt's Par Stier daher,
Ein' jungen und ein' alten,
Geh Dirndl, magſt mich über Nacht g'halten?“

„Nix da!“ ſagte drinnen jemand. „Weißt eh, ich bleib' bei meinem Scherſchang, der iſt grad g'wachſen, der iſt mir lieber.“

„Iſt er dir nit zu weit weg, dein Franzos?“ darauf der Knecht und machte einen langen Hals zum Fenſter hinein.

„Er wird ſchon nahender kommen, laſs nur Zeit. Nachher heiraten wir.“

„Gut iſt's, Stanzerl, dich mag ich.“

„Ich und du, glaubſt? Ja, Schnecken! Ich und der Scherſchang! Haben's ſchon ausgemacht miteinander.“

„Hat er dir leicht geſchrieben?“

„Er kann ja nit deutſch.“

„Wie könnt's es nachher miteinander ausgemacht haben, möcht ich wiſſen?“

„Mündlich haben wir's ausgemacht.“

„Wenn er nit deutſch kann!“

„'s Buſſerlgeben wird eins doch verſtehen!“

„Ah, ſo meinſt! Du Dirndl, paſs auf, das kann ich viel beſſer wie der Franzos.“

„Ja, da müſsteſt erſt dein' Schnauzer wegſchneiden, ſonſt kann man nit zuwi.“

Am nächſten Tag lachte alles auf, der den Knecht Lenzel ſah. Er hatte ſich den Schnauzbart weggeſchnitten. „Jeſſ', die Zahnlucken, die der hat!“ Und der Scherſchang, ſo fern er ſein mochte, hatte jetzt noch leichteres Spiel. Selbſt der Zenz mit der Haſenſcharte ſtieg an Wert.

(Schluſs folgt.)

Nordlands-Leute.

Zwei Bilder aus dem ſchwediſchen Volksleben von **Alfred von Hedenſtjerna.**[1])

Der Weg der Pflicht.

Weit hinten in der fernen ſmäländiſchen Einöde, wo kein Dampfroſs ſchnaubt, keine der Verfeinerungen des Lebens hingedrungen iſt, lag die kleine Gemeinde in einem Wald ohne Bäume, an einem See ohne Waſſer.

Wohl hatte der Wald Bäume gehabt; doch der hungrigen Mündchen gab es in den kleinen Heimweſen gar viele, und die Ackerſtreifen, die ſich zwiſchen den Steinhaufen hinzogen, waren klein und mager, mit kurzen Halmen und vertrocknenden Ähren; ſo hatten die Bauern, um die vielen lebenden Weſen in den kleinen Hütten ernähren zu können, eine Laſt nach der anderen den fünf und eine halbe Meile langen Weg

[1]) Aus „Allerlei Leute. Bilder aus dem ſchwediſchen Volksleben“ von Alfred von Hedenſtjerna. Deutſch bearbeitet von Margarethe Langfeldt. Erſter Band. (Leipzig. H. Haeſſel. 1895.) Die vorſtehenden, in ihrer Schlichtheit rührenden, in ihrem Humor herzerquickenden Geſchichten werden beweiſen, daſs genanntes Buch auch in Deutſchland die weiteſte Verbreitung verdient. Die Red.

zur Bahnstation fahren müssen, erst dicke Balken, dann dünne und zuletzt Reisig! Und jetzt sah es gar unheimlich aus auf den weiten, steinigen Feldern voller Heidekraut, wo die Eulen auf halb verfaulten Baumstümpfen saßen und sich vom Tode der Waldesriesen erzählten.

Wohl war einmal Wasser in dem See gewesen, aber als der Wald zu Ende gieng und die Äcker zwar noch ebenso klein, aber noch magerer und ausgesogener waren und sich wegen des gebirgigen Terrains und des Gesteins nicht vergrößern ließen, als man sich doch verheiratete und Kinder bekam, die auch essen wollten, als das Brotkorn nicht länger denn bis Weihnachten reichte, da legte man den See mit großer Mühe und drückenden Schulden trocken, um ein Feld zum Säen, eine Wiese zum Mähen zu bekommen.

Doch auch der See selbst lag so voller Steine, dass Saat und Gras dort kaum wachsen wollten, und den trostlosen, grauen, steinigen Ufern dieses See's, der nicht mehr da war, entstiegen Fieber und Seuchen, unter den kümmerlichen Porschbüschen und Zwergbirken lauerten Krankheit und Tod. Die Natur rächte sich grausam für das Stören ihres Haushaltungsplanes, sie strafte die Gewalt, die man ihr angethan hatte, ohne Schonung, und endlich — verringerten sich der Hunger und die Zahl der Esser in diesem baumlosen Walde, an diesem wasserlosen See.

In diesem armen Stückchen von Småland lag ein Pfarrhaus unter einem getheerten Lattendach, während die Hütten der Bauern nur mit Rasen gedeckt waren. Im Stalle war Platz für vier Kühe, aber auf der Wiese kaum Futter für drei, und die sechs Stachelbeerbüsche, die an der Südwand des Wohnhauses standen, trugen jeden Frühling kleine, farblose Blätter, hatten aber nie eine Beere für die Kinder des Pastors. Hinter dem Hause standen acht schlanke Birken in einer Gruppe zusammengedrängt, und dies nannte die Pastorin ihren Park.

Der Pastor Olof Wallander lebte natürlich in sehr dürftigen, armseligen Verhältnissen, aber er war auch ein Mann mit geringen Gaben. Junge, vielversprechende Diener des Herrn, die je nach Bedarf weihevoll oder grob und scharf reden konnten, die jeden Zuhörer zu Weihnachten und bei der Collecte für den Prediger zu Thränen rührten, die bemühten sich nicht um eine Pfarre wie Westanskog. Deshalb wurde der Sieg bei der Wahl leicht für Pastor Wallander, der eine Versorgung, so kümmerlich sie auch war, brauchte, da er sich schon als Adjunct auf Gottes Vorsehung hin verheiratet hatte, die freilich noch nie einen Hilfsprediger hat ganz verhungern lassen, ihn aber zuweilen fühlen lässt, wie es dabei zugeht.

Es war ein armes Hirtenzelt ohne viel Freude und Sonnenschein. Die drei Zimmer unten waren recht klein, sahen aber trotzdem noch leer und kahl aus; Stühle und Tische waren vom einfachsten, gebeizten

Birkenholz; die ersteren trugen verblichene Bezüge, die zu Hause gewebt waren, und standen so weit von einander, wie die Infanteristen bei der Schützenkette, und es sah aus, als wollten sie einander fragen: „Wie in aller Welt bist du hierher gekommen?“ Oben in dem kleinen Giebelzimmer, das der Pastor bewohnte, sah es etwas gemüthlicher aus. Ein paar Bücher, drei einfache Pfeifen, eine Wandkarte und ein Schreibtisch von Tannenholz gewährten dem Auge etwas mehr Abwechslung.

Doch was hier Leben und Sonnenschein verbreitete, das waren die Kinder. Ich glaube gern, daſs, wenn es darauf ankommt, man die Kleinen im reichen Hause ebenso heiß und innig liebt. Doch dort macht ihnen so vieles andere den Rang streitig. Ölbilder und Statuen, Pfeilerspiegel und Seidenplüsch, Eitelkeit und Prahlerei, und dann weiß man dort auch nicht recht, was sie kosten, wieviel Sorgen und Entbehrungen sie repräsentieren. Doch bei dem armen Pastor in Westanskog, wo alles außer den blauen Augen und den kleinen, rothen Plappermäulchen häſslich und geschmacklos, wo alles außer den weißblonden Köpfchen düster und alles außer dem Trippeln zerrissener Stiefelchen still war, wo der Papa oft auf den zweiten Teller Milchsuppe verzichtete, weil der kleine Gustav so begehrliche Blicke nach der Suppenschüssel warf; wo man die Kleinen Jahr für Jahr mit Sorgen, Kummer, Angst und Entbehrung erkaufte, da machten sie den ganzen Inhalt des Daseins aus und verbreiteten Freude, wie man sie anderswo selten findet.

Als die Westanskoger Pastor Wallander ein paar Jahre gehabt hatten, fanden sie seine Gaben nicht mehr so gering. Er sprach nicht ganz so schön, wie der Pastor der Muttergemeinde, das war allerdings richtig, aber er sprach als Mensch zu Menschen und nicht wie ein Kronvogt Christi, der in den Seelen rückständige Steuern eintreiben will, und wenn man sich nicht nur von dem „schönen Gotteswort“ in einen Gefühlsdusel einwiegen lassen wollte, sondern versuchte wirklich auf das zu hören, was der Pastor sagte, so war es ganz merkwürdig, wie gut man ihn verstehen konnte und wie seine Worte auf alle Lebensverhältnisse passten. Und wenn Pastor Wallander ans Krankenlager und ans Todtenbett trat, dann schritten Trost und Frieden mit ihm über die Schwelle, sein liebevoller, vertraulicher Gruß war allein eine halbe Predigt, und die geringen Gaben brachten auf den starken Armen warmen Gebetes untrügliche Schätze dar in der Stunde der Noth und dem Thale der Todesschatten. — Zuletzt widerstand ihm nur noch ein Herz in der Gemeinde, und das war ja auch gerade nicht so wunderbar, denn das Herz war hinter den Wänden eines stattlichen, zweistöckigen Hauses verwahrt und durch fünfzigjährige Arbeit im Dienste des Mammons verhärtet. Ein Pelz von Waschbärfell und ein dickes Taschentuch schützten es auch noch, und so konnte man ihm nicht leicht ankommen; im übrigen

glaubte der Paſtor feſt und ſicher, daſs dieſes Herz nicht ſchlechter als andere ſei, obgleich es dem Gerichtsbauern in Holma gehörte. Der Gerichtsbauer war der einzige wohlhabende Bauer im Kirchſpiel, er war allmächtig in der Gemeindeverſammlung und hart gegen die Armen. Nicht daſs der Paſtor mit dieſem Matadoren Streit angefangen oder ihm ſein Miſsfallen deutlich gezeigt hätte! Er fühlte, daſs dies vielleicht eigentlich ſeine Pflicht geweſen wäre, aber die Armut und die geringen Gaben hatten ihn demüthig gemacht. Der humaniſierende Einfluſs ſeiner Wirkſamkeit hatte es jedoch zuwege gebracht, daſs die Kleinbauern ſelbſt über die Anmaßung des Gemeindekönigs zu murren begannen und einigemale eine barmherzigere Anſicht, als die des Gerichtsbauern, im Punkte der Armenverpflegung durchgeſetzt hatten. Das hatte dieſen für immer zum Feinde des Predigers gemacht.

Mit dem Frühling kam das Scharlachfieber ins Dorf. Ein Grab nach dem anderen wurde gegraben; kleine weiße Särge wurden oft am Pfarrhauſe vorübergetragen, und Frau Karin erbebte, wenn ſie ihren Mann des Sonntags inmitten dieſer Särge im Kreiſe der Leidtragenden ſtehen ſah, die in ſo enger Gemeinſchaft mit der gefährlichen, anſteckenden Krankheit geweſen waren. Andere waren vorſichtig und ſchloſſen ſich ab, aber der Prieſter durfte ebenſowenig weichen wie der Arzt. Und oft gieng er ſelbſt ins Trauerhaus, um eine verzweifelnde Mutter zu tröſten oder mit den leidenden Kleinen in einer für ſie verſtändlichen Weiſe zu ſprechen. Und wenn er dann des Abends Guſtav auf dem einen Knie und Anna auf dem anderen hielt und Gretchen auf dem Fußboden umherkroch und ſich manchmal dicht an die Gruppe ſchmiegte und die kurzen, dicken Ärmchen nach dem Vater ausſtreckte, da wurde Frau Karins Herz von ſchmerzlicher Unruhe ergriffen. Wo würde der bleiche Gaſt zunächſt anklopfen?

Endlich kam er auch ins Pfarrhaus. Sein Beſuch galt Ännchen, und nach einigen Stunden lag ſie glühend roth im Bette und ſtreckte die fieberheiße Hand unaufhörlich nach dem Waſſerglaſe aus. Als Paſtor Olof eines Abends nach Hauſe kam, trippelten ihm nur zwei paar zerriſſene Schühlein in der Thüre entgegen.

Das wurde ein Kampf zwiſchen dem Tode und der Liebe. Wir wiſſen, daſs die Liebe die ſtärkere von beiden iſt, aber nicht hienieden. Nachdem der Streit zwiſchen Hoffnung, Furcht und Verzweiflung eine Woche gedauert hatte, ſchüttelte der kleine Engel des armen Heims den Staub von den Flügeln, und wieder wurde ein kleiner, weißer Sarg in die dichte Reihe der friſchen Gräber um die kleine Kirche auf dem Hügel niedergeſenkt.

Biſt du je in einem Hauſe geweſen, aus dem ein Kind eben fortgegangen iſt? Dort iſt das Leben ein Spiel auf einem Inſtrumente,

dessen Saiten zerrissen sind. Das Unbedeutendste reißt die Wunde wieder auf. Die Zuckerdose, nach der das Kind immer die Händchen ausstreckte, macht die Augen überfließen. Der Vater starrt mit verzogenen Zügen in eine Ecke der Kammer, wo kein Fremder etwas Merkwürdiges sehen kann. Aber er sieht einen kleinen, zerbrochenen Kreisel, der unter dem Sopha vergessen worden ist. Er sieht kleine, tappende, eifrige Hände, die sich nie, nie mehr rühren werden. Er hört ein Lachen, wie Vogelgezwitscher über den summenden Tanz des alten Kreisels, ein Lachen, das in dem weißen, mit Blumen geschmückten und mit Thränen benetzten Särglein verstummt ist. Die Mutter sitzt stumm da und blickt immer wieder nach der Schlafkammerthüre. An der Thüre ist ja gar nichts zu sehen! Ach, siehst du denn nicht links im Rahmen eine kleine Stelle, wo das Holz dunkler und die Farbe verschwunden ist? Dort haben sich die dicken Fingerchen mit den Grübchen immer festgehalten, um den kurzen, unsicheren Beinchen über die Schwelle zu helfen. Und hinten in der Garderobe, neben Mamas Sonntagskleid, die kleine Blouse mit den Flecken, für die es Schelte bekam! Und noch nach Monaten und Jahren oben auf dem Boden im Flickenkorbe ein kleiner Strumpf mit einem Loch in der Ferse und Erinnerungen in jeder Masche!

Der Sommer vergieng und der Herbst kam, kam mit kühlen Tagen und Stürmen, die sausend über die öden Hungerfelder von Westanskog fuhren. Grau und düster, noch düsterer als gewöhnlich lag das Pfarrhaus im Schneeregen und in der Novemberbeleuchtung da. Doch im Kamin des Eßzimmers knackte das Birkenholz und Papa und Mama saßen mit ihren Kleinen vor dem Feuer.

Die giftigen Nebel aus dem See ohne Wasser hatten ihre Ernte fortgesetzt, die gleich schnell vor sich gieng, ob die Sichel nun Ruhr oder Typhus hieß. Nun hatte die gefährlichste Seuche von allen, die Diphtheritis, ihren Feldzug in den Hütten begonnen, hatte sich aber bisher nur auf die Kinder beschränkt. Frau Karin schloss Gustav fester in die Arme und wandte sich bebend und schüchtern an ihren Mann:

„Olof, kleinen Kindern brauchst du doch wohl keine Krankenbesuche zu machen? Ach, Olof, ich zittere für Gustav und Grete!“

„Wir wollen nicht davon sprechen, Karin!“

„Es sind uns nur noch zwei geblieben, Olof! Bis jetzt haben ja nur Kinder Diphtheritis. Wenn es Gottes Wille ist, dass keine älteren erkranken, so braucht doch der Prediger nicht zu den kleinen Kindern zu gehen, die gar nicht fassen können, was er sagt? Alle anderen hüten sich davor, alle anderen meiden die Häuser, in denen Ansteckung droht. Du brauchst doch nicht zu den Kindern zu gehen, sprich?“

Pastor Olofs Stimme klang weich und traurig, als er antwortete:

„Zu ihnen vielleicht nicht, aber zu den gebrochenen Müttern und

Vätern, du weißt selbst, Karin, daſs Vater und Mutter in der Zeit der Prüfung des Troſtes und der Liebe bedürfen."

Frau Karin wagte nicht, noch mehr zu sagen, doch sie preſste den Knaben krampfhaft an sich, als wollte sie ihn dadurch vor allem Bösen und Gefährlichen auf der Welt schützen."

„Hier ist ein Bote, der mit dem Herrn Paſtor sprechen will", schallte es aus der Küchenthür.

Der Paſtor gieng in die Küche und schloſs die Thüre zum Eſszimmer.

„Was willst du, mein Junge?"

„Ja, ich soll vielmals von der Bäuerin in Holma grüßen und Herrn Paſtor bitten, auf der Stelle zum Gerichtsbauern zu kommen, denn er liegt im Sterben an der Diphtheritis! Es eilt, Herr Paſtor!"

Der Paſtor gieng wieder hinein.

„Lebe wohl auf ein paar Stunden, Karin! Ich muſs fort, und es lohnt sich nicht, daſs du aufbleibst und auf mich warteſt."

Frau Karin fuhr zusammen und starrte regungslos in das Feuer. Dann sprang sie auf, schlang die Arme um seinen Hals und fragte heftig, halb schluchzend:

„Wohin gehst du, Olof?"

Leise strich er über ihr weiches, braunes Haar und blickte zu den Kindern hinüber, die vor dem Feuer spielten. Und dann antwortete er mit warmem, aber festem Tone:

„Den Weg der Pflicht, Karin!"

* * *

Das neue Pferd des Herrn Majors.

Meine geehrten Leſer mögen einen noch so großen Umgangskreis haben, sie können doch keinen ehrlicheren Kerl, beſseren Familienvater oder tüchtigeren Compagniechef, als den Hauptmann und Ritter des Schwertordens Karl Oskar von Sabelſköld kennen. Seine Frau und seine Kinder hielten mehr von ihm, als von irgend einem der anderen Officiere des Regimentes (mit Ausnahme der älteſten Tochter, die heimlich mehr von Lieutenant Plommenfelt hielt), und in seiner ganzen Compagnie war nicht ein einziger Mann, der sich im Kriegsfalle den allgemeinen Wirrwarr zunutze gemacht und ihm eine Spitzkugel zwiſchen die Schulterblätter geſchickt haben würde.

Eines schönen Tages, als die Poſt eben gekommen war, gieng Karl Oskar von Sabelſköld in den Eſssaal, öffnete die Thüre nach der Küche und rief der Frau Hauptmann, die dort gerade Brot knetete, zu:

„Stafva, mir ist etwas sehr Freudiges paſsiert!"

„Ist die Patience aufgegangen, lieber Alter?“

„Schnickschnack, mehr!“

„Sind wir bei Oberstens zu Mittag gebeten?“

„Noch mehr!“

„Wir ... wir ... haben doch wohl nicht in der Lotterie gewonnen?“ sagte die Frau Hauptmann, der die Beine schon vor Aufregung zitterten.

„Stafva, du bist Majorin!“

„O, Herr Gott, Oskarchen, ja, das ist so, wie Mama sagte, als du um mich anhieltest und Papa nichts davon hören wollte. ‚Sabelsköld sitzt auf Brünte und wird mit der Zeit Regimentsofficier‘, sagte sie.“

Und die Majorin umarmte ihren Alten, so dass das Mehl um ihn herumstäubte, den Kindern wurde die Nase geputzt, und sie durften Papa einen Kuss geben und ihm gratulieren; und die Dienstmädchen knicksten und meinten, nun müssten sie wohl „Ihro Gnaden“ sagen.

„Brita und Lise, wir sind alle schwache, sterbliche Menschen, nennt mich nur Frau Majorin!“ sagte Frau von Sabelsköld und trocknete sich die Augen mit dem Schürzenzipfel.

Dies geschah vormittags. Des Nachmittags kam die älteste Schwester des Majors, Fräulein Anastasia Aquilina von Sabelsköld, nahm ihren Bruder in den Arm, gab ihm ein paar tüchtige, schallende Küsse auf jede Wange, klopfte ihm mit ihrem grünen Pompadour auf den Rücken, so dass die Stricknadeln klapperten, weinte und sagte:

„Oskar, Oskar, unsere seligen Vorfahren sehen vom Himmel auf dich nieder und freuen sich, wie du dem Sabelsköld'schen Namen Ehre machst! In den letzten neunundfünfzig Jahren ist kein Sabelsköld weiter gekommen als bis zum Hauptmann, Pastor oder Hofgerichtsassessor, und du bist nun Major! Gott segne dich! Oskar, um dir zu beweisen, wie sehr diese Ehre deine alte Schwester Anastasia erfreut, so hast du hier (nervöses Suchen im Pompadour) zweihundert Mark zu einem Reitpferd.“

Sie hatte kaum geendet, als dem Major die Arme niedersanken; sein Gesicht verfinsterte sich und er rief aus:

„Gott helfe mir, ich muss reiten! Daran habe ich noch gar nicht gedacht, liebe Anastasia!“

„Papa wird reiten, Papa wird reiten, hurrah! Da bekommen wir eine Pälle!“ riefen die kleinen Sabelsköld und sprangen bis zu den Ofenthüren in die Höhe.

„Ich wollte, der Teufel holte die ganze Ernennung, das Reiten wird mein Unglück!“

„Gewiss musst du reiten, das müssen alle Majore, und du kannst ja auch reiten, Oskarchen. Weißt du nicht mehr, wie du auf Papas Minka ritteſt, als Gerichtsbauers Anna Hochzeit machte, und das ist ja kaum vierzig Jahre her“, meinte Tante Anastasia.

Der Major seufzte, dankte seiner Schwester herzlich für die freundliche Gabe, träumte jede Nacht, dass er mit gebrochenen Beinen in einem Graben läge, und las oft die Gebete eines Reisenden im Gesangbuche laut vor sich hin. Einen Monat darauf reisten der Major und Fräulein Gabriele mit Tante Anastasias zweihundert Mark nach dem Viehmarkte in Kristianstad, um dort ein Reitpferd einzuhandeln. Gabriele sollte mitfahren, um sich die Stadt anzusehen und zugleich aufzupassen, dass Papa sich nicht ein junges, feuriges Pferd aufschwatzen ließe, das durch seinen jugendlichen Übermuth der Familie ihre Stütze und dem Regimente seinen dritten Major rauben könnte. (Die Lebensversicherung „Fylgia" war damals noch nicht in Mode.) Es ist etwas Ungewöhnliches, Damen auf Vieh- und Pferdemärkten zu sehen; nur Circusdamen leisten manchmal ihren männlichen Anverwandten dort bei den Einkäufen Gesellschaft. Daher glaubte auch der junge Baron W., der einen herrlichen Schimmel zu verkaufen hatte, dass der Herr mit der kecken Haltung und das schlanke, graziöse Fräulein an seiner Seite zur Arena gehörten. Er trat mit dem Hute in der Hand näher, lächelte verbindlich und sagte:

„Herr Director, hier habe ich etwas außerordentlich Passendes für Ihr Fräulein Tochter. Dieser Schimmel ist wie für sie geschaffen. Ich darf wohl annehmen, dass Fräulein Schule reiten? Nun ja, der würde sich übrigens auch prächtig im Rampenlichte unter luftigen Gazevolants und rosa Tricot . . ."

„Herr, scheren Sie sich zum Teufel! Glauben Sie, dass Fräulein Eulalie Marie Antoinette Oskara Gabriele von Sabelsköld beim Circus ist, Sie Lümmel?" brüllte der Major.

Nach einem Weilchen traf man ein gutes, genügend hohes, ziemlich mageres, aber ganz manierlich aussehendes schwarzes Pferd, das so fromm und tugendhaft aussah, als hätte es sich zeitlebens in einem Predigerhause aufgehalten. Der Gaul war zehn Jahre alt und sollte zweihundert Mark kosten, es war beinahe, als hätte der Verkäufer den Betrag von Tante Anastasias Gabe gewusst.

Ein Thierarzt wurde zugezogen. Das sind anspruchsvolle Leute. Nie kann es ihnen unser Herrgott mit den Pferden recht machen. Dieser Thierarzt sagte:

„Erstens ist der Gaul nicht zehn, sondern vierzehn Jahre alt, zweitens hat er zwei große Überbeine am linken Vorderfuße, drittens bockt er etwas und viertens ist er sichtlich ein Krippenbeißer. Im übrigen ist er tadellos."

Das Pferd wurde gekauft, ein Sattel und das sonstige Lederzeug auch, und bald darauf stand Fräulein Eulalie Maria Antoinette Oskara Gabriele von Sabelsköld im Stalle von Werlings Hotel und fütterte das Thier den ganzen Abend mit Zucker und Zwieback.

Am folgenden Morgen gieng der Major aus, um ſich die Artilleriekaſerne zu beſehen, traf dort ein paar alte Kameraden aus der Cadettenzeit, wurde umarmt, „gehiſst“ und ſchließlich zum Auſternfrühſtück eingeladen.

Aber als er das Frühſtück „mit Auſtern“ zu ſich genommen hatte, kehrte er wie verwandelt heim. Er gieng umher, brummte Melodien aus der „Zauberflöte“ und dem „Freiſchützen“, wollte Gabriele mit Portwein tractieren und kniff die Kellnerin in die Wange. Und er, der ſtets mit Beben dem Augenblicke entgegengeſehen hatte, wo er hoch zu Roſs dem Bataillon vorauziehen ſollte, wollte nun auf der Stelle einen Spazierritt machen, um ſein Pferd zu probieren.

Gabriele weinte.

„Süßer, lieber Papa, reite nicht eher auf Pälle, als bis wir zu Hauſe ſind. Mama muſs mit dabei ſein, damit ſie ihn feſthalten kann, wenn er wild wird!“ bat das junge Mädchen.

„Kind“, ſagte der Major ernſt, „ein Krieger muſs der Gefahr ins Geſicht ſehen können. Das Thier mag ſo eigenſinnig ſein, wie es will, mit Gottes gnädiger Hilfe werde ich es doch bezwingen. Nun, Kindchen, keine Thränen; ich habe mir ſchon Sporen und Gamaſchen geliehen, und mein Beſchluſs ſteht unbeweglich feſt. Es gehe, wie es wolle, ich werde Pälle ſchon heute vormittag beſteigen.

Gabriele wollte nicht auf dem Hofe zuſehen, wie ihr Papa von den Hufen des raſenden Thieres zerſtampft würde. Sie lag vor der Chaiſelongue des Hotelzimmers auf den Knien und flehte Gott an, ihren Vater zu beſchützen. Aber alle Hotelbedienſteten halfen dem Major. Einer hielt die Zügel, einer den rechten Steigbügel und die beiden Stärkſten erfaſsten die majörlichen Beine, hoben den Beſitzer derſelben in den Sattel, und nun konnte die Reiſe losgehen.

Das war ein ausgezeichnetes Thier. Es trabte die Straße nach dem Tivoli hinunter und gieng ſo ruhig wie ein Schuljunge im Leichenzuge ſeiner eigenen Mutter.

Da plötzlich blieb Pälle vor der Thüre eines großen Hauſes ſtehen und ließ ſich nicht vom Flecke bringen. Der Major ſchlug ihn mit der Gerte, aber Pälle drehte nur den Kopf und ſandte ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. Der Major rief alle bekannteren Ehrenbürger der Hölle an, aber Pälle muſste beſtimmt einmal einem Pietiſten angehört haben, denn er ſchüttelte zum Zeichen ſeiner Miſsbilligung nur kräftig das das Haupt. Schließlich kam ein niedliches Stubenmädchen die Treppe heruntergetrippelt und ſagte: „Der Herr Commerzienrath iſt heute nicht zu Hauſe!“

Das Mädchen war kaum verſchwunden, als Pälle ſich ſchon freiwillig in Bewegung ſetzte. Aber er gehorchte nicht den Zügeln, ſondern

ſchlug einen Weg nach eigenem Belieben ein und blieb bald wieder auf dieſelbe Weiſe vor einem anderen Hauſe ſtehen. Derſelbe Meinungsaustauſch zwiſchen Roſs und Reiter, dieſelben Hiebe und dasſelbe Anrufen aller unterirdiſchen Potentaten; doch auch ganz dasſelbe Reſultat: Pälle gieng nicht eher von der Stelle, als bis ein weiblicher dienſtbarer Geiſt kam und ſagte: „Wenn der Herr den Herrn Präſidenten zu ſprechen wünſchen, ſo müſſen Sie um zwei Uhr wieder kommen.“ Dann machte ſich Pälle wieder auf den Weg.

Nun wollte der Major ins Hotel zurückkehren; Pälle aber war entgegengeſetzter Meinung; er richtete ſich augenſcheinlich nach einem beſtimmten Plane, und der Major mußte ſich ſchließlich mit fataliſtiſcher Ruhe dazu verſtehen, ihm, wie es in der Sportſprache heißt, „die Leitung“ zu überlaſſen. So hielten ſie denn vor achtundzwanzig verſchiedenen Häuſern. Vor einigen Häuſern machten ſie längeren, vor anderen kürzeren Aufenthalt, aber nirgends rührte ſich Pälle eher vom Flecke, als bis jemand aus dem Hauſe gekommen war und mit dem Major geſprochen hatte.

Aber nach der achtundzwanzigſten Stelle machte Pälle linksum kehrt, kratzte mit dem Fuße und eilte in ſcharfem Trabe — nach dem Dorfe Roſaby.

„Haltet mich feſt, haltet mich feſt: Ich will nach Werlings Hotel!“ ſchrie der Major. Die Leute auf der Straße aber gafften ihn nur an und grinſten, und im Umſehen waren beide, Pälle und der Major, außer Sehweite.

Nach zwei Stunden kam der Major zurückgefahren. Pälle war hinten am Wagen angebunden. Gabriele warf ſich in die Arme ihres Vaters und rief:

„Papa, Papa, lebſt du noch?“

„Ja freilich, zum Teufel auch, lebe ich, aber ich habe ein — Milchpferd bekommen“, ſeufzte der Papa.

Als der Major ſich ein bißchen von ſeinem erſten, fürchterlichen Zorne beruhigt hatte, beſchloſs er, Pälle zu verzeihen. Er trug ja ſeinen Reiter leicht und machte keine hinterliſtigen Verſuche, ihn abzuwerfen. Sein früherer Beruf als Milchpferd war ihm ja an einem anderen Orte nicht hinderlich, wo ſein ehemaliger Principal von Roſaby keine Kunden hatte. Im Hauſe wurde Pälle der Liebling der ganzen Familie. Er gieng frei auf dem Hofe umher und nahm den Kleinen Brot aus den Händen. Nicht nur den Major, auch die kleinen Knaben ließ das artige Thier auf ſich reiten, und hier, wo Pälle keine Milcherinnerungen hatte, gieng er ſtets wohin er ſollte.

Da kam das Manöver. Pälle war rund und glänzend; der Major hatte ſich eine funkelnagelneue Uniform machen laſſen, und beide blitzten wie friſchgeputzte Meſſingkeſſel in der Aprilſonne. Alles gieng ſeinen

gleichmäßigen, hergebrachten Gang bis zu dem Tage, da das Regiment sich ins Feldmanöver begeben sollte. Als alle Soldaten in Reih und Glied standen, und der Marsch in fünf Minuten beginnen sollte, und der Oberst und der Oberstlieutenant, der zweite Major und Major von Sabelsköld sammt allen Adjutanten stolz auf ihren Springern saßen, unterfieng sich das Hoboistencorps, einen lebhaften Marsch aus der „Fatinitza" zu blasen.

Pälle legte die Ohren zurück, hob den Kopf, wieherte munter, brach aus dem Gliede aus und zog sofort einen Kreis mit seinen Vorderfüßen, so dass er für ungefähr einen halben Scheffel Aussaat Boden hatte, um sich darauf zu bäumen und seine Künste zu zeigen.

Und nun begann ein eigenthümliches Schauspiel. Erst tanzte Pälle nach dem Takte der Musik, dann gieng er wieder zurück und machte das großartigste Defilé erst nach links, dann nach rechts und warf dabei mit den Beinen wie eine Balletratte. Darauf richtete er sich auf und schlug mit den Vorderfüßen in der Luft umher, gieng dann gute drei Minuten spanischen Trab, vertauschte diesen mit gestrecktem Rundgalopp und kniete schließlich vor dem Obersten nieder, wobei er seine Stirne graziös gegen den Boden stemmte. Außerdem tanzte er noch Walzer, Galopp, Polka und Quadrille, gieng aufrecht auf den Hinterfüßen, trabte rückwärts und machte solche Künste, dass das ganze Regiment im vollen Ernste glaubte, dass der Teufel selbst sowohl Pälle wie dem Major in den Leib gefahren sei.

Die Soldaten und die Reservisten bissen sich anfangs auf die Lippen, aber als sie den Obersten und den Oberstlieutenant lachen hörten, und den zweiten Major und die Hauptleute sich den Bauch halten und sie so grinsen sahen, dass sie Zuckungen bekamen, als sie gewahr wurden, dass die Lieutenants und die Fahnenjunker schon ganz blau im Gesichte vor Lachen waren, da stimmten eintausendsechshundert Mann mit ein und lachten, dass es im Walde wiederhallte und das Gepäck auf dem Rücken auf und nieder flog.

Doch noch immer bliesen die Musikanten „Fatinitza" und Pälle tanzte und machte solche Mätzchen, dass der Schaum weit umherspritzte, und der arme Major, der sowohl Zügel wie Steigbügel verloren hatte und sich mit beiden Händen in Pälles Mähne festhielt, schrie so herzzerreißend:

„Herr Oberst — — ich — kann nicht mehr — — — o du Teufel — entschuldigen Sie — — ich sterbe — haltet mich fest — prr, prr, Pälle — Pälle — Herr Oberst — ich glaube, der Satan — um Gotteswillen helft — Herr Gott, Herr Gott — Pälle!"

Und dabei spielte die Musik immerfort „Fatinitza", und der Oberst, alle Officiere und Unterofficiere, alle Officiersburschen und Doctoren, die Marketenderfrau und ihre Dienstmädchen und eintausendsechshundert Mann lachten so, dass ihnen beinahe der Bauch platzte.

Schließlich winkte der Oberſt ſeinem Adjutanten, der einmal bei den Leibhuſaren ein Manöver mitgemacht und drei Wochen auf der Strömsholmer Reitſchule zugebracht hatte und ein verteufelter Kerl in allem, was Pferde angieng, war. Und zu ihm ſagte der Oberſt:

„Herr Lieutenant, Sie als Cavalleriſt können uns wohl ſagen, was mit dem Thiere dahinten los iſt?“

„Herr Oberſt, nach dem, was ich davon verſtehe, muſs Major von Sabelſkölds Pferd in ſeiner Jugend bei einem Circus angeſtellt geweſen ſein und hat dort vermuthlich dieſe Nummer gerade nach dieſem Marſche aus ‚Fatinitza‘ eingeübt.“

„Aber zum Teufel, ſo heißen Sie doch die Muſik ſchweigen, Herr Director; der Major muſs ja rein das Leben hierbei zuſetzen!“ ſchrie der Oberſt.

Kaum hatte auch der jüngſte Hoboiſt das tönende Meſſing von den Lippen genommen, als Pälle ſtill ſtand wie ein Lamm, während ihm der Schweiß an den Beinen hinuntertrieb.

Der Major erhielt einen vierzehntägigen Urlaub und hatte noch lange das Gefühl, als ſeien ihm alle Glieder zerſchlagen.

Was Pälle anbetrifft, ſo war dies ſein erſtes und letztes Manöver, und immer, wenn ſpäter in der Officiersmeſſe die Rede auf Pferde kam, ſo hieß es allgemein: „Sabelſkölds Pälle war eigentlich ein nettes, gutes Thier, leider aber hatte es eigentlich allzu reichhaltige Lebenserfahrungen, um für einen älteren Infanterieofficier zu paſſen!“

Wie man ſeine Lebensverſicherung überlebt.

Von **Hans Malſer.**

Es war die zweite oder dritte Flitterwoche, mag auch die vierte geweſen ſein, ich weiß nur, daſs ſie noch ſehr heftig war. Trat eines Tages ein fremder, behendiger Herr ins Haus und erinnerte mich wie auch mein junges Weibchen in höflichſter Weiſe ans Sterben.

„Mein hochgeſchätzter Herr!“ ſagte er zu mir in artig gebückter Stellung, wobei er ſein Haupt ſo tief neigte, daſs ich ſtatt des Antlitzes nur die Glatze zu ſehen bekam, „wollen mer hoffen, daſs Sie ſehr lange leben mit Ihrer Frau Gemahlin! Aber endlich und ſchließlich iſt es dem Menſchen aufgeſetzt, einmal zu ſterben. Sie ſind ein zu guter Ehemann, mein werter Herr, als daſs Sie nicht ſchon heute ſollten bange ſein vor dem Gedanken, Ihre Frau Liebſte einmal — was Gott möge verhüten! — mittellos zurücklaſſen zu müſſen.“

„Was geht denn das Sie an!“ fuhr es mir heraus.

Da trat er noch näher an mich, legte seine Hand zart an meinen Arm und lispelte vertraulich: „Sie sind mir zu wert, mein Herr! Ihr Beruf ist schön, ist groß, aber was wollen Sie? Er garantiert keine Pension. Und endlich und schließlich will der Mensch versorgt sein im Alter. Sie zahlen eine Jahresprämie an die Versicherungsgesellschaft ‚Austria‘, das ist die beste! Und wenn — was Gott soll verhüten! — ein Malheur eintritt, so bekommen Sie, eventuell“ — er verneigte sich vor der Meinigen — „Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin eine Rente, oder eine Pauschalsumme, ganz wie der Versicherungsmodus beliebt wird. Ich bitte!“ — Sofort hub er an, Papiere auszukramen. Mein Weibchen wollte mich am Arme davonziehen und sagte mit bedenklich zuckenden Mundwinkeln: „Geh' doch, Hans! Von solchen Dingen mag ich nichts hören. Wenn ich sterbe, so brauch' ich nichts, und wenn du stirbst, so will ich auch nicht mehr leben, komm!“

„Meine Gnädigste, das sagt jede!“ warf der Versicherungsagent ein, „Sie werden deshalb nicht früher sterben und Ihr Herr Gemahl wird auch nicht früher sterben, aber endlich und schließlich —“

„Lassen Sie's!“ unterbrach ich ihn, „wir machen kein Geschäft. Wir versichern uns nicht.“

Er schaute einen Augenblick wie verblüfft drein, dann sagte er kopfschüttelnd: „Gott, wie ist die Jugend leichtsinnig! Sie will ewig leben! Sie will, dass es ihr ewig soll gut gehen. Sie versichert sich nicht, wie heißt das? Da ist mir der hiesige Herr Doctor ein kluger Mann. Hat sich eben vorhin bei mir mit seiner Gnädigen auf gegenseitiges Ableben versichert.“

„Wir versichern uns in der Sparcasse!“

Darüber lachte er so grell auf, dass es mir in dem Augenblicke vorkam, als hätte ich wirklich eine Dummheit gesagt.

„Die paar lumpigen Sparcassenprocente!“ hub er an. „Rechnen Sie doch, Verehrter! Wie viel oder wie lange müssen Sie da einzahlen, um im Alter versorgt zu sein! Und wenn Sie — Gott sei für! — heut' oder morgen ein Unglück trifft, was zahlt die Sparcasse?“

„So komm doch, Mann!“ darauf wieder mein Weib. Der Agent neigte sich mir zu und flüsterte: „Sie *werden* aber gar nichts in die Sparcasse legen, Geschätztester, denn — Ihr Frauchen ist zu herzig, das Leben lockt zu fein! Zu fein lockt das Leben! Mein Herr, glauben Sie es mir, Sie legen nicht so viel in die Sparcasse!“ Er zeigte die Spitze seines kleinen Fingers. „Und wenn endlich und schließlich der Fall eintritt —“

„Packen Sie nur zusammen!“ lachte ich und wir ließen ihn stehen.

Meine Frau war ganz aufgeregt, ich aber nachdenklich. War er nicht am Ende doch ein bisschen zu flott abgewiesen worden, der Ver-

ſicherungsagent? War denn meine Geſundheit ſo felſenfeſt? Hatte ich einen Schutzbrief? War im Falle meines Todes dieſes liebſte Weſen nicht thatſächlich hilflos? — Ich gieng auf mein Zimmer, raffte das vorhandene Geld zuſammen und ſteckte es in einen Brief an die Sparcaſſe in Graz. — So viel Willenskraft, mein lieber Agent, bringen wir trotz der lockenden Welt und der Herzigkeit des Frauchens noch auf, um für dieſes Frauchen auf alle Fälle zu ſorgen!

Nach ein paar Stunden kam der Mann wieder. Er that nun ſchon wie ein alter Freund und verſicherte, es nicht übers Herz bringen zu können. Er habe mich zu lieb. Ein Poet müſſe ſorgenfrei arbeiten können, er müſſe gegen gewiſſe Eventualitäten geſichert ſein bei einer guten Aſſecuranz. Mein Nachbar, der Schmiedmeiſter, habe ſich eben für ſeine Kinder verſichern laſſen. Dafür komme er zu mir übers Jahr, heute rathe er Gegenſeitigkeit mit meiner Frau, wie der Friſeur im Orte und ſogar der Kaufmann, der wohl auch etwas verſtehen werde von ſolchen Dingen. Ferner habe er an dem Morgen drei Beamte aſſecuriert, und gerade ich wolle die Hand der Vorſehung abweiſen, die ſich mir an dieſem Tage ſchon das zweitemal biete.

Nun ließ ich mir einiges auslegen. Nach längerer Beſprechung, wobei der Mann die größte Höflichkeit mit der größten Dreiſtigkeit ſtilvoll zu vereinigen wuſste, entſchloſs ich mich, für meine Frau tauſend Gulden zu verſichern, im Falle meines Todes. Das muſste natürlich heimlich geſchehen, wohingegen das Weibchen hinter meinem Rücken mit dem Agenten zu verkehren begann und im Falle ihres Todes mich auf tauſend Gulden ſetzen laſſen wollte.

Da begann aber der Mann ein ernſtes Geſicht zu machen. Er würde doch für eine größere Summe rathen, wenn überhaupt —! Wir wären ja noch lange nicht fertig. Erſt ſei die ärztliche Unterſuchung nöthig. Es gäbe Perſonen, die wie das Leben ausſähen und doch den Keim eines frühen Todes in der Bruſt trügen. Solche könne die Geſellſchaft natürlich nicht annehmen, weil ſie als ſolide Anſtalt ſtets den Vortheil des Ganzen im Auge haben müſſe. Indes glaube er ja nicht zweifeln zu ſollen —

Der Hinweis auf die Vergänglichkeit hat meinen Willen zur Lebensverſicherung weſentlich gefeſtigt, auch dachte ich an eine Erhöhung der Summe nach Möglichkeit, aber der jährlich zu leiſtende Betrag war nicht gering.

So kam der Agent am ſelben Tage das drittemal, und zwar mit dem Arzte. Die Unterſuchung geſchah auf Koſten der Aſſecuranzgeſellſchaft. Meine junge, blühende Frau ſagte bloß: Wenn ſie ihnen nicht geſund genug ſei, ſo wäre es auch recht — und lief davon. Dann war ſie ihnen geſund genug. Mit um ſo größerem Intereſſe wendete ſich der Doctor meinem Befinden zu. Zuerſt begann er zu klopfen an der

Schulter, dann am Brustblatt, ohne daſs drinnen jemand „herein!“ rief. „Die Bronchien“, ſagte er endlich, „ſind ein klein biſschen muſikaliſch!“

„Bedenklich?“ fragte der Agent.

„Davon keine Rede. Katarrh iſt bei dieſer Jahreszeit nichts Seltenes. Aber hier — das Herz hüpft manchmal ein wenig.“

„Das Herz?“ fragte ich, „Doctor, weshalb ſoll einem Poeten das Herz nicht hüpfen vor Freude darüber, ſo theilnehmende Freunde gefunden zu haben!“

„Daſs Sie noch ſcherzen können, mein Herr!“ ſagte der Agent in einigermaßen verweiſendem Tone.

„Ich werde dem Herrn Poeten die Luſt zum Scherzen bald vertreiben!“ verſetzte der Doctor und fuhr mit ernſter Miene in ſeiner Unterſuchung meines Körpers fort. Endlich richtete er ſich auf, trocknete mit dem weißen Sacktuche ſeine Stirne und ſagte zu mir gewendet: „Sie werden vierzig Jahre lang Ihre Prämien zahlen!“

„Warum nicht gar!“ rief der Agent übereilt aus. Und mir beide Hände hinhaltend: „Ich gratuliere! Ich gratuliere ſehr!“

— Vierzig Jahre Prämien zahlen? Das macht ja weit mehr aus, als die Summe, die bei dem aufgeſtellten Modus nach dem Todesfalle fällig wird! Was wäre das in der Sparcaſſe mitſammt den Zinſen für ein Haufen Geld! —

Der geſcheite Agent errieth meine Gedanken.

„Sie ſind noch militärpflichtig!“ ſagte er. „Gott bewahre uns vor einem Kriege! Ihre junge Frau, der Himmel ſegne ſie! Haben Sie geleſen in der heutigen Zeitung? In Graz an einem Tage wieder zwei junge Frauen im Kindbette geſtorben!“

Ich ſtellte mich unentſchloſſen und ſagte: „Wenn es eine Lebensverſicherung wäre!“

„Das iſt es ja!“ rief er eifrig.

„Es iſt nur eine Geldverſicherung. Wenn von meiner Frau oder mir eins ſtirbt, ſo iſt dem anderen an Geld wahrſcheinlich nicht mehr viel gelegen.“

Darauf ſchwieg der Agent, wohl ein biſschen verdrießlich darüber, daſs ihm die ärztliche Diagnoſe, von der er Vortheil gehofft, das Geſchäft zu verderben drohte.

„Ich werde Ihnen die denkbar günſtigſten Bedingungen machen“, ſagte er hernach bereitwillig, ſuchte auf dem Tarif mit dem Finger herum und rechnete mit dem Bleiſtift. „Bei der äußerſt geringen Jahresprämie von ſiebenundſiebzig Gulden bekommt von dem geſchätzten Ehepaar der überlebende Theil zweitauſend Gulden ſofort! Denken Sie, Sie zahlen heute die erſte Prämie, und morgen ſtirbt Ihre Frau — welch ein Vortheil! Sie bekommen nach Vorweiſung der Polizze unverzüglich Ihre zweitauſend Gulden!“

„Es ist zu verlockend!“ sagte der Doctor, der Agent merkte den Spott gar nicht, sondern begann einen Aufnahmsschein herzurichten. — Den haben wir dann halt unterschrieben.

Am nächsten Tage sprach alles im Orte von dem menschenfreundlichen Assecuranzmann, der seine ganze Sorge und Liebenswürdigkeit aufbot, bis er nicht weniger als ein Dutzend armer Familien, kleinere Geschäftsleute und Beamten, gerettet, gegen Noth und Tod versichert hatte. Die Beamten konnten dem Agenten ein um so größeres Zutrauen schenken, als ihnen von oben nahegelegt worden war, sich gerade bei der vaterländischen Gesellschaft „Austria“ assecurieren zu lassen.

So waren wir nun versorgt. Und bald schien es mir, dass bei dieser Versicherung der Vortheil nicht auf Seite der „Austria“, sondern auf meiner Seite sei. Ich wurde brustkrank und war insgeheim vergnügt darüber, dass meine Haut der Frau um bare zweitausend Gulden bezahlt werden würde. Das Leiden währte ein Jahr und es währte mehrere und viele Jahre. Es währte so lange, dass mir mittlerweile die Lust vergieng zu sterben. Im übrigen ergieng es mir, wie es tausenden von Zeitgenossen auch ergeht. So begannen wir eines Tages Gulden zusammenzulegen, meine Frau sparte von ihrem Nadelgelde ab, ich an meinem Gewande, die Kinder an den Münzen, die sie zu Geburts- und Namenstagen von den Großeltern erhielten; wir bauten selbander an einer Summe, die mir einen Frühjahrsaufenthalt in Gleichenberg möglich machen sollte. Und als die Summe ausgebaut und mit dem hundertsten Gulden gleichsam der Strauß auf den Dachgiebel gesteckt war, da rüsteten wir wohlgemuth für den Curort. In der Nacht vor der Abreise erinnerte ich mich der lieben „Austria“ und dass für dasselbe Jahr die Prämie noch nicht bezahlt war! Wie Frauen schon leichtsinnig sind, wollte die meinige von einer Verschiebung der Gleichenberger Cur auf bessere Zeiten nichts wissen, dreist schlug sie mir vor, die Jahresprämie nicht zu zahlen, die Versicherungssumme also fahren zu lassen und das Geld anzuwenden, wie es bestimmt war, zur Wiedererlangung der Gesundheit. Ich widerstand solchen Einflüsterungen, erlegte meine Jahresprämie und blieb zu Hause.

Andere haben es in derselben Sache auch so gemacht: Der Gemeindeschreiber zog es seinem Munde ab, der Rasierer zog es der Erziehung seiner Kinder ab, ein alter Häusler verkaufte seine Taschenuhr, ein Andenken vom Vater selig, und sie erlegten pünktlich ihre Jahresprämien bei der „Austria“. Da habe ich erfahren, wie solch eine Assecuranz den Willen des Menschen stärkt. Denn wer einmal die Jahresprämie nicht zahlt, der verliert alles vorher Eingezahlte, verliert die Versicherungssumme und niemand straft seine Schutzbefohlenen so rücksichtslos, wie eine Versicherungsgesellschaft den armen Teufel, der es vorzieht, sich

bei noch einigermaßen lebendigem Leibe Brot zu kaufen, als nach dem Tode einen erklecklichen Geldbetrag zu bekommen.

Nachdem ich siebzehn Jahre lang alljährlich meine siebenundsiebzig Gulden eingezahlt, wobei die Gesundheit sich allerdings minder stark als der Wille bewiesen hatte, gieng die löbliche Assecuranzgesellschaft „Austria" her und machte einen Stolperer. „Oha!" sagte sie, „nichts ist geschehen!" Aber das half ihr nichts mehr. Den Stolperer hatte man weit und breit gehört, sie musste ihre Taschen umwenden und nun zeigte es sich sehr, dass sie nicht soviel Geld hatte, als auf ihrem Papiere stand. „Ein kleiner Rechenfehler!" meinte sie achselzuckend. Nun ist es aber ein Unterschied, ob der Schuljunge auf seiner Schiefertafel einen kleinen Rechenfehler macht, oder die vaterländische Versicherungsgesellschaft „Austria", die höheren Orts so warm befürwortet worden war. Anfangs hieß es, zwanzig Procente Abzug erlitten die Versicherten, so dass zum Beispiel meine Witwe anstatt der zweitausend Gulden deren nur eintausend sechshundert bekommen hätte. Das war der kleine Rechenfehler. Und als sich eine Ausgleichung des Rechenfehlers durch Reduction der Auszahlungen so bequem zeigte, reducierten die Herren wohlgemuth weiter. Die Betheiligten schlugen zwar einen großen Lärm, Generalversammlungen wurden einberufen, und als die „Austria" ihren Sack vor aller Welt herzeigen musste, sah man nichts weiter, als dass derselbe ein sehr großes Loch hatte. Man kennt eine strenge Frau, die sich sonst in alles dreinzumischen pflegt, jedoch diesmal fand die hohe Regierung, dass sie für etwas anderes da sei, als um halbverkrachten Assecuranzgesellschaften die Rechnungsfehler zu corrigieren, und so wurde das Loch von Tag zu Tag größer. Der Verwaltungsrath machte den weisen Vorschlag: Flicken! Flicken und dann wieder fleißig hineinlegen. Viele Einzahler wollten auf Vortheile und Zinsen verzichten, sie verlangten nur ihr eingezahltes Capital wieder zurück. Dafür wurden sie ausgelacht. „Den fünften Theil des Eingezahlten, wer damit zufrieden ist!" Mancher meinte, dass ihm ein gebratener Kartoffel auf dem Teller lieber wäre, als ein stattlicher Rehbock im Walde bei Schonzeit. Der bekam bereitwillig den Kartoffel und die „Austria", die jetzt sonst nichts zu lachen hatte, bei solchem Abkommen schmunzelte sie doch ein wenig.

Ich für meinen Theil fragte einen Advocaten, was jetzt bei einer Versicherung auf den Todesfall zu thun wäre, um zu seinem Gelde zu kommen?

„Sterben", antwortete der Doctor.

Dieser Rath war juridisch nicht schlecht, aber mir unsympathisch. So wendete ich mich nun an die Verwaltung der „Austria" mit der Bitte, mir mitzutheilen, wie ich doch wenigstens zu einem Theile meines eingezahlten Capitals gelangen möchte.

Die Antwort: „Nur ruhig weiterzahlen!“

Darauf aber meine Frau: „Noch einen Kreuzer zahle mir ein bei dieſer Aſſecuranz mit dem kleinen Rechenfehler, und ich laſſe dich unter Curatel ſetzen!“ Und nun wieder eine Anfrage an die Aſſecuranz: „Was gebt Ihr für eine Polizze, auf welche ſeit ſiebzehn Jahren mehr als dreizehnhundert Gulden eingezahlt worden iſt?“

Die Antwort kam ziemlich prompt zurück und lautete: Zweihundert dreißig Gulden!

Auf einen ſolchen Beſcheid richtete ſich meine kleine Frau empor und ſagte: „Den Bettel nimmſt mir nicht! Und einzahlen thuſt mir auch nicht mehr weiter! Und ſterben thun wir auch nicht. Baſta!“

Sterben thun wir auch nicht. Auf dieſen Ausweg hatte ich gar nicht gedacht. Es war thatſächlich der beſte. Die Lebensverſicherungen muſs man überleben, das iſt die einzig vortheilhafte Löſung. Und was wir erſparen, das tragen wir in die Sparcaſſe. Und wenn wir mit Gottes Hilfe an zwanzig Jahre ſo fortthun mögen, dann ſind wir auch verſichert. Und wenn doch wieder einmal jener artige Agent ins Haus kommen ſollte, um uns ein Spiel mit Leben und Tod vorzuſchlagen, ſo ſoll ihm höflich, aber deutlich geantwortet ſein: „Um Wertſachen ſpielen wir nicht, erſtens deswegen, und zweitens deswegen, und endlich und ſchlieſslich der kleinen Rechenfehler wegen. Guten Morgen!“

Zeitgeſänge eines alten Olympiers.

Gedichte von **Adolf Pichler.**[1])

Der Dichter.

Auf dem Siechbett lag der Dichter
In den Gliedern jede Plage,
Ob der Hunger, ob die Krankheit
Ihn gelähmt? — was nützt die Frage.

Vor dem innern Auge ſah er
Blatt um Blatt Recenſionen,
Kränze von Papier mâché, mit
Denen ſie das Lied belohnen.

Und im ſchwarzen Fracke ſchlürft er
Thee, gewäſſert jede Taſſe,
Die ihm ſchöne Hand gereicht einſt
Statt dem Wein aus vollem Faſſe.

Seinen ſechzig Jahren galt es!
Und ein Päckchen von Banknoten
Haben ſie zuſammgebettelt, —
Huldreich ward es ihm geboten.

Und er neigte rechts und links ſich
Und die Bruſt ſchwoll von Entzücken,
Wie Horaz vom Capitol einſt
Auf die Römer durfte blicken.

Ob er Gänschen ſchnattern hörte,
Wie ſie in Pariſer Raben
Mit dem Penſionat-Franzöſiſch
Ihren deutſchen Dichter loben?

[1]) Aus „Spätfrüchte“, Gedichte verſchiedener Art von Adolf Pichler. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

O Homer, Vergil ... was weiter?
Die Geduld nicht zu verlieren,
Schrieb er Sprüchlein in das Stammbuch
Holden Töchtern von Banquieren!

Mit dem Riesenstrauß die Kleine,
Wie sie ihn bedrängt von allen
Sie ist reich! — bei ihrem Vater
Ist sein Wechsel längst verfallen.

Die Cigarre beut ihm dieser
Heute lächelnd, aber morgen ...
Nun da wird des Festes König
Wohl bei einem andern borgen.

Auch der Bücherfürst grinst huldvoll,
Der sich wagte zum Verlage,
Er berechnet rasch im Kopf schon
Die Procent an diesem Tage.

Einen Bückling tief! — es schmunzelt
Fein und tückisch der Collega,
Doch auf Mittel sinnt er heimlich
Wie er ihn vom Platze fege.

Sei's! — o führe sanft und gnädig
Ihm vorüber diese Bilder
Aus dem Kampf des Daseins, Muse!
Zeigen Phantasien ihm milder.

Auf den Nebel dunkler Zukunft
Projicier' ihm seine Größe;
„Diese denkt er stolz — vergoldet
Meine Armuth, meine Blöße.

Mir ergänzt die Schillerstiftung
Mag're Bettethonorare,
Was liegt dran? — Das deutsche Volk wird
Trauern einst an meiner Bahre.

Und vom Enkel zum Urenkel
Wächst mein Ruhm stets in Potenzen,
Wie der Glanz von Meteorlicht
Überfliegt die fernsten Grenzen." —

Da stand an des Bettes Fuße,
Der nie stirbt, — der große Meister,
Von der Last des Staubs befreit er
In die Ewigkeit die Geister.

Kronen tritt er, Lorbeerzweige
Mußten tief im Lethe sinken,
Weltgeschichten, Weltsysteme
Schwinden hin vor seinen Winken.

Was vergänglich, mag's vergehen!
Eines nur kann ich nicht fassen:
Daß sogar die hehre Schönheit
Muß vor seinem Griff erblassen. —

„Armer Mann! ich will dir spenden
Noch das letzte Glück auf Erden,
Sprach der Tod: — Das ist Vergessen
Und zugleich vergessen werden!"

Und auf seine hohe Stirne
Legt die kalte Hand er leise,
Noch ein Athemzug, des Lorbeers
Zweige sind der Würmer Speise.

* * *

Bum und bum! — in dumpfer Stimmung
Hört den Trauermarsch ihr klingen
Und die Liedertafeln alle
Längst gewohnte Lieder singen.

Der, der stets zu Fuß gegangen —
Manchmal mit zerriss'nen Sohlen, —
Ein Paradewagen trägt ihn,
Vorgespannt vier schwarze Fohlen.

Und die Reden erst! — mir graut schon
Hör' ich nur von fern das Plappern,
Wie alljährlich am Charfreitag
Rasseln die verwünschten Klappern.

Doch genug; das hat ein jeder
Schon erfahren dutzendmale,
Mocht' es gelten einem Hofrath
Oder einem Generale.

Um den Prunk zu zahlen, wurden
Subscribenten aufgeboten,
Die nach seinen Vers gekauft je
Von dem hochberühmten Todten.

Nekrologe der Journale
Weihen ihm Unsterblichkeiten,
Nach zwei Jahren liest von ihm doch
Niemand mehr auch nur zwei Seiten.

Im Papierkorb der Walhalla,
Deutschen Volks, ist er versunken
Und vom hellen Sternbild seht ihr
Kaum am Himmel einen Funken.

Seine Büste steht im Mondschein
Ernst und feierlich erhaben,
Gut, daß sie mit dem Geländer
Vorsichtig den Stein umgaben!

Manchmal hört man ein Gelächter —
Zwölf Uhr Schlag — am Todestage; —
So rankt um des Dichters Denkmal
Spät und einsam sich die Sage.

* * *

Der Professor.

Vor der Lampe, vor den Büchern
Saß und schrieb der hochgelehrte,
Hochgelehrteste Professor,
Wie ganz Deutschland ihn verehrte.

Plötzlich kam der Tod geschlichen,
Klopft ihm auf die Schulter leise,
Bei der unwillkommnen Störung
Wandte knurrend sich der Weise.

Doch als er den Gast erkannte,
Fleht' er mit erhob'nen Händen:
„Gevatter! — o sei mir gnädig,
Laß mich erst mein Werk vollenden!"

Und gerührt von seinem Eifer,
Sprach der Tod: „Ich komme wieder;
Wenn du fertig bist, so steigst du
Mit mir zu den Schatten nieder."

Mit dem Stundenglas, der Hippe
War er wie ein Rauch verschwunden,
Endlich hat nach hundert Jahren
Er sich wieder eingefunden.

Vor der Lampe, vor den Büchern
Saß er noch, der hochgelehrte,
Hochgelehrteste Professor,
Wie ganz Deutschland ihn verehrte.

Unbeschrieben lag ein Bogen
Von Papier an seiner Seite,
Als der Tod das angesehen,
Floh entsetzt er in die Weite.

Und so schreibt er an dem Buche
Bis zum Grau'n des jüngsten Tages,
Ob er dort wohl fertig werde?
Wer es sagen kann, der sag' es.

* * *

Das Gebet.

Wenn das Beten helfen thät,
Wär' kein Mädel ledig,
Ach! wie brünstig flehen sie:
„Herrgott, sei uns gnädig!
Schenk' uns einen reichen Mann —
Einen schönen — jungen!
Und die lieben Kinderlein
Kommen selbst gesprungen."

Den deutschen Frauen in Österreich.

Nahet euch ein feiger Bube,
Der nicht wagt, sich deutsch zu nennen,
Schüttelt zornig eure Locken,
Zeigt wie eure Augen brennen.
Trieben doch die deutschen Frauen
Einst in grauer Vorzeit Tagen
In den Kampf zurück die Männer,
Die zuvor der Feind geschlagen.

* * *

Die Gänse.

Die Natur hat angeordnet,
Daß die Gänse Federn tragen,
Wenn sie mit den Federn schreiben,
Dann dreht ihnen um den Kragen.

Wie Napoleon I. gegessen hat.

In dem interessanten Werke von Friedrich Masson: „Napoleon I. zu Hause",[1]) findet sich folgende Schilderung über die Mahlzeiten Napoleons, wenn er zu Hause in seinen Gemächern der Tuilerien war.

Napoleon stand sehr früh auf, nahm ein längeres warmes Bad, machte sorgfältigst Toilette, wobei er sich selbst zu rasieren pflegte, ertheilte dann Audienzen, manchmal noch während der Toilette, und um halb zehn Uhr war das Frühstück angesetzt.

[1]) Übersetzt von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig. Schmidt & Günther.

Allein die Audienzen dauerten meistens bis eilf Uhr: der Palastpräfect wartet, das Frühstück wird kalt. Vorsichtsmaßregeln gegen eine etwaige Vergiftung der Speisen sind nicht getroffen. Das Reglement schreibt zwar vor, daſs die Schüſseln aus der Küche verdeckt gebracht werden sollen, ebenso Wasser, Brot und Wein, und daſs, sobald der Tisch gedeckt ist, ein Tafeldecker dabei stehen soll. Aber da der Tisch, eine Art Gueridon von Mahagoniholz, nicht in dem Gemach aufgestellt werden kann, in welchem die Audienzen stattfinden, so wird das Frühstück, das in silbernen, mit Deckeln und Glocken versehenen Schüſseln aus den Küchen herauskommt, in Gefäße mit kochendem, von Zeit zu Zeit erneutem Wasser gestellt und in einem Winkel der Antichambre, ohne besonders sichere Beaufsichtigung, warm gehalten, bis der Kaiser sagen läſst, daſs er speisen will. Dann wird eiligst der Gueridon an seine Stelle geschoben und ein Tischtuch darüber gedeckt.

Im Jahre 1810 war für das Frühstück vorgeschrieben: eine Suppe, drei Vorschüſseln (entrées), zwei Zwischenspeisen, zwei Sorten Dessert, eine Tasse Kaffee, zwei Brötchen und als Getränk eine halbe Flasche Chambertin. Später wurde das Menu noch (!) schmaler und bestand aus: zwei Suppen, einem Braten, einem Zwischengericht, zwei hors-d'œuvres, vier verschiedenen Compotarten und Kaffee.

Niemals nahm der Kaiser von allen Schüſseln, er aß sehr rasch und in nicht gerade vornehmem Stil, da er oft mit der Hand in die Schüſseln fuhr und alles voll Flecke machte, Tischtuch wie Kleider.

Auch gibt es keine Reihenfolge in den Speisen, er langt hier und dort zu, unterwirft sich keiner für ein classisches Mahl aufgestellten Regel, kaut mit vollgestopftem Munde und hat Eile, fertig zu werden. Die ganze Mahlzeit dauert gewöhnlich sieben, höchstens acht Minuten.

Huhn, gekocht, gebraten, in den verschiedensten Saucen ist ihm das liebste, Huhn sauté à la provençale — ohne Flügel, die Flügel kann er nicht leiden — Huhn à l'italienne, à la tartare, à la Marengo, Hühnerfricassee: das sind Lieblingsspeisen: alles, was gebacken ist, Pasteten, vol au vent, und kleine gebackene Klöße à la milanaise liebt er, auch Pudding à la Richelieu, Geflügelpasteten, Maccaroni à l'italienne mit Parmesankäse schmecken ihm. In Bezug auf Fische findet er vor allen die Rothfeder des Mittelmeeres schmackhaft. Nach der Rückkehr aus Ägypten gehörten stets Pillaf und Datteln auf seinen Tisch: das waren jedoch Gerichte mehr für seine Phantasie als für seinen Geschmack. So war es auch in Bezug auf die „Soldatensuppe", von der er behauptete, sie schmecke ihm besser als die raffiniertest zubereitete, auf die Gemüse, von denen Kartoffeln, Bohnen und Linsen die feinsten sein sollten.

Diesen seltsamen Geschmack aber ließen die Küchenbeamten und Köche nicht gelten, denn damals hatte die französische Küche noch einen großen

Ruf und ihre Vertreter hielten auf ein gewisses point d'honneur: ihre Menus waren ihre Ehre oder ihre Schande.

Einst, als Napoleon seinen Oberküchenmeister fragte, warum er ihm nie Crepinettes von Schwein vorsetze, antwortete Dunan, sie wären schwer verdaulich, in Wirklichkeit aber brachte er dergleichen Gerichte nicht auf den kaiserlichen Tisch, weil sie gegen alle gastronomische Kunst verstießen. Am anderen Tage hatte er Crepinettes von Rebhühnern auf dem Menu, und diese mundeten dem Kaiser vortrefflich. Er war in Bezug auf Speisen wie in Bezug auf seine Kleider. Dabei pflegte er gern zu sagen: „Der Sold eines Capitäns würde mir genügen." Er wechselte in vierundzwanzig Stunden nicht weniger als dreimal seine Unter- und Oberkleider: zur Nacht, für den Morgen und zu Mittag.

Vom gebratenen Fleisch suchte er sich die braunsten Stellen aus, vor noch blutendem Fleisch hatte er einen wahren Abscheu.

Beim Frühstück entfernte er eigenhändig die Glocken von den Schüsseln; diese wurden sofort abgetragen, sowie er das Gericht, welches sie enthielten, nicht mochte. Gefiel es ihm allzusehr, so meinte er ärgerlich zum Küchenmeister gewendet:

„Sie sehen wohl, mein Herr, dass Sie mich veranlassen zu viel zu essen — das will ich nicht, das belästigt mich. Ich will, dass mir nur zwei Schüsseln serviert werden."

Es gab noch andere Dinge, über die er beim Frühstück in Zorn gerathen konnte. Als Dunan bemerkt hatte, dass die Rebhuhn-Crepinettes den Beifall des Kaisers gefunden hatten, setzte er sie einen Monat später wieder auf den Tisch.

Der Kaiser deckt die betreffende Schüssel auf — wird zornroth, wirft den Tisch um und zieht sich in sein Cabinet zurück.

Die Dienerschaft beeilt sich, das Tischgeräth vom Fußboden aufzulesen und Dunan, ein echter Nachkomme des berühmten Vatel, läuft schnurstracks zum Oberhofmarschall, um seine Entlassung zu fordern. Duroc tröstet ihn, richtet ihn wieder auf und veranlasst ihn zu einer zweiten Frühstückszubereitung. In der That verlangte auch der Kaiser nach einer solchen. Roustam aber servierte diese zweite Auflage; der Kaiser verlangt nach Dunan. Dunan erscheint auch und serviert, ist aber sehr niedergeschlagen; Napoleon, gerade mit einem gebratenen Huhn beschäftigt, beglückwünscht Dunan wegen der ausgezeichneten Zubereitung desselben, klopft ihm freundlich die Wangen und sagt:

„Ach! Dunan, wie viel glücklicher sind Sie doch, mein Küchenmeister zu sein, als ich Ihr Kaiser."

Solche Wendungen waren bei Napoleon eine Art von Entschuldigung nach überwundenen Zornanfällen, ob dieselben sich gegen hochgestellte Personen oder gegen Dienstboten gerichtet hatten; diese Entschul-

digungen ließen gewöhnlich das, was sie veranlaßt hatte, ganz außer Augen, und hatten einen allgemeinen, sentimentalen Hintergrund.

Der Kaiser trank nur und zwar mit Wasser verdünnten Chambertin. Weinkeller gab es weder in den Tuilerien noch in einem anderen Schloss.

Napoleon nahm das Frühstück stets allein ein, mit Ausnahme der kurzen Zeit zwischen der zweiten Heirat und der Niederkunft der Kaiserin Louise. Niemals war Josephine beim Frühstück; nach der Geburt des Königs von Rom kehrte der Kaiser zu seiner alten Gewohnheit zurück und nahm das Frühstück, wie es ihm ja auch am bequemsten war, wieder in völliger Isoliertheit zu sich.

Von der Geburt seines Sohnes an hatte die „Gouvernante der Kinder Frankreichs", Frau von Montesquiou, Befehl, ihm jeden Tag beim Frühstück den Kleinen zu bringen. Er nahm ihn auf den Schoß, ließ ihn von seinem gerötheten Wasser kosten, steckte ihm irgend etwas Leckeres in das Mündchen. Frau von Montesquiou protestierte, der Kaiser schüttete sich aus vor Lachen — denn für sein Kind, für dieses Kind allein, war er lustig, ja von lärmender Lustigkeit und der kleine König lachte mit dem königlichen Papa um die Wette. Oft war auch die Kaiserin zugegen und amusierte sich ihrerseits über solche häusliche Scenen.

Auch seine Neffen ließ sich der Kaiser, wenn er beim Frühstück war, gern zuführen: bekannt ist das Bild von Ducis, auf welchem er, umgeben von allen Kindern der Familie, welche neben ihm spielen, während er frühstückt, dargestellt ist.

Als am 27. Februar 1809 der Baron Lejeune, eben aus Spanien eingetroffen, die Nachricht von der Einnahme Saragossas überbrachte und in den Tuilerien empfangen wurde, fand er, wie er erzählte, den Kaiser neben einem Gueridon sitzend, mit einem hübschen dreijährigen Kinde auf dem Schoß; beide speisten von demselben Teller, mit derselben Gabel und während der Unterhaltung liebkoste der Kaiser wiederholt — den ältesten Sohn König Louis.

Nach dem Mahl nahm er dann eine Tasse Kaffee; der Kleine streckt die Hände nach derselben aus und will auch trinken, bestürzt über den bitteren Geschmack des braunen Saftes aber schneidet er ein fürchterliches Gesicht und stößt die Tasse zurück. Der Kaiser ruft lachend: „Ah! Dir fehlt es noch sehr an Erziehung, du verstehst es noch nicht, dich zu verstellen!"

Wenn man die nie ruhende Aufregung, die der Besitz einer fast schrankenlosen Macht nothwendig in ihm hervorrief, wenn man das ungeheure Arbeitsfeld ins Auge fasst, welches er täglich zu beackern hatte, so wird einem klar, dass für die Gefühlsthätigkeit weder viel Zeit noch Raum vorhanden war; nicht einmal physische Bedürfnisse konnten Befrie-

digung finden, ja man steht vor der Frage, ob er deren überhaupt, und zwar solche von gebieterischer Art, hatte. Jedenfalls gab es keine bestimmte Stunde, um ihnen zu genügen, so war auch sein Magen von seinen Befehlen abhängig, er aß, wenn es gerade passte und dachte dabei an die unterbrochene Arbeit, die er sogleich wieder aufnehmen wollte.

Sechs Uhr war die für das Mittagsmahl vorgeschriebene Stunde und noch ehe die Uhr geschlagen hatte, war Josephine in ihren Gemächern mit einer an Tugend grenzenden Pünktlichkeit bereit, dem Rufe zu Tische zu folgen. Ihre Toilette, eine Lieblingsbeschäftigung, hatte ihr viel Zeit gekostet, die dritte im Laufe des Tages war eben beendet: es war die vollkommenste. Mit Blumen in den Haaren oder Geschmeide hatte Duplan, der Unvergleichliche, der Unnachahmliche, der allein, wie sie meinte, für den Ausdruck ihrer Züge Verständnis besaß, sie geschmückt. Für gewöhnlich erschien sie tief decolletiert in einer Robe von Sammt, Seide oder gesticktem Tüll.

Josephine saß wartend in ihren Gemächern: sehr häufig schlug es sieben Uhr, ohne dass man gekommen wäre, sie zu rufen; es wurde zuweilen acht — ja manchmal elf Uhr!

Der Kaiser hatte vergessen, dass er noch nicht zu Mittag gespeist, und niemand gewagt, ihn daran zu erinnern. Später, zu Marie Louises Zeiten, wurde das anders, *sie* ließ sich auf ein Warten nicht ein, auch wenn sie am Nachmittag ein reichliches „Gouté" zu sich genommen hatte; sie war dafür, dass man mit dem Schlage Sechs zu Tisch gehen müsse. Ihr zuliebe unterwarf sich denn auch Napoleon dem Zwange der Stunde — nun war es gar Marie Louise, die *ihn* warten ließ.

Es gab keinen Raum unter dem Namen „Speisesaal" in den Tuilerien; der Kaiser, der seit 1806, mit Ausnahme der Sonntage, stets mit der Kaiserin allein dinierte, bestimmte gewöhnlich den Salon, in welchem die Tafel gedeckt werden sollte, sei es, dass derselbe zu seinen, oder den Gemächern der Kaiserin zählte. Auch bestimmte er die Personen, welche bei der Tafel aufwarten sollten. Die betreffenden Befehle wurden bis zu Beginn des Kaiserreiches durch die Mamelucken befördert. Als der kaiserliche Haushalt organisiert wurde, bekamen die Pagen ausschließlich den Tafeldienst; die Schüsseln, die sie aus der Hand des Oberküchenmeisters in Empfang nahmen, hatten sie den Majestäten darzureichen. Der Oberküchenmeister des Kaisers tranchierte, wenn in den Gemächern Napoleons, der Oberküchenmeister der Kaiserin, wenn in den Gemächern Marie Louises gespeist wurde. Fand das Diner in den Räumen des Kaisers statt, so diente gewöhnlich ein Salon in den Prunkgemächern als Speisezimmer.

Das Diner bestand, wir sprechen vom Jahre 1810, aus: Suppe, Rindfleisch, einer Anzahl Relevés, vier Entrées, zwei Braten, zwei

Zwischengerichten, zwei Salatarten und nicht weniger als achtzehn Assietten mit verschiedenem Dessert. Gerechnet wurde stets auf sechs Personen, daher auch sechs Flaschen Chambertin zur Hand waren; eine halbe Flasche Weinliqueur und eine halbe Flasche reiner Liqueur vervollständigten das Tischgetränk. Die Schüsselanzahl blieb stets ungefähr dieselbe. Man fügte nur für Marie Louise, welche eine Freundin von Leckereien war, noch einige Extras in Gestalt von Torten und Zuckerwerk hinzu; nur am Charfreitage wurden an der kaiserlichen Tafel Fastenspeisen aufgetragen.

An der kaiserlichen Tafel zu Mittag wurde alles auf einmal aufgetragen: die Relevés, die Vor-, die Zwischenspeisen, die Braten. Die Schüsseln wurden erst für das Dessert wieder entfernt. Wie oft nahm nicht der Kaiser von der Schüssel, welche gerade vor ihm stand, etwas, gleichviel, ob es Crême oder Gelée war, gleichviel ob es in der richtigen Reihenfolge geschah.

Man kann sich denken, wie nachtheilig die fortwährenden Verspätungen des Diners auf den Geschmack der in heißem Wasser warmgehaltenen Speisen einwirkten; mit Ausnahme des Bratens war oft alles mehr oder weniger verdorben: Frische Hühner wurden von viertel zu viertel Stunde auf den Spieß gesteckt, damit wenigstens ein esßbares vorhanden war, wenn die Majestäten sich an die Tafel setzten — an jenem Tage, an welchem statt um sechs um elf Uhr Abends in den Tuilerien zu Mittag gespeist wurde, wurden nicht weniger als dreiundzwanzig Hühner auf den Spieß gesteckt.

Niemals beschwerte sich der Kaiser über schlecht zubereitete Speisen; er achtete nicht darauf, — auch Josephine nicht; sie war keine Feinschmeckerin, machte sich nicht einmal viel aus dem Essen. In dieser Beziehung paßte sie in der That vortrefflich zu Napoleon, auch war sie mit den fünfzehn Minuten, welche er bei Tische zuzubringen pflegte, durchaus einverstanden.

Noch kürzer war die Tischzeit zu Anfang des Consulates, aber es erhoben sich Vorstellungen dagegen und man theilte Bonaparte die Epigramme des Grafen Philipp Cobenzl mit; so that er sich denn Gewalt an und gab noch einige Minuten zu. Als man ihm einst Bemerkungen darüber machte, daß er jetzt weniger Eile als sonst habe, rief er:

„Da sieht man schon die Corruption der Staatsgewalt!“

Um nicht allzulangen Diners ausgesetzt zu sein, und um zugleich der monarchischen Etiquette zu entsprechen, hörte er mit dem Jahre 1804 ganz auf, irgend jemand, wer es auch sei, zur Tafel einzuladen, wenn er in den Tuilerien war. Während der Villeggiaturen und des Aufenthaltes im Elysée, der auch als Villeggiatur angesehen wurde, ließ er in etwas die Zügel schießen, aber die Tischgenossen durften darum nicht glauben, ihnen stünde eine große Schmauserei bevor.

Kaum der letzte Biſſen verſchlungen, eilte Napoleon in den Salon zurück, wo er haſtig eine Taſſe Kaffee ſchlürfte.

Napoleon konnte eine große Zahl von Gerichten und das langſame Tempo im Servieren, wie es bei großen Feierlichkeiten üblich iſt, abſolut nicht vertragen. Gleichviel, wo er ſich befand, er beſtellte, wenn ihm zu lange getafelt wurde, Eis und ſtand gleich hinterher auf. Er liebte das Eis bei Tiſche, ließ es aber für gewöhnlich nicht ſervieren, dafür nahm er aber des Nachts häufig Gefrorenes, es erfriſchte ihn, wenn er abgeſpannt war — auch trank er gern recht kaltes Waſſer.

Selbſt während des Mittagmahles dauerte manchmal die Arbeit noch fort, es war die Zeit, zu welcher er gern den Bibliothekar empfieng, der ihm Bericht über die im Buchhandel neu erſchienenen Sachen machte. Häufig ließ er ſich auch Überſetzungen aus Zeitungen oder von Pamphleten vorleſen; er ließ auch wohl den Oberhofmarſchall rufen, um ihm Befehle zu ertheiten; Couriere, welche Depeſchen brachten, wurden zu jeder Zeit augenblicklich vorgelaſſen.

Dieſe Mahlzeiten, ſo kurz ſie waren, unterbrachen, wie man ſieht, die Arbeit kaum: die Vergnügungen des Abends ſtörten den Kaiſer weiter nicht.

Volksprediger.

Federzeichnungen aus dem Berliner Leben von **Anna Plothow.**

I.

Moriz von Egidy.

Ein weißer Zettel an den Anſchlagſäulen verkündet es mit weithin ſichtbaren Lettern: M. von Egidy ſpricht heute abends in den Germaniaſälen.

Der Arbeiter in der Blouſe, der die Anzeigen lieſt, ſieht es und nickt, der Poſtbote, der eben an der Ecke den Briefkaſten leert und den berghohen Inhalt des unergründlichen Blauen in ſeinen Lederbeutel verſenkt, lieſt es von der Seite blinzelnd und nickt auch. Die elegante Dame, die einen Moment an der Säule ſtehen bleibend flüchtigen Blickes den Theaterzettel ſtreifen wollte, lieſt es, ebenſo der Kaufmann, der von ſeinem Comptoir kommt, der Beamte, den ſein Weg vorbeiführt.

Eine Schaar Studenten, die mit ihren Collegienmappen unter dem Arm aus der Vorleſung kommen, umringen die Anſchlageſäule.

„Ihr kommt doch heut' Abend in den Wintergarten?“ fragt einer.

„Nein, wir gehen zu Egidy!"

Und wirklich sind sie abends alle da, ein Publicum so bunt gemischt, als man es nur wünschen kann, nicht der weite Weg bis in den entlegenen nördlichen Stadttheil, nicht das schlechte Wetter hat sie zurückgehalten. Ein buntgemischtes Publicum, aber ein wohlanständiges — jede Volksschicht hat ihre besten Vertreter entsandt.

Eine kurze erwartungsvolle Pause — mit dem Schlag halb neun betritt M. von Egidy das Podium. Die Neugierigen, die heut' vielleicht zum erstenmal diesen Mann hören wollen, recken die Köpfe. Eine kräftige, mittelgroße Gestalt steht vor ihnen, schlicht-vornehm in der Erscheinung, knapp in den Bewegungen, auch jetzt im schwarzen Gehrock noch jeder Zoll Soldat. Auf dem ausdrucksvollen Gesicht ruhen Milde und Klarheit, der tiefe, sonst nach innen gekehrte Blick der feurigen blauen Augen richtet sich auf die Versammlung und scheint jedem einzelnen bis ins Herz dringen zu wollen.

Und nun beginnt er zu sprechen, ruhig und sachlich, aber der Ton der ehernen Stimme dringt bis in den fernsten Winkel des Saales. Er weiß zu fesseln und festzuhalten, was er sagt ist durchdacht und klar, aber seine Ausdrucksweise ist reich und blühend, Bild drängt sich auf Bild zur Versinnlichung der Gedankenfülle. Er greift muthig an, aber er verletzt nicht, er ist streng und wahrhaftig ohne Bitterkeit, und über die gefährlichen Klippen hinweg trägt ihn ein sieghafter Humor. Aber das Ernste nimmt er fürchterlich ernst, mit dem Heiligen duldet er niemals ein Spiel — die Gedanken, die in seinem Kopfe entstehen, schiebt er erst zur Prüfung in sein Herz, und von inniger Güte durchwärmt kehren sie von dort zurück. Am hinreißendsten ist Egidy in Momenten des Gefühls, seine innere Ergriffenheit überträgt sich ausnahmslos auf die Hörer. Man kann Egidy ruhig lesen, aber man kann ihn nicht ruhig hören — über seinem Vortrag schwebt der hinreißende Zauber seiner Persönlichkeit. Die Ehrenhaftigkeit dieses untadeligen, ritterlichen Mannes müssen selbst seine ärgsten Feinde anerkennen. So nur ist es zu erklären, daß bei den großen Wahlversammlungen von 1893, wo er oft vor einem mehrtausendköpfigen Publicum sprach, in dem die ihm feindlichen politischen Parteien in erheblicher Überzahl vertreten waren, ihm die Führung nicht einen Augenblick aus den Händen glitt und alles in musterhafter Ordnung verlief. Gelang es Herrn von Egidy, der sich im ersten Berliner Reichstagswahlkreis als Candidat selbst aufgestellt hatte, auch nicht gegenüber dem festgefügten Parteiwesen Berlins durchzudringen, so erhielt er doch eine erhebliche Anzahl Stimmen und sein Wirken wurde nun in den weitesten Kreisen bekannt.

Auch in den jetzigen Versammlungen fehlt es nicht an Widerspruch, da Egidy keiner Partei angehört, so erweckte er solchen bei allen Partei-

fanatikern, die auf ihr Programm eingeschworen sind. Am Schlusse jedes Vortrages gibt M. von Egidy den Hörern Gelegenheit, Fragen mündlich oder schriftlich an ihn zu richten. Er weicht auch dem gehässigsten Angriff nicht aus, aber wie er die Gegner niederwirft, darin zeigt sich die ganze Stärke des ritterlichen Kämpfers, die sieghafte Macht seiner Persönlichkeit. Unfertige Jünglinge können da lernen, ihre grüne Weisheit erst ausreifen zu lassen, und fanatische Parteimenschen werden erinnert, dass auch sie trotz aller Sonderungsgelüste Theile einer Gesammtheit sind. Denn worüber M. von Egidy auch spricht, immer ist es die Gesammtheit, der er dienen, die eine, untheilbare Volksseele, deren Entwicklung er befördern will. Wie er in den „Ernsten Gedanken" für jene wahre Religiosität eintrat, die über die Trennung der Confessionen hinweg die Menschen in inniger Gottes- und Nächstenliebe eint, so gilt all sein Arbeiten und Streben nun dem Verwirklichungsgedanken, dem in Thaten-Umsetzen der Erkenntnis, dass die Religion nicht neben unserem Leben bestehen kann, sondern dass unser Leben selbst Religion sein müsse.

Dafür kämpfte er in seinen ferneren Schriften, dem „Ausbau der ernsten Gedanken" und dem „Ernsten Wollen", wie in der Wochenschrift „Versöhnung", dafür tritt er mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit ein. Wie er selbst ein Mann aus einem Guss ist, so will er dafür wirken, dass fortan unsere Erkenntnis und unser Thun ohne Risse und Sprünge untheilbar zusammengehören. Er lässt keine Gelegenheit vorübergehen, um bei den vielen Wandlungsbestrebungen unserer Zeit den Theilnehmern zu zeigen, dass alle Arbeit Stückwerk ist, die nicht auf das Ganze geht. Dafür steht ihm nichts zu hoch oder zu niedrig, dafür ist ihm nichts unpassend oder unwichtig. Unser Leben, das aus Großem und Kleinem sich zusammensetzt, soll überall von dem Wollen zum Guten durchströmt werden. Keine Ausnahmen, keine Zugeständnisse, keinen faulen Frieden. Sind wir Christen, so soll auch unser ganzes Leben christlich sein, auch Handel und Wandel, auch unsere Einrichtungen, ja sogar die Volksvertretung und die Politik. Sind wir nur Menschen, ohne das Beiwort „Christ", so sind wir gehalten, uns menschlich und menschenwürdig zu betragen.

„Atheisten" erkennt M. von Egidy nicht an, der Drang zum Gutsein ist ihm auch Religion, die sich nur in besonderer Erkenntnisform gibt — die aber jedes Menschen eigenste Innensache. Und so verlangt er von allen Menschen, die an der Entwickelung der neuen Zeit mitarbeiten wollen, dass sie sich als Glieder einer großen Gemeinsamkeit — ihres Volkes zunächst, im weiteren Sinne der Menschheit — fühlen. Er verlangt, dass von der Gemeinsamkeit jedem im Volke ein menschenwürdiges selbständiges Dasein gesichert werde, denn erst die materielle Grundlage befähigt den Menschen, sich um sein Seelenheil zu kümmern; wer hungert und friert, denkt zunächst nur an die Magenfrage.

Er verlangt, dass der Grund und Boden der vaterländischen Gemeinsamkeit dem Volke gehören solle, da alle Anrecht an ihn haben. Er verlangt, dass beide Geschlechter, Mann und Weib, gleich gewertet sein sollen, möge auch ihre Bestimmung verschieden sein, und dass alle Herrschaftsvorrechte hinwegfallen.

Er verlangt endlich, dass die Kriege aufhören. Nicht allein die Schlachtenkriege mit ihren Verwüstungen und Gräueln, die eines mündig gewordenen Culturvolkes unwürdig sind, und deren Vorbereitungen und Unterbrechungen mit sogenannten waffenstarrenden Friedenszeiten die Steuerkraft des Landes auffangen — er verlangt auch, dass der Bürgerkrieg im eigenen Lande aufhöre, der Parteikampf und Hass der Volksgenossen, der Kampf aufs Messer um die Existenz. Wohl müssen immer Kämpfe sein — die Menschheit braucht sie zu ihrer Fortentwickelung, aber die vernichtende Bitterkeit muss dabei überwunden werden. Der evangelische Grundgedanke, der Gedanke von der Zusammengehörigkeit der Menschen, schließt die Kanonen aus. Wer in der Nachfolgung Jesu zu wandeln meint, wem die an die Heilandserscheinung sich knüpfende Verheißung „Friede auf Erde" nicht nur eine in alle Ewigkeit hintönende Schelle ist, wer an Jesus „glaubt", der muss auch an die Verwirklichungs-Möglichkeit seines Wollens glauben. Wem das Christenthum nicht nur Confession, sondern Leben, wem es die Erlösung vom Übel ist, der muss mit heiligem Ernst für die Verwirklichung alles dessen eintreten, was das Zusammengehörigkeits-Bewusstsein innerhalb unseres Volkes und innerhalb der Völker von uns fordert. Und wer, ohne sich Christ zu nennen, an die Vervollkommnung der Menschen glaubt und für den jeweiligen Sieg des Vollkommeneren über das Unvollkommenere kämpft, der kommt zu ganz den gleichen Pflichtforderungen. Wir wollen endlich leben, was wir lehren; wir wollen thun, was wir für gut und was wir für vernünftig halten. (Aus der „Versöhnung" vom 1. März 1896.)

Natürlich lässt sich das nicht ohne Opfer erreichen, der ehemalige Oberstlieutenant M. von Egidy hat persönlich schon deren genug gebracht. Als er die „Ernsten Gedanken" schrieb und in die Welt sandte, war er sich klar darüber, welche Folgen er auf sich nehmen müsse. Dem activen deutschen Officier ist es nicht erlaubt, Gedanken auszusprechen, die nicht nur ernst, sondern umstürzlerisch sind, weil sie an bestehenden Einrichtungen rütteln. Dennoch sprach er diese Gedanken aus, weil ihn innere Nothwendigkeit dazu trieb; würde er heute vor die Wahl gestellt, er würde ebenso handeln, obwohl ihn das Aussprechen nicht allein eine glänzende militärische Carrière, sondern auch einen Beruf kostete, an dem er mit jeder Faser seines Herzens hieng. M. von Egidy war der geborene Soldat. Schon sein Großvater war Officier, er fiel als sächsischer Schützen-Commandeur 1812 in Russland. Sein Vater war preußischer Officier

und der Sohn wurde nach dem frühen Tode desselben im Cadettencorps erzogen. Siebzehn Jahre alt trat er als Lieutenant in das Brandenburger Füsilierregiment ein und focht als Neunzehnjähriger bei Königgrätz. Zwei Jahre später trat er in sächsische Dienste über und wurde Lieutenant bei den Gardereitern. Der Grund dazu war seine Vermählung mit Luise von Götz, der Tochter des Domherrn und königlich-sächsischen Regierungsrathes von Götz und einer Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen. Egidy hatte die junge Dame kennen gelernt, als er, Heilung von einer bei Königgrätz empfangenen Verwundung suchend, in einem thüringischen Bade weilte.

Zehn Kinder sind dieser Ehe entsprossen, die eine überaus glückliche ist, denn Frau von Egidy, noch jetzt das Abbild holdseligster Weiblichkeit' versteht die leiseste Herzensregung ihres Gatten und ist seine treueste Mitkämpferin und Bundesgenossin.

M. von Egidy machte 1870 den französischen Krieg mit und zeichnete sich in vielen Schlachten und Gefechten aus; er erhielt unter anderem den Albrechtsorden und das eiserne Kreuz. Mit siebenundzwanzig Jahren schon wurde er Rittmeister, bald darauf Adjutant im Generalcommando, mit sechsunddreißig Jahren Major und etatsmäßiger Staabsofficier beim ersten Husaren-Regiment Nr. 18 in Großenhain, drei Jahre später Oberstlieutenant.

M. von Egidy war nicht nur ein tüchtiger, pflichttreuer Soldat — seine Untergebenen liebten ihn wie einen Vater, seine Kameraden als treuen Freund, dessen geraden Rechtssinn auch die Vorgesetzten rückhaltlos anerkannten — denn schon den einundzwanzigjährigen Lieutenant bestimmten sie zum Untersuchung führenden Officier beim Militärgericht und in allen Ehrensachen wurde er um Rath angegangen.

Beherrschend in ihm war stets das Pflichtgefühl. Eine kleine Anekdote ist dafür charakteristisch.

Bei einer der alljährlich um die Fastnachtszeit beim sächsischen Hofe gegebenen Theatervorstellungen war dem neuernannten Rittmeister durch die Gunst der Königin eine Hauptrolle zum Spielen zuerkannt worden.

Der Hofmarschall fliegt mit dieser Auszeichnung zu dem nach seiner Ansicht Hochbeglückten.

Egidy hört die Botschaft und lächelt — „Komödiespielen", dazu fühlt er sich nicht berufen.

„Es thut mir leid, den Wunsch Ihrer Majestat nicht erfüllen zu können", beginnt er.

Der Hofmarschall ist außer sich. Er dringt in den jungen Officier, bietet all seine Beredsamkeit auf — vergebens.

„Den Wunsch einer Königin nicht erfüllen, heißt sich bei Hofe unmöglich machen", ruft er endlich verzweifelt aus, „Sie fallen in Un-

gnade, verscherzen Ihre Carrière, ich aber werde nie Überbringer dieser Unglücksbotschaft sein!"

„Dann muss ich das selber thun!" erwiderte der Rittmeister von Egidy gelassen, setzte sich flugs hin und schrieb an die Königin:

„Ihre Majestät haben die Gnade gehabt, mir für die Vorstellung am . . . . eine Rolle gütigst zuertheilen zu lassen.

Wenn ich dem Befehle Eurer Majestät nicht nachkomme, so geschieht es, weil die Pflicht, mich als neuernannten Rittmeister mit der Arbeit in meiner Schwadron vertraut zu machen, all meine Zeit und Kraft erheischt.

Ich hoffe dafür die Verzeihung Euer Majestät zu erlangen, da nur die Pflicht, Seiner Majestät treu zu dienen, es mir unmöglich macht, den Wunsch Eurer Majestät treu zu erfüllen.

Unterthänigst ergeben u. s. w."

Moriz von Egidy fiel nicht in Ungnade — im Gegentheil. Sein schnelles Avancement bewies das große Vertrauen, das der König in ihn setzte, zum Prinzen Georg trat er in nahe Beziehungen und während seines Commandos in Großenhain wohnte der Sohn des Prinzen, der spätere Thronerbe Sachsens, jahrelang in seinem Hause und war Egidys besonderer Fürsorge unterstellt.

So hatte der Oberstlieutenant die besten „Chancen", wie man zu sagen pflegt. All das gab er auf, weil niemand sich fand, der da aussprach, was Millionen Menschen dachten, worunter so viele litten: dass der Widerspruch zwischen unserem inneren Empfinden und unseren äußeren Zuständen, sowie unserem davon abhängigen Thun ein unhaltbarer geworden sei. So schrieb er im Jahre 1890 die „Ernsten Gedanken".

Nachdem er seinen Abschied erhalten, siedelte Oberstlieutenant v. Egidy nach Berlin über, dort lebt er nun als schlichter Privatmann. Sein Heim liegt im Nordwesten, dem vom Thiergarten begrenzten Stadttheil Moabit. Sein gastfreies Haus steht allen vorwärtsstrebenden Geistern offen. Wem es vergönnt war, dort einen der unvergesslichen Dienstag-Abende zu verleben, wird die Erinnerung daran für alle Zeiten festhalten.

Da sammelte sich um den Hausherrn und seine liebenswürdige Gattin, umgeben von dem Kranze der drei lieblichen erwachsenen Töchter, alles, was Berlin an vorwärtsstrebenden Geistern, an ernstdenkenden Männern und Frauen besitzt, und vorübergehend hier weilende Fremde können dazu. Da schlugen berühmte Namen der Schriftsteller- und Gelehrtenwelt, des Geburts- und Geistesadels an das Ohr des Eintretenden, da berührten die Gespräche, vom Hausherrn meisterlich geführt, auf- und niederwogend alle Höhen und Tiefen menschlicher Erkenntnis. Da wurde auch dem schlichtesten Fremden wohl ums Herz, in der von wärmster Herzensgüte durchwehten Atmosphäre dieser Häuslichkeit.

Allmählich ist die Zahl der Anhänger Egidys so gewachsen, daſs die Räume des Hauſes zu eng wurden — es haben sich Egidyvereinigungen gebildet in Berlin und an anderen Orten. Wenn Egidy jetzt öffentlich spricht, muſs er nach den größten Sälen Umschau halten. Ebenso wie hier will man ihn an anderen Orten hören, er hat schon fast in allen großen Städten Norddeutschlands gesprochen. Dabei passierte es auf der letzten Vortragsreise in Schleswig, daſs man noch Leitern in den überfüllten Saal trug und die Hörer, die nicht anders Platz fanden, sich wie Spatzen auf die Sprossen setzten.

Wie die Bewegung, so ist auch der Führer derselben innerlich gewachsen — M. von Egidy ist sich selber treu geblieben, aber eben deshalb auf dem betretenen Pfade fortgeschritten. In Gemeinschaft mit seinem edlen Freunde, dem Professor der Naturwissenschaften Lehmann-Hohenberg in Kiel, dem Herausgeber der „Kieler Neuesten Nachrichten" und des „Sprechsaal des Deutschen Volksbundes" kämpft Egidy unentwegt für den Durchbruch der edlen Gesinnung, der „Vernünftigkeit" auf allen Gebieten inneren und äußeren Lebens. Der Vereinfachung und zugleich größeren Ausbreitung halber hat er jüngst sein Organ die „Versöhnung" [1]) mit dem „Sprechsaal des Deutschen Volksbundes" verschmolzen, in dem alle Stimmen zu Worte kommen, die von Trägern des Verwirklichungsgedankens ausgehen, mögen ihre Ansichten im einzelnen noch so sehr von einander abweichen, denn nach Egidys Anschauung müssen viele — und zwar alle Guten — mitarbeiten, um die neue Zeit heraufführen zu helfen. Denn M. von Egidy will kein neuer Heiland sein, er hat es selbst oft ausgesprochen, daſs er nur als Ritter im Gefolge des Heilandes reite und ein Bannerträger sei — dies Banner hält er allerdings hoch im Kreuzzug gegen das Unwahre, Überlebte, Schlechte, das überwunden werden soll, um dem unserer besten Erkenntnis, unserer heiligsten Empfindung Gemäßen, dem „Vernünftigen" zum Durchbruch zu verhelfen.

Auf diesem Banner prangt das Wort „Versöhnung", was Moriz von Egidy darunter versteht, das sagen wir am besten mit seinen eigenen Worten:

„Versöhnung heißt *nicht* Übertünchung der Gebrechen unserer Zeit; nicht Verschleierung der fürchterlichen Mißstände, die unser heutiges System zeitigt; nicht Vertuschung der Verfehlungen einzelner; nicht Beschönigung der Unthaten Gewaltiger; nicht erklügelte Überbrückung von Gegensätzen; nicht ein unnatürlicher Ausgleich nothwendiger Verschiedenheiten; nicht, nirgends, auf keinem Gebiet und bei keiner Gelegenheit ein Pakt mit dem Unvollkommneren, sobald eine vollkommnere Erkenntnis uns beherscht; kein Friede mit dem Übel; keine Nachgiebigkeit gegenüber der Halbheit,

[1]) „Versöhnung", zugleich „Sprechsaal des Deutschen Volksbundes" Kiel. Vierteljährlich 1 Mark. Postzeitungsliste Nr. 7158.

der Unduldsamkeit, der Herrschsucht, der Regierwuth, dem Führerdünkel, der Ungesittung, dem Vorurtheil; kein Zugeständnis gegenüber der Tyrannei eines Dogmas, auf welchem Gebiet immer es sein entwickelungsfeindliches Unwesen zur Geltung bringen will: Confession, Moral, Gesundheitslehre, Volkswirtschaft, Wissenschaft, Kunst oder sonst welcher Lebensäußerung.

Versöhnung heißt allerdings auch nicht: widerliches Geschimpfe auf die nun einmal im Moment noch vorhandenen, darum mit Würde zu ertragenden Gebrechen der Gegenwart; heißt nicht: verständnisloses Verurtheilen derer, die noch nicht auf dem vorgeschritteneren Entwickelungsstandpunkt stehen und dem gemäß allerhand Verfehlungen begehen; heißt nicht: einseitiges oder gar selbstüberhebendes Vertreten nur des eigenen Standpunktes; heißt nicht: Blindheit gegenüber dem Wert anderer.

Versöhnung heißt: Erkenntnis, dass wir Deutsche ein zusammengehöriges Volk, und dass die Culturvölker eine zusammengehörige Culturwelt bilden. Versöhnung heißt: klar, thatentschlossen, rückhaltlos, gradlinig, muthig jede — jede — Folgerung ziehen, die sich aus dieser Erkenntnis ergibt. Versöhnung heißt: Verwirklichung unserer vollkommneren Erkenntnis. Wer da weiß, welcher Ernst, welcher Wille, welche Kraft, welche Klarheit sich mit dem so gefassten Begriff verbindet, der wird in diesem Gedanken die siegende Macht begrüßen, die den ersehnten Wandel in sich birgt. Darum: „Versöhnung" das Banner, unter dem wir treu unsere Pflicht thun wollen; jeder auf seinem Posten."

Ein Gang durch das steierische Landesmuseum.

In unseren Tagen werden überall historische und ethnographische Museen errichtet. Was bedeutet das? Das bedeutet, dass eine wertvolle Cultur untergegangen ist, von der wir noch einzelne Trümmer retten wollen. In solchen Museen können wir vieles lernen, aber wenig Gelegenheit ist, das Gelernte praktisch zu verwerten. Das bisschen Vorbild in der Kunstindustrie wird unseren Handwerkern gewiss nützen, aber mit unproductiver Nachahmung rettet man weder eine alte Cultur, noch schafft man damit eine neue. Wir freuen uns in den Museen des alten herrlichen Kunstgewerbes, des fleißigen Kleingewerbes, des tüchtigen Bauernthums mit seinen bedeutsamen Denkmälern, aber wir können die Großindustrie nicht aus der Welt schaffen, wir können den Großgrundbesitz, dem der Hirsch näher liegt, als der Bauer, nicht abschaffen, und vieles, was vergangen, wollen

wir gar nicht wieder zurück haben. Also bliebe dem Museum nur die Bedeutung einer Raritätenkammer?

Nein, ein historisch-ethnographisches Museum bedeutet weit mehr, die Bedeutung ist eine ideale.

Da will es mir durchaus nicht genügen, wenn Museumsgegenstände vor allem nur bezeichnet und geschätzt werden nach der Zeit, der Kategorie, der Schule, der sie angehören, nach ihrer Seltenheit, nach ihrem materiellen Werte u. s. w. Das alles ist mir zu blutlos, zu humusarm. Was sagt ihr, wenn ich das historisch-ethnographische Museum mit einem großen Friedhof vergleiche, Gedenkstätten vergangener Geschlechter und Völker? Es gibt ja auch kunstvolle Friedhöfe mit stolzen Erinnerungen, aber trotzdem sind es Friedhöfe. Ich muss im Museum vor allem an die Menschen denken, die solche Dinge geschaffen, sich derselben bedienten, und in welchem Sinne sie es thaten, warum gerade so und nicht anders. Wissenschaftlich wichtig ist es ja, aus den alten Hinterlassenschaften politische, sociale, sittliche, künstlerische Zustände einer vergangenen Zeit zu ergründen; mir werden die Dinge eben erst wahrhaft interessant, wenn ich denke, in welchem Verhältnisse sie zum Menschen gestanden, welche Schicksale daran sich abspielten; wenn sie mir gleichsam längstvergangene Personen wieder vergegenwärtigen, dass ich sie sehe und verstehe, dass ich an den Denkmälern ihres Glückes mich freue, an den Zeugen ihrer Noth mitleide, dass ich sie liebe und diese Liebe auf die Zeitgenossen übertrage. Wie ein Kunstwerk wirkt auf mich das Museum, wie eine Dichtung, die mich schauen lehrt, die mich anregt, die mich erschüttert, läutert, erhebt, die in mir die Verehrung für die Vorfahren, die Liebe zu meinem Volke, zum Heimatlande weckt. Das ist der Sinn und Wert der Museen.

In Graz, auf dem Plane jenes Gartens, den einst Steiermarks Gönner, der Erzherzog Johann gegründet hat, steht seit einigen Jahren ein Prachtbau. Es ist das steierische Landesmuseum, welches sich aus den Sammlungen des Joanneums entwickelt hat und heute als Musteranstalt solcher Art gelten kann. Nicht die Geschichte dieser Anstalt soll hier beschrieben werden, auch nicht das Wirken der Männer, die sich dafür verdient gemacht haben, endlich soll auch kein Lob gesagt sein dem Lande, das sich in diesem Bau und seinem Inhalte selbst lobt.

Die Eintheilung weicht von der Herkömmlichkeit ab, ist überaus zweckmäßig und instructiv nach den Ständen eingetheilt. Im Erdgeschoß das Herrenthum, Adel, Großgrundbesitz, seine Macht und sein Luxus. Im ersten Stock das Bürgerthum, Gewerbewesen und die kirchliche Abtheilung. Im zweiten Stocke das Bauernthum, welches — obschon sonst der breite Grund der Welt, auf dem alles andere ruht — also in diesem Museum höher gestellt wird, als Bürgerthum und Adel. —

Den Mittelpunkt des Museums bildet im ersten Stock die Kuppelhalle mit dem kunstvollen Kleinode der Steiermark, dem berühmten Landschadenbundbecher. Derselbe steht in einem viereckigen Glaskasten und wird jede Nacht versenkt in einen Eisenbehälter. Er ist von Gold, eine wunderbar schön ausgeführte Augsburger Arbeit und dreihundert Jahre alt. Die Steiermark weiß gar nicht einmal, wie sie zu diesem kostbaren Pokal, und wie der Pokal zu seinem Namen gekommen, aber sie weiß, dass er um eine Million nicht feil ist, denn so viel hat Rothschild schon dafür geboten. Sie hofft, dass einmal ein Steirer geboren werden wird, der wert ist, aus diesem Becher den Ehrentrunk zu thun.

Weil die Sammlung des Museums nicht wissenschaftlich im landläufigen Sinne, oder irgendwie nach einer Schablone eingeschachtelt ist, so hat sie Leben und führt eine warme Sprache. Der Kerngedanke ist: Wie hat der alte Steirer gewohnt? Was hat er geschaffen? — Die Wohnräume sind eine Hauptsache, in ihnen ist das Dazugehörige, an sie schließt sich das Übrige.

In der Herrenabtheilung finden wir den entzückenden Prunksaal aus dem Schlosse Radmannsdorf bei Weiz, aber er hat eine unheimliche Nachbarschaft. Die Jagdgeräthe verstehen sich bei den reichen Herren von selber, aber auch noch andere Martersachen fürs Volk sind im Nebensaale vorhanden. Da sehen wir Folterwerkzeuge, dabei auch hölzerne Räder, auf welche die Missethäter, wahrscheinlich auch Wildschützen darunter, geflochten wurden, nachdem ihnen mit denselben Rädern die Beine gebrochen worden waren. Ferner Vorrichtungen für den Pranger, so z. B. ein eiserner Zungenhalter, welcher bestimmt war, das Sprechen und Schreien des ausgesetzten armen Sünders zu verhindern. Diese Dinge in der nächsten Nähe des feudalen Prunksaales sind zwar gewiss nicht Ursache daran, wenn wir den Niedergang einer alten Cultur bedauern, es war eine Zeit, in welcher das Zeichen der Gerechtigkeit nicht aus einer Wage bestand, sondern aus einem Arm mit gezücktem Schwerte! — Gemüthlicher ist ein anderer Herrensaal, in welchem unter allerlei Seltenheiten auch das Obergestell des Reisewagens Kaiser Friedrichs III. steht. Das ist gar zierliches vergoldetes Schnitzwerk, der Form nach aber die Urtype des Kobelwagens, mit welchem heute Dörcher und Zigeuner über Land fahren. Da möchte ich die danebenstehende Doppelsänfte vorziehen, in der ein herzogliches Ehepaar vor dreihundert Jahren seine Reisen gemacht hat. Ein gutes Zusammensehen dürften die beiden Leutchen nicht gehabt haben, denn nach dem Baue der Sänfte schaute jedes in eine andere Weltgegend. Und soll sich das geschichtliche Paar (Sigismund Bathory und Erzherzogin Maria Christine) thatsächlich bald getrennt haben zu Tisch und Sänfte. Ein anderes Sänftetragen aus alter Zeit befindet sich an der Wand desselben Saales. Es ist die bildliche Dar-

ſtellung des Leichenzugs Erzherzogs Karl II. in Graz. Der Darſtellung des fürſtlichen Pompes, der Ceremonien und der Coſtüme wegen von beſonderer Bedeutung.

Im erſten Stock iſt die bürgerliche Wohlhabenheit vergangener Tage daheim, ſie greuzt, was Geſchmack und Fülle betrifft, ſtolz an die ariſtokratiſche Welt, nur daſs ſie wärmer und gemüthlicher wirkt, weil man in allem den Pulsſchlag der Arbeit ſpürt. In den anheimelnden Bürgerſtuben ſieht man zwiſchen koſtbaren Truhen und Käſten ordentlich noch den behäbigen Hammerherrn auf- und abſpazieren, die neue Form eines Schloſſerwerkes ausdenkend, oder den wohlverdienten Erwerb berechnend. Man ſieht die emſige Hausfrau, den Tiſch mit üppigen Gerichten deckend, und mit hellen Glocken das Geſinde herbeirufend, die wie Familienmitglieder an einem Tiſche mit Meiſter und Meiſterin ſpeiſen. In den großen getäfelten Wirthsſtuben ſehe ich noch den eingekehrten Kaufherrn ſich ausruhen, dem Wirte Reiſeabenteuer erzählend und von ihm Rathſchläge entgegennehmend für weitere Fahrt. — Dieſen Wohnräumen anſchließen ſich die reichen Werkzeuge und Producte der Gewerbe, Einrichtungsſtücke, Trachten, Arbeitsmittel aller Art. Zu jener Zeit hat man nicht bloß die Vergnügungsgegenſtände, die Luxusdinge geziert, man hat auch die Werkzeuge kunſtvoll geſchmückt, man hat die alltäglichen Gegenſtände des Hauſes mit freudigem Fleiß und künſtleriſchem Geſchmack dargeſtellt und alſo die Arbeit geehrt und geweiht, als Gegenſatz zur Jetztzeit, wo die Arbeiten der Hand, das Werkzeug wie das Product, troſtlos nüchtern und geringgeſchätzt ſind. Man ſehe ſich auch die Hauseinrichtungen jener alten Bürgershäuſer an, die Öfen, welche in dem Alpenlande beſondere Ausgeſtaltung erfahren, die Thüren und Fenſter, die Stubendecke, die Wandgeſimſe, die Tiſche und Stühle, die Betten und Kinderwägen, die Käſten und Truhen, das Eſsgeſchirr, das Spinnrad, das Kücheugeräthe.

Jeder Thürſchlüſſel, jeder Wandhaken, jeder Kerzenleuchter iſt künſtleriſch empfunden aus freier Hand hervorgegangen. Damals war das Gewerbe durchaus nicht bauauſiſch im heutigen Sinne, es war mit der Kunſt verwandt, mit der monumentalen, und der Handwerkerſtolz gab dem Künſtlerſtolze nichts nach! Das Gefühl eines tüchtigen Könneus hob den Gewerbsmann; das Bewuſstſein, daſs ſein Werk, ſolid, dauerhaft und ſchön, ihn lange überleben werde, befriedigte ſelbſt hochſtrebende Gemüther, im Gegenſatz zur Jetzzeit, wo ſchöpferiſche Handarbeit nicht gelohnt und nicht erſtrebt wird, und wo der Fabriksarbeit aller Reiz und Segen der Perſönlichkeit genommen iſt. Das alte Handwerk hat in den Innungsfahnen und Zunftſchildern ſein Adelszeichen hochgehalten; was hat der heutige Arbeiter hochzuhalten, wodurch weiht er ſeine Thätigkeit? — Die bürgerliche und gewerbliche Abtheilung des ſteieriſchen Landesmuſeums iſt ein ſtolzes Monument unſerer Vorzeit. Ganz abgeſehen

von den Gegenständen der Eisenkunst und Schlosserei, in der uns wohl kein anderes Land voran sein dürfte. Damals hatte das Eisen nicht bloß die Aufgabe, eisernes Geräthe, Kasten, Schloss u. s. w. zu sein, es hatte auch die Aufgabe, diese Gegenstände auszuzieren. Aus härtestem Stoffe die zartesten Formen und Ornamente gefälligsten und kühnsten Schwunges darzustellen, das war des Schmiedes Streben, des Schlossers Freude. Nicht Sensen und Sicheln, Pflugscharen und Hämmer füllen die Eisenabtheilung des steierischen Museums, diese sind selbstverständlich; aber Schlösser, Gitter, Beschläge, Thürklopfer, Schilder, Grabkreuze zeigen aus ihrem dunklen Stoffe lachend, was die Eisenkunst vermag. Und wer sehen will, was man früher unter einem eisernen Ofen verstand, der soll sich den aus dem Stifte Admont ansehen. Und wer begierig ist zu erfahren, in welchen Schränken die Reichen jener Zeit ihre Gelder, Geschmeide und Documente zu schützen suchten vor Feuer und Dieben, der betrachte sich die Eisencasse mit den sechsundzwanzig Riegeln. Unweit davon ruht im Pulte der älteste Gegenstand des historischen Museums: ein kleiner Handschlüssel, an welchem der Rost sozusagen nur das Rückgrat übrig gelassen hat. Ob dieser Schlüssel vor tausend Jahren ein Schatzkästlein öffnete oder in das Gemach einer holden Frau führte, das ist nicht bekannt.

Im Tracte der bürgerlichen Welt zeigt das steierische Museum ein paar besonders lehrreiche Zimmer. Ein Rocococabinet und ein chinesisch ausgestattetes Gemach, beide grazerisch, aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Diese Räume zeigen den ersten Schritt, den unser Bürgertum aus deutschem Wohnen und Leben gemacht, hinaus in die windige Weltmode. Wie abgeschmackt, gespreizt und in ihrem kalten sinnlosen Prunk geradezu lumpig nehmen sich diese Zimmer aus im Vergleich zu den altbürgerlichen Wohnräumen!

Dem bürgerlichen Leben, als dem Hauptpfeiler der Cultur, reiht sich an die kirchliche Kunst und Kunstindustrie. Altäre, Fahnen, Crucifixe, Heiligensäulen, Messgewänder, Bildwerke naivster Anschauung. Unter letzteren die drolligen „Heiligegrab-Wächter“ aus Seckau. Hier sind auch die Gebetbücher, Einlagebildchen, Rosenkränze, Amulette und Kreuzlein, Gegenstände, die von ihren einstigen Besitzern in frommen, vielleicht auch abergläubischen Ehren gehalten worden, bis sie an diesen profanen Ort gekommen sind, wo kein Besucher mehr einen Kuss drückt auf solche volksthümlichen Heiligthümer In dieser Abtheilung fehlt allerdings noch manches Hochinteressante, was ins Volksherz blicken ließe. Aber die Sachen sind schwer zu bekommen, falls sie überhaupt noch vorhanden sein sollten in den abgelegenen Hütten, wie vor noch dreißig und vierzig Jahren. In keinem gebildeten Kreise kann reicheres ideales Leben herrschen, als im alten Bauernthum gewaltet hat, getragen von zwei großen Religionen, der altgermanischen und der christlichen. Der Bauer lebt von der Scholle,

aber seinen Geist bindet er nicht an sie, den läßt er unbeschränkt springen durch alle lichten Bereiche der Himmel, durch alle dunklen Welten des Aberglaubens. Eine größere Sammlung der zahllosen Schriften, Zeichen und Wunderdinge, die darauf Bezug haben, ist in den Museen nicht zu finden.

Die völker- und ständeverbindende Religion leitet uns im Museum hinauf zum Bauernthume im zweiten Stock. Und hier finden wir die Reste einer untergehenden Welt! Wo ist heute das Bauernthum, das so gut und gemüthlich wohnt, wie es die zwei Stuben zeigen aus den Jahren 1568 und 1596? Wo ist das Volk, das sich so eigenartig, schön und reich kleidet, als die Trachtenstücke und Bilder aufweisen aus früheren Jahrhunderten? Wo ist die Bewohnerschaft, die so viel Standesfreude und guten Geschmack bekundet, als in Einrichtungsgegenständen, Werkzeugen und ländlich naiver Kunst hier übrig geblieben? — Wenn man allein in einer dieser Stuben sitzt, da ist's zum Traurigwerden. Welches Leben hat sich einst abgespielt in diesen traulichen Wänden, die zwischen hohen Bergen gestanden, inmitten eines weiten Grundbesitzes! Nicht nach dem Gesetze war der Bauer frei, aber seine Arbeitslust, sein Selbstgenügen hat ihn frei gemacht. Später hat ihn das Gesetz befreit und das Weltgift geknechtet; er hatte seine Bauerntugenden und Eigenarten abgelegt, in denen seine Stärke lag. Und so ist es gekommen, daß die wenigen Überbleibsel bäuerlicher Wohlhabenheit und Cultur heute in den Städten — für Geld gezeigt werden!

Der Mann, der diese Dinge im Volke gesammelt hat, weiß vieles zu erzählen davon, einerseits wie leicht die einen solche Gegenstände für Geld losgeschlagen haben und andererseits, wie schwer sich mancher Besitzer von dem alten Hausrath getrennt hat. Sehr vieles kam aus den Sölkeralpen, in deren weltentlegenen Thälern sich die Altständigkeit am längsten erhalten haben mochte. Dort lebte ein alter Bauer, der eine fürs Museum wertvolle Truhe besaß. Der sagte dem Museumsmanne Folgendes: „Brav, brav, daß die Herren so alte Sachen zusammenthun und aufheben wollen für die neue Zeit. Es wird ja eh bald nichts mehr da sein. In meiner Jungheit hat es in unserem Thal weiß Gott wie viele Häuser und solche Sachen gegeben und wohl an achthundert Bewohner, heute sind ihrer kaum mehr hundert und fünfzig. Alles abgestiftet, alles fort. Früher die Almen, das viele Vieh, die Bauern, die Händler von weit her. Überall hat's Leute gegeben und jeder hat ein Geschäft gemacht. Aber halt nachher die hohen Herren mit ihren Jagden! Haben alles zusammengekauft. Die Almen abgesperrt, die Häuser abgerissen, die Leute fort. Kein Mensch weiß, wohin sie gekommen sind. Und schau' der Herr einmal hinaus auf diese Berge, wie jetzt die Sonne scheint. Es wäre schön bei uns, es wäre schön .... Ich bin ein alter

Mann und verhoff's, daſs ich mich auf meines Vaters und Großvaters Haus festhalten kann, solang' ich lebe. Und derweil will ich auch den alten Hausrath beisammen haben. Auf dieser Truhen, die der Herr so gerne haben möcht', sind meine Vorfahren ausgestreckt gelegen zur letzten Bahr, will halt auch ich darauf liegen. Und nachher soll's der Herr haben. Nachher will ich's halt den Grazern vermachen."

Vor allem die Pietät ist es, wodurch der Besitzer sich mit Urvaters Hausrath verwachsen fühlt. Eines Tages traf ich im steierischen Museum eine ländliche Gesellschaft, welche vor allem die Herrlichkeit des Gebäudes bewunderte, ferner nach Curiositäten umhersuchte. Ein halberwachsener Bursche wollte das Schwert sehen, mit welchem Baumkircher enthauptet worden war, ein anderer spähte nach dem Gürtel der Anna von Göſting, eine buckelige Magd fragte nach dem „Rauber mit dem langen Bart", ein alter Mann wollte die Lodenjoppe und den Steirerhut des Prinzen Johann sehen. Plötzlich, in einer der Bauernstuben am massigen Eichentische kreischte die buckelige Magd auf: „Jessas, Bruder! Das ist ja unser Tisch! Der daheim von unserem Vaterhaus im Ennsthal, mein Gott, freilich! Da ist noch der Brandfleck, den ich ihm einmal mit dem Leuchtspan dummerweis eingebraunt hab'! Aber na! Wie oft hat unsere Mutter, Gott tröst' sie, auf diesem Tisch Strudelteig ausgezogen! Wie oft sind wir ringsum gekniet und haben Rosenkranz gebetet, gelt! Der liebe, alte, wurmstichige Tisch! Und jetzt steht er da in diesem Palast!" Als die übrigen durch die Säle weiter trotteten, um Raritäten nach ihrer Art zu suchen, stand die buckelige Magd immer noch an dem alten Tisch, dann fuhr sie sich mit der Schürze rasch über die Augen und gieng auch davon.

Für uns haben freilich die Sachen einen anderen Wert. Wir bewundern die Eigenthümlichkeiten, die besondere Zweckmäßigkeit und Gediegenheit dieser Gegenstände und den Witz an ihren Formen. Gleich erstbestes: Das Taschenmesserbesteck, die Tabaksdose, die Tabakspfeife, die Feuerschläger, die Hutschnallen und Leibgürtel, die Hochzeitsstecken, die Bauernfackuhren u. s. w., jedes ein Kunststück für sich. Die Töpfe und Schüsseln mit den farbenfrischen Blumen und Zeichnungen, die Krüge und Zinnteller mit den gehaltvollen Sprüchen. Dann sehe man sich die dreitafelige Schiefermappe an, auf welche der Wirt seine Schuldner kreidete. Auf der ersten äußeren Tafel stehen die hartgesottensten Schuldner, ihre Namen stehen erbarmungslos vor den Augen aller Welt auf dem Pranger. Wendet man diese Tafel wie das Blatt eines Buches, dann kommen die Trunksünden „besserer Leute", und versteht man die Vorrichtung zu lösen, so kommt die dritte Tafel zum Vorschein, auf welcher vielleicht die Zechschulden des Herrn Pfarrers oder des Herrn Verwalters ihren Historiographen gefunden haben. Denn beim Wirte ließ sich der Deutsche auch

in der guten alten Zeit gerne verewigen. Wohl hatte der Bauer daheim eine Sterzschüssel, die auch für dazu gehörige Milch einen besonderen Napf enthielt, der mitten aus der Schüssel emporstand, aber allen Durst scheint diese Milch durchaus nicht gelöscht zu haben. Die Hausfrau verfügte über schallende Holzklappen, Läutescheiben und Glocken, um die Mannsleute zu den Mahlzeiten in den Hof zu rufen, aber die Wirtsstube mit ihren Krügen und Spielkarten ließ damals ihre Opfer so ungerne los als heute. — An all derlei und anderes wird man im Saale des „bäuerlichen Wohnens" erinnert.

Aus dem sich hier einfügenden Hirtenwesen wäre auch mancherlei hervorzuheben. So die Riesenglocke, die der Leitkuh oder dem Vorstier an den Hals gehangen wurde, und die für alle Herden der Gegend als Sammelzeichen galt. So der Kopfaufputz, welcher den auf die Alm oder von derselben ziehenden Rindern angebunden wurde. Dieser Schmuck war aus Lappen und Papierbändern, zumeist weiß und roth; falls im Hause des Herdeneigenthümers aber im Jahre ein Todesfall gewesen, war dieser Rinderschmuck von dunkelblauer Farbe, so dass auch die, wie zur Familie gehörenden, Kühe und Ochsen Trauer trugen an den bedeutsamen Tagen des Almauf- und Abtriebes. Dann die riesigen Alpenhörner, die Blasrohre, „Flatschen" genannt, durch welche die Hirten einander von Berg zu Berg gewisse Zeichen zublieſen, sei es zur gewöhnlichen Verständigung, sei es in Noth und Gefahr.

Und so steht aus all diesen Gegenständen für den Beschauer längst versunkenes Leben wieder auf. Schon ein flüchtiger Gang durch das Museum weckt Gefühle und Gedanken, die unserem degenerierten Zeitalter nicht schaden können. Es ist nur ein Tropfen aus dem Meere des Volksthums und sagt doch schon so viel! Wer sich gründlicher mit dem steierischen Museum befassen will, der findet außer den Gegenständen der Heimat, wovon hier nur die allerwenigsten angedeutet werden konnten, eine Abtheilung für Seltsamheiten fremder Länder, eine Abtheilung für Naturgeschichte, für alte Denksteine, Münzen u. s. w., er findet eine Gemäldesammlung, eine Zeichen- und Malerschule, er findet endlich eine große Bibliothek, deren Bücher für ganz Steiermark entlehnbar sind.

Und was wir da besitzen, es ist das von Erzherzog Johann gegründete „Joanneum", welches in den letzten Jahren eine so großartige Erweiterung erfahren hat, und welches sich unter bewährter Leitung weiter entwickeln wird zu Ehren seines Stifters, zum Heile des Landes. Dann sollen Zeiten kommen, deren Geschlechter sich nicht so wie das gegenwärtige schuldig fühlen müssen, wenn sie die Reste einer vergangenen Volkscultur betrachten.

Anna.

Ein Andenken aus vergangenen Tagen von **Peter Rosegger.**

(Schluſs.)

Gegen Abend des Hochzeitstages ſind wir nach Krieglach gefahren, wo wir im Hauſe Mitteregger ein Zimmer nahmen, um die erſten zwei Wochen in meiner Heimat zuzubringen. Denn ſo war es Annens Wunſch. Nicht durch eine Hochzeitsreiſe wollten wir unſer junges Glück zerrütteln laſſen. Die blumigen Matten, die von Vogelſang durchklungenen Wälder der Heimat und darüber der Mai — ſo war's uns gerade recht. Die Hochzeitsreiſe haben wir ſpäter gemacht, im Auguſt, nach dem Murthale zu meinem Jugendfreunde Auguſt Brunlechner, dann nach Kärnten: Frieſach, Villach und zurück ins Geſäuſe und nach Eiſenerz, wo wir überall Verwandte meiner Frau beſuchten. Auf einem heißen Spaziergange von Villach bis zum Oſſiacherſee zeigte ich weſentlich einen meiner Fehler. Erſchöpft, beſtaubt und des Weges unkundig wurde ich miſsmuthig und polterte etwelches. Und da trat eine ihrer Tugenden hervor, ſie hatte ein treuherziges, gütiges Zureden und das brachte mich ſofort ins Gleichgewicht. Als wir nachher auf einem Kahne ſänftiglich über den See fuhren, waren meine durch Sonnenglut und Erhitzung aufgeregten Nerven wieder ruhig geworden. „Anna", ſagte ich, „immer einmal bin ich halt ein garſtiger Zornnickel." — „Ja, wart' nur!" antwortete ſie, „ich werde dich ſchon züchtigen!" Und ſie that's. Wenn ich — was in jüngeren Jahren nicht allzuſelten geſchah — wegen irgend einer Nichtigkeit aufbrauste, ſo blieb ſie ruhig vor mir ſtehen, ſchwieg und blickte mich mit ihren unbeſchreiblich ſchönen, ſanftmüthigen Augen betrübt an. Sofort war ich gebändigt. Im zweiten Jahre unſerer Ehe war von dieſer überaus thörichten Eigenſchaft des Jähzorns in mir kaum eine Spur mehr vorhanden. Sie zeigte ſich erſt ſpäter wieder, als die ſanfte Thierbändigerin längſt nicht mehr um mich war.

Während unſerer Flitterwochen in Krieglach hatten uns die Eltern Pichler in ihrem Nachbarhauſe, Sackſtraße Nr. 31 zu Graz, im erſten Stocke eine Wohnung mit vier traulichen Zimmerchen eingerichtet. Die Wohnzimmer

waren gaſſenſeitig, mein Arbeitszimmer murſeitig. Von dieſem ſah man durch ſeine drei Fenſter auf den breiten Fluſs und auf die Berge. Es war ein Poetenheim, wie ich ſeither keines mehr geſunden. Damals muſsten zur Ausſtattung noch nicht die ſchwerfälligen altdeutſchen Möbel, die braunen Öfen, die rothen oder ſauerkrautgrünen Wände, das wurſtbraune Parquet, die ſchweren dunklen Fenſtervorhänge ſein, Dinge, die eine Wohnung ſo düſter machen. Bei uns war alles licht: die Öfen, die Thüren, die Vorhänge weiß, die Wände taubengrau, die Fußböden blank geſcheuert, die Möbel glänzend lackiert, die Rahmen der Kupferſtiche hell vergoldet.

Und in ſolch freundlicher, friedlicher Wohnung ein ſanftes, gemüthlich heiteres, regſames Weibchen — ſo ein Leben darf ſich wohl ſehen laſſen auf dieſer ſchönen Welt. Als wir zwei das erſtemal in eigener Wohnung, an eigenem Tiſche Mahlzeit hielten — ſie war einfach, aber wie köſtlich hat ſie gemundet! Anna war zwar ſehr geröthet im Geſicht, als ſie die Suppe auftrug, wie ſie ſpäter geſtand, vor Angſt, das Eſſen würde mir nicht ſchmecken. Und wie waren wir dann vergnügt, wie kunſperten wir Roggenbrot als wäre es Torte, wie ſtießen wir mit den Gläſern an, als wäre Rheinwein drin ſtatt Waſſer! Viel ſpäter ſind wirkliche Torten gekommen und wirklicher Rheinwein. Aber Anna iſt nicht mehr bei mir geweſen.

Für den Haushalt ſetzten wir monatlich fünfzig, ſpäter, als eine Magd kam, ſiebzig Gulden aus. Einmal fand ich Anna ſchluchzend in der Küche ſitzen. Auf mein Andringen geſtand ſie, daſs ihr die Wirtſchaft Sorgen mache. „Aber Kind!“ rief ich aus, „ſo nimm mehr Geld, du weißt doch die Lade!“ — „Noch mehr?“ ſagte ſie leiſe, „wo ſollſt es denn hernehmen! Mir iſt nur manchmal ſo hart, daſs —“ — „Nun, warum denn, Anna, warum iſt dir hart.“ — „Daſs ich dir gar nichts und ſchon nicht einen Kreuzer Vermögen mitgebracht habe.“ — Fuhr ich freilich empor: „Jetzt hör' mir aber auf! Vermögen! Da müſsteſt erſt ſehen, ob ich dich genommen hätte. Weiber mit Vermögen, darüber habe ich meine Anſicht, du weißt ja. Übrigens haben wir ja die Wohnung umſonſt. Das übrige, was wir brauchen, erwerbe ich ſpielend. So leicht kommt mir jetzt das Arbeiten an.“

Und wahrlich, in jener Zeit arbeitete ich mit Luſt und Wonne. Mehrere Werke ſchrieb ich in einem Jahre, darunter die „Schriften des Waldſchulmeiſters“, zu denen an jenem inhaltsreichen 20. Juni der Plan entworfen worden war. Luſt und Kraft zur Arbeit, ſtillvergnügt und heiter — war das die Liebe? Ja, ſie war's. Ich fühlte mich umgeben, geſättigt von jenem milden, ruhigen Glücke, das keinen anderen Wunſch kennt, als den, es möchte ſo bleiben. — An einem glückſeligen Abende that ich das, was ich damals vor der Hochzeit hätte

thun ſollen. Ich beichtete die Sünde. Aber nicht dem Prieſter, ſondern dem Weibe. Anna hörte mir ſehr aufmerkſam zu und dann gieng ſie ins Nebenzimmer. Als ich ihr nachgieng, kauerte ſie am Ladekaſten, vor dem Bilde ihrer Mutter, und weinte ſo ſehr, daſs ihr ganzer Leib ſchütterte. Da habe ich geſehen, daſs man doch lieber dem Geiſtlichen beichten ſoll, als dem geliebten Weibe. Sie hat mir hernach zwar einen langen, innigen Kuſs gegeben. Ich war abſolviert, hatte als Buße aber die Ahnung, daſs von dieſem Tage an ein Schmerz in ihr ſei, den wir Männer nicht zu meſſen imſtande ſind.

Ich gelobte damals, dieſem Weſen alles zu ſein, was ich bin und ſein kann. Es iſt nicht viel. Was habe ich mein Lebtag ſchöne Worte verſchwendet an Nichtigem, und dort, wo ich geliebt, innig bis in den tiefſten Herzensgrund geliebt hatte, dort war ich ſtumm, unbeholfen an Ausdruck, Geberde, Verhalten, ſtand ſcheinbar gleichgiltig und kalt vor dem Weibe, für das ich im gegebenen Augenblicke mein Leben mit Freuden geopfert hätte. Auch Anna hat in Worten nie geſchwärmt, aber ihr ganzes Weſen und Walten um mich war ein einziges hohes Lied der Liebe. Was in meinem Werke „Heidepeters Gabriel“ von jener Anna erzählt wird, es iſt leicht zu merken, wer dazu das Vorbild geweſen.

Und doch iſt dieſem goldenen Herzen der Eheſtand ein Weheſtand geworden. Nach der Trauung waren kaum vierzehn Tage vergangen, als ſie die Nahrung nicht mehr vertrug und an Krämpfen zu leiden begann. Ihr Vater that ſcherzhaft die Bemerkung, ob ich nicht wüſste, was es nach dem Sprichwort bedeutet, wenn eine junge Frau kein Rindfleiſch iſst? — Die Leiden dauerten vom erſten bis zum letzten Tage, Anna ertrug ſie voll himmliſcher Geduld, ſelig ſchien ſie zu ſein in dem Wiſſen, für was ſie litt. Am erſten Weihnachtsbaume waren wir noch allein, aber es gieng dabei hoch her. Wir hatten es ſchon bei Beginn unſeres Haushaltes eingeführt, daſs täglich ein Zehnkreuzerſtück in die Sparbüchſe geworfen werden muſste für den Chriſtbaum. Als nun einige Tage vor dem Feſte die Thonbüchſe zerbrochen ward, fand Anna zu ihrer freudigen Überraſchung den Betrag ſo groß, daſs ſie ausrief: „Peter, denke dir, das Thonſchweindel iſt fett!“ Da gab es dann unter dem Chriſtbaume Handſchuhe und Socken, Backwerk und ſogar eine Flaſche Wein! Und eine Schillerbüſte aus Gips, die heute noch auf meinem Bücherkaſten ſteht. Annens Eltern und Brüder leiſteten uns Geſellſchaft im Bewundern dieſer Herrlichkeiten.

Annens Bruder Toni war ein hübſcher, wie ſchon bemerkt, damals noch ſehr luſtiger Junge. Doch zeigte ſich in ihm ein heftiger Wille und etwas Unſtetes, ein Wünſchen und Streben, das über die Verhältniſſe hinausgieng. Er hatte ſich in den Kopf geſetzt, bei Zeiten ein wohlhabender Mann zu werden. Bald nach Vollendung ſeiner Lehr-

jahre gieng er als Hutmacher nach dem Norden, ein Jahr später nach dem Westen, ins Amerika, von wo aus er enthusiastische Briefe nach Hause schrieb, aus denen zu schließen war, dass es ihm drüben außerordentlich behage, und er die Absicht habe, Europa ganz den Rücken zu kehren. Auf einer kleinen Reise nach Bayern, die ich zur selben Zeit machte, begegnete ich am Postschalter zu München urplötzlich dem — Schwager Toni. Auf einmal amerikamüde geworden, kehrte er in die Heimat zurück. Später, ich greife hier weit vor, übernahm er mit seinem Bruder das väterliche Geschäft und heiratete. Es widmete sich mit Leib und Seele dem Erwerbe, aber das Thatsächliche wollte mit seinen hochfliegenden Plänen nicht immer stimmen. Ich hatte den in der Jugend so heiteren, freundlichen Knaben lieb gehabt und suchte den nun mit dem Ernste des Lebens ringenden Mann oft zu beruhigen und auf seelische Güter zu verweisen. Seine ruhelose Seele war so ganz das Gegentheil von der Sanftmuth und dem verkörperten Herzensfrieden meiner Anna. Vielleicht war er eine zu Großem geborne Natur, wenn er Glück gefunden hätte, wer weiß das? Kleine Landpartien und Reisen waren das einzige, was ihn zu zerstreuen schien. Im Frühjahre 1890 machte er, ohne weitere Vorbereitung, ohne Abschied und Andeutung, einen Ausflug nach Fiume. Von dort aus gieng er nach Marseille. Auf dem Friedhofe dieser Hafenstadt schrieb er einen Brief nach Hause, dass er mit einem großen Schiffe nach Spanien zu reisen gedenke und dann wahrscheinlich nach Alexandrien. Zu Hause möge man machen, was man wolle, und auf ihn weiter keine Rücksicht nehmen. Nach längerer Zeit kam ein Brief von ihm aus Australien, wo er in einem Hotel Hausdienste verrichtete. Später war er als Sclavenaufseher in einer Farmerei, hernach Arbeiter auf einem Schiffe. Dann zeigte ein flüchtiges Schreiben an, dass er in Dar-es-Salem, einer deutschen Colonie in Ostafrika, eine Beamtenstelle verwalte, und bald darauf kam die amtliche Nachricht, dass er im Juli 1892 dort gestorben sei. Seine Mutter, deren Abgott Toni gewesen, war ihm längst vorausgegangen, schwer aber verwand der alternde Vater Pichler diesen Schlag. Er sprach nicht viel von seinem verlorenen Sohne, oder höchstens mit einem Seufzer: „Es ist halt ein Kreuz.“ Er ließ dem armen, von Phantomen zutode gehetzten Manne im weltfernen Dar-es-Salem ein Denkmal setzen mit folgender Inschrift:

„Das war sein Loos: Es zog ihn fort
Nach West und Ost, nach Süd und Nord,
Er musste jeden Welttheil seh'n,
Und in die Fremde schlafen geh'n.
Er ruhe sanft, der Heimat fern.
Die Welt ist überall des Herrn.“

Und nun wieder zurück zu meiner bescheidenen Häuslichkeit vor zweiundzwanzig Jahren.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Februar 1874 erwachte ich um Mitternacht aus dem Schlafe. Meine Gattin vertraute mir, dass sie merke, es nahe die Zeit, aber ich möge nur weiterschlafen, ich sei ja doch müde von der Arbeit. Natürlich schloss ich mein Auge nicht mehr und der nun folgende Tag wurde mir zur peinvollen Qual und zum seligsten Glücke. Nach unsäglichen Schmerzen und unter bedenklichen Umständen gebar mir Anna am 20. Februar um die erste Nachmittagsstunde einen Knaben. Am nächsten Tage wurde er zu Ehren seines Großvaters getauft auf den Namen Josef. Damals schrieb ich in mein Tagebuch: „Josef war der Nährvater des Heilandes, möge *mein* Josef sich an den Ideen des Heiles nähren! — Ich kann mich gar nicht satt sehen an dem Bübel. Das ist die größte Poesie und das größte Wunder, so ein Kindlein. — Ich kann Tag und Nacht nicht ruhen vor Freude und Sorge."

Schon am zweiten Tage machte der Junge seiner Mutter das erste Herzleid. Er wollte nicht trinken an ihrer Brust, er zog gewässerte Kuhmilch vor, er gedieh dabei, und so hatte sie ihm seine Sprödigkeit bald verziehen.

Nun war der höchste Grad des irdischen Glückes erreicht. Eines Abends saßen wir am Bette des Kleinen, ich zur einen, Anna zur anderen Seite, und schauten ihn an. Zu Füßen saß Großmutter und nähte an einem Wollhäubchen, daneben stand Großvater und knüpfte an ein eben heimgebrachtes Kindertrompetlein ein grünes Umhängband. Der Kleine konnte aber noch gar nicht blasen. „Macht nichts, er wird's schon lernen." Und wie wir so im Kreise beisammen waren um den herzigen Mittelpunkt, der mit den Füßchen strampelte und seine Händchen reckte, da sagte Anna plötzlich lachend: „Jetzt fehlt nur noch Ochs und Esel, dass das Krippelspiel fertig ist!"

Als das Frühjahr kam, haben wir den Knaben in ein Wäglein gethan und hinausgeführt in die Wälder der Hilm und bei Maria-Trost. Wo es bergwärts gieng, da zog die Mutter an und ich schob hinten nach und so vornehm fährt kein Prinz.

Für laute Vergnügungen und Festlichkeiten war Anna nie zu haben gewesen, selbst Einladungen in befreundete Häuser nahm sie nicht gerne an; ihr war der Brauch nicht recht, dass man uns bei Tische nie zusammensitzen ließ, dass sie mit fremden Leuten, die ihr gleichgiltig waren, reden musste. Sie sprach wenig, stets in schlichter, ungezierter Art, aber immer sinnig und klug. Einmal, als bei Reininghaus in Graz Doctor Rechbauer, damals Präsident des Abgeordnetenhauses, einen Toast ausbrachte auf meine Anna und alles mit klingenden Gläsern auf sie einstürmte, war ihr nach späterem Eingeständnis, „als müsse sie in den Boden sinken vor lauter Schämen". Kleine Ausflüge mit mir in

die Natur waren ihr das Liebste, wo es aber unbehilfliche Kinder gab oder arme gefangene Thiere, da war sie nicht vom Flecke zu bringen. Je hilfloser ein Wesen, desto liebreicher gab sie sich mit ihm ab. — Seit der Knabe erschienen, war alle äußere Welt für sie versunken. Auch Theater, Concerte, denen sie sonst zugethan gewesen, ließ sie jetzt beiseite, nur dass sie zu Hause manchmal Musik machte. Nebst der Zither spielte sie das Clavier, und zwar immer nur das, was mir am liebsten war — Volkslieder. Sie begann mir damals eine entzückende Welt von Volksliedern zu erschließen, die in späteren Jahren ihre Kinder noch erweitert und fast unermesslich bereichert haben.

Die beiden Sommer unserer Ehe verlebten wir in Krieglach, im Hause Mitteregger. Meine alte Freundin Julie war auch die Freundin meiner Anna geworden. Aus Alpel hatte Anna meine jüngste Schwester herabgeholt, ein Bauerndirndel, das sie mit Liebe und Geduld für unsere Wirtschaft abrichtete. Die Schwester Marie ist hierauf jahrelang in unserem Hause geblieben.

Vom Frühjahre 1874 an hatte Anna wieder mit deutsamen Beschwerden zu kämpfen, aber ihr Wesen blieb stets heiter und mit Hintansetzung eigener Leiden voller Fürsorge für Kind und Vater. Einmal hatte sie einen großen Jammer. Beim Einwickeln in die Windeln, die mit einer Wärmflasche temperiert zu werden pflegten, hub das Kind an, unmenschlich zu schreien. Es meldete sich sonst selten, außer wenn es laut lachte oder mit den Gliedern zappelnd jauchzte. Und diesmal schrie es so heftig und schmerzhaft, dass sein Gesichtchen roth wie ein Paradeisapfel wurde. Anna hob es, schaukelte es, legte es, wickelte es auf, wickelte es ein, es schrie immerfort zum Herzbrechen. Wir wussten uns nicht mehr zu helfen, ich lief nach dem Arzt, da stellte es sich heraus, dass der kleine Sepp am Unterschenkel eine Brandwunde hatte. Von der blechernen Wärmflasche. Ein Ölumschlag that bald seine wohlthätige Wirkung, aber Anna war trostlos. Nicht des Kindes wegen, vielmehr ihretwegen. Laut weinend zankte sie sich selbst aus, dass sie eine schlechte Mutter sei, eine ungeschickte und unverlässliche Kindespflegerin, die nichts anderes wert sei, als dass man sie verjage! Mit langer Mühe nur konnte ich sie beruhigen und an jenem Tage das einzigemal habe ich ihr in wahrer Leidenschaft vorgehalten, dass sie die klügste, sorgsamste, beste Mutter sei, die sich Tag und Nacht dem Kinde opfere; die all ihre Freude und Erholung, ja ihre Gesundheit hintangebe für das Kind, und dass sich feingebildete Damen, ja Königinnen, an ihr ein Beispiel nehmen könnten, wie ein deutsches Weib, eine deutsche Gattin und Mutter sein müsse; das einzige Unrecht an ihr seien die Selbstanklagen, mit denen sie sich quäle! — Sie fiel mir um den Hals und küsste mich weinend: Wenn ich mit ihr zufrieden sei, dann wolle sie leben und

sterben! — Das bisschen Brennen der Brandwunde, mein Sepp, konntest du dir schon gefallen lassen, es ward Ursache, dass ich deiner Mutter ein Wort gesagt, welches ich sonst blöden Sinnes wohl für immer in mich verschlossen hätte.

Am 14. December feierten wir ein schönes Fest. Das erste und einzige, welches wir einem Gaste geben konnten. Es waren zehn Jahre vorbei seit dem Tage, als Doctor Svoboda den für meine Zukunft entscheidenden Aufsatz in der Grazer „Tagespost" veröffentlicht hatte. Wir luden den theueren Mann an dem Gedächtnistage zu einem Mahle zu dreien. Ich sehe meine Anna noch heute, wie sie vor Glück strahlte, als junge Hausfrau den edlen Anwalt und Führer ihres Mannes bewirten zu können. Aber als Doctor Svoboda den Spieß umdrehte und zuerst auf i h r Wohl trank, anstatt wir auf das seine, da erröthete sie und zitterte vor Erregung. Als Svoboda sich verabschiedet hatte, standen wir allein im stillen Zimmer vor dem noch reich gedeckten Tische und theilten uns gegenseitig das Bedenken mit, ob der liebe Gast wohl auch zufrieden gewesen, ob er nicht etwa hungerig oder durstig heimgegangen ist! — Wer kennt nicht die Stimmung nach einem Gastmahle, wenn die Gäste fort sind, man steht mit noch schnell pochendem Pulse völlig einsam in dem lichterdunstigem Zimmer, in der Seele noch den Nachhall des fröhlichen Lärms, noch halb gefüllt die Gläser. Wir gehörten uns wieder allein.

Zu Weihnachten 1874 hatte der Knabe schon zwei schneeweiße Zähnchen am Unterkiefer und zwei solche am Oberkiefer. Diesmal war am Christbaume also auch das Wichtigste vorhanden — ein Kind. Ich kann unsere Freuden nicht beschreiben. Jetzt noch in schlaflosen Nächten, wenn alles um mich still ist und dunkel, sehe ich die beiden stehen vor jenem Christbaum. Die Mutter in dunkelblauem, weißgesterntem Gewande, am Halse enggeschlossen der schmale, weiße Kragen mit Spitzenrand, am schwarzen Sammtbande das goldene Kreuzlein. Das braune Haar glatt zurückgekämmt, von einem schwarzglänzenden halbkreisförmigen Kamm gehalten, am Nacken in zwei langen Zöpfen auslaufend. Das Gesicht blass, das Auge voll sanfter Glut, die Lippen ein wenig aufgeworfen und frisch roth — die ganze Gestalt voller Jugend und Güte. — Und neben ihr tief unten das Knäblein, schon auf den Füßen stehend und mit den runden Händchen sich an die Rockfalte der Mutter haltend. Der Kleine trägt ein dunkelrothes Kleidchen, mit schwarzem Sammte ausgeschlagen, am Kinn ein weißes Überschläglein, wie es die Pastoren haben. Sein anfangs goldliches Haar spielt bereits ins Dunkle, ist hübsch an der linken Seite abgetheilt und glatt gekämmt. Mit seinen großen runden Augen im vollen Gesichtlein schaut er zur bunten leuchtenden Erscheinung empor, dem Christbaum. . . .

Daſs ich jenes Glück nicht etwa erſt heute in der Nachſtimmung empfinde, wie das ſo oft vorzukommen pflegt, wenn es vorbei iſt, nein, daſs ich mir desſelben ſchon damals klar bewuſst war, beweiſen alle meine Aufzeichnungen aus jener Zeit. Da hatte ich dem lieben Weibe meine Gedichte aus der Kindes- und Jugendzeit (in einen Band zuſammengeſchrieben) unter den Weihnachtsbaum gelegt. Die Widmung lautete:

„Nicht nur die Gegenwart und Zukunft allein,
Auch mein vergangenes Leben ſei dein.
Ich lege dir heut' meinen Jugendtraum,
Im Walde geträumt, vor den Weihnachtsbaum.
Mein ſüßes Sehnen, mein ſtilles Hoffen,
Lieb' Anna, du haſt es noch weit übertroffen.
Weihnachten 1874."

Als der kleine Sepp hierauf bald anfieng, allein zu laufen, verheimlichten wir das den Großeltern bis zum 11. Februar 1875, an welchem Tage ſie in ſtiller Häuslichkeit ihre ſilberne Hochzeit begiengen. Wir brachten unſere Huldigung in folgender Form dar. Ich hatte einen ganzen Tag lang an den Dingen gearbeitet und noch einmal kam die edle Schneiderkunſt in mir zur glanzvollen Geltung. Wir zogen dem Knäblein ein weißes Chorhemd an, hiengen ihm eine blumige Stola um, banden ihm um den Hals ein Colare, ſetzten ihm ein ſchwarzes Baret auf, gaben ihm eine Taſſe mit zwei ſilbernen Ringen in die Hände und ließen ihn durch die Thüre ins Zimmer der Großeltern ſpazieren. So trippelte der kleine Prieſter vor das ſilberne Hochzeitspaar, dem er mit ernſthaftem Geſichtchen die Ringe überreichte. Sie haben die Ringe an ihre Finger geſteckt und ſomit war ein närriſcher Traum der Großmutter in Erfüllung gegangen, in welchem ſie mit ihrem Manne von ihrem Enkel getraut wurde. Daſs dieſer Enkel Prieſter war, wie ſchön! Aber daſs dieſer Prieſter ſchon allein trippeln konnte, das war dabei das Großartigſte.

So brachte jeder Tag eine neue Freude. Unſer Hausweſen war ruhig und freundlich in allem, Wohnung und Wirtſchaft in muſterhafter Ordnung. Und dieſes Glück, dieſe harmloſe Heiterkeit theilte ſich damals auch meinen literariſchen Arbeiten mit. Um dieſe Zeit reiste ich mehrmals nach Wien oder zu meinem Verleger Heckenaſt nach Preſsburg. Da kam mir wohl jeden Tag ein Briefchen nach: „Buberl und mir wird langweilig, wenn Vater fort iſt." — „Peperl macht ein trauriges Geſicht, wenn er Vater nicht findet." — „Wenn Vater fort iſt, ſpielt Peperl den Hausherrn." — „Komm, komm bald! Hätte ich unſer Buberl nicht, ich wollte dir nachreiſen, du ſchlimmer Mann, daſs du ſo weit von uns fortgehſt!" Nun, mir in der Fremde gieng es ja noch viel ſchlechter, ich hatte auch das Buberl nicht. Eines Tages im ſelbigen Winter fuhr ich nach Krieglach und gieng nach Alpel, um meinen Vater zu beſuchen.

Trotzdem ich am nächsten Tage schon wieder zu Hause sein wollte, schrieb ich unterwegs im Eisenbahnwagen und dann auf dem Alpsteig mit halbverfrorenen Fingern an einem Briefe für meine Anna, ihr nichts sagend, als dass ich immer nur an sie denke, dass sie mein Leben, mein Alles sei, und was sich Liebesleute eben zu schreiben pflegen, die zu schamhaft sind, um es sich persönlich zu sagen. Als ich abends aus Alpel nach Krieglach zurückkehrte, war schon eine Depesche da: „Ist mein Mann nicht dort? Rückantwort bezahlt." — Ich fuhr sofort nach Hause. — Eine Ahnung war in uns beiden, dass die Tage gezählt seien. . . .

Anfang März äußerte Anna den Wunsch, sie möchte „noch einmal" nach Maria-Grün gehen. Wir fuhren hinaus, es war ein nebeliger Tag. Als ich sie so vor dem Altare, an dem wir einst getraut worden, stehen sah, unverwandt aufblickend zum Marienbild . . ., da befiel mich plötzlich eine große Bangigkeit. Auf dem Heimwege nahm sie mich bei der Hand, schaute mich an und sagte: „Nicht wahr, mein Peter, du wirst stark sein!" Ich bezog das Wort auf die nahe bevorstehende Entbindung und antwortete, es würde gewiss nicht soviel zu leiden geben, als das erstemal. —

Am 3. März trat der Schauspieler Martinelli als Gast in einem Anzengruber'schen Volksstück auf. Ich schwankte in der Wahl, ob ich zu Hause bei Anna bleiben oder ins Theater gehen sollte und entschloss mich endlich für das letztere. Damit hatte ich den letzten Abend verscherzt, der mir noch gegönnt gewesen wäre, gesund und froh mit Anna zu verleben. Alle Theaterabende meines Lebens wollte ich geben, könnte ich damit diesen einen Abend für Anna und mich zurückerkaufen. Das Kind schlief, sie hatte wohl bangend an die nächste Zeit gedacht und ihr Mann hatte sie allein gelassen. — Als ich nach Hause kam, ruhte sie. Aber bald nach Mitternacht stand sie auf, machte Licht und setzte sich hin neben das schlummernde Kind. Unverwandt blickte sie es an und wusste nicht, dass ich sie von meinem Lager aus beobachtete. Dann seufzte sie schwer, gieng hinaus und weckte die Magd. Ich sprang auf und eilte in die Stadt um eine Helferin. In einer Stunde war alles glücklich vorbei. Einen besonderen Wunsch hatte sie gehabt: Ein kleines Annerl! Das war jetzt auch erschienen. Es vergingen ein paar Tage in aller Ordnung. Der kleine „Peperl" stand vor dem Kissen des Schwesterleins und bemutterte es. Dann kroch er zur Thüre, um zu gucken, ob die fremde Frau, die es gebracht, noch im Vorzimmer sei, dann kroch er zur spanischen Wand, die am Ofen stand, und rüttelte daran, dass sie wackelte und über ihn zu fallen drohte. Die Mutter sprang aus ihrem Bette, um den Unfall abzuwenden. Erst am nächsten Tage hat sie das gestanden, als sich Leibschmerzen einstellten und wir der Ursache nachforschten. Am selben Tage hörte ich sie leise zu sich selber sagen: „Es

kommt doch so, wie ich mir gedacht habe. . . .“ Dann erschien der Doctor. In der darauffolgenden Nacht wurde ich veranlasst, im anstoßenden Hause der Großeltern zu schlafen. Ich dachte nicht nach, warum. Am nächsten Tage sah ich verstörte Gesichter. Anna hatte die Nacht über hell geschrien vor Schmerz. Eine Bauchfellentzündung. Ich wusste damals noch nicht, was das in diesem Falle bedeutete. Dass es nichts Geringes war, konnte ich mir wohl denken. Wenn Anna, die Heldenhafte, einmal schrie vor Schmerz! Und sie schrie nun tagelang, dass es uns durch Mark und Bein gieng. Dazwischen schalt sie sich, dass sie so wehleidig sei, dann wieder kümmerte sie sich um die Kinder und wollte sie in der Nähe haben und winkte sie doch wieder ab, wenn der Anfall kam. Mich hielt sie oft an der Hand und fragte, ob ich mein gewohntes Essen hätte, und dass ich schlafen sollte, dass ich doch auch an mich selber denken sollte, ich dürfe nicht krank werden. Und dann hub sie wieder an zu schreien. Ärzte kamen und giengen, Consilien wurden gehalten. Vorrichtungen für Eisbehandlung wurden hergestellt und diese angewendet. Betäubende Medicinen, rings um das Bett fremde Leute. Und Anna schrie und schrie und suchte mit den Augen nach mir. Ich wusste nicht, wie mir geschah, es war wie ein schwerer, wüster Traum.

Nach dem vierten Tage dieser Qual kam die entsetzlichste Nacht. Das Schreien hörte man auf die Gasse. Nach dieser Nacht war ihre Stimme gedämpft. Anna hatte auf den Wangen rothe Flecken, die Lippen waren gesprungen vor Dürre, sie hatte unlöschbaren Durst. Die Worte, die sie sprach, waren nicht deutlich. — Vater Pichler redete von einem Geistlichen, die Ärzte widersprachen ihm nicht. Ein Freund des Hauses, Monsignore Hebenstreit, wurde gerufen. Bevor er erschien, ließ Anna den Knaben aus Bett kommen und nahm Abschied von ihm. Der Kleine schaute verblüfft drein, als wollte er fragen, was all das zu bedeuten habe. Dann ließ sie das junge Annerl zu sich tragen, wollte es noch einmal an die Brust drücken, berührte aber nur mit der Hand ein wenig das kleine Haupt. Einen unbeschreiblichen Blick — mein Gott im Himmel, ich vergesse ihn nimmer diesen Blick, mit dem sie von den Kindern Abschied nahm! — Dann bat sie, dass man dieselben in die Wohnung der Großeltern bringe und verlangte nicht mehr nach ihnen. — Hernach fasste sie meine Hand und sagte auffallend gesprächig, aber mit schwerer Zunge: „Jetzt, mein Peter, ist's an uns. Lass' mich noch einmal in deine lieben Augen schauen. Musst stark sein, Peter. An den Waldschulmeister musst du denken. Ich habe auch von ihm geträumt.“ — „Du wirst wieder gesund, Anna!“ unterbrach ich sie. „Im Frühjahre wollen wir dann in eine südliche Gegend gehen, dass du dich bald wieder ganz erholen kannst. Krieglach wird dir dies Jahr zu rauh sein.“ Sie

schwieg eine Weile, dann sagte sie leise: „Ich gehe gern hinauf.“ Später habe ich einen Doppelsinn in dieses Wort gelegt. — Es kam der Priester. In frommer Ergebenheit empfieng sie die Sacramente. Die Weihelichter brannten trübe im dunklen Zimmer. Wir knieten im Nebengemach und beteten. An der Wand hieng Rafaels Madonna.... Maria, hilf uns! Um ihrer Kinder willen, um deines Kindes willen, rette sie! — Das war mein Seelenschrei, anders konnte ich nicht beten.

Nach der heiligen Handlung verfiel Anna in einen Halbschlummer, aus dem sie später nur noch dumpfe Anfälle der Schmerzen weckten. Manchmal schaute sie nach mir hin, der ich halb gelähmt am Bette saß. Eine Gnade Gottes war's, dass ich betäubt war. Heute ist es mir unfassbar, wie jene Tage konnten ertragen werden. Es ist mir unfassbar, dass ich mich hinwegführen ließ von ihrem Bette, dass ich Bissen aß, die sie mir vorlegten, und vom Biere trank, das sie mir vorgesetzt hatten. Der Kinder wegen müsste ich mich erhalten! Solche Worte, glaube ich, sind gesprochen worden. Hatte ich denn Kinder? —

So währte es mehrere Tage. Am 15. März nachmittags kam Dr. Svoboda und führte mich ins Freie. Wir giengen den Feldweg der Mur entlang, den wir so oft in fröhlicher Stimmung miteinander gegangen waren. Und heute hatte der Freund mich vorzubereiten.

Er that es zögernd und zaghaft. Er sprach von der Grausamkeit der Natur, die Blumen und junge Menschenleben breche mit der gleichen Gedankenlosigkeit, von dieser brutalen Natur, der ein Einzelwesen nichts ist. Ihr Um und Auf sei die Erhaltung der Gattung und in den Kindern lebe die Menschheit fort.... Leichter ist mir nicht geworden bei solchen Betrachtungen. Welch reiches Geistesleben in der großen Stadt, und *kein* Trost für mich! Nur die alte Frau gab einen Funken, die Bedienerin, die an der Hausthüre stand, als ich zurückkehrte. Diese meinte: „Solang Leib und Seel' beisammen ist, darf man nicht verzagen.“

Und in der That, es hatten sich an der Schwerkranken einige Anzeichen gezeigt, die eine glücklich überstandene Krisis bedeuten konnten. Ich sprang in mein Zimmer und schrie laut auf vor Wonne über die „Rettung“.

Es kam die Nacht. Anna war nach einem schwächeren Schmerzanfalle am Abend eingeschlummert. Sie athmete ruhiger als sonst; im Traume lallte sie: „Wie sie schön singen!“ Dann rief sie: „Licht!“ Und schlummerte wieder. Mein Bett stand so neben dem ihren, dass sich dazwischen noch die Wärterinnen bewegen konnten. Sie giengen leise zu und ab, sie setzten sich auf ihre Plätze, hielten die Hände in den Schoß gefaltet und blickten auf die Schlummernde, die nach so schweren Qualen blass und friedlich dalag. Das Nachtlicht brannte matt. Auch ich fühlte mich ruhiger und schlief bald ein.

Nach einer Weile wachte ich auf. Es war Unruhe im Zimmer, die Wärterinnen huschten haſtig umher. Am Krankenbette, mir dasſelbe deckend, ſtanden Vater und Mutter Pichler, ich hörte leiſe beten und ſprang aus dem Bette . . .

Am 16. März 1875, morgens dreiviertel auf fünf Uhr, iſt mein Weib geſtorben.

Wie ein Marmorbild lag ſie da auf dem Sterbebette. Unter einer der Augenwimpern lag ein helles Tröpflein. Die hilfloſen Kinder mutterlos zurückzulaſſen auf Erden!

Ihre Eltern waren in dieſer Stunde gefaſst. Die Mutter hat unter einem Seufzer geſagt: „Gott Lob und Dank, daſs ſie erlöst iſt!“ Der Vater forderte mich auf, der Todten den Ehering vom Finger zu ziehen. So iſt es alter Brauch.

Ich trat aus dem Hauſe, durch feuchten Nebel tagte der Morgen, das Straßengewühl war wie immer. Ich ſoll den Leuten zugerufen haben: „Jetzt iſt mein Weib geſtorben!“ Ich weiß es nicht. Die weiteren Erinnerungen dieſer Tage verſinken in Dämmerung. — Ich weiß nur, daſs ich ins Haus der Großeltern gieng. Das kleine Anuerl hatte ſchon eine alte Kindsfrau bekommen, deren Sprache von windiſchem Klang war. Nicht das Mutterantlitz, ein fremdes Geſicht hat ſich niedergebeugt über das zarte Weſen. Ich gieng zum Knaben, der arglos mit Bauſteinen ſpielte. Ich hob ihn auf, unter raſchen Schritten trug ich ihn in der Stube hin und her, der Kleine lachte laut. — Wie mir war? . . . „Du muſst dich nicht noch ſelber quälen!“ ſagte Vater Pichler und nahm mir den Kleinen aus den Armen. Ich ſolle ſpazieren gehen, für mich ſei es nichts jetzt im Hauſe. Dann haben ſie mich umhergeführt draußen im froſtigen Märznebel. Zu Mittag kam, von Vater Pichler gerufen, mein Jugendfreund Brunnlechner aus Oberſteier und nahm mich mit ſich nach Niklasdorf, wo er mit ſeiner jungen Frau und einem Kinde in glücklicher Häuslichkeit lebte. Die guten Menſchen, alles Mögliche haben ſie gethan, um mir über dieſe Tage hinwegzuhelfen, aber ſchon am nächſten Frühmorgen eilte ich nach Graz zurück.

In unſerer traulichen Wohnung war es anders geworden. Fremde und Verwandte waren da und giengen planlos umher. Das Zimmerlein, wo zweimal der Chriſtbaum geſtanden, war ſchwarz ausgeſchlagen — eine mit vielen Kerzen beleuchtete Nacht. Zwiſchen den hohen Leuchtern, unter Palmen, Kränzen und Blumen in einem Metallſarge ruhte ſie. Jung — ſchön — kalt. — Heute iſt mir in traumhafter Erinnerung ſchier ſo, als ſei ich immer neben der Bahre geſtanden, habe in ihr weißes Antlitz geſchaut und wäre unermeſslich ſelig geweſen. . .

Dann kam die Stunde des Begräbniſſes. Zwei Freunde, Eduard Teutſch und Anton Schönegger aus Krieglach, waren da, die hielten mich in meinem murſeitig gelegenen Arbeitszimmer feſt und ſuchten mich zu zerſtreuen. Aber ich hörte von draußen herein den Trauerchoral der Prieſter. Sie trugen den von einer großen Menſchenmenge begleiteten Sarg entlang den Gaſſen der Stadt, ſie trugen ihn in die Stadtpfarrkirche, wo er eingeſegnet wurde, und dann haben ſie ihn hinausgetragen nach St. Peter auf den großen Friedhof.

Mich ließ es nicht bleiben in meiner Stube, ich gieng hinüber in die anderen Zimmer, wo im Herzleid immer meine liebe Tröſterin zu finden geweſen. Jetzt waren dieſe Stuben leer, Thüren und Fenſter ſtanden offen. Im Trauergemache niedergebrannte Lichter, abgefallene Blätter von Blumen und Kränzen. Der ſchwarze Laden leer. . . .

Ich fuhr hinaus auf den Friedhof. Das Begräbnis war vorüber, aber die Gruft noch nicht geſchloſſen. Sie war proviſoriſch beigeſetzt in einer verfallenden Mönchsgruft, um welche thauender Schnee lag. Der Sarg ſtand tief unten in einem trüben Waſſertümpel. Leute kamen und zerrten mich weg von der Grabſtätte.

Vater Pichler begann ſchon in nächſter Zeit den Bau einer eigenen Familiengruft, in welcher Anna dann beigeſetzt werden ſollte. Ich aber wollte ihre Gebeine in Krieglach haben auf dem Friedhofe zwiſchen Matten und Feldern, wo meine Mutter ruht, deren Hügel ſie gerne geſchmückt hatte. Von ihren Eltern erhielt ich auch Erlaubnis zur Überführung. Schon wurde dort am ſüdlichen Rande des ländlichen Gottesackers ein eigenes Grab bereitet, an welchem die Erinnerung lebelang gepflegt werden ſollte. Da theilte mir Vater Pichler in Graz beklommen mit, ſeine Frau ſchluchze die ganzen Nächte hindurch und klage, daſs man ihr auch noch das Letzte, das Grab des Kindes, wegnehmen wolle. So habe ich auf die Überführung nach Krieglach verzichtet.

Für mich kam nun eine Zeit größter Ruheloſigkeit. Die beiden Kinder waren einſtweilen bei ihren Großeltern. Mich zog's zu ihnen jeden Tag, und eine andere Macht zerrte mich fort ins Weite. Ich wanderte zu Fuß durch die halbe Steiermark. War ich müde, ſo ſetzte ich mich auf einen Stein und weinte. Der einzige Gedanke nur mein Weib, mit dem ich ſo glücklich geweſen, das ſo engelhaft ſanft und gut geweſen, das ſo unſäglich hatte leiden müſſen und das uns verlaſſen hat. Ich kehrte ein in einſame Bauernhöfe, ich raſtete in windumbrausten Alpenhäuſern, ich dachte nichts, als an mein Weib. Ich reiste nach Wien zu meinen Freunden Anzengruber, Schlögl, Vacano. Sie ſuchten mich zu zerſtreuen. Ich reiste nach Ungarn zu meinem Verleger Heckenaſt, er tröſtete liebreich, aber mir wurde nicht leichter. Ich wanderte nach Kärnten, aber in Gegenden, wo ich einſt mit ihr geweſen, ward das Leid noch

wilder. Ich ſtieg hinan den Berg Luſchari in die Felswildnis, zur Kirche unſerer lieben Frau, aber nichts und nichts konnte ich denken und empfinden, als ſie und nur ſie, die im fernen Graz unter der Erde lag. Und inzwiſchen riſs es mich immer wieder zurück zu den Kindern, und je friſcher ſie gediehen, je lieblicher und herziger ſie ſich entwickelten, deſto mehr war mir weh.

Als in demſelben Jahre der Chriſtabend kam, lag hoher Schnee auf dem Friedhofe. Als es ſchon dämmerte und in einzelnen Fenſtern der Stadt Chriſtbaumſchein leuchtete, ſoll mich ein Freund gefunden haben, an der Gruft beſchäftigt, mit einer Schaufel den Schnee wegzuheben. Mit gütigem Ernſte hat er mich vom Grabe weggeführt und zu meinen Kindern hin, in deren leuchtenden Äuglein ſich bald die Lichter des für mich mit ſo ſchwerer Trauer umwehten Weihnachtsbaumes ſpiegelten.

Die nun folgenden Jahre waren geſättigt in Herzweh. Es war kein Anfang und es war kein Ende ohne Gedanken an ſie. Ich hub an, das Leid wie ein weihevolles Gut zu empfinden, mein Leben und Weben war ein Cultus der Erinnerung. Wie ſeltſam aber, dafs manchmal plötzlich helle Lebensluſt auflohte! Neue Frauenminne winkte, ſie war mir, wie eine Verletzung des Rechtes der Todten, und ſobald unwillkürlich eine Lebendige mit der Heimgegangenen verglichen ward, war's um alle junge Freude geſchehen und mit Abneigung habe ich mich von manch warmem Herzen gewendet. Mir gefiel kein Weib, das ich mit den Vorzügen meiner Anna maß. Ganz weltabgewendet führte ich mit den gedeihenden Kindern, mit ihrer alten Kindsfrau Anna Hreſch und meiner Schweſter Marie das kleine Hausweſen weiter unter der Mithut von Mutter und Vater Pichler, bis nach Jahren auch dieſe hinabgeſtiegen ſind in die Gruft zu ihrem geliebten Kinde. — Für mich iſt im Laufe der Zeit ſachte ein neuer Morgen aufgegangen — in deſſen Lichte freilich der milde ferne Stern nimmer verlöſchen wird.

Ich glaube.

Bekenntniſſe und Geſtändniſſe von **Peter Roſegger.**

(Fortſetzung.)

Ich glaube an den heiligen Geiſt.

Cöleſtin S. war ein Kleinbauer zu Hulſchlag im Gebirge. Er lebte mit ſeinem jungen Weibe im Hauſe ſeines Schwiegervaters wie ein geringer Knecht. Der Alte hätte ihm nach mündlichem Verſprechen bei der Tochterheirat das kleine Gut längſt übergeben ſollen, er that es aber nicht, es gefiel ihm, daſs er der Herr war und den Schwiegerſohn mit ſeinen boshaften Launen ärgern konnte. Und wenn er mit ſeinen gewöhnlichen Feindſeligkeiten nichts ausrichtete, ſo gieng er ins Dorf hinab und trank ſich einen tollen Zorn an, mit dem er dann zu Hauſe umherwüthete, gegen den Cöleſtin ſogar handgreiflich wurde, und wenn dieſer ſich wehrte, mit gänzlicher Enterbung drohte. Weil der junge Mann auf den Hof nicht angeſchrieben war, ſo wurde er eines Tages zu den Soldaten einberufen. Um nicht fort zu müſſen nach dem fernen Galizien, beſtürmte er und ſein Weib den Alten mit neuerlichen Bitten, das Gütchen in amtlicher Form ihm zu übergeben. Der Alte aber antwortete: „Das werde ich wohl bleiben laſſen und dir wird Galizien nicht ſchaden!“ Der Cöleſtin war ſprachlos darüber, daſs es ſo zuwidere Leute geben mag auf der Welt. Dann wurde er aufgebracht gegen ſein Weib, weil ſie es nicht vermochte, ihren Vater umzuſtimmen, und alſo verließ er in tiefer Verbitterung ſein Heim, um auf lange, auf unbeſtimmte Zeit in die Fremde zu ziehen zum Militär. Als er mit ſeinem Handbündel vom Berge herabſtieg gegen das Thal und am großen Teiche des Müllers vorbeikam, ſah er im Waſſer einen dunklen Körper ſchwimmen. Ein todter Menſch? Wenn's der Alte wäre? Derſelbe war ſchon am Frühmorgen ins Dorf gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Wenn er im Rauſche in den Teich gefallen wäre? Dann könnte alles gut ſein, er, der Cöleſtin wäre Eigenthümer des Gütchens und nicht mehr Soldat. — Als er näher hinſchaute auf den ſchwimmenden Gegenſtand, war es kein Menſchenkörper, ſondern ein morſcher Baumſtrunk, der ſich vom Ufer losgelöst hatte. Cöleſtin gieng weiter durch die Engſchlucht hinab, voller Miſsmuth und Betrübnis, daſs er fort muſste, in Groll ſcheiden von ſeinem Weibe, das ja ſchließlich auch nichts kann für die Halsſtärrigkeit des Alten. Als er zur unteren Enge hinabkam, wo der Fußweg über der Schlucht ſich hinzog, lag im Graben der Schwiegervater. Diesmal war er's, aber nicht todt, nur einen Rauſch ausſchlafend. Im Augenblicke fiel dem jungen Manne Folgendes ein: Wenn jetzt oben der Teich losbräche! Das

Waſſer ſchöſſe herab und ertränke ihn! Er hat lange genug gelebt, er hat mich gemartert genug! — So ſchnell war er noch nie vom Fleck gekommen, der Cöleſtin, als diesmal, ſeine Füße berührten den ſteinigen Boden kaum. Aufwärts gieng's, bis an den Teich. Die Schleuſen öffnete er, eine, zwei, alle, und das Waſſer flutete los. Nun eilte er davon, davon. Als er aber aus der Schlucht herauf das Toſen der losgekommenen Fluten hörte, als er die trüben, giſchtenden Wellen ſah, die an Felskanten ſich ſchäumend emporwarfen und in wilder Gewalt weiterſchoſſen, hub er an zu laufen. Unten liegt ja ein Menſch! Liegt unten im Graben nicht ein Menſch? Der muſs gerettet werden, bevor ihn die Flut erreicht! — In mächtigen Sätzen, um dem eilenden Waſſer Vorſprung abzugewinnen, ſprang er über Gewurzel und Geſtein, immer mehr erglühend im Gedanken: Du muſst ihn retten! — Stellenweiſe war die Flut ihm voraus, ſtellenweiſe, wo er Biegungen abſchneiden konnte, war es er. An die Enge gekommen, brauste die wilde Wucht ſchon heran, er ſprang in den Graben, riſs den Schlafenden empor und ſchleuderte ihn an den Hang. Da war die Brandung ſchon da, wirbelte an der Enge und flutete hinaus auf die Wieſen.

Cöleſtin hatte mit eigener Lebensgefahr den Alten gerettet, den er verderben wollte. Was war es denn, das ſo plötzlich über ihn gekommen, ihn für etwas ganz anderes begeiſtert hatte, als was er im Sinne gehabt zu thun?

Es war der heilige Geiſt.

Der unheilige hatte ihn einige Minuten lang beſeelt, als der Mordgedanke in ihm erwacht. Hätte er dieſem ſchon früher manchmal Gehör gegeben, hätte er ſich häufig verſchloſſen gegen die guten Regungen, der heilige Geiſt würde ſich vielleicht in dem entſcheidenden Augenblicke angemeldet haben, doch der Mann hätte ſeiner nicht geachtet und wäre ein Mörder geworden.

Es kann ſein, daſs der Alte für ſeinen „Lebensretter" weicher geſtimmt worden iſt, daſs er ihm das Gut verſchreiben ließ; das iſt aber jetzt für uns gar nicht mehr die Hauptſache.

Ich glaube an den heiligen Geiſt. Nicht ſo ſehr an den, gelehrter Weisheit, als vielmehr an den eines zu guten, großen Thaten begeiſterten Gemüthes. Das wird wohl der Geiſt Gottes ſein, durch den Chriſtus gelebt, gewirkt und gelehrt hat, und der am Pfingſtfeſte auch über die Jünger, die im Gedanken an den verſchwundenen Meiſter verſammelt waren, herabgekommen war. Haben ſie ihre Gottesweisheit aus Büchern und Dogmen geſchöpft? Nein. Aus dem lebendigen Umgange mit dem Herrn und ſeinen Werken iſt ihr ſchwaches Herz geſtärkt und begeiſtert worden, mit dem ſie dann kühn hinausgezogen ſind in die Welt, um allen Völkern das Evangelium zu predigen.

So oft ich unter den Menſchen ein glühendes Herz für Gutes und Schönes finde, iſt es mir eine Offenbarung des heiligen Geiſtes.

Vor allem glaube ich an den heiligen Geist, der sich bei den Menschen in Begeisterung und Muth offenbart. Glühende Begeisterung ist etwas Göttliches. Der Muth, die persönliche Überzeugung zu bekennen und ihr nachzuleben, ist etwas Göttliches. Freilich hat dieses Göttliche nicht selten zum Diabolischen geführt, zum Fanatismus, der Hekatomben baute. Das Feuer ist eine Himmelsgabe, trotzdem es Städte verzehrt, denn es bringt Leben und Licht. Die Menschen des Alltags sind nicht heiß und nicht kalt, sie sind lau. Lauheit ist ja das Klügste, dabei kann man nicht verbrennen und nicht erfrieren. Wie das wohlthut, wenn einmal ein glühender Mensch aufsteht, der begeistert seine Meinung, seine Überzeugung, seinen Glauben bekennt. Es kommt gar nicht darauf an, ob es die richtige Meinung ist, das glühende Herz des Redners schmilzt die Bedenken der Zuhörer, ihre Seelen werden entzündet und in der Glut innerlichster Überzeugung verwandelt sich der Irrthum zur Wahrheit. So haben Propheten die Völker geführt, so haben Apostel die Welt besiegt, nicht durch Macht, nicht durch Wissen, sondern durch ihre Begeisterung. Eine Idee, und wäre es die unpraktischeste, die in den Augen der Klugen verschrobenste — sobald sie die Begeisterung für sich hat, wird sie siegen! Keine Erfindung, kein Gesetz, keine Gewalt der Welt hat das gethan, was Begeisterung vollbrachte.

Die Begeisterung macht wahr und freimüthig, sie gibt den Muth zum persönlichen Sein! Die Alltagsmenschen sind keine Personen, sie haben nichts Persönliches, sie denken wie andere, sprechen wie andere, leben wie andere, sind Theilchen der Menge. Und regt sich in ihnen doch einmal schüchtern etwas Besonderes, so haben sie nicht die Energie, es aufkommen zu lassen, das könnte ja Unannehmlichkeiten geben. Denn jedes Persönliche hat alles übrige zur Gegnerschaft. Glühende Begeisterung für ein Ideal, Muth, sich selbst zu denken, zu leben, und fertig ist der Kämpfer, der Held, der Übermensch!

Solche Übermenschen sind auch die armen galiläischen Fischer geworden, nachdem ihnen der Meister den heiligen Geist gesendet hatte, oder, um einfacher zu sprechen, nachdem sie der Herr durch sein Leben und Sterben, durch sein Lehren und Weissagen begeistert hatte. Begeistert bis zur höchsten Verzückung glühender Seelen. Und so ist geschehen, was wir da lesen in der Geschichte des Christenthumes.

Doch nicht allein die Flammenzunge ist ein Symbol des heiligen Geistes. Auch die Taube ist sein christliches Sinnbild. Die Taube aber bedeutet uns Sanftmuth, Friede. Also paare sich mit Begeisterung die Sanftmuth, mit dem Muthe der Persönlichkeit die Duldung, und wir haben wirklich den heiligen Geist, der vom Himmel kam, und der mein und unser aller Licht sei!

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Laube.

Sprüche.

Von Frida Schanz.

Wer Liebe sät, der geht auch im Entbehren
Im Alter durch die Welt,
Als gieng' er zwischen lauter hohen Ähren
Im eig'nen Ährenfeld.

* * *

Seele, du mein ringender Gesell,
Klinge trauernd oder klinge hell,
Je nachdem das Leben gibt und nimmt,
Nur nicht unrein klinge, nicht verstimmt.

* * *

Das ist lock're Liebe, die von allen
Sich beirren und bereden läßt.
Wahrhaft treue Herzen halten fest.
Keine Feder kann dazwischen fallen.

Das Leben mit seinen Tagen,
Mir ist, als ob's einem Urwald gleicht,
Durch den die Menschen sich durchschlagen,
Nach einer Lichtung, die immer weiter entweicht.

* * *

Wieviel Liebe kann man senden
Über Berg und Meer und Land!
Wieviel Grüße kann man spenden
Auf dem kleinsten Briefesrand.

Ein Reisebrief aus dem heiligen Lande.

An den Heimgartenmann.

Lieber Alter!

Das hätte ich mir nicht gedacht im vorigen Jahre, als wir beide am Charsamstag die Auferstehungsfeier im lieben Maria-Trost mitmachten, daß ich heute sein würde an der wirklichen und wahrhaftigen Stätte des Leidens und der Auferstehung. Aber das muß ich dir gleich sagen, daheim zu Maria-Trost war ich dem Heilande näher als hier. Mich hatte schon gereut, das heilige Land besucht zu haben, aber heute erlebte ich doch einen Moment, der alle Enttäuschungen hundertfach aufwog.

Digitized by Google

Mit der Reiſeſchilderung, wie man ſie überall finden kann, dich zu verſchonen, habe ich verſprochen, und mein Gefühl beim Einzuge in Jeruſalem dir zu ſchildern, unterlaſſe ich auch, und zwar aus dem Grunde, weil es nicht wert iſt, geſchildert zu werden. Ja, nicht wert iſt! Von der Stunde an, als wir in Jaffa in den Eiſenbahnzug ſtiegen, war es nur das Curioſe, Abſonderliche, was mich beſeelte. Als wir in Jeruſalem vom Bahnhofe zur Stadt hinaufgiengen, ein internationaler Troſs von Pilgern und Maulthieren, und uns die Hotels ebenſo modern und marktſchreieriſch grüßten wie etwa an der Rioiera, da ward mir ganz übel. Und wenn man in den engen, mürſelnden Gaſſen der alten Hebräerſtadt auf- und niederwandert und in Jeruſalem vergeblich den Calvarienberg ſucht, den man bei uns in Steiermark faſt bei jedem größeren Orte, und ſo ſtimmungsvoll, antrifft, da war mir ſo bange, als wenn man etwas ſehr Theueres für immer aus dem Herzen verliert. Der Calvarienberg iſt überhaupt kein ſolcher Felſenhügel geweſen, wie wir uns ihn vorſtellen und jetzt iſt der Platz der Kreuzigung, der zu Chriſti Zeiten außerhalb der Stadt gelegen war, mit einem Gewirre von Gebäuden, Kirchen und Kapellen bedeckt, daſs keine Phantaſie ſtark genug iſt, den hiſtoriſchen Zuſtand der Gegend ſich vorzuſtellen. Mitten in einem dämmerigen Gebäude wird auf einem Steinblock das Loch gezeigt, in welchem das Kreuz geſtanden haben ſoll. Als ich die Stelle das erſtemal beſuchte, war ſie verunreinigt von zerknittertem Zeitungspapier und Orangenſchalen; hatte da wohl in Abweſenheit der ſonſt üblichen Wächter ein labebedürftiger Italiener oder Engländer ſeinen Imbiſs verzehrt. Am Charſamstage in der Abendſtunde, zur Zeit, als in unſeren Ländern die Auferſtehungsfeier abgehalten wird, bin ich in der Heiligengrab-Kirche geweſen. Das Gedränge und die Schwüle und der Dunſt tauſender von Kerzen und das Geſchrei (es hatte wahrſcheinlich Geſang ſein ſollen) war ſo groß, daß keinerlei Weiheſtimmung in mir aufkommen konnte. In der Nacht beſuchte ich die weltheilige Stätte nocheinmal, auch ohne Erfolg. Derwiſche ſtritten ſich herum über Vorrechte der Confeſſionen, um Lateiner und Armenier, glaubte ich, handelte es ſich, und ein greiſer, weißlockiger Abbé kniete da und rang faſt krampfhaft die Hände und wand ſich wie verzweifelt hin und her. Vielleicht ergieng es ihm ähnlich wie mir. Weinen hätte ich mögen, ja, aber ich konnte nicht. Wenn man über die Gnadloſigkeit weinen könnte, es wäre ſchon Gnade, aber ſo öde, ſo leer! So weltlich verloren kam ich mir vor, ſo gottferne. Und *darum* war ich hergekommen? *Das* war das Ziel meines heiligſten Lebenswunſches? — Nachher wollte ich noch hinabſteigen in das Thal Kedron, vor dem Thore wies mich ein türkiſcher Wachmann zurück in die Stadt. So ſuchte ich mein Kloſter auf, in dem ich Quartier genommen, und auf meinem Lager ſagte ich mir noch immer vor: Du biſt in Jeruſalem! Du biſt in der Stadt Davids, einen Steinwurf von dir die Stelle, wo der Tempel Salomons geſtanden. Du biſt in Jeruſalem, wo deine frommen Jugendträume geſpielt, von dem zu leſen und zu hören du nimmer müde wurdeſt. Jeruſalem, um deſſen göttlicher Geheimniſſe Willen du die Welt hingegeben und den Altar gewählt haſt! Das alles ſagte ich mir vor, aber mein Herz hat nichts empfunden, als Trauer über Stimmungsloſigkeit.

Ich verſäumte nicht das Aufgehen des Morgenſternes, ſchon in früher Dämmerung war die Stadt lebendig. Ich eilte durch das Stephansthor zur Stadt hinaus, nach Einſamkeit lechzend wie der Hirſch nach der Quelle. Die ſteile Straße hinab begegneten mir Laſtträger und Laſtthiere. Die Kidronbrücke war von einem halben Dutzend Bettlern beſetzt, auch ſolche darunter, die halb entblößt ihren Ausſatz zeigten. Einer dieſer Bettler ſtrich eine Geige und hielt den Mund weit auf, um damit die Münzen in Empfang zu nehmen. Dieſe Geldbörſe war thatſächlich der ſicherſte Gewahrſam, beſonders, da der Menſch ſcharfe Zähne zu haben ſchien. Die Strolche

balgten miteinander um eine erhaſchte Gabe, aber mit dem Geiger banden ſie nicht an. Die halb in den Felſen gebaute Kapelle mit dem Grabe Mariens war verſchloſſen, ich gieng zwiſchen Ölbäumen hin gegen den Garten Gethſemane, auch hier war das Thor verſchloſſen. Ich verſuchte an einem Strauche auf die Mauer zu kletteen, um hineinſehen zu können auf die heilige Stätte, wo der Heiland in Todesangſt zum Vater betete vor der Gefangennahme. Da war auch ſchon ein türkiſcher Soldat zur Stelle, der mir mit dem langen Lauf ſeiner Flinte einen Schlag auf den Rücken verſetzte. Dann ſtieg ich den Ölberg hinan. Es iſt kein ordentlicher Weg, ſind nur wie zufällig getretene Steige, die ſich zwiſchen Oliven- und Feigenbäumen vielfach verzweigen. Die Gegend war hier menſchenleer, auf der Höhe, an der Himmelfahrtskirche lungerten wieder ein paar Bettler umher. Der Stein, in welchem des Heilands Füße eingedrückt worden ſein ſollen, als er in den Himmel aufſtieg, dieſer Stein iſt auch dem freien Himmel entriſſen und mit einem Kiechlein überbaut. Daneben ein Kloſter und andere Gebäude, ſo daſs auch dieſe Stätte ein ganz anderes Ausſehen hat als zur Zeit Chriſti. Aber als ich mich nun umwendete, da war ein Bild vor mir, das unvergeſslich iſt. Jeruſalem! Jeruſalem, von der Morgenſonne golden beſchienen, hier ſah es königlich aus! Wenn ich mir die ſtolze Moſchee Omars, die im Vordergrund herrlich aufragt, als Salomons Tempel dachte, ſo lag die alte Königsſtadt da, wie ſie in der Zeit ihrer größten Blüte dagelegen ſein mochte. Aber nur von außen. — Im Hintergrunde erhoben ſich höhere karſtige Berge, mit Ölbäumen und Pinnien dünn beſäet und etlichen weißblinkenden Ortſchaften. Kein Stadtlärm drang herüber von Jeruſalem, außer Glockenzeichen oder türkiſche Gebetsausrufer von den Minarets. Im tiefen, noch ſchattigen Thal, das zwiſchen mir und der Stadt war, lag ein leichter bläulicher Dunſt, denn es hatte in der Nacht ſtark gethaut, was hier nicht oft vorkommen ſoll. Auch hörte ich aus der Tiefe den Pfiff der Eiſenbahn, er war dumpf, wie der Ton eines kleinen Nebelhorns. Zwiſchen dem Thale Hinnom und dem ſogenannten Berge des Ärgerniſſes erhebt ſich etwas wie ein Fabrilsſchlot, es konnte aber auch eine Steinſäule ſein.

So bin ich an dieſem Oſtermorgen lange dageſeſſen auf dem gefallenen Strunk einer Olive und habe ausgeſchaut und habe gewartet auf den auferſtandenen Heiland. Ich war leider nicht ſo glücklich als die Frauen am Grabe, oder als die Jünger auf dem Wege nach Emaus es einſt geweſen, und, mein lieber Freund, ich kam zu keiner Oſterſtimmung. Nach Oſten hin ſoll man vom Ölberge aus einen Streifen des Todten Meeres ſehen. Heute war die ganze Gegend mit einem ſo blendenden Sonnenäther übergoſſen, daſs ich nichts ſah, als ein par aufragende Felsrücken der Wüſte.

Sehr traurig gieng ich hinab gegen Bethanien, wo der Herr ſo gerne geweilt hat. Es iſt von kahlen Bergen umgeben und heute ein ſtaubiges armſeliges Steinneſt. Aber die Gaſſe war ziemlich belebt und gab mit ihren braunen Arabern, Waſſerträgern, Derwiſchen und Eſeln ein recht orientaliſches Bild. Hier ſah ich auch wieder Fremde, Europäer, Deutſche, ein par ſogar von meiner Reiſegeſellſchaft, aber ich mied ſie. Ich kehrte um nach der Stadt, um in der Grabkirche vielleicht noch eine katholiſche Meſſe zu erlangen. Und ich dachte: Was heute an Chriſtencultus zu finden iſt im heiligen Lande, das hat Europa hereingetragen. Alles Urſprüngliche iſt erloſchen. — Wie ich nun ſo die Straße dahinwandere in der Niederung zwiſchen dem grünen Ölberge und dem felſigen Berge des Ärgerniſſes, wo Chriſtus ſo oft gewandelt war, da packt's mich plötzlich mit wonniger Gewalt. Hier, hier iſt er gegangen, dieſen Boden, dieſe Steine hat ſein Fuß berührt, dieſe Berge hat er geſehen, wie ich ſie jetzt ſehe, unter den Vorfahren dieſer Bäume hat er geraſtet. Hier hat er geſprochen mit ſeinen Jüngern vom Reiche Gottes, hier in dieſe lauen Lüfte das erſtemal die heiligen Worte geſagt, die ſeither der Compaſs für die

Menſchheit geworden ſind. . . . Vor heftiger Rührung habe ich laut geweint und du wirſt mir's gerne glauben, daſs ich niedergekniet bin mitten auf der Straße, den Boden mit ausgebreiteten Armen berührt und geküſst habe.

So iſt's an völlig unerwarteter Stelle über mich gekommen und dieſe Stunde auf dem Wege zwiſchen Bethanien und Jeruſalem iſt es, die ich um Leben und Sterben nimmer gebe.

Nun laſſe dir aber noch ein kleines Erlebnis erzählen von dieſem Oſterausfluge. Vom Sattel, der den Ölberg mit dem Ärgernisberge verbindet und wo wieder der Blick auf die Stadt frei wird, wendet ſich der Weg ſteil abwärts gegen den Garten Gethſemani. Unter einem Feigenbaume hat ſich ein Hebräer ſeine Schenke aufgerichtet. Ich erinnere mich, noch nicht gefrühſtückt zu haben, ſetze mich auf einen umgeſtülpten Korb, laſſe mir ein Krüglein Rothwein reichen. Und während ich raſte und in die felſigen Abhänge der Stadt hinüberblicke, die einſt ſo reichlich mit dem Blute der Kreuzfahrer getränkt worden ſind, da kommt die Richtung von Bethanien her ein Mann gegangen, bei deſſen Anblick mir das Blut zum Herzen ſchießt. Er trägt einen langen, dunkelbraunen Mantel, der von oben bis unten glatt läuft und bis an die Knöcheln reicht. Er iſt barfuß und barhaupt, ſein ſchwarzes Haar iſt in der Mitte abgetheilt und wallt über den Nacken hinab. Das jugendliche Geſicht iſt leicht mit einem ſproſſenden Barte umrahmt. Ohne Stock ſchreitet er langſam umher auf ſteinigem Wege, die eine Hand hat er in den Rock geſchlagen, die andere legt er frei über die Bruſt. Kurz, ich ſage dir: die wahrhaftige Geſtalt des Heilandes. Als ich mich von meiner Überraſchung erhole, fällt mir auf, daſs auf ſeinem Antlitz Schweißtropfen ſtehen, daſs er erſchöpft iſt. Es wird wohl ein armer Rabbi ſein, denke ich und lade ihn durch Geberden ein, unter dem Baume platzzunehmen, auf daſs ich ihn mit einem Kruge Wein bewirten könne. Mit einer zierlichen Handbewegung lehnt er ab und wandelt weiter hinab gegen das Thal Joſaphat. Mein Wirt ſagt auf lateiniſch, er habe dieſen Mann ſeit einigen Tagen ſchon öfters geſehen, auch einmal zu Pferde gegen Bethlehem reiten, er kenne ihn aber nicht. Währt nicht lange, ſo kommen vom Sattel herab vier Männer, die eine Sänfte tragen; ſie erkundigen ſich bei uns in engliſcher Sprache, ob nicht ein Herr ohne Kopfbedeckung des Weges gekommen ſei und wie weit derſelbe ſchon voran ſein dürfte. Hinterher kamen auch Deutſche, darunter ein Reiſegefährte, dieſe wuſsten von meiner Heilandsgeſtalt ſchon Näheres. Das ſei ein reicher Engländer mit dem üblichen Spleen. Er wollte in der Art Chriſtus Paläſtina durchwandern, laſſe ſich aber für alle Fälle hinten ein Pferd nachführen oder eine Sänfte nachtragen.

Sonſt iſt mir auf dieſer Oſterwanderung nichts Erwähnenswertes begegnet. Als ich in Schweiß gebadet nach Jeruſalem hinaufkam, war freilich die katholiſche Oſtermeſſe ſchon vorüber, doch kam ich früh genug zu einem reichlichen Mahle in unſerem Kloſter, nach deſſen fröhlichem Verlauf ich zu einem Oſtergruß aus Jeruſalem dir dieſe Zeilen ſchreibe. Wenn du den Namen des Schreibers verſchweigſt, den die Steirer jetzt in Italien zu wiſſen glauben, ſo darf dieſer Brief meinetwegen auch in den „Heimgarten". — Sollteſt du nun längere Zeit keinen Reiſebrief von mir erhalten, ſo denke nicht, daſs ich geſtorben bin. In der Wüſte gibt es eben wahrſcheinlich keine Brieſeinwurfskaſten. Die Hochſommermonate gedenke ich, wenn das Klima halbwegs erträglich iſt und wenn zur Zeit Fremde die Gegend nicht zu unerquicklich machen, am See Genezareth zuzubringen. Sommerfriſche am galiläiſchen Meere! — Gott ſchütze dich daheim im lieben Steiermark! Gott ſchütze mich im Vaterlande unſeres Herrn!

Jeruſalem, am 5. April 1896. R. R.

Gedankenblitze.

Von Franz Gotdhann.

Der Entſchluſs iſt zumeiſt ſchwerer als die That.

* * *

Die Welt iſt kein Vergnügungslocale, der Menſch darf nicht glauben, daſs er lebt, um zu genießen, nein, das Leben will ertragen ſein.

* * *

Die bureaukratiſche Gerechtigkeit iſt eine Wachsnaſe, die ſich — je nach Bedarf — formen und drehen läſst.

* * *

Einbildung iſt Mangel an Bildung.

* * *

Leicht iſt aus Großem Kleines machen —
Schwer aus Kleinem Großes ſchaffen.

* * *

Gar mancher Mann macht, ehe er zum Traualtar geht, ſeinen — letzten Willen.

* * *

Der Menſch iſt das, was er aus ſich macht.

* * *

Großer Beſitz iſt eine Laſt, die mehr bedrückt als beglückt und die goldene Freiheit nimmt.

* * *

Bei ernſten Arbeiten denke nie ans Fertigwerden.

* * *

Der Mann braucht nicht nur ein Weib, das ihn liebt und verſteht, er muſs auch einen wahren Freund beſitzen; es ſind das eben zwei Saiten, die in des Menſchen Bruſt klingen.

* * *

Kinder ſoll man nie als „Spielzeug“ betrachten.

* * *

Gottesfurcht deutet auf Gemüthstiefe.

* * *

Die ſchönſte Blüte irdiſchen Daſeins heißt: Familienglück.

* * *

Der im ſtädtiſchen Leben gezeitigte Alp entſchwindet, ſobald ich wieder die Luft der Alpen athme.

* * *

Mancher Menſch gibt den Geiſt auf, noch ehe er — geſtorben iſt.

Besuch bei einem guten Kameraden.

Am Frühlingsmorgen über die Ringstraße. Alles voller Leben, Drängen, Knarren, Schrillen, Klingen. Und der Sonnenäther darüber, der die nächsten Gebäude in leuchtendem Silberglanze zeigt, die entfernteren Mauern, Giebel, Kuppeln und Thürme mit lichtem Blau verschleiert. Gegen den Prater lasse ich den Wagen leiten, um die kahlen Baumalleen noch einmal zu sehen, bevor die dunklen Blätterwuchten alle weite lichte Aussicht verdecken werden. Auf der staubigen Straße tummeln Reitknechte ihre Pferde, auch rollt auf Gummirädern schon hie und da die Kutsche eines klugen Millionärs, der das feinste Gold im Munde der Morgenstunde sucht. Auf dem Gehwege dort schwankt eine männliche Gestalt dahin in ärmlichem, aber doch den gebildeten Stand verrathendem Anzuge; die wirren Augen zucken gegen Gebüsche hin. Wird's auffallen, wenn dort ein gedämpfter Schuss knallt? . . . Die Welt ist vollgepfropft mit Leiden, in den Großstädten zeitigt es stummes, unergründliches Elend. — Da lebte in dieser Stadt ein Dichter, ein Großstadtmensch von jener Gattung, die in der Stadt nicht glücklich sein, und von derselben sich auch nicht trennen können. Dieser Dichter lebte gleichsam als Gefangener zwischen seinen Mauern, im Herzen die ländliche Idylle und das kernige Bauernthum. Das war ihm eine Zuflucht, und in die Ländlichkeit und ihre Formen brachte er seine Großstadtseele und sein Großmenschenthum. So hat er Altständigkeit und Zeitgeist zu vereinigen gewusst. Nachdem er in Ursprünglichkeit des Volkes unsterbliche Werke geschaffen, ist er an Großstadtgift in frühen Jahren gestorben.

Mein Wagen fährt über die Donaubrücke, dann durch die Bezirke Landstraße und Simmering. Nach langer Fahrt verlieren sich die Häuser. Immer gegen Osten zieht die Straße, hin und hin eine ununterbrochene Reihe von knarrenden Lastwagen, klobigen Pferden, fluchenden Fuhrleuten. Dazwischen kleine Tramwaywagen, rasch und geschickt sich durchwindende Kutschen mit grünen Kränzen belegt, ferner Arbeitertruppen, Soldaten, verwahrloste Kinder — und alles in einem Meere von Staub, das hier in grauen Schichten die Gegenstände verschleiert, dort gleichsam in wirbelnden Wogen gegen Himmel steigt. Die Sonne qualmt trübe drein. Eine abscheuliche Welt! — Aber es wird besser, es wird gut. Der Wagen hält, ich trete in einen Garten. Ein ungeheurer Garten, wo menschliche Kunst und Frühlingsgrünen sich wunderbar ineinander verweben Hier klarer Sonnenschein ohne Staub und Rauch; durch eine hohe Mauer ist der Garten abgefriedet von dem Wirrwarr draußen, ein stilles Eden für sich. Der Centralfriedhof.

Ich suche in der Riesentodtenstadt das Heim meines Freundes und finde es bald. Zwischen den Arkadengrüften hinaus, dort wo im Schatten des Lorbeers und der Palme die Großen ruhen, die Dichter und Künstler, in den von der Stadt Wien ihnen geweihten Ehrengräbern.

Am Hauptwege zur rechten Hand, wo sich ein Seitenweg gegen Westen zieht, frei nach beiden Seiten hin, ist die Ruhestätte Ludwig Anzengrubers. Es ist kein Gruftkerker, es ist ein Grab, durch das und über dem ewiges Leben webt. Waldbäume und Alpensträucher umstehen es und verdecken den Blick auf weitere Gräber des Hintergrundes, so dass man des Friedhofes vergisst, so dass man sich an den Schachen eines Gebirgsdorfes versetzt fühlt. Über des Dichters Grab erhebt sich eine steinerne Votivsäule, wohl das merkwürdigste „Martertaferl" im weiten Lande. Sie steht auf felsigem Grunde, von Schlingpflanzen umsponnen; hoch oben in der Säule ist ein Rundbild, aus Erz gegossen, der charakteristische Kopf des größten Volksdramatikers unserer Zeit. Darüber am Giebel ein funkelnder Stern. Ein eherner Kranz schlingt sich um die Säule, auf welcher unterhalb des Porträtes in

Lateinlettern die Worte eingegraben ſind: „Ludwig Anzengruber. 1839—1889.“ An dieſem Denkſtein nun lehnt ein erzenes überlebensgroßes Bauerndirndel in Älplertracht, die rechte Hand hält es über dem trauernden Antlitz, die linke ſchmiegt es an die Säule; um dieſe Hand ſchlingt ſich eine „Roſenkranzbeten“. Zu den Füßen Bündel und Wanderſtab. — Die weinende Volksmuſe am Grabe ihres Lieblings.

Das Ganze macht einen großen Eindruck. Die ſchöne Idee iſt mit markigem Realismus verkörpert, ganz ſo, wie es der Dichter in ſeinen Werken zu thun pflegte. Einigermaßen bedenklich kommt mir nur die „Roſenkranzbeten“ vor, denn wir wiſſen es alle, daſs Anzengruber kein Freund war jener Lippenreligion, die in der „Roſenkranzbeten“ ihren Ausdruck findet. Übrigens, was kann ein Weib aus dem Volke, um ſeine Dankbarkeit und Trauer auszudrücken, anderes thun, als beten! — Nicht ſtilgerecht und durchaus nicht volksthümlich ſind die lateiniſchen Buchſtaben der Inſchrift. Dazu gehört alte Fractur; unſer Gebirgsvolk, in deſſen Geiſte das Denkmal doch gedacht iſt, liebt die lateiniſche Schrift nicht und kann ſie kaum leſen. — Aber das ſind Nebenſachen, die ich gar nicht berührt hätte, wenn das Monument auf dieſem Grabe mir nicht ſo theuer wäre.

Ziemlich lange dürfte ich geſtanden ſein an der Stätte, verſunken in Erinnerung an vergangene Zeiten. Wie dachte ich dem Freunde nach!

„Sein Lebenstag war wolkentrüb,
Das lichte Ziel ſo ferne,
Doch leuchten, ſeit die Sonne ſank,
Nun ſeiner Werke Sterne.
Man grub ihn ein in Marbelſtein,
Den Namen, den wir lieben,
Das Volk hat ihn für alle Zeit
Ins treue Herz geſchrieben!“

Auf der Heimkehr von dieſer Wallfahrt muſste ich denken an das Anzengruber-Curatorium. Dieſe kleine Vereinigung von wackeren Männern hat Großes geleiſtet. Das Curatorium hat des Dichters Kinder in Hut gebracht und ihnen durch Ausnützung und Wahrnehmung der Autorenrechte ein namhaftes Vermögen erzielt. Es hat die Aufführungen der Dramen Anzengrubers in Öſterreich und Deutſchland energiſch vermittelt und betrieben. Es hat für die Buchausgabe der Werke an der Firma Cotta in Stuttgart einen ausgezeichneten Verlag gefunden. Es hat Gedenktafeln für den Dichter geſtiftet und es hat dieſes ſchöne eigenartige Grabmonument gegründet. Ludwig Anzengruber hat dieſe treuen Freunde verdient und ſie haben ihm, ſoweit es menſchenmöglich, mit Opferfreudigkeit vergolten, was er ihnen, was er uns allen war und iſt! Ehre den Männern des Anzengruber-Curatoriums! R.

Wie der Weiſe dem Prinzen das Sparen lehrt.

Von L. Haaſe.[1])

Zu dem alten Ali Juſſuf,
Der im fernen Syrerland
Tief in einer Wildnis lebte
Und im Ruf der Weisheit ſtand,
Kam der junge Ben Johima,
Um zu hören weiſe Lehre,
Wie man durch die Sparſamkeit
Sein Beſitzthum ſich vermehre.

Gern und willig gieng der Alte,
Dem Vertrauenden zum Lohn,
Auf den Marktplatz von Baſſora
Mit dem jungen Prinzenſohn. —
Von dem weiten Weg ermüdet
Und vom Hunger arg geplagt,
Hat der Prinz beim erſten Bäcker
Um ein friſches Brot gefragt.

[1]) Aus deſſen „Balladen und Bilder“. (Leipa. Johann Künſtner.)

Und der Bäcker froh und freudig
Gibt zur Antwort alſogleich:
„Ja, mit Brote kann ich dienen,
Brot wie Butter friſch und weich.“ —
„Hörſt du“, ſprach der weiſe Alte,
„Der hat Brot wie Butter weich,
Drum iſt's wohl das Beſte, denk ich,
Lieber Butter kaufen gleich!“

Und ſie geh'n zum nächſten Laden,
Wollen Butter kaufen dort,
Und der Händler ſagt mit Würde
Ihnen dieſes wicht'ge Wort:
„Butter hab' ich, friſche Butter,
Duftig und wie Öl ſo mild.“
Und der Prinz in ſeinem Hunger
Iſt zu kaufen ſchnell gewillt.
Doch der weiſe Ali Juſſuf
Hätt mit deutungsvollem Blick
Seinen hungrigen Genoſſen
Vor dem raſchen Kauf zurück.
„Wenn die Butter dieſes Mannes“,
Spricht er, „ſchier dem Öle gleicht,
Iſt's doch klüger, Öl zu kaufen,
Und der Zweck iſt auch erreicht.“ —

Eil'gen Fußes geht der Jüngling,
Um ſich endlich Öl zu kaufen;
Vor dem Laden eines Händlers
Steht das Volk in großen Haufen,
Lauſchend, wie mit liſt'gen Worten
Dieſer Krämer laut und dreiſt,
Alle andern übertreffend,
Seine Ware lobt und preiſt.
„Hier iſt, was ihr ſucht, zu haben,
Kommet alle, groß und klein!
Nirgends gibt es beſſ're Ware,
Kaufet Öl wie Waſſer rein!“ —
„Hörſt du, Jüngling“, ſpricht der Alte,
„Daſs ſein Öl wie Waſſer iſt;
Darum ſpar' dein Geld, wir geh'n zum
Brunnen, wenn du hungrig biſt!“ —
Ben Johima folgte zögernd
Zu dem Brunnen vor der Stadt,
Und er trank in vollen Zügen,
Trank, und wurde doch nicht ſatt.
Darauf ſprach er zu dem Weiſen:
„Habe Dank für deine Lehre!
Wohl erfriſcht hat mich das Waſſer,
Doch noch drückt des Hungers Schwere.
Aber wenn's auch nicht gelungen,
Meinen Hunger mir zu ſtillen,
Wohl verſteh' ich deine Mahnung:
Willſt du ſparen, zähm' den Willen!“

Bezeichnungen des Weibes.

Die freundliche Leſerin braucht juſt nicht zu erſchrecken! Ich werde kein Taufnamen-Regiſter hier unter den Titel ſchmuggeln und auch nicht eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung jener Adjectiva, Adverbien, Attribute und Appoſitionen, welche Galanthommes und Grobiane aller Völker und Zeiten dem Weibe beizulegen ſich einfallen ließen. Bloß von jenen Bezeichnungen werde ich ſprechen, welche ſeit jeher der Frauen unveräußerliches Recht und holde, heilige Zierde geweſen, welche ihnen niemand ſtreitig machen konnte. Und zwar werde ich mich bloß auf die deutſche Sprache beſchränken, welche an ſinnigen und ehrenden Titeln für das weibliche Geſchlecht überaus reich iſt, reicher als alle anderen Sprachgebiete, ſelbſt das des galanten franzöſiſchen Volkes nicht ausgenommen.

Heute bildet das Wort „Frau“ die allerwärts, wohin die deutſche Zunge reicht, übliche Bezeichnung für das Weib, und das Wort blickt ſtolz auf eine weite Vergangenheit zurück. Und dennoch war es nicht enthalten in den erſten Elementen unſerer Mutterſprache. In den älteſten deutſch abgefaſsten Schriften, welche wir beſitzen — dieſelben reichen bis in das vierte Jahrhundert — findet ſich kein der Bezeichnung „Frau“ auch nur ähnlicher Ausdruck. Für weibliche Weſen im allgemeinen kommt in jenen alten Werken nur das Wort quino vor, das ſich bei einigen nordgermaniſchen Völkern, Dänen Engländern, Norwegern und Schweden mit geringer Lautveränderung erhalten hat. Und gewiſs iſt jenes altdeutſche quino identiſch mit dem engliſchen Queen, womit man früher jede Frau, ſpäter aber nur die Krone tragende, die Königin bezeichnete. Bis zum achten Jahrhundert findet man bei den deutſchen Stämmen als allgemeine Bezeichnungen der weiblichen Weſen die Worte brût (die hohe, hervorragende) und idis (die leuchtende), welche auch die Schlacht- und Schickſalsjungfrauen bezeichneten. Erſt gegen das Ende des achten Jahrhunderts

tauchen bei den hochdeutſchen Stämmen die Worte wib und frôwa auf. Das letztere bedeutet die Gebieterin, deren Abzeichen der vom Gürtel niederhängende Schlüſſelbund iſt; es iſt der edlere Ausdruck. Bald erlangte es weitere Verbreitung. Die Niederſachſen nahmen es auf und von dieſen, welche die Form frôwa allmälich in frûa veränderten und beſonders als Bezeichnung für die Jungfrau Maria „ûsera frû“ verwendeten, gieng das Wort in das Holländiſche und Vlamländiſche über. In Belgien und Holland genießt es heute noch hohes Anſehen, und wird nun frû parallel dem franzöſiſchen Madame als Anrede und Titel gebraucht.

Aus dem Worte frû wurde nun zunächſt heimfrawa gebildet, woraus mit der Zeit hûsfrawa geworden, welcher Titel jeder Verheirateten zukam. Etwas jünger ſind die Worte jungfrû und frôwlin (Fräulein), mit denen nur Töchter der Vornehmen bezeichnet wurden. Für Jungfrau im neueren Sinne brauchte man magad, das heißt die Erſtarkte, woraus Mädchen, Maid und das heute ein dienendes Verhältnis bezeichnende Magd entſtanden ſind.

In der romantiſchen Zeit des Ritterthumes und Minneſanges, als der Frauendienſt ein wahrer Cultus war, da wurde die Bezeichnung Frau auch auf die niederen Stände ausgedehnt. Doch gelangte damals auch das Wort Weib zu größerer Geltung und es entbrannte ſogar ein Dichterſtreit darüber, welches der beiden Worte, Frau und Weib, der Würde des weiblichen Geſchlechtes am angemeſſenſten ſei. Erſt eine viel ſpätere Zeit hat den Ausdruck Weib auf jene niedrige Stufe gedrückt, wo wir es heute zu finden gewohnt ſind, ohne aber bewirken zu können, daſs es aus der Sprache der Poeſie und des Herzens verbannt werde. Wir haben hier die kaum in einer anderen Sprache anzutreffende Eigenthümlichkeit, daſs ein Wort, je nach dem Sinne, in dem es gebraucht wird, das Edelſte und Gemeinſte bezeichnet.

Bis in das vierzehnte Jahrhundert wurden die Worte Frau und Weib zur Bezeichnung jedes ob verheirateten, ob ledigen weiblichen Weſens gebraucht. Erſt um die Mitte des Säculums beſchränkte man jene Bezeichnungen auf Verheiratete. Unverheiratete, dem hohen Adelsſtande angehörig, hießen Fräulein, die des Bürgerſtandes Jungfer.

Ehe ich nun zu den aus Frankreich in die deutſche Sprache eingeſchlichenen Bezeichnungen übergehe, will ich noch die kerndeutſchen Worte Hausehre, Hauszier und Frauenzimmer erwähnen. Die beiden erſten, neben denen im ſechzehnten Jahrhundert auch eine Zeit lang das lateiniſche domina (Herrin) zur Bezeichnung der Hausfrau gebraucht wurde, ſind ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert aus der allgemein gebräuchlichen Verkehrsſprache verſchwunden; doch ſind ſie uns ein Beweis für das hohe Anſehen, in welchem bei unſeren Voreltern die Frau ſtand, da ſie dieſelbe als Ehre und Zier des Hauſes bezeichneten.

Das Wort Frauenzimmer tauchte zuerſt im fünfzehnten Jahrhunderte auf, und zwar anfangs nur als ein neuer Ausdruck für „Kemnate“, das in Ritterſchlöſſern ausſchließlich den Frauen gehörige Gemach. Viel ſpäter erſt übergieng die Bezeichnung von dem Gemache auf die Bewohnerinnen und ward für Perſonen weiblichen Geſchlechtes überhaupt gebräuchlich. Das Wort bezeichnet die Beſtimmung der Frau für das Haus, iſt ſomit vollkommen ehrenhaft und bietet überdies den Vortheil einer Geſammtbezeichnung für Verheiratete und Unverheiratete. Dennoch — obgleich Goethe, Schiller und Leſſing ſich ſeiner oft bedienten — iſt es in Miſscredit gekommen, und manche moderne Dame würde beleidigt das Näschen rümpfen, wenn man ſie als „Frauenzimmer“ bezeichnete. Wie es ſich dieſe Abneigung erworben hat, iſt ſchwer erklärlich; vielleicht liegt es daran, daſs es wegen ſeines etwas plumpen Baues nie in Gedichten benützt und dadurch gleichſam geadelt wurde, vielleicht iſt es nur eine Laune; denn auch die Sprache hat ihre Sympathien und Antipathien.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, da viele fremde Kriegerscharen Deutschland überfluteten, schmuggelte sich, vorerst nur im spöttischen Sinne gebraucht, das Wort Dame in unsere Sprache ein. Der Einfluss des glanzvollen Hauses Louis' XIV., der die französische Sprache und Sitte in ganz Europa geltend machte, verschaffte den französischen Bezeichnungen für Frau ꝛc. überwiegende Herrschaft. Die Frauenzimmer mussten den Damen, die Frau der Madame, Fräulein und Jungfer der Mademoiselle und Demoiselle weichen, so dass Mademoiselle für den Adel, Demoiselle für den Bürgerstand galt. Die vornehmeren Classen der Gesellschaft entledigten sich jedoch bald wieder dieser fremden Worte und setzten die deutschen Bezeichnungen in ihre früheren Rechte ein. Von dem Bürgerstande wurden aber die Worte Madame und Mademoiselle bis in die neuere Zeit beibehalten. Doch nahm man es noch im siebzehnten Jahrhunderte mit dem Titel „Frau" nicht so streng und gab ihn besonders bei feierlichen Anreden auch Unverheirateten, wie man ja auch noch heute eine Erzherzogin zum Beispiel „Hohe Frau" nennt, ob sie verheiratet ist oder nicht; auch die Priorin oder Äbtissin adeliger Fräuleinstifte wird „Frau" genannt.

Gegenwärtig haben auch im Bürgerstande die echt deutschen Bezeichnungen die Worte Madame und Mademoiselle verdrängt. Die Sitte, jede anständige unverheiratete Frau „Fräulein" zu nennen, ist schon ganz allgemein geworden und damit dem fränkischen Mademoiselle der Garaus gemacht. Der Mamsell — heute noch mehr auf Näherinnen und Friseurinnen gebräuchlich — folgte die Madame, welche jedoch weit hartnäckiger das Feld behauptet und immer noch auftaucht, obgleich man in der guten Gesellschaft unserem schönen Worte Frau längst den Vorzug oder vielmehr den ihm von altersher gebürenden Platz einräumt. So ist denn, vereinsamt und ihres früheren Glanzes beraubt, des Stammes letzte, nur das Wort „Dame" übriggeblieben und wird noch als Collectioname gehegt, obzwar es in Deutschland nie Bürgerrecht erlangt hat und verbannt war ans Poesie, Kanzel- und Amtsstil. Auch diesem Worte ist aber schon die Axt angelegt; nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich beginnt man es zu verleugnen und sich als Bezeichnung des weiblichen Geschlechtes im edelsten Sinne des mit Frau oder Weib gleichbedeutenden Wortes „femme" zu bedienen. Wenn aber die Franzosen selber ein Wort nicht mehr mögen, so sollten wir, die wir dasselbe von ihnen entlehnt, es umsoweniger behalten, insbesondere da wir seiner auch nicht als allgemeiner Bezeichnung bedürfen. Können wir auch dem einmal gerichteten „Frauenzimmer" nicht neuerdings das Terrain erobern, so hat doch das Wort „Frau" keineswegs seine ursprüngliche Bedeutung verloren, sondern kann sehr wohl im allgemeinen Sinne für Verheiratete und Unverheiratete angewendet werden, für diese und jene als schönster und edelster Titel.

H. Gl — n.

Der weise Richter und die zärtliche Gattin.

Einst führte ein Mann sein Eheweib nach Sidon vor den Rabbi Simeon, den Sohn Jochai. Großer Lehrer! sagte er zu ihm, mit dieser Frau leb' ich nun zehn volle Jahre in Eintracht und Frieden; aber unsere Ehe ist kinderlos. Aus Ehrfurcht für die Gesetze will ich ihr den Scheidebrief geben. — Das Weib stand schamroth da wegen ihrer Unfruchtbarkeit und heiße Thränen flossen von ihren schönen Augen. Gerührt wendete sich der Ehemann zu ihr. „O weine nicht", sprach er, „nimm, was du willst, nimm das Schätzbarste aus dem Hause mit dir; ich gestatt' es dir gerne: nur kehre ohne Unmuth in das väterliche Haus zurück!" — Die Trostlose

ſchwieg, weinte bitterlich, und blickte auf den Richter. — „Freund der Geſetze", ſagte endlich der Rabbi: „als du den Ehebund knüpfteſt, nicht wahr? da feierteſt du ein Feſt?" — „Freilich! und ein großes und frohes." — „So gehe hin und feiere ein gleiches wieder, ehe du es löſeſt."

Die Eheleute entfernten ſich ehrerbietig: er heiteren Sinnes, ſie mit einem Strahl von Hoffnung in der Seele.

Das Mahl wird bereitet. Das Feſt beginnt. Des Weines iſt vollauf. Die Frau hat alles angeordnet. — Der Becher kreiſet, die Freunde trinken. Der Ehemann wird heiter und fröhlich, zecht, leert Becher auf Becher, und fällt endlich in tiefen Schlaf. — Kaum ſind die Gäſte verſchwunden, ſo winkt die wachſame Frau den wartenden Sclavinnen. Dieſe tragen leiſe und ſorgfältig den Berauſchten ins ſchwiegerelterliche Haus. Um Mitternacht erwacht er. „Wo bin ich? Wie komm' ich in dieſes Haus?" — „Mein Lieber!" antwortete mit ſanftem Tone die Frau, ihn umarmend; „ſagteſt du nicht in Gegenwart des großen Lehrers: ‚Nimm, was du willſt, nimm das Schätzbarſte und kehre heim ins väterliche Haus?' Warſt nicht du das Schätzbarſte in unſerem Hauſe? Zürneſt du mir, daſs ich's nahm?" — Der Vorhang fiel. Der heilige Segen der Ehe blieb nicht aus.

Bücher.

Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geiſt und Herz aus den Werken der Dichter und Denker aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Carl Coutelle. Dreiundzwanzigſte Auflage, bearbeitet von Friedrich Bodenſtedt. (Leipzig. Jul. Baedeker. 1894.)

Wieviele Anregung, Troſt und Erhebung mag dieſes in ſeiner Art einzige Buch ſchon verurſacht haben? Über die wichtigſten Herzensfragen der Menſchheit Ausſprüche und Meinungen großer Geiſter, erleuchteter Seelen! Wie oft iſt mir in ſchwerer Stunde ſolcher Zuſpruch Erquickung und Licht geweſen! M.

Funken und Tropfen. Ausgewählte Dichtungen von Richard Kraſtel. (Leipzig. Literariſche Anſtalt Aug. Schulze. 1896.)

Kraſtels Dichtungen, von welchen bereits einzelne im „Heimgarten" erſchienen ſind, liegen uns nun unter obigem Titel in Buchform vor. Der Autor bekundet ein vielverſprechendes Talent und einzelne ſeiner ernſten Dichtungen, wie „Waldgebet" oder „Weihnachten", ſind ungemein ſtimmungsvoll und von zarter Empfindung. Doch auch auf humoriſtiſchem Gebiete verſucht ſich der Autor mit Glück und nennen wir da unter anderem den mit friſchem Humor geſchriebenen kleinen Scherz „Der Faſttag". Wir wünſchen dem Büchlein beſten Erfolg. F.

Faſe Sachen. Von Adolf Frankl. Zweite, ſehr vermehrte und vollſtändig umgearbeitete Auflage. (Verſandtſtelle in Ilz, Steiermark.)

Die Loſung dieſes prächtigen Büchleins lautet:

„Trüb und grämlich
Iſt zu dämlich;
Froh und heiter
Iſt geſcheiter!"

Büchereinlauf.

Marlin Greifs **Geſammelte Werke** in drei Bänden. Zweiter Band: Dramen. (Leipzig. C. F. Amelang. 1896.)

Fauſt und Parcival. Eine Nacht- und eine Lichtgeſtalt von volksthümlicher Bedeutung von Dr. Albert Freybe. (Gütersloh. E. Bertelsmann. 1896.)

'Bin, der Schwärmer. Idyll von J. V. Widmann. Mit Zeichnungen von Fritz Widmann. (Frauenfeld. J. Huber. 1896).

's Mileli. Von Meinrad Lienert. (Frauenfeld. J. Huber. 1896.)

Deine Gottheit. Roman von Emil Marriot. (Berlin. Freund & Jeckel. 1896.)

Sammlung Franckh (Stuttgart.) Band 1: „Wahre Liebe" von A. de Muſſet, mit Illuſtrationen von Myrbach. Band 2: Fünf Novellen von Fr. Copée, mit Illuſtrationen von H. Albrecht. Band 3: „Auf der Reiſe und andere Geſchichten" von Guy

de Maupassant, mit Illustrationen von Fritz Bergen. Band 4: „Einer von Hunderten.“ – „Hochzeit auf Capri.“ Zwei Novellen von Paul Heyse.

Aus den Memoiren eines Laubfrosches. Von Olof Hettgren. (Glarus. Schweizer Verlagsanstalt.)

Kloiera-Skizzen. Von Wilhelm Ruland. (Glarus. Schweizer Verlagsanstalt.)

Medea. Von Max Kempner-Hachstädt. (Berlin. T. Trautwein'sche Buchhandlung.)

Fahrende Leut'. Dramatisch-lyrische Dichtung von Hermann Kiehne. (Nordhausen. Verlag des Verfassers. 1895.)

Balladen und Bilder Gedichte von Josef L. Haase. (Leipa. Johann Künstner.)

Ringen und Ringen. Ausgewählte Gedichte von Johann Alboth. (Zürich. „Literarisches Bulletin der Schweiz.“ 1896.)

Rhönklänge in Wolfenbüttler Mundart von August Herbart. (Eisenach.)

Deutsche Lyriker. Ein Sammelwerk mit Quellenangaben und literarisch-kritischem Begleitwort, herausgegeben von Hermann Kiehne. (Nordhausen. Selbstverlag des Herausgebers.)

Verse von Richard Schaukal. (1892 bis 1896.) (Brünn. Rudolf M. Rohrer.)

Des bases classiques allemandes. Von Léon Riatar. (Paris. France Scolaire.)

Henriette Davids **Küchen- und Blumengarten** für Hausfrauen. Nach den Monaten geordnet. Nebst einem Anhange über bewährte Heilkräfte verschiedener Gartengewächse als Haus- und Hilfsmittel. Achtzehnte Auflage. Durchgesehen und vermehrt von J. Hartwig. (Leipzig. Julius Baedeker. 1896.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Ch. B., Fürstenfeld: Sie fragen, wie es die Slavenen in Steiermark machen, dass sie immer stärker werden, immer tiefer und tiefer in die deutschen Bereiche greifen können? Zur Antwort hier nur eins: Die Slavenen lernen nebst ihrer Muttersprache auch fleißig deutsch, so können die Männer in deutschen Gegenden Beamte, Lehrer, Geistliche, Ärzte u. s. w. werden und dort für ihre Nation wirken. Die Deutschen aber verschmähen es, slovenisch zu lernen, kommen also nicht in slovenische Gegenden, können dort nicht für das Deutschthum wirken. Keine schlechtere Nationalpolitik, als sich von Nachbarsvölkern abschließen zu wollen, während diese klug und strebsam alle Vortheile ihrer Nachbarn sich für ihre Zwecke anzueignen streben.

J. W., Wien: Wenn Sie meine Schriften genau kennen würden, so müssten Sie sehen, dass mein religiöses Empfinden zu allen Zeiten ziemlich dasselbe war. Gerade in jenen Tagen, als ich scharf gegen clericale Schäden und religiöse Missbräuche zu Felde zog, war dieses Empfinden besonders lebhaft. Wie anders wäre ich dazu gekommen, gegen religiöse Auswüchse zu streiten, wenn die Religion mir gleichgiltig gewesen wäre! Hätte ich meine Meinung über gewisse kirchliche Unzukömmlichkeiten nicht längst unzweideutig ausgesprochen, so müsste es noch heute geschehen, wenn auch allerdings der erfahrene Mann um ein paar Grade milder denkt, als der stürmerische Jüngling. Weil es aber schon früher geschah, so können nun in meinem „Ich glaube“ die religiösen Herzensstimmungen und Empfindungen um so absichtsloser und wärmer zum Ausdrucke gelangen. — Was die dichterische Thätigkeit betrifft, so dürften Sie sich doch darüber klar sein, dass solches, was der Poet in seinen Erzählungen andere sagen und thun lässt, nicht seiner persönlichen Meinung zu entsprechen braucht! Je besser es einem Dichter gelingt, Gestalten zu schaffen, die *nicht* er selber sind, um so größer pflegt sein Können geschätzt zu werden. Rosegger.

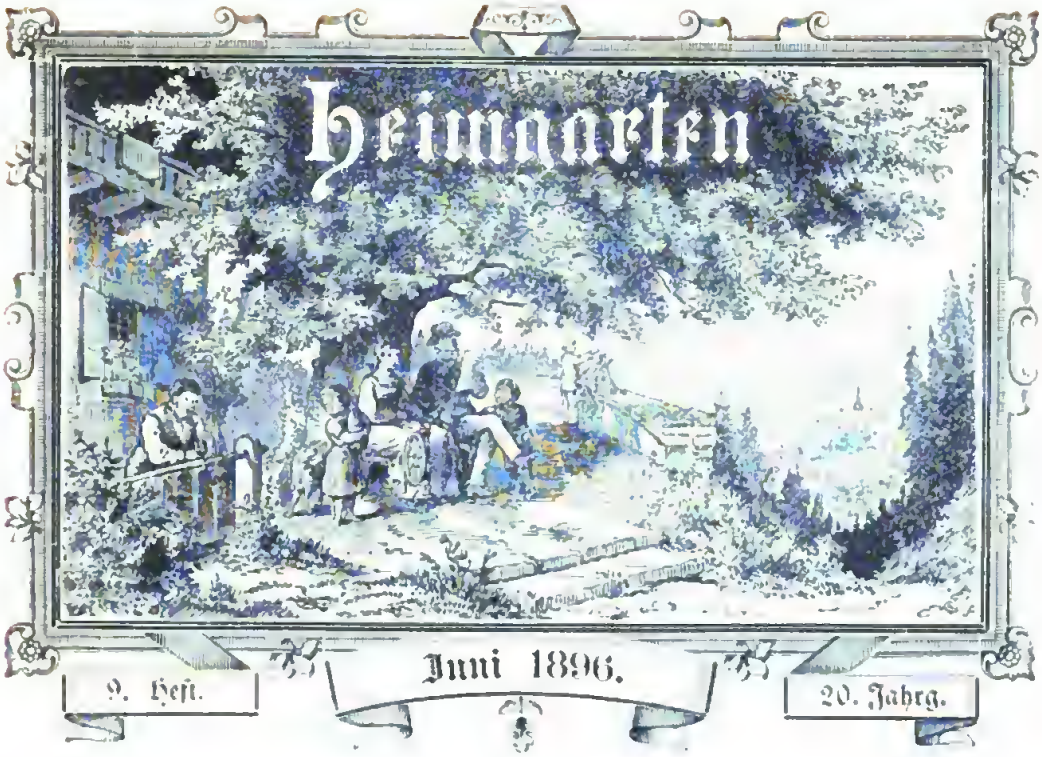
H. B., Wien: Zwischen dem Secieren eines Cadavers und dem eines lebendigen Thieres ist ein großer Unterschied. Dem Cadaver thut nichts mehr weh, das Kaninchen, der Hund unter den Marterwerkzeugen des Vivisecteurs kann dasselbe von sich gerade nicht behaupten.

J. Wl.: So kommen wir nicht weiter. Sie entschuldigen alles mit dem „Welttauf“. Und gerade diesen entschuldigen *wir* nicht.

An mehrere Zeitschriften: Nachdrücke aus Roseggers Schriften sind ohne Bewilligung des Verfassers nicht gestattet.

* Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden bei uns nicht berücksichtigt. Gedichte wandern leider sofort in den Papierkorb. Manuscripte größeren Umfanges werden uneröffnet in der Expedition des „Heimgarten“ hinterlegt, bis sie der Einsender abholen lässt.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Der Evangelist.

Ein Sommernachtstraum vom galiläischen Meere von **Peter Rosegger.**

Das war ein merkwürdiger Sabbath für Levy, den Mautner. Am Morgen schon, als die Sonne aufgieng über dem See, hatten ihm seine Ortsgenossen ein etwas missharmonisches Ständchen gebracht, von oben herab. Auf dem Dache seines Hauses hatten sie mit Brettergeklapper, Pfannengeklirr und dergleichen dem Levy lebhaft angedeutet, in welchen Ehren er bei ihnen stünde, seit er im Dienste der Heiden den Straßenzoll einhob und selbst am Sabbath nach Geld heischte.

Der hagere schwarzbärtige Mautner saß in einem Winkel seines Gemaches und sah, wie der Staub niederflog von der Decke, die unter dem Gepolter zu schwanken schien. Er sah auch, wie die zum Fenster hereinschimmernde Morgensonne ein lichtes Band zog durch die Stube, in welchem die Staubtheilchen gleich unendlich kleinen Sternchen tanzten. Er hörte und sah und schwieg. Als sie sich auf dem Dache ausgetobt hatten, sprangen sie zur Erde, machten noch mancherlei ausdrucksvolle Geberden gegen das Mauthaus zurück und giengen davon.

Jetzt trat aber aus einem Nebengemache ein kleines, bewegsames Weib hervor, huschte gegen den Mann hin und sagte: „Levy, dir geschieht recht!“

„Ich weiß es, Judith“, antwortete er und stand auf. Seine Gestalt war so schlank, dass er das Haupt nach vorne beugen musste, um nicht an die Decke zu stoßen. Sein Bart hieng in einem schmalen Strähn erdwärts, er hatte noch keinen grauen Faden, so fahl und müde das Angesicht auch war.

„Sie werden dich steinigen, Levy, wenn du ein Römerknecht bleibst!“ rief das Weib.

„Sie haben mich auch früher gehasst, so lange ich kein Römerknecht war“, sagte der Mann. „Seit jenem Laubhüttenfest zu Kana, da ich sagte, die Genusssucht habe das auserwählte Volk dem Gotte Abrams entfremdet und dem Jupiter unterworfen, seit jenem Tage hassen sie mich. Und weil sie mich hassen, muss ich mir eine Macht gründen gegen sie, auf dass ich für mich bestehen kann, wenn niemand mit mir ist.“

„Und welche Macht ist das, Mann?“ fragte das Weib.

„Du weißt es wohl, Genossin. Es ist die Macht, die uns noch bleibt, wenn uns alles verachtet, die letzte Zuflucht. Es ist die Macht, mit der man auch den grimmigsten Feind besiegt. Ich meine dieses da, meine Judith!“ Er bückte sich in eine dunkle Ecke des Gemaches, er lüftete dort einen alten schweren Lappen, so dass man ein steinernes, mörserähnliches Gefäß sah. „Lauter Römer!“ setzte er schmunzelnd bei, „bald eine kleine Armee. Und bis sie groß genug ist, werden die Nachbarn mir nicht mehr aufs Dach steigen, um mit Scherben dem Levy ein Loblied zu singen.“

„Levy, ich will dir sagen, was du bist!“ rief das Weib und alle Muskeln zuckten in ihrem rothen Gesichte.

„Ich weiß es, ich bin ein Zöllner“, antwortete der Mann gelassen und deckte den Lappen wieder sorgfältig über den Geldtrog. „Ich bin ein verachteter Zöllner, der seinem angestammten Volke die Münzen aus dem Sacke nimmt, um sie an die Fremdlinge abzugeben, der den Römern Straßenzins einhebt von den Juden, die doch ihre Straßen selbst gebaut haben. Solch ein Abtrünniger bin ich, meine Judith. Und warum bin ich römischer Publikan geworden? Weil ich mir Geld erwerben will, um mitten unter den Hassern bestehen zu können.“

„Levy, du bist ein Geizhals!“ sagte sie. „Du begräbst die Geldstücke ins steinerne Loch, anstatt mir den purpurnen Mantel zu kaufen, wie ihn Rebekka trägt und wie ihn Amala trägt.“

„Dann werde ich ein Geizhals bleiben“, antwortete Levy, „denn einen solchen Purpurmantel kaufe ich dir nicht. Diese neumodischen Griechenmäntel sind nichts für jüdische Hausfrauen, sie führen weit tiefer

ins heidnische Verderben, als mein römisches Amt und all meine römischen Münzen es thun können. Die fremde Pracht und Hoffart, die Putzsucht und das Lustleben ist Abgötterei, mein liebes Weib, und nicht das Zollamt an der Straße. Die Straßenschranke ist gar nicht schlecht zu einer Zeit, wo unser Volk wieder anfängt, seines Bodens Flüchtling zu werden und in Handel und Wandel das Gute hinaus- und das Übel hereinzuschachern. Seit Mosis Gesetz vom Ackerbau ist keine so ersprießliche Einrichtung geschehen, als die des römischen Straßenzolls. Was haben die Juden auf der Straße zu thun?"

„Das wirst du bald sehen", entgegnete das Weib. „Wenn ich in zwei Tagen von dieser Stunde an meinen Purpur nicht habe, dann sollst du auch mich auf der Straße sehen, aber von hinten."

Draußen pochte der Hammer. Der Mautner blickte durchs Fenster und befahl seinem Weibe, die Straßenschranke aufzumachen. Sie gieng hinaus, erhob ein schallendes Geschrei und öffnete die Schranke nicht. Mehrere Männer waren des Weges gekommen und standen da und das Weib forderte den Zoll. Ein Glatzkopf trat hervor, ein Fischer vom oberen Seeufer, der gestand, sie besäßen keine Münzen. Darüber wurde sie sehr aufgebracht, denn insgeheim war ihr Sinn, von jetzt ab auf eigene Faust den Pfennig einzuziehen, um so zu ihrem Purpur zu kommen, wie ihn die Rebekka trägt und die Amala.

Als Levy ihr Geschrei hörte, gieng er hinaus und sagte: „Lasse sie doch ziehen, Judith. Diese Wanderer sind nicht Händler, sie werden den Weg kaum arg abnützen, du siehst, sie haben nicht einmal Sohlen an den Füßen."

Die Judith schwieg jetzt und lugte verstohlen auf den jüngsten der Männer hin, der in seinem blauen Rocke und mit den über die Achseln niederwallenden Locken so schlank und aufrecht dastand und mit seinem milden, leuchtenden Auge sie anblickte. Ein schöner Mensch, doch vermisst er an ihr sicherlich den purpurnen Mantel, wie ihn schon andere Frauen tragen! — So dachte sich das Weib.

„Woher des Weges?" fragte der Mautner die Männer.

„Heute aus Magdala", antwortete der Glatzkopf.

„Dann ist es wohl Zeit, dass ihr ein wenig rastet in meinem Schatten, die Sonne ist früh heiß geworden."

Als Judith merkte, sie schickten sich wirklich an zur Rast, eilte sie rasch in ihr Gemach, behieng sich dort mit bunten Tüchern, mit einer glänzenden Armspange und mit einer Perlenschnur, die sie vor kurzem von einem sidonischen Händler erstanden hatte. Sie kam wieder hervor und brachte den Männern ein Brett mit Feigen und Datteln. Der junge schöne Mensch, der sich vor dem Mauthause auf einen Stein gesetzt hatte, gab das Brett schweigend weiter, ohne etwas von den

Erfrischungen zu nehmen, und blickte auf das Weib. So durchdringend war sein Blick, dass Judith einen seltsamen Schauer empfand. Sie stellte sich in ihrem Glanze noch auffallender vor ihn hin.

„Weib", sagte er plötzlich zu ihr, „dort am Raine steht eine Distel. Sie hat ihre Stacheln am Stamm und an der Blüte, sie ist bedeckt vom Staub der Straße und zerfressen von den Insecten. Aber sie ist schöner als ein hoffärtiges Menschenkind, sie neigt ihr Haupt in Demuth vor dem Vater im Himmel."

Judith zuckte auf dieses Wort heftig zusammen, dann lief sie ins Haus und schlug hinter sich das Thor zu, dass die Wände ächzten. Der Mautner hatte einen sehr beifälligen Blick auf den jugendlichen Sprecher geworfen, jetzt that er einen leisen Seufzer.

Da sprach der junge Mann im blauen Rock zu Levy: „Hast du sie lieb?"

„Sie ist doch sein Nächster!" bemerkte ein heiter dreinschauendes altes Männlein aus der Reisegesellschaft. Das Wort mochte nicht ohne Schalkheit gesprochen sein, es gieng den an, der auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen die Nächstenliebe predigte.

Levy nickte nachdenklich mit dem Haupte und sprach: „Jawohl, ihr Männer, sie ist mein nächster — Feind!"

„Sie ist Euer Weib?" fragte der Glatzkopf.

Ohne darauf zu antworten, sprach der Mautner: „Ich bin ein Zöllner und das sagt euch schon, dass ich gesegnet bin mit Misswollenden, soweit mein Auge reicht. Jedoch alle zusammen, die da draußen gegen mich sind, machen mir nicht so viel Widerwärtigkeit als der eine Nächste in meinem Hause."

Als Levy so gesprochen, legte ihm einer der Männer seine Hand auf die Achsel und sagte: „Zöllner, so sieh' zu, dass sie nicht mehr dein Nächster ist. Geh' mit uns. Auch wir haben unsere Weiber verlassen, sind von Vater und Mutter gegangen, um dem zu folgen." Er deutete auf den jugendlichen Mann, der gütig und ernst zugleich auf Levy blickte. „Kennst du ihn, Publikan? Es ist der Mann von Nazareth."

Der Mautner stutzte. Von diesem Manne aus Nazareth hatte er schon wiederholt gehört. Der soll ja in der Wüste gewesen sein, dort Eingebungen gehabt und von Gott eine außerordentliche Kraft erhalten haben. Er soll Kranke heilen. Auch von anderen Wundern spricht man, sogar von der Aufweckung eines Todten. Und der soll es sein? Dieser junge schweigsame Mensch? Der soll den Juden so felsenschwere Predigten halten? Predigten, in denen er mit größtem Freimuthe vieles sagt, was andere in ihrem Innersten kaum zu denken wagen. Er — Levy — hatte ja auch einmal dergleichen gesprochen, bei jenem Laub-

hüttenfeste, hatte die Leute damit nur gereizt, statt sie zu überzeugen. Und diesem Menschen hören sie mit Andacht zu, seinetwegen verlassen sie Haus und Familie und gehen mit ihm. Wenn es auch der Zöllner so machte? Was hält ihn? Was hat er zu verlieren? Den Dienst? Der kann ihm ja zu jeder Stunde gekündigt werden. Das Haus? Es ist des Königs. Das Weib? Dieses hat erst vor einer Stunde gesagt, dass es sich von hinten besehen lassen wolle auf der Straße. Nur eins ist, von dem sich zu trennen ihm schwer fiele. Aber das kann man mitnehmen. . . .

Nun wandte er sich an den Nazarener, hielt ihm das Brett mit dem Reste von Obst vor und sagte: „Lieber Meister, nimm!"

Dieser sprach leise und mild: „Hast du mich lieb, Zöllner?" Mit einem solchen Tone wurde das gesagt, mit einem solchen Blicke schaute er den Mautner an, dass dieser zu zittern begann und kein Wort hervorbrachte.

„Wenn du mich lieb hast", fuhr der Nazarener fort, „so verlasse was du hast und komm' mit uns."

Des Weges heran zog ein Tross von Maulthieren, die Treiber hieben roh auf die Thiere los und fluchten über das Zollhaus, an dem sie nun vorbei mussten. Levy nahm ihnen die vorgeschriebene Anzahl von Münzen ab und sagte nebenbei, sie möchten doch die armen Creaturen nicht so unmenschlich schlagen. Hierauf erhielt er selbst einen Peitschenhieb über das Gesicht. Levy erhob zornig seinen Arm gegen den Treiber, da trat der Nazarener hinzu, drückte ihm den Arm sachte nieder und sprach: „War es ein Unrecht, was jener that?"

„Ein Unrecht, Herr, ein abscheuliches Unrecht!"

„So mache ihm's nicht nach."

Und das kleine Männlein rief lustig dazwischen: „Wenn du mit uns gehst, Zöllner, so magst du wohl zwei Wangen haben, eine rechte und eine linke, aber keinen Arm, hörst du?"

Dem verwiesen nun mehrere die Anspielung auf einen gewissen Ausspruch des Meisters.

„Aber es ist ja wahr!" lachte der Alte.

Der Meister sagte: „Lasset ihn sprechen, was er will. Hat er doch gestern die Wuth eines Amalekiters geduldig über sich ergehen lassen."

„Ja freilich", erläuterte der Glatzkopf dem Mautner. „Weil die Wegelagerer kein Geld bei uns fanden, so haben sie aus Ärger darüber den armen Thaddäus geschlagen."

„Wenn sie fürder eines bei uns finden sollten, so wollen wir uns aber doch darum wehren", sagte der Mautner. „Sonst hieße es, den Raub billigen."

„Man merkt es dir an, Zöllner, daſs du den Meiſter noch nicht oft predigen gehört haſt", bemerkte das alte Männlein, welches Thaddäus genannt worden war.

„Ich habe ihn noch nicht ein einzigesmal gehört!" antwortete der Mautner.

„Mammon iſt nicht wert, um dafür zu ſtreiten", ſagte der Meiſter gelaſſen. „Mit Gewaltthätigkeit wirſt du das Unrecht des Raubes nicht gut machen und dir nicht nützen. Selig ſind die Sanftmüthigen!"

Der Mautner trat in ſein Haus. Der Entſchluſs war gefaſst. Sanftmüthig wollte er von ſeinem Weibe Abſchied nehmen, dann das Geld in einen Sack thun und an ſeinem Leibe tragen. — Es iſt das eine nicht geſchehen, denn die Judith war durch eine rückwärtige Thüre geflohen, und es iſt das andere nicht geſchehen, denn die Judith hatte den Steintrog geräumt und das Geld mit ſich genommen.

Betrübt kam Levy aus dem Zöllnerhauſe hervor, trat zum Nazarener, hob vor ihm die Hände gegen Himmel und ſagte: „Herr, nimm mich auf. Ich will dein Jünger ſein!"

Der Meiſter hat ihn ſchweigend umarmt. Thaddäus aber kam mit dem Obſtbrette: „Zöllner! Sättige dich das letztemal an deinem eigenen Tiſche. Wir wiſſen nicht, wo uns heute gedeckt ſein wird."

Da ſetzte der Glatzkopf Simon luſtig bei: „Der die Vögel des Himmels nährt, wird auch uns ſpeiſen."

Dann ſind die Männer auf ſteiniger Straße fürbaſs gegangen, in ihrer Mitte den neuen Jünger, der ſich bald das Lederwerk von den Füßen that und ſelbes in den Buſch warf. Er wollte barfuß gehen, wie der Meiſter. Das Zollhaus aber ſtand an demſelben Tage verlaſſen an der Straße und die Vorüberziehenden wunderten ſich darüber, daſs heute der Weg frei war hinab gen Tiberias, die Stadt am See. —

Von jetzt an hatte Levy, der Zöllner, ſein Geſchick getheilt mit dem Nazarener und ſeinem Gefolge. Und als er auf dem Berge Tabor lag unter dem Volke und der Meiſter predigte, und als der Meiſter aus der Menge die Kindlein zu ſich rief, um den Zuhörern zu ſagen: „Werdet wie dieſe!", da kam eine ſolche Seligkeit in ſein altes Judenherz, daſs er vor Wonne in ſich hineinweinte. Alle Welt und ihre Güter waren ihm verſunken, das Reich Gottes hatte er entdeckt — nicht im Jenſeits, nicht über den Sternen, ſondern in ſich ſelbſt.

Er iſt vom Meiſter nicht mehr gewichen, er iſt mit ihm gefahren über das galiläiſche Meer, auf welchem er mit den übrigen Jüngern kleinmüthig ward im Sturme. Er iſt mit ihm gewandert durch Samaria und Judäa bis in die Stadt der Könige, wo er mit ihm und ſeinem Anhange voller Ehren einzog durch das Thor. Er iſt mit ihm geſeſſen beim Abendmahle zu Bethanien und er iſt mit den Übrigen

geflohen, als die Söldner den Meiſter ergriffen im Garten Gethſemane, um ihn vor den Richter zu ſchleppen. Er hat alles miterlebt, was der Meiſter that und ſprach in den drei Jahren ſeines Lehramtes. Und er iſt auch unter denen geweſen, die den Auferſtandenen geſehen. Als der Herr die Worte ſprach: „Gehet hin in die ganze Welt und lehret die Völker!“, da blickte er auf den Jünger, der einſt Zöllner geweſen, und dieſem war, als habe der Meiſter mit der Hand einen Wink gethan, hin gegen die Lande im Mittag.

Und als ſie ſich zerſtreut hatten in alle Länder, da reiste Levy gegen Mittag hin. Er zog mit Beduinen durch die Wüſte Arabiens, er wanderte mit Indiern bis ins Land der Mohren. Dort wollte er ſein Amt beginnen. An einem großen Fluſſe auf felſiger Höhe ſtanden die Ruinen eines Tempels. Die Steinplatten waren geziert mit eingegrabenen Darſtellungen heidniſcher Gottheiten, die wuchtigen Säulen waren kunſtvoll gemeißelt, aber ſie ſtanden gebrochen, oder ſie lehnten in einander verſchoben. Wildes Struppwerk wucherte an ihnen empor und aus den Klüften und Sprüngen ſtreckten ſich pfeifend die dreieckigen Köpfe der Schlangen. In dieſem Raume richtete Levy ſich ein zum Wohnen. Hier konnte er ſich vorbereiten. Erſt wollte er das, was zu verkünden war, ſich ſelbſt klar vor Augen führen. Er ſammelte wilde Früchte, er ſammelte Blätter des Strauches Papyros, und auf dieſe Blätter begann er zu ſchreiben. Die Lebensgeſchichte des Meiſters — freilich konnte er ſie nicht in Steine graben, wie die Alten ihrer Gottheiten Mythe verewigt hatten, aber vielleicht fliegt das leichte Blatt weiter, als der ſchwere Stein. In einfachen Sätzen will er's anmerken, wie es war, wie der Herr vorhergeſagt worden, von wem er abſtammte, wie er lebte und litt, was er ſprach, getreulich ſoll es beſchrieben ſein, eh' dieſes Gedächtnis verliſcht.

Bald redeten die Leute unter ſich, daſs in den Tempelmauern ein fremder blaſſer Mann ſitze und ſchreibe, das Leben eines Wundermannes beſchreibe, der fern im Judenlande gelebt hätte und nach dem Tode wieder lebendig geworden ſein ſoll. Alſo hörte auch der König des Mohrenlandes davon. Der König war ein Greis mit pechſchwarzem Geſichte und ſchneeweißem Barte, er war krank am Körper und muthlos in ſeiner alten Seele. Alles Leben der Welt hatte er verkoſtet und war davon angeekelt, aber nicht geſättigt worden. Dann hatte er drei Zauberer zu ſich berufen, die ihn wieder genuſsfähig und ſein Königthum ihm noch einmal lebenswert machen ſollten. Der eine Zauberer hatte die ſinnlichen Freuden zu ſchaffen, der andere die Macht, Völker zu unterjochen, und der dritte die Wiſſenſchaften von allem, was auf der Erde iſt. Auf ſchwebenden Gärten die ſeltenſten Roſen, im Palaſte die berückendſten Wohlgerüche, im Gemache die ſchönſten Frauen gehörten ihm

— seine Sinne blieben kalt. Er besiegte starke Völker und eroberte blühende Länder, er wurde gepriesen als der einzige Herr des Morgenlandes — sein Gemüth blieb stumpf. Alles, was in alten und neuen Schriften an Wissen und Weisheit war, es wurde ihm vorgetragen — und sein Geist erhellte sich nicht.

Als der König nun von dem fremden blassen Manne hörte, der in der Ruine eines Tempels haust und seltsame Dinge aufschreibt, ließ er ihn rufen.

„Wir haben gehört", so begrüßte er ihn, „du seiest ein weiser Mann."

„Ich bin ein armer Fremdling aus dem Judenlande", antwortete Levy, „und du wirst mich tödten lassen wollen, o König, weil ich ohne deine Erlaubnis in diesem Lande meinen Wohnort aufgeschlagen habe."

„Was du aber in meinem Reiche beginnen willst, das sollst du mir sagen."

„Ich habe den sonnigen Himmel deines Landes erkoren, dass ich unter demselben eine heilige Schrift verfasse."

„Was ist das für eine Schrift?"

Es ist das Buch vom Heilande der Welt."

„Vom Heilande?" rief der König aus. „Der heilen kann? Der froh machen kann? Wo ist er? Der Heiland soll an meinen Hof kommen, ich befehle es."

„Er ist bei dir, o Herr, wenn du seine Worte höreſt und aufnimmst in dein Herz. Du hast alles, was die Welt gibt. Du hast die Weisheit deiner Patriarchen und Priester, aber das Himmelreich hast du nicht."

„Ich hätte das Himmelreich nicht?" fuhr der König zornig empor und deutete mit der Hand nach dem Firmamente, wo eben im Occident die Sonne unterſank und im Orient die Sterne aufgiengen.

„Das ist nichts", antwortete Levy.

„Und mein unermesſliches Reich, in welchem alle Früchte der himmlischen Sonne reifen?"

„Es ist nichts."

„Und meines Geschlechtes urewiges Königthum?"

„Es ist nichts. — Du bist ein armer, kranker, friedloser Mann, der so unfehlbar in den Staub muſs sinken, wie der Geringste deines Reiches."

Nun brauste der König auf: „Ich tödte dich!"

Lächelnd antwortete Levy: „Das kannst du nicht. — Du tödtest meinen Leib. Das kann jeder Stein, der vom Dache fällt. Aber meine Seele kannst du nicht tödten, die lebt ewig in ihrem Heilande."

Der König wurde nachdenklich. Die heitere Ruhe dieses Weisen stieß ihn ab und zog ihn an zugleich.

„Er soll kommen, dein Heiland", sagte er, „ich will ihn ehren, ich will ihn erheben zu meinem Vezier!"

„Das ist zu wenig, Herr."

„Ich will ihn aufnehmen wie meinen Bruder!"

„Es ist zu wenig."

„Wer erdreistet sich, mehr zu verlangen von mir, dem Könige?"

„Du mußt vor ihm auf dein Angesicht fallen, so wie der geringste deiner Unterthanen vor dir!"

„Niemals", rief der König. „Dazu zwingt mich keine Macht der Welt."

„Du wirst es freiwillig thun, o mächtiger Fürst. Du wirst weinend vor ihm auf den Knien liegen und in jenem Augenblicke größer und glücklicher sein, als alle Könige auf dem Erdenrund."

Also hat der blasse Mann gesprochen vor dem Beherrscher des Morgenlandes, da faßte dieser ihn mit beiden Händen am Arme und bat: „Erzähle mir von deinem Heilande."

Und so hat Levy seine Schrift hervorgethan und begonnen, dem Könige die heilige Botschaft vorzulesen. Aber schon nach der ersten Rolle von der Abstammung des Sohnes Davids, des Sohnes Abrams, unterbrach der König ihn heftig: „Laß es sein! Das ist ein Stammbaum wie jeder andere. Der meinige ist älter."

„So will ich mit seiner Geburt beginnen."

„Ich will nichts hören", rief der König, „alles was nach Schrift riecht, ist mir zuwider! In meinem Palaste sind neun Säle voll von Schriften, keine hat mich weise gemacht, keine gesund, keine froh."

„Diese wird es thun, o Herr!"

„Verlaß' mich!" gebot der König. Levy gieng in demüthiger Ruhe hinaus zur Pforte. — Der Fürst versank wieder in die Öde seines einsamen Herzens.

Als Levy nach seiner Tempelruine zurückkehrte in der Voraussetzung, daß er aus derselben nun bald vertrieben werden würde, fand er unterwegs ein kleines Kind. Er hörte es wimmern in einer aus Lehm und Reisstroh gebauten Hütte, es lag mutterseelenallein in einem Korbe, ein grünliches Schlänglein wand sich wie spielend um die kleinen, mageren Beine. Etliche Tage vorher war dem Kinde der Vater erdrosselt worden, weil er das Lieblingspferd des Königs beschimpft hatte. Und heute war unten am Ufer des Flusses des Kindes Mutter, die Witwe, nach uraltheiliger Sitte verbrannt worden. Eben wurde von weißen Gestalten unter schallendem Sange die Asche in den Strom gestreut, als Levy den kaum einjährigen Knaben im Korbe aus der Hütte trug und mit sich nahm in seinen Tempel. Er wußte nicht, was mit dem armen Wesen anzufangen sein werde, aber ohne Besinnen war ihm klar, daß es nicht

verkommen dürfe. So nothwendig ihm früher die Verfassung der Heilandsschrift erschienen, so nothwendig dünkte ihm nun die Pflege dieses Kindes.

Der König aber war in höchster Unruhe, seit er den blassen Mann gesehen, er wusste nicht, werde er ihn lieben oder hassen, er wusste nur, dass er ihn noch einmal sehen müsse. Heimlich wie ein Flüchtling, im Gewande eines Wasserträgers, verließ er den Palast und eilte auf Umwegen jenem verfallenen Tempel zu. Unterwegs sah er auf hoher Säule einen Büßer stehen, der, das Haupt gegen Himmel gerichtet, trotz seiner stehenden Stellung zu schlummern schien. Der König beneidete in seinem Herzen diesen Säulensteher um seine Verzückung. Dem Ufer des Stromes entlang flatterten aschgraue Geier, spähend nach Resten verbrannter Witwen, die ihren Männern freiwillig nachgestorben waren. Aufschreien hätte er mögen vor Missmuth darüber, dass sie alle, diese Armen, Reichen, in freudiger Selbstlosigkeit durch Qual und Tod der Gottheit zustrebten. Und in seiner eigenen edlen, königlichen Seele war es öde und trostlos.

Endlich erreichte er die Ruine. Der blasse Mann saß auf einer gestürzten Säule, schaukelte in den Armen das Mohrenkind und strich zärtlich mit zwei Fingern über das wollige Haupthaar des Kleinen. Er erkannte den Vermummten sogleich, blieb aber sitzen und sagte: „Sei willkommen, König des Morgenlandes. Heute findest du mich in einer Würde, die höher ist, als die des Königs.“ Und als der Fürst noch dastand und stutzte, hob Levy das Kind und sprach: „Du hast vor zwei Tagen meine todte Schrift vom Heilande verschmäht, hier siehst du die lebendige.“

„Wie kommst du zu diesem Wurm?“ fragte der König.

„Ein Waisenkind. Du hast ihm den Vater getödtet, deine Priester haben ihm die Mutter auf den Scheiterhaufen geführt. Nun hat es niemanden in diesem mächtigen Reiche, der es atzen und hüten wollte, so will ich es thun, dem Meister zuliebe, der auch einst als Kind verlassen in einem Stalle lag.“

Der König blickte nachdenklich auf die Gruppe. Das Knäblein lächelte ihn an. Dieses Lächeln des Kindes, dem er den Vater geraubt, war ihm schrecklich, wie ein Gericht. Dann hub er an zu sinnen. Mit seiner mageren schwarzen Hand fuhr er sich über die Stirne und schloss die Augen, als sollte eine Erinnerung wach werden.

„Es ist lange her!“ sagte er dann mit Wehmuth. „Ich weiß kaum mehr, war es Wirklichkeit oder ein Träumen. Es war eine selige Stunde gewesen, unbeschreiblich selig, o Mensch! — Es ist alles vergangen, die heiße Welt hat alles versengt.“

„Gedenkest du der Jugendtage, König?“ fragte Levy. „Nicht nach rückwärts, nach vorwärts blicke. Höre es: Die Schrift hat dich alt gemacht, das Kind macht dich jung. Findest du das Himmelreich im Buche nicht, so suche es im Kinde.“

Nun breitete der König plötzlich seine Arme aus und sprach: „Fremdling, ich bin in deiner Gewalt.“ —

Eine kleine Weile nach diesem Tage geschah es, dass die Großen des Reiches den König für verzaubert oder besessen erklären wollten. Er, der Mächtige, der sonst umgeben war von hundert Sclaven, die ihn bei jeder Bewegung zu bedienen pflegten, er hatte ein kleines Kind zu sich genommen, einer verbrannten Witwe Kind, und das hegte und pflegte er in seinen Gemächern persönlich, wie eine Mutter. Weil der König aber in dieser Zeit kein Todesurtheil unterzeichnet hatte, so hielt man den Wahnsinn einstweilen für zweckmäßig, denn mancher Unterthan, auch der vornehme, hatte sonst die Launen des Herrschers mit dem Kopfe gebüßt.

Und als Levy zum nächstenmale in den Palast kam, kniete der König vor dem Bette des Kindes und schäkerte mit dem munteren Knaben, und sein schwarzes Gesicht lachte und sein Auge glühte, dass man darin kaum das Weiße sah. „Weiser Mann!“, rief er dem Ankömmling entgegen mit heller Stimme, „du hast recht gesprochen. Ich bin gesund, ich bin froh. Seit jenem fernen Tage im Judenlande bin ich nicht mehr so selig gewesen, als jetzt.“

„Herr, warest du denn einmal im Judenlande?“ fragte Levy.

Und der König antwortete: „Wie ich heute vor diesem Kinde knie, so bin ich einst vor einem anderen Kinde gekniet, in einem Orte, der Bethlehem hieß. Ein wunderbarer Stern hatte mich dahingeführt. Was wohl geworden ist aus jenem kleinen Judenkönige?“

Jetzt trat Levy einen Schritt zurück, starrte den Fürsten eine Weile sprachlos an und begann dann vor sich hin zu murmeln: „Da nun Jesus zu Bethlehem in Judäa, zur Zeit des Königs Herodes, geboren war, siehe, da kamen Weise aus dem Morgenlande nach Jerusalem und sprachen: „Wo ist der neugeborene König der Juden? Denn wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.“

„Du weißt davon?“ fragte der König.

„Herr“, antwortete Levy unter tiefer Bewegung seines Herzens, „ich habe es selbst aufgeschrieben, denn er ist es ja, er ist es, von dem ich dir zu verkünden habe! Und ich sage dir, glückseliger König! Bruder! Du bist vor unserem Heilande gekniet!“

Die beiden Greise haben sich weinend umarmt und das schwarze Knäblein hat lustig gestrampft mit Armen und Füßlein und hell gejauchzt.

Noch an demselben Tage hat Levy-Matthäus begonnen, dem Könige Balthasar das Evangelium Christi vorzulesen. Wie Balsam, Licht und Liebe drang es in das alte aufthauende Herz. Und so hat der schwarze Fürst des Morgenlandes das Himmelreich gefunden.

Ein Schulidyll.

Von Fritz Marti.[1])

Alle Mienen waren in Lächeln verzogen, jeden Augenblick zuckte es über die Gesichter wie ein elektrischer Funken, lachende Augen leuchteten dem jungen Lehrer von allen Seiten entgegen, machten sein Pathos beinahe unmöglich und entwaffneten den Eifer durch das impertinenteste Lächeln. Es war nicht bloß der Sonnenschein, der auf dem Fenstergesimse lockte wie lauteres Gold, oder das wunderbare Wetter, die stille, üppig sich lagernde Schönheit des Julitages mit dem tadellosen, tiefblauen Himmel, als Reiseahnung und Ausflugsfieber sonst plötzlich auferstehend und die Schule in einen summenden Bienenkorb verwandelnd; noch etwas anderes musste in der Luft liegen, irgend ein ansteckender Keim, ein eigentlicher Lachbacillus! Denn auch der Lehrer spürte dessen muskellösende Wirkung; es prickelte und kitzelte ihn in allen Gliedern, eine faulselige und lächerische Stimmung strebte nach der Entladung, wäre es auch bloß durch einen Witz, selbst einen billigen. Da war die Gelegenheit dazu auch schon, und es traf des Schulpräsidenten vierschrötiges, träges Kind, dessen Mund dem Lehrer ungeniert entgegengähnte. „Verschluck' mich nur nicht, Lydia! Man verdeckt den Mund wenigstens mit einer Stricknadel, wenn man keine Hand dazu hat!" Dieser Witz, der eigentlich keiner war, zündete gleichwohl. Ein Gelächter brach los, dessen Getöse die ruhebefehlende Stimme des Lehrers verschlug. Aber auch, nachdem die erste stärkste Explosion vorüber, wurde die Gelegenheit nicht sobald wieder losgelassen. Da und dort entlud sich ein rückständiges Feuerteufelchen und riss die ganze Gesellschaft von neuem in das Gelächter hinein. Des Lehrers zornige Blicke verfehlten die einschüchternde Wirkung, umsonst stampfte er mit den Füßen. Ein donnernder Schlag auf das Pult stellte endlich die Ruhe her, aber noch flammte ein gefährliches Wetterleuchten. Der Lehrer biss sich auf die Lippen. Er

[1]) Aus dem licht- und menschenfrohen Büchlein: „Sonnenglauben". Neue Schweizeridyllen von Fritz Marti. (Berlin. Otto Janke.) Die warmherzigen sechs Erzählungen des Bandes werden vielen gefallen. Die Red.

ſelbſt hatte die Störung verſchuldet und beſaß kein Recht zum Zorne gegen die Schüler. Mit etwas kleinlautem Ernſte fuhr er fort.

. . . „Und ſie tanzten um das goldene Kalb. Da kam Moſes vom Berge herab mit den Geſetzestafeln, die ihm Gott gegeben. Er trat in das Lager und verwunderte ſich, daſs er das Volk nicht bei den Zelten fand. Er hörte aber den Lärm und gieng ihm nach. Er kam auf den Platz in der Mitte des Lagers und ſah, wie das Volk um das Kalb tanzte. Da wurde er zornig, daſs Iſrael von Jehova abgefallen war und fremden Götzen diente. Er nahm die Geſetzestafeln, ſchmetterte ſie voll Grimm ſo!“ — er ahmte Moſes nach — „auf den Boden, daſs ſie in Stücke zerſchellten —“

„Wie Papa beim Mittageſſen die Platte, als Mama zankte!“ jauchzte ein kleiner, drolliger Knirps auf und ſprudelte dann weiter heraus: „Gerade ſo machte er's! Ich muſste dann die Scherben zuſammenleſen!“ Einen Augenblick die plötzliche große Stille vor dem Sturme, der Überraſchung und des Beſinnens, und dann brach es wieder los, ein jubelndes, ſtets ſich erneuerndes Gelächter, dem der Lehrer, wider Willen ſich daran betheiligend, keinen Einhalt thun konnte.

Am meiſten überraſcht war der Kleine, deſſen Eltern im Anſehen eines ſtillen, durch keinen Zwiſt geſtörten Familienlebens ſtanden, und der nicht begriff, warum über die zwiſchen Moſes und ſeinem Vater von ihm aufgefundene Ähnlichkeit zu lachen ſei. Endlich brachte der Lehrer den Aufruhr zum Stillſtand. Er war ernſt und nachdenklich geworden, ſowohl über die wiederholte ungehörige Störung des Unterrichtes, als darüber, daſs aus dieſem unfreiwilligen Blicke hinter die Familiencouliſſen leicht ein Vorwurf für die Schule entſtehen könne.

„Ihr dürft nie über häusliche Angelegenheiten etwas in der Schule ausſchwatzen; auch ſonſt iſt es gut, wenn ihr den Mund haltet!“ Strenge Strafandrohung für die leiſeſte Ruheſtörung hielt die Claſſen bei ihrer Beſchäftigung. Nachdem er die Erzählung wieder begonnen, ſah ſein forſchender Blick, wie Lydia zu ihrer Nachbarin hinüberflüſterte. Das hämiſche Geſicht des Mädchens bei ſeinem harmloſen Scherze rief ohne weiteres eine beſtimmte Ahnung in ihm wach. „Was haſt du geſagt, Lydia?“ — „Nichts!“ Die Verlegenheit des angeſprochenen Mädchens beſtätigte ſeine Vermuthung. „Du haſt geſchwatzt!“ — „Es iſt nicht wahr!“ — lautete die Antwort frechen Tones. Er ſchritt zornig die Bankreihen hindurch zu der Sünderin, und die ganze Schule ſtreckte die Köpfe erwartungsvoll nach dem Schauplatze. Er war entſchloſſen, zum Ziele zu kommen. „Was hat ſie geſagt?“ fragte er die Mitſchülerin. „Ich habe nichts verſtanden.“ Er herrſchte Lydia an: „Willſt du jetzt bekennen, was du zu Marie geſagt haſt!“ — „Ich habe nichts geſagt!“ war wieder die Antwort, und er wuſste, aus dem verſtockten Mädchen war

nichts herauszubringen. Mehrmals war seine Geduld schon durch ihr trotziges Benehmen auf die schwerste Probe gestellt worden. Ruhig sagte er: „Wenn du nicht bekennst, hast du auf alle Fälle Arrest. Es geschieht dir aber nichts, wenn du es sagst, mag es sein, was es will, selbst über mich!“ Das Mädchen konnte sein triumphierendes Lächeln nicht verbergen: „Der andere Lehrer sei viel besser gewesen, er habe doch auch Ordnung gehabt.“ Er hielt die zuckende Bewegung seines Armes zurück und alle Muskeln seines Gesichtes spannten sich. Stumm stand er eine Weile neben dem Mädchen, ängstlich waren die Blicke der großen Schülerschar auf ihn gerichtet. „Ich habe es gesagt, ich thue dir nichts!“ sagte er endlich, mahnte die Schule zur Arbeit und setzte nun mit harter Stimme den Unterricht fort. Denn er wusste wohl den Ursprung der Rede des Mädchens. Hatte es, was diesen Nachmittag betraf, nicht recht? Unter drückendem ängstlichem Schweigen gieng die Schularbeit vor sich. Vor seinem finsteren, die Schar beherrschenden Blicke senkte sich jedes Antlitz, das selbstvergessen sich erhoben, sofort wieder zur Tafel nieder. Die Fliegen und ein paar Bremsen am Fenster wagten das einzige Geräusch.

Nur ein stiller Blondkopf, der von den Vorgängen nichts verstanden und unberührt geblieben war, trug sein ernstes Gesicht unbefangen aufrecht und richtete seine träumerischen Augen furchtlos auf den ernsten Lehrer, oder ließ die Blicke im Zimmer umherspazieren oder verfolgte den Flug und die thörichten Anstrengungen der Fliegen am Fenster. Eben summte eine Fliege an ihm vorüber, dass ihre Flügel in dem Sonnenschein, der bis nahe an seine Bank reichte, farbig schimmerten. Das war eine Entdeckung, in diesem Augenblicke erst gemacht! — Schule und Lehrer waren vergessen. „Wie schöne Flügel! fange sie, da die Fliege!“ rief er mit strahlenden Augen und glücklicher Aufregung.

Die Köpfe fuhren empor, Erschrecken zeigte sich auf den Gesichtern, da und dort wagte sich schon ein unterdrücktes Lachen hervor, und nun war es wieder da, das unaufhaltsame, alle Schranken der Ordnung durchbrechende Gelächter! Der Lehrer schnellte wie zum Sprunge empor, die Röthe stieg bis zur Stirne, mit ein paar Schritten befand er sich bei dem Knaben, die Hand sauste nieder auf den Kopf, entsetzte Augen und ein furchtbares Geschrei. — Das Gelächter war plötzlich verstummt, und die ganze Schar duckte sich erschreckt. Der Lehrer zitterte an seinem Platze und suchte vergeblich dies Beben der Stimme zu verbergen. Nur das Schluchzen des Knaben unterbrach die Stille. Scheue Blicke warf der Lehrer nach ihm hin, und ein Schmerz zeigte sich auf seinem Antlitze, dessen Züge sich noch mehr verfinsterten, als er Lydia boshaft-zufrieden lächeln sah.

Zu Hause warf sich der junge Mann auf das Sopha und blieb erschöpft liegen, sinnend und stöhnend. Zornesqual und Reue machte

ſeine Bruſt arbeiten. Der von Zeit zu Zeit wiederholte Hinweis der Wirtin auf das Abendbrot blieb ungehört.

„Sie bekommen noch die Auszehrung, Herr Bär!“ ſagte die Frau. „Sie nehmen's zu gewiſſenhaft und wollen zuviel auf einmal!“

Das Schreien des Knaben tönte in ſeinem Ohre wieder, als ſchwerer Vorwurf laſtete die That ſeines Jähzorns auf ihm und er fragte ſich, wie es möglich geweſen, daſs er den zarten Knaben, ſeinen Lieblingsſchüler, habe ſchlagen können, er der . . .! Da ſchrak er verwirrt empor und verlor vollends alle Selbſtbeherrſchung, als ſie vor ihm ſtand, deren liebliche Erſcheinung in der Erinnerung ſich ſoeben neben den miſshandelten Knaben geſtellt hatte, nicht zum erſtenmal, aber bis dahin nicht mit dem Gefühle der Scham, ſondern mit ſüßem Herzklopfen. Und Adolf befand ſich auch gleich bei ihr.

Die doppelte Scham über ſein Vergehen, da er den Zweck der Kommenden ſofort errathen, und diejenige über ſein Ausſehen erhöhten ſeine Verwirrung. „Entſchuldigen Sie, daſs ich Ihr Klopfen überhört, ich bin nach der Schule ſtets ſo müde und muſs mich immer eine Zeitlang hinlegen“, ſagte er. Ihre freundliche kräftige Altſtimme erklang ſogleich mit heilender Wirkung in ihm wieder. „Bitte, entſchuldigen Sie ſich nicht, ich weiß, es iſt eine ſchwere Aufgabe mit der großen Schule, da iſt es ja gar nicht anders möglich, als daſs Sie ganz erſchöpft werden. Entſchuldigen Sie, daſs ich zu Ihnen komme, aber es blieb nichts anderes übrig, jemand muſste kommen, denn Adolf war durchaus nicht zu tröſten. Er habe eine Strafe bekommen, und wir fanden das ganz in der Ordnung und danken Ihnen dafür, denn wir ſind nicht die, die den Kindern recht geben und dem Lehrer einen Vorwurf machen — es iſt auch nicht das, weswegen wir kommen. Aber Adolf kann es nicht ertragen, er iſt furchtbar unglücklich, daſs der Herr Lehrer mit ihm unzufrieden iſt. Er hat Sie ſo lieb. So geh', gib Herrn Bär die Hand und bitt' ihn um Verzeihung!“ wandte ſie ſich an den Knaben, der ſeine verweinten Augen flehend und ſcheu auf den geliebten Lehrer gerichtet hatte. „Das iſt nicht nöthig!“ ſagte dieſer entlaſteten Herzens und zog den Knaben an ſeine Seite hinüber, ſeinen Kopf mit der Hand liebkoſend. „Ich war auch gar nicht böſe, ich war nur gerade ſo zornig, und da kann man eben nichts dafür. Es that mir auch nachher ſelbſt leid“, bekannte er freimüthig.

„Nein, nein, er wird's wohl verdient haben und vielleicht noch mehr“, ſagte ſie eifrig. „Sagen Sie das nicht, ſonſt thut es mir leid, daſs ich gekommen, es geſchah gewiſs nicht, um Ihnen einen Vorwurf zu machen. Er iſt nur ſo ein zartes Kind und nicht wie andere. Es geht ihm alles ſo tief zu Herzen. Sein Vater iſt ſchuld, daſs er ſo ein Träumer iſt, der hat ihn ſo zart erzogen und ſich ſoviel mit ihm

abgegeben. Seit der aber gestorben ist und die Mutter das Geschäft angefangen, hat er niemand mehr, der sich seiner annimmt. Die Mutter hat sich ganz verändert, seit ihr Mann gestorben, und da ist Adolf froh, zu uns zu kommen. Bei uns erhält er keine Schläge, nicht wahr, Adolf? und darf zeichnen nach Herzenslust."

Da erfüllte erst recht die Schamröthe das Gesicht des jungen Mannes. „Glauben Sie nicht, dass ich fürs Prügeln in der Schule bin! Im Gegentheil! Es macht mich fast krank, wenn ich's thun muss. Aber es gibt so verdorbene, boshafte Creaturen schon unter den Kindern, dass man nicht anders kann. Die machen es einem so schwer, Ordnung zu halten, und verderben uns noch die guten Schüler. Nein, schon wegen der armen und unglücklichen Kinder, die zu Hause keine frohe Stunde haben, und für die die Schule der einzige Ort ist, wo sie ihr Elend vergessen könnten; schon deswegen möchte ich in der Schule gerne Heiterkeit und Sonnenschein haben. Auch sonst, zu allem Gedeihen braucht es Licht und Wärme! Aber gerade das macht man mir zum Vorwurf und sagt, ich hätte keine Ordnung, weil dabei etwas Geräusch nicht immer zu vermeiden ist." Er erzählte den Vorfall mit des Schulpflegspräsidenten Töchterchen. „Sie halten nur die für eine gute Schule, wo die Kinder sich nicht rühren dürfen, steif und starr sind wie die Soldaten in Reih' und Glied, wo alles nach dem Schnürchen geht, kein Ton und kein Geräusch zu hören ist. Weil ich's nun nicht so halte wie meine Vorgänger, soll meine Schule schlecht sein. Nur keine freie Bewegung, keinen fröhlichen Blick, Stille wie auf dem Kirchhof! Was geschieht letzthin? Tritt der Herr Pfarrer herein, ein Knabe macht ein heiteres Gesicht — wipps! hat er eine Ohrfeige; warum hat er die Unverschämtheit, fröhlich zu sein! Was soll ich thun? Ich bin ihnen zu wenig streng, ich soll prügeln und immer dreinhauen, und das kann ich einmal nicht!

Und das geben sie mir genug zu spüren. Soll es einem da nicht verleiden? Doch lange halte ich's so wie so nicht mehr aus!" schloss er. Leidenschaftlich und zornig hatte er gesprochen und geklagt. Betreten war sie dagestanden, mit verlegenen Blicken auf den Knaben.

„Ich begreife nicht, man ist ja so zufrieden mit Ihnen, die Kinder kommen so gerne in die Schule, viel lieber als früher. Alle Frauen sagen, sie hätten so gar keine Mühe mehr wegen der Schule!" — „Ich weiß an meiner Müdigkeit alle Tage wohl, ob ich meine Pflicht thue oder nicht! Jetzt sagen Sie, ob einem da nicht alles verleiden soll, immer diese feinen Nadelstiche der Herren." — „Ach, wissen Sie, die Männer haben manchmal so sonderbare Meinungen, und was verstehen sie von den Kindern, für die sie keine Zeit haben. Nun sind es aber nur so wenige, die nicht zufrieden sind, und allen kann man es doch

nicht recht machen! Jetzt sind ja schon alle Mütter für Sie und lassen Ihnen nichts nachsagen, denn sie sehen am besten an den Kindern, was sie lernen in der Schule. Macht Ihnen das keine Freude, und ist es nicht genug? Was kümmern Sie sich um die wenigen, die eben auch ihren eigenen Kopf haben! Bald sind nun ja Ferien, und da werden Sie wohl auch wieder ruhiger die Sachen ansehen. Jetzt in der Müdigkeit sieht man alles so schwarz. Sie haben so schöne Blumen hier!" Damit trat sie zu dem reichen Flor, der auf den Gesimsen den Blick durch die Fenster verwehrte. „O, die feinen Moosrosen!

Und da ist eine andere Spielart Glockengeranium! Aha, das sind die schönen Nelken, von denen ich letzthin gehört. Welcher Geruch! Von denen wünsche ich mir auch!" Mit glücklichem Stolze und getrösteten Herzens betrachtete er das schöne Gesicht, während er sich über die Blumen beugte. Da klopfte es. „Herein! Ah! Frau Schneider! Sind Sie wieder hier?" — „Komm, Adolf, wir müssen jetzt gehen, immer kannst du die Zeichnungen nicht ansehen!" sagte Fräulein Mathilde. — „Nein, ich möchte nicht stören und gehe gleich wieder", sagte die hineingetretene, schwarz gekleidete Frau dringend, „ich habe dem Herrn Lehrer nur einen Gruß auszurichten von meinem Karl und bin deswegen noch nicht abgereist." — „So, danke, das freut mich. Wie geht's ihm? Wir denken oft in der Schule an ihn, an das drollige Bürschchen, das wir alle so gern gehabt." — „Ja eben", sagte die Frau und begann plötzlich heftig zu weinen — —, „er ist gestorben." — „Ist das möglich?" sagte betroffen der Lehrer und verfiel in das Schweigen der Trauer. „Ist es möglich? der liebe Karl!" Zu beiden sich wendend: „Wenn Sie wüssten, wie er die Freude der ganzen Schule war, wie seine täglichen Fortschritte von allen mit gleichem Interesse verfolgt wurden! Denn er wollte so lange nicht aufthauen, er brauchte alle Freundlichkeit, bis er die Schüchternheit verlor. Dann aber erwachte er und jauchzte förmlich, wenn er wieder etwas begriff. Aber er musste auch nach seiner eigenen Art behandelt sein. ‚Das O gleicht einem Ei, die Eins ist ein Kirschenhaken, die Dreie wie ein Floh', so leuchteten ihm die Buchstaben ein. Mit einer Freude und Aufregung war er nun beim Unterrichte. Er reute mich so sehr. Die ganze Schule hatte Freude an dem Kerlchen, und es war ihr guter Geist, der auch die anderen mit seinem Eifer und seiner Lust ansteckte."

„Das war eben das Unglück, dass wir fortziehen mussten", sagte die Frau. „Sie wissen ja noch, wie er weinte und bat, wir möchten hier bleiben, er gehe nicht von seinem Lehrer weg. Aber wenn man seinem Verdienst nachgehen muss! Und als er krank war, er hatte die Gelbsucht, da sagte er unzähligemale: ‚Gewiss, Mutter, wäre ich noch gesund, wenn ich nicht von meinem Lehrer fortgegangen wäre.' Und

oft bat er mich, ich ſollte Sie grüßen. Sie glauben nicht, welche Freude er hatte, als mein Vater ihm Ihren Gruß brachte, als er das letztemal hier war. Wie haben wir berent, daſs wir fortgezogen ſind. Denn was haben wir jetzt vom beſſeren Verdienſt. Freude haben wir doch keine mehr. Denn ich glaube ſelbſt, Karl lebte dann noch. Denn es wollte nicht gehen in der neuen Schule. Die Kinder verſpotteten ihn wegen ſeiner Schweizermundart, und der Lehrer iſt ein ſo ſtrenger Mann, der keinen Spaſs verſteht und furchtbare Schläge gibt in der Schule. Auch glaube ich, daſs er Karl nicht mochte, da er ſo weit vor war im Leſen, im Schreiben. Doch ich halte Sie zu lange auf!" Sie begann heftiger zu ſchluchzen: „Ich danke Ihnen vielmal für alles, was Sie meinem Karl gethan, möge es Ihnen der liebe Gott vergelten. Entſchuldigen Sie, ich muſste kommen und Ihnen das noch ſagen!"

Als die Witwe gegangen war, verharrten die drei in längerem Schweigen. Endlich reichte Fräulein Mathilde dem jungen Manne die Hand: „Leben Sie wohl, Herr Bär! Sehen Sie, die Mütter verſtehen es wohl und danken es Ihnen, daſs Sie die Kinder lieb haben. Iſt das nicht auch ein Lohn? Werden Sie noch verbittert ſein?" Zu dem Knaben ſich wendend, fuhr ſie fort und eine leichte Röthe überhauchte ihr Geſicht: „Was meinſt du, Adolf, die Freude, wenn dich der Herr Lehrer einmal bei uns beſuchte, aber bald, um zu zeigen, daſs er wieder mit dir zufrieden iſt!" Und dann giengen ſie.

Der Glückliche hatte den Kopf zwiſchen die Blumen geſteckt und ſpähte durch das Fenſter nach dem Zufahrtswege. Jetzt tauchte Fräulein Mathilde mit dem Knaben an der Hand hinter dem Vordache auf! Nun wandte ſie ſich und ſchaute zum Fenſter empor. Er fuhr zurück unter ſtarkem Herzklopfen, und die Blutwelle ſtrömte heiß über ſein Antlitz. Er ſtand eine Weile aufrecht und ergriff ſodann plötzlich den Stoß Hefte, der ſchon zu lange uncorrigiert auf dem Geſimſe gelegen.

Eine gute Partie.

Von **Josef Stradner.**

Oberthal, eine Minute!

Der Schaffner öffnet mein Coupé und ich fliege meinem Freund Theobald in die Arme. Volle zehn Jahre hatten wir uns nicht gesehen. In dem Glasverschag eines Spediteurs hatte ich ihn zurückgelassen, als ich in die weite Welt hinauszog. Wir wechselten anfänglich ein paar Briefe, aber das hatte bald ein Ende. Wer hat heutzutage Zeit, überflüssige Briefe zu schreiben! Freund Theobald aber hatte mich nicht vergessen und kaum war ich in die Heimat zurückgekehrt, so erhielt ich eine Einladung, ihn zu besuchen. Er schrieb mir, dass er eine Stunde von der Eisenbahnstation Oberthal entfernt eine große Fabrik besitze. Ich war wahrlich nicht darauf gefasst, Theobald, den stillen, unpraktischen Träumer, als Fabriksherrn wiederzufinden.

Theobald schien meine Gedanken zu errathen, denn als wir in seinem bequemen Landauer saßen, kam er meiner Frage zuvor.

„Du wunderst dich wohl, dass ich es zu etwas gebracht habe. Ich kann wohl sagen, dass ich nicht müßig gewesen bin; ich habe tüchtig gearbeitet, aber im Grunde genommen habe ich doch alles meiner lieben Frau zu verdanken."

„Also eine gute Partie?"

„Wenn du willst, ja. Es ist nothwendig, dass ich dir die Geschichte meiner Heirat erzähle, ehe du meine Frau kennen lernst. Die Geschichte beginnt sozusagen in dem kleinen Stübchen, das mir zur Zeit deiner Abreise als Wohnung diente."

„Ich entsinne mich. Es lag im Parterre und hatte ein Fenster auf die Gasse. Ein großer alterthümlicher Schreibtisch stand darin."

„Ja, und wenn der Abend kam, stand die Lampe darauf und ich saß bei meinen Büchern."

„Du hattest keine Lust, dein ganzes Leben hindurch hinter einem staubigen Glasverschlag Frachtscheine zu schreiben. Dein ehrgeiziges Streben war nach Höherem gerichtet. Deine Phantasie beschäftigte sich damals mit

einer glänzenden Zukunft, aber den Weg dazu schienst du nicht finden zu können."

„Du hast recht; ich war damals ein Träumer, ein Phantast. Mein Kopf war voll großer Projecte, aber das Zunächstliegende übersah ich, ich sah mich im Geiste an der Spitze einer großen Colonialgesellschaft, dachte aber nicht daran, zunächst wenigstens mich um eine Buchhalterstelle umzusehen, dann glaubte ich wieder Beruf zum Schriftsteller zu haben und begann mit der Ausarbeitung eines fünfactigen Dramas, welches mir natürlich misslang."

„Gährender Most — doch du wolltest von deiner Frau sprechen."

„Es war an einen sonnigen Maitage. Ich stand am Fenster und träumte natürlich. Ein Mädchen ging vorüber, welches meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Prächtige Gestalt, gebaut wie eine Göttin, und ein paar Augen hatte sie! Ich hatte in der That nie in meinem Leben so schöne Augen gesehen."

„Das lässt sich hören."

„Ich sah, wie sie in das Haus eintrat, ich hörte ihren raschen elastischen Schritt im Hausflur."

„Du öffnetest deine Thür und tratest ihr entgegen."

„Wo denkst du hin. Bei meiner Schüchternheit! Am nächsten Tage zu gleicher Stunde stand ich wieder am Fenster und sie ging wirklich wieder vorbei. In einigen Tagen hatte ich herausgebracht, dass sie zu den Mittagsgästen meiner Hausfrau gehöre."

„Der Frau Reindl, welche im ersten Stock eine Privatküche für Damen führte. Ich sehe sie noch vor mir, die dicke Frau mit dem rothen Gesichte. Ich konnte sie niemals sehen, ohne an einen gereizten Truthahn zu denken."

„Nun war mir die Möglichkeit geboten, wenigstens den Namen der reizenden Dame zu erfahren."

„In der That, das konnte nunmehr keiner Schwierigkeit unterliegen."

„Zu diesem Behufe entschloss ich mich, die Aufwärterin der Frau Reindl, welche auch in meinem Zimmer die Geschäfte des Stubenmädchens zu versehen hatte, ins Vertrauen zu ziehen."

„Die alte Ursula, der man es nie genau anmerkte, ob der Schnapsrausch oder religiöse Verzückung in ihrem Gemüth das Übergewicht hatte."

„Ja, und dieser blödsinnigen Alten habe ich eigentlich mein Glück zu verdanken."

„Na, ohne ihrer gütigen Vermittlung wäret ihr schließlich doch auch zusammengekommen.

„Ich bezweifle es, doch höre. Ursula wurde bei ihrem nächsten Erscheinen in meinem Zimmer zur Vertrauten meiner Liebe gemacht. Das

war nun durchaus nicht so leicht, als du dir vorstellen magst. Denn sie besaß die Gewohnheit, während ihrer Verrichtungen unausgesetzt zu reden. Sie plauderte darauf los, verrücktes Zeug, wie es ihr eben durch den Kopf gieng und machte gar nicht den Anspruch, dass man ihr darauf antworte. Es kostete mich Mühe, sie zum Schweigen und Zuhören zu bringen und während ich ihr die Reize meiner Angebeteten schilderte, fieng sie immer wieder zu schwatzen an. Nachdem ich ihr meinen Wunsch, die geschilderte Dame kennen zu lernen, verständlich gemacht hatte, recapitulierte ich die Personsbeschreibung: schlank wie eine Tanne, Augen wie eine Gazelle, Haar leuchtend wie der Sonnenstrahl und so weiter."

„Du machst mich in der That ungeduldig, deine Frau kennen zu lernen."

„So warte doch! Ich erfuhr von Ursula, dass die beschriebene Dame mit ihrer Mutter gerade heute nachmittags bei Frau Reindl zum Kaffee geladen sei, und dass außer Frau Schmied, so hieß die Frau, und ihrer Tochter niemand anwesend sein werde."

„Du beschlossest also zur angegebenen Zeit ebenfalls bei Frau Reindl vorzusprechen."

„Diesmal hast du es errathen. Um kurz zu sein, ich kam und fand Frau Schmied allein bei Frau Reindl. Sie erwartete ihre Tochter, welche, wie ich bei dieser Gelegenheit erfuhr, als Lehrerin in einer Privatschule angestellt war. Eigentlich war es mir recht, dass die Tochter noch nicht da war, fand ich doch indessen Zeit, das Herz der Mutter zu gewinnen. Und das ist mir sofort redlich gelungen. Wir sprachen von der Tochter. Ich pries ihre anmuthige Erscheinung, die Mutter lenkte das Gespräch auf ihren klaren Verstand und ihr gutes Herz. Ich konnte vorläufig nur von dem sprechen was mir bekannt war und so verfiel ich alsbald wieder in Lobpreisungen auf die äußere Erscheinung des abwesenden Mädchens. Während meiner, wie ich mir einbildete, sehr discret und gewählt vorgebrachten Elogen, stampfte Frau Reindl unter dem Tische auf meinen Füßen herum, als wollte sie Kraut eintreten. Ich fasste das als eine Ermunterung auf, besser loszulegen. Aber je wärmer ich wurde, um so heftiger stampfte Frau Reindl. Plötzlich sprang Frau Schmied vom Stuhle auf, als ob es ihre Hühneraugen, und nicht die meinigen gewesen wären, welche Frau Reindl misshandelte und rief entrüstet: ‚Das ist impertinent!' dann sank sie schluchzend auf einen Stuhl zurück und bedeckte mit den Händen ihr Gesicht."

„Ah! Ich verstehe kein Wort von deiner Geschichte."

„Aber du wirst begreifen, das der plötzliche Ausbruch dieser mir ganz räthselhaften Gemüthsbewegung bei Frau Schmied auf mich dieselbe Wirkung machte, als ob man unter mir den Boden weggezogen hätte und ich in kaltes Wasser gefallen wäre."

„Das begreife ich. Aber für das Verständnis deiner Geſchichte ſcheint mir damit nichts gewonnen.“

„Dann kam mir ein empörender Gedanke. Frau Schmied, dachte ich mir, zweifelt an der Ehrlichkeit meiner Abſichten.“

„Hält dich für einen Verführer, für einen Wüſtling. Dich, den ſchüchternen, keuſchen Theobald! Ha, Ha!“

„Wie dem auch ſei, einen Verdacht in Bezug auf die Lauterkeit meiner Abſichten durfte ich nicht aufkommen laſſen. Mit eindringlichen Worten beſchwor ich Frau Schmied, daſs ſie mir unrecht thue, daſs ich ihre Tochter mit der ganzen Macht einer reinen Seele liebe, und daſs ich der glücklichſte Menſch wäre, wenn Frau Schmied mir ihre Tochter zur Frau geben wolle.“

„Na, und die Mutter?“

„Die Mutter that anfänglich ſo, als hätte ſie nicht richtig gehört. Und als ich nach der Frau Reindl hinüberblickte, ſah ich, daſs dieſe die merkwürdigſten Grimaſſen ſchnitt. Dazu ſtöhnte ſie wie ein verſtopfter Vulcan.“

„Ah, ich ahne etwas; ſtocktaub iſt ſie geweſen, deine Frau Schmied.“

„Nach einigen Augenblicken ließ Frau Schmied die Hände herabſinken, blickte mich mit ihren thränenfeuchten Augen verklärt und traumverloren an und rief unter Schluchzen: ‚Iſt es wirklich wahr, Sie lieben meine Tochter?‘ Ich wiederholte die Verſicherung, daſs das Fräulein gleich bei der erſten Begegnung einen tiefen Eindruck gemacht habe, daſs ich von dieſem Augenblick ein anderer Menſch geworden ſei, und daſs das Mädchen meine Frau werden müſſe. — In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre und was glaubſt du, wer jetzt erſchien.“

„Nun die Tochter jedenfalls; die Tanne, die Gazelle, die Sonne.“

„Ein bleiches ſchmächtiges Mädchen trat in das Zimmer. Auf den erſten Blick ward man gewahr, daſs Mutter Natur dieſes Kind ſtiefmütterlich behandelt hat. Die Arme hatte eine hohe Schulter und ihr Blick hatte etwas Fremdartiges. Sie ſchielte.

„Eine neue Perſon auf dem Schauplatz. Fürwahr ein ganzer Roman.“

„Gib nur acht, was jetzt geſchieht.“

„Nun?“

„Frau Schmied eilt der Angekommenen entgegen, ſchließt ſie in die Arme, und ich höre, wie ſie ausruft: ‚Da biſt du endlich, meine Tochter Johanna!‘“

„Alſo hatte Frau Schmied zwei Töchter. Hinter der Johanna ging die Thür wieder auf und die Göttliche trat ein, deine jetzige Frau.“

„Das hatte ich auch erwartet, aber es rührte ſich nichts mehr. Eine unheimliche Pauſe entſtand. Frau Schmied ſchluchzte auf der Schulter

ihrer Tochter Johanna, Frau Reindl schien mit übermenschlichen Kräften eine Katastrophe in ihrem Inneren niederzukämpfen und mir wollte durchaus nichts Gescheites einfallen. Ich hätte das Fräulein Johanna gerne gefragt, warum sie denn allein gekommen sei, und wo sie ihre Schwester gelassen habe, wusste aber nicht, wie ich das Gespräch anfangen sollte."

„Lieber Freund, ich glaube es wäre an der Zeit, mir endlich von deiner gegenwärtigen Frau zu erzählen."

„Frau Schmied brach das Schweigen; sie fasste ihre Tochter an der Hand, trat feierlich auf mich zu und sagte: ‚Wohlan, mein Herr, ich lege das Glück meines einzigen Kindes in ihre Hände.'"

„Was! ihr einziges Kind? Na, und die andere, die Tanne, die Gazelle."

„Das war eben eine ganz andere, die mit der Frau Schmied in gar keiner Verbindung stand."

„Weißt du, dass mich deine Geschichte verwirrt macht? Wozu hast du dich denn mit der Frau Schmied überhaupt in die ganze aufregende Unterredung eingelassen."

„Die Aufwärterin hatte mir doch — —"

„Ja so, die alte Ursula. Trotz ausführlicher Personsbeschreibung hat sie dich in ihrer verschnapsten Frömmigkeit an eine unrichtige Adresse geschickt."

„In der That, so verhielt sich die Sache."

„Na hörst du Freund, da bist du schön hineingefallen. Was hast du denn eigentlich gesagt, als dir die schreckliche Situation bewusst geworden war?"

„Das weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich, dass ich den Entschluss fasste, die alte Ursula bei der nächsten Gelegenheit zu erdrosseln, und dass ich große Lust hatte, davon zu laufen. Dann fiel mein Blick auf das dunkelrothe Gesicht der Frau Reindl, die etwas entsetzlich Widerspenstiges hinabzuwürgen schien und vergegenwärtigte mir das Gelächter, in welches sie und natürlich die ganze Stadt mit ausbrechen würde, wenn das Missverständnis offenkundig würde. Du weißt, welche Angst ich vor Lächerlichkeit hatte. Und wie schrecklich war die Lage des armen Mädchens, das jetzt erröthend und glückstrahlend vor mir stand. Die plötzliche Enttäuschung hätte sie niederschmettern müssen. Die Aufdeckung des Irrthums hätte sie erst recht mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen. Die Sache augenblicklich aufzuklären, hielt ich geradezu für ein Verbrechen. Ich erfasste also Johannas Hand und sagte ihr, dass ich sie liebe."

„Das hast du gethan?"

„Ich musste alles daran setzen, um Zeit zu gewinnen."

„Hm, hm! Das heißt Pech haben!"

„Ich rechnete auf die tausend Zufälle und Umstände, welche einen Bruch herbeiführen können."

„Was sagten deine Freunde zu dem lächerlichen Liebesverhältnisse?"

„Die wenigsten erfuhren davon und diesen machte ich Andeutungen, welche sie zu dem falschen Schlusse verleiteten, dass das Mädchen irgendwo einen reichen Erbonkel besitze."

„Vortrefflich. Der vorgeschützte Erbonkel verwandelte die Spötter in Neider. Nicht wahr?"

„Indessen trug ich mein Martyrium mit Würde und sann auf Mittel, um uns zu entzweien. Natürlich musste ich von nun an mehrere Abende in der Woche bei Frau Schmied zubringen. Die Mutter strickte Strümpfe, die Tochter las aus einem Buche vor, oder arbeitete an einer kunstvollen Stickerei. Wenn zuweilen unsere Blicke sich trafen, erröteten wir beide: sie aus Liebe und ich — aus Scham. Endlich wurde mir die schiefe Situation unerträglich. —"

„Und das schielende Verhältnis zuwider. Das begreife ich. Du kannst auch noch nachträglich meiner vollen Theilnahme versichert sein. Jedoch erlaube ich mir, dich aufmerksam zu machen, dass du mir eigentlich von deiner Frau erzählen wolltest. Also du bist eines Abends nicht mehr erschienen."

„Nein, so durfte es nicht geschehen. Dagegen sträubte sich das Mitleid, welches mir das arme Mädchen einflößte. Ich wollte ihr das beschämende Gefühl ersparen, dass sie wegen ihrer körperlichen Gebrechen verschmäht worden. Sie sollte nicht zeitlebens den Stachel einer unglücklichen Liebe im Herzen behalten. Sie selbst musste es sein, welche dem Verhältnisse ein Ende machte; ich wollte es dahin bringen, dass sie meiner überdrüssig würde, das sie mich hasste, mich verachtete."

„Na hörst du, einen solchen Plan kann nur ein Engel oder ein Teufel aushecken. Ich habe dein gutes, weiches Herz immer bewundert; aber das heißt denn doch die Gutmüthigkeit bis zur Brutalität treiben."

„Du hast recht; aber ich wusste mir damals nicht anders zu helfen. Kurz, ich fieng an launenhaft und rechthaberisch zu werden. —"

„Und sie blieb gelassen und mild."

„In der That. Sie setzte meinen Ungezogenheiten die Sanftmuth eines Engels entgegen. Ich zeigte mich eigensinnig. —"

„Und sie ward nachgiebig."

„So ist es. Mit einem Worte, so erfinderisch ich auch in der Herbeiführung eines Bruches war, Johanna ließ sich in ihrer Liebe nicht irre machen und ihre Mutter saß still dabei und strickte an ihren Strumpfe."

„Nimm mir's nicht übel, lieber Freund, wenn ich dich jetzt bitte, mir kurz zu sagen, wie du sie endlich losgeworden bist."

„Eines Abends — die Mutter war zufällig abwesend — kam ich auf den abscheulichen Einfall, den Verführer zu spielen."

„Teufel, das hätte ich dir auch bei einem hübschen Mädchen nicht zugetraut."

„Der Abſcheu des tugendhaften Mädchens vor dem Wüſtling ſollte mir meine Freiheit wiedergeben.“

„Du lieber Himmel! Natürlich war das Mädchen wieder die Nachgiebigkeit ſelber.“

„Nein, diesmal ſtieß ſie mich empört zur Thür hinaus. Sie ſagte, daſs ſie mich verachte und verabſcheue. Ich war frei.“

„Was du ſagſt! Na, ich gratuliere. In hundert Fällen hätte dieſes Experiment vielleicht neunundneunzigmal ein anderes Ende genommen. Jedenfalls kann ich mich über dieſen Ausgang nur freuen, denn nun wirſt du doch endlich einmal auf deine Frau zu ſprechen kommen.“

„Drei Monate nach dieſem abſcheulichen Vorfalle heiratete ich ſie.“

„Wen?“

„Johanna.“

„Jo — han — na?“

„Ja, Johanna.“

„Das bleiche Mädchen mit — mit —“

„Mit der hohen Schulter und dem ſchielenden Auge.“

„Das ſagſt du mir jetzt erſt, du entſetzlicher Menſch!“

„Johanna hat aus mir einen praktiſchen Menſchen gemacht, mit ihrem klaren Verſtand und ihrem rechtſchaffenen Herzen ſtand ſie mir in all meinen Unternehmungen zur Seite, ſie leitete mich zur Ausdauer und Beharrlichkeit, ſie lehrte mich ſparen, ſie ſteigerte meine Arbeitskraft, indem ſie mir ein behagliches Heim ſchuf. Sie beflügelte meinen Ehrgeiz und hielt ihn gleichzeitig in geregelten Bahnen. Eine Erfindung, auf welche ich ein Patent erwarb — Johanna und ich haben die Erfindung gemeinſam gemacht — legte den Grund zu der Fabrik, deren Schlot uns dort entgegenwinkt. Ich bin ein wohlhabender Mann geworden. Und dieſes alles verdanke ich meiner Johanna — die ich nicht allein achten gelernt, ſondern auch —“

„Lieben.“

„So iſt es, Freund. Und du muſst zugeben, daſs meine Heirat eine gute Partie genannt werden kann.“

Das Bergaſyl.

Eine Geſchichte von **Peter Roſegger.**

(Schluſs.)

Regenzeit war gekommen. Der Kürnhof ſtand tagelang mitten in den Wolken und die Dachtraufen fielen nie ſenkrecht zur Erde, immer von kaltem Wind quer hingeſchleudert an die Wand. Hildas großer Spiegel war trüb, in den Teich rieſelte lehmige Gieß. Die Stuben waren geheizt, die Gräfin Kronburg beſchäftigte ſich mit einer Handarbeit oder mit Leſen. Und wie einſam, wie traurig! Nach dem Abbé ſehnte ſie ſich, ihrem Beichtvater, einem feingebildeten Mann im heiteren Geiſt Ludwigs des Vierzehnten. Und Auguſtina! Wo nur die Comteſſe immer bleibt? Ah, quelle misère!

Die Comteſſe ſaß lieber in der Stallkammer bei der allzeit munteren Hilda als bei der ernſten Mama. Die Stallkammer war wohl verwahrt. Die Hilda fieng aus dem Schafſtalle ein Lämmlein ums andere hervor, führte es in die Kammer, nahm es zwiſchen die Knie und ſchnitt ihm mit einer großen Scheere die Wolle vom Leibe. Die Comteſſe hatte anfangs mit Entſetzen auf dieſe That geſtarrt. „Lapperl!“ hatte Hilda geſagt, „das thut lang nit ſo weh, als wenn dein Gnaden Herr Vater im Wald ein Reh ſchlecht trifft und es bleibt lebendig in ſeinem Blut liegen. Schau, dem Lamperl taugt's, das lauſt gar nit davon, wenn ich's auslaſſe.“ Anders war's, als es auch die Comteſſe verſuchte, dem Thiere eine Flocke Wolle wegzuſchneiden, da zuckte das Schaf und meckerte. Es war in die Haut geſtochen worden. Wohl trachtete das Fräulein, durch Liebkoſungen das Thier zu verſöhnen, dieſes aber lief vor ihr heftig trappelnd bis in den hinterſten Stubenwinkel.

„So komm' doch, Herzchen!“ ſchmeichelte ſie und hielt ihm ein Stück Kuchen hin, „verzeihe mir nur, ich bin zwar ungeſchickt, aber doch deine gute Freundin —“

„Ja, die dich am nächſten Sonntag verſpeiſen wird!“ lachte die Hilda.

Die Comteſſe ſah nicht gut aus. Sie war bläſſer, als es ſonſt der friſche Bergwind zuzulaſſen pflegt. Nun vertraute ſie einmal der Freundin,

daſs ſie in den Nächten ſchlecht ſchlafe. Dem Schnarchen der Mama habe ſie ſich zwar entzogen, ſeit ihr die zweite Schlafkammer eingeräumt worden, aber der Kettenhund! Cet animal ne nous laisse pas en paix. Einmal habe ſie geglaubt, die Franzoſen ſeien ſchon am Hoſe, ſo heftig bellte der Hund. Um ſich die Zeit zu vertreiben, leſe ſie im Bette aus franzöſiſchen Büchern, die ſie von ihrem Freund habe. Mama dürfe nichts davon wiſſen.

„Warum denn nicht? Sind ſchlechte Sachen drin?“ fragte das Dirndel.

„Ach, es ſind ſo intereſſante Bücher. Zum Beiſpiele vom Schäfer, der eine ſchöne Königin entführt und ihr aus Schafwolle ein niedliches Bettchen macht. Und dann ſind ſie ſo glücklich, ach, ſo glücklich!“

„Geh, hör' mir auf! Wenn du immer ſolche Sachen denkſt, da wirſt du freilich hart warten.“

„Oh chère dame campagnarde!“

„Geh, red nit immer böhmiſch. Für mich iſt deutſch auch gut.“

Zog die Comteſſe eine Weile herum, zupfte an einer Wollflocke, warf ſie in die Luft, fieng ſie wieder auf und plötzlich ſagte ſie: „Dein Bruder, der iſt lieb!“

„Der Robert! Wieſo kommſt du jetzt auf meinen Bruder?“

Da erzählte die Comteſſe: „In der Nacht auf den Sonntag war's, oder in der vom Freitag? Nein, doch in der auf den Sonntag. Ich ſchlafe wieder nicht, habe aber kein Licht mehr. Sehe ich dir vor dem Fenſter draußen einen Mann ſtehen. Anfangs bin ich erſchrocken, wie ich aber die ſchlanke Geſtalt deines Bruders erkenne, öffne ich ſchnell das Fenſter und frage, was er denn mache da draußen? Und denke dir dieſe Antwort! Wacht ſtehen, daſs der lieben gnädigen Comteſſe nichts geſchieht. — Ich habe lange nachher gezittert. So ein Wort! Man ſage noch einmal, daſs es im Volke keine Ritterlichkeit gäbe. Der Robert gefiel mir gleich anfangs ſo gut. Er ſchaut einen ſo an, ſo gewiſs — ich weiß nicht wie ich ſagen ſoll. Hernach in der darauffolgenden Nacht hat's geblitzt und gedonnert und geregnet, und jetzt ſtelle dir vor — ſteht er wieder draußen. Wenn er unter Dach gehen hätte wollen — die Thür war nicht verſchloſſen.“

„War ſie nicht verſchloſſen?“ ſagte die Hilda nach und gieng ihre Kammerthür zuzumachen, daſs die wollewaſchenden Mägde im Vorraum nicht ſollten hören können. Dann ſtellte ſie ſich vor das Fräulein hin und wiederholte ſo leichthin: „War ſie nicht verſchloſſen?“

„Ich muſste am Abende zuvor vergeſſen haben.“

„Weißt, Fräulein“, entgegnete nun das Dirndel, „ich bin auch keine Klöſterin, aber dich verſteh' ich nit. Schämt ſich, wenn eine Kuh gemolken wird — und daneben ſolche Sachen! Erinnerſt du dich noch, was ich dir draußen beim Heuen geſagt habe?“

„Ist nicht anwendbar!“ antwortete die Comtesse, die Finger der gehobenen Hand schlenkernd. „Heiraten natürlich nicht!“ lachte sie, „nur lieb haben.“

Das Bauerndirndl wurde blass. Nach einer Weile sagte sie scheinbar ganz gleichmütig, aber mit einer seltsam gedämpften Stimme, das Folgende: „Umfallen hätt' ich jetzt mögen. Und weiß nit, bin ich dumm oder ist wer anderer schlecht. Nein, schlecht, das will ich nit sagen. Zuerst geht sie her und liest allerhand Heimlichkeiten. Derweil ihr Vater sein Leben vor die Franzosenkugeln muss tragen, liest sie französische Bücheln! Und wird eine so leichtsinnige Person, dass — dass — ich weiß gar nit! Na, sei nur still und red' nit, du magst es auslegen wie du willst, ich hab' mir jetzt gehört genug und so denkt und thut ein braves Mädel nit.“

„Aber mein Gott, was habe ich denn Schlimmes gesagt?“

„Still sei!“ rief das Dirndel.

Jetzt begann in den Adern der Comtesse das Blut zu wallen, aber nicht das rothe, das liebende, hassende, sondern das blaue. Was nimmt sich diese Person heraus! Lehensleute! Das kommt davon! Das ist die Folge allzufreundlicher Herablassung. Mama hat recht. Man wird solchen Leuten den Unterschied zeigen. Von jetzt an soll sie mir Luft sein.... Solche Gedanken schossen durch ihr Haupt, aber indem sie sich stolz aufrichten und mit einem das Dirndel niederschmetternden Blick zur Thür hinausschreiten wollte, sank sie an der Ofenbank zusammen und begann heftig zu weinen.

Die Hilda stürzte herbei: „Jesus Maria, aber Augustina! Hab' ich dir — hab ich Ihnen weh gethan, gnädige Comtesse! Ich bitt' um Verzeihung. Es ist ja nit bös gemeint gewesen. Meiner eigenen Schwester hätt' ich's so gesagt. Bei dem gnädigen Fräulein hab' ich kein Recht, was geht's mich auch an. Nur weil ich dich gern hab, ich bitt' dich, verzeihe mir!“

Fast kniete sie nieder vor der Schluchzenden. Diese schob sie mit dem Arm beiseite. Dann fuhr sie sich mit dem weißen Tüchlein über das Gesicht, athmete auf und sagte: „Ich habe dir nichts zu verzeihen. Danken muss ich dir. Du hast recht, Hildegard. Ich sage es offen, was daran so weh thut. Schämen! Wenn die Gräfin vor der Bäuerin sich schämen muss! — Du wirst es nicht wieder erleben.“ Sie stand auf, schlank, würdevoll wie eine Königin, die Hand legte sie an die Brust und sprach: „Bei dem Leben meines Vaters, der vor dem Feinde steht, kein leichtsinniger Gedanke mehr in dieser Brust! — Ich danke dir, Hilda, dass du mich aufgeweckt hast.“

Das Dirndel wehrte mit beiden Händen ab: „Als ob ich selber so viel besser wär'! Für sündige Gedanken kann ja kein Mensch!“

„Ich will sein wie du, nicht prüde, aber stark.“ So die Comtesse. Dann war ihr zumuth, als müsse sie die Hilda jetzt auf die Stirn küssen wie eine Schwester. Gethan hat sie's nicht.

Von diesem Tage an hat das gnädige Fräulein über allerhand gesprochen mit ihrer Freundin, aber nie mehr von Liebe. Der Robert ist auch nicht mehr auf der Wacht gestanden vor ihrem Fenster in der Samstagnacht und die Thür wird stets sorgfältig verschlossen gewesen sein.

Die Männer des Hofes waren übrigens fortgezogen, nur die beiden Diener der Herrschaft und der alte Bauer waren im Hofe geblieben, um Anstalten und Vorbereitungen zu treffen zur Vergrabung der Wertsachen, zur Flucht der Herrschaft, wenn der Feind sich wirklich auch auf dem Berge zeigen sollte. Wenn das, dann noch höher hinauf ins Gebirge, wo versteckt in einem grünen Felsenkar eine Sennhütte stand.

In der Gegend waren nämlich schon Franzosen gesehen worden, zuerst in Rotten, bald in größeren Haufen, auch Reiterei und Wagenwerk. Auf der großen Wiese vor dem Jagdschloss zu Almstein hatten sie Lager aufgeschlagen, es hieß, der Bonaparte sei dort und er wolle sich im Falle einer verlorenen Schlacht das feste Waldschloss zur Zuflucht herrichten. So unglaublich diese Nachricht klang, so brachten Leute doch bald Botschaften, die verlässlicher schienen. Der Bonaparte sei wirklich in Almstein, er verkleide sich mit Vorliebe mit einem alten Mantel und reite auf kleinem, unscheinbarem Rosse, aber er sei leicht zu erkennen an seinem bartlosen Gesicht mit den schwarzen Haarfetzen über der Stirn, wie man ihn auf den Bildern sehe.

Das war allen Männern und Knaben, ja sogar den Greisen der Gegend in die Nerven gefahren und sie zogen aus mit Flinten, Sensen und Hacken, um den Bonaparte zu fangen. Wenn die Bauern seiner Herr würden, nachdem die Könige der Erde machtlos vor ihm zitterten — das wäre so was für die Zeitung! Na, vielleicht! Man kann's nicht wissen, welche Werkzeuge sich Gott auserlesen, um den Weltbösewicht zu vernichten.

In freudigster Erregung war die Herrschaftsköchin Stanzi. Die Franzosen in der Nähe! Vielleicht auch der Scherschang! Angedeutet hat er ihr so etwas, als ob er nachkommen wolle auf den Berg. Den Bonaparte wollen sie fangen, die paar Bauernkrüppel! Es ist zum Lachen! Ewig schade, wenn die Franzosen den kürzeren ziehen und wieder davonmarschieren müssten. Diese schönen feinen Herren! Und das ist auch wahr, der Franzose als Feind ist artiger, wie der Deutsche als Freund. Ist's nit wahr? — Sein soll's nit heutzutag, dass man einen Franzosen gern hat! Na, das möcht' ich schon wissen, wer mir dieses eilste Gebot wollt'

aufbringen. Der deutschen Herrschaft schmeckt die französische Küche recht gut, und unsereiner wollen sie den Scherschang nit vergunnen. Na, wartet nur, bis sie erst Herren sind im Land! Der Bonaparte hält es mit den gemeinen Leuten, die hohen Herrschaften mag er nit. Die Grafen und Barone können nachher krautschneiden und mein Scherschang wird General. . . .

Solche Betrachtungen hegte die Stanzi, während sie auf dem Brett einen Krautkopf klein schnitt für einen Salat zum Lämmernen.

Aber noch bevor Salat und Lämmernes auf den Tisch kam, trug sich das Weltereignis zu. Ein barfüßiger Hirtenjunge kam gelaufen: „Den Bonaparte! — den Bonaparte hätten sie! Mit Haut und Haar. Sie hätten ihn gleich an den Holzbirnbaum hängen wollen, aber der Jäger Balduin habe gesagt: Nichts umbringen! der gnädigen Gräfin bringen auf den Kürnhof zum Präsentel. Solch ein Wunderthier habe die Gnädige ihr Lebtag nicht gesehen. Die gibt ein gutes Trinkgeld. Sie werden bald da sein mit ihm."

Und nicht lang, so lärmte die Rotte über den Almboden heran, in ihrer Mitte mit Stricken und Ketten und Riemen gefesselt den Kaiser der Franzosen. Er hatte sich eng in seinen bekannten Mantel geschlagen und die Mütze tief in die Stirne gedrückt. „Erzräuber! Welscher Geier! Canaille! Galgenstrick!" Das waren die Ausdrücke der Reverenz, die man dem Welteroberer darbrachte. Der Jäger lief voraus, stürmte ohne anzuklopfen in die Wohnung der Gräfin: „Gnaden Frau! Ich bitt' hinausgehen! Ich bitt' unterthänigst! Eine Überraschung! Eine große Überraschung!"

„Was habt ihr denn, Leut'?"

„Den Kerl haben wir! In Almstein auf der kleinen Wiese abgefangen. Den Bo — Bo — Bonaparte!"

„Wen, den Napoleon?"

„Nur sich selber überzeugen Gnaden Frau Gräfin. Comtesserl auch mitkommen!"

Die Frauen wurden förmlich ins Freie geschleppt. Im Hofe ein schreiender, drohender, springender Menschenhaufen. Der Gefangene zwischen sechs Männern, der Lenz und der Zenz darunter, die ihn nach allen Seiten hin mit Stricken und Riemen festhielten, gleichsam als wollten sie ihn auseinanderreißen. So kauerte er, halb kniend, auf Stalldung. Der Zenz schlug ihm die Mütze vom Kopf, der Lenz zerrte brüllend des Gefangenen Mantel auseinander.

„Der Scherschang!" kreischte die Herrschaftsköchin Stanzi und sprang mit offenen Armen auf den Gefangenen los. Der Hanssohn Robert kam herbei: „Was macht ihr denn da? Der Bonaparte? Wo? Wer? Der da? Ha, ha, ha. Das ist ja ein französischer Feldwebel, soviel

ich mich auskenne. Lockert dem armen Teufel doch den Halsstrick, seht ihr denn nicht, dass er schon die himmlische Farbe kriegt?"

„— — Das ist doch schon des Teufels!" knurrte der Knecht Lenz, „jetzt haben wir heilig gemeint, wir hätten den Bonaparte. Was lügt er uns denn aber an, der Hund?"

Wer hatte gelogen? Sie wussten es nicht, er war nicht mehr vorhanden, der freche Bursche, der in Almstein auf der Wiese geschrien: „Seht jener dort, der just ins Gebüsch steigt, der ist es! Der ist es!"

Sein that er es allerdings, aber nicht der Cäsar war's. Der Stanzi ihrer war's!

Die Gräfin befahl missmuthig, man solle den Mann frei lassen. Die Bande nahmen sie ihm ab, aber frei ward er nicht, denn fest hielt ihn die Magd umschlungen mit schweren, unlöslichen Armen.

Der Scherschang bekam etwas zu essen, ja man will wissen etwas sehr Gutes. Jedenfalls vom Lämmernen nicht das verächtlichste Theil. Er blieb im Hause und half das Späthen einbringen. Er benahm sich gutmüthig, sprach einige Worte deutsch, im weiteren verkehrte er mündlich nur mit der Freundin.

Und das war der Napoleonfang gewesen zu Almstein auf der Wiese.

Dass der wahrhaftige Bonaparte noch frei waltete, das hat sich leider schon in den nächsten Tagen gezeigt. In den Hof kam die Nachricht, von der Almsteiner Gegend hätten die französischen Streifungen sich wieder verzogen, hingegen müsse im unteren Thale, in der Umgebung des Schlosses Kronburg, eine Schlacht entbrennen. Eine große Schlacht, über den Vorbergen sehe man blauen Rauch aufsteigen und in den Rinwäldern wiederhalle es wie von Kanonenschlägen.

Die Gräfin und die Comtesse, geführt vom Hausfohne Robert und gefolgt von einem Diener, giengen über die Hochmatten hin. Es war ein klarer, kühler Frühherbsttag. Auf den Almen weideten Herden von scheckigen Kühen, deren Glockengeläute manchmal wie das Summen einer Hummel ans Ohr drang. Aus Schluchten schimmerten die weißen Bänder der Sturzbäche. Die fernsten Berge standen klar und scharf auf in die lichte Himmelsrunde. Auf einzelnen lag Schnee. Zu den Füßen der Wanderer standen Kleeblumen und Steinnelken. So giengen sie über die Höhen hinaus im Frieden der Natur, um von Ferne ein Menschenschlachten zu sehen.

„Es ist ganz dumm!" sagte der Bursche Robert im Gespräche mit der Gräfin. „Wenn man's bedenkt, der Scherschang ist ja auch ein Mensch wie unsereiner; ich habe ihn gestern in die Wade gezwickt, er schreit genau so auf wie der Zenz oder ein anderer. Und arbeiten und essen

und beten und lachen thut er auch so. Und so Leute sollen einander niederbrennen wie Rauberskerle? Es ist eigentlich zu dumm."

„Das versteht Er nicht", antwortete die Gräfin. Die Comtesse pflegte stets, wenn der Robert sprach, die kleinen Ohren zu spitzen, sie fand es ganz merkwürdig, was der Bursche jetzt gesagt hatte. So etwas war ihr selber nie eingefallen, hatte es auch nie gelesen oder gehört, nicht einmal von der Kanzel, dass Leute, die einer sind wie der andere, einander nicht sollten niederbrennen! Es ist eigentlich doch merkwürdig.

Nach einer Stunde kamen sie zur Stelle, wo die Almmatte plötzlich aufhört und der senkrechte Abgrund ist. Von unten geschaut, eine wüste Felswand, der man ihre freundlichen Grasflächen auf dem Scheitel nicht ansieht. Von dieser Höhe aus ist das ganze Thal zu überblicken. In demselben lag ein dünner blauer Dunst, aus welchem stellenweise dichte Rauchballen aufstiegen. Fortwährendes dumpfes Donnern, das aus fernen Tiefen heraufkam, ließ bald erkennen, was es gab. Auch trug die Luft manchmal ein feines Knattern daher, als brassle irgendwo ein großes Feuer. Der Diener sagte: „Euer Gnaden, das ist Gewehrfeuer. Endlich! Endlich!"

Im Thal entbrannte das Ringen. Die Leute auf dem Berg schauten durch das Fernrohr, sahen im Dunste breite dunkle Massen, die sich sachte verschoben, sahen manches Blinken und Glitzern, hie und da ein Aufblitzen, weiter war nichts Rechtes zu erkennen. Der Diener hatte schon einen grauen Bart, aber er wurde jetzt seltsam unruhig, stampfte mit dem Bein, zuckte mit den Armen, plötzlich trat er nahe zur Gräfin heran und sprach: „Ich diene der gnädigen Herrschaft seit fünfundzwanzig Jahren. Aber wenn ich jetzt um einen Tag Urlaub bitten dürfte!"

„Urlaub? Er uns jetzt verlassen? Was Ihm einfällt!"

Der Diener schnob durch die Nase und trat in den Hintergrund.

Mit bangendem Herzen hatte die Gräfin schon vorher ausgeblickt nach dem Schlosse. Dort im unteren Thal musste es doch stehen. Sie sah es nicht. Erst nach langem Schauen trat aus dem dichten Dunste das winzige Mauerviereck hervor, aber in seiner nächsten Nähe wogten frische Rauchballen auf und verdeckten wieder das Schloss. Die Matrone legte ihre Hände an einander wie zum Beten. „Mein Gott im Himmel", murmelte sie, „unsere alte Stammburg, das liebe Haus! Mit seinen Schätzen! dass es so sollte zugrunde gehen müssen. Durch diese schrecklichen Fremdlinge!"

Über die Matten her kamen mit großen klobigen Schritten zwei Männer geeilt. Robert erkannte den alten buckeligen Holzer Friedl und den hinkenden Halter Zaggel. Sie trugen über der Achsel Haken und Krampen, auf dem Rücken Bündel. Der Schweiß rann ihnen von den verwitterten Gesichtern.

Digitized by Google

„Wohin so eilig? fragte der Robert.

„Das kannst dir wohl denken." antwortete der Halter unwirsch.

Dann sprangen sie den Felsensteig hinab gegen das Thal.

Zwei Augenblicke stand der Bursch unbeweglich still, seine Stirn röthete sich, seine Augenwimpern zuckten auf und nieder. „Leut'! Ich geh auch mit!" schrie er den Männern nach und lief über Schutt und Stein hinab.

Die Frauen schauten ihm sprachlos nach. Die schönen Augen der Comtesse huben an zu glühen. Das ist derselbe, der vorhin das merkwürdige Wort gesagt hatte. Und doch geht er jetzt in die Schlacht! In ihrem jungen Herzen war eine heiße Freude.

Das Donnern aus dem Thal währte den ganzen Tag und als es zu dunkeln begann, sah man die Blitze und Lagerfeuer, deren unzählige in der weiten Niederung leuchteten. Endlich war das Krachen der Geschütze verstummt, aber unsere Frauen standen noch immer am Berghange und beobachteten die Vorgänge im Thal. Durch das Fernrohr bemerkte die Gräfin, dass im Schlosse Kronburg alle Fenster beleuchtet waren. Die fremden Sieger in der alten deutschen Burg! Vielleicht hatte der Bonaparte selbst sein Quartier aufgeschlagen im Schlosse und macht den Speisesaal zu einem Pferdestall und feiert ein bacchanalisches Fest. Betrunkene Officiere halten Orgien im altehrwürdigen Ahnensaal, rohe Soldaten strecken sich in kothigen Stiefeln auf die Sammtsophas im Boudoir .... Die Gräfin stöhnte auf. — Mittlerweile begann sich über dem beleuchteten Schlosse ein rother Qualm zu erheben und bald schlugen aus Dach und Fenstern die hellen Flammen hervor.

„Besser, es brennt nieder, als es wird entehrt!" rief die Comtesse hell. „Aber, Mama! Das ist ja unser Schloss nicht. Das Schloss steht weiter hinten. Das sind eher die Murhöfe bei St. Johann!"

Mit diesem Troste gieugen sie in eitler Nacht dem Kürnhof zu. Am nächsten Morgen zur frühen Stunde standen sie freilich wieder draußen an der Wand und schauten hinab. Im Thale war's heute so klar, dass man den Fluss und die weißen Fäden der Straßen deutlich sah. Nur stellenweise stieg ein bläuliches Rauchfähnchen auf. Alles lag so freundlich wie in tiefster Friedenszeit. Und das Schloss Kronburg — dort auf dem Hügel stand es und —

„O Madonna!" kreischte die Gräfin auf und das Rohr sank aus ihrer Hand zur Erde.

Das Schloss hatte kein Dach, und seine schwarzen Fensterhöhlen starrten hohl.

Das Fräulein blieb ruhig und führte die Gräfin über die sonnigen Matten zurück in den Bauernhof.

Am nächsten Tage kam ein Thalbote in den Kürnhof und brachte der Gräfin den Brief.

„Mein theueres Weib!

Wenn Du diese Zeilen in Deiner Hand hältst, wird der letzte Welschmann aus unserem Thale verschwunden sein. Eine vierzehnstündige Schlacht. Wir haben gegen zweitausend Todte zu begraben, die Mehrzahl Franzosen. Leider muss ich Dir auch schreiben, dass unser liebes Haus niedergebrannt worden ist. Nach allem Anschein durch Verrath. Oberlieutenant Strölche, der junge Fant, dem wir so arglos unser Haus offen hielten. Er wurde mehrmals in Gesellschaft französischer Officiere gesehen und soll auch dabei gewesen sein, als sie das Schloss plünderten und in Brand steckten. Seither ist er nicht mehr zu sehen, mit dem Feinde davon. Eine bittere Erfahrung.

Mein Weib, mein Kind, ich bitte Euch, bleibt aufrecht. Ich hoffe, dass nun endlich Frieden wird, der General sprach mir von einem vollständigen Abzug des Feindes. Unser Haus wird in längstens zwei Jahren wieder erstanden sein, dann soll es nicht einen Stecknadel Wert welschen Luxus an sich haben. Deutsches Haus, deutsches Leben, das habe ich mir geschworen zur Stunde, als das Feuer der Welschen aus den Dachgiebeln des Schlosses brach. Sie haben uns mit ihrem Brauch und Tand geschmeichelt, verweichlicht, verführt, dann bekriegt und besiegt. Mit Hilfe des treuen Volks aus Dorf und Hütte haben wir uns noch einmal ermannt. Sie sollen nicht wieder kommen!

Auf baldiges frohes Wiedersehen, meine Lieben, küsst Euch Euer

Gatte und Vater

Hans Graf Kronburg."

„In Gottesnamen!" sagte die Gräfin, als der Brief gelesen war. Sonst sagte sie nichts mehr. Auch die Comtesse sagte nichts, desto mehr aber dachte und that sie. In die Küche gieng sie und befahl der Stanzi, vom Brunnen Trinkwasser zu holen. Während die Köchin fort war, zog sie rasch aus dem Busen drei zierliche Büchlein und schleuderte sie ins Herdfeuer. Als jene mit dem frischen Trunke zurückkam, krümmten sich noch die letzten Blätter in der Glut. — Wollte sich der artige Herr Spender selbst so krümmen in der Glut! Das war des Fräuleins heißer Wunsch.

Bald darauf war's, dass die zwei Mädchen wieder einmal zusammensaßen in der Kammer. Die Hilda that Flachs hecheln und die Comtesse schaute zu, wie der zarte Strähn sich lind durch die hundertspießige Hechel zog.

„Hilda, ich beneide dich sehr", sagte plötzlich das vornehme Fräulein.

„Du liebe Gräfin", antwortete das Bauerndirndl, „freilich ist's jetzt hart für dich, dass sie euer schönes Schloß abgebrannt haben."

„Nicht um dein Haus beneide ich dich. Vielmehr, daſs du ſo arbeiten kannſt. Daſs dir alles was du angreifſt, ſo von der Hand geht. Ich denke mir, wer das kann, dem kann gar nichts geſchehen auf der Welt.“

„Wahr iſt's. Wir Arbeitsleute ſind erſt arm, wenn ſie uns die Hände abhacken. Aber ſchau, Comteſſel, muſs es dir ſchon noch einmal ſagen, wenn du anſtatt der dummen welſchen Bücheln eine Arbeit in die Hand nähmeſt, ſo thät's es auch. Und wärſt luſtiger dabei. Wenn ich dein Schatz wär oder dein Mann, ſolche Bücheln wollt' ich dir ins Feuer ſchmeißen.“

„Er hätte es nicht mehr nöthig“, antwortete die Comteſſe leiſe.

„Auguſtina, ſag' mir einmal, wo ſteckt er denn jetzt, dein Schatz?“

„Wo ſteckt denn der deinige?“ fragte die Comteſſe.

„Der meinige, der Nickel? Der iſt ſchon zurück. Ich kann dir ihn aber noch nicht aufzeigen, weil er ein großes Pflaſter im Geſicht hat. So ein franzöſiſcher Lalli hat ihm eine Kugel in den Backen geſchoſſen. Iſt's Loch zu, nachher heiraten wir. Ich mag nimmer länger warten, weißt du. Ich hab' Angſt genug ausgeſtanden um ihn. Teuxel noch einmal! Wenn ſie mir ihn z'ſammgeſchoſſen hätten, nachher kunnt ich als alte Jungfrau ſterben, das wär' noch ſchöner!“

Betrübt entgegnete die Comteſſe: „Als Jungfrau ſterben — wäre ja freilich auch ſchön . . .“

„Ja, wen's freut. Ich will Kinder kriegen. Iſt's nicht wahr? Willſt nit du ihrer auch haben?“

„Ach, Hilda, bei mir iſt's anders geworden. Mein Glück iſt vorüber.“

Sagte die Hilda: „Wenn dein Herr Bräutigam ein rechter Bräutigam iſt, ſo ſoll er jetzt herfürgehen und ſich um dich annehmen und dich in ſein Haus führen, weil du ſelber keins haſt. Er wird doch nit auch angeſchoſſen ſein!“

Nach einem Zögern antwortete die Comteſſe: „Er iſt todt“ und ſank der Freundin weinend um den Hals.

Daſs er mehr als todt war, der Herr Oberlieutenant, ſie hat's verſchwiegen. Und verſchwiegen hat ſie anderes. —

Im Gaſthauſe zu Almſtein feierten die heimgekehrten Sieger ein Feſt. Vormittags Dankamt, nachmittags Tanzmuſik. Die Männer und Burſchen zeigten ihre Trophäen auf: Franzoſenſäbel, Patrontaſchen, Mützen, Blechbüchſen, Piſtolen. Der Holzer Friedel und der Halter Zaggel hatten den Fetzen einer Regimentsfahne erwiſcht. Der Knecht Zenz wies mit Stolz eine Tambourtrommel und ſchlug darauf mit den Fäuſten den Takt zur Tanzmuſik. Ein Köhlerjunge hatte einem todten Soldaten das Verdienſtkreuz vom Rocke geſchnitten, damit er auch etwas nach Hauſe bringe, der wurde zur Thür hinausgejagt. Die merkwürdigſte Siegesbeute brachte der Bauernſohn vom Kürnhofe heim, einen ganzen lebendigen

Franzoſen. Mit einem alten Kugelſtutzen hatte er dem Mann ein Bein abgeſchoſſen. Als der Getroffene hinfiel, ſprang ihm der Robert bei, trug ihn aus dem Schlachtgetümmel, legte ihn auf einen Leiterwagen, vermittelte einen Feldſcherer und hat ihn dann mit zwei Ochſen nach Almſtein führen laſſen. Im Pferdeſtall des Wirtes lag der arme Teufel. Der Robert gieng mindeſtens alle halbe Stunden vom Tanzboden weg und hinaus zu ſeinem Gefangenen, um ihm Labuis zu reichen oder den Verband zu prüfen oder zu ſehen, ob der fröſtelnde Mann wohl gut zugedeckt ſei mit den Pferdekotzen. Etliche Jungen kamen in den Stall, um ſich den Welſchen anzuſehen und ihn zu verhöhnen. Denen verſetzte der Robert mit der Peitſche etliche Mercks, daſs ſie auseinanderſtoben.

„Den laſst mir in Ruh, der gehört mein!“ rief der Burſche, und das ging alle an, denen es etwa nicht recht war, daſs er den verwundeten Soldaten hegte und pflegte. — Der gehört ſein, den hat er ſelber geſchoſſen! — —

Am nächſten Tage wurde der Bleſſierte in den Kürnhof hinaufgebracht und der Robert räumte ihm ſeine Kammer und ſein Bett ein. Die Hausmutter brachte ihm manches ſtärkende Süpplein und der Alte ſaß bisweilen neben dem Lager, rauchte ſeine Pfeife und wackelte mit dem Kopf. Und ihr Fürnehmen war ſo: Der Welſche ſoll geſund werden, und wenn er geſund iſt, dann jagen wir ihn ins Franzoſenland. Und dann ſoll er ſich's merken.

Die Comteſſe Auguſtina gieng nicht mehr über die Alm hin, nicht mehr hinaus zum großen Spiegel der Hilda, nicht mehr vorüber an der Schoppenthür, wo Robert oft auf der Hanſelbank ritt um Hausgeräthe auszubeſſern. Sie war aus ihrer Stube nicht hervorzubringen und bat ihre Mama dringend und dringender, dieſes Haus zu verlaſſen und in die Landſtadt zu ziehen, wo eine Wohnung für die gräfliche Familie bereitet worden war. Aber als ſie Abſchied nahm von der Freundin Hilda, kam ihr die Rede aus: „Wenn Schranken nicht wären, jetzt wüſste ich ſchon, welchen! . . .“ Mit tieferen Wunden, als die Krieger aus der Schlacht, iſt das arme vornehme Fräulein dahingezogen.

Sie ſoll kein welſches Verführungswerk mehr geleſen, keinem Galan mehr geglaubt, hingegen aber einem ſchlichten deutſchen Edelmann ihre Hand gereicht haben.

Die Küchentrabantin Stanzi jedoch iſt bei ihrem Franzoſen geblieben, der Scherſchang iſt Gärtner geworden im neuen Schloſſe Kronburg, ſein Spitzname aber war und blieb: „der gefangene Bonaparte“.

Reiſegefährtinnen.

Von Heinrich Hege.

Das Dampfroſs hält. Der bärt'ge Schaffner klinkt
Die Thüre auf. Es ſteigt zu mir herein —
Der ich ſchon viele Stunden ſchlummernd fuhr,
Allein mit meinen Träumen — ſieh', es ſteigt
Ein Mädchen jetzt zu mir herein.
Sie trägt
Ein weißes Sommerkleid und drauf getupft
Sind tauſend Blümchen. Ihren großen Hut
Mit blauem Bande trägt ſie um den Arm,
Von Feld- und Wieſenblumen einen Strauß
Hält ſie mit Sorgfalt in der Hand.
Es weht
Ein ſchlichter Blumenduft mir zu.
Da ruft
Von draußen eine Stimme: „Margareth!"
Sie ſieht hinaus.
In gold'ner Fülle hängt
Ihr Zopf bis an die Hüfte.
„Margareth",
Spricht draußen eine Stimme, „grüße mir
Den Vater und die Mutter und den Ohm
Und deinen Bräutigam, und allen ſag',
Die alte Tante ſei fidel wie ſtets.
Den Schinken ſchick' ich euch per Poſt und dann —
Vergiſs mir nicht den Kranz auf Onkels Grab!
Ich hoffe, in der nächſten Woche euch —"

„Platz!" ruft der Schaffner, „fertig!" und es tönt
Ein ſchrilles Läuten — ein Trara — ein Pfiff!
Das Mädchen winkt mit Haſt: „Adieu! Adieu!"
Wir fahren.
Ihr Geſichtchen ſeh' ich nun.
Es iſt nicht ſchön. Kaum hübſch. Ein Mädchenkopf,
Wie tauſend and're ſind. Zum blonden Haar
Gehören blaue Augen — das iſt ſo

Im deutſchen Land der Brauch. Ihr Näschen iſt
Zwar etwas ſtumpf, doch in Beſcheidenheit.
Das Kleidchen ſitzt ihr gut.
So wie ſie jetzt
Dort in der Ecke ſitzt und unverweilt
An mir vorbei durchs off'ne Fenſter ſchaut,
Scheint ſie zu ſagen:
„Etwas bin ich auch!
Ich bin, ſo wie ich bin. Ein Plätzchen iſt
Für mich auch in der Welt. Ich füll' es aus! —

Und wie ich ſie betrachte, wird mir warm
Ums Herz und meine Seele ſpricht zu ihr:

Nun fährſt du zu den Deinen! Alle ſind
Schon voll Erwartung. Alle ſind dir gut!
Du ſiehſt, wohin du ſchauſt — nur Liebe! Zwar —
Es iſt nicht jene Liebe, die das Herz
Mit ſchaurig-ſüßem Flammenkuſs verſengt
Und uns zu Göttern macht in Weh und Luſt —
Doch iſt es Liebe auch! Es iſt vielleicht
Sogar die beſſ're Liebe, denn es iſt
Die dauerhafte, die geſunde iſt's,
Die Alltagsliebe! Iſt nicht groß, nicht klein!
Sie füllt dein Herzchen aus und — thut nicht weh!

So fährſt du zu den Deinen. Und es iſt
Auch deine Zukunft ſchon voll Sonne. Zwar —
Es iſt nicht jene Sonne, deren Strahl
Uns wie ein blendend Himmelslicht begrüßt,
Und die, ſelbſt wenn ſie lange ſchon verſank,
Voll Wehmuth uns ein Leben lang verklärt,
Fortdauernd wie ein ew'ges Abendroth —
Doch iſt es Sonne auch! Du fandeſt ſchon
Den treuen Arm, der dich durchs Leben führt.
Dein junger Leib iſt halb noch Knoſpe, halb
Zur Blüte ſchon herangereift. Und wie
Ein Traum aus einer Sommernacht liegt ſchon
Der Kuſs des Bräutigams auf deinem Mund,
Auf deinen weichen Lippen —
Langſam rollt
Der Zug. Jetzt hält er ſtill. Der Schaffner ruft:
„Bad Kirchfeld!"
Ein Gewirr von Stimmen ſchallt,
Ein Rufen und Gelächter vom Perron.
Ich ſeh' hinaus.
In einem Kreis von Herr'n,
Von jungen, alten, Militär, Civil,
Steht eine Dame.

Plötzlich ſchreitet ſie
Zum Zuge und es öffnet ſich mit Haſt
Die Thür' zu meinem Wagen. Es erſcheint
Ein Dienſtmann, der zwei Schachteln trägt und dann
Erſcheint ein Rieſenſtrauß.
Die Schachteln ſind
Verſorgt, der Dienſtmann geht. Und nun bewegt
Der Rieſenſtrauß ſich mühevoll herein,
Ein heftiger, vielfält'ger Blumenduft
Erfüllt die Luft.
Der Dame fällt ein Tuch,
Das ſie am Arme trug, zu Boden. Ich
Erhebe es mit Eile und ſie ſagt
Mit ſeinem Lächeln: „Merci bien, monsieur!"

Von draußen rufen Stimmen: „Gnäd'ge Frau!"
— „Nun, meine Gnädige, Sie werden doch
Im letzten Augenblick, der uns gegönnt,
Sich den Bewunderern nicht ſchon entzieh'n?"
— „Madame! So kommen Sie ans Fenſter!" und
Sie tritt ans Fenſter.
Draußen lauſcht die Schar
Von Jungen, Alten, Militär, Civil.

Die Dame neigt ſich vor: „Ich danke euch
Für eure Ritterthaten! Alle habt
Ihr treu in meinem Dienſte ausgeharrt.
Ich dank' euch, Kinder! Aber — o mon dieu!
Da fällt mir ein — mein Schirm! Ach Gott, ich ließ
Im Reſtaurant ihn liegen!"
Schon erſcheint
Ein Lieutenant im Gewaltſchritt und er reicht
Ihr den Vergeſſ'nen mit verliebtem Blick.
„Ach, tauſend Dank, Baron! — Sie, Doctor Horn!
Vergeſſen Sie um Gotteswillen nicht
Das Manuſcript mir nachzuſenden, denn
Am Elften iſt die Probe! Aber — Graf!
Nein, das iſt drollig! Ihr Geſicht! Sie ſchau'n
So melancholiſch drein und düſter wie
Hamlet bei ſeiner Frage! Hör'n Sie nun
Die Todtenglocke? Drittes Läuten! Ja,
Es muſs geſchieden ſein, Graf!"
„Fertig!" ruft
Der Schaffner; ein Trara — ein Pfiff. Der Zug
Beginnt ſich langſam zu bewegen.
„Nun
Ade, ihr Ritter!" ruft die Dame und
Mit ihrem Spitzentuch winkt ſie Ade.
„Auf Wiederſeh'n im Stadttheater!" ruft
Der Männerchor.

Nun braust der Zug davon.
Die Dame geht zu ihrem Sitz und wirft
Sich lässig in die Ecke. Noch ein Blick
Auf ihr Gepäck, dann — auf den Strauß, dann — auf
Das Mädchen, dann — auf mich, dann — legt sie müd
Ihr Haupt zurück und schließt die Augen.
Nun
Kann ich mit Muße sie betrachten.
Ach,
Sie ist wohl nicht mehr jung! Doch ist sie noch
Ein schönes Weib! Wie jetzt um ihren Leib
Das dunkle Seidenkleid sich strafft und wie
Das schwarze Haar mit feinen Löckchen sich
Auf ihre weiße hohe Stirne senkt,
Und wie ein Leidenszug um ihren Mund
Noch kämpft mit einem letzten Lächeln, das
In ihren schönen Mienen leise zuckt,
Da will sie mir bedeuten, dass sie noch
In ihrer Blüte steht, um die sie kämpft,
Solang' sie noch mit eigener und auch
Mit fremder Macht um sie noch kämpfen kann.

Und wie ich länger sie betrachte, kommt
Ein Etwas über mich — es ist ein Spiel!
Halb Seherdünkel, halb Prophetenwahn:
Halb Hirngespinst, halb Poetengeist.
Und meine Seele liest von ihrem Mund:

„Ich bin so müde! Dieses ekle Spiel
Schleppt sich nun fort durch Jahre. Tag für Tag!
Dem Weibe — bringt man Huldigungen dar,
Die Künstlerin — belächelt man! Ach Gott —
Die Künstlerin!! War ich es jemals denn?
In zweiter und in dritter Rolle kriecht
Mein Dasein in der Kunst. Die Bretter, die
Die Welt für mich bedeuten sollten, die
Betrete ich als Bettlerin um Brot.

Ich bin so müde! Seit mein Gatte todt,
Bin ich nun ganz vereinsamt. War er mir
Auch nur Ernährer und ich ihm ein Spiel
Für müß'ge Stunden, war er doch mein Mann.
Es war doch eine Seele da, an der
Ich eine Stütze hatte. Er allein
Gestand in Wahrheit mir, was ich ihm sei:
Ein schönes Weib und — keine Künstlerin!

Ja, ich bin müde! Diesen Gecken bin
Ich glücklich nun entfloh'n. Doch werden sich
Wie Pilze and're sammeln, wo ich steh'.

Ein ledig Weib, dazu noch nebenbei
Ein wenig Künſtlerin — das iſt für ſie
Ein Leibgericht! Wie dumm iſt meiſtentheils
Das, was ſie ſprechen, und wie häſslich iſt
Das, was ſie wollen. —
Ach, mein einz'ger Troſt
Iſt, wenn im Kreiſe dieſer Laffen ich
Mein Daſein friſte, jenes Einzigen
In Wehmuth zu gedenken, der mein Herz
Zum erſten- und zum letztenmal beſaß —
Des Jugendfreundes aus meiner Mädchenzeit.
Iſt das nicht Glück genug, daſs einmal ich
Aus ganzem Herzen lieben durfte? Daſs
Mir jene Liebe wurde, die das Herz
Mit ſchaurig-ſüßem Flammenkuſs verſengt
Und uns zu Göttern macht in Weh und Luſt?
So groß war dieſes Glück, daſs, mir zum Troſt,
Noch die Erinn'rung als ein Glück erſcheint.
Sie dauert wie ein ew'ges Abendroth!
So ſchlepp' ich meine Tage! Ja, ich bin
— Das iſt es eben — bin vielleicht zu gut
Für das, was ich bedeute! Dieſer Kreis
Von gier'gen Laffen ſteht um mich herum
Und thut mir ſchön und alle ſind verliebt
In mich und keiner liebt mich! — — —"

— So ſpann ich die Gedanken. Und ich ſah
Bald auf des ſchönen Weibes müden Mund
Und bald auf Gretchen, auf das blonde Kind.

Das Hoferdenkmal in Mantua.

„Wie konnte ich durch Tirol reiſen, ohne an das ‚Trauerſpiel' zu denken?" Uns ergieng es gerade ſo wie dem Dichter der „Reiſebilder". Auf Schritt und Tritt wird man an die Heldengeſtalt des Sandwirts erinnert, wenn man das ſchöne, herrliche Land von Nord nach Süd durchquert. In der Hofkirche zu Innsbruck prangt der Bauerngeneral in blendendem Marmor, auf der Höhe des Iſelberges in gleißendem Erz. In der Tribuna des Muſeums der Landeshauptſtadt ſieht man ſeine Geſchichte, von Franz Defregger meiſterlich — mit dem Pinſel — geſchrieben, ein Ruhmestempel für den einen wie für den anderen. Im Paſſeier erhebt ſich eine maleriſche Kapelle, in Wort und Bild den Tell vom Land Tirol verherrlichend. Die Hütte, wo der Sandwirt von einem

goldlüſternen Schufte verrathen wurde, das Haus in Meran, wo ſein Verhör durch den Heerführer der Franzoſen ſtattfand, das Haus ebendort, wo er die letzte Nacht vor ſeinem Leidensgange nach Mantua zugebracht, ſie alle wurden von pietätsvoller Hand mit Erinnerungstafeln geſchmückt. In dem vielbeſungenen Curorte an den Ufern der Paſſer lauſcht alljährlich im Lenz und im Herbſte eine andächtige Menge dem Hoferſpiele. Auf dem luſtigen Gipfel des weinumkränzten Küchelberges, wo der Sieger vom Berge Iſel zuletzt die Köpfe der Franzoſen blutig geſchlagen, ſoll ihm ein Denkmal erſtehen, das beſtimmt iſt, wie ein koloſſales Wahrzeichen weit in das Land hinaus zu blicken. Im großen deutſchen Dichterwalde widerhallt es förmlich von den Geſängen zu Ehren Hofers. Er wird von Moſen, Körner, Rückert, Pyrker, Schenkendorf und Uhland gefeiert, der minderen Stimmen im Chore gar nicht zu gedenken. Er iſt wenigſtens fünfmal, darunter von Immermann und Berthold Auerbach, dramatiſiert worden.

Wir fuhren durch die Klauſe von Verona und, ohne uns von Romeo und Julie aufhalten zu laſſen, geradewegs nach Mantua.

„Dort ſtand er feſt auf der Baſtei,
Der Mann vom Land Tirol."

Hier ſchmachtete der treue Hofer im Gefängniſſe, hier hauchte er ſeine Heldenſeele aus, hier wurde er zur Ruhe beſtattet.

Wir haben niemals von einem Hoferdenkmale in Mantua gehört. Wohl aber wuſsten wir, daſs ſich die Nachkommen der Mitbürger Vergils zwei Monumente errichtet haben, die ſo lange fortleben werden, als das Andenken an Andreas Hofer ſelbſt. Sie boten ein Löſegeld von fünftauſend Scudi und mehr für die tiroliſchen Gefangenen, und die Judenſchaft von Mantua ſtellte dem Sandwirte den Vertheidiger vor dem Kriegsgerichte. Als über Leben und Tod des Kämpfers für die Glaubenseinheit gewürfelt wurde, — ſtand ein Jude zu ſeiner Seite, und ſo hinreißend war ſeine Beredſamkeit, daſs zwei Mitglieder des Blutgerichtes für Losſprechung, einige nur für eine Kerkerſtrafe geſtimmt haben ſollen.

Die Italiener haben den Gaſtwirt vom Sand faſt nur Barbone, den Großbart, genannt. Die Erinnerung an ihn war jedoch in der alten Reſidenz der Gonzaga ſo gut wie erloſchen. Mit Mühe haben wir in Erfahrung gebracht, in der Citadelle, die weit von der Hauptfeſtung gelegen und durch einen See von derſelben getrennt iſt, ſtünde eine „pietra", ein Stein, der einem von den Franzoſen erſchoſſenen Tiroler „dai Tedeschi" — von den „Deutſchen" geſetzt worden ſei. Wir machten uns unverweilt auf den Weg.

Die Citadelle in Porto iſt ein Feſtungsſtädtchen für ſich, kaum ſechshundert Seelen faſſend, die unter dem Erzprieſter von San Michele einen eigenen Pfarrſprengel bilden. Wir kommen auf die Piazzetta, welche

mit einem mächtigen Thorbau, der Porta Maggiore, abschließt. In einer Boutique fragen wir nach der Pietra del Tirolese. Man weist uns gerade gegenüber, wo die Dammböschung herauslugt zwischen dem letzten Hause und dem großen Thore. Weit und breit ist kein Mensch zu erblicken, und tief ergriffen schreiten wir ganz allein über den mit Dünger bedeckten kahlen Anger — ein trostloser Anblick — zum Dammfuße hin, — wo das — Hoferdenkmal! steht. Ein Stein von kaum eineinhalb Meter Höhe in Form eines überhöhten Würfels, vollkommen schmucklos, mit der verwitternden Inschrift: „Andreas Hofer am 20. Februar 1810“ und einem kleinen eingemeißelten Kreuze darunter. Ein eisernes Gitter in primitivster Ausführung umgibt den Stein, das Schloss ist gebrochen und der Thürflügel mit umwundenem Draht festgehalten.

Wir stehen beschämt auf dieser heiligen Stelle, die nicht würdiger bezeichnet ist, als das Grab des ersten besten Bauers auf irgend einem Dorffriedhofe. Andreas Hofer auf der Stätte seiner Siege vergöttert, — auf der Stätte seines Leidens und Todes — vergessen! — So ehrt Österreich, „an Ehren und an Siegen reich“, einen seiner größten Helden!

Ahnungslos und in der festen Überzeugung, dass wir auf dem Platze gestanden, wo der schlichte Sandwirt seine edle, große Seele ausgehaucht, verließen wir die Festungsstadt am Mincio und kehrten in unsere Heimat zurück. Hier stürzten wir uns mit einem wahrhaften Heißhunger auf die historische Hoferliteratur, um uns von neuem von dem Gefühle staunender Scham übermannen zu lassen.

Nach unseren Reisehandbüchern (Gsell-Fels und Baedeker) und nach Beda Weber wurde Hofer in der Citadelle von Mantua, — nach Hormayr, Rapp, Egger und Stampfer „auf einer breiten Bastion ohnfern der Porta Ceresa“ füsiliert, das heißt nach dem ersteren in der von der Stadt abgetrennten, nördlich gelegenen Citadelle in Porto, — nach den anderen etwa sechs Kilometer weiter am Südende der Stadt.

Hofers Leib „wurde im damaligen Gottesacker der St. Michaelskirche zur Ruhe bestattet“, sagt Egger, — „zur Beerdigung bewilligte der Pfarrer Anton Bianchi einen Platz in seinem Garten, dem alten Gottesacker“ sagt Stampfer, und „in dem Gärtchen des edlen Priesters wurde er beerdigt“ sagt Hormayr. Und dieser „edle Priester“, „der Pfarrer von St. Michael“ heißt bei Hormayr Manifesti, bei Rapp und Stampfer Antonio Bianchi, und bei Egger Alessandro Borghi! — Alle Gewährsmänner schildern die in der Pfarrkirche St. Michael abgehaltenen feierlichen Exequien bei Hofers Bestattung; während aber Egger die Leiche im „damaligen Gottesacker“, also in geweihter Erde, bestatten lässt, ruft Hormayr entrüstet aus: „Es nahte der vierzehnte Jahrestag, dass Hofers

Überreste, wie die eines Verbrechers, noch immer in ungeweihter Erde lagen." — Diese Art der Geschichtschreibung reiht sich würdig an den unwürdigen Denkstein an. —

Wir konnten es nicht über uns bringen, Stillschweigen zu beobachten, und ließen unseren Unmuth gerade an Hofers sechsundachtzigstem Todestage in der „Meraner Zeitung" freien Lauf. Der Artikel wurde in der „Vorarlberger Landeszeitung" und sein wesentlicher Inhalt in der „Reichswehr" wiedergegeben. Der gefeierte Professor am Wiener Conservatorium Dr. Josef Gansbacher stellte uns Briefe seines Vaters Johann Gansbacher zur Verfügung, welche dieser als Oberlieutenant im Tiroler Jägerregimente in den Jahren 1814 und 1815 von Mantua und Padua aus an den Reichshofrath Karl Grafen Firmian gerichtet hatte, und aus denen mit Bestimmtheit hervorgeht, dass Hofers Grab „in der Citadelle in einem Gottesacker" gelegen war, und aus denen geschlossen werden muss, dass die Execution ebenfalls in der Citadelle erfolgt sei. — Ein höherer Postbeamter, derzeit im Ruhestande, der 1855 bis 1857 Telegraphist in Mantua gewesen, schrieb uns, dass genau an derselben Stelle, wo sich der jetzige Denkstein befindet, damals eine Tafel am Boden angebracht war mit folgenden ausgemeißelten Merkzeichen: „A. H. 1810" und darunter dreizehn Punkte, welche an die dreizehn Kugeln erinnern sollten, denen der „Blutzeuge" zum Opfer gefallen war.

Die Sache ließ uns auch weiter keine Ruhe mehr, und wir beförderten ein genau formuliertes Frageschreiben unmittelbar an den Erzpriester der Citadella in Porto, den Pfarrer von St. Michael.

Der hochwürdige Herr, Namens Luigi Tartari, zugleich ein angesehener Dichter Italiens, antwortete uns mit dankenswerter Schnelligkeit und Ausführlichkeit.

Gerade jener Band der Sterbematrikel, welcher den Zeitraum von 1720 bis 1812, demnach auch das Todesjahr Hofers, in sich schließt, sei von einem Hoferforscher entliehen, — und niemals zurückgestellt worden. Diese Quelle scheint also im Augenblicke versiegt, — um vielleicht doch noch einmal hervorzubrechen.

Vom Jahre 1803 bis 1812 sei Alessandro Borghi Erzpriester und Pfarrer bei St. Michael gewesen, und habe den Antonio Bianchi zum Nachfolger erhalten. Alessandro Borghi ist demnach der Pfarrer bei der Execution und bei den Exequien, — Antonio Bianchi jener bei der 1823 erfolgten Exhumierung. Damit wird die offenbare Verwechslung der beiden Geistlichen in den Werken der tirolischen Chronisten endgiltig beseitigt. —

Erzpriester Bianchi habe mit rührender Pietät um die in der Citadelle vorfindlichen Gräber österreichischer Generale Sorge getragen. Von ihm findet sich noch der Entwurf einer Bittschrift an des Kaisers Majestät

in den Pfarracten, worin er auch „von den sterblichen Überresten des berühmten Commandanten der Tiroler Milizen, Andreas Hofer“ spricht, „dieses hochverdienten Generals, der elendiglich in deser Festung (‚fortezza‘) erschossen worden ist.“ Er betont die kargen Geldmittel seiner mageren Pfründe und bittet um „Subsidien“ für seine Grabstätten. Eine „Erledigung“ dieses allerunterthänigsten Gesuches sei im Pfarrarchive nicht vorhanden. Aber die Thatsache steht fest, dass jener hochgesinnte italienische Priester dem Andenken unseres Landsmannes auf dessen Grabe eine Tafel und Inschrift geweiht, und dass die letztere nach den tirolischen Geschichtschreibern folgendermaßen gelautet hat:

„Qui giace la spoglia del fù Andrea Hofer, detto Generale Barbone, Commandante supremo delle milizie del Tirolo, fucilato in questa fortezza nel giorno 20 Febr. 1810, sepolto in questo luogo.“

Wäre der Sandwirt auf einer Bastion „ohnfern der Porta Ceresa“ erschossen worden, der Erzpriester Bianchi hätte sich der Ausdrucksweise „in questa fortezza“ gewiss nicht bedient; Mantua, die stolzprächtige Hauptstadt der Gonzaga, heute noch mehr als dreißigtausend Einwohner zählend, wäre namentlich von einem Italiener selbst unzweifelhaft mit „città“ bezeichnet worden, — schon um den Unterschied von der gesondert gelegenen Citadelle („fortezza“) anzudeuten. —

Der liebenswürdige Seelsorger der Citadelle macht uns ferner auf ein von ihm als classisch erklärtes Werk aufmerksam: „Il Lombardo e Veneto“, in welchem auf Seite 425 ausdrücklich erzählt wird, dass Hofer am 27. Jänner 1810 in Ketten in Mantua eingebracht, in den Kerkern der Citadella di Porto[1]) eingeschlossen, zum Tode durch Erschießen verurtheilt, und dass dieses Urtheil am 20. Februar „in una prateria della citadella di Porto eseguita“, — auf einem Wiesengrunde in der Citadelle in Porto vollstreckt worden ist.

Und unser Denkstein steht heute noch in der Citadelle in Porto auf einem Wiesengrunde! — Dieser Wiesengrund ist infolge seiner Umrahmung der denkbar geeignetste Platz für eine militärische Execution der Todesstrafe. Rechts die festungsartig ausgeführte Porta maggiore, links eine lange Mauerwand, und geradeaus die Böschung des Festungswalles, welche jede ihr Opfer etwa verfehlende Kugel gefahrlos auffangen müsste.

Unbezweifeltes Factum ist es, dass die Leiche des Erschossenen in der Citadelle in Porto begraben wurde. Wäre nun der Spruch des Kriegsgerichtes an der Porta Ceresa in der Stadt Mantua vollstreckt worden, so hätte man den Gefangenen aus der Citadelle, d. i. vom Norden, heraus holen, über den langen Mühlendamm zwischen dem Lago di Mezzo und dem Lago Superiore und dann durch die ganze Stadt

[1]) Also nicht in den Kerkern der Porta Mulina, d. h. in der Stadt, wie die tirolischen Chronisten berichten.

bis zu deren Südende an der Porta Ceresa, also nahezu sechs Kilometer, weiter führen, — und den Leichnam wieder auf diesem langen Wege von der Richt- zur Begräbnisstätte zurückführen müssen! „Es wäre kein vernünftiger Grund vorhanden gewesen, ihn in der Citadelle zu begraben", meint mit vollem Recht Herr Luigi Tartari, und wir mit ihm.

Das Grab, in dem die sterblichen Überreste Hofers bis zu deren Überführung nach Innsbruck (1823) geruht, ist, wie uns unser geistlicher Correspondent mittheilt, im Jahre 1868, als die Eisenbahnlinie Verona — Mantua verlängert wurde, dem Baue derselben zum Opfer gefallen, er selbst habe die bei diesem Anlasse zutage geförderten Gebeine der in der Umgebung bestattet gewesenen Todten gesammelt und in einem Grabe in dem ihm noch übrig gebliebenen Theile des kleinen Gärtchens beigesetzt. Daraus folgt unweigerlich, dass der jetzige Denkstein nur noch jene Stelle bezeichnen kann, wo Hofer dem französischen Peloton erlegen ist, — jene Stelle, wo noch 1855 bis 1857 die Tafel mit den dreizehn Kugeln angebracht war, jene Stelle, die nach der Versicherung des Erzpriesters in seinem an uns gerichteten Schreiben vom 12. März 1896 „von den alten Leuten der Gegend (paese)" als Hofers Executionsstätte anerkannt wird.

Wir sind sonach in der Lage, den Streit zwischen der Citadelle und der „Bastion ohnweit der Porta Ceresa" mit juristischer Gewissheit abschließen zu können:

Andreas Hofer wurde in der Citadelle in Porto in, — genauer vielleicht bei — Mantua, auf einem Wiesengrunde knapp an der Porta Maggiore, und zwar auf jener Stelle, wo jetzt der oben beschriebene Erinnerungsstein steht, oder doch wenigstens in dessen nächster Nähe erschossen.

Dem freundlichen Pfarrherrn von St. Michael verdanken wir aber auch noch eine höchst schätzenswerte Aufklärung über das Grab des Obercommandanten „der Tiroler Milizen", welche ebenfalls der heillosen Verwirrung in den Angaben der heimatlichen Historiker ein befriedigendes Ende bereitet. Der Sandwirt sei in der That in dem Gottesacker von St. Michael, also in geweihter Erde, begraben worden, wie dies auch Egger, der gewissenhafteste unter den Geschichtsschreibern des Landes, berichtet. Dieser Gottesacker sei im Jahre 1820 aufgelassen und ein neuer errichtet worden, so dass es jetzt in der Citadelle einen Cimetero antico und einen Cimetero nuovo gab. Den Cimetero antico habe Erzpriester Bianchi zu seinem Privatgärtchen umgestalten lassen. Die Ausgrabung der Gebeine Hofers 1823 fand unter Bianchis Pfarrverweserung schon in seinem Privatgärtchen statt,[1]) — und die tirolischen Schriftsteller haben solchergestalt das äußere Locale von damals sammt

[1]) Siehe Heimgarten XVII. Seite 912.

dem damaligen Pfarrer geist- und kritiklos auch in das Executionsjahr zurückversetzt! Nur Egger bildet eine rühmliche Ausnahme.

„Seit dem Jahre 1868 aber", schließt der bereitwillige Herr Erzpriester seinen klaren und erschöpfenden Bericht, „d. i. seit jenem Eisenbahnbaue, existiert weder der Cimetero antico, noch der Cimetero nuovo, noch der Giardino del paroco."

Das Grab, welches die sterblichen Überreste des unsterblichen Mannes durch dreizehn Jahre beherbergte, ist spurlos verschwunden!

Dr. Pfiſl.

Hans Grasberger.

Ein Gedenken zu seinem sechzigsten Geburtstage.

Wir sitzen alle ziemlich ruhig beisammen im Lesezimmer bei Höbenreich zu Krieglach. Gelesen wird wenig, aber auch nicht gerade leidenschaftlich gesprochen. In den Jahren unseres Beisammenseins haben sich die Ideenfluten und entgegengesetzten Meinungen hübsch ausgeglichen. Das Gespräch rieselt über Alltägliches gelassen dahin. Da kommt das Fräulein Grethe zur Thür herein, aber nicht in der gewöhnlichen Behendigkeit der umsichtigen, für alles freundlich sorgenden Hauswirtin, als die sie weitum bekannt ist, nein, in diesem Augenblicke nimmt sie eine gar würdige Miene an, öffnet weit die Thüre und ruft heiter: „Da sehen Sie, wer jetzt kommt!"

In der Dämmerung des Vorhauses steht eine Gestalt. Langsam tritt sie über die Schwelle, da schreit alles auf: „Grasberger!" Es ist wie ein Jauchzen. Der Eingetretene, ein behaglich breit gestellter Mann mit frischrothem Gesicht, leuchtenden Augen, wallender Mähne und langem, silberig schimmerndem Barte, steht schmunzelnd da und breitet langsam die Arme aus. Wer hinein will, der soll kommen! Einer ist da, der eilt ihm an die Brust, dem Treuen, dem Ersehnten. Alle Hände strecken sich ihm entgegen, jeder hascht nach einem Ankunftswörtlein von ihm, nach einem guten Blicke. Jeden kennt er ja, und von allen ist er gekannt. Und wie der Mann vielleicht einen Tag vorher in der Kaiserstadt im Rathe hochangesehener Würdenträger, berühmter Künstler und Schriftsteller gesessen, so sitzt er nun zwischen den schlichten Dorfleuten und plaudert mit ihnen wie einer der ihren. Das Gespräch hält sich nicht lange bei dem Wetter auf, bald sind reiche Geistesfelder entrollt, es wird heiter in der Stube, wärmer in den Herzen, als es die liebe gute Dorfwoche hindurch der Fall gewesen.

Grasberger ist da! Am nächsten Morgen weiß man's im ganzen Orte. Man hat ihn ja auch schon vor Sonnenaufgang hinwandeln sehen

zwischen den thauigen Wiesen, hat ihn gegrüßt und ein gutes Wort eingeheimst. Man hat ihn stehen gesehen beim ackernden Landmanne und bei der sichelnden Schnitterin. Sinnend stand er am schattigen Waldrande und am glitzernden Bache, und wie er sonst in der Kunst den Geheimnissen der Natur nachtrachtet, so sucht er nun in der Natur die Geheimnisse der Kunst. Dann setzt er sich wohl auch hin an eine Lindenbank und liest aus einem Büchlein oder er —. Nein, schreiben hat ihn noch niemand gesehen. Beten und Dichten soll man im verschlossenen Kämmerlein.

Wenn jemand nun fragen sollte: Wer ist Grasberger? so ist dieser Jemand kein Heimgartenleser. Es ist auch keiner, der sich umgesehen hat im vaterländischen Schriftthum. Er ist auch fremd in Künstlerkreisen. Seit Jahren wird kein Literatur- und Kunstbeflissener mehr fragen: Wer ist Grasberger? Aber wenn eines verdienten Mannes sechzigster Geburtstag kommt, da gibt man ungefragt Antwort und Auskunft, und sie ist allen lieb. Nicht dass es des Herkommens wegen wäre, vielmehr unsere Seele verlangt's, unsere Dankbarkeit, unsere Zuneigung, unser Haug, ein Zurückerinnern festlich mitzubegehen, und das um so freudiger, je strammer und frischer der Jubilar noch mitten im Leben steht.

Hans Grasberger stieg aus den Alpen herab. Er ist ein Steiermärker, geboren zu Obdach am 2. Mai 1836. Sein Vater, Weißgerber, war durch der Zeiten Ungunst verarmt, doch wurde es dem kleinen Hans möglich gemacht, in die „Studie" zu gehen. Und fuhren im Spätherbste 1849 eines Morgens auf dem klappernden Steirerwäglein zwei Knaben hinaus gegen das Stift Sanct Lambrecht. Dieselben hießen Hans Grasberger und Rudolf Falb, ebenfalls ein Obdacher. Sie haben im alten ehrwürdigen Stifte als Schüler und Sängerknaben ihre erste und grundlegende Ausbildung gefunden. Grasberger spricht heute noch mit warmherziger Dankbarkeit vom Stifte und nennt es sein zweites Heimatshaus. Hätte er diesem auch äußerlich treu bleiben können, so möchte Haus heute leicht Prälat von Sanct Lambrecht sein. Er betrat jedoch einen anderen Weg, und der ist auch kein schlimmer gewesen. War zeitweilig gleichwohl die Frugalität seine Begleiterin, so schritt er doch beherzt fürbass. Nach vierjährigem Verbleibe im Kloster kam unser Hans nach Klagenfurt und später nach Wien an die Universität. Durch die Verwendung eines Freundes war es ihm als dreiundzwanzigjährigen Jüngling möglich, eine Pilgerreise nach dem Oriente mitzumachen. Damals fuhr man noch nicht per Eisenbahn nach Jerusalem hinein, sondern es mussten die Steinberge Palästinas noch auf dem Maulthiere überschritten werden. Und dürfte es der sechzigjährige Grasberger kaum vergessen haben, wie damals unterwegs durch Judäa der junge Hans die Reisecasse der Gesellschaft verlor, über die er zum Hüter gestellt worden war. Die Noth

währte nicht lange, ein entschlossenes Zurückreiten, ein kluges Sichorientieren im Wüstensande, und die Tasche war wieder gefunden. Über die Erlebnisse, Gedanken und Stimmungen jener Reise hat der junge Poet getreulich Buch geführt und seine „Sonette aus dem Orient" sind ein herrliches Denkmal dieser Reise. Der fröhliche, sinnige, fromme Dichter taucht unter in die Welt und steigt empor zu Gott. Ein wahres Sonntagsbuch! Ich habe nie etwas Schöneres über und von Reisen ins heilige Land gelesen, als diese Sonette, wovon im Jahre 1894 in Leipzig eine neue, erweiterte und mit wertvollen Noten versehene Ausgabe erschienen ist.

Nach jener Heimkehr aus dem Oriente fieng freilich die Prosa an. Hans musste sich zu Wien ins Zeitungsjoch einspannen lassen, dem er aber bald die erträglichste Seite abgewann. Er wurde Feuilletonist und Kunstreferent. Als solcher ward er wiederholt nach Italien entsendet. Von da brachte er manches Schöne mit heim, so Nachdichtungen von M. Angelo und eigene Poesien, die in „Singen und Sagen", „Aus dem Carneval der Liebe" mit enthalten sein mögen. Vor wenigen Wochen erschienen in Leipzig die Gedichtesammlungen „Licht und Liebe" und „Ein Triptychton", in denen classische Schule mit moderner Art glücklich sich vermählen

Dass Hans in den Weiten nicht der Heimat vergaß, ja dass er mit dem Herzen ein kerniger Älpler geblieben, das bewies er drastisch und classisch durch seine Gedichte in steierischer Mundart. Die Sammlungen „Zan Mitnehm", „Nix für ungut", „Ploderſam" sind an Wahrheit der Volksseele, an Knappheit und Richtigkeit der Form nicht übertroffen, vielleicht nicht erreicht. Grasbergers Vierzeilige sind nicht mehr Nachahmung des älplerischen Schnaderhüpfels, sie sind das Schnaderhüpfel selbst; die Lebensweisheit in ihnen entstammt nicht etwa literarischer oder philosophischer Klügelei, sondern unmittelbarer Erfahrung eines tiefen Gemüthes. Man könnte unseren Dichter vielleicht den Mirza Schaffy in der Lodenjoppe nennen. Einmal hörte ich Grasberger — er ist schwer genug dazu herumzukriegen — etwelches aus seinen „Geistlingschichten" lesen. Die Leute hielten den Athem ein, lauschten und lachten auch, aber der anwesende Ortspfarrer erhob sich und gieng davon. In harmlos heiterer Weise hatte der arglose Dichter einen Leutpriester charakterisiert, durchaus nicht allzumenschlich, bloß menschlich — aber das verträgt mancher nicht. Unsere Mundart ist in solchen Sachen doch so gutmüthig und treuherzig, sie pflegt auch kleine Fehler und Schwächen anmuthig zu machen und beklemmende Seelenzustände mit einem guten Spass zu lösen. Die Herren sollten uns Volkspoeten das nicht so schwer aufmessen, sondern denken: Was sich liebt, das neckt sich.

Bezeichnend nach dieser Richtung hin ist die Einleitung zu Grasbergers „Ploderſam. Geistlingschichten":

„Ich breche nicht, Hochwürden,
Als Wolf in Eure Hürden,
Der ich von Ketzerei
Mich fühle frei.

Ich weiß, was Eures Amtes,
Der Bürden angestammtes,
Sowie, wo noch dazu
Euch drückt der Schuh.

Ich ziel' auf Euer Keinen,
Doch sitzt, so darf ich meinen,
Der ein' und and're Zug,
Das ist genug.

— — — — — — — —

Mein Volk ist mir zu theuer,
Ich lieb' der Wahrheit Steuer,
Drum weder finst'ren Hass,
Nach seichten Spass."

Vielleicht hält es der Dichter, heimlich schmunzelnd, ein klein bisschen mit den Leuten, von denen er sagt:

„Hält's aniads gern prowiert,
Wia ma Wort halt in Herrgott,
Und 'n Pfarrer anschmiert."

Grasberger dürfte zu jenen langsam wachsenden Naturen gehören, die erst in späteren Jahren jung werden. Bei unserem Hans kam zuerst der Philosoph, dann der Dichter und dann der Bräutigam! Heute mit sechzig Jahren erfreut er sich eines jungen glücklichen Familienlebens.

Als Geschichtenerzähler hat Grasberger etwas lange auf sich warten lassen und daher kommt es, dass seine Novellen heute zum sechzigsten Geburtstage noch nicht ganz jene Popularität erlangt haben, die seinen siebzigsten mit einem Lorbeerkranze, vom deutschen Volke gespendet, schmücken dürfte. Die ersten Erzählungen unseres Dichters kamen in einem etwas schwerfälligen Schritte daher, die Sprache war zu gesättigt mit Gedanken, zu tiefgründig und würdevoll. (Auch in Grasbergers Gedichten liegen schattendunkle Tiefen.) Man kam beim Lesen nicht weiter, jeder Satz gab zu denken, und das will heute die Lesewelt nicht mehr so, wie zu Jean Pauls Zeiten. Doch ist Grasbergers Philosophenfeder bald künstlerisch geworden und ich thue Paul Heyse nicht weh, Gottfried Keller nicht und auch Theodor Storm nicht, wenn ich manche Novelle Grasbergers, was formliche Vollendung angeht, diesen Classikern des Stiles an die Seite setze. Das Bereich unseres Dichters geht von Orient zu Occident. Die Novellen „Aus der ewigen Stadt" bieten uns den Sonnen- und Künstlerhimmel Italiens, während die Erzählungen „Auf heimatlichem Boden" und „Ein neues Novellenbuch" frische Alpengeschichten enthält. Dort wie hier ist unser Erzähler zu Hause, er beherrscht zwei Volksherzen, das italische wie das deutsche, er beherrscht zwei Welten, die des Salons und die der Hütte. Und im Bürgershause, in der Gelehrtenstube, in der Künstlerwerkstatt ist er erst recht daheim. Die reizendste aller Grasbergergeschichten erschien im vorigen Jahre in Leipzig. Sie betitelt sich „Maler und Modell". Es ist eine Barockgeschichte, so zierlich, so leuchtend und so herzig, wie unsere vaterländische Literatur eine ähnliche nicht aufzuweisen hat.

Und nun fällt mir das Wort eines Krieglacher Sommerfrischlers ein. „Grasbergers Sonette, seine Mundartschriften, seine Novellen sind reizend und bedeutend, aber wissen Sie, was mir von ihm noch das Liebste ist?“ — Nun! — „Er selbst.“

Er selbst! das stimmt. „Wir freuen uns schon allemal“, fuhr jener fort, „wenn es heißt, der Hans kommt. Überall, wo er sich zeigt, gibt's Anregung und Frohsinn. Sein Wesen ist die Gemüthlichkeit, die Reinheit, die Güte. Er ist selber ein Gedicht.“

Ja, aber sein Auge kann auch in Kampflust leuchten, wenn er ein Ideales vertheidigt mit beredtem Munde, mit deutsamen Sätzen, die sich gerne in Gleichnissen ergehen, dann gleichsam mit einem Gedankenstriche abzucken, dem Hörer noch etwas zum eigenen Ausdenken übrig lassend. Den Mann als Festredner zu hören! Das ist mehr als rhetorischer Erguss, es ist das volle, warme Ausleuchten einer Persönlichkeit. Einst hörte ich ihn sprechen gegen die Corruption in der Kunst. Ich habe einmal bei nächtlicher Stunde den Ausbruch des Vesuvs gesehen, diese Rede hat mich daran erinnert.

Aber auch dort, wo es sich um vaterländische Interessen, um gemeinnütziges Wohlthun handelt, reißt die Beredsamkeit des sechzigjährigen Feuergeistes andere mit sich, und der Idealist wird zum praktischen Rather und Thater. Davon weiß besonders der Steirerverein in Wien zu erzählen und das Haupt dieser großen und verdienstlichen Corporation selbst hat Grasberger einmal das Herz des Vereines genannt. — Unentschlossen, säumig, zurückstehend und schließlich gelassen verzichtend ist unser Hans nur dort, wo es sich um seine persönlichen Vortheile handelt, oder um Anerkennung seiner Schöpfungen. Wenn er heute gleichwohl zu den vornehmsten, nicht aber zu den populärsten Dichtererscheinungen Deutschösterreichs gezählt wird, so ist das sein Verdienst und — seine Schuld. Aber gerade durch diese rührende Schlichtheit seines Wesens, durch die opferfrohe Selbstbescheidung, durch die Freude an anderen ist er das geworden, was jener meinte mit dem Ausspruch: Mir das liebste an seinen Werken ist er selbst. — Und er selbst hinwiederum ist zu finden in seinen Werken.

Peter Rosegger.

Gedichte.

Von **Hans Grasberger.**[1])

Ille und *ego.*

ille:

Wirklich vertiefst du dich nun weltflüchtig in Griechen und Römer?

ego:

Honig leg' ich mir ein, mürrischem Alter zu Trost.

ille:

Stimmt dein lyrisch Getändel annoch zum Ernste der Tage?

ego:

Janus' bärtig Gesicht schaut in die Jugend zurück.

ille:

Warm zu fühlen vermagst du fürs Marmorgerümpel von Göttern?

ego:

Ist's doch das heimische Grün, das sie mir gastlich umlaubt.

ille:

Zwischen Betonung und Maß — gelingt dir die heikliche Durchfahrt?

ego:

Erst wenn du selbst sie versucht, tadle den ängstlichen Curs.

ille:

Unsere Jugend bedarf nicht länger der Römer und Griechen ...

ego:

Glücklich wir Alten! Wir steh'n doch noch mit ihnen auf du.

ille:

Disticha, krause, gesteht's, gleichwertig gesellt ihr euch nicht hier ...

ego:

Leider! Doch Polyphems Lämmer sind mehr noch gemischt.

* * *

[1]) Aus der soeben erschienenen Sammlung „Ein Triptychon, der humanistischen Jugend gewidmet" von Hans Grasberger. Mit dem Bildnisse des Dichters. (Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1896.)

An die Natur.

Womit, o Natur,
Begnadest du
Das menschliche Sein
Vom frühesten Aufblick
Des geistigen Auges,
Bis Todesschlummer
Verblichenen Staub
Zum Staube gesellt?

In Spielen der Unschuld
Ergeht sich das Kind.
Auf wächsernem Fittich,
Doch adlergemuth
Erhebt sich der Jüngling,
Zu trinken den Blick
Sonngleicher Idee.

In Schwielen der Arbeit,
Blutmalen des Ruhms
Steht aufrecht, ein Heros,
Ein Martyr, der Mann.

Hochheil'ger Erinnerung
Helldunkel Gefild
Erquickt noch des Greises
Traumselig Gesicht.
Doch eins nur ums andere
Bänglichen Maßes
Wird Menschen zutheil.

Unendliche Sehnsucht,
Nicht ruft sie zurück
Der Kindheit Eden,
Den Hochflug adliger Jugend,
Die zielbewußt
Gestaltende Kraft.

Nicht fließen zusammen
Auf irdischer Flur
Die Wasser des Lebens;
Versagt ist zu schöpfen
Der sterblichen Hand
Vom Borne der Jugend,
Nichtalternder Kraft
Und leuchtender Weisheit
Zugleich.
O Natur,
Unfertiges karg
Gibst, Schaffnerin, du!

* * *

Eine Beterin.

Wenn du, die Hände fromm gefaltet, knieſt,
Andacht strahlenden Angesichts im schlichten
Opferbrot den Heiland der Welt erblickest
Gläubigen Auges;

Wenn in Verzückung du, der Welt entnommen,
Das Gebet, das von deinen Lippen aufschwebt,
Mit dem Geisterchore vereinigst vor dem
Throne des Lammes:

Heilige, wie so gern, ach gern ja, möcht' ich
Beten können, dir beigesellt! O daſs mein
Geist mit deinem jugendlich schwebt' auf weißen
Schwingen der Unschuld!

Deinem Gebete lauschen Engel, bringen
Jede Regung der Schwesterseele Gott dar,
Keine Blume duftet als Opfer süß'ren
Balsam gen Himmel.

Reineren Blickes schaut der Seraph nur die
Gottheit; schöner am Erntetage glänzt das
Auge beim Triumphe der Tugend nicht, der
Seligen Auge.

Glaube, vermagst in Engel du durch strenge
Flammen Menschen zu wandeln? O durchglute
Meine Brust dann reinigend, sie, die voll ist
Nagender Zweifel!

Sende, die dir den Weg bereitend starre
Herzen lockert wie Lenzsturm: Andacht, deine
Schwester — leise zittert ihr Hauch durch meine
weltliche Leier.

* * *

Rache.

Von Marsyas' Geschlechte,
Des Eitlen, Dummvermeſſ'nen,
Sind unſ're Buchverleger;
Wie sollten sie's verwinden,
Daſs ihren Ahn geschunden
Apollos heil'ger Zorn?

Durch Blut und Schwur verbunden,
Nach Rache schnaubend lassen
Des lichten Gottes Priester,
Den Tichter, sie's entgelten
Und zieh'n mit Schächerlisten
Das Fell ihm übers Ohr.

* * *

Die Idealiſten.

Wohl zum Herrſchen beſtimmt, aber entthront ſind wir;
Unſeres Erbes beraubt, eſſen Verbannter Brot,
Von dem Strome des Lebens
Abgedrängt, wir Gemiedenen.

Zwar nicht ödes Gekklüft, Wüſtnis und Urwald nicht,
Kein unwirtlich Geſtad, treibende Meerflut nicht
Ward, zu bergen bedacht, zum
Zufluchtsort der Geächteten.

Unſer ſind noch die Höh'n leuchtenden Götterpfads,
Unſer Tempel, Altar, Haine der Muſen auch —
Leichten Herzens ja gönnt man
Uns die Stätten der — Einſamkeit.

Ob der Tempel zerfall', ob es noch ſpuk' in ihm:
Ein *entweihtes* Geſchlecht kümmert's mit nichten mehr:
Wert iſt ihm nur der Marktplatz,
Drauf vor Zeiten auch Weisheit ſcholl.

Die der Orcus entſandt, ſchlimmſter Dämonen zwei,
Haſt und *Gierde* genannt, hetzen des Tages Sohn,
Daſs es bälder und ſich'rer
Fall anheim den Erinnyen.

Eines Lebens Genuſs zehrt er in Stunden auf,
Eines Jahres Gewinn heiſcht er zum Tagelohn,
Schwelgt den Etet ſich an und
Hamſtert darbend im Überfluſs.

Hoffnung ſehnenden Blicks, Harrens erhöhten Puls,
Schickſalbeugenden Muth, dem die Geduld ſich paart,
Wie den ſtilleren Nachglanz
Schönen Blickes verwirkt den Thor.

Deſſen Leier nur kennt balzenden Ruf der Luſt,
Rohen Sieges Päan, wilder Verzweiflung Schrei,
Doch die ſanften Accorde
Nicht, äoliſchen Harfenklangs.

Zitteraal'ger, du gönnſt Muße zum Glück dir nicht!
An dem Schönen vorbei zielt dein geſchäft'ger Blick;
Offenbarung iſt nicht, was
Dir als ſüßeſt zum Ohre klingt.

Nicht des Säculums Herz, weniger noch ſein Geiſt,
Nein, ſein krankender Nerv biſt du, Verhaſteter!
Gleichſt zerriſſ'nem Geſtein, doch
Bergen, edel geſchwung'nen, nicht.

In den Tiefen vertollt jähen Gewölkes Duft,
Während ruhig und hehr droben die Sonne wallt,
Unſer ewig Geſtirn — doch
Euch, ihr Trüben, verweht der Sturm.

Ob zur Zeit auch entthront, *unſer* iſt doch das Reich!
Wird des Gräuels zu viel, ruft ihr wohl ſelbſt herbei,
Nacht und Schrecken zu bannen,
Morgenfriſche, des Geiſtes Licht.

Was der Orcus gebar, ſchlingt er auch einſt zurück;
Unentbehrlich der Welt, mehr als der Sonne Gold,
Iſt der Geiſt, der emporblickt,
Iſt das warme, das laut're Herz.

* * *

Während eines Wetterſturmes.

Erhaben wallendes Gewitter!
Du beugſt des Menſchen Sinn,
Erſchütterſt ihn,
Demüthigſt ihn
Und richteſt auf ihn, wunderbar.

Dein feurig Antlitz ſchau'n iſt freier Muth,
Und deinem Donnerworte lauſchen Andacht,
Und Sintflutregen Reinigung
Vom Erdenſtaub,
Der unſ'rer Seele Schwingen lähmt.

Dich fürchten, Feigheit iſt's;
Dich fürchten heißt ein ſchlecht Gewiſſen haben,
Dich fürchten kann der Kleingeiſt nur,
Der von den Schwalben ſich beſchämen läſst.
Die zwiſchen deinen Blitzen reigen —
Mit ihnen reigt auch mein Gedanke.

Du trennſt von Sonn' und Sternen uns,
Du hüllſt der Berge ſtolze Häupter ein,
Du ſenkſt die Wolken tief ins Thal herab:
Sei's drum! Erhebend iſt zu wiſſen,
Daſs zwiſchen Himmeln und der kleinen Erde
Gewalt'ges ſich vollzieht,
Daſs unſer Sandkorn ſolchen Dranges,
So lauten Aufruhrs fähig,
Sich ſelbſt erneuernden.

Und auch, wenn unsereinen hin du rafft;
Kein schlechtes Sterben ist's,
In deinem großen Spiel ein Steinchen,
Solch schönem, heil'gen Blitz ein Ziel zu sein...

Im kahlen Herrenhaus ihr drüben,
Ihr flüchtet euch ins Steingewölb,
Ihr nehmt das Geld, den Schmuck an euch,
Ihr drängt euch an die Thür,
Um heil noch schleunigst abzufahren,
Wenn ja der Wetterstrahl herniederführe.
Getrost, ihr Krämerseelen! Euch,
Euch thut er nichts, und leer aus geht ihr;
Er ist gewohnt,
In hohe Wipfel einzuschlagen.

Volksprediger.

Federzeichnungen aus dem Berliner Leben von **Anna Plothow.**

II.

Theodor von Wächter.

Es war an einem trüben naßkalten Abend des verwichenen Novembers, als Theodor von Wächter in einen der größten Säle Berlins eine Volksversammlung geladen hatte, in der die frierenden Arbeits- und Obdachlosen sich mit den Besitzenden verständigen sollten.

Man mußte weit hinaus in den äußersten Osten Berlins pilgern, eine Gegend, die, zwischen Eisenbahnnetzen und Gasanstalten gelegen, weit unwirtlicher ist als der fabriksreiche Norden. — Dennoch war schon eine halbe Stunde vor der angesetzten Zeit der Saal überfüllt und wurde polizeilich geschlossen.

Es war gutes Publicum da, das Neugier oder Theilnahme hergeführt hatte, eine Schar jener wirklich Ärmsten und Elendesten, die die Aussicht auf Freispeisung mit Kaffee und Brot gelockt hatte — und endlich in der überwiegenden Mehrzahl Vertreter der Socialdemokratie. Sie kamen zu einem Fest — es galt der Hinrichtung eines Genossen beizuwohnen. Theodor von Wächter war so lange ihr Mitkämpfer gewesen — nun hatte ihn die Partei ausgestoßen und man kam, um sich an seinem Fall zu weiden.

Herr von Wächter trat ruhig vor die aufgeregte Menge. Er bekannte offen, daß er sich verfehlt, aber sein Vergehen gebüßt habe, die socialdemokratische Partei habe ihn ausgestoßen, was er bedauere, aber begreiflich finde. Im Herzen bleibe er Socialdemokrat, doch ziehe er sich nun von aller politischen Thätigkeit zurück und wolle fortan nur als Theologe wirken. Wie er das im christlichen Sinne thun wolle, lege er in der Broschüre dar: Wer zwei Röcke hat, gebe dem einen, der keinen hat.

In dieser Broschüre heißt es:

„Jesus von Nazareth war es, der mit seinen Worten und Thaten zuerst mir das Auge geöffnet für das Unnatürliche unserer heutigen

Gesellschaftszustände mit ihrer immer tiefer werdenden gesellschaftlichen Kluft zwischen denen, die doch als Kinder eines Vaters sich zu betrachten und zu fühlen von klein auf gelehrt wurden. Die Frierenden und Hungernden um uns her können nicht warten, bis die neue Ordnung errungen ist — Es ist eine Gotteslästerung zu behaupten, dass es stets Reiche und Arme, Herren und Knechte geben müsse.

Das Christenthum verlangt nicht von dem einzelnen, wenn du drei Röcke hast, gib dem einen, der nur einen hat: auch der Christ muss sich fügen der wirtschaftlich-gesellschaftlichen Ordnung seiner Zeit, aber das Christenthum verlangt das eine von jedem seiner Anhänger: solange ein Mensch keinen Rock hat, darfst du als Christ nicht zwei Röcke haben!"

Theodor von Wächters Ausführungen waren maßvoll und ernst, unmäßig waren die Angriffe der Genossen. Ein Redner übertraf den anderen an wüsten Ausfällen. Erfrischend in diesem unwirschen Gezänke wirkte nur eine Frau, die, ebenso klein wie energisch, sich zum Worte meldete, aber sich erst ausnahm, dass man sie ruhig aussprechen lasse. Sie richtete darauf an die Versammelten die Frage, ob ein Mensch, der im Elend lebe und keine Aussicht auf Besserung der Verhältnisse auf Erden habe, aber an ein besseres Leben im Jenseits fest glaube, nicht doch besser daran sei, als ein Leidensgefährte, der diesen Glauben nicht habe?

Niemand konnte dem widersprechen, und so hatte Herr von Wächter durch das Eingreifen der unerschrockenen kleinen Anhängerin wenigstens einen Erfolg. Im übrigen verlief die Versammlung resultatlos, denn die zielbewussten Socialdemokraten wollten nichts von freiwilliger Hilfe, von Versöhnung der Gegensätze und christlicher Bruderliebe wissen.

Schöner und würdiger gestaltete sich eine Weihnachtsfeier, die Theodor von Wächter für die Nothleidenden Berlins am 22. December in demselben Saale abhielt. Da sammelte sich unter dem brennenden Weihnachtsbaum wirklich alles Elend der Reichshauptstadt zusammen, aber auch Begüterte hatten sich eingefunden, die Ärmsten zu erfreuen. Sie wurden gespeist und Theodor Wächter durfte mit erhebender Ansprache ihre Gemüther erquicken. Eine weihevolle Stimmung griff platz, die zu verscheuchen einige Störenfriede sich umsonst bemühten. Somit hat Theodor von Wächter wohl das Richtige getroffen, als er zum Ausgangspunkt seiner Wirksamkeit zurückkehrte.

Wie kam er überhaupt zur Socialdemokratie?

Es war vor einigen Jahren in der akademischen Vereinigung, wo ich Theodor von Wächter kennen lernte. Wir hatten einen Vortrag über sociale Fragen gehört und saßen nun, ein engerer Freundeskreis, lebhaft discutierend, beisammen. Da kam die Dichterin Johanna Löwenherz zu uns und stellte uns ihren Begleiter, einen hochgewachsenen, schlanken,

sehr jugendlich ausschauenden Mann, den Predigtamtscandidaten von Wächter, vor. Die Bekanntschaft interessierte mich, denn Herr von Wächter war seit einiger Zeit in aller Munde. Man zerbrach sich den Kopf darüber, wie ein Mann von Adel und noch dazu ein protestantischer Predigtamtscandidat überzeugter Socialdemokrat sein könne. Ich hatte selbst Herrn von Wächter einige Zeit vorher in einer socialdemokratischen Versammlung über das Thema sprechen hören: „Christenthum und Socialdemokratie" — aber bei dem stark schwäbelnden Dialect des Redners nur wenig verstanden. In der mündlichen Unterhaltung machte sich das Verständnis besser, der junge Mann hat eine offene, ungezwungene Art, sich zu geben und war denn auch bald bei seinem Lieblingsthema angelangt. Es hatte jemand das Wort „Luxus" fallen lassen, das griff er eifrig auf. Er griff die Verschwendungssucht der Reichen an und erzählte mit innerem Schauder, wie er vernommen, dass eine elegante Dame oft dreihundert Mark und mehr für ein einziges Kleid ausgäbe. . . .

Ich wagte den schüchternen Einwand, dass es doch am Ende besser sei, wenn reiche Leute ihren Überfluss verschwendeten, so käme er doch unter die Leute, und dem Handel und der Industrie zugute — — —

Da kam ich schön an.

Die leicht vornübergebeugte Gestalt Theodor von Wächters richtete sich auf, sein dunkles Auge sprühte zornige Flammen und auf den Wangen zeigte sich eine hektische Röthe.

„Eine Dame sollte sich schämen, so kostbares Gewand zu tragen", meinte er, „sei sie Christin, so begehe sie geradezu ein Verbrechen, denn mit dem Gelde könne sie sich und zehn arme Frauen kleiden. Der Christ dürfe nichts Überflüssiges haben, solange noch einer seiner Brüder Noth litte! Damit hatte Herr von Wächter den Kern seiner Meinung herausgeschält, mit der es ihm furchtbar ernst ist. Aus einer hochangesehenen württembergischen Familie entstammend, die streng kirchlich gesinnt war, entschloss er sich zum Studium der Theologie. Aber schon nach seinem ersten theologischen Examen kam er zu der Erkenntnis, dass die Staatskirche und die Lehre Jesu, wie er sie erfasste, sich nicht deckten. Nicht um Dogmenstreitigkeiten handelte es sich für ihn, wenigstens nicht in erster Beziehung, sondern um den Widerspruch zwischen christlicher Lehre und Leben.

„Das Christenthum", sagt er in seiner Broschüre: „Socialchristlich" „ist die Religion der Satten geworden! Das Christenthum unserer Zeit dient zur religiösen Weihe von Macht und Besitz. Denjenigen aber, die kämpfen um bessere äußere Stellung für die Ihren, die erst suchen nach dem wahren Glauben, die bei sich selbst ringen und kämpfen müssen gegen die ihnen anhaftende Unsittlichkeit und Schande — denen wird das Recht, sich Christen zu nennen, bestritten und geschmälert. — — —"

„Wer ist ein Christ? Wer Christum braucht! — Wer von Jesus von Nazareth sagen kann: wo sollen wir hingehen, bei dir finden wir Worte und Kräfte ewigen Lebens — der ist ein Christ.

Christen sind nur, die Jesu gleich daran festhalten und darnach streben, dass ein Bruderreich auf Erden kommen muss, da nicht mehr die Gewaltigen dieser Welt herrschen, sondern das Wort gilt: „Ihr aber alle seid Brüder."

Theodor von Wächter sah sich nach Bundesgenossen um, die gleich ihm für die Schwachen, die Unterdrückten, die Geknechteten und Besitzlosen eintreten wollten. Solche Menschen schienen ihm die Socialdemokraten zu sein. Er übergab sich ihnen mit Leib und Seele, er brach mit seiner Familie, seinen Kreisen, um fortan selbst als Proletarier unter den Proletariern zu leben.

Als er sein Staatsexamen bestanden hatte, trat er nicht in den Kirchendienst, sondern nahm sich Urlaub, siedelte nach Berlin über und ließ sich bei der Universität als Student der Nationalökonomie einschreiben. In Wahrheit studierte er die Lehren der Apostel der Socialdemokratie. Ein schweres Lungenleiden warf ihn nieder, lange rang er mit dem Siechthum. Aber kaum genesen, stellte er seine noch wankenden Kräfte wieder in den Dienst der Socialdemokratie. Er kehrte in seine württembergische Heimat zurück und bekannte sich nun offen zu seiner Partei. Er reiste umher, trat als socialdemokratischer Agitator und Wanderredner auf und gründete ein Wochenblatt, in dem er seine Ideen darlegte: „Der Christ", ein Sonntagsblatt für ernste Christen jeden Bekenntnisses. Diesen Titel änderte er später in den mehr neutralen: „Sonntagsblatt für freien Geistesaustausch".

Bei den Reichstagswahlen ließ sich Herr von Wächter in seiner Heimat als Candidat der Socialdemokraten aufstellen, daraufhin wurde er vom Württembergischen Consistorium aus der Liste der Geistlichen gestrichen. Er gehörte nun ausschließlich der socialdemokratischen Partei an — aber die Liebe war nur einseitig. Es gab doch sehr viele Leute, die Misstrauen gegen den ehemaligen Predigtamtscandidaten hatten und besonders die Führer, alles ausgesprochene Atheisten, suchten ihm beizukommen. Sie sehen im Christenthume eine Religion der Knechtsseligkeit, die dem von ihnen geschürten Classenkampfe hinderlich ist. Leider gab ihnen Herr von Wächter selbst Gelegenheit zum Angriff — er ist nicht frei von Leidenschaften, und aufgerieben von der anstrengenden Wahlthätigkeit, heruntergekommen durch die Entbehrungen eines äußerst mühseligen Lebens, unterlag er einen Augenblick lang seinen unheilvollen Neigungen.

Er bereute und büßte, gieng in die Einsamkeit und kehrte nicht eher zurück, als bis er seelisch und körperlich gesundet war. Er wollte gern seiner Partei weiter dienen, aber die Verleumdung war inzwischen

thätig gewesen, seine Vergehungen ins Ungeheuere aufzubauschen, man war froh, ihn abstoßen zu können.

Zwar hatte Theodor von Wächter in seiner Broschüre: „Muss es stets Reiche und Arme — Herren und Knechte geben?“ dargelegt, dass alle Formen der Unterdrückung von der Vernichtung der gefangenen Feinde in der Urzeit, der Sclaverei des geschichtlichen Alterthums, der Frohndknechtschaft des Mittelalters und der capitalistischen Lohnknechtschaft unserer Zeit eine culturgeschichtliche Nothwendigkeit war, die nun ebenso nothwendig vom internationalen Socialismus überwunden werden müsse, der alle Menschen zur Freiheit führen wolle — und weiter hatte er in seiner Broschüre „Die Stellung der Socialdemokratie zur Religion“ gesagt: dass die religiösen und religionslosen Proletarier aller Welten und Weltanschauungen — unbeschadet des gegenseitigen Geisteskampfes in religiösen Fragen zusammenhalten müssen in gemeinsamen Wettkampf für der Menschheit wirtschaftliche, politische und geistige Freiheit — und dass — gerade weil die socialdemokratischen Vertreter des Atheismus von der Erreichung des Socialismus das Absterben der Religion, die socialdemokratischen Vertreter des Christenthums durch sie das Aufblühen wahrer, rein sittlicher Religiosität erwarten, beide gleiches Interesse an dem Eintreten der ersehnten Zustände hätten, da erst durch die Verwirklichung dieser Zustände erwiesen werden könnte, wer recht habe.

Aber die Socialdemokraten trauten ihm dennoch nicht.

Die Führer fürchteten von Wächters christlichen Bestrebungen eine Verwirrung der Parteigenossen, eine Verflachung der Parteiprincipien, und darum war ihnen jedes Mittel recht, um sein Wirken bei den Parteigenossen abzuschneiden.

Als Theodor von Wächter sich vertheidigend auf das Beispiel des heiligen Augustinus wies, sagte Bebel, der als Katholik geboren und erzogen und ein besonders heftiger Religionshasser ist, spöttisch: „Nun ja, werden Sie ein Kirchenheiliger!“ Dafür ist Theodor von Wächter um Jahrhunderte zu spät geboren.

Hätte er zur Zeit des h. Franz von Assisi gelebt, er wäre wohl in dessen Orden getreten, mit Wonne das Gelübde ewiger Armut ablegend. Es muthet in unseren Tagen der Hochschätzung materieller Güter wundersam an, einen Mann aus den Kreisen von Besitz und Bildung freiwillig ins Proletariat hinabsteigen zu sehen, um das Elend zu theilen, das er nicht besiegen kann. Freilich kämpft er dagegen mit aller Kraft, denn außer dem heiligen Augustinus hält er noch den heiligen Martin hoch, den wackeren Kriegsmann, der mit den Armen seinen eigenen Mantel theilte.

Wird es Theodor von Wächter auf social-christlichem Gebiete gelingen, was ihm auf politischen versagt war: die Socialdemokratie und das Christenthum zu versöhnen?

Ganz so abgethan, wie die Führer meinen, ist der Mann wohl nicht, denn sein Sonntagsblatt zählt siebentausend Abonnenten, meist aus Arbeiterkreisen, also übt er dort noch immer einen nennenswerten Einfluss aus. Abzuwarten bleibt freilich, welchen Erfolg seine sociale Wirksamkeit haben wird, ob sich viele Menschenfreunde finden, die bereit sind, werkthätig für die Besserung unserer Zustände einzutreten, dabei aber den Umweg durch die Socialdemokratie nöthig erachten?

Es mag manches nicht ganz gesund sein an Theodor von Wächters Bestrebungen — er selbst gibt ja zu, krank gewesen zu sein — aber sein Wesenskern ist echt christliche, selbstverleugnende Nächstenliebe, und deren reine Kraft ist zu keiner Zeit und an keinem Ort wirkungslos gewesen.

Ich glaube.

Bekenntnisse und Geständnisse von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Eine allgemeine christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen.

In Österreich-Ungarn allein lebt ein halbes Dutzend Arten von Christen. Jede Art sagt, ihr Bekenntnis sei das richtige, und jede zeiht die andere mehr oder minder rücksichtslos der Irrlehre. Fast alles Gezänke unter ihnen dreht sich um die Confession, und dem kirchlich durchsättigten Lutheraner ist der Katholik zuwiderer als der Heide oder der Atheist. Jede Confession ruft es durch ihr Gotteshaus, schreit es auf die Straße hinaus: Ich bin die wahre! — Das ist mir schon die wahre, die sich so prahlerisch vordrängt!

In der Confession trennen sie sich, aber im Christenthume vereinigen sie sich. Das Evangelium steht für alle gleich. Und das ist die allgemeine christliche Kirche.

Wenn etwas an diesem Gotteswerke zweifeln machen könnte, so wäre es die Uneinigkeit der Bekenntnisse, das pharisäische Sectenwesen im Christenthume. Das geht so weit, dass eine Confession in erste Linie ihre Formen, Gebräuche und besonderen Heiligthümer stellt, und in zweite erst das Christenthum, wie es uns durch die Evangelisten und ersten Christen übermittelt worden ist. Vor einiger Zeit bat ich unsere katholische Kirche, dass sie in der Schule das Evangelium dem Katechismus voranstellen möchte. Im Grunde eine naive Zumuthung. Ich wurde denn ob meines vorlauten Einstehens für das Evangelium Christi von den clerikalen Organen tüchtig gezaust.

Die katholische Kirche will ihre Allgemeinheit und Welteinheit auch damit zeigen, dass sie ihren kirchlichen Gottesdienst überall auf Erden in lateinischer Sprache halten lässt. Aber indem sie so die Zusammengehörigkeit aller Völker bekennt, zieht sie andererseits eine Grenze zwischen sich und jeder einzelnen Nation, die doch am liebsten in ihrer eigenen Sprache mit Gott verkehrt. Manchmal an christlichen Festtagen führt mich die Sehnsucht nach alten deutschen geistlichen Liedern in die Kirche, in solchen Liedern finde ich die Stimmung zur Andacht. Aber öfter als einmal habe ich die Kirche missmuthig und betrübt verlassen, weil in derselben nur lateinische Gesänge herrschten, fremdartige Musik, die mein Gemüth nicht erwärmen kann, die mir die Kirche zu einem weltfremden Raume macht, da sie doch mein Vaterhaus sein sollte.

Manchmal scheint es, als habe die Kirche es darauf abgesehen, das Christenthum der Volksthümlichkeit zu entkleiden. Vor einiger Zeit haben wir ein schönes, kunstvoll geschaffenes „Krippenspiel" bekommen, die dramatische Darstellung der Geburt des Heilandes, ganz in frommer Einfalt der deutschen Volksseele gehalten. Das Stück wurde mit großer Pietät aufgeführt und hat Tausende innig gerührt und erbaut. Was geschah? Ein hoher Kirchenfürst hat die Aufführung dieses religiösen Dramas verboten! — Irre möchte man werden! Ist es nicht manchmal gerade, als ob der Clerus eifersüchtig wäre auf die Religion und als ob ihm jede Art von Gottesverehrung zuwider wäre, die nicht gerade von der Kirche officiell ausgeht! Und ich hätte gemeint, die Kirche müsste sich freuen darüber, dass in der Welt das religiöse Bedürfnis wieder lebendiger wird und sie müsste sich bestreben, auch außerhalb des Gotteshauses, im profanen Leben, den christlichen Sinn zu fördern. Profanieren will man angeblich die heiligen Dinge nicht lassen. Du lieber Gott, werden die heiligen Dinge nicht auch innerhalb der Kirche oft genug profaniert? Ich will hier nicht weiter darauf eingehen, es mag nur jeder selber nachdenken. Gott ist überall, und überall ist Gottesdienst, wo die Herzen sich erheben und bereit sind zu guter That. Also keine officiellen Grenzen für das Christenthum! Und keine Schranken zwischen einem Volke und seinem Gott! Jeden in seinem Kreise und nach seiner Weise auf Grund der Bergpredigt Christ sein lassen, das ist die allgemeine christliche Kirche, welche alle christlichen Confessionen umfasst.

Man kann in einzelnen Bereichen das apostolische Glaubensbekenntnis dahin abgeändert finden, dass anstatt der Worte: „Eine allgemeine christliche Kirche" gestellt ist: „Eine allgemeine katholische Kirche." Durch dieses „katholische" wird freilich die Allgemeinheit eingeschränkt, denn mehr als die Hälfte der Christenheit steht außerhalb des Katholicismus. Gegen die Verschiedenheit der Cultusformen und kirchlichen Sitten ist im Grunde ja nicht viel einzuwenden; andere Bedürfnisse und Ideale

hat hierin der Südländer und andere der Nordländer, andere haben die Völker der alten Welt und andere die der neuen. Ja andere Formen verlangen die Naturmenschen der ländlichen Bevölkerung und andere die gebildeten Classen. Möge man sich doch bescheiden und dem Südländer das Recht einräumen, braun zu sein, und dem Nordländer, einen rothen Bart zu tragen. Es sind Menschen. Also auch hier, ob Kelch oder Hostie, wenn sie nur das Kreuz erkennen. Das Kreuz ist das einzige aller Religionszeichen, das zwei Arme hat. Es umfängt die Welt, die ganze Menschheit, in diesem Baume wiederhallt ewig das Wort: Liebet euch einander. Ihr alle seid Kinder eines Vaters, der im Himmel ist. — Und somit könnte man die allgemeine christliche Kirche nicht bloß auf alle christlichen Bekenntnisse, sondern auch auf Juden, Türken, Heiden und Atheisten, auf Glaubende, Zweifelnde und Stumpfe beziehen — auf alle Menschen.

Andererseits ist diese Verallgemeinung der Religion eine billige Sache. Es ist leichter, alle zu lieben, als einen. Die Liebe zur ganzen Menschheit kostet gewöhnlich nichts als eine Phrase, die Liebe zum Nächsten fordert Opfer. Lasse die „ganze Menschheit" dir immerhin gleichgiltig sein wie du willst, nur dem, der dir von ihr jeweilig der nächste ist, sei gut. Wenn das jeder thut, dann haben wir eine allgemeine christliche Kirche — das Reich Gottes auf Erden, und auch eine Gemeinschaft der Heiligen.

Die Sache der Humanität setzt uns in Gemeinschaft mit allen Menschen, allerdings auch die Confession erhält uns in Gemeinschaft mit Vergangenheit und Zukunft. Und das ist ein Geheimnis der Macht der Confession. Ich würde mich persönlich vom Katholicismus schon deshalb niemals trennen können, weil meine Eltern und Voreltern vor dem katholischen Altare gekniet haben. Ich feiere im katholischen Cultus das Andenken an meine Vorfahren, ich liebe in ihm meine Mutter, meinen Vater, die mir diese kirchliche Welt gleichsam wie ein Erbe hinterlassen haben. Darum, auch darum! Ein Religionsbekenntnis geht allmählich von Geschlecht zu Geschlecht in Fleisch und Blut über, so dass es mancher wie Untreue nicht zwar gegen Gott, wohl aber gegen die Vorfahren empfinden mag, wenn er ausspringt. Ich habe dieses Ausspringen, so oft es mir nahegelegt wurde, stets zurückgewiesen. Ich ehre unseren Priesterstand aus ganzem Herzen, und auch seinen Cultus, insofern er die Menschen beseeligt, aber ich nahm nicht Anstoß, gewisse Herkömmlichkeiten der Confession, die den ursprünglichen Gehalt verloren hatten und als hohle Form mir schädlich schienen, freimüthig zu rügen, unmittelbar oder durch die Satire. Es war ein glühendes, nicht durch den Zeitgeist bedingtes Verlangen in mir, gegen manches meine persönliche Meinung zu sagen. Und erst als es geschehen war, konnte ich die ehrwürdige Kirche der Vorfahren wieder lieben und mich mit gewissen unabänderlichen Dingen schlecht und recht abfinden.

In den Siebzigerjahren war es allerdings auch Mode, „guter Ton“, die religiösen Sitten und frommen Anschauungen des Volkes zu verspotten, in einer Weise, die mir zuwiderlief. So erinnere ich mich, dass in einem Gasthause von etlichen Aufgeklärten ein Handwerksmann lächerlich gemacht wurde, weil er auf dem Marktplatze die Bildnisse der Apostel Petrus und Paulus mit Blumen geschmückt hatte. Der Handwerksmann verstand's aber, zurückzugeben. „Was gehen denn euch unsere Heiligen an?“ sagte er, „lassen doch auch wir die eurigen in Ruh'. So, ihr hättet keine? Ihr habt mehr Heilige als wir, von denen ihr Bildnisse aufstellt und denen ihr Feste feiert. Der heilige Goethe zum Beispiel, der heilige Schopenhauer, der heilige Darwin, oder gar der heilige Richard Zimmermann (ein damals Aufsehen erregender Freigeist). Ist ja recht, ehret sie, wenn's euch freut, aber lasst uns die unseren, wenn ich bitten darf!“

Es war klug gesprochen von dem Manne, er hat damit das Recht der Kirche, ihre Heiligen zu feiern, ins vollste Licht gestellt. Es vergeht thatsächlich nicht ein Monat, an welchem die moderne Gesellschaft, oder ein Theil derselben, nicht einen ihrer Heiligen festlich ehrt, sei es nun Galiläi, oder Columbus, oder Hutten, oder Hans Sachs, oder Kaiser Josef, oder Robespierre, oder Bismarck, oder irgend ein anderer von den Größten bis zu den Kleinsten, die im Himmel der Geschichte stehen.

Was nun den kirchlichen Glauben an die Fürbitte der Heiligen betrifft, so hat's damit — meine ich — allerdings seine besondere Art.

Als der Waldbauernbub vor dreißig Jahren die heimatlichen Berge verließ, um in die weite Welt zu gehen, da kniete er nieder an einem Wegkreuze, an welchem das Bild der heiligen vierzehn Nothhelfer war, und betete. Legte mir plötzlich jemand die Hand aufs Haupt und stand der alte Pfarrer von Sanct Kathrein hinter mir.

„Schön, mein Sohn, dass du betest“, sprach er, „nun sage mir einmal, um was du gebetet hast. Ich möchte das gerne wissen.“

Nach einigem Säumen gestand ich dem alten Herrn, meinem bisherigen Beichtvater, dass ich zu den vierzehn Nothhelfern gebetet hätte um ihre Fürbitte bei Gott, um in der Fremde recht glücklich zu werden.

„So, so“, entgegnete der Pfarrer, „schau, schau. Also glücklich willst du werden in der Fremde draußen. Glaub dir's gerne. Sage mir aber doch einmal, was du dir darunter denkest, unter deinem Glücklichwerden.“

„Ja, halt gute Menschen finden, und ein rechtes Fortkommen.“

„Ist das alles?“

„Vielleicht auch ein schönes Geschäft und ein Haus und — und —“

„Und ein hübsches Weib dazu, natürlich“, setzte der Pfarrer rasch bei, „und jedenfalls auch Geld, große Anerkennung!“

„Wär' mir nicht zuwider.“

„Sapperlot, Junge, du weißt, was gut ist.“

„Das wüſste ich freilich. Wenn's nur ſchon ſoweit wäre."

„Und dazu", fuhr der alte Herr fort, „ſollen dir die heiligen vierzehn Nothhelfer dienſtbar ſein? Die Büßer, Märtyrer und Blutzeugen? — Höre, mein Sohn, was ich dir ſage: Wenn du die Heiligen Gottes um irdiſches Glück bitteſt, da werden ſie ſich ſchwerlich für dich verwenden. Denn irdiſches Glück haben ſie ſelber verachtet und werden es nicht einſehen, wieſo Dinge, die ſie als nachtheilig für das Seelenheil erkannt haben, dir vortheilhaft ſein ſollen. Wenn du ſie aber bitteſt um jenes Glück, das ſie ſelber geſucht und gefunden haben, um Bravheit, Demuth, Zufriedenheit, Geduld, um Bewahrung der Unſchuld und ein reines Gewiſſen, um die Liebe zu Gott, dann werden ſie gewiſs ſehr gerne bereit ſein, Gott zu bitten, daſs er dir ſolche Gaben und Gnaden verleihe. Und wenn es dir ſchon die Heiligen nicht erbitten ſollten, ſo erwirbſt du dir die Gaben durch dein ſehnſüchtiges Gebet danach."

So ſprach er. Hatte er um ein Wort zuviel geſagt, der alte Herr? Oder war es ihm darum zu thun, für meinen Gebrauch in der aufgeklärten Welt mir das Geheimnis der Heiligenfürbitte anzudeuten? Nämlich daſs der Segen des Gebetes in dem Verkehre mit dem Vorbilde liegt, durch welches bedeutende Träger des Chriſtenthumes auf uns wirken! — Wenn wir einen Dichter oder Philoſophen feiern, ſo erheben wir uns dadurch zur Gemeinſchaft ſeines Geiſtes; wenn wir einen großen Staatsbürger oder Erfinder oder Kriegsherrn feſtlich ehren, ſo erklären wir uns gleichſam zur Gemeinſchaft mit ſeinem Leben und ſeinen Thaten, und wenn wir unſer Herz zu den chriſtlichen Heiligen erheben, ſo treten wir mit ihnen in Gemeinſchaft und Kameradſchaft auf der Reiſe zu Gott.

Mit jeder der Geſtalten, die uns die katholiſche Kirche als Heilige vorſtellt, vermag ich zwar nicht zu ſympathiſieren. Mancher und manche unter ihnen iſt mir zu ſehr Selbſtquäler und zu wenig Chriſt. Die Selbſtpeinigung lediglich Gott zuliebe verſtehe ich nicht. Es müſste nur eine Art der Selbſterziehung damit gemeint ſein, eine Abhärtung des Körpers, Stärkung des Willens oder dergleichen. Oder es müſste mit einem empfindlichen Opfer am Wohlbefinden jemand anderem gedient ſein. In dieſem Falle dünkt mich freiwilliger Abbruch, körperliches Leid heldenhaft.

Andere der kirchlichen Heiligen ſind mir zu unduldſam fremden Glaubens gegenüber. Jemand, der ſich aus religiöſen Gründen ſträubt, mit allen Menſchenkindern Gemeinſchaft zu machen, kann ſich doch für die Länge nicht behaglich fühlen im Reiche Gottes.

Alle, die guten Willens ſind und ſich in ihrer Weiſe der Vollkommenheit beſtreben — weſſen Stammes, weſſen Glaubens ſie immer mögen ſein — ſie alle haben Anſpruch auf die Gemeinſchaft der Heiligen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Kleine Laube.

Stille Wohlthaten.

Wohlthaten, ſtill und gern gegeben,
Sind Todte, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm beſteh'n,
Sind Sternlein, die nie untergeh'n.

Király.

Gleichenberg.

Ein ſteieriſcher Curort. Von Franz Salfitzky.

Weißſchimmernd, im Waldesgrün herrlich gebettet, erhebt ſich das Idyll der ſteiriſchen Curorte, das wunderprächtige Gleichenberg in der Mitte jenes anmuthigen Hügelmeeres, welches ſich im Südoſten von Graz ausbreitet. Es iſt ein wunderſchönes Stückchen Erde, das ſich zu Füßen des Zwillingspaares der Gleichenberger Kogel in Fülle einer hier geradezu verſchwenderiſch wirkenden Natur befindet, ein Landſchaftsbild, ſo anmuthig und herzerfriſchend, wie es ſobald nicht wieder gefunden werden kann.

Was hier ſeit verhältnismäßig kurzer Zeit raſtloſes Forſchen und Arbeiten zuſtande bringen konnte, das ſieht man heute als ein vollendetes Bild zwiſchen Nadelwäldern, als läge es Jahrhunderte lang an dieſem Orte und wuſste nichts vom Sumpfe und der Wildnis, denen es ſtückweiſe abgerungen werden muſste.

Daſs die Gleichenberger Gegend bereits die Römer kannten und dieſe auch die Heilkraft der Quellen ſich zunutze machten, geht daraus hervor, weil bei der Anlage des Curortes und auch ſpäter zahlreiche Merkmale und Reſte aus jener Zeit zu Tage gefördert wurden. So fand man im Jahre 1845 einen vollſtändig erhaltenen römiſchen ſteinernen Brunnenſchacht, deſſen Sohle eine Mineralquelle entſtrömte; daſelbſt wurden vierundſiebzig römiſche Münzen aus dem dritten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung aufgefunden. Während des Mittelalters geriethen die Quellen in Vergeſſenheit und zogen erſt zu Ende des verfloſſenen Säculums die Aufmerkſamkeit wieder auf ſich.

Der eigentliche Schöpfer und Gründer des Curortes ist der nun verstorbene Reichsgraf Mathias Constantin von Wickenburg, damals Gouverneur der Steiermark, der über Anregung des Dr. Ignaz Werle, eines Schwagers des Erzherzogs Johann von Österreich, im Jahre 1833 die Quellen selbst besuchte, den großen medicinischen Wert derselben erfasste und, von den klimatischen Vorzügen der Gegend, in welcher sie entspringen, begeistert, mit dem festen Entschlusse nach Graz zurückkehrte, der leidenden Menschheit diese Thermen für immer zu erschließen. 1834 gründete er den Actienverein und schuf mit diesem die herrlichen Anlagen. Von da ab widmete er bis zu seinem Lebensende (26. October 1880) dem Bade unausgesetzt seine besondere Fürsorge, welche später der Sohn des Verewigten, der jetzige Präsident des Actienvereines, Reichsgraf Ottokar von Wickenburg, übernommen hat. Wie sehr durch unausgesetzte Thätigkeit der leitenden Factoren Gleichenberg gewachsen ist, beweist die jährliche Zunahme von Gästen. Tausende haben seit der Gründung an dieser Heilstätte, an der reinen feuchtwarmen Luft und unter dem sonnigen, tiefblauen, meist wolkenlosen Himmel, die Fülle der Gesundheit, das beste Gut des Menschen, wieder erlangt und an der wunderseltenen Harmonie der landschaftlichen Reize, die hier in reicher, Aug' und Herz entzückender Menge aufgehäuft sind, sich neuen Lebensmuth und Frische des Körpers wie des Geistes geholt.

Ohne Zweifel hat auf den Charakter der Landschaft Gleichenbergs die hier vorherrschende Gebirgsart den wesentlichsten Einfluss. Während ringsherum abgerundete Hügel, von schmalen Thälern durchzogen, ein sanftes, wellenförmiges Terrain bilden, tauchen hier, wie durch eine Zaubermacht gehoben, trachytische und basaltische Kegel empor. Jene, mit mannigfaltigen Wiesengründen, Feldern und Weinpflanzungen geschmückt, bilden gegen die bewaldeten Kuppen der letzteren eben den malerischen Contrast, welchen das in Auffassung der Naturschönheit geübte Auge so gerne sucht.

Das Bild, welches der Curort in seiner heutigen Gestalt bietet, zeigt eine entzückende Harmonie von Formen und Farben. Ein wellenreiches Terrain, geschmückt mit Baumgruppen, Wiesenland, Gärten und Wäldern, aus deren frischem Grün die Gebäude, Villen, Kirchen und Kapellen hervorblicken, überragt von dem weithin sichtbaren Schlosse Gleichenberg. Das Ganze, durchzogen von schön angelegten Fuß- und Fahrwegen; das alles zusammen bietet einen Anblick, der sich dem Beschauer ob seiner vollendeten Schönheit unverwischbar einprägt.

Die klimatischen Verhältnisse Gleichenbergs sind durch seine Lage und Bodenbeschaffenheit und wohl auch durch die im Schoße der Erde thätigen Heilkräfte derartige, dass dem Curorte eine große sanitäre Leistungsfähigkeit zugestanden werden muss.

Sämmtliche im Curorte selbst entspringenden Mineralquellen strömen aus den ersten Eruptivgebilden der vulcanischen Thätigkeit in den Zeiten der Urwelt, dem Trachyt, hervor; sie sind alkalisch-muriatische Säuerlinge mit reichem Salz- und Kohlensäuregehalte, gehören also zur selben Kategorie wie Ems, Selters, Luhatschowitz, Szczawnica ꝛc. Die stärkste unter diesen ist die „Constantin-Quelle", einst Sulzleitner-Quelle, welche fast doppelt so viele feste Bestandtheile und freie Kohlensäure enthält, als die Emser Quellen. Ganz ähnlich, nur etwas kühler und milder ist die „Emma-Quelle", welche ebenfalls wie die erstere zur Trink- und Badecur verwendet wird, während die „Werle", = die „Römerquellen" nur zu Bädern dienen. In größerer Entfernung vom Curorte entspringt die „Klausen-Stahlquelle", ein reiner, kühler Eisensäuerling, und noch weiter entfernt in südlicher Richtung die beiden „Johannisbrunnen", alkalisch-muriatische Eisensäuerlinge, welche hauptsächlich als Luxusgetränk, auch als natürliches Sodawasser in Siphons verbraucht werden.

Von der Brunnendirection werden auch alljährlich hunderttausende von Flaschen nach allen Weltgegenden versendet. Der Curort bietet eine pneumatische Kammer, einen Respirationsapparat und eine Kaltwasseranstalt. Die hervorragendste Specialität Gleichenbergs aber sind die Inhalationen für feinzerstäubte Quellsole und Fichtennadeln, welche von einer bedeutenden und nachhaltigen Wirkung sind.

Ein Vorurtheil ist über Gleichenberg im Schwange, und hat sich leider, trotz mancher gegentheiliger Belehrungen medicinischer Autoritäten und vieler diesbezüglicher Berichtigungen der maßgebenden Organe bei einem kleinen Theile des Publicums noch immer erhalten. Es ist die Ansicht, der Curort sei nur für Lungenleidende geeignet. Die Mannigfaltigkeit der Heilmittel bietet im Gegentheil eine reiche Auswahl der trefflichsten Behelfe, so dass der Curort als ein Familienbad im weitesten Sinne des Wortes bezeichnet werden kann.

Dass in einem so ausgebreiteten Weltcurorte für jede Bequemlichkeit, so wie für das Vergnügen der zahlreichen Gäste bestens gesorgt ist, braucht als selbstverständlich nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Der Zeitungs-Lesesaal ist mit sämmtlichen hervorragenden Journalen ausgestattet, auch finden gesellige Zirkel im prächtigen Cursaale und Concerte berühmter Künstler statt. Das treffliche Brunnenorchester gibt täglich Concerte. Ferner Theater mit oft ganz achtenswerten Leistungen.

Für die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse sorgen zahlreiche tüchtige Hoteliers, Restaurateure, Pensionen ꝛc. Über hundert zerstreut liegende Villen nehmen die Fremden gastlich auf.

Einige derselben zeichnen sich durch ihre wirklich geschmackvolle Bauart, andere durch ihre begünstigte Lage und die reizendsten Fernsichten, alle zusammen durch Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit aus.

Die seltene landschaftliche Schönheit Gleichenbergs erschließt sich dem Blicke des Gastes, wenn er die mit üppiger Wälderpracht gezierte Umgebung begeht. Welche reiche Gelegenheit zu Spaziergängen und lohnenden Ausflügen! Wohlgepflegte Pfade, überall an passenden Stellen mit entsprechenden Ruheplätzen versehen, führen durch Wald und Flur und bieten in dem Ersteigen des fünfhundertsechsundneunzig Meter hohen Kogels, auf dem die Albrechtswarte thront, ein entzückendes Bild. Ein gewaltiger Kranz von Hochgebirgen, in denen sich die Schroffen des Kalkgebirges mit den imposanten Massen des Urgebirges vermischen, ist der fernste Horizont; aber innerhalb des Ringes, der vom Hochschwab bis zur Velka Kappa und Bistritza sich ausdehnt, ruht das Auge auf blitzenden Wasseradern, reich bebauten Thälern, langgestreckten Hügelwellen, Schlössern, Burgen, Kirchen und Kapellen, und je länger man den Blick in dieses herrliche Rundgemälde versenkt, desto reicher und reicher beginnt es sich zu beleben. Und so bleibt der Eindruck, den jeder hier empfängt, ein unvergänglicher.

Eine Erfahrung.

Wer im Leiden erfahren und geübt ist, der weiß, dass durch unabwendbare Elemente und Zufall geschlagene Wunden seelisch unvergleichlich weniger tief gehen, als jene, die uns durch die Bosheit der Mitmenschen beigebracht werden. R.

Der anrüchige Garibal.

Eine geheimnisvolle Geſchichte von drüben. Aufgemerkt durch M.

Das war zu Kree, im Dorfe. Die Leute ſtanden unter den Thüren und buſchelten es einander in die Ohren, der Brotausträger ſagte es ſchon lauter in die Küchen hinein: „Große Neuigkeit! Wiſst ihr's ſchon?“ Und auf allen Gaſſen: „Es muſs doch wahr ſein, allerorts ſpricht man davon.“

Wovon?

Nun eben, das iſt's ja. Wenn man das wüſste! Unbegreiflich iſt es jedenfalls. Hatte dieſer Menſch doch ſtets einen guten Eindruck gemacht! Ein netter, ſympathiſcher junger Mann. Trotzdem er der Sohn eines Großbauers war, dann ſeiner Student und junger Doctor und nun gar königlicher Oberlieutenant, hatte er nie vergeſſen der treuherzigen Schlichtheit und Freundlichkeit gegen ſein Dorfgenoſſen. Wenige Wochen noch vorher hatte er ſeine Ferien in Kree zugebracht, auf dem Gute ſeines Vaters. Traulich wie immer hatte er mit ſeinen Jugendgenoſſen und alten Schulfreunden verkehrt, harmlos heiter mit den Dirnlein des Dorfes geſcherzt, und wenn er auf dem Hofe, auf den Wieſen und Feldern flink und munter bäuerliche Arbeiten verrichtete gleich ſeinem älteren Bruder, ſo ſtand ihm das ganz prächtig und er ſang dabei Schelmenlieder und jodelte, wie irgend ein geſunder Bauernburſche nur jodeln kann.

Und jetzt ſo unheimliche Gerüchte! In der Zeitung, hieß es, ſoll der Gari auch ſchon ſtehen und in der That, das letzte Wochenblatt brachte eine ſchrecklich kurze Notiz: Gegen den Reſervelieutenant Garibal Randow ſei die Diſciplinaruntersuchung eingeleitet worden.

Weshalb? Was er denn angeſtellt haben mochte? Mein Gott, man munkelte von allerhand. Jemand wuſste von einem Diebſtahl, dafür hätte er ſchier Prügel gefaſst, er begründete es aber, der Lieutenant hätte einem Mädel das Herz geſtohlen — da geſchah dem Jemand nichts. Schließlich verſammelten die Meinungen und Muthmaßungen ſich um einen Todtſchlag aus Jähzorn, aus Eiferſucht, aus was immer. Und wieder wollte man wiſſen, es ſei etwas viel Schlimmeres. Schlimmeres als ein Todtſchlag, ein Mord? Dann hatte er am Ende gar einem ſeiner Vorgeſetzten was ins Geſicht geſagt. Renitenz! — Ach nein! Der Mann war ganz anderer Dinge wegen anrüchig. Man munkelte von einer unausſprechlichen Schandthat. Auch ſein Bruder ſollte mitbetheiligt ſein.

Die Aufregung ſteigerte ſich zu Kree, als eines Tages mehrere Officiere in das Dorf kamen, ſich zum Wallhof, dem Heimatshauſe Garis, begaben und dort eine ſtrenge geheimnisvolle Unterſuchung abhielten. Sie ſtanden vor den Ställen herum, an den Scheiterſtößen, Streuwächten und Dunghaufen, ſie betrachteten Hacken, Krampen und Gabeln und nahmen das Hausgeſinde in Verhör und das durfte nichts weiter ſagen. Trotzdem ſchien es jetzt klar, ein Mord! Doch bloß ein Mord? Ganz gut alſo, aber wen hat er mit dem Beile erſchlagen, mit der Gabel erſtochen? Es fehlte niemand, alles war noch vorhanden, was nicht eines natürlichen Todes geſtorben. Ein alter Schuſter endlich kam auf die Idee, die nach allen Seiten ſtimmte. Eine Revolte hat er anzetteln wollen, der Gari, einen Bauernaufſtand gegen die Stadtherren, eine Empörung mit Beil, Krampen und Gabeln. Das war's und nichts anderes. Natürlich, daſs man eine Diſciplinaruntersuchung eingeleitet hat gegen den Revolutionär! „Den machen ſie um einen Kopf kürzer!“ hieß es. „Dann iſt er immer noch ſo lang wie unſer Gemeindevorſtand!“ ſagte der Schuſter. — Was ihm nur eingefallen iſt, dem Burſchen! Ein heimlicher Nihiliſt! Die Verſchwörung geht heutzutage ja durch die ganze Welt, in allen Claſſen und Ständen faſst ſie Wurzel,

man darf keinem Menschen mehr trauen. Der Schullehrer warnte die Dorfkinder, wenn der Doctor Randow, der Reservelieutenant, sich wieder einmal sollte sehen lassen im Dorfe, ihm nur weit auszuweichen! Gar nicht mit ihm umgehen! Dasselbe nahmen sich auch die Erwachsenen vor, die jungen Weibsleute aber mit schwerem Herzen und unter stillschweigendem Vorbehalte. „Geht mir weg!“ sagte aber der Schuster, „dieser Reservelieutenant wird nicht mehr oft kommen!“

Und er hatte recht. War's ein mehr bureaukratisches Gericht oder war's standrechtlich, das kann nicht genau festgestellt werden, ist auch Nebensache. Die Hauptsache ist das Urtheil. Der Reservelieutenant ward schuldig befunden, die ganze königliche Armee entehrt zu haben, und ist deshalb des Officiersgrades verlustig erklärt worden! — Das Reglement verbietet dem Officier in seiner Uniform jede gemeine, niedrige, knechtliche Arbeit, jede den Stand entehrende Beschäftigung, und Garibal Randow hatte daheim auf seines Vaters Hof gemeinsam mit seinem Bruder, dem Bauern, Dünger gestochen, Kuhmist auf den Karren gefasst für die Feldrüben! — Deshalb ist das Scheusal degradiert worden vom Oberlieutenant zum gemeinen Manne, der er in der That war!

Die guten Leute zu Kree, als sie das gehört, wussten nicht, wie ihnen geschah. Die ganze Armee entehrt. Sie schauderten vor dem Verbrechen, das mitten unter ihnen, am hellichten Tage begangen worden war. Und das Schlimmste noch, dass keiner und keine, wie sie da scheinbar so harmlos umhergiengen im Dorfe, ein reines Gewissen hatte. Jeder fühlte die Last der Schuld auf sich, auch einmal oder öfter, vorsätzlich und beharrlich Dünger gefasst zu haben! Ganz Kree war eine Verbrechercolonie.

Der Gari, allerdings niederem Stamme entsprossen, hatte sich schon so hübsch emporgearbeitet gehabt, und jetzt wurde das düngerkrauende Ungeheuer mit Recht verlustig erllärt der Kameradschaft von Männern, die in des Königs Rock an Spieltischen würfelten, Schulden machten, Mädchen foppten.

Allerdings gab es noch Länder der Barbarei, wo Generäle und Minister im Ruhestande auf ihren Landgütern mit Schlamm und Dünger umthun. Ja, es gab sogar Könige, die ganz gleichmüthig das Brot essen, welches auf Kuhmist gewachsen.

In Österreich drüben hatten sie einmal einen Kaiser gehabt, der auch so tief gesunken war, dass er einmal den Pflug geführt und Dünger in die Furchen geackert hatte. Wieder in anderen Ländern hat der Bauernstand als Ehrenstand gegolten, und der Dunghaufen als des Bauers Goldgrube, aus der die Nahrung fürs ganze Land sprosst, für reich und arm, für hoch und nieder. Pfui, das sind alte Sachen. In unserem neuen Königreiche gibt's statt Halme Helme, und wo man den Boden mit Menschen düngen kann, wozu da Kuhmist!

Die Leute von Kree waren aufgerüttelt worden. Sie wollten nicht mehr länger dem ehrlosen Bauernstande angehören; sie verkauften ihre Güter an Jagdliebhaber, giengen in Fabriken und wollen über lang oder kurz Socialdemokraten werden. Doctor Garibal Randow, der Ehrlose, gedenkt, ob später oder früher, das Präsidium des Zukunftsstaates zu übernehmen.

Poetenwinkel.

Vision.

Ich stand am Meer. Die Mitternacht
War still heraufgestiegen
Und schöpfte aus der Träume Schacht,
Und alle Lande schwiegen.

Mit dunkler Hand am Himmelszelt
Hob sie des Mondes Schale;
Glanztropfen fielen auf die Welt
Vom heil'gen Friedensgrale.

Zog unsichtbar ein Engelchor,
Wie einst mit hohem Liede,
Und träumt der Völkerseele vor
Die Weltensehnsucht: Friede.

Da kam ein Reiter aus der Fern'. —
Die große Nacht, erschrocken,
Ließ fallen einen gold'nen Stern
Aus ihren dunkeln Locken. —

Es war von Blut sein Mantel naß
Vom Kiese stoben Funken . . .
Aus seinen Augen hat der Haß
Das letzte Licht getrunken.

Er nimmt die Frucht vom Erntefest,
Daß sie verhungern müssen;
Von seinen Lippen weht die Pest,
Will er die Erde küssen.

Auf alle Lebensfreudigkeit
Preßt er des Todes Siegel,
Und vor das gold'ne Thor der Zeit
Schiebt er die festen Riegel.

— — — — — — — — — — —

Ans Ohr ein Völkerrufen schlug,
Kam sieghaft hergezogen!
Es bebt der Krieg. . . . Der Zelter trug
Den Reiter in die Wogen. . . .

Da lodert an des Meeres Strand
Empor ein großes Strahlen,
Stieg auf ein grünes Frühlingsland
Mit neuen Idealen.

Dem weiten Auge öffnen sich
Der Sehnsucht Paradiese,
Das Menschheitslied schwingt feiertich
Sich aus dem Herzverließe,

Zerspaltet alle Seelennacht
Und wirft die morschen Schranken
In blendender Heroenschlacht
Lichtspendender Gedanken!

Anton Renk.

* * *

Bei der Schwimmschule.

Wassertosen. Nackte Knaben
In der Schwimmschulflut sich laben,
Tummeln ihre frischen Glieder,
Tauchen auf und tauchen nieder.

Könnte ich nur einmal wieder
Alles von der Seele haben:
Alle Müdigkeit des Lebens,
Alle Hoffnungstoßigkeit . . .
Doch mein Wünschen ist vergebens,
Dafür ist kein Bad bereit.

Anton Renk.

* * *

Beredtes Schweigen.

Wir giengen ganz selbstvergessen
Den Waldespfad entlang;
Nichts regte sich in den Zweigen,
Verstummt war Sang und Klang.

Wir drückten uns still die Hände
Und kannten nicht Wunsch, noch Ziel;
Wir hatten kein Wort gesprochen
Und sagten uns doch so viel!

Leopold Hörmann.

* * *

Frühlingsmorgen.

Der Nebel sinkt. Der Äther strahlt
Im reinsten azurblauen Glanze.
Die Glut der lichten Sonne malt
Wie Gold des Himmels Saum im Kranze.
Ein linder Lufthauch von den Höh'n
Küßt die Natur zum Auferstehn.

Thautropfen blinken klar im Grün;
Die Föhren lispeln leis im Winde, —
Alraunen hasten, zu entfliehn
Dem jungen Tag, dem Götterkinde.
Der letzte Stern wird bleich und fahl
Im zarten Morgensonnenstrahl.

Ringsher ist's still. — Vom Waldessaum
Nur leis geheimnisvolles Rauschen,
Als wollt' die Welt im süßen Traum
Noch sanften Zauberklängen tauschen.
Bis sie beim Lerchenlied erwacht
Und sich erhebt in neuer Pracht.

Da jubelt's laut aus Berg und Thal;
Aus Wies' und Wald — welch frohes Singen!
Allüberall ein Wiederhall —
Der Morgenglocken helles Klingen. —
Da steigt empor zum Himmelszelt
Lob, Preis und Dank dem Herrn der Welt.

Reinh. Troitzsch.

* * *

Maculatur.

Wie iſt der Edelſtein zurückgeblieben,
Wie wenig wird begriffen der Poet,
Was auch ein Dichter für ſein Volk geſchrieben,
Der kleinſte Theil nur innig es verſteht.

Was er auch ſchaffen mag in ſtiller Kammer,
Allein, mit ſeinem lichten Götterſinn,
Wie er den Menſchen zeiget Glück und Jammer,
Ein kleines Häufchen heimſt nur den Gewinn.

Nur wenige pflegen edlere Gefühle,
Die Mehrzahl ſtrebt und lebt nur für den Leib;
Ein Theil hat nur das Herz für nicht'ge Spiele,
Ein anderer gähnend, tiest zum Zeitvertreib.

Doch wenn ein Wicht Pikanterie geboten
Mit Unrath, dieſen faſst man ohne Wahl,
Das Volk es will, Unſittlichkeit und Zoten,
Garniertes Fleiſch — doch nimmer Ideal.

Und ſei ein Dichtwerk auch von Gottes Gnaden,
Hätt' der Poet darin ſein Herz gehegt:
Geſchmackvoll wird es erſt im — Fleiſcherladen,
Wenn es mit Wurſt und Schinken aufgelegt.

Joſef Lange.

* * *

Sunnwend.

In Salzburger Mundart von Fr. Franz Scheirl.

Muefst ma nit bös ſein
I hon di halt gern,
Wann i a zehnmal frag:
Was ſoll draus wern?

Du, du derfſt mi nit lieb'n,
Bin ja vageb'n;
I ſoll di a nit mög'n,
Du mein halbs Leb'n!

Schau und mein ganzer
Leib und mein Seel
Is auf dein Eig'n g'ſchrieb'n. —
Glaubſt ma's nit, gel?

Is ja wohl recht. Aber
Greifatſt grad her,
Wie 's da driu hammert,
Fragatſt kam mehr.

Kennatſt die Aug'nſprach,
So fechatſt es wohl,
Wie mein Seel Gan wirft
Höllfeuertoll!

Hätt' da mein Müederl
Mein Schickſal vazählt,
Wie 's mi hat g'martert,
Wie 's mi hat prölt —

Wie ma d' erſt Lieb
Zu a Rueth'n is worn,
Dafs i von Himm'l
Die Sunn han valorn, —

Dafs mein ganz Leb'n
Koan hell'n Tag mehr hat g'feg'n
Und in da Oanöd
Mein Herz is valeg'n, —

Aft wiſſatſt, wie 's kemma is,
Dafs mi ſo ſpat
No amal d' Lieb, ja ja,
D' Lieb dapackt hat.

* * *

Da g'ſtörte Tram.

Gedicht in oberöſterreichiſcher Mundart von Leopold Hörmann.

Mir hat heunt Nacht van Schatzerl tramt,
Leut', dös war enk a Pracht!
Mir ſan all zwoa ön Himmel g'wön,
Mei Herz hat g'juchzt und g'lacht.

Leut', drobmat in den Himmelsſaal,
Da is 's enk wunderfein,
Da Fuaßbod'n und dö Wänd ſan voll
Va lauter Sunnenſchein.

Da niadeſt' Deanſtbot geht daher
In Sammt und Seiden ſchwer
Und lacherlt enk ſo feel'nvergnügt,
Als war' a woaß Gott wer.

Viel Engerln rennen nackat um
Mit liachtumfloſſ'ne Haar,
So wia ma ſ' in da Kircha ſiacht,
Schön aufg'mal'n am Altar.

Und and're fitz'n launlad um,
Dö plogt koa Hast, koa Eil,
Und wann si 's hungert, fliagt eah' g'schwind
A brat'ne Taub'n ins Mäul.

Da Herrgott war ön Hintergrund,
Den hab' i nöt kriagt z'seg'n;
Da Petrus hat bein Eingang g'sagt:
„Na, lasst 's enk 's nur guat g'scheg'n!"

Und i und 's Schatzerl war'n nöt säul,
Mir ham enk g'fährt a Leb'n!
O, kunnt 's herunt auf dera Welt
A so was Herrligs geb'n!

Und i hab' g'sagt: „Mei Schatzerl, kumm
Und gib dei Handerl her,
Hiatzt trennt uns, weil 's da Herrgott will,
Koa Tod und Teufek mehr!"

Drauf fan mar uns ön Arman g'leg'n,
So ganz im Glück verlor'n,
Und 's Schatzerl hat ma g'schwind was g'sagt,
Kloa rischplad 'nei in d' Ohr'n.

Voll Blanga han i lang drauf g'wart't,
O Gott, dö Seligkeit!! — —
Da wiar i munter, reib' mar d' Aug'n,
Und aus is 's mit der Freud'.

Koan Himmek und koa Engerk nöt,
Van Schatzerl gar koa G'spua(r),
Und tummeln mit 'n Anziag'n hoaßt 's,
Denn spat is 's in da Fruah.

Grad, weil 's hiatzt war' am schönsten wor'n,
A Ruck! is all's vorbei.
Und 's Ganze is sunst weiter nix
Als wiar a Fopparei.

G'statt, dass i 's Schatzerl wischpeln hör',
Bellt draußt ön Hof da Hund;
Hiatzt is van schon im Schlaf nöt mehr
Was Liab's und Guat's vagunnt!!

Mei, wann ma in da Höll drunt' hätt'
A Hex was g'sagt in d' Ohr'n,
Da war i g'wiss, i wöttat drauf,
Lei gor nit munter wor'n! — —

* * *

Da Boda und sei Bua.

A Boda sagt: „Es is a Freud'!
I hon an Buab'n schier wunderg'scheid
Und d' Leut' sag'n a, dass er ganz g'wiss
In zwoanzig Jahr'n was Großes is."

Wia er zwoanz'g Jahr aft alt is g'west,
Da war er groß und eisenfest,
Sechs Schuach drei Zoll, dös war sei Moß,
Hat ganz leicht g'hob'n a Eimersafs.

Und wia er war schön z'sammenputzt,
Hat's bei da Stellung eahm nix g'nutzt,
Denn er is lumman grad wia i
Als G'moana za da Infanterie.

Dort hat eahm 's Glück a richti g'lacht,
Denn er hat 's bis zan G'freiten bracht.
Ha! hon i denkt: Es trifft ja zua,
Hiaz is was Großes schon mei Bua.

Wia aft sei Dienstzeit aus is g'west,
Da hon i denkt: 's is allerbest,
Wann er dahoam ban Boda bleibt,
Statt in da Welt si umatreibt.

Do er hot g'sagt: Dass eahm nöt g'freut,
Er hätt' zur Arbat gar koa Schneid,
Als G'freiter, der er g'wesen is,
Passt er do für was Bessers g'wiss.

So hat er g'suacht die längste Zeit,
Nix g'sunden aber, was eahm g'freut,
Und weil zan Besseren er gebur'n,
So is er halt a Dienstmann wurn.

Franz X. Freiheim.

Eine Stimme für das Schlimme.

Antworten der Leser auf die Bemerkung des Herrn E. U. im „Heimgarten", Seite 556.

Das Schlimme in der Literatur.

Was liest nur der Einsender eigentlich, dass ihm die Druckerschwärze nicht genug Schlimmes berichtet? Hält er denn keine Zeitungen?

Wenn ich des Morgens leidlich froh meinen Tag beginne und zufriedenen Sinnes meinen Kaffee trinke, bringt mich die Lectüre der Zeitung nur zu oft aus dem Gleichgewichte. „Jugendliche Verbrecher, Gattenmord, Selbstmord aus Noth,

Duelle, Brandstiftung, Niedermetzelung der Christen in Armenien, Kanonendonner und blutiges Schlachtgetümmel an allen Ecken der Welt" — das ist der Inhalt, und der ist meiner Ansicht nach schlimm genug.

Und die Bücher? Schwelgt nicht der moderne Realismus in den Nachtseiten des Lebens, und der sociale Schriftsteller, der die Missstände der Zeit zu berichten hat, erzählt er nicht unausgesetzt vom Allerschlimmsten?

Auch der Herausgeber des „Heimgarten" macht da keine Ausnahme. Wenn er dennoch den versöhnenden Ausgleich zu finden sucht, so gedenkt er seines Dichterberufes, der uns über die Unvollkommenheit des Augenblickes hinaushebt.

Die Empfindungen, die die Lectüre des Schlimmen in uns weckt, können doch immer nur traurige sein; könnten wir uns daran ergötzen, so wäre das Schadenfreude, die uns nicht glücklicher, sondern schlechter macht. Nicht das macht unser Leben leicht und heiter, dass es sich vom dunklen Grunde hebt, dass es uns besser geht als unseren Nachbarn, sondern dass wir mitten in aller Unvollkommenheit so viel Gutes und Schönes erblicken. Lesen wir aber von idealeren Zuständen, als wir sie haben, so weckt das wohl unsere Sehnsucht, aber auch zugleich unsere Thatkraft, die stets begleitet ist von der lieblichen Schwester Hoffnung. Wir streben wieder und fühlen uns muthiger und froher.

Wer aber im harten Kampfe des Lebens steht, der soll in seinen Feierstunden das Allerbeste lesen — er muss für seinen Geist die Oase suchen, wo Quellen springen und Palmen rauschen, damit sein Gemüth sich erhole vom Wüstenbrande des Lebens. Das Gute und Schöne, von dem die besten Dichter singen, ist ein Funken vom Göttlichen, es zieht uns empor und wir richten uns auf, indem wir unsere Verwandtschaft mit dem Ewigen fühlen.

In Christus trat diese sittliche Vollkommenheit am reinsten hervor — deshalb wirkt sein Bild bis in die Gegenwart mit lebendiger Kraft. Nicht *das* macht uns das Leiden leichter, dass er gelitten hat, sondern dass er uns gezeigt, wie es eine Kraft gibt, die auch das Leid überwindet. Überwundenes Leid aber ist keines mehr, es ist Sieg und Freude: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Das Beste aber ist der Frieden des Herzens, und der erblüht nur in einem reinen, liebevollen Gemüthe.

Berliner Heimgartenleserin.

* * *

Verehrter Heimgärtner!

In Bezug auf jenen Brief im Aprilhefte des „Heimgarten" kann ich es nicht unterlassen, von Ihrer Erlaubnis Gebrauch zu machen und mich zum Worte zu melden. — Dieser Mann kann sich mit der von Ihrer Monatsschrift vertretenen Richtung der Literatur nicht befreunden. Nach seiner Meinung läßt sich der innere Friede durch die dichterische Darstellung des Guten und Edlen nicht fördern, weil dies im Gegentheile nur Unzufriedenheit unserem Mitmenschen gegenüber erregt, wenn solcher dem Helden der Dichtung nicht entsprechen sollte. Hm! Da haben sich also wohl alle Künstler und Denker seit Homers Zeiten her geirrt in ihren Idealen, wenn sie um Schönheit und sittlicher Größe wegen ihre besten Werke schufen! Dann ist es nichts mit unserer heutigen Ästhetik, die aus diesen Quellen schöpft! Mir ist es aber unbegreiflich, wie ich jene moralischen Güter erwerben und behaupten sollte, die dem geselligen Umgange mit meinem Nächsten zugrunde liegen müssen, wenn ich immer nur von diabolischen Spitzbuben, ehelichen Zwisten und Brüchen, missrathenen Kindern lese und höre. Wo soll mir Liebe und Duldsamkeit, Gerechtigkeitsgefühl und Milde kommen, wenn ich immer solche geistige Nahrung genieße? Xantippengeschichten? Neben der historischen Xantippe sehe ich den weisen Sokrates, der, ruhig und in sich

gefestigt, seinem idealen Ziele zustrebt und dabei seine Mitmenschen emporzubringen suchte. Und Christus, der gewiss das reinste Bild eines vollkommenen Menschen in sich gefasst hatte, gibt uns durch sein Leben und Sterben ein drastisches Beispiel, wie man denen gegenüber zu handeln habe, die verbesserungsbedürftig sind. — Ich will nur kurz sagen: Wenn das Laster in seiner grinsenden Hässlichkeit, wenn die Unnatur in all ihren Formen der maßgebende Factor des Dichters werden sollte — — gute Nacht! — dann entferne man die Büsten unserer Geistesgrößen von ihren Piedestalen und schreibe die Geschichte einer bankerott gewordenen Literatur!

Schließlich will ich bemerken, dass dies die Ansichten eines Arbeiters sind, der vom Daseinskampfe gewiss seinen Theil bekommt. In Dankbarkeit reiche ich aber dem verehrten Heimgärtner die schwielige Hand und zeichne ergebenst

Hugo Reinhofer, Stainz.

* * *

Wenn jener E. U. nicht ein mit den Menschen und der Welt zerfallener Pessimist ist, dessen alles Gute, Schöne und Wahre verneinende Weltanschauung überhaupt nicht ernst zu nehmen wäre, so ist er eben selbst einer jener Schlimmen, für deren Verherrlichung er in Romanen, Dramen ꝛc. schwärmt, wo, wie er sich ausdrückt, ein Spitzbube immer größer ist als der andere, damit er seinen Nachbarn nachher weit günstiger anschauen kann, auch wenn diese nicht Ideale von Nachbarn wären. Nun, nach meiner Meinung ist vielleicht jener E. U. in erster Linie nicht das Ideal eines „Nächsten“ und er hätte gut gethan zu schreiben: Wenn ich in einem Buche nur von edlen und vortrefflichen Menschen lese, so werde ich zugleich unzufrieden, nicht mit den Nebenmenschen, nein, mit mir selber, weil ich fühle, dass ich einem solchen Ideale nicht mehr entspreche.

Ich rede aus Erfahrung, wenn ich mein besseres Selbst, welches sich in harten und sturmvollen Lebenslagen bewährt hat, gegen welches die Künste der Verführung machtlos geblieben sind, nur dem Umgang mit guter Lectüre, welche mir ein glücklicher Zufall in meiner entbehrungsreichen und aller Erziehung baren Kinderzeit in die Hand spielte, verdanke.

E. U. schreibt: „Wer im Sturme des Lebens ausharren muss, für den taugt die Lectüre unserer besten Dichter nicht, sie wird ihn unzufrieden mit der Mitwelt machen“, — dieses ist eine Ansicht, mit welcher E. U. wohl ziemlich alleinstehen dürfte; gerade in dieser Hinsicht ist es sehr zu bedauern, dass die heutige Jugend so wenig liest und sich dafür einem nervenaufreibenden Wirtshaus-Genussleben ergibt, welches unfehlbar zur Unzufriedenheit führt. Wer sich mit guter Lectüre erbauen kann, der wird nie ganz unglücklich werden, denn es ist ein edler Mensch, und edle Menschen werden selbst dem Unglücke eine gute Seite abgewinnen können. Freilich wird der Frieden des Herzens von keinem Dichter der leidenden Menschheit mittelst Heilserums eingeimpft werden können, um sie gegen die Stürme des Lebens oder, wie sich E. U. ausdrückt, gegen die Unzufriedenheit mit der Mitwelt immun zu machen; überhaupt, mit welchem Rechte spricht denn E. U. von einer Unzufriedenheit mit der Mitwelt, wo er doch nur von einer Unzufriedenheit mit sich selber sprechen sollte?

Vielleicht ist die Mitwelt ebenso wenig erbaut von Herrn E. U., wie dieser von der Mitwelt.

Glücklicherweise werden derartige krasse Anwandlungen, wie sie E. U. hat, nicht ansteckend auf unsere Dichter und Schriftsteller wirken und werden uns diese wohl nach wie vor nicht nur Romane und Schauspiele, „wo ein Spitzbube immer schlimmer ist als der andere“, und „Kautippengeschichten“ bieten, sondern einen aus

dem ewig frischen Born des Lebens geschöpften Trank, welcher herzerfrischend wirkt und uns auf dem mühevollen Wege des Daseins zu einem Labsal, zur Erholung wird.

Sollte aber einst die Menschheit wirklich derartigen Anschauungen huldigen, dann wäre sie wirklich nur wert, ins Chaos zu versinken unter der bewährten Führung des E. U. J. L.

* * *

Wie klar zeichnet Schiller dem Dichter den Pfad vor, den er wandeln soll:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben,
Der Dichtung heilige Magie dient einem höheren Weltenplane,
Still lenke sie zum Oceane der großen Harmonie.

Das sind für einen Dichter begeisterungsvolle Worte, sie verlangen von ihm dass er emporhebe, nicht dass er zu Boden drücke. Mistroy. B. A. W.

* * *

„Und wenn darauf jemand was zu sagen hat, so soll er im „Heimgarten" das Wort haben."

Also wäre er heute ein wenig zur Seite getreten, der Engel mit dem Flammenschwert, also wär' heut' der Eingang zum „Heimgarten" offen, trotz des „Taferls" auf dem hintersten Gartenthürl, mit seiner schwarzen, strengen Inschrift?!

Also herein, und seinen Gruß, seinen Spruch gesagt, für oder gegen die „Stimme fürs Schlimme".

Mit dem Hinweis auf Jesus Christus, auf des Erlösers Leiden, hat der Herr Briefschreiber geschlossen, mit der Behauptung, nur auf dunklem Hintergrunde erscheine uns unser Leben licht und angenehm.

Kann man aber des Heilands Leiden dunkel nennen? Strömt nicht aus dem Menschenleib des Gekreuzigten eine ewige, unendliche göttliche Glorie, ein Meer von Licht und Liebe, das durch Jahrtausende leuchtete und nicht erlöschen wird in den furchtbarsten Nöthen und Stürmen?!

Was der Herr Einsender weiters verlangt?! Kantippenbeschreibungen? Ja, wenn's ums Papier nicht schad' ist.

Was anderes wäre es, wahrhaft schlimme Menschen zu beschreiben, auf dass der Leser seinen Nachbar in einem günstigeren Licht erblicke.

Ja, das ist nicht zu verwerfen. Seitdem ich zum Beispiel weiß, was Vivisection bedeutet, wie viel entsetzliche Grausamkeit unter beschönigendem Namen verübt wird, da schau ich jeden Bekannten mit anderen Augen an als früher. Und mag er leichtsinnig, sündig, lasterhaft sein, so denk' ich mir, so schlecht, so grausam bist du nicht wie jene.

Was ist es, wenn der Genussmensch in sündiger Schwäche seinen Begierden lebt — was ist es, wenn der Nothleidende die Hand nach fremdem Gut ausstreckt — was ist es, wenn der Mörder seinem Instincte folgt, wie das wilde Thier, — so viel Grausamkeit gehört nicht dazu, als mit klarem Kopf ruhig und überlegt, fühlende, lebendige Geschöpfe auf die furchtbarste Art zu Tode zu martern.

Und wenn man in solcher oder ähnlicher Sache nur einen Funken Hoffnung hat, Abwehr, Hilfe zu bringen, — dann eine Stimme fürs Schlimme!

Hochachtend ergebene
Hartberg. Rosa Fischer.

* * *

Ich will aufrichtig sein. Mir gefallen die Lumpen und Spitzbuben in der Kunst und Literatur darum so gut, weil diese Herrschaften so zierlich meiner Meinung sind.

Frankfurt a. M. Stengel.

* * *

Als ich im „Heimgarten" den Brief unter der Aufschrift „Eine Stimme für das Schlimme" las, fielen mir jene zwei Philosophen ein, wovon der eine immer geweint, der andere immer gelacht hat. Von dem ersteren wendeten sich die Leute ab, dem letzteren, der immer lachte, liefen sie nach. Sonst sage ich nichts.

Wien. Sch.

* * *

Das Tragische habe ich manchmal gerne, das Traurige ist mir zuwider. Das Heitere ist mir am liebsten. Und die moderne Dichtung mit ihren schlechten und traurigen Subjecten kann sich heimgeigen lassen.

Schellenbach. D. Eglin.

* * *

Mir sind in der Literatur auch die schlechten Kerle lieber als die braven Leute. Die braven Leute kommen mir vor wie eine Moralpredigt, die schlechten Kerle rechtfertigen mich.

Eisenach. W. v. B.

Wie ich meine Schriften zu verbessern suche.

Antwortschreiben an einen Literaten.

Geehrter Herr College!

Ihre Rundfrage an Künstler und Schriftsteller, wie sie zu schaffen und zu arbeiten pflegen, ist interessant, aber noch interessanter werden die Antworten sein, die Ihnen zugehen von Großen und Kleinen. Was meine Wenigkeit betrifft, so habe ich über Stimmung, Eingebung und die Art innerer Entwickelung der Idee und der Form Ihnen bereits Andeutungen gemacht. Hier sei nachgetragen die Art und Weise, wie ich schreibe, feile und Verbesserungen anbringe. Ich habe mir schon lange vorgenommen, meinen Lesern einmal von der Art, wie ich arbeite, Bericht zu erstatten und infolge von Anfragen auf die am besten corrigierten Ausgaben hinzuweisen. Ich benütze dazu die von Ihnen gebotene Gelegenheit. Sie meinen, „es wäre alles so einfach und leicht hingeschrieben wie ein erster wohlgezielter Wurf", und als wandere gleich alles nach der ersten Niederschrift in die Druckerei. — Dem ist wohl nicht so. Lassen Sie sich sagen, wie vielfach ich mich in äußerer Arbeit mit einem Werke beschäftige. Nehmen wir zum Beispiel den neuen Roman „Das ewige Licht". Wenn die Sache im Kopfe so weit fertig ist, dass ich anfangen kann, an die Ausarbeitung zu denken, dann schneide ich mir Kanzleipapier in Quartblätter, deren etwa fünfhundert Stück. Das Blatt wird nur auf einer Seite beschrieben und links ein Rand freigelassen. Ich beginne die Schrift anfangs des Jahres 1894, und in drei Monaten ist das Werl fertig. Ach, fertig! Jetzt beginnt erst das schwere Arbeiten, die erste Niederschrift war ja nur ein freudiges Schaffen, ein fast leidenschaftliches Selbstgenießen dessen, was innerlich lebendig geworden. Allerdings war ich während der Zeit für alles andere nicht vorhanden. Wenig Appetit, wenig Schlaf, nicht das mindeste Interesse für äußere

Eindrücke aus Gesellschaft, Natur oder Kunst, ganz unfähig für Geselligkeit — nur allein sein mit dem Gegenstande. Eine glückselige Zeit, aber man wird sehr mager dabei.

Nun ist die Rohschrift fertig, nun beginnt die weitere technische Arbeit. Durchlesen des Werkes, Feilen. Kaum ein Satz ist ganz ohne Fehler, oder er ist unklar, oder er steht nicht an der richtigen Stelle oder er ist eine Banalität, verdirbt die Stimmung, stört den richtigen Eindruck des Ganzen; also diese Sätze streichen, neue hinschreiben links am Rande, ganze Seiten wegwerfen, neue einfügen. Das ist eine Arbeit von etwa vier Wochen. Dann kommt das Werk für den ersten Abdruck in die Druckerei. Nun wird in den Correcturabzügen das Ganze noch einmal, und zwar genau, Buchstabe für Buchstabe, durchgelesen, es werden typographische Fehler corrigiert, es werden wieder Sätze gestrichen und neue eingefügt, es treten stilistische Mängel in den Vordergrund, die der Autor im Manuscript oft nicht sieht, das alles wird verbessert.

Endlich ist „Das ewige Licht" in der Zeitschrift gedruckt, es scheint fertig zu sein. Welch ein Irrthum! Jetzt erst im Drucke tritt mir das Werk objectiv entgegen, ich sehe es mit ganz anderen Augen als früher, ich sehe große Mängel und Fehler, ich sehe schöne Möglichkeiten, die Dichtung zu erweitern, zu vertiefen. Allerhand fällt mir ein, was dazugehört, um sie vollkommener zu machen. Durch Gespräche mit andern darüber wird mir auch manches klar, das Werk wächst neuerdings aus sich hervor. Ich setze mich hin, schneide wieder Quartblätter, aber mehr als fünfhundert, und beginne scheinbar, das gedruckte Werk abzuschreiben. Es ist aber durchaus kein Abschreiben, es ist eine völlig neue Bearbeitung. Gar selten ein Satz bleibt stehen in seiner ursprünglichen Form, große neue Theile werden eingefügt, die Naturbeschreibung wird anschaulicher gemacht, die Charakterschilderung plastischer gestaltet, die Ereignisse und Handlungen werden sorgfältiger motiviert, persönliche Stimmungen des Verfassers, die sich ursprünglich so gerne vordrängen, werden in den Hintergrund geschoben, auffällige Tendenz wird gemildert. Es läßt sich ja nicht sagen, was da alles geändert wird. Ist nun das Werk dieses zweitemal neugeschrieben, was längere Zeit als das erstemal in Anspruch nimmt, dann wird es durchgelesen und am Rande links werden Einschaltungen gemacht, wie das erstemal. — Ist das alles geschehen, dann kommt das Manuscript in die Druckerei, um es als Buch zu drucken. Ich bekomme zwei Correcturen, eine in sogenannten Fahnen und später eine in Buchform umbrochen. Das Werk wird jetzt also von mir noch zweimal gründlich durchgelesen und sorgfältig corrigiert, wobei es wieder ohne kleine Verbesserungen nicht abgeht. — Und so bei jedem späteren Neudruck, falls es sich als nöthig oder erwünscht zeigt. Ich betrachte es nicht allein als eine ernste Pflicht, die literarischen Werke so fehlerfrei und vollkommen als möglich in die Welt zu geben, es ist mir auch ein inneres Bedürfnis, das zu thun. Es ist nicht allein die Achtung vor der Lesewelt, es ist auch die Liebe zu meinen Schriften, die mich zwingt, sie mit allem Fleiße nach meinem Wissen und Können zu vollenden. Es bleibt immerhin noch genug zu wünschen übrig.

„Das ewige Licht" ist also zweimal geschrieben und fünfmal vom Verfasser gelesen und corrigiert worden, bevor es das erstemal als Buch erscheint. Und so oft in Zukunft davon eine neue Auflage mit Neudruck erscheinen sollte, wird es, solang ich lebe, von mir immer wieder gelesen, corrigiert und je nach Einsicht und Können verbessert werden. — Ähnlich vollzieht es sich mit anderen meiner Romane; ja selbst bei Zeitungsabdrücken erbitte ich mir stets eine, manchmal auch zwei Correcturen. Auf solche Weise ist manches meiner Werke zehnmal, ja auch zwölfmal vom Autor revidiert worden, und wie ich und andere glauben, nicht zu seinem Nachtheil. Auch pflegen die Verleger solche Autorenrevisionen sehr zu wünschen, weil ihnen schon

Digitized by Google

im Interesse ihrer Firma darum zu thun sein muss, ihre Verlagswerke möglichst fehlerfrei und formenrein in die Öffentlichkeit zu geben.

Jeder Neudruck pflegt nach der zuletzt corrigierten vorhergehenden Auflage oder Ausgabe zu geschehen, und wird einer besonderen Correctur unterworfen, falls ich im Werke noch Fehler weiß. Nur wenn zur Zeit nichts zu verbessern auffiel, habe ich bei Neudruck auf Revision verzichtet.

Folgendes habe ich für alle meine Leser zu sagen: Meine Schriften sind am häufigsten und besten corrigiert in der „Miniaturausgabe" und in der „Prachtausgabe". Bei diesen Ausgaben sind einzelne Werke in neuer Bearbeitung erschienen, und wesentlich erweitert, so besonders die „Waldheimat", „Volksleben in Steiermark", „Die Älpler", welche in den neueren Ausgaben viele Aufsätze und Capitel enthalten, die in der alten „Octavausgabe" noch gar nicht vorkommen. Doch enthalten die genannten neueren Ausgaben nicht alle Schriften. Die umfangreichste Ausgabe ist die „Octavausgabe", die vierzehn Jahre lang lief, von dem Erscheinen des ersten Bandes bis zum letzten. Aber diese alte „Octavausgabe" ist die den Umständen nach verhältnismäßig am seltensten corrigierte. Die gegenwärtig nach dem Satze der „Octavausgabe" erscheinende „Volksausgabe" ist vorläufig auf fünfzehn Bände berechnet, umfasst also nur die Hälfte der „Octavausgabe".

Ich hoffe, Gelegenheit zu erlangen, auch an diesen Ausgaben bei Stereotypenneudruck die wesentlichen Fehler auszumerzen, bei Neusatzdruck die entsprechenden Verbesserungen anzubringen.

Nachdem ich nun an vierzig Jahre lang schrieb und schrieb, wäre mir eine Zeit erwünscht, in der es mich nicht mehr drängte, Neues zu schreiben, sondern in der ich mich ganz der möglichsten Vervollkommnung meiner schon vorhandenen Schriften widmen könnte, solange dieselben etwa noch Leser finden mögen.

Rosegger.

Bücher.

Der Student. Eine Geschichte aus den österreichischen Bauernkriegen von Victor Wodiczka. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1896.)

Der Verfasser der vorliegenden fesselnden historischen Erzählung ist der Lesewelt schon lange als Novellist und Romanschriftsteller bekannt und vielleicht der einzige, welcher sich ausschließlich Stoffen aus der österreichischen Geschichte zuwendet. Dass er diese mit Geschick und Talent zu gestalten weiß, bewies schon seine erste ähnliche Novelle: „Der schwarze Junker", für welche ihm vor Jahren bei einer Preisconcurrenz der erste Preis zutheil wurde. Vor einigen Jahren erschien der breiter angelegte Roman: „Bellicosus" aus Wodiczkas Feder, welcher von eingehenden Studien Zeugnis ablegte. Dies ist auch der Fall bei der eben erschienenen jüngsten Erzählung dieses Autors, welche ihre Handlung in die Zeit des österreichischen Bauernkrieges (1626), ihren Schauplatz mitten in das von diesem Glaubenskriege durchtobte Gebiet verlegt. Der Student, welcher die Hauptperson in der Erzählung bildet, ist eine zum Theil historische, zum Theil sagenhafte Persönlichkeit und es war ein glücklicher Gedanke, dieselbe zum Helden der Geschichte zu machen, in der uns die gewaltigen Kämpfe, die Belagerung von Linz ꝛc. geschildert werden, in der aber auch die eigentliche Erzählung und die Zeichnung der übrigen handelnden Personen vorzüglich gelungen erscheint. Neben der Gestalt des dem evangelischen Glauben so treu ergebenen räthselhaften kühnen und doch mit so mildem, edlem Herzen begabten Studenten treten mit hohem Geschicke entworfene Figuren auf, wie die ihm in Liebe ergebene Afra, die Tochter der „Hexe": Judith, welche den Gefangenen aus dem Kerker rettet und dafür ihr Leben lassen muss. Der Statt-

halter Freiherr von Herbersdorf und dessen edle, von Mitleid bewegte gräfliche Pflegetochter, aber auch der kleine bucketige Baßgeiger Knollmeyer, der stelzfüßige Landsknecht und der feine, vom Ordensoberen an den Statthalter Herbersdorf abgesandte Jesuit sind überaus fein gezeichnet, ebenso ist der anderen kleineren Episodenfiguren zu gedenken, welche sich trefflich dem Ganzen anfügen. Einige der erzählten Begebenheiten zeigen in Stil und Darstellung großes Geschick und verdienen besondere Aufmerksamkeit, so die Wirtshausscene gleich zu Anfang des Buches mit der Erzählung des Landsknechtes von der Hinrichtung, die Zusammenkunft der Comtessa mit dem gefangenen Studenten, die effectvolle Schilderung der Flucht des letzteren aus dem Kerker und zumal der gewaltig wirkende Schluss des Ganzen, welcher die wilde Hochgebirgslandschaft im Schneesturm schildert, und das Ende des liebenden Paares auf der einsamen Gebirgshöhe. Übrigens wären noch viele andere Scenen der bewegten Erzählung besonders hervorzuheben. Das ganze Werk verräth des Verfassers vortreffliche Begabung und kann allen Freunden feiner historischer Erzählungslectüre umsomehr empfohlen werden, als die rühmlichst bekannte, rührige und besonders auch Österreicher so wacker fördernde Verlagshandlung für eine dem Werte des Buches entsprechende schöne Ausstattung Sorge getragen hat. A. Schloffar.

Feuer und Schwert im Sudan. Von Rudolph Slatin Pascha. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Über dieses Werk schreibt der „Kunstwart“: „Slatin Pascha ist bekanntlich jener frühere österreichische Officier, der lange der Provinz Darfur als ägyptischer Gouverneur vorstand, dann während elf Jahren Gefangener der Mahdisten war, diesen durch eine kühne Flucht entkam und jetzt im ägyptischen Generalstabe an der Bekämpfung seiner früheren Herren arbeitet. Das Werk ist bekanntlich höchst wertvoll in vielen Beziehungen, deren Erörterung weitab von unserem Stoffgebiete liegt. Den „Kunstwart“ geht nur seine künstlerische Seite, geht es gleichsam nur als Erzählung an. Aber auch als solche ist es beachtlich, wenngleich der Verfasser im Vorwort das ‚anspruchslose Berichten‘ seiner ‚ungeübten Feder‘ entschuldigt. Gerade das schmucklos Einfache der Schilderung läßt das Ungewöhnliche des Stoffes zur vollen Wirkung kommen und betheiligt uns innerlich an den Leiden, Hoffnungen und Thaten dieses Mannes, während es uns zugleich eine uns gänzlich fremde Halbcultur auf das anschaulichste vorführt.“

Die neueste Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur** (Halle a. S. Otto Hendel) bringt zunächst den Abschluss der ausgewählten Werke von Otto Ludwig, die drei köstlichen Novellen „Zwischen Himmel und Erde“, „Die Heiterethei“ und „Aus dem Regen in die Traufe“. Ist es schon dankbar zu begrüßen, dass der Hendel'sche Verlag die besten Schöpfungen Ludwigs auf dramatischem und novellistischem Gebiete in die Bibliothek aufgenommen hat, so wird man es mit besonderer Freude begrüßen, dass er sie in einem schmucken Bande von bekannter vornehmer Ausstattung als Geschenkwerk zusammengestellt hat. So wird einer der besten thüringischen Dichter auch dem großen Publicum zugänglich gemacht und seine Werke finden hoffentlich nun die Verbreitung, die sie verdienen. Die weiteren Nummern bringen den interessanten realistischen Roman „Brigitte“ von Sophus Schandorph. Aus dem Schandorph'schen Werke weht uns unverfälschter Erdgeruch an; es schildert das Leben auf Seeland, wie es wirklich ist, und die knorrigen Gestalten, die es vorführt, prägen sich dem Leser unvergänglich ein. Ferner eine neue Sammlung von Schöpfungen A. v. Hedenstjernas unter dem Titel „Aus der Heimath“. Die ältere Literatur ist in der neuen Serie durch ein viel genanntes Werk vertreten, durch Lawrence Sternes Buch „Horicks empfindsame Reise durch Frankreich und Italien“. Dem Humor Sternes hat die Zeit nichts von seinem Reiz genommen. V.

Der Judenstaat Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage von Theodor Herzl. (Wien. M. Breitenstein.)

Unter allen neuen Schriften über den Antisemitismus und die Juden, die wir gelesen, scheint uns diese weitaus als die beachtenswerteste, als die wichtigste zu sein. Mit Zusammenwirken aller Kräfte, der Staaten, der Antisemiten und der Juden wird ein freies jüdisches Reich gegründet etwa in Palästina! Eine aristokratische Republik nach modernster Einrichtung, eine Herstellung der geeinigten jüdischen Nation. Nach der schlichten, klugen und zuversichtlichen Darstellung des Verfassers klingen die weitestgreifenden Vorschläge durchaus nicht wie Utopie. Wenn es den Juden wie den Antisemiten mit ihrer Sache ernst ist, so kann es gelingen. Besonders wohlthuend ist der ruhige, vorurtheilslose und leidenschaftslose Ton, der die Schrift durchklingt von der ersten bis zur letzten Zeile. Es ist Wehmuth drin, aber auch eine leise, nicht übel berührende Ironie. Herbheit, wo sie vorkommt, wendet sich nicht gegen die Antisemiten, vielmehr gegen die Stammesgenossen. Die Schrift verdient nicht, dass sie von den Juden ignoriert und von den Antisemiten etwa verhöhnt werde,

sie ist ernst zu nehmen. Ist die Judenfrage schon früher durch die Jahrhunderte nicht gelöst worden, so kann sie doch vielleicht in der Gegenwart gelöst werden, die alle denkbaren Mittel dafür hat. Dass in dieser Sache etwas geschehen muss, sieht jedermann. Vorderhand rathen wir angelegentlich zur Kenntnisnahme dieser Schrift „Der Judenstaat" von Theodor Herzl. M.

Frauenabende. Sechs Vorträge zur Frauenfrage von Gustav Gerok. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Diese „Vorträge zur Frauenfrage" sagen unerschrocken, um was es sich handelt. Dass die Frau ein Recht hat mitzudenken und mitzulernen, dass sie eine Stimme überall da haben muss, wo ihr Wohl und Wehe in Frage kommt, dass die Frau aber auch die Pflicht hat, sich auf die Höhe der neuen Zeit zu stellen, das alles ist geschickt zusammengefasst, lebendig an Beispielen dargethan. V.

Büchereinlauf.

Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen **Herrn Pankratius Graunzer**, der schönen Wissenschaften Doctor. Nebst einem Anhange, wie schließlich alles ausgetaufen. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Verein für deutsches Schriftthum.)

Die Elsässerin. Das Sonntagskind. Zwei Novellen von Karl Storch. (Stuttgart. Roth'sche Verlagshandlung. 1896.)

Im Malstrom. Roman von Stanislaw Przybyszewski. (Berlin. Verein für deutsches Schriftthum.)

Ausgewählte Gedichte. Von Richard Zoozmann. (Leipzig. Friesenhahn. 1896.)

Aus jungen Tagen. Ein Liederbuch von Otto Rühle. (Großenhain. Herrmann Starke. 1896.)

Hausbuch der Lyrik deutscher Frauen. Ein Sammetwerk zeitgenössischer Lyrik deutscher Dichterinnen. Herausgegeben und geleitet von Otto Rühte. (Großenhain. Hermann Starke.)

Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart. Von Eugen Wolff. (Leipzig. S. Hirzel.)

Der Lyriker Hermann von Gilm. Ein Vortrag von Professor Dr. S M. Prem. (Marburg. Selbstverlag des Verfassers. 1896.)

Über das Leben und Wirken von Henri Dunant, dem Begründer der Genfer Convention und des Rothen Kreuzes, und über die Beziehungen, welche Frauen zu diesen Werken gehabt haben. (Bern. „Berner Tagblatt." 1896.)

Rudolf Bunge. Zu des Dichters sechzigstem Geburtstage. Von Dr. Max Oberbreyer. (Paderborn. Verlag der „Runen". 1896.)

Literarische Begegnungen von Alfred Beelschen. **Die Musik im Spiegel zeitgenössischer Dichtung.** Eine lyrische Anthologie, herausgegeben von Alfred Beetschen. (Zürich. Th. Schröter. 1896.)

Durch Schwaben. Ellwangen, Hall, Mergentheim. Europäische Wanderbilder. (Zürich. Orell Füßli.)

Blätter und Blüten. Sechs Mädchenlieder für zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte. Componiert von Johannes Pache. (Leipzig. Gebrüder Hug & Co.)

Die Beethoven'schen Clavier-Sonaten Briefe an eine Freundin von Professor Dr. Carl Reinecke. (Leipzig. Gebrüder Reinecke.)

Die Musen. Monatshefte für Production und Kritik. Herausgegeben von W. Arent. (Berlin. C. F. Conrads Buchhandlung. 1896.)

Der Kampf um Cilli. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschthums in Österreich. Von Heinrich Wastian. (Cilli. Adlers Buchhandlung. 1896.)

Rathgeber für Schülerbüchereien. Ein Verzeichnis geeigneter Jugendschriften. (Leipa i. B. Jos. Haman. 1896.)

Über das Stottern. Vortrag von Albert Neumann. (Graz. Alb. Neumanns Verlag.)

Heilmagnetiseur Gössel in Dresden und Generalmajor von Lippe oder die Schulmedicin im Kampfe mit der Naturheilkunde. Eine deutsche Antwort auf fachwissenschaftliche Überhebung, Herausforderung, Verleumdung und Beschimpfung, zugleich ein Weckruf an den gesunden Menschenverstand im deutschen Volke von Wilhelm Reffel. (Dresden. Moritz Rätze.)

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Von jetzt ab bis Anfang October ist die Adresse Roseggers: Krieglach (Steiermark).

In geschäftlichen Angelegenheiten möge man sich wie immer, so auch in dieser Zeit nur an die Vertagsbuchhandlung „Leykam" in Graz wenden.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Dem Volke die Ehre.

Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege. Von **Josef Wichner.**

Was dem in dunkler Nacht verirrten Wanderer ein aufflammendes Licht, was dem vor Durst Verschmachtenden ein im Dickicht rauschender Quell, was dem wegmüden und vom Sonnenbrande gequälten Manne das schattige Moospolster des würzigen Waldes ist, das ist dem Volks- und Vaterlandsfreunde ein einzig Beispiel deutscher Männlichkeit in schmachvoller Zeit: eine unendlich süße Labsal und ein beseligendes Hoffen auf eine bessere Zukunft.

Solch eine Zeit war jene, in welcher der gewaltige Corse Napoleon seinen Fuß auf das scheinbar altersschwache Europa gesetzt hatte, in der er mit dem Muthwillen, mit dem ein Knabe sein Spielzeug durcheinanderwirft, die bisherige Ordnung der Dinge über den Haufen warf und die Kronen nach Gutdünken vertauschte, nach Gunst und Laune verschenkte, in der er Deutsche gegen Deutsche hetzte und die sich bekämpfenden Volksgenossen nach Tyrannenart höhnte, es war die entsetzlich traurige Zeit, in der es sich manche Deutsche, jedes Nationalgefühles bar, gleichsam zur

Ehre rechneten, vor dem eindringenden Eroberer das Rauchfass zu schwingen, für einen hingeworfenen Brocken Landes oder einen mit gleißendem Truggolde gespickten Beutel oder ein flimmerndes Ordenssternlein den Saum seines Mantels zu küssen und ... die eigenen Brüder zu verrathen.

Diese Zeit ist nun, Gott sei dank, schon längst vorbei, der Donner der Kanonen von Leipzig hat das Schreckgespenst des ersten Napoleon ins Grab gescheucht, unter dem Kanonendonner der Jahre 1870 und 1871 ist die deutsche Einheit erwacht und das Nationalgefühl mächtig erstarkt, und selbst die billig denkenden Nachbarn fränkischer Zunge betheiligen sich lebhaft an den Friedensbestrebungen edler Menschenfreunde und erblicken das Heil der Zukunft nicht mehr in blutigen Kriegen, sondern in der friedlichen Fortentwickelung und, so Gott will, in der gütigen Lösung der socialen Fragen, eine Lösung, die den kommenden Geschlechtern gewiss vollauf zu thun gibt.

Dennoch schadet ein Rückblick nicht; ist er auch beschämend, so ist er doch heilsam, und es fesselt jeden Volksfreund, das allmähliche Erwachen oder auch das plötzliche Aufblitzen des Volksbewusstseins gerade in der schmachvollsten Zeit der napoleonischen Schreckensherrschaft zu belauschen. Hiebei fällt es uns nicht im Traume ein, die staatlichen Verhältnisse der Gegenwart zu berühren; wir sprechen und erzählen von vergangenen Zeiten, wir erwecken mit dem Rechte des Dichters längst verstorbene Menschen, über welche die Geschichte ihr gerechtes Urtheil gefällt hat.

Der geneigte Leser möge mir gestatten, dass ich ihn in den August des Jahres 1809 zurückversetze und in das vorarlbergische Städtchen Bludenz geleite.

Er wird es nicht bereuen, mir gefolgt zu sein; denn es ist ein schönes Land, in das ich ihn führe, das kerndeutsche Land zwischen dem massigen Gebirgsstocke des Arlberges, dem hochragenden Piz Buin und dem sich meerähnlich ausbreitenden Spiegel des Bodensees, zwischen den kahlen Felsen des aus grünen Alpenmatten des Bregenzerwaldes auftauchenden Widdersteines und dem rasch zum See drängenden jungen Rhein, und viele hundert Reisende aus den Reichslanden, ja selbst aus dem fernen Inselande besuchen es alljährlich, auf dass sie Erholung finden in der balsamischen Bergluft und das müde Auge ruhen lassen auf den saftigen Wiesenplänen, auf dass sie zur nöthigen Muskelstärkung hinaufsteigen in die Eiswelt der hochthronenden Scesaplana oder gemächlich lustwandeln in den schattigen, von der Ill oder deren jugendtollen Bergkindern durchrauschten Thälern.

Ach, das herrliche Land vor dem Arlberge, es seufzte im August des Jahres 1809 gar schwer unter dem Drucke der Fremdherrschaft!

Der Aufstand der Tiroler unter Andreas Hofer und der Vorarlberger unter dem umsichtigen kaiserlichen Generalcommissär Dr. Anton

Schneider, den die Liebe zu Österreich und zu seinem Kaiser Franz heraufbeschworen hatte, er hatte trotz der glänzenden, von der Nachwelt neidlos anerkannten Waffenthaten den erwarteten Erfolg nicht gehabt, Kaiser Franz hatte im Waffenstillstande von Znaim, dem Zwange der Verhältnisse mit blutendem Herzen gehorchend, Tirol und Vorarlberg an Bayern überlassen müssen, und nun waren auch bereits französische Truppen über den Arlberg und durch das heutzutage durch die kühne Bahnführung weit und breit berühmte Klosterthal ins Land gerückt, hatten die Städte Bludenz, Feldkirch und Bregenz besetzt und behandelten die „aufrührerischen Bauern" mit geradezu maßlosem Übermuthe.

Hatten auch die Vorarlberger Stände, das Nutzlose eines jeden weiteren Widerstandes einsehend, am 6. August mit Oberstlieutenant Lalanse in Lindau einen Ergebungsvertrag geschlossen, welcher die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes, sowie allgemeine Straflosigkeit bedingte, so stand dieser Vertrag allerdings schwarz auf weiß auf dem Papiere, in der That aber gieng es in den rauhen Zeitläuften, da der gemeine Soldat das Beispiel seiner Vorgesetzten noch zu überbieten suchte, zu nach der Predigt des Kapuziners in „Wallensteins Lager", es war das Kalb nicht sicher in der Kuh, sie nahmen das Ei und das Huhn dazu, sie nahmen aber auch die jüngsten und stärksten Leute aus Stadt und Dorf und steckten sie in den französischen Waffenrock, und wem es nicht gelang, beizeiten in fast unzugängliche und den Fremdlingen unbekannte Hochalpen zu flüchten, der wurde des Nachts ohne Umstände aus dem Bette geholt und, ohne dass er von Eltern und Geschwistern Abschied nehmen konnte, hinweggeschleppt . . ., zumeist auf Nimmerwiedersehen.

Man nannte den letzteren Vorgang „Aushebung", und es ist nicht zu leugnen, dass der Ausdruck gut gewählt und der Sache völlig angepasst war.

Auch Bludenz, wo in jenen Tagen Capitän Delarge mit einer Truppenabtheilung lag, musste mit verhaltenem Ingrimm sehen, wie der nimmersatte Franzose die Kriegssteuer mit rücksichtsloser Härte eintrieb und die lebendige Kriegssteuer, die Söhne der Stadt, auf die Schlachtfelder entsandte, wie der gemeine Soldat in den Quartieren rumorte und jeden Augenblick mit Erschießen und Erstechen drohte, wenn nicht der beste Braten in der Pfanne schmorte und der beste Wein im Glase perlte, und der ehrenfeste Gemeinderath wusste sich nicht zu rathen und zu helfen bei den sich fortwährend steigernden Ansprüchen der fremden, unerwünschten Gäste.

Die Herren Franzosen aber ließen es sich in dem immer mehr verarmenden Städtlein ganz kannibalisch wohl sein, und wenn auch den Bürgern und deren Weibern und Kindern der wehe Hunger aus den Augen schaute, wenn selbst ehemals wohlhabende Leute in Fetzen einher-

giengen, so kümmerte das die feinen Herren blutwenig, und sie fanden es, hierin den berüchtigten Landsknechten des dreißigjährigen Krieges nicht unähnlich, mit ihrer Ehre, auf die sie sich soviel zugute thaten, ganz verträglich, die armen Bewohner völlig auszusaugen.

Es hat der Dichter Goethe einmal ein Theaterstück geschrieben, das sich „Der Bürgergeneral" betitelt und in dem er das Treiben der französischen Freiheitshelden schildert; wer Gelegenheit hat, das Stück zu lesen, dürfte finden, dass meine Darstellung viel mäßiger gehalten ist und auch in Zukunft über den Rahmen der geschichtlichen Wahrheit kaum hinaustritt.

Auf dass es in dem sonst so ruhigen Städtlein an Unterhaltung nicht mangle, löste während der Anwesenheit der Franzosen ein Fest das andere ab, es gab Tanzkränzchen, Schaustellungen und Waldfeste, bei denen die besseren Bürgerfamilien erscheinen, die Kosten bestreiten und allweg fröhliche Mienen zeigen mussten, oder es wurde, wann immer der Dienst es gestattete, in den Gasthäusern gepraßt bis tief in die Nacht hinein oder auch bis zum grauenden Morgen.

Vorab dem ehr- und tugendsamen Herrn Martin Josef Sebastian Zängerle, damaligem Sonnenwirte in der Hauptstraße, dessen Haus ans Tiroler Thor angebaut war oder das vielmehr mit seinen gut sechs Fuß dicken Mauern einen Bestandtheil des Thores bildete, erwiesen die Franzosen, besonders die Officiere und Unterofficiere, gar oft die Ehre ihres Besuches, und das aus verschiedenen Gründen.

Einmal war der Zängerle eine in Stadt und Land hochangesehene Persönlichkeit. Er war gleich seinem im Jahre 1778 selig verstorbenen Vater Johann Jakob, der eine Zange in seinem Wappen führte, Mitglied des Rathes, zudem bis zur Aufhebung der Verfassung ständischer Deputierter der Stadt Bludenz und unter der österreichischen Regierung k. k. Salzsäckler. Diese Ehrenämter oder auch die einträglichere Stellung eines staatlichen Salzverschleißers hatte er jedoch nicht seiner Schulbildung zu verdanken, die in jenen Zeiten überhaupt noch im argen lag, sondern vielmehr seinem Lebensgeschicke, seinem in allen Verhältnissen klaren Blicke, seinem männlichen Charakter und seiner unverhohlenen Anhänglichkeit an das angestammte Herrscherhaus. Solch einen Mann zu hunzen und zu höhnen, zu hänseln und sich von ihm bedienen zu lassen, das war ganz nach dem Geschmacke der übermüthigen Machthaber, und da sie wussten, er habe der misslungenen Erhebung, an der sich auch zweihundert Bludenzer unter Hauptmann Riedmüller mit den Waffen in der Hand betheiligt hatten, nach allen Kräften Vorschub geleistet, so konnten sie dem Kitzel nicht widerstehen, es ihm bei jeder Gelegenheit einzutränken und ihn aufs tiefste zu demüthigen.

Es war übrigens der Zängerle trotz seines Alters — er hatte bereits vierundsechzig Winter gesehen — ein Riese von Gestalt, gar hoch-

gewachsen und breitschulterig, und da er von frühen Jahren auf dem Felde und im Keller, ja selbst in den Salzlagern des geräumigen Hofes selbst Hand anlegte, keine Arbeit scheute und überall zum Rechten sah, so hatte er sich eine Muskelkraft bewahrt, vor der manch ein junger Mann scheu zurückwich, wenn etwa Spasses halber von einem „Hosenlupf" oder allen Ernstes von einem „Hinauswurf" die Rede war. Seine Mitbürger nannten ihn darum allweil noch, eine zu Lebzeiten des Vaters vielleicht nöthige Unterscheidung aus Gewohnheit beibehaltend, den „jungen" Zängerle.

Dass sich nun der alte junge Zängerle, der stattliche, starke Mann mit dem vollen, rosigen Antlitz und dem weißen, aber immer noch dichten kurzgeschorenen Haupthaare vor den Officieren beugen musste, schmeichelte der großen Nation gleichfalls, und so oft er, dem die Ergebenheit ja durchaus nicht vom Herzen gieng, den Versuch machte, die Ankömmlinge in gerader Haltung, bloß mit ein wenig gelüftetem Käppi zu begrüßen, herrschte ihn der eine oder der andere an und schnarrte das „R" aus den knirschenden Zähnen nur so heraus: „Buck dich, Burrr . . . oderrr . . .!"

Und der Zängerle . . . machte die Faust . . . im Sacke . . . und . . . buckte sich . . . des lieben Hausfriedens wegen.

Ein fernerer Grund, weshalb die Herren den Sonnenwirt lieber als andere Gastgeber der Stadt besuchten, war die trauliche Stube im ersten Stocke des massigen Hauses. Sie war groß und luftig und mit ihrer hübschen Täfelung aus dem unverwüstlichen Holze der Zirbelkiefer und dem alterthümlichen, anheimelnden Hausgeräthe zu nächtlichen Trinkgelagen wie geschaffen.

Des gewaltigen Kachelofens allerdings bedurften die Gäste in den Hundstagen nicht, und doch trug auch der hausbackene Geselle sein redlich Theil zur Kurzweil bei.

Eigentlich hatte er nach des Besitzers Absicht eine sittliche, ernste Bedeutung. Er sollte der erste Lehrer der Kinder sein, er sollte das Gesinde an den langen Winterabenden nicht bloß wärmen, sondern vor allem Laster abschrecken und zur Tugend mahnen, er sollte der Welterfahrung des Hausherrn Ausdruck geben und die Gäste vor Zank und Streit, vor Übermaß im Genusse, aber auch vor geldsüchtigen Advocaten, ungerechten Richtern und . . . bösen Weibern warnen.

Derowegen zeigte jede Kachel oder Platte ein ander Bildnis und je ein gereimtes Sprüchlein, blau auf weißem Grunde, und wer der vielen Sprüchlein mächtig war, der hatte für die Lebensreise eine bessere Wegzehrung, als wenn ihm einer den Hut mit Silberstücklein gefüllt hätte.

Ich kann dem begierigen Leser die Bildwerke leider nicht vorzeigen, aber sein Verlangen, wenigstens einige dieser Sprüche in der treuherzigen

Sprache und mangelhaften Schreibweise des vorigen Jahrhunderts kennen zu lernen, will ich doch befriedigen.

Auf dem im Winter warmen, im Sommer kühlenden, aus Lehm gebrannten Bilderbuche und Hauslehrer stand unter anderem zu lesen:

Der seinen Sinn nicht zäunen mag,
der gräbt sich würklich selbst das grab.

* * *

So wie den Patmbaum aus der Frucht,
kennt man die Tugend aus der Zucht.

* * *

Wer nur betrug und wucher sucht,
der ist von Gott zum Feur verflucht.

* * *

Nach dem schlaffen
muss man schaffen.

* * *

Was die Rechte gibt hinein
soll der Link verborgen sein.

* * *

Vorüber fliegt die Zeit
und mit all eitle Freud.

* * *

Ein schlechter man,
der sich mit Weibern streiten kan.

* * *

Gerechtigkeit allein
soll Fürstens Fride seyn.

* * *

Mit der Fakel in der Hand
stekt der Zohrn alles in brand.

* * *

Ein stinkendes Grab, mit blumen geziert,
ist manche Schrift, so d' Jugendt verfürt.

* * *

Flücht Jüngling bös verruffte Leuthe,
sonst werdet ihr der höll zur beutte.

* * *

Der ist wahrhaftig Menschen freind,
wer blose dekt mit seinem kleid.

* * *

Der Kaiser hat das Recht,
seim Volk gesätz zu geben,
sie schützen Ihn und uns,
wen wir nach selben leben.

* * *

Wer wahrhaft adelich will leben,
Muß nach Tugend sich bestreben.

* * *

Wer glücktich will sein Thron verwalten,
Muß d' Völker-Recht Stedts pünktlich halten.

* * *

Bey Advocaten, Pfleger, Richter
findt man offt curioſe gſichter,
diſer weint und jener lacht,
Setten wird was ausgemacht.

* * *

Der Wirth willkommet Jedermann,
weill er die Krejden brauchen kann.

* * *

An Schmeichtern wird es jetzt nicht fehlen,
weil ich kann baar Getd aufzehlen.

* * *

Wo ein böſes weib regiert,
all unheil in das Haus einfüert.

* * *

Wer ruhig Hier will leben
und eines guten Muth,
der meide zänkereien
und auch das fremde Guth.

* * *

Wer die G'ſätz mit Füſſen Tritt,
Sein Seelen Heil gewies vertiert.

* * *

Wo Richter, Advocaten
ſtedts Lieben volle Hand,
Dort ſeind auch alle Rechte
vertriben aus dem Land.

* * *

Der gtaubt, daß niemand in betrügt,
Sehr oft die Lengſte Nafen kriegt.

* * *

Die auff Prozeß gewinnſt vertrauen,
Ein leeres Grab ſich ſetbſt erbauen.

* * *

Was die Jugend practiciert,
wird im Alter fortgeſiert.

* * *

Der baut ſich ſeinen Weg zum Höllenſchlund,
Der Arme ſchtegt als einen Budlhund.

* * *

Mit Lobſpruch ehrt man jenes Haus,
wo Mann hofft einen guten Schmaus.

* * *

Schnelles gtük und groſſe Ehren
Oft den Menſchen ganz verkehren.

* * *

Nun ſtehen meine Ftaſchen leer,
Dafür hab' ich Megraine ſchwer.[1])

[1]) Vielleicht dürfte es einen Freund alten künſtleriſchen Hausrathes intereſſieren, zu erfahren, daß der gegenwärtige Beſitzer, Herr Andre Bole in Bludenz, die drei herrlichen Zimmertäfelungen ſowie die Öfen zu verkaufen gedenkt.

Solche und ähnliche Sprüche wusste der biderbe Ofen in Menge aufzutischen; der Wirt aber brachte aus des Kellers tiefunterstem Grunde den im ganzen Lande berühmten Vaduzer Wein, der am Südwestabhange des Rhätikon gereift war, dort wo sich der Landfleck, Fürstenthum Liechtenstein geheißen, zum Rheine senkt, und wenn nun auf tragbaren Eisengestellen die Talglichter brannten und der Rothe und Weiße in dickbauchigen, beblümten Glasflaschen oder gar in glänzenden Zinnkannen perlte und schäumte, da vergaßen die Herren sogar ihre Aufgabe, die Welt zu erobern, und ruhten nicht eher, als bis sie der Wein besiegt und unter den Tisch geworfen hatte.

Es lag und liegt eben in der Natur des Kriegers, der dem Tode täglich ins Angesicht schauen muss, dass er die Freuden des Lebens, die er auf seinem blutigen Wege trifft, rasch und im Übermaße genießt:

Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen,
Er reilet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen:
Und trifft es morgen, so lasset uns heut'
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit!

Also thaten die französischen Officiere der Besatzung von Bludenz in jenen Tagen reichlich das ihre, um zu dem ihnen bestimmten Maße Vaduzer Wein zu kommen, und es hatte oft den Anschein, als seien sie in der traulichen Gaststube des Sonnenwirtes angepickt.

Noch traulicher allerdings waren die Familienzimmer im zweiten Stockwerke, allwo des Wirtes Frau und Gesponsin Franziska mit ihren großjährigen Töchtern Ida Christina und Anna Sabina in den Zeiten der französischen Beglückung ein ziemlich zurückgezogenes Leben führten. Nicht als ob sie besonders ängstlicher Natur gewesen wären . . . im Gegentheile, es waren alle drei recht mannbare Frauenzimmer, sie hatten, wie das Volk sagt, den Mund am rechten Fleck und Haar auf den Zähnen, wie denn auch die beiden Mädchen sich trotz wiederholter, höchst annehmbarer Anträge nie ins Joch der Ehe bequemt haben und in den Sechzigerjahren als steinalte Jungfern dahingegangen sind; aber in jenen Tagen war's immerhin besser, den Franzosen nicht unter die Augen zu kommen, als sich gleich der todesmuthigen, durch Goethe berühmt gewordenen „Dorothea" mit ihnen zu raufen.

Es war aber die ganze Familienwohnung, das Wand- und Deckengetäfel, die Schränke, Tische und Stühle von eines guten Meisters Hand geradezu kunstvoll geschnitzt, die Maßwerke, Stäbe und Füllungen zeigten vollendeten Geschmack, der große, wohlgebaute Ofen war gleich dem in der Gaststube mit Bildwerken und Sprüchen verziert . . . kurz alles offenbarte die Freude am Schönen, aber auch die Wohlhabenheit des einstigen und gegenwärtigen Besitzers.

Und eben diese Wohlhabenheit des Besitzers war ein weiterer Grund, weshalb die fremden Krieger gar so gerne beim Zängerle kneipten; denn da floss der Vaduzer gleich der unerschöpflichen Frauenquelle im nahen Walde, und es gehörte zur Tages- oder vielmehr zur Nachtordnung der Gäste, aufs Bezahlen . . . zu vergessen.

Eines Abends nun — es regnete draußen in Strömen und war stockdunkel, aber gerade deshalb um so traulicher in der getäfelten, wohligen Wirtsstube — saßen die Herren Officiere am gewaltigen Tische mit der eingelegten Schiefertafel beim Weine und vertrieben sich die Zeit mit Würfel- und Kartenspiel, mit Gesang und aufschneiderischen Erzählungen ihrer Heldenthaten und — ohne das war ja eine ordentliche Unterhaltung nicht denkbar — mit Hohnreden auf die unterdrückten Deutschen.

Es gaben aber auch die Ofenkacheln mit ihren Bildnissen und Sprüchen der Unterhaltung reichlichen Stoff, und da einige Officiere der deutschen Sprache ziemlich mächtig waren, so leuchteten sie mit den Talglichtern am Ofen herum, buchstabierten die altväterischen Verse, übersetzten sie ihren weniger sprachkundigen Genossen und hatten ihre Freude daran, die aus einem biederen Gemüthe stammenden Worte ins Lächerliche zu ziehen.

Eben zündelte ein blutjunger Lieutenant, der mit Daumen und Zeigefinger gar oft vergeblich nach seinem Schnurrbartaufluge haschte und die Mücke ob dem Kinne schon gar nicht finden konnte, am Ofen herum und sprach und las:

„Seht da, Kameraden, da fliegt eine Taube, die von einem Habicht verfolgt wird, in einen festen Thurm, und darunter steht:

Dieses Kerkers enger Sitz
Vor des Raubers Klauen schützt."

„Ha . . . ha . . . ha", schrie der Capitän Delarge, der mit untergeschlagenen Beinen den Vorsitz führte und aus einem kurzstieligen Pfeiflein — die Alemannen und Schwaben nennen so ein Ding „Galgennagel" — dichte Rauchwolken gegen die Decke blies, „ha . . . ha . . . ha, das sein ein Bêtise, ein groß Dummheit! Mak die deutsche Taub flieg', wo will, Aigle . . . Adler von der große Kaiser erwisch' sie, nikt wahr . . . Burr?!"

Mit den letzten Worten hatte er sich an den Zängerle gewendet, der seinen Zorn über die Häuselei nicht völlig zu bemeistern vermochte.

„Halten zu Gnaden, Herr Capitän, der Ofen weist keinen Adler . . . sondern einen Habicht, und er spricht von einem Rauber . . . übrigens, meine Herren, ist gleich daneben ein viel sinnreicher Bildnis. Seht, da ist das sich drehende Glücksrad. Oben sitzt ein mächtiger Herrscher mit Krone und Scepter; selbstbewusst schaut er euch an, als säße er auf festem Felsgesteine und könnte sein Thron nie und nimmer beben und wanken. Und unten am Rade, da hängt ein armer Geselle und klammert sich krampfhaft an . . . mein Gott, dem geht's wohl gar schlimm, und

es braucht wohl alles, dass ihn nicht die Kräfte verlassen und er in den Abgrund sinkt und verloren ist für immer. Nur der Spruch ist sein Trost; denn er lautet:

Bald bin ich dir, bald jenem wohlgewogen,
Heut bist du oben an, und morgen schon betrogen."

Wie der Lieutenant die Worte des Wirtes verdolmetscht hatte, fuhren die Herren auf:

„Ei, du vermaledeiter Bougre, er meinen uns und er meinen unser l'empereur! Wenn er nit couche, heißen es bald gare l'eau . . . Kopp ab!"

Der wackere Zängerle verstand nun freilich vom Französischen beiläufig soviel, als etwa ein Laubfrosch vom Clavierspielen, aber soviel merkte er doch, dass die Herren ihm weder Ehrentitel noch Belohnungen versprochen hätten, und darum suchte er zu begütigen und einzulenken.

„Bitt' recht schön", sagte er höflich, obschon's in seinem Inneren kochte, „ich hab' ja gar nichts gemeint; das hat nur der alte Ofen gesagt, den mein seliger Vater hat setzen lassen, und also komme ich in die Brühe so unschuldig wie der Pontius ins Credo. Ist jedoch g'scheiter, meine Herren, ihr schaut das Bildnis da rechts an und thut nach seinem Gebote. Das Bild stellt eine Wirtsstube dar, ein Gast schwingt fröhlich den Becher, darunter aber steht:

Lustig will ich heut noch seyn
Bey's Zängerles Vaduzer Wein."

Da erhuben die Herren ein schallendes Gelächter und stießen mit Bechern und Gläsern auf das Glück ihrer Waffen an; der Wirt aber beeilte sich, frische Weinvorräthe herbeizuschaffen. Dann gieng er unbemerkt zu seiner Familie in den oberen Stock; denn der „Bougre" wurmte ihn, und er wollte von seinen Töchtern, die bei den ehrwürdigen Dominikanerinnen im nahen Kloster St. Peter etwas Französisch gelernt hatten, erfahren, auf welchen Namen ihn die unartigen Gäste getauft hätten.

„Vater", sagte die Sabina, „sie haben Euch einen Ketzer und einen Schuft genannt."

„So", erwiderte der junge alte Zängerle und wurde um eines röther im Gesichte und seine Arme erzitterten bis zu den Achseln hinauf, „das bieten mir die elenden Kerle? Ein Ketzer soll ich sein? Ah, ich hab', Gott sei Dank, noch mehr Glauben als sie; denn ich glaub' heilig und fest, dass der Krug solang zum Brunnen geht, bis er bricht, ich glaub' heilig und fest, dass es mit ihrer Herrlichkeit bald aus sein wird, und wenn sie das auch glauben, schenk' ich ihnen allen Wein im Keller . . . es zahlt so nichts, das Gesindel übereinander, und meint, das ganze Ländlein sei eine große Mostpresse. Wartet nur, ich will euch den „Bougre" noch austreiben, heut' bin ich mit dem linken Fuß aufg'standen, und da muss allweil was g'schehen!"

„Aber Martin", suchte ihn seine Frau zu begütigen, „vergiss doch nicht, dass du Weib und Kinder hast und dass ein unbedachtsames Wort uns alle ins Unglück stürzen kann! Warst doch sonst dein Lebtag der Besonnensten einer und eben darum der Stadt und des Landes geehrter Berather, und nun, in deinen alten Tagen wirst auf einmal ein Hitzkopf, ein unverträglicher. . . ."

„Ah was", brummte der Zängerle etwas ruhiger, „wenn die . . . die Dings da unten so schüren, muss der Topf übergehen; aber richtig — er deutete mit dem Zeigefinger der rechten Hand gegen seine Stirne, als ob ihm dort etwas aufdämmere — ich hab' Weib und Kinder . . . also ruhig, alter Geselle!"

Damit gieng er wieder zu seinen Gästen hinab, denen der kräftige Wein immer mehr zu Kopf stieg, also dass sie im Übermuthe des Rausches Dinge thaten und Worte sprachen, die sie im nüchternen Zustande wohl selber bereut hätten.

Als erfinderische Köpfe waren sie auf eine neue Unterhaltung verfallen. Sie hatten nämlich an der der Thüre entgegenstehenden Wand zwischen zwei Fenstern ein in Öl gemaltes Bildnis entdeckt, das ohne Zweifel den Vater des Wirtes vorstellte. Der alte Herr blickte gar würdevoll und schier strafend aus seiner steifen Halskrause in die tolle Versammlung hinab, und es that dieser Würde bei vernünftigen Menschen wenigstens durchaus keinen Eintrag, dass die Nase etwas gar zu lange gerathen war und sich in etwas gar zu starker Krümmung, als sei dem guten Manne sein Wappen angeboren, zur Oberlippe hinabbog.

Die sauberen Gäste aber hatten das Bildnis und die auffallende Naturerscheinung in dessen Mitte kaum bemerkt, als sie auch schon auf die Idee verfielen, an dem alten Herrn, der den ihren Kaiser schmähenden Ofen hatte setzen lassen, Revanche . . . Rache zu nehmen.

Sie beleuchteten also das in der Familie Zängerle in Ehren gehaltene Bildnis mit einem an den Rahmen gehängten Talglichte, stellten sich bei der offenen Thüre auf und warfen mit spitzen Messern nach der Nase des Ahnherrn als nach einem Scheibenmittelpunkte, und unbändiges Gelächter erscholl jedesmal, so oft ein Messer in die arme Nase und ins Getäfel fuhr und das Heft erzitterte.

„Hui, du alter Coujone, da haben du eines!" schrie der Capitän und warf sein Messer mit gewaltigem Schwunge nach dem Bilde, das mit unverbundenen, ruhigen, männlichen Augen der heransausenden Todeswaffe entgegensah; hinter dem frevelnden Officiere aber stand der Sohn des verunehrten Vaters . . . mit verschränkten Armen und presste sich die Finger krampfhaft in das Muskelfleisch der Oberarme und biss sich in die Lippen, dass Blutstropfen daraufstanden, und zitterte am ganzen Leibe und . . . hielt sich einstweilen doch zur Noth zurück. . . . (Schluss folgt.)

Am Waldbrunnen.

Eine Erinnerung aus Kindeszeit von **Peter Roſegger.**

Das alte Waldhaus auf dem Berge füllt in meinem Kopfe mehr Raum aus, als die übrige Welt. Es gehört aber auch der ganze Berg dazu, mit allem was drum und dran iſt. Ich verſichere euch, es war eine ganze Welt, und nicht eine von den ſchlechteſten. Es lebten in ihr keine Philoſophen, die ſie ſchlecht machten. Das Haus ſtand ſehr hoch oben, faſt am Rande des Himmels, und täglich, ſobald die Sonne aufgieng, beſchien ſie den Berg lachend von oben bis unten. Ich habe ſeither keinen goldenen Berg mehr geſehen. Die Mutter hatte ein braungebundenes Gebetbuch mit Goldſchnitt. Wie dieſer, ſo leuchtete unſer Berg empor mitten im dunklen Waldlande. Das Haus ſtand auf flacher Hochmatt, vor demſelben herab lag ſteil das erſte Riegelfeld, dann kam ein Holzzaun mit etlichen Steinhaufen, weiter herab lag das zweite Riegelfeld, das war noch ſteiler, böſchte ſich untenhin aber in einen Rain aus. Unterhalb des Raines begann der Wald, der abwärts gieng und immer abwärts bis ins enge, ſchattige Wieſenthal.

Gott, wie oft bin ich geſeſſen auf dieſem Raine! Ich habe dort gewacht im Sommer, daſs die Kühe nicht aus dem Walde heraufſtiegen in das Kornfeld, ich habe dort gewacht im Herbſte, daſs die auf dem Stoppelfeld weidenden Schafe ſich nicht verliefen in den Wald hinab. Ich habe dort gewacht im Frühjahre, wenn der Weidknecht mit der Jungmagd Brennholz hackte, daſs die beiden nicht aneinandergeriethen, denn ſie waren ſich — wie ich aus Andeutungen meines Vaters zu vernehmen glaubte — ſpinnefeind. Manchmal war es wohl, daſs mich der Knecht fortſchicken wollte: „Du Bub, du haſt ſchön Zeit, geh hol' mir meine Tabakspfeifen vom Haus herab!“ Oder die Jungmagd: „Du Bübel, geh zum Steinhaufen hinauf, dort kannſt es ſehen, ob der Rauchfang dampft und es ſchon bald Mittag wird. Wir ſind ſchon hungerig. Geh, Bübel, nachher biſt brav!“

Ich aber gieng nicht, ſondern hockte feſt und treu auf der Wacht am Rain.

Meine Zeit habe ich mir dabei vertrieben mit Sammeln der Tannenzapfen, die von den hohen Bäumen herabgefallen waren, oder mit Hirschenschnitzen aus Baumrinden, wie ein anderer meiner Jugendstandesgenossen, der jetzt weltberühmte Meister Defregger. Der Weidknecht Franzel war kein übles Bürschel, aber dieses mein Hirschenschnitzen musste ihm höllisch zuwider sein. Eines Tages, als er mit der Jungmagd wieder unterhalb am Raine beim Waldbrunnen einen gefällten Fichtenbaum in Blöcke zerschnitt, dabei durstig wurde, mit seiner Hutkrempe aus dem Brunnen Wasser schöpfte und das Dirndl fragte, ob es auch trinken wolle, legte dieses die Säge ins Moos und antwortete: „Ja, du Franzel, mir ist es gleich recht, das Trinken, mir ist eh so viel warm, weißt." Er bog die mit Wasser gefüllte Hutkrempe zu einem Schnabel und hielt ihn dem Dirndl an die rothen Lippen. Und als sie dann ein wenig so nebeneinander dastanden, rief der Knecht plötzlich zu mir herauf an den Rain: „Rotzbub, fauler! Hast denn du keine Arbeit, den ganzen Herrgottstag, dass du auf dem Rain herumkugelst, dieweil die Kühe auf dem oberen Feld das Korn fressen!"

Die Kühe auf dem oberen Feld das Korn! Mir gieng die Kunde durch Mark und Bein, denn es oblag mir, auch das obere Feld, auf dem junges Korn grünte, vor feindlichen Überfällen zu bewachen. Ich lief eilends hinan zu dem Steinhaufen, über den Zaun, über den Riegel. Da lag weit und still das grüne Feld, aber keine Kuh war darin zu sehen, nur ein Lerchenpaar flog munter darüber hin und her und dann einander lustig verfolgend hoch auf in den blauen Himmel. Beruhigt gieng ich wieder hinab zum Rain. Die beiden Holzschneiders-Leute mussten sich auch selbst umgesehen haben nach Kühen und Kornfeld, sie waren nicht da. Erst nach einer Weile kam die Jungmagd zwischen den Lärchen herüber und sagte ganz laut: „Wenn auf den Halterbuben kein Verlass ist, so muss unsereins selber nachschauen gehen. Na, Franzl, wo bist denn?" Jetzt kam von den Lärchen auch der Knecht her. „Hast auch du dich nach den Kühen umgeschaut?" fragte sie ihm hell entgegen. „Ich habe mich nach den Kühen umgeschaut", antwortete der Franzel und dann giengen sie langsam wieder ans Holzschneiden.

Der Waldbrunnen stand in einem Kreise von ruppigen Tannen und Fichten auf moorigem Angerlein, wo im Erdreich die Fußlöcher der Kühe waren, die hierher kamen um zu trinken. Der Brunnen rann fast armdick unter einem bebuschten Hange zwischen grünbemoosten Steinen aus der Erde und wurde durch ein Holzrinnlein in den langen Trog geleitet, der aus einem Baumstamm gehöhlt und dessen eine Kopf schier in das sumpfige Erdreich versunken und verwachsen war. Der Trog war mit Flechten und Moosen bewachsen, so dass das glasklare Wasser drinnen wie in einem weichen grünen Sammtbette lag. Unter dem Troge rann

das Waſſer in einem ſchmalen ſandigen Bächlein zwiſchen Germen, Wildlattich und Waldkreſſe davon. Dieſer Platz und dieſer Brunnen waren immer, auch in den ſonnigſten Sommertagen, in einer kühlen feuchten Dämmerung und das kalte reine Waſſer war bekannt weit und breit, ſo daſs jeder, deſſen Weg in der Nähe vorbeiführte, zum Brunnen herabſtieg und trank, entweder frei aus dem Troge, wie unſere Rinder, oder aus dem Hutſchnabel, wie der Weidknecht und die Jungdirn, oder aus der hohlen Hand, wie unſere klugen Vorfahren, ſo lange ſie noch keinen Krug erfunden hatten.

Beim Waldhauſe oben war wohl auch ein Brunnen, er ſtand mitten im Hofe, hatte einen ſchönen großen Trog und einen zierlichen Ständer darüber; in den Ständer waren drei kronenartige Ringe hineingeſchnitzt, auf der Spitze war ein wohlgeformter Knauf; der Brunnen hatte alles, nur kein Waſſer. Allerdings bloß zeitweiſe. Im Frühjahre, wenn der Schnee ſchmolz, im Sommer, wenn die Regenzeit war, gab es Waſſer genug aus dem Rohre, aber wenn Dürre war, da tröpfelte es nur und brauchte mehrere Stunden, bis der grünglaſierte Krug voll wurde. Im Winter fror das Waſſer ganz ein. Da nahm der Vater wohl manchmal das Brunneiſen, einen viele Klafter langen Draht, warf es zuſammengerollt ins Herdfeuer, und wenn es glühte, that er's auseinander und ſtach damit ins Brunnenrohr, ſo tief es gieng. So trieb er's oft den ganzen Vormittag. Manchmal brachte dieſe Arbeit Waſſer, manchmal nicht. Die Hausthiere aber mnſsten im Winter täglich dreimal aus dem Stall zur Tränke geführt werden, durch tiefen Schnee hinab bis zum immer eisfreien Waldbrunnen. Das war die Arbeit des kleinen Buben — meine Arbeit. Bei dieſem „Waſſern" habe ich mancherlei Schmerzen gehabt, offene und heimliche. Es fror mich in die Zehen, es fror mich in die Finger, es fror mich in die Ohren und in der Naſe. Aber die Kühe und die Stiere und die Kälber beeilten ſich gar nicht, ſie ſtanden der Reihe nach am Troge, ſo viel ihrer auf einmal dort Platz hatten und ſchlürften mit Behagen das kalte Waſſer, ein Winterdurſt, den ich gar nicht begreifen konnte. Hatten ſie getrunken, ſo hieng manchmal, wenn wir wieder über den kalten Riegel hinaufkamen, von den Schnauzen ein Eiszäpflein hinab, was aber gar nicht hinderte, daſs unterwegs die munteren Stierlein ſchalkten mit den Kalben und dabei trotz meiner Winke mit der Gerte nicht vom Flecke wollten. Mein innerer Schmerz beſtand in der Furcht vor den Geiſtern. Denn an den Winterabenden war es beim „Waſſern" zumeiſt ſchon kohlrabenfinſter. Pfiff in den Bäumen der Wind, ſo war es unheimlich, und rührte ſich kein Zweiglein, kein Lufthauch, ſo war es noch unheimlicher. Überall lugte etwas hervor, zwiſchen den Stämmen, aus den Büſchen, manchmal ſogar ein funkelndes Äuglein unter dem Baumtroge. Wenn der kalte blaſſe

Mond zwischen den schwarzen Wipfeln herniederblickte auf den finsteren Anger, da war es schauerlich zum Vergehen. Die heiße Angst vor den Geistern hatte nur ein Gutes, sie jagte mir das Blut tüchtig durch die Glieder und schützte mich vor dem Erfrieren. Wie viele verfrorene Zehen hätte ich heute noch, wenn die Geister am Waldbrunnen nicht gewesen wären! Man weiß nun wenigstens, woher die Unverfrorenheit kommt. — Und so wie ich mit den Thieren, giengen andere mit den Wasserbutten zum Waldbrunnen hinab, um den Hausbedarf zu holen. Einmal hatte der Knecht so eine gefüllte „Wasserbutten" im Vorgelass des Hauses stehen lassen, in der Nacht darauf gab es einen Knall und am nächsten Morgen lagen die Taufeln des Gefäßes auf der Erde und das gute Waldbrunnwasser stand in Gestalt der Butten da, es war zu einem Eisklumpen geworden. Daraus erhellt, dass es in unserem Hause auf dem Berge manchmal kälter war, als unten beim Waldbrunnen, dessen Trogspiegel nie eine Eiskruste aufwies.

Einmal hatte ich am Waldbrunnen ein großes Herzleid. Im Herbste war's, ich hatte unten im Wiesenthal aus dem Fresenbach ein Forellchen gestohlen. Es war ohnehin selten genug, dass es mir gelang, mit den Händen so ein Schwänzlein unter einem Stein oder Rasen hervorzusangen. Nun hielt ich das Thier noch im Wasser fest, dass es einstweilen noch trinken konnte, und dachte nach, wie man das schöne Fischlein lebendig hinaufbringen könnte zum Haus auf dem Berge, um es dort im Hofbrunnen zu hegen und zu pflegen zu meiner und der jungen Geschwister Ergötzung. Es muss nur Wasser haben unterwegs, sonst braucht es nichts. Und Wasser hat es doch, wenn ich dem Wässerlein entlang auwärts gehe, das da durch den Wald herabrinnt. Man hält es unterwegs manchmal hinein und lässt es wie in einem Wirtshause trinken. So geschah's. Ich lief mit der in der Hand schwänzelnden Forelle den Berg hinan und hielt sie von Zeit zu Zeit in ein Wassertümplein, damit sie sich den Durst löschen konnte. Anfangs machte sie darin noch das hufeisenförmige Maul auf und zu und bewegte die Ohren, wofür ich die Kiemen hielt. Ich lief dann wieder was das Zeug hielt, aber der Berg ist hoch und allmählich wurde das Schwänzeln matter, krampfhafter, und wenn ich das Thier ins Wasser hielt, wollte es nicht mehr saufen. Ich versuchte ein anderes Mittel, das Buben bei ohnmächtigen Fischen anzuwenden pflegten, ich blies ihm ins offene Maul Athem hinein. Das schien ihm aber gleichgiltig zu sein. Endlich kam ich zum Waldbrunnen. Das ist ein tiefes, klares, frisches Wasser, das wird ihm schon taugen, da wird es sich bald erholen. Nur um ein Geringes weniger athemlos als der Fisch angekommen warf ich ihn sofort ins Wasser. Er tauchte langsam in die Tiefe, legte sich dort seitlings auf den grünen Sammt hin, dass der weiße Bauch mit den rothen Sterulein obenauf war, that Augen und

Maul auf und bewegte sich nicht. Am Ende ist er todt? Dann wird er in diesem guten Wasser gewiss wieder lebendig, wenn man ihm nur Anregung dazu gibt. Ich griff vorsichtig hinein, richtete den Fisch auf, wie Fische stehen, kitzelte ihm die Flossen, schob ihn ein wenig voran, ja machte ihm mit dem Finger sogar das Maul auf und zu, wobei sich richtig die Ohren bewegten. Aber als ich das liebe Fischlein wieder ausließ um zu sehen, ob es auf eigenen Flossen stehen könne, legte es sich neuerdings auf die Seite und war wieder todt.

Ich stand vor dem Troge, schaute ins Wasser und fieng an sehr traurig zu werden. Dann riss ich ein herzförmiges Lattichblatt vom Stengel, legte das kalte weiche Leichlein drauf und trug es vollends hinan zum Waldhause. Dort hat die Mutter den Fisch ausgeweidet, gewaschen, mit Salz bestreut und in die Glut des Herdes geworfen. Und siehe, in der lichtguldenen Holzkohlenglut ward die Forelle wieder lebendig, wenigstens begann sie mählich den Schwanz zu heben und sich zu ringeln. Den Ring aber nahm die Mutter mit der Feuerzange heraus, dann blies sie die Asche weg und legte ihn auf den Teller. Und hernach habe ich aus lauter Traurigkeit um das Fischlein dasselbe aufgegessen bis auf das zartbegrätete Rückgrat und auf den Kopf, aus welchem mich die runden verkalkten Äuglein ganz verliebt anblickten.

Am Waldbrunnen aber, wo all diese Ereignisse sich zugetragen, stand dann einmal die Jungmagd Thresel und wusch sich. Sie wusch die Hände, das Gesicht, die dunklen Flecklein und Sommersprossen giengen nicht mehr weg; sie wusch sich die Augen — die blieben roth und trüb, und dann setzte sie sich auf den Trograud und hub an zu weinen.

Freilich hatte er sie heiraten wollen, der Franzel, sie war mit ihm schon zweimal ausgerufen worden von der Kanzel. Anstatt des dritten Ausrufes am Sonntage vor der Hochzeit verkündete der Pfarrer das Folgende: „Gestern nachmittags um fünf Uhr ist im Ländholz der beim Waldbauern bedienstete Knecht Franz Zeilhofer beim Graßschnatten verunglückt in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre. Lasset uns für seine arme Seele ein Vaterunser und ein Ave-Maria beten.“ Der Franz lag dieweilen in der Vorlauben unseres Hauses schlank und blaß auf dem Brett. Die Jungmagd stand bei ihm und strählte mit einem Kamm sein weiches nussbraunes Haar quer über die Stirn herab und steckte ihm ein Rosmarinsträußlein zwischen die über der Brust ineinander gelegten wachsweißen Finger. — Morgen war ja der Hochzeitstag . . .

Und wie hat sie sich zugetragen, die Geschichte seines frühen Todes? Der Ländbauer im Thale hatte meinen Vater gebeten: „Gelt, Nachbar, du bist so gut und borgest einen Knecht, dass er mir Graß (Reisig) von den Fichten schnattet, ich bin schon alt und kann nit mehr hinauf und meine Weibsleute wollen nit hinauf. Und in Stall brauch' ich schon die Streu.“

Sagte mein Vater zum Weidknecht: „Franzel, du bist ein flinker Steiger. Kannst dir für deinen kommenden Ehestand ein Vergeltsgott erwerben, wenn du am Samstagfeierabend dem alten Ländhofer ein paar Graßbäume schnatteſt."

„'sselb will ich schon thun", antwortete der Franzel, der immer ein williger Mensch war und der hoch auf dem Fichtenwipfel eins zu jauchzen gedachte, solange er noch Junggeselle thäte sein auf der Welt im sonnigen Abendschein. Und als der Feierabend kam, gieng er hinab in das Ländholz, schnallte die doppelzackigen Steigeisen an die Füße und stieg an. Und als er hoch auf einem schlanken Fichtenbaume war und munter die langen Äste abhackte, dass sie rauschend niederfielen aufs zarte Heidekraut, da kam der Nachbar Kniepler mit einem Beil daher und schrie hinauf: „Wer hat dir's geschafft, in meinem Wald Graß zu schnatten?"

„Das ist dem Ländhofer sein Wald!" rief der Franzel herab.

„Du Lügenmaul, du verdammtes!" darauf der Kniepler, „dort drunten ist die Greuze und dieser Baum gehört mein. Wirst herabsteigen?"

„Na", antwortete der Franzel, schnattete weiter und begann zu pfeifen.

„Wart, ich will dir herabhelfen, du Froschkeule, du! Ich komm' dir hinauf!

„Komm' nur herauf", sagte der Franzel, „auf diesem Wipfel haben zwei Vögel Platz." Und pfiff wieder.

Da hat den Kniepler, der ein wilder, halbverrückter Mensch war, die Wuth gepackt. Hinauf stieg er nicht, weil er sich nicht getraute, aber etwas anderes begann er. „Wart' nur!" keuchte er und hub an, den Fichtenstamm zu behacken mit dem Beil. „Wart' nur, dir will ich das Herabsteigen ersparen. Hängen wirst nit bleiben in der Luft, das weiß ich."

Bei jedem Hiebe, den er dem Stamm versetzte mit dem scharfen Stahl, gieng ein leises Zittern hinan den Schaft. Ein Kreuzschnabelpaar, das zuhöchst im Wipfel genistet hatte, flatterte auf und umkreiste kreischend die Krone. — Der Narr wird doch den Baum nicht fällen wollen, mag der Franzel sich gedacht haben. Und als er sah, dass der Kniepler ernst machte, begann er sich auf seinem Wipfel zu schaukeln, so dass der Bogen immer größer wurde, den der schlanke federige Baum durch die Lüfte schnitt. Der Franzel hatte die Absicht, durch das Schaukeln einen Wipfel der nebenstehenden Bäume zu erreichen, sich auf denselben hinüber zu schwingen, wie es die Eichkätzlein machen. Aber die Entfernung bis zum nächsten Wipfel war immer noch zu groß. Es währte eine Stunde und länger, der Kniepler hieb eifrig los, die Späne flogen, der Stamm hatte bereits eine riesige Scharte. Das hohle Dröhnen im Stamme zeigte dem

Franzel oben wohl an, daſs das Beil ſchon an den Kern kam. Da wurde er ſtill und dachte vielleicht nach, was jetzt zu thun ſei, ob er um Gnade bitten ſolle oder das Äußerſte abwarten. Für erſteres war's vielleicht auch ſchon zu ſpät, denn im Schafte begann es zu kniſtern. Aber es iſt doch nicht zu glauben, daſs der Kniepler einem ans Leben geht wegen der paar Äſte da! Das iſt ein wilder Menſch! Und jetzt haut er den Baum um! Jeſus Maria und Joſef, verlaſst mich nit! — Schaukeln that er nicht mehr, der Franzel, aber ſachte, ganz ſachte fieng der Baum mit ihm an, ſich nach einer Seite zu neigen, zuerſt ſtoßweiſe, ruckweiſe, dann ein ſchmetterndes Schnalzen und ein Hinſauſen durch die Luft . . .

Wild ſchwirren die Vögel um den fallenden Stamm. Dieſer ſtreift eine alte Lärche, der Franzel haſcht hin, erfangt ſich am Lärchenaſt, aber die Steigeiſen des Burſchen ſind tief ins Fichtenholz gehackt, ſo daſs der Franzel einen Augenblick an beiden Bäumen hängt. Da bricht der Lärchenaſt und nieder mit dem krachenden Baum ſtürzt der Franzel. Mit dumpfem Schall ſchlägt ſein Körper auf den ſteinigen Boden, wo er regungslos liegen bleibt.

Am ſpäten Abend, als es ſchon dunkelte, kam der Kniepler langſam an unſer Haus herangeſchlichen und brachte in weinerlicher Art die Nachricht vor, unſer Weidknecht ſei beim Graßſchnatten im Ländholz vom Baume gefallen, er habe ihn dort gefunden. Wir giengen gleich mit Laternen hinab, da waren ſchon Leute dort, ſie zeigten auf den Todten, auf den umgehauenen Baum und fragten den Kniepler eindringlich, wie das habe geſchehen können?!

„So!" begehrte der Bauer überlaut auf, „glaubt's etwan, ich hätt' die Fichten umgehackt?" So hatte er ſich zum guten Theil ſchon in jener Nacht verrathen. Das Geſtändnis legte er am zweiten Tage ab, vor dem Crucifix im Gerichtsſaal zu Leoben.

Und den Franzel haben ſie auf einem großen Reiſigaſte, den er ſelbſt vom Baume gehackt, herauf getragen durch den Wald. Keine Wunde war zu finden an ſeinem Körper, nur aus dem Munde war Blut gekommen. Als die Männer zum Waldbrunnen kamen, ſetzten ſie dort die Bahre auf das feuchte Moos und wuſchen ihm mit einem weißen Tuche die Blutkruſten von Geſicht und Hals, ſo daſs das kalkweiße Geſicht mit dem dunklen Schnurrbärtlein und den ſchwarzen Augenbrauen völlig ſchön anzuſehen war.

Und ſo iſt der Franzel geſtorben. An dieſem Brunnen hat einſt ſein Blut geblüht und an dieſem Brunnen iſt es abgewaſchen worden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als nach ſolchen Geſchichten mehr als vierzig Jahre vergangen waren, da iſt aus der Ferne ein ältlicher Mann gekommen und hat

geraſtet am Waldbrunnen. Vieles hatte ſich in der Gegend geändert, Haus um Haus war zur Erde geſunken und die Leute in ſie hinein. Nur dieſe alten knorrigen Tannen und Lärchen ſtanden noch ſo wie einſt und die Germen und Wildſaren wucherten auf moorigem Boden. Der Brunnentrog war noch immer nicht ganz vermodert, nur hatte er ſich noch enger auf den Boden hingeſchmiegt, noch dichter in den grünen Mantel des Mooſes gehüllt, wie es uralte Greiſe thun, wenn es ſie fröſtelt. Die Quelle aber rann ſo aus dem Geſtein wie ehedem, in ewiger Jugendfriſche. — Der Mann ſaß auf dem Rande des Troges und ſein Denken verſank in vergangene Zeiten. In jene wunderſamen Zeiten, als dort beim Feldraude ein barfüßiger Knabe ſaß zur Wacht am Rain, als derſelbe Knabe ſchauernd vor Kälte und Geiſtern die Rinder zur Tränke trieb in kalten Winterabenden, als er am Brunnen das Fiſchlein laben wollte an jenem geruhſamen Sommertage, als eine verlaſſene Magd ſich die rothen Augen wuſch und als ein junger Leichnam auf dem grünen Baumaſt ausgeſtreckt lag am Waldbrunnen. . . .

Nach langem Träumen erhob er ſich, fuhr mit der Hand über die Stirn und murmelte: O Menſchenleben! O Menſchenleben!

Unſer Konrad.

Nun will ich Dir alſo die Geſchichte erzählen, mein Freund, ſo gut ich kann. Wie der Knabe war, das weißt Du ja, beſchreiben für andere könnte ich ihn nicht, weil ich ihn ſo ſehe, wie ihn eben der Vater ſieht, und Dichter bin ich auch keiner.

Seine Weihnachtsferien hat er noch bei uns daheim zugebracht und die Mutter und ich haben uns gefreut über ſein Schulzeugnis — er war auch dies Jahr wieder d'ran, Vorzugsſchüler zu werden — und faſt noch mehr über ſeine große Fertigkeit im Skilaufen, wie ſie's jetzt treiben. Er war auch ſchon ſo groß und ſtark, daſs ihn die Leute für ſechzehn hielten, und er war doch kaum vierzehn. Und inwendig noch ein ganzes Kind, das allemal noch gar bitterlich geweint, wenn es nach den Ferien hat fortmüſſen nach Oſterſtadt, wo er, wie du weißt, ſeit vier Jahren auf dem Gymnaſium ſtudiert hat. Diesmal, als er am Neujahrstag mit dem Nachmittagszuge fortfuhr, war er aber ganz munter, es gab ja zu Heilig-Dreikönig ein Studenten-Skilaufen in Oſterſtadt, auf das er ſich freute. Und zu den Oſterferien ſollte er ja wieder nach Hauſe kommen. Die Mutter hat ihm noch Weihnachtskrapfen mitgegeben, die er dann

seiner alten Kostfrau geschenkt haben soll, damit er nicht mit leeren Händen kam von zu Hause.

Der Vater muss wohl fleißig den Ernsthaften und Gleichmüthigen spielen, wenn das Kind fortgeht, aber auf meinen Waldgängen habe ich doch gerne an den Burschen gedacht. Wäre mir freilich lieber gewesen, wenn ich ihn zum Forstjungen hätte abrichten dürfen, aber das muss schon einmal so sein heutzutag — alles studieren! Im grünen Wald wäre es ja zehnmal besser, als in einer Schreibstube, und wenn auch ein hoher Herr drin sitzt, aber man mag es sich doch nicht nachsagen lassen, dass man einem Sohn etwa zu diesem oder jenem Fortkommen hinderlich gewesen wäre. Du weißt es ja an Dir, wie das ist.

Es gehen nicht vier Wochen um, am Freitag vor Lichtmess kommt ein Brief aus Osterstadt, nicht seine Schrift. Na, was ist denn das? sagt meine Frau, als sie ihn liest, und gäh wirft sie ihren Kopf auf den Tisch nieder und hebt laut an zu weinen. Schreibt die Kostfrau, unser Konrad wäre erkrankt. Zwei Tage vorher noch im Theater bei einem Schauspiel vom Dichter Schiller. Darauf in der Nacht heftiges Kopfweh, Fieber, am Morgen kommt der Doctor und zu Mittag hätten sie ihr den Jungen schon weggenommen. Ins Epidemiespital, sie wisse selbst nicht, was es sei und es möchte nur gleich wer kommen. Denke Dir jetzt fürs Erste meine arme Frau in den Krämpfen, ich muss sie den Nachbarinnen überlassen, um auf den Bahnhof zu eilen und den nächsten Zug nicht zu versäumen. Unterwegs tröste ich mich mit den Masern, mit den Schafblattern, mein Gott, die Kinderkrankheiten muss eben jeder durchmachen, die Stadtärzte sind ängstlich, gleich ins Spital und die Weiber verlieren dabei allemal den Kopf. Hat mir aber doch das Herz stark geklopft, wie ich bei der Kostfrau eintrete. Das Zimmerlein meines Konrad ist ganz ausgeräumt, das eiserne Bett steht als leeres Gerippe da und das Fenster ist weit offen. Die Frau beschwört mich allsogleich, dass sie gar nichts dafür könne, dass sei wie hergeflogen gekommen und in der Stadt grassiere der Scharlach ja schon seit einiger Zeit. Sie habe den jungen Herrn schon zweimal besuchen wollen, aber es dürfe niemand hinein. Ich laufe zum Spital, es steht draußen auf freiem Feld, fast anzuschauen wie jene Cholerabaracke, die wir, wie Du weißt, vor etlichen Jahren in Seegard aufgestellt haben. Mein Gott, ich habe auch den Scharlach gehabt in der Jugend, unser fünf Geschwister alle haben ihn gehabt, deswegen ist keins aus dem Haus gekommen und ist doch gut abgelaufen. Das ist doch nicht so arg.

Beim Schalter melde ich mich an. Ja, der Konrad Wend läge auf Nr. 8, ich möge mich nur beim Doctor melden. Der Herr Doctor war etwas kurz an. „So, Sie sind der Vater vom Wend", sagte er, „leider kann ich Sie nicht zum Kranken hineinlassen." — „Es ist doch nicht schlimm?"

frage ich. „Mein Gott“, sagt er, „Scharlach ist immer etwas Bedenkliches, ich will übrigens die Hoffnung nicht absprechen. Durch den Thürschuber können Sie schon hineingucken.“

Da hat er mich über den Gang geführt zur Thür Nr. 8, und dort schaue ich durch das Glasfensterchen hinein. Mehrere Betten mit grauen Flanelldecken, zu Häupten an der Wand schwarze Tafeln. „Welcher ist es denn?“ frage ich. „Der an der Ecke“, sagt der Doctor und sehe ich vom Kopf nur die Stirn und sein braunes Haar. „Lassen Sie mich hinein, Herr Doctor!“ sagte ich. Er zuckt die Achseln, wäre zu seinem Bedauern nicht möglich. Da bin ich niedergekniet vor ihm: „Lassen Sie mich zu meinem Kinde, um Gotteswillen bitte ich Sie! Ich werde ja die Krankheit nicht weitertragen, ich will bei ihm bleiben, bis er gesund ist, bis die Seuche vorbei ist, ganz auf meine Kosten!“ habe ich ihm gesagt. „Und ich gehe nimmer weg von dieser Thür und mein Kind kann ich nicht verlassen.“ — „Es würde Ihnen nicht viel nützen, wenn Sie hineingiengen, guter Mann“, darauf der Doctor, „er ist bewußtlos.“ Jetzt habe ich ihn freilich fest am Arm gefaßt und sage: „Sie sind ja auch ein Mensch, und ich will zu meinem Kind!“ So hat er mich hineingelassen. Zwei Klosterfrauen sind da und die eine sitzt neben dem Bett und hält die Hände gefaltet und schaut hin. „Konrad!“ sage ich, „wie geht's dir? Ich bin da, dein Vater.“ Seine Hand ist heiß, auch das Gesichtlein ist roth wie das Leben. Beim Athmen fehlt's, das merke ich gleich, und der Hals. Er macht die Augen auf, schaut mich an und sagt einige Worte, die ich nicht verstehe, griechisch, glaube ich, ist's gewesen. Und hebt dann an, mit Zahlen zu rechnen. Die Schule steckt ihm im Kopf. „Sein Pulsschlag ist mir unangenehm“, sagt der Doctor, „die Herzthätigkeit läßt leider zu wünschen übrig.“ Ich spreche zum Knaben, er schaut mich an, fast mit frischen Augen, und lächelt und sagt auf einmal, seinen Vater und Mutter möcht' ich's zu wissen thun, daß er bald heimkommen würde. „Aber ich bin ja dein Vater, kennst du mich nicht, Konrad?“ Dann schläft er wieder.

Die Nacht habe ich nicht bei ihm bleiben dürfen, zuerst in die Desinficierkammer, ausgeräuchert, dann in den Gasthof. Aber nicht eine Stunde geschlafen. Nach Mitternacht geht der Mond auf, ich ziehe mich an und gehe hinaus und zum Spitale hin und gehe immer um dasselbe herum und schaue zu den Fenstern auf, wo er liegt. Wie es Tag wird, sehe ich den Doctor ins Haus treten. „Guter Mann“, sagt er zu mir, „Sie sind auch früh auf den Beinen. Vor neun Uhr ist's aber nichts.“ Und die Thür vor der Nase zu. Wenn einer das so gelassen sagen kann, denke ich, dann hat er keinen Schwerkranken. Nicht lange aber, und er tritt wieder heraus. „Kommen Sie her!“ sagte er leise und winkt mir. „Sie können hinaufgehen. Er ist jetzt bei sich.“ Und ich gleich

hinauf. Die anderen Kranken fiebern und ächzen, mein Konrad liegt ruhig da, hebt mir die Hand entgegen und sagt ganz schön: „Vater!“ Die Wärterin rückt mir einen Sessel zurecht, ich hebe an mit dem Knaben zu plaudern, erzähle ihm von zu Hause, von der Mutter, von den Rehen und Hirschen im Wald. Er fragt nach der Schneebahn, ob sie noch glatt wäre. Ich erzähle weiter und bin ganz glücklich. Er hört zu, thut die Augen weit auf und zuckt ein paarmal mit den Lippen. Zündet die Klosterfrau eine Kerze an und beginnt zu beten. Da stutze ich, fasse den Knaben an der Hand: „Konrad! Konrad!“ Er rührt sich nicht mehr, schaut starr in die Zimmerdecke hinein. Sagt die Wärterin: „Der hätt's überstanden.“

Gestorben?! Gestorben soll das sein? Ich habe doch auch schon Leute sterben sehen, mein Freund, aber wie der Knabe so daliegt, ganz wie etliche Minuten vorher, als er noch gesprochen hat, gar nicht blass und nicht kalt, da rufe ich aus: Das ist nicht. Eine Ohnmacht, sonst ist's nichts. Weinessig vor den Mund! Konrad!“ Die Leute schauen mich so an. Der Doctor schlägt die Decke zurück, horcht an seine Brust und murmelt: „Vorbei.“ Die Klosterfrau legt ihre flache Hand auf die Stirn des Knaben, fährt langsam über das Gesicht und jetzt sind auch die Augen zu. Und so muss der Mensch dran glauben.

Dann bin ich gegangen und habe an mein Weib telegraphiert: „Konrads Zustand bedenklich. Müssen auf Schlimmstes gefasst sein. Reise Du nicht.“ Und eine halbe Stunde später: „Unser liebes Kind soeben in meiner Gegenwart verschieden.“

Dann habe ich den Knaben in der Todtenkammer aufbahren geholfen und bin nach Hause gefahren. Mein Weib erwartet mich am Bahnhof, völlig gefasst, sagt aber nichts, schaut mich nur fortwährend an, als ob in meinem Gesichte die Züge des Verscheidenden noch hängen müssten. Erst wie wir in unsere Stube gekommen sind . . .

Wie das hart ist, ein Kind so zu verlieren, o mein Gott!

Dann die Berathung des Begräbnisses wegen. Der Bahnbeamte schlug mir den Tarif der Überführungskosten auf. Das will nicht stimmen und habe ich gemeint, man wisse auch nicht, ob es uns von der Behörde erlaubt werden möchte und wie lange wir an dieser Forststelle in Seegard verbleiben würden und dann wäre er wieder allein und es sei doch vielleicht am besten, auf dem schöngelegenen Friedhof zu Osterstadt ihn bestatten zu lassen. Wir würden jährlich leicht ein paarmal hinreisen können und sein Grab schmücken und beten. Nun aber ist mein Weib gegangen zu ihrem Kasten, hat den Schmuck von ihrer Mutter hervorgekramt, hat die Silberschließe von ihrem Gebetbuch gelöst, hat den Ehering vom Finger gezogen: Das zusammen würde doch langen für die Heimreise Konrads! Ich schiebe alles zurück und sage: Auf

das kommt's nicht an, mein liebes Weib. Unser Junge soll daheim ruhen, in unserer Nähe auf dem Kirchhof in Seegard.

Und jetzt habe ich Dir alles geschrieben und wie betrübt wir sind, das kannst Du Dir denken. Mein Weib ist fast tapferer als ich, sie geht jeden Morgen in die Messe, dann auf den Kirchhof, dann in das Dorf, wo sie arme Kinder mit kleinen Gaben betheilt und kommt allemal ziemlich gefaßt nach Hause. Ich komme mit mir fast schwerer auf gleich und so oft ich ein Gewandstück sehe vom Knaben, oder sonst was von ihm, gräbt's mir wie ein Messer da drinnen.

Meine glücklichen Jahre werden wohl vorbei sein. So vergeht alles auf der Welt.

Mit schönem Gruß verbleibe ich Dein Freund

Bernhard Wend.

Lieder der Königin.[1]

Frage an das Meer.

Ist dein Tönen ein Groll,
Anklagend wieder den Gott,
Der dich ruhelos machte,
Ruhelos, friedlos,
Alles verschlingend,
Alles verödend,
Unfruchtbar ewig,
Ewig von Wehen gequält
Tod nur gebärend?

Ist dein Rauschen ein Lied,
Lobend den gütigen Gott,
Der dir die Sonne geschenkt,
Und die heiligen Tiefen,
Herzensströme voll Wärme,
Lebendig Pulsieren,
Tempel und Kelch zu sein,
Lichtvoll in hehrem Verstummen
Hymnen zu ahnen?

Ist dein Tönen ein Schrei,
Jammernd, flehend zu Gott,
Daß er dein Schicksal wende,
Nicht dich verdamme,
Blutend zu schlagen
Fühllosen Felsens
Eiserne Kante,
Endlos zu stürmen
Unbezwingbare Festen?

Ist dein Flüstern ein Wort,
Welterlösend von Gott,
Das von tausend Gestoßen
Unverstanden gemurmelt
Endlich Befreien, Erkenntnis,
Göttliche Freude
Brächte und kindliche Reinheit,
Wenn ein Ohr es vernähme,
Ein Mund es sagen gelernt?

Ist dein Ebben und Fluten
Wohl ein Athmen von Gott?
Oder ist es der Erde
Bangender Herzschlag,
Weil sie zittert vor Gott,
Bergen sich möchte vor Gott,
Und im unendlichen Äther
Nächte nicht findet
Sie zu verhüllen?

* * *

[1] Aus den Gedichtesammlungen „Meerlieder" und „Heimat" von Carmen Sylva. (Bonn. Emil Strauß.)

Es bettet ſich in reinen....

Es bettet ſich in reinen,
In tiefen Schnee Natur der Baum,
Das Blatt, in großen, ſtillen Traum,
Und ſtürmt nicht, lacht nicht, athmet kaum.
Sie ſchläft! — nicht weinen!

Es lächelt ab dem kleinen
Einſamen Wald in Stein ſo mild,
Von Sonn' und Schmetterling umſpielt;
Mit Veilchen in der Hand ihr Bild, —
Sie ſchläft! — nicht weinen!

Wenn Frühlingswannen ſcheinen,
Dann bleibt mein Herz ſo ſtill wie Schnee,
Nicht lacht die Bruſt, nicht zuckt das Weh.
Weck's nicht, ſchau ſchweigend um und geh'!
Es ſchläft! — nicht weinen!

* * *

Und es jagte der Tag....

Und es jagte der Tag,
Als trügen ihn Flügel vorbei,
In ewig Vergeſſen,
Mit hängendem Zügel vorbei!

Und er lachte zum Klang,
Als wirbelten Blätter daher,
Als brauste mein Lied
In hallendem Wetter daher.

Und es wagte das Lied,
Wie ſonnige Fluten durchs Herz,
Es ſtürmte das Glück
Mit eiſigen Gluten durchs Herz.

Und es klagte ſo jung,
Verlornen Gedenken entlang,
Wie Tropfen im Fall
Entblätterten Ranken entlang.

Und es jagte der Tag
Mit Sehnſuchtsgewalten vorbei, —
Es riſs mich die Welt
Den theuern Geſtalten vorbei!

* * *

Mein Hochzeitstag in der Fremde.

Aus tiefſter Seele Dank
Für zwanzig reiche Jahre,
Für dein Geduldigſein,
Fürs Herz, das ſchuldlos klare.

Für deinen Adlerblick,
Die ſtille, ſtarke Hand,
Die unermüdlich pflügt
Durch Grund und Sumpf und Sand.

Nie hat der böſe Tag
Dich wanken noch geſehen!
Dem Feinde iſt noch nie
Von dir ein Leid geſchehen!

Dein treuer Kamerad
Schaut ſtets zu dir empor,
Zum Wandersmann, der nie
Das Ziel, den Tritt verlor.

Und wenn ſich endlich ſenkt
Der Abendfriedenſchatten
So krön Roſenlicht
Das Haupt nach meinem Gatten!

* * *

Es hallte der Wald.

Es hallte der Wald von des Sturmes Gelaſ',
Aufrauſchten die Blätter in ſeinem Schoß,
Es ächzten die Zweige, dreinſchrie das Geäſt,
Schwarz bäumten ſich Wolken vom heulenden Weſt.
Ich ließ mich tragen vom Windesſtaß,
Das Herz verſchloſſen, die Schritte feſt,
Der Welt entgegen, dem ſchwanken Roß,
Und war allein mit meinen Liedern.

Von Leiden gequält, bei der Lampe Schein,
Die Stirn in Händen, tiefschwarz der Rhein,
Kampfmüd und jung in dem Trauerhaus,
Beim Sterbejammern tagein, jahraus
War finster die Nacht, und ich klagt' hinein:
Ich bitte dich Gott! o wende den Graus!
Doch er hörte mich nicht, und ich war allein,
So ganz allein mit meinen Liedern.

Im stürmenden Osten, die Donau hinab,
Zur Dornenkrone der Wanderstab,
Das Herz verborgen im Prachtgewand,
Und unverstanden im fremden Land,
Ein lärmend Schweigen, was mich umgab,
Da werd' ein Seelchen mir zugesandt,
Doch unbarmherzig verschlang's das Grab,
Ich blieb allein mit meinen Liedern.

* * *

Müde.

Zum Freuen bin ich zu müde,
Zum Kämpfen steh' ich auf,
Mir singt's wie Schlachtgetümmel,
Mich stößt des Schwertes Knauf.

Zum Lieben bin ich zu müde,
Zum Wachen hab' ich Kraft, —
Als ob ihm Wurzeln wüchsen,
So steht mein Lanzenschaft.

Zum Hoffen bin ich zu müde,
Zur Arbeit hab' ich Lust,
Und Schaffensmorgenröthe
Erwärmt mir noch die Brust.

Zum Wünschen bin ich zu müde,
Ausfäen will die Hand,
Doch will sie nicht mehr wissen,
Ob auch die Saat erstand.

Zum Weinen bin ich zu müde,
Mit Liederblumen will
Bedecken ich, was todt ist,
Bei Nacht, ganz starr und still.

Zum Wandern bin ich zu müde,
Doch wandern muss ich noch,
Die alten schweren Tage,
Im alten schweren Joche.

* * *

Gestorben.

Still! Still! es liegt ein Todter,
In meines Herzens Haus,
Lasst mich ihn noch betrachten,
Tragt mir ihn nicht hinaus!

Ich hab' ihn so behütet,
So schmerzvoll lieb gehabt,
Auf kalter fremder Erde,
An ihm mich warm gelabt.

Nun ist er doch gestorben,
Des Herzens Haus ist leer,
Sonst nährt' ich ihn mit Thränen, —
Hab' keine Thränen mehr.

Das Letzte, das auf Erden
Ich noch besessen hab',
Das geht zu all den andern
Hinab ins junge Grab.

Kein Strahl küsst ihm die Lippen,
Die Marmorwangen roth. —
Mir starben Freud und Schmerzen:
Das Heimweh, das ist todt!

* * *

Ankunft.

Ich hab's von weitem schon erschaut:
Ein wehendes Fahngeflatter,
Und Kopf an Kopf! Und das Herz schlägt laut,
Der Zug geht träger und matter!

Und endlich ein Pfiff, und ich fliege hinaus,
Hinstürzend in Mutterarme,
Mir jauchzt ein Schluchzen: Zu Haus! Zu Haus!
Geborgen vor Leid und Harme!

Digitized by Google

Und rings umdrängt es mich wohlbekannt,
Und flüstert: Unser Prinzeſschen!
Da ſind ſie alle hierher gerannt,
Aus Stadt und Dörfern und Gäſschen,

Und rufen hurrah! und weinen dazu,
Und reichen mir Blumen und Hände,
Von allen Seiten da lacht's mir zu,
Ein Jubel, wohin ich mich wende!

Und die Primaner, die blaſen mir ſchön
Die Hymne, und alle die Kleinen,
Die Taubſtummen rufen mit lautem Gedröhn:
Hoch! hoch! und dann muſs ich weinen!

Und aus den Fenſtern da wehl's und wehl,
Vom Keller bis unterm Dache,
Und: Unſer Prinzeſschen, wie's geht und ſteht,
„Unſ' Lisbeth!" — ich weine und lache.

Am Schloſsthor ſtehen ſie aufgereiht,
Der Dienerſchar Kinderſegen,
Das wimmelt und winkt und ſingt und ſchreit
Mit Fahnen mir laut entgegen.

Dann tret' ich ein in mein Vaterhaus,
Als wär's in die Kirche; da fliegen
Die ſüßen Kinder zu mir heraus,
Die zärtlich die Tante umſchmiegen.

Dann geht's durch die Dörfer, vor jeder Thür
Da ſtehen die Leute, mit Nicken,
Ich möchte jedem, ſo nach Gebür,
Ein zärtliches Grüßen ſchicken.

Und halten muſs man mir überall,
Dort ſteht ja der Meiſter Tröller!
Und dort die Schule, die Mägdlein all
Vom Raſſetſtein, auf dem Söller.

In Niederdiber, im Dorfe: „Halt!
Dort war ja Pinchen, Kathrinchen,
Marie und Kathi — ſie werden alt,
Und zeigen ihr Minchen und Trinchen.

Durch Segendorf geht es nun ſanft bergan,
„Tag! Tag! Tag! Tag!" wie die Unken,
Von droben, drunten, was reden kann,
Hat Blumen gebracht und gewunken!

Zuletzt da rauſcht es ſo wunderſam:
Mein Wald! mein Wald! ach! es wiſſen
Die Bäume ſelbſt, daſs ich wiederkam,
Nach all dem Harren und Miſſen!

Doch bange wird mir: Es lichten die Reih'n
Sich ſehr bei den theuer'n Alten:
Nicht wahr? Ihr laſst mich doch nicht allein?
Man wird mir doch nicht erkalten?

Die Lieb', die Lieb' geht mir nicht vorbei,
Die daheim ich dereinſt beſeſſen?
O Kinder! es bräch' mir das Herz entzwei,
Hättet ihr mich vergeſſen!

Aus Hamerlings Gymnaſialzeit.

Mittheilungen von Dr. **Michael Maria Rabenlechner.**

Im erſten Gemeindebezirke Wiens begrenzt den Platz, der — weil einſt Freiſtatt für Verbrecher — den hiſtoriſchen Namen „Freyung" führt, gegen Abend zu ein wuchtiges Gebäude. Es trägt ober dem großen Thore ein Täfelchen mit der Nummer 6 und ſchließt etliche Höfe in ſich ein. Einer dieſer Höfe, ſeiner Geſtalt nach ein Rechteck — führt den Namen „Schulhof". An einem Ende der einen ſeiner längeren Seiten — beim erſten Eintritt in den Hof kaum wahrnehmbar — iſt eine zweiflügelige Pforte. Ober dieſer iſt auf einem ſchwarzen Schilde in weißen Lettern das Wort „Gymnaſium" zu leſen.

Das wuchtige maſſige Gebäude Nr. 6 der „Freyung" in Wien iſt der „Schottenhof" — das mit „Gymnaſium" überſchriebene Thor der Eingang ins „Schottengymnaſium".

In dieser Anstalt hat Robert Hamerling die in Zwettl begonnenen Gymnasialstudien durch Absolvierung der beiden Humanitätsclassen (October 1844 bis August 1846) beendet. — —

— — Es war eine recht trübe Zeit für den wissenschaftlichen Unterricht der Jugend — die Zeit, während welcher unser Dichter seine Gymnasialclassen absolvierte.

Das damalige „System" lag in den Zügen. Krampfhafter denn je suchte es festzuhalten, was nur noch halb mehr sein war. Begreiflich, dass ihm ganz folgerichtig jede selbständige Entwickelung des Gedankens, jede freie Regung des Geistes Vorschub zu leisten schien der drohenden Befreiungsschlacht. Darum mit letztem Kraftaufwand die Eisenfaust auf Schule, Gymnasium, Universität!!

Das österreichische Gymnasium des Vormärz zerfiel in sechs Classen; die ersten vier Classen — das Untergymnasium — hießen die Grammatikalclassen, die übrigen zwei — das Obergymnasium — die Humanitätsclassen. Die erste Classe hieß „Parva", die zweite „Principia", die dritte „Grammatik", die vierte „Syntax", die fünfte „Poesie", die sechste „Rhetorik".

Franz Nissel, der zwei Jahre hinter Hamerling das Gymnasium in Wien absolvierte, gibt über die damalige Lehrmethode folgendes Bild. „Für einen, der kein besonderes Gedächtnis besaß, war außerordentlicher Eifer nöthig, da damals das berüchtigte Büffelsystem in höchster Blüte stand. Alles und jedes musste wörtlich auswendig gelernt und hergesagt werden, die Ereignisse der Geschichte, die Daten der Geographie, die Lehren der Religion, die Regeln der Grammatik genau so wie sie im Schulbuche standen. Zum Überflusse mussten wir noch ganze Lesestücke, Biographien aus Cornelius Nepos, große Stellen aus anderen römischen Autoren memorieren; dazu noch die griechischen Praecepten und das Kopfzerbrechen über algebraische Rechnungen, der vielen schriftlichen Arbeiten nicht zu gedenken." [1])

Den Commentar zu diesem düsteren Bilde finden wir in einem Buche, betitelt: „Aus dem Hörsaal". Es erschien, 282 Seiten stark, April 1848 zu Leipzig bei Ernst Keil und zwar anonym. Man nennt zwar als Verfasser den bekannten Publicisten Kuranda, doch muss dieser Ansicht aus Gründen, welche hier zu erörtern der Raum nicht gestattet, entschieden widersprochen werden. Der Inhalt des Buches beschäftigt sich — wie der Titel besagt — vorzüglich mit der Schilderung der damaligen trostlosen Hochschulverhältnisse, doch wirft das erste Viertel der Schrift — gleichsam als Einleitung — ein helles Licht aufs Vorbereitsstudium für die Universität — aufs Gymnasium.

[1]) Nissel, „Mein Leben", S. 35.

Obwohl eine weite Abschweifung — wollen wir doch nach jenem Buche[1]) die Schilderung des Lehrplans im damaligen Gymnasium — zur Zeit, da unser Dichter sein Mittelschulstudium absolvierte — im Nachfolgenden hören.

„Religionslehre, Latein, (von der dritten Classe an) Griechisch, Geographie, Geschichte und Mathematik sind die Materien des Gymnasialunterrichtes.

„Der — nächst Religion — wichtigste Gegenstand ist das Latein. Die zwei unteren Classen lernen die Rudimente der Grammatik, die zwei oberen die Eigenthümlichkeiten und Freiheiten der lateinischen Sprache. In den Humanitätsclassen wird Stilistik tradiert. Von den beiden oberen Grammatikalclassen an sind Chrestomathien eingeführt, die Bruchstücke aus römischen Classikern enthalten. Das vollständige Studium eines oder des anderen Classikers ist nicht eingeführt.

„Überhaupt sind die meisten Schulbücher noch Überlieferungen aus jenen Zeiten, wo die ehrwürdigen Väter Jesuiten das Heft der Erziehung in Händen hatten.

„Beim Studium des Latein wird so vorgegangen. Die Schüler bekommen täglich eine Anzahl Regeln nebst Beispielen zum Auswendiglernen; portionsweise, wie sich der Professor den ganzen Kuchen, den er der Classe einstopfen muss, eingetheilt hat. Irgend eine Erklärung oder Auseinandersetzung oder eine Anleitung zur Selbstthätigkeit der Schüler findet wenig oder gar nicht statt. Genug, wenn sie die aufgegebene Lection Wort für Wort herzusagen wissen. Dann kömmt die Übersetzung einiger Bruchstücke der Chrestomathie, die Version. Der Lehrer dictiert sie nach irgend einer beliebigen Übersetzung den Schülern in die Feder, die sie sodann gleichfalls auswendig lernen müssen. Eine selbständige Übertragung, welche etwa irgend ein fähigerer Kopf versuchen und dem Professor beim Examinieren der Lection vortragen wollte, würde unnachsichtlich mit einem barschen: „So hab' ich's nicht gesagt; halten Sie sich an meine Worte" zurückgewiesen. Ebenso geht es mit der Interpretation, die nie und nirgends auf den Geist des Autors hinweist und zu seinem richtigen Verständnis nicht das Mindeste beiträgt. Wenn es hochgeht, versteigt sie sich zu einer glatten Erklärung der Tropen und Redefiguren. So kommt es denn auch, dass kein einziger österreichischer Student nach sechsjährigem schweiß- und mühevollem Studium, ja selbst nach Vollendung des zweijährigen philosophischen Curses imstande ist, den leichtesten lateinischen Autor ohne Wörterbuch zu übersetzen, geschweige denn zu lesen und zu verstehen.

„Noch schlimmer sieht es mit dem Studium des Griechischen aus. Hier weiß in der Regel der gelehrte Professor selbst nichts und gilt die

[1]) S. 40, ff.

Regel „Graecum est, non legitur“. Auch im Griechischen dictiert der Lehrer die Übersetzung und so gut es geht eine Analyse der verschiedenen Redetheile. Weil aber der Herr Professor, wie erwähnt, gewöhnlich selbst nichts versteht, so besteht zwischen ihm und seinen Schülern meistens eine stillschweigende Übereinkunft, nach welcher die Schüler die Übersetzung und Analyse mikrographisch in ihre Bücher zwischen die Zeilen schreiben und beim Examen sehr geläufig ablesen, ein Verfahren, das den ekligen Gegenstand möglichst schnell abthun läßt und dem Herrn Professor die Gelegenheit erspart, sich mit seiner Unwissenheit zu blamieren. Ein Schüler, der geläufig lesen kann, ist eine Seltenheit; ein Schüler, den das Paradigma „τυπτω“ herzusagen und ein Hauptwort von einem Nebenworte zu unterscheiden weiß, hat einen gerechten Anspruch auf die Bewunderung der Mitwelt; ein Schüler, der selbstthätig eine Äsopische Fabel und das Vaterunser übersetzt, wird als wirkliches Monstrum und Wunderthier angestaunt. Wahrlich armselige Resultate für so viele, während vier langer Jahre mit diesem Gegenstande zugebrachte Stunden.

„Die Geographie und die Geschichte werden als Nebengegenstände betrachtet. . . . Es ist gerade genug, dass der Gymnasiast weiß, China liege in Asien und nicht in Afrika, Holland sei durch seine Käsefabrication und die Harlemer Blumenzwiebeln geographisch wichtig, England durch seine Baumwollfabriken, Russland durch seine Juchten. In Bezug auf das Kaiserthum Österreich lernt man einige höchst wichtige specielle Daten kennen, z. B. dass die Umfangslinie der Monarchie nahezu neunhundert Meilen beträgt, dass es ein dreifaches Wappen gibt, ein großes, ein mittleres und ein kleines, dass man in Österreich alles ebenso gut haben kann wie anderwärts, sogar eine Flotte ꝛc. ꝛc. . . .

„Mit der Mathematik hat es aber eine ganz besondere Bewandtnis. Es ist, als sei bei den österreichischen Gymnasiallehrern eine eigene Krankheit, die Matematkophobie ähnlich der Wasserscheu, einheimisch; denn man kann keck behaupten, dass es unter den circa tausendzweihundert Gymnasiallehrern kaum zwanzig gibt, die etwas Ordentliches von Arithmetik und Geometrie verstehen und ihren Schülern beibringen können. Diese Ignoranz macht sich besonders in den Humanitätsclassen bemerkbar, wo die Algebra und die Lehre von den Gleichungen vorgetragen werden soll. Lehrer und Schüler bekommen ein gelindes Bauchgrimmen, wenn die ominöse Mathematikstunde da ist, und gewiss gibt es für ein gefühlvolles Herz keinen schrecklicheren Anblick, als den eines Professors der Rhetorik, der blass und angstschwitzend vor der Tafel steht, Operation um Operation vornimmt, ohne den Wert des „x“ herausbringen zu können, zur besonderen Genugthuung der Classe, welche mit Vergnügen bemerkt, dass auch der Herr Professor seinen wunden Fleck der Menschlichkeit habe. Hier fällt mir ein, dass das Lehrbuch der Algebra und der

Lehre von den Gleichungen (ich bitte den geneigten Leser, nicht umzufallen) in lateinischer Sprache abgefaßt ist!

„Über alle diese Materien hält der Gymnasialprofessor keine Vorträge. Seine Thätigkeit beschränkt sich einzig darauf, den Schülern anzugeben, von welcher Seite an bis zu welcher anderen sie für die nächste Lehrstunde zu lernen haben und sich die Lection der letzten Stunde von einigen dazu nach Belieben aufgerufenen Schülern hersagen zu lassen. Dabei hat er das betreffende Schulbuch vor sich und controliert, ob der Schüler ordentlich auswendig gelernt. Je nachdem dies mehr oder weniger oder gar nicht der Fall ist, bekommt der Examinierte eine Eminenz, erste, zweite oder dritte Classe. Auf das Auswendiglernen oder sogenannte Büffeln kommt an den österreichischen Gymnasien das meiste an. Einem geübten und consequenten „Büfflanten" kann die Vorzugsclasse nicht entgehen, wenn er auch von dem, was er wiederkäut, gar nichts versteht und das Gelernte in der nächsten Stunde wieder vergessen hat. Man sieht, wie bequem diese Erfahrungsart für den Lehrer ist und begreift, wie wenig eigentlich dazu gehört, einen österreichischen Gymnasialprofessor vorzustellen. Andererseits ist es aber auch klar, daß die Schüler jene sechs Jahre, die sie am Gymnasium zubringen müssen, rein verlieren und wohl an vorschriftsmäßigem Alter zum Bezuge der Universität, aber keineswegs an Weisheit zunehmen.

„Also mit Rücksicht auf die Bildung des Geistes ist am Gymnasium wenig oder gar nichts zu profitieren, dagegen in Beziehung auf die der Jugend nöthige körperliche Ausbildung alles zu verlieren. Das Schreiben und Abschreiben der zahllosen Pensa, Pensa correcta, Versionen, Analysen, Fleißschriften, Schreibproben ꝛc. ꝛc. füllt diejenigen Stunden, welche die Schüler nicht in der Schule zubringen, vollkommen aus, so daß die armen Jungen so ziemlich den ganzen Tag sitzen. Wollen sie sich auch dann und wann beim Ballspielen oder auf irgend eine Art Bewegung verschaffen, so geht dies nur mit Bewilligung des Professors und namentlich des Religionslehrers an. Die Erlaubnis hiezu wird aber selten ertheilt, weil man derlei Spiele und Belustigungen im Freien für unanständig und den guten Sitten zuwiderlaufend ansieht! Vom Turnen ist natürlich umsoweniger die Rede.

„So bringen die künftigen Träger und Repräsentanten der österreichischen Intelligenz die Jahre der ersten Erziehung zu, versumpfen an Geist und Körper und beziehen, nachdem zur weiteren Vorbildung durch die Gymnasialprofessoren der gehörige Grund gelegt worden, die Hochschule. Dort bedarf es nur noch der Anwendung weniger Handgriffe, um jene charakter- und willenlosen Maschinen herzustellen, jene „Vollblut"-Österreicher, welche die Freude des Systems und für das intelligente Ausland ein Gegenstand des Mitleids sind. . . . . "

— Zum Glück für unseren Poeten hat ihn die Fessel des Gymnasiums nicht allzu hart gedrückt.

In den vierziger Jahren bestanden in Wien drei Gymnasien. Besonderer behördlicher Gunst erfreute sich das akademische Gymnasium nächst der Universität (daher auch sein Name) und das Gymnasium in der Josefstadt. Beide Anstalten — von Mitgliedern des Piaristenordens geleitet — entsprachen eben den Forderungen der hohen k. k. Verordnungen mit Accuratesse. Das dritte Gymnasium war das der Benedictiner, „unserer lieben Frau bei den Schotten". Diese Anstalt (wie damals, so auch heute noch in denselben Räumlichkeiten des Schottenstiftes und auch heute noch von Mitgliedern des Stiftes mit Lehrkräften versehen — ein Privatgymnasium mit Öffentlichkeitsrecht —) stand gerade zur Zeit, als unser Dichter nach Wien kam (also knapp vor 1848), im Geruche einer gewissen Freigeistigkeit: — die Schottenprofessoren (ihrer Mehrzahl nach vernünftig und human gebildete Männer) sahen es gerade damals, wo die unabwendbare Katastrophe durch bedenkliches Grollen des Vulcans sich bereits ankündigte, als ihre Pflicht an, den jungen, ihrem Unterrichte übergebenen Menschen, zu einer gewissen Selbständigkeit zu erziehen; und sie thaten dies auch, soweit es ihnen möglich — nur, dass sie den directen Conflict mit den hohen Behörden vermieden. Und gerade der Lehrer, welcher unseren Poeten als Humanitätsprofessor lehrte, war ein ebenso durch seinen Geist, wie durch sein Gemüth ausgezeichneter deutscher Priester. Freilich, den vorgeschriebenen Lehrplan zu umgehen, war auch ihm nicht möglich; aber wenigstens die Unsinnigkeiten desselben zu mildern, und seinen Schülern nicht Sclavenwächter zu sein, dessen war er bestrebt.

Die Lehrer unseres Dichters am Schottengymnasium während beider Jahre waren P. Leander Knöpfer, welcher Religion docierte und eben jener Humanitätsprofessor, der — zugleich Ordinarius — die übrigen Gegenstände lehrte (Fachlehrer gab es ja damals nicht). Seine Name war P. Berthold Sengschnitt.

Hamerling hat seit Beginn seines Wiener Aufenthaltes (also seit August 1844) fleißig Tagebuch geführt.

Wir sind über unseres Dichters Fortschritte im Studium aufs genaueste unterrichtet: — das Diarium verzeichnet jedes Examen — jedes Lob und jede Aufmunterung von Seite der Lehrer. Manchmal indes wird der Knabe bei der Prüfung unvorbereitet getroffen und das mittheilsame Tagebuch verschweigt auch dieses nicht.

P. Sengschnitt mochte unseren kleinen Waldviertler gut leiden. Hören wir einige der Tagebuchaufzeichnungen, die uns dies beweisen.

23. April 1845.

„Vormittag examinierte mich der hochwürdige Herr Professor aus der Geographie. Ich war nicht vorbereitet, quia (fatendum est enim) non

credidi, me posse interrogari, cum examinabar paullo ante; — sed spes me fefellit; tertiae adscribi classe meruissem; tantum in modum ignaviae indulseram; Dom. rever. Prof. se cognita me „an didicerim?“ interrogat. Nego. Benignissimus nunc „se indulgere mihi velle“, dixit, „quia antea tale quidquam nunquam acciderit“. Pepercit mihi immerenti. Sed aliis temporibus monitum sit!“

1. Juli 1845.

„Mane ex Geographia examinatus respondere nequeo. Me dimittit D. Professor. Post scholam me ad ipsum confero et „me capite laborasse“, inquam, „et excusationem proferre ausum non esse, cum et antecedente die aliquam protulissem“. Benigne respondit et suasit mihi, ut saepius exeam cura valetudinis. . . .“

18. Mai.

„Ich kam zur Exhorte etwas zu ſpät; gieng deshalb nach derſelben zum Herrn Profeſſor. Er ſagte zu mir:

„Nun, was bringen Sie mir, lieber Hammerling?“

Ich brachte meine Sache vor.

H. H. Profeſſor: „Nun ja, gehen Sie um eine Viertelſtunde eher fort und lernen Sie auch fleißig; ich habe Sie jetzt ſchon einigemale unvorbereitet gefunden. Wenn Sie eine Entſchuldigung haben, warum bringen Sie dieſelbe nicht vor der Schule vor? Und wenn Sie einen Anſtand haben, warum kommen Sie denn nicht? Sie wiſſen ja, daſs ich mir ein Vergnügen daraus mache, Ihnen behilflich zu ſein. Lernen Sie fleißig, Sie! Sie können einmal was Tüchtiges leiſten, lernen Sie alſo nicht für die Schule, lernen Sie fürs Leben. — Nun ſehen Sie, daſs Sie recht geſund werden. Schonen Sie ſich ſoviel als möglich im Gehen; gehen Sie lieber um eine Viertelſtunde früher fort, ſo werden Sie nicht zu laufen brauchen. Diſſolvieren Sie ſich nicht. Adieu, mein Alter.

Alſo ſagte er — —“

Einmal indes ſcheint doch P. Berthold ernſtlich gezürnt zu haben.

21. Juli 1845.

„Nachmittags examiniert ex Praeceptis latinis — 2. Claſſe; ex Vers. lat. — 2. Claſſe[1]). Nachher beim Herrn Profeſſor! Vulneratus in intimo corde redii . . .“

Man darf aber nach dieſen Mittheilungen nicht etwa einen Schluſs auf den Fleiß des Knaben ziehen. Dieſer war ein durchgehends befriedigender, wie ſich ja auch P. Berthold unſeres Dichters Vater gegenüber, wenn dieſer ſich bei ihm über Fleiß und Fortgang erkundigte, ſtets nur aufs Lobendſte geäußert. Auch die Noten der Semeſtralzeugniſſe waren

[1]) 2. Claſſe (secunda) ſoviel wie „nicht genügend“.

ſtets zufriedenſtellende. Indeſſen — wenn das Gegentheil der Fall geweſen wäre, dürfte man ſich auch nicht wundern; denn die Lebensverhältniſſe, unter denen Hamerling damals erwuchs, waren ganz dazu angethan, erſtickend zu wirken: — das Bild, welches der Biograph von Hamerlings häuslichem Jugendleben zu entwerfen gezwungen, iſt das der dumpfſten, freudloſeſten Armuth . . . .[1])

— Im Lehrplan der öſterreichiſchen Gymnaſien war der deutſchen Sprache kein Plätzchen angewieſen. Wozu auch? Das „Syſtem" dachte nicht unlogiſch: weil ja nur gute Maſchinen und Unterthanen benöthigt, durfte die angehende „Intelligenz" des Staates, dem die Leitung der deutſchen Geſchicke oblag, in deutſcher Sprache und Literatur Idioten gelaſſen werden . . . . . Es war ja übrigens ohnedies den Humanitätsprofeſſoren gnädig geſtattet, ab und zu — nach Gutdünken — den Schülern ein deutſches Penſum zu geben, das dann zu Hauſe ausgearbeitet werden muſste. War das nicht genug . . ? War das nicht vielleicht beſſer als eine ev. officiell angeordnete Kenntnis der „Räuber" oder des „Tell" . . . ?

Alſo deutſche Penſa zu geben, war erlaubt.

Auch P. Berthold gab hie und da ein ſolches Penſum und geſtattete, je nach Beſchaffenheit des Themas, die Ausarbeitung des Aufſatzes in Verſen zu liefern.

Unſer Poet griff natürlich gierig nach einer ſolchen Gelegenheit, um ſein poetiſches Können zu offenbaren. Wiederholt widerfuhr ihm in der That die Ehre, daſs P. Berthold ſeine Leiſtung als beſte der ganzen Claſſe vom Katheder herab dictierte, ſo zum Beiſpiel eine „Elegie auf dem Schlachtfelde von Aſpern" — in ſchwungvollen Canzonenſtrophen verfaſst, eine recht flott gereimte Erzählung „Der junge Fuchs" — zwei Gedichte, die bereits an anderem Orte Veröffentlichung gefunden haben. Auch mit

[1]) Vgl. den betreffenden Abſchnitt im erſten Bande unſerer Hamerlingbiographie. Daſelbſt S. 131 finden ſich auch die Noten der Gymnaſialzeugniſſe mitgetheilt. — Dieſe Gymnaſialzeugniſſe Hamerlings liegen uns vor. Vielleicht intereſſiert es, die Form der damaligen Zeugniſſe kennen zu lernen. Es ſei uns darum geſtattet, ein ſolches (II. Humanitätsclaſſe II. Semeſter) mitzutheilen:

Hammerling Rupertus Austr. Kirchberg ad sylv. Ex. a. did. secundae Humanitatis classi adsiduam dedit operam, atque in tentamine publico alterius cursus semestris anni 1846

a morum cultura	in classem	primam eminenter
e doctrina religionis		acced. ad eminent.
ex auctorum interpretatione et stylo . .		acced. ad eminent.
e studio linguae Graecae		acced. ad eminent.
— — — geographiae et historiae . . .		acced. ad eminent.
— — — mathesis		acced. ad eminent.

relatus est.

Viennae in Gymnasio C. R. ad Scotos die 7. mensis Augusti anni 1846.

Vidi

Conradus Luttinger, Praefectus Gymnasii — Bertholdus Sengschmitt, Professor publicus

mündlichem Lobe hielt sich P. Berthold nicht zurück. Doch ward der Ehrgeiz unseres Knaben damit nicht immer zufriedengestellt. So sagte einmal der Professor zu unserem Dichter: „In den schriftlichen Aufsätzen gehören Sie zu den besten der ganzen Classe!“ Der Knabe aber hatte erwartet, er werde „der Beste“ genannt und schrieb in sein Tagebuch hinter P. Bertholds Worte „Gräßlich!“ Was hätte da aber erst der junge Grillparzer in sein Tagebuch schreiben müssen, dem sein Humanitätsprofessor Stein die deutschen Pensa kurzweg charakterisierte: „Hat gar kein Ohr für die Schönheiten der Sprache!....

Es ist uns geglückt, einige bisher noch unbekannte und unveröffentlichte gereimte Schulaufsätze unseres Dichters ausfindig zu machen.

Wenn die Schriftstücke im Nachfolgenden Veröffentlichung finden, so geschieht's, weil uns in der Entwickelungsgeschichte eines Mannes von Hamerlings Bedeutung nichts als klein und geringfügig erscheint.

Gleich in den ersten Wochen von Hamerlings Schottengymnasialbesuch gab P. Berthold ein deutsches Pensum: „Die Weinlese“. Der Knabe löste das Thema in gebundener Rede:

Auf den Hügeln, auf den Feldern
Glüht heut' ohne Rast der Fleiß
Zu den dichten Rebenwäldern
Wallet Kind und Mann und Greis.

Freude lächelt nur entgegen,
Froher Lieder lauter Chor
Schallt zum Preis für Gottes Segen
Durch die blaue Luft empor.

Unter Frohsinn, Scherz und Singen
Fliehn die Stunden schnell dahin,
Auf der Freude leichten Schwingen
Hebt sich frei der frohe Sinn.

Und wenn endlich sich zu neigen
Schon beginnt der Sonne Strahl,
Sammeln sie zu munterem Reigen
Sich im frohbelebten Thal.

Laut wird rings das frohe Leben,
Mit dem Frohsinn nur im Bund
Gibt mit fröhlichem Bestreben
Jeder seine Freude kund.

Unterm Klange munt'rer Lieder
Geht es dann dem Dorfe zu,
Daß sie für den Morgen wieder
Stärke die gewünschte Ruh.

„Am Allerseelentage — die Gräber unserer Lieben“ das war November 1844 — die nächste deutsche Hausaufgabe, die unser Poet in Reimen löste. Ob sie P. Berthold der Ehre einer Publicierung vor den Mitschülern gewürdigt, ist uns nicht erhalten. Sie scheint uns aber ebenso wie die „Elegie am Schlachtfelde“ einer solchen würdig gewesen zu sein:

Tretet ein in diese stillen Räume,
Wo uns Brüder erst das engste Band
Festvereint, wenn aus dem Land der Träume
Wir geschieden in der Wahrheit Land,
Wo dann alle, die der Tod zu scheiden
Zwang, die Liebe dauernd erst umschlingt.
Und ein Himmel nie gefühlter Freuden
Lächelnd sie in seine Wonnen winkt.

Sieh, wen deckt wohl dieser Grabeshügel,
Und wen kündet mir dies Monument,
Das vielleicht als großer Thaten Siegel
Eines Kriegeshelden Asche krönt.

Auch die Größe wird des Todes Habe
Auch des Helden stolzer Marmorstein
Hüllt gleich eines Bettlers schlichtem Grabe
Staub und Asche und Verwesung ein.

Und wen birgt wohl jener frische Hügel,
Ach, ein Kind, im Lebenslenz verblüht,
Das so früh auf der Verklärung Flügel
Sich erhob, von dieser Erde schied;
Schlumm're süß, ja deine Engel trugen
Himmelwärts dich bald nach kurzem Lauf,
Eh' ans Lebensschiff Orkane schlugen,
Nahm der sich're Hafen dich schon auf.

Jenes Grab, im Schatten düstrer Weiden
Und mit Blumen rings bepflanzt, bedeckt
Einen Menschenfreund, den fremde Leiden —
Wohlzuthun Bedrängten — angeregt.
O, dass jenseits Gottes Hand dich kröne,
Würdig ist ja stets der Menschenfreund,
Dass nach Jahren man noch eine Thräne
Dankerfüllt auf seinen Hügel weint.

Und ihr Schläfer rings, um die die Thräne
Noch den kalten Grabeshügel netzt,
Die als Gatten, Freunde, Väter, Söhne
Wir im Leben stets so wohlgeschätzt,
Saget, Längstentschlaf'ne, euren Lieben,
Sie umschwebend in des Zephyrs Weh'n,
Trauert nicht, o Freunde, wisset drüben
Werden wir verklärt uns wiedersehn.

Noch eine dritte versifizierte Aufgabe vermögen wir mitzutheilen, sie stammt aus dem Beginn 1845 und behandelt „die Vergänglichkeit des Irdischen."

Jedes der nun angestaunten Werke,
Die der Mensch sich schuf durch Kraft und Fleiß,
Gibt die Zeit, die trotzig jeder Stärke
Höhnt, dem sicheren Verderben Preis.
Hütten sinken bald in schlechte Reste,
Werden schon nach Jahren nimmer sein,
Und auch stolze, schimmernde Paläste
Werden Schutt und allerndes Gestein.
Nicht die Burgen, hoch vom Fels getragen,
Trotzig blickend von den blauen Höh'n,
Nicht die Zinnen, die in Wolken ragen,
Werden kommende Geschlechter sehn,
Flüchtig rollt der Zeiten rascher Wagen
Und mit ihm, was war und was geschieht,

(Ein zweiter Artikel wird Hamerlings Lehrer P. Berthold Sengschmitt zum Gegenstande haben.)

Fernweh.

Weit entlegen, — meereseinsam —
Herb umweht vom Wogenraum
Liegen blau die Inseln drüben,
Hingereiht am Himmelssaum.

Inseln, die zu gleichen Theilen
Uns'res Aug's begrenztem Reich
Und der unbekannten Ferne
Angehören, still und bleich.

Tief ins Weltmeer taucht der Himmel
Matterglüht und wolkenlos,
Auf des Festlands kahlem Scheitel
Ruht die Sonne riesengroß.

Sieh', des Tages gold'ne Krone
Sinkt, nachdem sie säumend stand,
Einen andern Tag zu krönen
Geht sie stumm nach and'rem Land. . . .

— Seit ich Kind war, sitzt ein Träumen
Mir im Herzen: fortzugeh'n
Und in Ländern und auf Meeren
Reisefrei mich umzusieh'n.

Fernweh! — Dass dich wer erklärte!
Ist's ein Wahnwitz, der da weht?
Ein ererbter Trieb? — Wer deutet,
Was im Menschenkinde lebt?

A. Freiin von Reyer.

Goethe im Kreiſe ſeiner Familie.

Von **Neumann-Strela.**

Die erſte Begegnung zwiſchen Goethe und Chriſtiane Vulpius, der Blumenmacherin in Bertuchs Fabrik, iſt oft erzählt. Das reizende Mädchen trat ihm mit einer Bitte für den Bruder, den Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini, entgegen. Ihre Anmuth und Beſcheidenheit entzückte ihn. Er liebte ſie, das innigſte Verhältnis entſtand, und bekanntlich erſt im Jahre 1806, in den Schreckenstagen von Jena und Weimar, als Auguſt ſchon ſechzehn Jahre zählte, fand die Vermählung ſtatt.

Heiter und witzig, durch Goethe der täglichen Sorge enthoben, genoſs ſie ihr Leben. Das böſe Gerede der „edlen Frauen“ ſtörte ſie nicht. Frau von Stein in ihrem Haſſe auf Chriſtiane gab das Signal, Frau von Schiller ſecundierte ihr, und „das Kind“, Bettina von Arnim, rief Chriſtiane das Scheltwort „Blutwurſt“ zu. Es iſt unglaublich, was ihr in Weimar und in zahlreichen Briefen nachgeſagt wurde. Bis auf dieſen Tag werden die ungünſtigſten Urtheile über ſie wiederholt, ohne daſs man bedenkt, daſs ſich Goethe, hätte Chriſtiane wirklich „ſo furchtbar“ getanzt und „ſo furchtbar viel“ Champagner getrunken, dieſes Benehmen einfach verbeten hätte.

Wer wollte ihre Schwächen verkennen! Aber Goethe wuſste, was er im Grunde an ihr hatte. Während der achtundzwanzig Jahre, die ſie als Freundin und Gattin mit ihm theilte, ſprach er ſich oft genug herzlich und dankbar über ſie aus. Ergreifend iſt ſeine Klage, als der Tod ſie von ſchweren Leiden erlöste. Auch ſeine Mutter, die Frau Rath, die ſie in Frankfurt mit größter Freude empfieng, blieb ihr innig zugethan, und als ſie ſpäter, den Nachlaſs der Schwiegermutter zu ordnen, wieder nach Frankfurt kam, ſchrieb Henriette Schloſſer über ſie: „Wir haben ſie alle gern, und ſie fühlt dies mit Dank und Freude, erwidert es auch und war ganz offen und mit dem vollſten Vertrauen gegen alle geſinnt. Sie betrug ſich liebevoll und ſchön bei der Theilung, bei der ſie ſich doch gewiſs verrathen hätte, wenn Unreines in ihr wäre. Es freut uns alle, ſie zu kennen, und über ſie nach Verdienſt zu urtheilen und ſie bei anderen vertheidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geſchieht.“

Von Augenzeugen iſt uns berichtet, daſs Chriſtiane den Haushalt ſtreng überwachte. Bis ins Kleinſte erſtreckte ſich ihre Sorge; die Mägde

und Diener gehorchten ihrem Winke. In der Wirtschaft hielt sie auf guten Vorrath und wohlgefüllte Schränke, ohne in den Ausgaben die Grenze zu überschreiten, die Goethes Einkommen verlangte. Sie brachte ihm die Speisen, wie er sie liebte, nach der Suppe den Fisch und Braten; Spargeln oder Schoten, eingemachte Pflaumen oder Aprikosen fehlten nicht. Oft bestellte sie in Frankfurt, Mainz und bei Gebrüder Ramann in Erfurt Wein. Nie kamen die Kellerschlüssel von ihrer Seite, und wie sie die Leinwand zu Leibwäsche für Goethe verschrieb, so besorgte sie ihm auch die Kleidung, vom braunen Hausrock bis zum Ministerfrack.

Von vier Kindern, denen sie das Dasein gab, blieb nur August am Leben. „Mamsell" Seidler, die Malerin, beschrieb ihn als „wunderschön". Eine öffentliche Schule besuchte er anfangs nicht; ein junger Lehrer ertheilte ihm den ersten Unterricht. Der Garten hinter dem Hause, der Park und ein Gut, das Goethe in der Nähe von Weimar besaß, waren die Stätten seiner kindlichen Spiele. Herders Knaben wurden seine liebsten Genossen; im Hause am Frauenplan hat Herder ihn getauft und confirmiert.

Mit dem Vater war er in Pyrmont und Göttingen; in Frankfurt wollte ihn die Großmutter „vor lauter Liebe essen". Wieder in Weimar, schrieb Goethe an seine Mutter: „Dieser erste Versuch, in die Welt hineinzusehen, ist ihm so gut gelungen, dass ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich, und ich wünsche, dass er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinübergehe." Etwas später kam Riemer ins Haus, den Goethe zu seinem Gehilfen und zum Lehrer des Sohnes erkor. Unter Riemers Leitung erwarb August die Kenntnisse, um in eine Classe des Gymnasiums zu treten. Dann bezog er die Hochschule in Heidelberg, wo er Rechtskunde studierte. Die Professoren hatten ihn gern, Johann Heinrich Voß nahm ihn herzlich auf, und als er wieder in Frankfurt gewesen war, schrieb Henriette Schlosser auch über ihn: „Er ist ein sehr lieber, braver Junge, gescheit, herzlich und treu. Alle Menschen lieben und loben ihn, die ihn kennen. Er wird gewiss ein bürgerlicher, wackerer Geschäftsmann werden, ohne doch trocken zu sein; er ist äußerst lebhaft, lustig und hat Freude an schönen Wissenschaften, hängt kindlich an seinen Eltern, ist gegen uns alle zutraulich und wir sind ganz charmiert in ihn."

Nach fast zwei Jahren kam er nach Weimar zurück. Auf einem Gute in der Nähe lernte er die Landwirtschaft und gieng dann nach Jena. Dort studierte er weiter, häufig von den Eltern besucht, zu denen Knebel über August sagte, dass er ein vernünftiger, redlicher, bescheidener Jüngling sei. Auf Wunsch des Vaters ernannte ihn der Herzog zum Kammerassessor. Dann zog sich Goethe, um seine anatomischen Studien — Zeitverschwendung an alten Knochen, wie Herder sagte — ungestörter

betreiben zu können, von den Hoffesten und aus der Gesellschaft zurück. August musste ihn vielfach vertreten und auf neuen Reisen, auch zur Cur in Karlsbad, begleiten. In seinem siebenundzwanzigsten Jahre, im Jahre 1816, verlor er die Mutter. Die Nähe des Sohnes gewährte dem Dichter großen Trost; er ließ ihn kaum von seiner Seite, und August suchte den Vater durch Ordnen seiner Sammlungen zu zerstreuen.

Vielleicht noch bei Lebzeiten der Mutter kam es zwischen Vater und Sohn zu einem Zwist. August liebte ein einfaches Mädchen, das er zur Gattin wollte, doch ein Machtwort Goethes zerstörte diesen Plan. Als erster Staatsminister war ihm eine bürgerliche Schwiegertochter nicht genehm; der Sohn musste nach hartnäckigen Kämpfen schweigen und sich mit der Dame vermählen, die ihm der Vater bestimmte.

Er wählte Ottilie von Pogwisch, eine Enkelin jener „famosen" Gräfin Henckel von Donnersmarck, die noch im Alter Lateinisch lernte und sehr ungeniert die bedenklichsten Schriften las. Ottilie und ihre Schwester Ulrike, die bei ihr wohnten, waren in ihrem Hause „nicht auf Rosen gebettet"; der ersteren musste die Trennung von der Großmutter und die Heirat mit dem Sohne des berühmten Dichters willkommen sein. Ein Jahr nach dem Tode Christianens fand die Hochzeit statt. Das Paar bezog die Mansardenzimmer im Goethehause, speiste aber am Tische „des Vaters", wie Ottilie den Dichter nannte. Diesem gefiel der Verkehr mit der geistvollen Schwiegertochter, welche die Pflichten der Wirtin mit größter Feinheit übte.

Gleich Christianen stand sie dem Haushalte trefflich vor. Hatte die „Frau Geheimde-Rath" nur vereinzelt die Gäste empfangen, so machte Ottilie nun stets die Honneurs. Damals bezog Goethe einen Gehalt von dreitausend Thalern, erhielt große Summen für seine Werke und hatte von der Mutter ein ziemlich bedeutendes Vermögen geerbt. Er machte ein „großes Haus" und sah täglich Gäste an seiner Tafel; gewöhnlich wurde im Juno-Zimmer gespeist. Die mächtige Büste Juno Ludovisi ruhte auf einem Sockel; Rafaels Loggien hiengen an der Wand. An dieses Gemach grenzte links das Gesellschaftszimmer, wo sich der Streicher'sche Flügel und hinter einem Vorhange die Copie der Aldobrandinischen Hochzeit befand. Die anderen Gemächer und die Gartenhäuser enthielten die Sammlungen: Kupferstiche, Gemälde, Bronzefigürchen, Lampen, Tassen und Schalen; in der Verlängerung des Juno-Zimmers waren in einem kleinen Raume die Büsten Herders, Schillers, Jakobis, Byrons und anderer aufgestellt.

In der kleinen Residenz drehte sich alles um das Leben im Schlosse und im Hause des Ministers. Goethes Freude über die Schwiegertochter wurde noch größer, als sie im April 1818 die Mutter eines Sohnes wurde. Er erhielt den Namen Walther; zwei Jahre später, im

September des Jahres 1820, kam sein Bruder Wolfgang zur Welt. Im nächsten Herbste empfieng Goethe einen Besuch, der ihm sehr willkommen war: Professor Zelter kam mit seinem „besten Schüler", Felix Mendelssohn-Bartholdy, aus Berlin.

Der zwölfjährige Knabe hat den „Olympier" genau geschildert: seine hochgewölbte Stirn, der Apoll das Siegel der Stärke und Weisheit aufgedrückt, sein graues reiches Haar, den langsamen, feierlichen Gang und die gemessene Rede. Täglich speisten Zelter und Felix an Goethes Tafel; nach derselben erhielten Ottiliens Schwester, Fräulein Ulrike („sie ist sehr hübsch") und Felix von Goethe einen Kuss. Dann zog er sich auf ein Stündchen zurück. Der Kaffee wurde serviert und der Flügel geöffnet; der „kleine Berliner", wie Mendelssohn in diesem Hause hieß, musste Bach'sche Fugen und Ouverturen von Mozart spielen. Am Abend, während Ottilie sang, liebte Goethe eine Whistpartie, und Zelter, der mit ihm spielte, gebrauchte zum Entsetzen der Damen Kraftausdrücke, die den Dichter „weidlich ergötzten".

Auf Riemer, der sich's im Goethehause noch immer wohl gefallen ließ, war Felix nicht gut zu sprechen. Das Lexikonmachen, meinte er, schlüge ihm gut an. Er sei dick und fett und glänze wie ein Prälat oder ein Vollmond. Solche Urtheile durfte der Knabe in Goethes Nähe wagen; es machte ihm auch Vergnügen, als Felix einen Blasebalg nahm und einer Hofdame in die Locken blies. Zuweilen wurde er in die Zimmer Ottiliens gerufen, wo er von Berlin erzählte; auch durfte er, was nur wenigen gestattet war, das Heiligthum des Hauses, das Arbeitszimmer des Dichters, betreten.

Dort schrieb ihm Goethe am Tische in der Mitte einen Vers ins Stammbuch. Das mäßig große Zimmer hat zwei Fenster, zwischen denen unter einem Spiegel ein Weinglas und eine Uhr stand. Ein großer Tisch mit breiter Nische, in der ein Basrelief, der Kopf des olympischen Jupiter, hieng, war rechts an der Wand; gegenüber befand sich ein Stehpult, an dem der Copist zu schreiben pflegte, und dicht daneben ein Arbeitstisch, wo Goethes Enkel lesen und schreiben lernten. Zu ihrer Erziehung war Eckermann berufen; auch Friedrich Soret, der Erzieher des Prinzen Karl Alexander, ertheilte ihnen zuweilen Unterricht. Zwischen ihren Eltern, wenn diese Behauptung auf Wahrheit beruht, herrschte nicht immer Frieden. August von Goethe fühlte sich nicht am richtigen Platze; er sehnte sich nach einem größeren Wirkungskreise, blickte missmuthig ins Leben und mochte vielleicht auch noch an die Geliebte denken, die das Machtwort des Vaters ihm raubte. Heiter und froh „im ernsteren Alter", wie Goethe ihm einst wünschte, war er entschieden nicht. Nach der Geburt seiner Tochter Alma im Jahre 1827 schien er zufriedener, verträglicher zu werden, doch stellten die Klagen über sein verfehltes Leben

ſich bald wieder ein. Der glaubwürdigſte Zeuge dafür iſt Karl von Holtei, dem er ſein Herz erſchloſs. Er wuſste die Knaben unter Obhut des Großvaters wohl geborgen, und da ſein Verlangen, der Enge Weimars zu entfliehen, ſich nicht mehr hemmen ließ, ſo gab ihm der Vater die Mittel zum Reiſen. Von Eckermann begleitet, der ihn aber in Genua verließ, begab er ſich nach Rom, wo er im Jahre 1830 an einem Fieber ſtarb.

Nach dieſem Verluſte rückte die trauernde Familie, wie Johanna Schopenhauer ſagte, nur noch enger zuſammen. Ottilie kam nun ſchon früh in die Zimmer „des Vaters“, wo ſie gewöhnlich bis zum Abend blieb. Über den innigen Verkehr zwiſchen Goethe und der Schwiegertochter in den letzten Jahren liegen genaue Nachrichten vor; beſonders über das Leben des Dichters in den drei Monaten des Jahres 1832 hat ein Zeitgenoſſe ſorgſam berichtet. Damals beſtand Goethes Hausrock in einem weiten Gewande von „gilblich-weißem“ Tuche. So trat er aus ſeinem Schlafcabinette, das ſich neben dem Arbeitszimmer befand. Der eiſerne Ofen desſelben war ſtark geheizt; auf dem Tiſche in der Mitte brannten zwei Lichter. Einen Moment, nachdem Goethe dieſes Zimmer betreten hatte, hielt er die Hände an den Ofen; dann gieng er zum Fenſter und ſah in den Garten hinab. Der Eintritt ſeines zweiten Enkels unterbrach ihn in ſeinem Grübeln. Der Diener löſchte die Lichter und trug das Frühſtück auf, das Wolfgang, ſein „kleines Käferchen“, mit dem Großvater theilte. Jetzt ſchlug es acht. Auch Walther kam, die Knaben erhielten ihre Aufgabe, und der Copiſt, der nun erſchienen war, ſchnitt ſich eine Feder. Goethe, die Hände auf dem Rücken durch das Zimmer ſchreitend, dictierte ihm ein dienſtliches Gutachten und einige Briefe. Zuweilen ſetzte er ſich auf einen Stuhl, den einzigen, der ein Polſter hatte. Dann kam der Secretär, um die Briefe Seiner Excellenz zu erbitten. War Goethe zu einer poetiſchen Arbeit nicht aufgelegt, ſo muſste ſich der Secretär im Nebenzimmer, wo Bücher, Tagebuchhefte und Briefe lagen, mit dem Ordnen derſelben beſchäftigen.

Sobald es aber Mittag ſchlug, legte Goethe andere Kleider an. Im langen, braunen Rocke mit breitem Kragen, in weißer Binde und eine Nadel im Jabot, wie ihn Stieler gemalt, trat er in den Empfangsſalon, um den dort ſchon eingeführten Gaſt zu begrüßen. Hoch aufgerichtet, „die Stirn wie Jupiters Stirn gewölbt“, ohne Furchen im Antlitz, mit ſtrahlenden Augen und das Haupt noch ganz mit Haaren bedeckt, kam er dem Fremden entgegen. Der Empfang währte bis zwei; dann wurde geſpeiſt. Goethe aß noch immer „mit gutem Appetit und vielem Behagen“. Er legte die Speiſen vor und empfahl beſonders die Forellen, „denen man gar nicht anſähe, daſs ſie zu dem Geſchlechte der Raubthiere gehörten“. Als Friedrich Förſter aus Berlin bei ihm ſpeiſte, rief er nach dem Vortrage eines Gedichtes, das ihn zu Thränen rührte:

„Von dem Rheine den älteſten!“ Einer Kiſte, die ihm Frankfurter Verehrer geſchickt, wurde eine Flaſche Rüdesheimer vom Jahre 1783 entnommen und in erhöhter Stimmung geleert.

Nur ſelten zog er ſich jetzt nach dem Eſſen zurück. Ottilie und und ihre Söhne brachten ihm gewöhnlich Bildermappen, oder Soret, mit dem er die „Metamorphoſe der Pflanzen“ ins Franzöſiſche überſetzt hatte, legte ihm Münzen und Mineralien vor. Bei günſtigem Wetter wurde nach dem Kaffee eine Ausfahrt unternommen und auch am Abende, wo Goethe nur noch ein Butterbrot, zuweilen nur einen Zwieback mit etwas leichtem Wein genoſs, verließ ſeine Schwiegertochter ihn nicht.

So verbrachte er die Zeit bis zum März. Die milden Lüfte, die den Schnee entfernten, regten ihn noch öfter zum Ausfahren an. Im grauen Mantel mit rothem Kragen, eine Mütze mit breitem Schirme auf dem Haupte, ſaß er im Wagen. Am 15. März, als ihn die Großherzogin beſuchte, zog er ſich eine Erkältung zu, und als Wolfgang am nächſten Morgen zum Frühſtück kam, fand er den Großvater im Bette. Dem Arzte gelang es, ihm Linderung zu verſchaffen. Er verließ das Bett und ſetzte ſich in den Lehnſtuhl. Die Nächte vergiengen leidlich, und der 22. März brach an. Goethe ließ ſich aufrichten und gieng allein nach ſeinem Arbeitszimmer, wo Ottilie, ſtatt zu ruhen, gewacht hatte. „Ei, ei, Frauenzimmerchen“, fragte er ſie, „biſt du denn auch ſchon wieder heruntergekommen?“ Plötzlich übermannte ihn die Schwäche, er ließ ſich wieder zum Lehnſtuhl führen. Später begehrte er Waſſer mit Wein und verfiel in einen ſanften Schlaf. Wieder erwachend, verlangte er ein Manuſcript von Kotzebue; dann ſprach er von Schiller. . . . „Macht doch den zweiten Fenſterladen in der Stube auch auf, damit mehr Licht hereinkomme.“ Das waren ſeine letzten Worte. Ottilie, der Copiſt und der Diener umſtanden ihn; die Enkel, der Arzt und die Freunde waren im Nebenzimmer. Ohne das geringſte Zeichen des Schmerzes neigte ſich der Sterbende nach links. Die Hände wurden ihm blau, die Augen brachen, und das Herz, „das eine Welt in ſich erſchuf und trug und hegte“, ſtand ſtill.

Man zog ihm den Hausrock von „gilblich-weißem“ Tuche aus und legte ihn, in Atlas gekleidet, in den Sarg. Die Enkel folgten demſelben zu Fuß, Ottilie in Goethes Equipage. Dann blieb das Haus am Frauenplan unter Obhut eines Dieners; Ottilie zog mit ihren Kindern nach Wien. Dort wurde ihr Alma im ſiebzehnten Jahre durch den Tod entriſſen, und nach einem Wanderleben, das ſie geraume Jahre führte, traf ſie wieder in Weimar ein. In jenen Manſardenzimmern, die ſie nach ihrer Vermählung bezog, beſchloſs ſie ihr Leben im Jahre 1872.

(Tägl. Rundſchau.)

Der Mozartl.

Von Rich. J. Fellinger.

„Aus ist's, so eine Ofenhitz'!" sagte der alte Schulmeister, abermals von seinem Mittagsschlafe erwachend, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war eine Sommermittagsschwüle, die alle Willenskraft erschlaffen macht, aber die Sinnesorgane nur verschärft und empfindlicher werden läßt. Jede Falte im Kissen drückt, das Ohr vernimmt jedes leiseste Geräusch, das Auge empfindet den kleinsten Reiz, und die Gedanken schweifen ordnungslos und fieberisch.

„Aus ist's, Cilly", sagte der Alte noch einmal, und da er keine Antwort erhielt, wandte er sich in seinem Lehnsessel um, und als er nun in dem verdunkelten Zimmer nur die Umrisse seines Cellos in der Ecke und der Geige an der Wand erblickte, blieben seine Augen trübselig an der Thüre hängen, durch die seine junge Pflegerin gegangen war. Er lauschte, aber in dem großen Schulhause war es kirchenstill. Sie waren alle fortgegangen, dem Jahrmarkte nach, der im Nachbardorfe diesen Sonntag abgehalten wurde, und nur sie war da geblieben, die kleine Cilly, die bei den jungen Schulmeistersleuten als Magd diente und das Haus hüten mußte.

Seit in den Fiebernächten der letzten Wochen ihre Kinderhand auf seiner Stirn gelegen, und sie in allen ihren freien Augenblicken an seinem Bette gesessen, geduldig wie eine barmherzige Schwester, wollte er sie immer um sich haben. Sie war ihm ja allein treu geblieben, ihm und seiner Musik, die ihm alles war, seit drunten der junge Lehrer die Schule hatte, und er hier oben sein Ruhegehalt verzehrte.

Er wäre Musiker geworden, wenn es die Verhältnisse zugelassen hätten. Da es nicht sein konnte, hatte er all seine Feierstunden darauf verwandt, seiner Schuljugend die Freude an der Musik beizubringen, und sie hatten ihn dafür halb in Bewunderung, halb im Spott den „Mozart" getauft.

Die Blechmusikkapelle, zu der er die Burschen des Dorfes vereinigt hatte, stand weit und breit in gutem Rufe, und noch oft klangen ihm aus frischen Knaben- und Mädchenkehlen die mehrstimmigen Lieder in sein Zimmer herein, die er einst an Sonntagsnachmittagen seiner Jugend gelehrt hatte.

Ihm aber war von allem nichts geblieben als der Beiname, den sie aber, als er anfieng, am Stocke zu gehen und beim Sprechen zu hüsteln, in das gutmüthig scherzende „Mozartl“ umgewandelt hatten, und — die Cilly.

Die Cilly war ein Gemeindekind. Ihre Mutter, die schöne Trautl, war einem wandernden Musikanten ins Ausland gefolgt und dort, von ihm verlassen, nach einigen Jahren voll Kummer und Enttäuschungen gestorben. Das Kind blieb der Gemeinde zur Last.

Oh, sie war schön, die arme Trautl, und hatte ein Herz voll Musik und sang wie ein Glöcklein. Und Cilly hatte alles von ihr geerbt und fand darin ihren Trost für alles Leid, das ihr jungverwaistes Herz unter den fremden Menschen verwundete.

Sie war sein Liebling gewesen, als sie noch mit der Schiefertafel zu seinen Füßen saß, und blieb seine kleine Schülerin, als sie die Schule verlassen hatte, und es war jedesmal ein Fest für sie, wenn er sie aus seinen Notenbüchern ein neues Lied lehrte oder ihr ein Stück auf der Geige spielte oder auf dem Harmonium drunten in der weiten Schulstube, wo es mächtig hallte, wie in der Kirche.

Nur ein Lied, eines seiner schönsten, durfte er in ihrer Gegenwart nicht spielen, das war das Engelterzett aus dem Elias in der Mendelssohn'schen Composition: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über Dir.“ Das war ihrer Mutter Lieblingslied gewesen, und sie erinnerte sich noch gut, wie sie es abends an ihrem Bette gesungen, und sie wurde von so heftigem Heimweh erfasst, wenn sie es hörte, dass sie in ein krampfhaftes Weinen verfiel und kaum zu beruhigen war.

Ein Geräusch auf dem Kies drunten, welches durch das Fenster, an das der Lehnstuhl gerückt worden war, zu ihm heraufdrang, lenkte die Augen des Alten auf den Garten, der sich hier an die Hinterwand des Hauses lehnte.

Dort gieng zwischen Büschen von schwarzen und rothen Johannisbeeren mit trägen Schritten ein Mädchen in dem Scheidealter zwischen Kind und Jungfrau, das Köpfchen gesenkt unter der Sonnenglut, die über den ganzen Garten ausgegossen war. Die eine Hand hieng mit dem Strickzeug lässig herab, mit der anderen löste sie zuweilen eine Raupe von dem nächsten Blattzweige oder langte nach einer halberschlossenen Rose, die an staubigem Strauche schmachtete, um sie müde wieder zu lassen, ehe sie ihr das Gesicht genähert hatte.

„Ist das die Trautl oder die Cilly?“ murmelte der Alte. „Wie das Leibchen enge wird und die Arme rund die Ärmel füllen.“ Wenn sie so flink im Zimmer umherschaffte, war ihm das noch gar nicht so aufgefallen wie jetzt, da sie unthätig und unter der Hitze leidend durch den Garten schlenderte. Er sah ihr nach, bis sie, sich dehnend und das

blonde feuchte Haar aus den Augen streichend, in den Syringenbüschen verschwand, die dort am Feldrain, wo der Garten aufhörte, eine Laube bildeten.

„Es ist die Zeit, wo alle Säfte kochen, die guten und die bösen", murmelte er und sog den brennenden Duft der Nelken und Reseden ein, der von den Beeten heraufdrang. „Da sollte jede Rose ihr Stöcklein haben, davon sie gehalten wird, und ein junges Dirndel sein Mutterl, das, wenn das Mädchenblut sich zu regen beginnt und aus der Nacht des halben Unbewusstseins jezuweilen goldene Sternlein aufblitzen, die eine ferne, selige Welt ahnen lassen, fein Achtung hat, dass es nicht aufrührerisch wird und Blasen wirft und schwüle Träume erzeugt, sondern ruhig in seinen Bahnen bleibt, bis der Rechte kommt, und über dem geträumten Paradiesgärtlein die Sonne aufgeht."

Arme kleine Cilly, wer wird nach dir fragen?

Von den Burschen im Dorfe keiner.

Einer vielleicht doch. Der Großbauernsepp, der die erste Trompete blies und jetzt bei den blauen Dragonern stand, hatte, als er vor zwei Jahren einberufen ward, und Cilly noch in die Schule gieng, zu ihm gesagt: „Gelt, Mozartl, ich weiß, Ihr schauts ein wengerl aufs Dirndl, es ist gar ein einsames!" Noch ein Jahrl, dann kam der Sepp wieder, und wer weiß — dem Alten fielen wieder die Augen zu, und ihm träumte allerlei Wunderliches von zwei jungen Bauersleuten, die am Feierabend musicierten, und einem Häuflein rothbackiger Kinder, die aus seinen Liederbüchern im Chorus sangen.

Ein klapperndes Geräusch, das sich aus der Ferne von der Landstraße hören ließ, die an der Vorderseite des Schulhauses vorbei mitten durch das Dorf führte, verscheuchte die Bilder.

„Das ist der Paul, der Doctorsbub, der in der Stadt studiert, wie er sagt, und allerhand Streiche macht, wie die Leute sagen, und auf seinem Braunen daherreitet, um die Eltern zu besuchen. Wird aber niemand treffen. Der Doctor hat noch bei seinem Morgenbesuch geklagt, dass sein Bub leider den Sonntag nicht kommen werde, da er, der fleißige Mensch, mit einem Freunde arbeiten wolle, — so waren Doctors eben allein zur Kirchweih gegangen, und nun kommt der Bub doch und wird wohl vorüber und ihnen gleich nachreiten auf den Festplatz."

Ein plötzliches Verstummen der Hufschläge riss den Alten völlig ins Wachen. Er ritt nicht vorüber? Wo wollt' er denn hin?

Mozart blickte durch das Fenster. Ein Schatten war über die Landschaft gebreitet, die Sonne verschwand hinter aufsteigendem Gewölk.

Vom Feldraine jenseits des Gartens kam ein schwacher Laut, wie ein kurzes Wiehern, dann gerieth der Wipfel des Jasminbaumes, der dort hinter den Syringen am Zaune stand, einen Augenblick heftig ins

Schütteln, als ob sich jemand mit seiner Hilfe über die Staketen geschwungen hätte. Dann wieder alles still. —

„Wo will der hin?“ sagte der Mozartl, und im Augenblicke fiel ihm alles Schlimme ein, das man sich im Dorfe über den Doctorpaul ins Ohr raunte. Eine schwüle Bewegung in der zitternden Luft, die sich für einen Augenblick erhob, trug ihm einen windverwehten Flüsterlaut von der Syringenlaube zu.

„Das Kind!“ fuhr es ihm über die Lippen, und ein tödtlicher Schrecken machte ihn an allen Gliedern erzittern. Er wollte um Hilfe rufen, besann sich aber. Rathlos blickte er sich im Zimmer um; einen Augenblick blieben seine angstvoll suchenden Augen an einer alten Jagdflinte haften, die dort an der Wand hieng, dann schüttelte er heftig den Kopf: „Nichts, was Leute herbeiruft.“ — Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke, und ein Schimmer von Hoffnung ließ ihn ruhiger werden. Mit furchtbarer Anstrengung mühte er sich aus seinem Lehnstuhle auf, dessen mächtige Armlehnen ächzten, und begann, trotz der Schmerzen in seinen gichtischen Füßen, sich an der Wand hinzuschieben, indem er mit verzweifelter Zusammennahme seiner ganzen Kraft zu jedem Schritte mühsam einen Fuß nach dem anderen vorsetzte. So arbeitete er sich, indem er unabläßig murmelte: „Die Schwäche, die Schwäche!“ und von Zeit zu Zeit stöhnend innehielt, allmählich vom Lehnstuhle zum Bette, von da zum Schranke, der Thüre zu.

Inzwischen saß in der Syringenlaube auf der grünen Bank, an deren äußerstem Ende die junge Cilly das heiße Köpfchen in die Blütenzweige der Laubenwand drückte, der Doctorpaul, in dem hochmodernen, hellgrauen Sommerröckchen, der lilafarbenen Cravatte und der tadellosen, duftenden Haar- und Schnurrbartfrisur, mit dem chiken Reitstöckchen und den rothen Glacéhandschuhen ein vollendeter Prinz, mit dem cynischen Zug um den Mund, den unruhig glimmenden Augen und den aufgeworfenen Lippen ein vollkommener Gassenjunge, — und knüpfte nach der Routine, die eine achtsemestrige Praxis zu geben imstande ist, Schlinge um Schlinge, die feinen Fäden zu einem Netze, auf dass es die Gedanken des Mädchens neben ihm verstricken und nur die Empfindungen freilassen sollte, die ihn zum Ziele führen würden.

Voll Verwunderung hatten ihn die großen blauen Kinderaugen angeschaut, als er ihr plötzlich unter den Syringenbüschen entgegentrat und erklärte, er käme ganz allein zu ihr: er habe sich gedacht, man würde sie doch wieder allein zu Hause gelassen haben, und da habe es ihn ihrer erbarmt, und er sei gekommen, um ihr ein wenig Gesellschaft zu leisten, da sie doch alte Spiel- und Schulkameraden seien.

„Wie gut du bist!“ hatte sie gesagt und war ihm willig in die Laube gefolgt, ihn im Herzen um Verzeihung bittend wegen der unguten

Meinung, die sie nach dem Gerede der Leute und Mozartls Äußerungen von ihm gehabt.

Und was er alles wusste! Er beklagte, dass sie in dem Dorfe so als Unverstandene verkümmern müsste; sie sei eine verwunschene Prinzessin, und das Kleinod, das den Wert ihres Königreiches ausmache, sei ihre Stimme. Er habe das alles früher nicht so begriffen, als er noch selbst in der Unwissenheitsnacht dieser Dorfleute gelebt, und sie dürfe ihm nicht mehr böse sein, weil er einst über sie gespottet und über den Mozartl. Da draußen in der Welt, wo er mit Künstlern und Künstlerinnen verkehrt habe, sei ihm die Erkenntnis aufgegangen nnd damit zugleich die Überzeugung gekommen, dass ein Talent wie das ihre hier zugrunde gehen müsse, dass es ihre Pflicht sei, die schöne Gottesgabe, die sie besitze, der Welt zugute kommen zu lassen. Der Mozartl sei ja ein guter Mann, ein sehr guter Mann, von dem aber, was Kunst sei, habe er doch kaum eine Ahnung. Die erhalte man eben nur „draußen".

Und dann entwarf er ein Bild von den Wonnen wahren Kunstempfindens, wie er es in der Welt draußen gefunden und sich zueigen gemacht habe, ein Bild, so voll geheimnisvoller Andeutungen, unerklärlicher Gefühlsbeschreibungen, dass die Kleine eine ganz sonderbare Auffassung von dem Begriffe Kunst hätte erhalten müssen, der dem freilich ziemlich fern lag, was ihr musikalisches Empfinden und der Mozartl sie lehrten.

Aber sie verstand nicht die Hälfte von dem, was er sagte. Nur der Tonfall seiner Stimme war ihrem Ohre vernehmlich und erregte in ihr ein Gefühl, dass es ihr heiß durch alle Glieder rieselte.

Sie blickte gerade vor sich hin und lag in einer Art magnetischen Schlafes, in den der berauschende Duft seines Parfüms sie zu bannen schien.

So merkte sie nicht, wie er ihr allmählich näher rückte, indem er von sich selbst zu sprechen begann, und dass er es wohl wagen möchte, ihr die Wege zur Kunst und zum Ruhme bahnen zu helfen, und wenn sie ihm nur ein ganz klein wenig vertrauen wolle, und endlich legte er vorsichtig seine Hand auf eine der ihrigen.

Das Gespinst ward immer fester, und das Gassenjungengesicht kam zwischen dem pomadisierten Scheitel und der Lilacravatte immer sichtbarer zum Andrucke, — da klang auf einmal von den Fenstern des Schulzimmers ein tiefer Orgelton herüber und gleich darauf mit vollen Registern die Melodie: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über Dir —"

Cilly sprang auf — das Gewebe, das der galante Jüngling um ihre Seele gesponnen, riss mit einem Ruck entzwei — in Freude und Schrecken rief sie aus: „Der Mozartl, er ist wieder gesund!"

„Lass doch, den kannst du ja noch öfter werkeln hören", sagte der Paul ungeduldig.

„Wir wollen zu ihm gehen.“

„Dass er dich, dass er dich behüte!“ tönte es herüber.

„Was dir einfällt, Dirndl. Musst ihm nicht sagen, dass ich bei dir gewesen bin.“

„Nicht sagen?“ Zum erstenmale blickte sie ihm voll ins Gesicht und fuhr zurück vor dem Ausdrucke seiner Augen, vor dem ihr das Blut in den Adern stockte. „Warum?“ fragte sie bebend.

„Heut' abend will ich dir's erzählen. Heut' abend, wenn's dunkel ist, aber niemand darf ein Wörtl erfahren.“

„Behüte auf allen deinen Wegen!“ rief das Lied mit mächtigem Schalle.

„Heut' abend? — Paul, was du willst, ist bös!“ schrie sie plötzlich auf, am ganzen Leibe zitternd, und entriss ihm die Hand, die er an sich gezogen. Die Töne des ihr Innerstes aufrührenden Liedes hatten sie völlig zur Besinnung gebracht. In Thränen ausbrechend, lief sie davon, dem Hause zu.

„Donnerwetter!“ brummte der Paul, seine ganze Haltung verlierend, und er rief nicht vergeblich. In demselben Augenblicke dröhnte ein mächtiger Donnerschlag, und ein großer Tropfen fiel dem jungen Herrn auf die Weste, gleich ein zweiter auf die Nase, und dann rauschte es mit aller Macht hernieder.

Ein neues Geräusch machte ihn noch nervöser auffahren als der Regen, der seinen Anzug verdarb. Sein Brauner, den er an der Planke angebunden, hatte sich beim ersten Blitzzucken losgerissen und galoppierte nun querfeldein.

„Dalkerts Dirndl!“ knurrte er und machte sich triefend auf den Heimweg.

Mit fliegendem Athem spielte der Mozartl drinnen das alte Instrument, kaum vermögend, mit den zitternden Fingern die Tasten zu greifen, und angstvoll in die hereinbrechende Gewitterfinsternis lauschend, die nur auf Secunden durch mächtige Blitze unterbrochen wurde.

Da endlich kam das Dirndel durch den Garten gelaufen, die Thüre flog auf und fiel dröhnend wieder ins Schloss, und da lag es in seinen Armen und schluchzte und schluchzte, bis das bedrückte Herz in Thränenströmen Erleichterung fand.

„Mein armes Mutterl!“ kam es endlich von ihren Lippen, und während draußen die erquickenden Regenfluten niederrauschten und allen Staub und alles schädliche Gezieser mitwegnahmen, dass die Rosen sich wieder aufrichteten, und die Wurzeln sich tiefer in den Boden streckten, und das Angesicht der thauerfrischten Fluren wieder rein und frei zum sich klärenden Himmel aufsah, hielt der alte Schulmeister drinnen das gerettete Kind in den Armen und schickte ein Dankgebetlein zu seiner alten Göttin, Frau Musika, die der Waise zweite Mutter geworden.

Was der Hamburger erzählt.

Eine romantiſche Geſchichte aus dem Dampfwagen von **Hans Malſer.**

Auf dem Orientexpreſszuge war's. Ich benützte ihn auf meiner Reiſe von Frankfurt bis Linz in Öſterreich. Er war ſchwach beſetzt und aller Comfort ſtand den wenigen Reiſenden zur Auswahl bereit. Franzoſen, die ſonſt das Gros der Reiſegeſellſchaft dieſes Zuges auszumachen pflegen, waren nur zwei vorhanden; ſie reiſten nach Budapeſt, ſchloſſen ſich in bekannter Liebenswürdigkeit der Geſellſchaft an und betheiligten ſich an den deutſchen Geſprächen. Ein Reiſender aus Hamburg war's, welcher vor allem die Koſten der Unterhaltung trug und nimmer müde ward, merkwürdige Geſchichten zu erzählen. Er war ein Mann in den Vierzigern und ſchien weit in der Welt umhergekommen zu ſein.

Wir hatten uns nach dem Diner in den Rauchſalon begeben, uns dort in den Fauteuils und Chaiſelongues bequem gemacht. Als Neuigkeit wurde der Überfall des Herzogs von Meiningen in der Campagna beſprochen. Ein Fürſt reiſt mit ſeiner Gemahlin in Begleitung eines fröhlichen Dichterehepaares über Land und wird von Banditen überfallen! Und da ſagt man, es gäbe keine Romantik mehr!

„Es gibt auch keine mehr", behauptete ein vielwiſſender Berliner. „Die armen Teufel von Straßenräuber haben ihrem Gewerbe keine Ehre gemacht und ſich mit einem Bettelpfennig abfertigen laſſen."

Der Reiſende aus Hamburg ſetzte eine Cigarette in Brand und ſagte: „Wenn mir die Herren geſtatten, ſo will ich Ihnen eine Geſchichte erzählen, nach welcher Sie dann ſelbſt urtheilen wollen, ob es in unſeren Tagen noch Romantik gibt oder nicht. Entſchuldigen Sie nur gütigſt, daſs ich ſelbſt der Held meiner Geſchichte bin.

Ich gehöre, meine Herren, zu denjenigen, deren Standesehre in Europa es nicht zuläſst, körperlich zu arbeiten, und die nach Amerika gehen, um dort als gewöhnlicher Handlanger anzufangen und als Millionär aufzuhören. Nach fünfzehn Jahren war auch ich ſoweit, daſs ich heimkehren konnte, um das Gut meiner Väter, welches mittlerweile von meinem einzigen Bruder verwaltet wurde, von den Gläubigern zu befreien, die

verpachteten Grundstücke wieder zurückzunehmen und das Schloss in einen würdigen Zustand zu setzen. Mein Vermögen hatte ich in einer Hamburger Bank wohl deponiert. Ich kam übers Meer und reiste dann landeinwärts in die entlegene waldreiche Gegend, in welcher unser Gut lag. Meine Ankunft hatte ich dem Bruder berichtet und so standen auch schon zwei Diener bereit, als ich in den Schlosshof einfuhr. Sie nahmen meinen Koffer in Empfang, der Kutscher wurde entlohnt und zurückgeschickt, ich in meine Zimmer des zweiten Stockes begleitet. Die bröckelnden Mauern, die unter den Füßen knarrenden morschen Treppen schienen auf meine Ankunft thatsächlich schon schwer gewartet zu haben. Die beiden Diener, stattliche Männer, waren in anständiges Schwarz gekleidet und sahen gar nicht bedientenhaft aus. Der eine hatte einen schwarzen, dichten Vollbart, ein blasses Gesicht und Augen, in denen Intelligenz und Feuer lag. Der andere war glatt rasiert, hatte üppiges Rothhaar, es wäre gar kein übler Künstlerkopf gewesen. Sonst sah ich niemand.

Meine erste Frage war natürlich nach dem Herrn.

Ich möchte mir's nur erst bequem machen, antwortete der Glatte und bereitete mir das Waschgeräthe, um mich von dem Reisestaube reinigen zu können. Dann brachte er mir ein Glas Rothwein mit Schwarzbrot.

„Ich will erst meinen Bruder sehen!" war mein Begehren, da traten die beiden Diener ins Zimmer, schlossen die Thüre ab, luden mich ein, auf dem großblumigen Sopha platzzunehmen und setzten sich mir gegenüber. Das waren keine Diener mehr.

Der Bärtige machte eine leichte Verneigung und sprach: „Ich muss Sie leider auf eine Überraschung vorbereiten, mein Herr."

„Was ist es denn?" fuhr ich auf, „mein Bruder, ist er krank?"

„Ihr Herr Bruder befindet sich ganz wohl. Nur ist er nicht hier. Es steht in Ihrem Belieben, ihn in wenigen Stunden umarmen zu können, vorausgesetzt natürlich, dass der sachgemäßen Verabfolgung des Lösegeldes nichts im Wege steht. — Sie verstehen mich vielleicht nicht, Herr. Die Sache ist einfach so, dass ihr werter Herr Bruder mit Beschlag belegt worden ist, und zwar auf so lange, bis wir unsere Wünsche erfüllt sehen."

„Ah, die Gläubiger, nicht wahr?" so sagte ich, weil mir in der ersten Verblüffung sonst nichts in den Mund kam. Dann setzte ich mit dem Gefühle der Überlegenheit bei: „Da müssten sich in Europa die Verhältnisse sonderbar verändert haben, wenn wieder Schuldenarrest —"

„Nicht das", unterbrach mich der Schwarzbärtige. „Ihre oder Ihres Herrn Bruders officielle Gläubiger gehen uns nichts an. Wir sind andere Gläubiger, vielleicht merken Sie's. Wir haben uns das Vergnügen bereitet, vor einigen Tagen diese alte Burg einzunehmen und den Herrn zu entführen. Ach Gott, es war gewiss keine Heldenthat, die

paar alten Leutchen abzuthun und den Baron zu überzeugen. Dann galt es, die Papiere zu sichten, das Schloss zu verwalten. Einstweilen nur, natürlich, bis der aus dem Goldlande zurückkehrende Herr Bruder unsere Mühewaltung vergüten und die Umstände schlichten wird."

Ein in banales Alltagsleben eingepökelter Europäer würde nun eine solche Situation ganz unglaublich gefunden haben und in größte Aufregung gerathen sein. Der mit amerikanischen Verhältnissen Vertraute wundert sich nicht sobald über etwas. Ich sagte daher ziemlich gelassen: „Also wäre man unter Halunken gerathen?"

Der Bärtige lächelte höflich und der Glatte versetzte: „Sie begreifen. Schön. Wir müssen aber durchaus ersuchen, unsere Verhandlungen nicht durch verletzende Formen zu erschweren. Sie können sich wohl denken, dass wir vorsichtig sind. Die Thore sind verschlossen, das Gebäude von unseren Leuten besetzt. Wenn Ihr Herr Bruder und auch Sie selbst noch länger leben, so geschieht es nur, weil es unser Vortheil erheischt. Ihre Situation ist unangenehm, wir sehen das ein, jedoch allein an Ihnen liegt es, sie zu allerseitiger Befriedigung zu lösen."

„Welches Lösegeld verlangen Sie?"

„Ach, wir sind ja nicht unbescheiden. Tausend Pfund Sterling."

„Geben Sie mir Zeit zur Überlegung."

Sie bewilligten zwei Stunden und entfernten sich, die Thüre hinter sich abschließend, so dass ich Gefangener war.

Ich blickte zum Fenster hinaus, auf die über das weite Hügelland ausgebreiteten Wälder. Kein Dorf weit und breit. Die wenigen Häuser, die fünfzehn Jahre früher im Thale gestanden, waren verschwunden, es war fast Wildnis geworden um das einsame Schloss und selbst aus dem Burggraben wuchsen junge Fichtenstämme herauf. Zur Beschaulichkeit war übrigens keine Zeit vorhanden und — aufrichtig gesagt — auch keine Stimmung. In Räubersgewalt zu sein! Ihrer ist die Macht, so philosophierte ich großartig, aber des Machtlosen Waffe ist die List.

Nach knapp zwei Stunden kamen sie wieder. Nun waren ihrer drei. Der dritte ein kleines, mageres Männlein voller Behendigkeit, es hatte im schmutzigen, blauen Gürtel Revolver und Messer stecken. Der schon eher, der war stilvoller.

„Meine Herren", sagte ich, „nur um meine Koffer wollte ich gebeten haben, dass sie mir hereingebracht würden. Ich kann ja gar nicht Toilette machen."

„Fühlen Sie sich ganz wie zu Hause", sagte der Glatte sehr höflich. „Übrigens sind die Koffer bereits geöffnet und in demselben Gegenstände gefunden worden, die unser Verhältnis stark complicieren müssten, weshalb wir sie in Sicherheit gebracht haben."

Die Canaillen hatten also meine zwei neuen Revolver bereits ergattert.

„Ich fürchte nur, daſs ſich unſere Angelegenheit auch ohne Waffen complicieren dürfte“, war meine Bemerkung. „Ich kenne meinen Bruder und es dürfte Ihnen kaum gelingen, durch ſeine Perſon ein Löſegeld zu gewinnen. Erlauben Sie mir eine Frage. Weiß er es, was Sie vorhaben?“

„Ganz genau. Und auch, daſs er im Falle der Verweigerung in drei Tagen nicht mehr leben wird.“

„Haben Sie in meinen Koffern genügende Sicherſtellung für das Löſegeld gefunden?“

„Mein guter Herr, darnach haben wir gar nicht geſucht“, antwortete der Glatte. „Sie haben Ihr Vermögen in der Hamburger Union-Bank deponiert.“

„Glauben Sie, daſs mein Bruder, den Sie in Verwahrung haben, in dieſem Augenblicke noch lebt?“

„Zuverſichtlich.“

„Ich glaube es nicht.“

„Ihr Herr Bruder iſt ein kluger Mann und weiß das Leben wohl zu ſchätzen. Er iſt ſehr betrübt, daſs die Sache umſtändlich zu werden droht. Er freut ſich, ſeinen heimkehrenden Bruder zu ſehen und iſt uns dankbar, ſo leichten Kaufes davonzukommen. Wenn Sie der Lappalie wegen noch Umſtände machen wollten — es wäre nicht gentlemanlike.“

„Sie verlangen mehr, als was ich beſitze.“

Da lächelten die Schurken verſchmitzt.

„Erinnern Sie ſich an Leſſings Philotas?“ war meine Frage. „Nicht? Na, dann wollen wir uns dabei weiter nicht aufhalten. Ich ſage Ihnen nur, daſs mein Bruder Ehrenſchulden hat, die — wie die Dinge jetzt zu ſtehen ſcheinen — nur dann bezahlt werden können, wenn er ſich opfert. Sterben iſt hier Pflicht, und er wird es mit Kaltblütigkeit thun, davon bin ich überzeugt.“

Aus ihrem Lächeln merkte ich, daſs ſie meine Überzeugung nicht theilten.

„Und ſelbſt, wenn ich wollte“, war mein Ausruf. „Das Geld iſt im Bankhaus feſtgemacht. Wie denken Sie ſich's nur?“

„Sie ſtellen ſich viel zu naiv für einen, der von drüben kommt“, ſagte der Glatte und zog einen geſchriebenen Schein aus der Taſche, „ſo denken wir es uns und das ſollen Sie bloß einmal unterſchreiben.“

Ich las die Schrift. Es war ein Auftrag an die Bank, den Überbringern des Scheines, meinem Couſin Julius Michow und meinem Rechtsanwalt Dr. Span aus München, tauſend Pfund Sterling ſofort auszufolgen.

„Meine Herren, das unterſchreibe ich allerdings nicht.“

„Dann iſt Ihr Bruder dem Tode verfallen“, ſagte der Bärtige mit Achſelzucken.

Dem rückte ich nun näher und flüsterte mit Vertraulichkeit: „Thun Sie doch nicht gar so romanhaft, meine Herren. Denken Sie, in welcher Zeit wir leben und daſs ich aus einem Lande komme, in welchem das Menſchenleben für nichts, das Geld für alles gehalten wird. Wer ſagt Ihnen denn, daſs man heute noch troſtlos iſt, wenn ein Bruder Platz macht? Wir Geldmänner unter uns, ſeien wir aufrichtig. Sie verſtehen mich doch. Verfahren Sie immerhin nach Belieben. Es wird mir angenehm ſein, als Gutsherr Ihnen irgend einmal gefällig ſein zu können."

„Und wenn wir das Ihrem Herrn Bruder ſagen — und ihn leben laſſen?" redete der Kleine mit den Waffen drein.

„Kind Gottes!" antwortete der Glatte und fuhr ihm mit der Hand durch das borſtige Haar. „Was verſtehſt denn du? Der Herr ſtellt ſich einfältig und du biſt es."

„Sie wollen mir alſo meinen Bruder durchaus verkaufen? In der That ein hübſches Luſtſpiel!"

„Mein Herr!" ſagte der Bärtige. „Sie ſind wohl gelaunt. Geben Sie acht! Es iſt eine ernſthafte Sache. Wenn Sie glauben, daſs wir ein kühnes Spiel treiben? Wir ſpielen nicht. Wir ſpielen nur mit der Polizei. Wir führen in dieſem Lande ein großes Compagniegeſchäft und haben mancherlei Wünſchenswertes auf dem Lager. Sie kaufen das Leben Ihres Bruders nicht? Wohlan, vielleicht kaufen Sie Ihr eigenes. Wir verſichern Sie unſerer beſonderer Hochſchätzung, mein Herr. Sie koſten das Doppelte. Wollen Sie vielleicht gütigſt hier unterſchreiben!"

Der Mann zog einen zweiten Schein hervor, nach welchem die Bank den Überbringern zweitauſend Pfund Sterling auszufolgen hätte. „Wir müſſen recht ſehr bitten, es iſt die Zeit wahrzunehmen."

„Aber mein Gott!" rief ich aus, „Sie können doch nicht verlangen, ſo wichtige Geſchäfte ohne alle Überlegung abzuſchließen. Ich muſs mir den Kerl, den ich um gutes Geld kaufen ſoll, erſt näher beſehen. Zweitauſend Pfund iſt viel Geld!"

„Sie geruhen ſich über uns luſtig zu machen, wie?" fragte der Glatte. „Auch gut. So wiſſen Sie, daſs es lediglich nur Coulanz war, wenn wir Ihnen Ihr und Ihres Bruder Leben anboten. Wiſſen Sie, was nun geſchehen wird? Wir werden auf dem Scheine Ihren Namenszug nachmachen, Ihr Familienſiegel ſteht uns auch zur Verfügung, ſehen Sie!" Und er zeigte das altehrwürdige Siegel meiner Vorfahren. „Eine alte, feine Graveurarbeit! Wir beheben in der Bank Ihr Geld, dann werden wir verſchwinden. Und auch der Herr auf Schloſs Hohenwend und ſein Bruder werden für immer verſchwunden ſein. Leuchtet Ihnen das ein?"

Hierauf mein Einwand, daſs ich mich dem Geſchäfte ja nicht abgeneigt erklärt hätte. Aber eine angemeſſere Abwickelung empfehle ſich

für beide Theile und Bedenkzeit bis morgen früh müsse ich mir jedenfalls erbitten. Denn, dachte ich, Zeit gewonnen, alles gewonnen.

Nach längerer Berathung ist mir die Galgenfrist bewilligt worden. Sie ließen mich allein und verwahrten mich gut. Aber es war ein recht unangenehmer Abend. Nicht, als ob ich mich gelangweilt hätte, die Stunden verstrichen verdammt schnell. Dass ich an dem Tage, da ich ein fröhlich Wiedersehen mit meinem Bruder zu feiern gedachte, im Hause meiner Väter als Opfer von Räubern und Mördern sterben sollte, das bekümmerte mich ein wenig. Doch die Ungewissheit wegen meines Bruders. Wo wird er sein? Welche Qualen wird er erdulden? Diese Galgenstricke sind imstande, Ernst zu machen. Was überlegen? Hatte ich eine Wahl? Gerettet muss er werden. — Da höre ich mitten in der Nacht plötzlich einen Aufruhr im Schloss. In demselben Augenblick kam mir der Trotz. Kampf! Nicht capitulieren! . . .

— — Hier wurde der Erzähler unterbrochen.

„Linz! Zwei Minuten!" rief der Schaffner.

„Wie? Was? Linz!" so fuhr ich empor und schleuderte die Cigarette von mir. „Da muss ich ja aussteigen!"

In aller Hast meine Sachen zusammengerafft. „Adieu, meine Herren! Glückliche Reise!"

Ein paar Reisecolli wurden verladen, so sprang ich draußen noch einmal aufs Trittbrett und schrie zum Fenster hinein an den Hamburger: „Nur ein Wort. Ich bin in der höchsten Spannung. Wie sind Sie und Ihr Herr Bruder gerettet worden?"

„Fertig!" rief der Schaffner.

Der Hamburger schrie noch zum Fenster heraus: „Mein Bruder entkommen, Gendarmen geholt. . . ."

Der Zug rollte ab.

Wofür wird das Weib erzogen?

Man weiß auf diese Frage keine Antwort, denn die Thatsachen sind voller Widersprüche. Hören wir, was G Gerok in seinen „Frauenabenden" (Stuttgart, Karl Krabbe) über die weibliche Erziehung der Gegenwart sagt:

„Wir stoßen in dieser Sache auf so viele, scheinbar unter den jetzigen Verhältnissen ganz unlösliche Widersprüche in der Erziehung überhaupt, dass es gewagt erscheinen muss, über die weibliche Erziehung zu sprechen, ehe vorher die Erziehung überhaupt ins Auge zu fassen ist.

Da ist denn der erste Widerspruch, in welchem sich die heutige Erziehungsweise befindet, der: das weibliche Geschlecht, so sagen ja die Vertreter des alten Zustandes, habe nichts zu thun mit den Interessen des Mannes, mit den Aufgaben des öffentlichen Lebens. Also, sollte man denken, hat das weibliche Geschlecht auch seine weiblichen Erzieherinnen und seine besonderen weiblichen Erziehungsgebiete. Man sollte erwarten, es sei eine einfache logische Schlussfolgerung: wenn die Frau ins Haus gehört, so muss auch ihr ganzer Schulunterricht, ihre Jugenderziehung fürs Haus eingerichtet sein. Sie sollte vor allem in den weiblichen Handarbeiten, sie sollte in Haushaltung, Kochkunst, Krankenpflege Unterricht erhalten. Genau das Gegentheil ist der Fall; von den letzteren vorwiegend weiblichen Künsten erfährt das Mädchen in der Schule gar nichts; die Handarbeiten sind zwar nicht durchaus ferngehalten, aber sie stehen trotzdem noch immer im Hintergrund; sie werden noch vielfach nicht einmal methodisch gelehrt; die Volksschule ist in diesem Stück vor nicht langer Zeit unter allerlei Kämpfen in den Stand gesetzt worden, methodischen Arbeitsunterricht mit erzwungenem Besuch durchzuführen. Wie traurig es in diesem Stück bei uns noch auf dem Lande aussieht, das gehört zunächst nicht hieher. Da aber eine große Zahl dieser Landmädchen später in die Städte kommt, sind wir doch mittelbar auch dafür interessiert. Vergleichen wir nun die Lehrpläne der Mädchenschulen mit denen der Knabenschulen, so finden wir ganz dieselben Fächer hier wie dort: die Sprachfächer, die Realien, die Mathematik, die Religion u. s. w. Wie passt nun die Behauptung: das Weib gehört ins Haus, der Mann in die Welt, mit der Thatsache zusammen, dass der Schulunterricht beider ganz dieselben Fächer umfasst, die ganz nach derselben Methode gelehrt werden? Entweder gehört die Frau ins Haus, dann erziehe man sie dafür von Anfang an, oder werden Knaben und Mädchen von Anfang an gleich erzogen, dann verschließe man dem Mädchen die Welt nicht, für die es doch erzogen wird.

Aber der Widerspruch wird noch greller, wenn wir dazu nehmen, dass die Mädchenerziehung in der Hauptsache durch Männer geschieht, — nicht etwa durch Männer, die eine besondere Vorbildung für Mädchenunterricht erhalten haben, sondern durch Lehrer, die in diesem Jahre bei Knaben, im nächsten bei Mädchen eintreten, wie es gerade die Anstellungsverhältnisse mit sich bringen. In manchen Ländern scheint gar der Mädchenunterricht als das weniger wichtige angesehen zu werden, das am Ende jeder kann. Es kommt ja beim Mädchen nicht so genau darauf an, was schließlich erreicht wird. Wenigstens in Norwegen scheint eine derartige Anschauung vorgekommen zu sein, wenn wir dem scharfen Menschenkenner Ibsen trauen dürfen. In der „Komödie der Liebe" hat der Theologe Lind, einst ein Schwärmer für Freiheit und Wahrheit,

eine Braut gewonnen; wir finden ihn mit seiner Anna am Schluss des Gedichts. Anna, indem sie den Arm ihres Bräutigams nimmt:

Mein Lind sucht hier — was kümmert ihn der Glaube —
Lind (sucht seine Verlegenheit zu verbergen):
An Mädchenschulen einen Lehrerplatz.

Wie großartig schön ist dann aber die Schwärmerei, welche die Mädchen gerade den Lehrern anbetend zollen! Wen sollte dieses Bild nicht rühren und begeistern!?

Dieser erste Widerspruch in der weiblichen Erziehung wird noch erheblich gesteigert durch einen zweiten. Die Frau gehört ins Haus. Also sollte man denken, hat doch das Haus, hier natürlich die Hausfrau und Mutter, bei der Erziehung der Tochter wenigstens mitzusprechen. Die Mütter müssten doch in den Schulrath beigezogen sein. Denn wenn der Frau das Haus gehört, so wird der Mann in diese häuslichen Pflichten wohl nicht von Natur schon so tiefe Einblicke gethan haben, dass er ganz genau wüsste, wie nun das Mädchen zur späteren Hausfrau zu erziehen sei; das wird ihm nach seiner Stellung in der Welt schon viel zu gering sein. Aber nein — die Mutter hat kaum einen *Einblick* in die Erziehung ihrer Töchter, geschweige denn, dass sie dabei auch nur ein Wort mitzusprechen hätte. Mag der Lehrer noch so wenig Rücksicht und Verständnis für die Art des Mädchens haben, mag das Kind daheim noch so schwerbegreifliche Dinge erzählen aus dem Schulleben: die Mutter wird keine Aufklärung erbitten, denn was wäre der Erfolg? was versteht sie von Mädchenerziehung? das verstehen doch bloß wir Männer. Ich habe wohl schon Klagen über alle möglichen höheren und niederen Schulen allerwärts gehört; aber ich habe noch nie die Forderung laut und offen ausgesprochen gehört: in einen Schulrath für Mädchen gehören Frauen und gehören *Mütter*. Doch, scheinbar hat ja die Mutter Gelegenheit, sich von dem Kenntnisstand ihres Kindes und von der Einrichtung der Schule zu überzeugen: da sind die schriftlichen Zeugnisse — und da sind die öffentlichen Prüfungen.

Meine Forderung: Mütter in die Aufsichtsbehörde für Mädchenschulen, zur Feststellung des Lehrplans, der Lehrstoffe, zur Beurtheilung der Leistungen u. s. w. bleibt für mich stehen.

Damit kommen wir auf einen dritten Widerspruch in der heutigen Mädchenerziehung: derselben fehlt *jeder Abschluss*. Dieser Abschluss ist für die Knaben die Prüfung, das Examen. Dass eine Prüfung dieser Art — ich bitte die sogenannten öffentlichen Prüfungen, die nichts als Schaustellungen sind, damit ja nicht zu verwechseln — ein recht ekliges Ding ist und oft recht unzutreffende Ergebnisse liefert, weiß ich wohl. Mancher schleppt sein Examenzeugnis lebenslang als eine Kette nach sich; mancher steckt sich das seine als einen recht unverdienten Orden an die

Bruſt — und man möchte ja ſo gerne dem weiblichen Geſchlecht die Pein eines Examens erſparen. Und doch — die Herren Bräutigams werden nach wie vor bei der Verlobung ſich nicht das Examenzeugnis ihrer Erwählten vorlegen laſſen, und der Zudrang zum Lehrerinexamen beweist wohl auch, daſs die Mädchen gegen eine ſolche Prüfung keine allzu großen Bedenken haben, vielmehr das Bedürfnis fühlen, über das, was ſie wirklich gelernt haben, für ſich und vor der Welt Rechenſchaft zu bekommen, dadurch aber zugleich die Möglichkeit zu erhalten, um hernach auf dem paſſenden Feld weiter zu arbeiten, auf dem Boden eines öffentlich anerkannten Abgangszeugniſſes ſpäter weiter zu lernen, weiter zu kommen. So, wie es jetzt ſteht, iſt das weibliche Lernen ein Anfang ohne Ende, ein Taſten und Probieren ohne feſtes Anfaſſen, kurz ein Tändeln, das ſich hernach in allen möglichen Tändeleien fortſetzt. Dieſer fehlende Abſchluſs iſt mit einer der Gründe, warum ich auf die nachherigen ſehr koſtſpieligen Erziehungspenſionate nichts gebe. Auch ſie ſchließen ohne ein officielles Reſultat ab.

Ein vierter Widerſpruch, den ich hier anreihe, iſt der: man ſtellt ſo gerne das weibliche Geſchlecht hin als die Pflegerin, vielleicht ſagt man noch volltönender, die Prieſterin des Schönen. Was thun die erziehenden Männer aber dafür, im Mädchen den Sinn für das Schöne zu pflegen? Ein wenig Literatur und Kunſtgeſchichte, ſehr viel Clavierſpiel, etwas Zeichnen, da und dort noch Tanzen, darin erſchöpft ſich die Erziehung zum Schönen. Daſs aber nichts dabei herauskommt, als einige möglichſt falſch angewendete Kunſtausdrücke und Fremdwörter, einige möglichſt allgemeine und ſchiefe Urtheile, ein Naſchen an allem Möglichen, ohne auch nur in eines gründlich unterzutauchen, kurz, daſs dieſe Erziehung zum Schönen mit ihrem wahren Namen nur eine Erziehung zum Dilettantismus und darum nicht zum Segen, ſondern vom Übel iſt, darin werden die Sachkundigen wohl übereinſtimmen, auch wenn mir heute die Zeit fehlt, es im einzelnen nachzuweiſen.

Ein weiterer Widerſpruch: Man betont immer, wie wichtig die Geſundheit der weiblichen Jugend ſei. Aber gerade in den Jahren, in welchen die Pflege dieſer Geſundheit am wichtigſten iſt, hat die Schülerin keine Lehrerin, ſondern nur Lehrer, wobei volles Verſtändnis für, jedenfalls offene Ausſprache über das der Geſundheit entſprechende ausgeſchloſſen iſt.

Endlich ein ſechster Widerſpruch. Kretzer, der bekannte moderne und realiſtiſche Novelliſt, hat eine Erzählung geſchrieben, „Die Buchhalterin“. Eine ſehr begabte, ſehr fleißige, in jedem Stück tüchtige Tochter einer Witwe aus der Ariſtokratie hat einen Buchhalterpoſten angenommen, damit der Bruder, ein junger Officier, von dem durch die Schweſter verdienten Gelde ſtandesgemäß leben kann. Er darf aber beileibe nicht erfahren,

woher das Geld, das er recht cavaliersmäßig verbraucht, eigentlich kommt, weil er sonst im Regiment unmöglich wäre; ihm wird auf seine Frage immer wieder gesagt, die Schwester besuche nur den Letteverein. Das ist so recht aus dem Leben: an die hochbegabte Tochter wird nichts gerückt, um sie etwas Tüchtiges lernen zu lassen; der Bruder aber, er mag noch so unbegabt sein, er mag mit dem Geld so verschwenderisch umgehen, als ihm passt, der muss in eine höhere Laufbahn mit aller Gewalt hinaufgedrückt werden. Jedermann wird mir zugeben, dass dieser Fall sehr häufig vorkommt: die Tochter ist begabt; sie könnte im Leben auf diesem oder jenem Gebiet Großartiges leisten; sie darf aber nichts lernen, weil die Kosten an den Bruder gewandt werden müssen, und weil sie weiblichen Geschlechts ist. Sind das natürliche Verhältnisse? Gott ist's, der die Gaben verleiht, damit sie Zinsen tragen. Verleiht er die Gaben nun aber gerade an ein Mädchen, so verlangt unsere heutige Gesellschaftsordnung, dass sie brach liegen bleiben; und dabei wird ein Unfähiger auf die verantwortungsvollsten Posten emporgekünstelt, bloß weil er männlichen Geschlechts ist; und nicht immer gibt Gott hernach zum Amt auch den Verstand, sondern das Amt wird mehr und mehr durch das niedere Niveau seiner Träger herabgedrückt.

Fasse ich diese Unebenheiten in der heutigen Mädchenerziehung noch einmal kurz zusammen, so drängen sich mir die folgenden Fragen auf: Ist die Frau die geborene Erzieherin, warum wird ihr die Erziehung so äußerst spärlich anvertraut? warum darf die Mutter über Mädchenerziehung kein Wort mitreden?

Soll die Frau später auf alle Verwertung und Vertiefung höheren Wissens verzichten — warum wird ihr, wie zum Hohn, von allem ein kleiner Stich beigebracht? Wenn die Frau fürs Hauswesen geschaffen ist, warum lernt sie in den Schuljahren gerade fürs Hauswesen nichts?

Wenn ein so großer Unterschied ist zwischen männlichem und weiblichem Geistesleben, warum werden dann die Unterrichtsfächer beiden Geschlechtern durchaus gleich nach Stoff und Behandlungsart beigebracht? Warum nicht, was gar nicht so übel wäre, Geschichte in einer für die Frau passenden Auswahl?

Wenn aber die Mädchen lernen sollen, was die Knaben, warum denn nicht auch bei jenen ein Abschluss, der für die Selbstbeurtheilung wie für die Verwertung des Gelernten im Leben einen Maßstab bietet?

Wenn das Mädchen begabter ist als der Knabe, warum werden dann *ihre* Gaben *seiner* Unfähigkeit hingeopfert?

Wenn ich nun aber die hieraus sich ergebenden Folgerungen ziehen soll, so fürchte ich in schwere Collision mit den Forderungen der Frauenrechte zu gerathen.

Es ist eine bekannte Forderung der Frauenbewegung: für die Mädchenerziehung Lehrerinnen! Dies ist ja scheinbar ganz klar; hat Aussicht auf allmähliche Erfüllung; ist in bescheidenen Anfängen schon jetzt vorhanden und ist das natürliche Gegengewicht gegen das einseitig von Männern in Beschlag genommene Erziehungsprivilegium. Ich halte es auch für möglich, bei einem Durchdringen der Frauenbewegung für sicher, dass diese Scheidung kommt: die Knaben den Männern, die Mädchen den Frauen zur Erziehung. Nichtsdestoweniger scheint mir dieser Erfolg in mehrfacher Hinsicht nicht als das letzte Ziel und wiederum als ein innerer Widerspruch. Warum?

Zunächst deshalb, weil die Frauen, die für ihre Sache thätig sind und das Wort führen, sich immer mit Recht dagegen verwahren, als giengen sie auf eine Sonderung der Geschlechter in zwei getrennte Lager aus. Sie wollen nur, dass auch die Frauennatur die ihrer Art entsprechende Durch- und Vollbildung erhalte. Aber ein großer Schritt zu einer Trennung der Geschlechter wäre damit doch gethan, dass das weibliche Geschlecht für einseitig weibliche Erziehung in Anspruch genommen würde.

Sodann deshalb, weil in der häuslichen Erziehung, die ja doch eine Art Muster auch für die öffentliche Erziehung bildet, gleichfalls keine Trennung der Geschlechter stattfindet. Vater und Mutter sollen den gleichen Antheil an der Erziehung von Söhnen und Töchtern haben. Und die Wahrnehmung ist öfters zu machen, dass gerade der väterliche Einfluss bei den Töchtern, der mütterliche bei den Söhnen größer und segensreicher ist.

Zum dritten deswegen, weil ja das Streben dahin geht, der Frauenwelt männliche Bildungsanstalten, männliche Erwerbszweige zu erschließen. Der nunmehr ausschließlich deutsche Schrecken vor Studentinnen, die gemeinsam mit Studenten lernen, — die anderen Nationen haben sich hieran alle leicht gewöhnt, — der Schrecken vor Colleginnen, die sich mit den Männern in die Berufe theilen, die Schwierigkeit für die Frauen selber, sich in diese Situation zu finden, das alles wird nicht vermindert, sondern vermehrt, wenn in der Kindheit dieses letzte Band zwischen den Geschlechtern, männliche Lehrer für weibliche Schülerinnen, vollends ganz zerschnitten wird. Die Linien sollten vielmehr von früh an zusammen, nicht auseinander geleitet werden.

Zum vierten: Die Frauenfrage darf die große, zeitbewegende sociale Frage nicht durchkreuzen, sondern muss sich zu gemeinsamer Förderung mit jener verbinden. Die sociale Forderung aber drängt mit vollem Recht auf die in manchen Ländern wohl erprobte Einheitsschule hin, d. h. den gemeinsamen Unterricht der Kinder aller Stände bis zu einem gewissen Alter, von dem an dann erst die Fachschulen beginnen. Diese Einheitsschule müssen wir dringend anstreben. Sie ist nöthig zur Überbrückung

der zwiſchen den Ständen klaffenden Spalte; von Kind an müſſen arm und reich, hoch und nieder ſich kennen, ſich achten lernen; den Niedrigſten muſs der Wettwerb geöffnet werden, zu dem ihre Gaben ſie berechtigen, die Vorurtheile der Höheren gegen die Niedrigen müſſen ſchwinden durch die Erfahrung, daſs dieſe Proletarierkinder weder ſo viel unreinlicher noch ſo viel unſittlicher, vor allem gar nicht unbegabter ſind gegenüber denen der oberen Stände, wie man von weitem meint, und wenn doch — dann müſſen die beſſeren Stände ihren ſittlichenden und hebenden Einfluſs bewähren an den unteren Claſſen von Kind auf. Fürchten ſie, von dieſen heruntergezogen zu werden, ſtatt jene zu heben, dann haben ſie ſich und ihrer Bildung damit ſelbſt das Urtheil geſprochen."

Volksprediger.

Federzeichnungen aus dem Berliner Leben von **Anna Plothow.**

III.

Johannes Guttzeit.

Vom preußiſchen Lieutenant, dem Inbegriff einer eleganten, vornehmen, wohl diſciplinierten, correcten und dabei thatendurſtigen Männlichkeit, bis zum Naturprediger, der ſich nach ſeiner eigenen Mode kleidet und ſoweit Freiheitsfanatiker geworden iſt, daſs er ſogar für ſich ſelber auf die Anrede „Herr" verzichtet, um nicht mehr in den Verdacht des Herrſchenwollens zu kommen, iſt ein weiter Schritt — Johannes Guttzeit hat ihn zurückgelegt. Nur in unſerer widerſpruchsvollen Zeit ſind ſolche Gegenſätze möglich, aus dem Raffinement des Luxus, aus der allbeherrſchenden Form heraus ſehnt ſich der Menſch zurück zur ſchlichten Natürlichkeit. Freilich iſt ſolcher Drang nicht neu, im Wechſellauf der Jahrhunderte ſind tauſende weltmüder Menſchen in die Wüſteneien und Einöden gezogen. Zu Zeiten ward das Bedürfnis ſo ſtark, daſs man mit der Errichtung vieler Klöſter kaum Herbergen genug für die Weltflüchtlinge ſchaffen konnte, und wer recht mit der Natur allein ſein wollte, der baute ſich ſelber ſeine Einſiedlerklauſe in der Einöde.

Auch die Hinterwälder Amerikas dienten ein Jahrhundert lang den Naturmenſchen als Zufluchtsſtätte. Aber nun iſt das anders geworden. Der moderne Menſch kann aus der Cultur nicht mehr in die reine Natur zurückflüchten, denn es gibt keine. Über den Rücken der Berge hin, ſelbſt durch ihren dunklen Schoß und durch das ſtille, weltferne Thal jagt das Dampfroſs, über die endloſe Prairie hin ſpannt ſich das

Netz des Telegraphen und kaum erforschte Gewässer im Innern Afrikas durchwühlt die Schraube des Dampfers.

Wohin soll der Mensch sich flüchten?

Klömme er die Gipfel der Alpen hinan und siedelte sich dort bei Eis und Schnee an, wer steht ihm dafür, dass nicht schon im nächsten Sommer ein Touristenclub seine Schutzhütte ihm freundnachbarlich gegenüber baute? Das hat der Naturprediger begriffen, darum sucht er keine Einöde mehr, er bleibt mitten in der Welt stehen und sucht nur die Rückkehr aus den Verirrungen einer entarteten Cultur zur reinen, schlichten, wahrhaftigen Natur.

Es war an einem Spätherbstabend des letzten Jahres, als ich Johannes Guttzeit persönlich kennen lernte. Er hatte einen Vortrag angekündigt über die „Erziehung der Kinder zu Menschen oder Maschinen", und da ich selbst Vorsteherin einer Erziehungsanstalt bin, so interessierte mich dies Thema sehr und ich wanderte gern eine halbe Meile weit, um den Redner zu hören.

Er sprach in dem Saal einer im Norden Berlins gelegenen Brauerei. Es war nur eine kleine Zahl von Anhängern, die ihm bis hier hinaus durch den Herbststurm gefolgt war.

Die Erscheinung des Mannes hat auf den ersten Blick etwas Seltsames, Befremdendes. Es ist nicht allein der besondere Schnitt des graubraunen Wollenrockes, der die schlanke, hagere, mittelgroße Gestalt umhüllt, die raschen lautlosen Bewegungen auf den tuchenen Schuhen, die man mehr Gleiten als Gehen nennen kann, der lang herabwallende Bart, das bernsteinfarbene, falbe Haar, das in Strähnen bis auf die Schultern hängt, die Züge des blassen, eigenartigen Gesichtes, die kühngeschwungene Nase, die an die Bildung eines Adlers erinnert — es ist dies alles zusammen, was uns den Mann besonders erscheinen lässt, vor allem aber der Blick der scharfen, klugen Augen, der manchmal vorschauend sich in die Ferne wendet, als sähe er weit hinweg in andere, kommende Zeiten.

Wenn Johannes Guttzeit zu sprechen anhebt, so fallen die Sonderlichkeiten von ihm ab, oder man vergisst sie über den klugen, schönen und tiefen Gedanken seiner klaren und eindringlichen Rede. Auch an das vertrauliche „Du", womit er ohne Umstände die Hörer anredet, gewöhnt man sich schnell, es passt zu jener Welt, von der der Naturprediger redet: von dem Reiche Gottes, das schon auf Erden möglich ist, in dem wohl jeder sich selber liebt, aber nicht mehr als den Bruder — in dem alle Menschen sich wohl fühlen, weil alle sich als Theile der großen Gemeinsamkeit begreifen.

Einen solchen Zustand zu erreichen hindert uns freilich die Cultur, die entartet ist, weil sie mit dem Elend von Millionen das Wohlbefinden

weniger erkauft. Darum heraus aus dieser Cultur, die zu neun Zehntheilen Heuchelei und Lüge ist, zurück zur Natur, die das dem Menschen Gemäße bezeichnet, von dem hinweg er sich verirrt hat.

Freilich versteht Johannes Guttzeit unter Natur nicht nur die uns umgebenden sinnlichen Erscheinungen, sondern die nach ewigen Gesetzen sich bewegende, vom göttlichen Geiste durchhauchte Welt, das Materielle und das Geistige im Menschen — Gott und Natur sind ihm eines, darum ist ihm die Stimme der Natur heilig, weil die Gottheit aus ihr spricht, wohlgemerkt, aus reiner Natur — aus der entarteten spricht die Gottheit nicht mehr. Unermüdlich weist Guttzeit darauf hin, dass wir nur diese Entartung bekämpfen sollten und statt dessen die Natur bekämpfen und uns ihrer schämen, die uns heilig sein sollte, weil Gott sie uns gab.

Auch über Erziehung eröffnete Guttzeit an jenem Abend bemerkenswerte Gesichtspunkte. Statt des maschinenmäßigen Drills, der Schablonen aus ihnen macht, sollten wir Erziehung der Kinder zu Individualitäten anstreben, zu freien Menschen, die aus Selbstverantwortlichkeit das Gute thun.

Aber nur mit guten Mitteln können wir Gutes, Hohes erreichen, darum verwirft Guttzeit die Prügelstrafe in der Schule und will, dass der Lehrer durch ernste Liebe, freundliche Hinneigung und sittliches Beispiel erziehe. Er verwies dabei auf seine eigene Erfahrung, dass es ihm gelungen sei, in einer langjährigen Erzieherthätigkeit in Süditalien die leicht erregbare italienische Jugend nur durch die Kraft seiner Persönlichkeit, ohne jedes äußere Hilfsmittel, in Schranken zu halten. — Der Eindruck von Guttzeits Persönlichkeit war demnach stark genug, um mich wünschen zu lassen, mehr von dem Manne zu erfahren, besonders da es nicht leicht ist, immer sogleich in seine uns fremdartigen Ideen einzudringen. Auf eine nähere Bekanntschaft musste ich vorläufig noch verzichten, denn Guttzeit war wie vom Erdboden verschwunden, von seinen Anhängern erfuhr ich, daß er auf einer Vortragsreise begriffen sei. Ich verschaffte mir mit einiger Mühe Bücher von ihm und las besonders sein Hauptwerk, den „Verbildungsspiegel", mit großer Aufmerksamkeit.

Es ist dies ein gutes, muthiges Buch. Guttzeit hält der übercivilisierten Menschheit einen Spiegel vor, damit sie sich selbst erkennen möge. Der Verfasser hat diesem Buch das kräftige Motto vorgesetzt: „Die Larven runter!"

Unerbittlich zieht er gegen alle Heuchelei und Lüge zu Felde, denn „die erste Stufe der Weisheit ist, das Falsche zu erkennen".

Weiter sagt er:

„In den Köpfen der Menschen ist das Wesen der Dinge vom Schein überwältigt worden, das ist das Grundübel der Civilisation."

„— Der Menſch hat ſein Bewuſstſein durch das geſellige Leben ſtets ſeiner geſchärft. Er hat ſich immer weiter von der Natur entfernt, hat immer mehr auf beſondere Zwecke hingelenkt. Sein Denken iſt auf den Schein, auf die Geltung gerichtet. So verlor er den ſichern Halt, und auf dem ſchwanken Boden des eitlen Scheines nimmt er nun ſeine Zuflucht zu den Nebelgeiſtern der Lüge.“

„— den Wahrheitsliebenden freilich muſs es zurückſtoßen, wenn er ſieht, man nimmt von ihm an, daſs er getäuſcht ſein wolle.“

„— Wir ſollen alle, als Geſchwiſter in der Familie Menſchheit, einander liebevoll aus unſern Schwächen heraushelfen. Jedenfalls ſollte jeder, der von einem Abweſenden ſchlecht ſpricht, bereit ſein, es ihm auch ins Geſicht zu ſagen.“

„Die Lüge kann uns nicht heilen, ſondern allein die Wahrheit.“

„— Viele meinen, wer das Gute wolle, der müſſe häufig die Unwahrheit der Wahrheit vorziehen, der ſtete Wille zur Wahrheit ſei etwas Gefährliches, führe zum Schlechten. Sie glauben nicht an die Übereinſtimmung des Guten und des Wahren. Sie halten die Welt für ſo ſchlecht, daſs man, um ſie zu ertragen, einen Schleier des Truges über ſie decken müſſe. Aber das Schlechte liegt nur in der Civiliſation der Menſchen; die Natur iſt gut, und mit ihr auch die Menſchennatur. Darum heißt, die Wahrheit wollen, das Gute wollen.“

„— warum quält man ſich ab, den Schein aufrecht zu erhalten von etwas was nicht iſt?

Weil man einem Zeitalter angehört, das neue Erfindungen, neue Ideen hervorgebracht hat und ſich daher den Namen der Neuzeit beilegt, während es an wahrer Bildung der Menſchen ſich noch kaum über das Alterthum erhebt. So gehört man mit dem Vorſtande einer kommenden und mit der Gemüthsbildung einem verfloſſenen Zeitalter an. —“

„— Die Heuchelei bildet die Stickluft, welche die Geiſter des Menſchen überall zu athmen bekommen. Alle Verhältniſſe des Lebens, Ehe und Familie nicht ausgenommen, ſind von ihr mehr oder minder durchdrungen. Und auf dieſem giftthauchenden Boden wächſt ein verkümmertes Geſchlecht heran, welches in feiger Schwäche ſich an die Lüge klammert und mit dem Gewande der Nächſtenliebe und frommen Demuth die nackte Selbſtſucht, die Gier nach Reichthum, Glanz und äußerem Anſehen verdeckt. —“

Und nachdem Guttzeit ſo die Lüge als den Grund alles Übels im allgemeinen hingeſtellt hat, geht er daran, dies im beſonderen zu thun, und indem er alle Gebiete des Lebens durchſtreift, zieht er überall den verhüllenden Schleier hinweg, rückt den Kern der Dinge in die Betrachtung und zeigt den herrſchenden Widerſpruch zwiſchen Sein und Schein. Er ſchreckt vor nichts zurück und packt derb zu, wo es nöthig

ist. Aber er wird nicht beleidigend, weil er sachlich bleibt, er verletzt nicht, auch wo er über die intimsten Dinge spricht, weil er keusch, ernst und zart ist, und er langweilt nicht und macht uns nicht übellaunig, denn seine kernige Sprache beschreibt die Dinge schlicht und klar und sein glücklicher Humor würzt die Darstellung mit köstlicher Frische.

Wir folgen ihm gern und hören seine besondern, neuen und doch eigentlich wieder einfachen, natürlichen Ansichten über Rechte und Pflichten, über Gesetze und Einrichtungen, über wahre Höflichkeit im Gegensatz zu Dünkel und Schmeichelei, über Beleidigung und Zweikampf, über Ausartungen unserer Einrichtungen, über Scham und Anstand, über die wahre Brüderlichkeit.

Überall haben wir das Gefühl, dass ein guter, wahrhaftiger Mensch zu uns spricht, der sich bemüht, der erkannten Wahrheit nachzuleben, aber diese seine Erkenntnis niemals mit Gewalt seinen Mitmenschen aufdrängen will. Ich verstand Guttzeit nun besser, obwohl noch nicht in allen Stücken denn es war doch immerhin nur ein Bruchstück seines Systems, das in diesem Buch enthalten war.

Noch manche Frage blieb offen und so schrieb ich an Guttzeit, von dem ich erfahren hatte, dass er endlich nach Berlin zurückgekehrt sei und in einem Vororte Wohnung genommen habe, und bat um seinen Besuch.

Er antwortete mir umgehend ungefähr Folgendes:

„Liebe Schwester!

Gern will ich zu Dir kommen und Dir die gewünschten Erklärungen geben, aber willst Du im Interesse der Sache nicht lieber zu mir herauskommen? Der Naturprediger muss sich im Getriebe der Millionenstadt immer etwas beklommen fühlen."

So beschloss ich denn „im Interesse der Sache" — die nichts Geringeres war, als für den „Heimgarten" ein möglichst getreues Bild des seltsamen Mannes festzuhalten — den Naturprediger in seinem Heim aufzusuchen. In Gesellschaft einer Freundin, die ebenfalls seine Bekanntschaft machen wollte, fuhr ich an einem schönen Wintertag nach Schmargendorf, einem Vorort im Westen Berlins! Wir fanden Guttzeits Wohnung in einem freundlichen, dicht am Walde gelegenen Gärtnerhäuschen. Er wohnte also nicht in einer Tonne, wie Frau Fama behauptete, sondern in einer netten kleinen Wohnung, mit sauberen, sonnigen Stübchen. Die Einrichtung war freilich mehr als einfach. Das Bett des Naturpredigers steht in einer Glasveranda, durch deren mangelhaften Verschluss das von der Sonne gelöste Schneewasser des Daches einfach auf sein Lager tropfte.

Der Vorschlag, einen Spaziergang in den Wald zu machen kam uns deshalb nicht ungelegen. Draußen blaute der wolkenlose Winterhimmel über der stillen Kiefernheide, und wie wir auf dem beschneiten Pfad am Waldessaume dahinschritten, hüllte uns die Mittagssonne mit

ihrem warmen Schein wie in einen weichen, köſtlichen Mantel. Unſere Lungen ſogen gierig die reine kühle Luft ein, unſere häuſermüden Augen flogen liebkoſend über den braunen Birkenſchlag am Wege, das grüne Kieſerngehölz und den weiten, blauen Himmel, in dem die Krähen wie kleine ſchwarze Punkte verſchwammen.

Guttzeit las die Freude auf unſerem Antlitz und lächelte triumphierend. Er führte uns ſeine Lieblingspfade quer durch den Tann bis hin zu einer ſonnigen Waldblöße, niemand begegnete uns, nur einige Rehfamilien, die mit ihren Jungen im nahen Felde geäſt hatten, liefen furchtlos dicht vor uns über den Weg.

Hier war die rechte Umgebung für den Naturprediger und unter den Fichten auf- und abgehend entwickelte er uns ſeine Gedanken.

Die Freiheit der Natur gab uns den Muth zu einer Frage, die uns auf dem Herzen brannte. Leute, die ihn wohl misverſtanden hatten, hatten Guttzeit vor uns einen Anhänger der freien Liebe genannt. Nun hatten wir vernommen, daſs ſich der Naturprediger vermählen wolle, und es lag uns begreiflicherweiſe daran, ſeine Anſichten über Liebe und Ehe zu erfahren.

Unter den Bäumen auf- und abſchreitend, ſagte uns Bruder Guttzeit Folgendes:

„Die Kirche ſegnet die Ehe ein und der Staat betrachtet die Eheſchließung als einen geſetzlichen Act — ich aber ſage euch, mit dieſen beiden Bindemitteln iſt noch keine natürliche Ehe geſchloſſen — die entſteht nur, wenn die innere Stimme unaufhaltſam den einen Menſchen zum anderen hinzieht, und ſie hört auf, wenn die Liebe der Menſchen zu einander aufhört.

Man fürchtet, wenn die äußeren Geſetze fehlten, ſo würden die Familienbanden ſich löſen. Man fürchtet mit Unrecht, man misſtraut der Natur, die doch Vertrauen verdient. Schuf die Natur den Menſchen zur Einehe, ſo iſt auch anzunehmen, daſs die Zuneigung zweier reiner Menſchen aushält für dieſes Leben. Aber die Menſchen machen es hier wie überall, ſie paſſen ihre Geſetze dem Unreinen, Entarteten an, machen dieſes zur Norm. Eine Ehe, die innerlich nicht mehr beſteht, ſollte nach außen löslich ſein, denn ſie iſt unſittlich geworden.“

„Und die Kinder?“ warfen wir beide wie aus einem Munde ein.

„Die Kinder“, ſagte Guttzeit ernſt, „müſſen zu ihrem Gedeihen in einer Atmoſphäre der Liebe und Eintracht aufwachſen. Finden ſie die bei den Eltern nicht, ſo ſind ſie bei Fremden oft beſſer aufgehoben; zwei Menſchen, die unter einander meins ſind, können kein Kind gemeinſam erziehen.“

„Und die vorübergehenden Wallungen der Leidenſchaft, die Untreue, die morgen bereut wird?“

„Denen wird der reine, natürliche Mensch eben weniger ausgesetzt sein als der verbildete Genussſüchtling", fuhr Guttzeit unbeirrt fort, „freilich sollte die Wahl bedachtsam stattfinden.

Natürlich dürfen sich zwei Menschen niemals um äußerer Vortheile willen verbinden, auch sollte sich die Jugend besser kennen lernen. Es ist ein Wagestück, ein junges Mädchen dem ersten oder zweiten Mann, der in ihr Leben tritt, zu vermählen, während sie erst viel später vielleicht den rechten trifft. Die Jugend sollte freier und unbefangener mit einander verkehren dürfen. Freilich brauchten wir dazu eine andre Geselligkeit — nicht jene anspruchsvollen Gastereien, die einen Familienvater ruinieren, denn die Familie muss immer der Krystallisationspunkt echter Geselligkeit bleiben. Wer aber unter Hunderten wählt, hat mehr Chancen für die richtige Wahl."

Auf seine persönlichen Verhältnisse übergehend fuhr er fort:

„Es ist keine Kunst, den Leuten vorzupredigen — ich will ihnen vorleben. Erst in der Praxis sieht man, ob man auf dem rechten Wege ist oder auf einem irrigen. Ich werde mich vermählen und alle gesetzlichen Formen erfüllen — der Staat mag mich dann verantwortlich machen — aber innerlich gelten diese Gesetze mir und der Meinigen nichts, da sind wir unseren eignen Gesetzen unterworfen. Die Ehegesetze drücken die Frau noch meist zur Magd herab — ich will, dass meine Lebensgefährtin gleichberechtigt neben mir stehe, ein freier Mensch mit freiem Willen wie ich.

Meine Braut kennt mich seit ihrer Kindheit", fuhr er fort, „sie ist erheblich jünger als ich, aber sie theilt all meine Anschauungen. Sie ist eine schöne, freie Seele, sie hat sich frei gemacht aus einer engen Umgebung und ist aus eigner Kraft stark und tüchtig geworden. Nun sehnt sie sich darnach, mit mir vereint zu wirken."

Er hatte lebhafter gesprochen als bisher und ich hatte eine neue Beobachtung gemacht. Die Natur hat diesem Manne alle äußeren Reize versagt, aber sie hat den Mangel ersetzt und hat den Zauber der Schönheit in seine Stimme gelegt. Das volle tönende Organ ist von seltenem Wohllaut, und wenn er von etwas Liebem spricht, kommt ein süßer, weicher Klang hinein.

Wir waren nun über Bruder Guttzeits Ehegedanken beruhigt, und als wir in die Dampfstrambahn stiegen, geschah es mit herzlichem Händedruck und dem Versprechen eines Gegenbesuches.

Ich sah diesem mit einer kleinen Bangigkeit entgegen. Wie würde es Johannes Guttzeit bei mir gefallen, was würden seine kritischen Blicke alles auszusetzen finden? Er, der allen Luxus hasst, dem er eine menschenfeindliche, entbrüdernde Wirkung zuschreibt, und überall reine, unverfälschte Natur sehen will. Ich aber wohne im Herzen der Großstadt, hoch oben in einem himmelhohen Mietshause. Natürlich liebe ich mein

kleines Nest, von dessen Erker man ein gut Stück Berlin zu seinen Füßen liegen sieht und das ich mir mit meinen Büchern, Bildern, Blumen, Statuetten und hundert kleinen Kunstkram so traulich als möglich eingerichtet habe.

Als mir an einem Nachmittag Johannes Guttzeit gemeldet wurde, schlug mir das Herz, und ich umfasste mit einem schnellen liebkosenden Blick meinen kleinen Salon, den ich schon im Geiste spöttischer Verurtheilung geweiht sah.

Es kam nicht ganz so schlimm.

Johannes Guttzeit ist zwar Naturprediger, Vegetarier und Naturmensch, aber er ist in einem preußischen Cadettenhause erzogen und war viele Jahre lang Officier. (Vielleicht ist sogar sein besonderer Rock noch eine ihm selbst unbewusste Vorliebe für die Uniform.) Er wurde ernstlich böse — und er kann böse werden — als ich meine Kunstliebe zu entschuldigen anfieng.

Wofür ich ihn hielte? Ob ich meine, dass er so thöricht sei, nicht zu wissen, dass auch das Schönheitsgefühl im Menschen nach Befriedigung verlange?

Nur der sinnlose, übertriebene Luxus sei verwerflich, der auf Kosten der Mitmenschen den krausen Launen des Genusssüchtlings diene. Sein Schönheitsgefühl brauche freilich nur geringe Mittel zur Befriedigung.

Das glaubte ich ihm gern, denn der Mann ist wunderbar anspruchslos. Das Glück, wonach die Menschen ruhelos hasten und jagen, was sie einander nicht gönnen und doch niemals erreichen oder dauernd besitzen: Johannes Guttzeit scheint es gefunden zu haben in der Bedürfnislosigkeit eines reinen und wahrhaftigen Lebens.

Ich glaube.

Bekenntnisse und Geständnisse von **Peter Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Ablass der Sünden.

Das Kreuzesopfer Christi ist so erklärt, als wäre es für die Sünden der Welt dargebracht worden, als habe der Heiland dadurch auf sich genommen und abgebüßt die Sünden eines jeden, der an dieses göttliche Opfer glaubt.

Man hat gemeint, die andächtige Beiwohnung der Messe, der inbrünstige Empfang der Sacramente sei schon genug, um entsündigt zu werden. Man hat gesagt, der sündige Mensch allein sei nicht imstande,

sich zu sühnen, zu erlösen, es gehöre die Gnade Gottes dazu. Die Gnade Gottes käme aber nur dem, und zwar ganz unverdient zu, der darum bittet, denn sie sei einzig erworben durch die Verdienste Jesu Christi.

Die wörtliche Auffassung dieser Lehre ist verhängnisvoll geworden. Man hat täglich um die Gnade gebetet, wöchentlich einmal dem Messopfer beigewohnt, monatlich einmal gebeichtet und communiciert — und ist Sünder geblieben. Und hat auf Rechnung dieser Übungen und Andachten Laster um Laster, ja Verbrechen auf sich geladen, und hat kein böses Gewissen gefühlt und ist in der Meinung, ein guter Christ zu sein, als unbußfertiger Sünder gestorben.

Die Kirche meint es nunmehr allerdings nicht so, aber sie hat die größte Mühe, die oben angeführte Lehre derart zu begründen und auszulegen, dass sie wahrhaft sittigend auf die Menschen wirkt und jedermann davon überzeugt ist, dass die Sünden trotz aller Gnadenmittel erst dann vergeben werden, wenn sie nach Menschenmöglichkeit persönlich gesühnt und gutgemacht sind. — Freilich in diesem Falle wird billigerweise überall so ziemlich alles vergeben, da braucht man nicht erst einen besonderen Ablass dazu.

Es gibt aber Fälle, wo die Lehre von dem Gnadenablass eine Fülle himmlischen Trostes birgt, wo sie den verzweifelnden Menschen aufrichtet, wo sie also thatsächlich ein Ausfluss christlicher Liebe ist.

Auf einer großen Jagd wurde unversehens der Jagdeigenthümer, ein reicher Gutsbesitzer, angeschossen und an diesem heiteren Halalifeste war es bei ihm zum Sterben. Die körperlichen Schmerzen waren sanft, er verblutete langsam nach innen. Trotzdem bebte und stöhnte er über die maßen, als der Priester vor ihn hintrat. Denn dass der Tod da war, er ahnte es wohl. Viele und schwere Sünden waren zu beichten. Ungerechtes Gut konnte nicht mehr zurückerstattet werden, so reich der Mann auch sein mochte, denn jene, denen er es einst genommen, waren längst verdorben und gestorben. Natürliche Kinder von ihm waren verkommen, Auswürflinge geworden, er hatte sie verleugnet. Ein Nachbar von ihm war ein Jahr lang unschuldig im Gefängnisse gesessen und darin aus Gram gestorben, weil er — der Gutsbesitzer — im Processe einen falschen Eid geschworen. Nicht eine dieser furchtbaren Sünden konnte mehr gesühnt werden. Wer kann sagen, dass er ein besonders schlechter Mensch gewesen? Er war das, was so viele unter uns sind: von unersättlicher Selbstsucht besessen. Und als er nun vor der Majestät des Todes empfand, wofür er den edleren Theil seines Menschenthums vergeudet hatte, da gieng ihm ein Licht auf, ein schreckliches. Der Sterbende sah vor sich die ewige Verdammnis und wand sich in tiefster Verzweiflung. Es war ein Bild unbeschreiblichen Jammers, alle Anwesenden bebten bei den gräßlichen Selbstanklagen des Mannes und manches Herz wollte

brechen vor Erbarmen. Da trat der Priester zu ihm, labte ihn, reichte ihm die Sacramente und fragte, ob er seine bösen Thaten bereue aus Angst vor der Hölle oder aus einem anderen Grunde?

„Weil es so schlecht war von mir!“ stöhnte der Sterbende auf, „weil ich mich so unsäglich verachten muss! Weil es Gott so gut mit mir gemeint hat, mit Glück und Besitz und Freunden mich gesegnet. Und ich ihm so! Und ich ihm so!“

Da legte der Priester seine Hand ihm auf die feuchte Stirn und sagte: „Mein Bruder im Herrn, dir ist vergeben. Du kannst deine Sünden nicht mehr büßen auf dieser Welt, aber Jesus Christus, der am Kreuze gestorben ist, hat sie auf sich genommen, hat dich erlöst durch sein kostbares Blut. Sei in Frieden, der Heiland nimmt deine Seele auf in seiner Gnade.“

Als der Mann todt war, hiengen an seinen Wimpern zwei große Thränen. Weinend vor Seligkeit ist er gestorben.

Die Sache dürfte wohl so stehen: Wenn ich nichts thue zur Löschung meiner Schuld, nichts zur Besserung meines Lebens, wenn ich mich einzig auf den Nachlass der Sünden durch Christi Verdienste verlasse, dann wird mir nichts verziehen. Wenn ich aber zur Sühne meiner Sünden und Laster alles thue, was in meiner Macht steht, und es reicht noch nicht aus, dann tritt der Erlöser ein und zahlt für mich den Rest der Schuld, und es muss auch die beleidigte Menschheit zufrieden sein.

Wenn die begangenen Missethaten und Verbrechen nur erst von den Menschen verziehen sind, dann wird der Herr den Schuldschein zerreißen. Und wenn einzelne der Beleidigten trotz aller möglichen Genugthuung unversöhnlich bleiben, so wird der Heiland durch die Stimme des guten Gewissens zum Büßenden sprechen: „Komm, du bist mein, ich hab' dich wieder lieb.“

(Fortsetzung folgt.)

Wohlgemuth.

Als Kind hab' ich gespielt mit Scherben,
Und bunte Steinchen froh geschichtet.
Als Mann hab' ich den Bau, den derben,
Des Lebenszieles, aufgerichtet.
Und wenn nach Kämpfen und nach Kümmern
Der stolze Bau zugrunde fiele,
Dann werd' ich wieder Kind, und spiele
Gar fröhlich mit des Glückes Trümmern.

R.

Kleine Laube.

Jugendsprüche.

Aus den Ennsthaler Alpen, gesammelt von Karl Reiterer.

Die Offenbarungen der Volksseele sind nie und nimmer zu verwechseln mit den großmäuligen Äußerungen des Pöbels, des Philisters. Das wunderlichste Sprüchel oder Liedel eines halbverrückten Kohlenbrenners enthält viel mehr Gehalt und Volksseele, als das Politisieren eines Philisters am Biertische. Letzteres ist eitel Sand und Wasser, ersteres ist Humus. Der „Heimgarten" hat es seit jeher geliebt, das Rohproduct der Volkspoesie zu suchen, zu heben, zu sammeln. Ein wackerer Handlanger dafür ist der Volksschullehrer Karl Reiterer in Donnersbachwald. Wenn es auch nicht immer gelingt, den Spreu von den Körnern zu sondern, so hat er uns doch manch dankenswerten Fund vermittelt. Sein Feld in den Ennsthaler Alpen ist noch ergiebig, dort ist noch Ursprünglichkeit und Eigenart. Wie mancher sächsische Professor wäre überglücklich, wenn er als Tourist auch nur eines der schalkhaften, kecken Sprüchlein fände, wovon Reiterer hier wieder einen ganzen frischen Strauß mittheilt.

Unser Rohner-Kathl
Is a Schinderbratl,
Legt die Fingerspitzl
Auf das Fenstergattl,
Kemen die Buam, greifens on
Und springen davon.

* * *

Hias, mach' d' Suppen süaß.

* * *

Er hot a Köpf'l,
Wia a z'som'dorrter Äpfel.

* * *

Launböckerl,
Zimmerſtöckerl,
Setz' dich unter die Brucken,
Beißen dich d' Mucken.
Kommt der Leandl (?) mit der Geig'n,
Wird dein Witzerl (Zorn) auffatreib'n.

* * *

Linz is a Stadtl,
Wean is a Stodt.
In Linz eſs' ma 's Bratl,
In Wean 'n Solot.

* * *

D'r Adam und Eva
Hab'n g'raſt um 'n Käſa,
D'r Adam hot g'wunga,
D' Eva is davong'ſprunga.

* * *

'n Guld'n und 'n Groſchen,
Und du holſt dein G.....;
'n Guld'n und 'n Sieb'ner,
Und du frogſt mih nimmer,
'n Guld'n und 'n holb'n,
Und du möchſt mih nit zohl'n.

* * *

Oba, Owa,
Der Goas 'n Howa,
Dem Kaiberl a Heu,
Und 'n Dirnderl a Zuzerl dabei.

Variante:

'n Kaiberl a Stroh
Und 'n Dirnderl a Floh.

Fragt man, was zu eſſen auf den Tiſch komme, wird geſcherzt:

A Eingrührt's mit 'n Beſenſtiel,
A G'ſtoſſens über d' Stiag'n und
g'röſt't'e Huafnägel viel.

Ein Angeber unter der Jugend wird geneckt:

Schirgerl beim To(g),
Kriagſt a roths O (Ei)
Kriagſt a rothe Feig'n,
Magſt gar nix verſchweig'n.

Zu einem unreinlichen Kinde ſagt man:

Krätzentegel,
Kaf dir um a Sechſerl Schuahnägel!

* * *

's Katzerl is in Boch g'ſolln,
's Bratzerl hot auſſag'ſchaut,
Hot ſich neamd zuwitraut.

Und:

Heiraten, heiraten,
Wirſt es ſchon g'wohr'n,
's woazer' Mehl hoſt nit
Und 's Rogger' muaſst ſpor'n.

Oder:

Heiraten, heiraten,
Wird dih ſchon rui'n,
Wirſt a böſ' Maunl kriag'n,
Der wird dih blui'n.
Händ' und Füaſs bind' ih 'n z'ſamm',
Helf' dir Gott ah,
Die Aug'n kral ih 'n aus
Und die Haar ah.

* * *

Die Bäuerin hat die Katz' verlar'n,
Sie waaß nit, wa ſ' iſt,
Sie ſuacht um das Haus um und um:
Muzerl, wo biſt?
's Muzerl is eing'ſpirrt,
Sie ſitzt im Arreſt,
Der Bauer hat ah kaan Geld,
Daſs er's auslöst.

Ein halbſcherzhafter Neujahrswunſch iſt:

Ih wünſch' dir a glückſelig's Neujahr.
Edle Raſen, ſchöne Blüah',
's neue Jahr kommt herfür,
Das Kindlein ſchlaft ganz in der Still',
Wenn 's Englein kammt und wecken es will.
Der Engel ſprach:
Steh auf — und wach!
Chriſtbeſcheerung wahl bedacht.
Chriſtbeſchneidung in dem Himmel,
's Kindlein in dem Heu,
Die liebe Frau dabei,
Der heilige Jaſef neben,
Und Gatt fall dir a glückſelig's neu's Jahr geben.

Ein anderer Neujahrvers iſt:

Als ich heute vam Schlaf' erwacht,
Hat mir der Engel a Batſchaft bracht.
Ich dachte hin, ich dachte her,
Was das für eine Batſchaft wär'.
Endlich fallt's mir ein,
Daſs heut' Neujahrstag fall ſein.
Könnt' ich wie ein Adler fliegen,
Möcht' ich mich zur Sanne biegen
Und am Neujahrstag Gold und Silber bringen.
Hinein, hinaus
Durch ein buxbaumers Haus,
Durch eine buxbaumer Thür,
Und 'n gald'nen Riegel dafür.
Drei Raſen am Dach, drei Muscatblüah,
Und heut' am Neujahrstag
Wünſch' ich einen frahen Morgen dir.

Kinder fragen ſich in Donnersbachwald bei Irdning:

Was iſt dir lieber:
Kutſchen ader Wagen?
Kutſchen. — Höll' obirutſchen.
Wag'n. — Himmel aufifah'n.
Bandl ader Schnürl?
Bandl. — Himmelvada ſein' Handl.
Schnürl. — Tuifel ſein Mirl.
Eſſigkruag ader Eiſenſtangl?
Eſſigkruag. — Geh' auffi und friſs gnua.
Eiſenſtangl. — Dein Bada is a Teufelsmannl.

Schaukelverſe ſind:

Hops, hops, hops,
Fohr' ma's in die Stodt,
Wo die tropfert Bäurin is,
Dö ihr Dutzend Knödl iſst
Und a Loabl Brot.

Eine Variante lautet:

Hops, hops, hops,
Fohr' ma auf Auſſee,
Um a Kübel Solz,
Um a Kübel Schmolz,
Um a Kübel Bohn',
Daſs ma wos z'eſſen hom.

Vom Huhne, das Eier legt, ſchäkert man:

Hennerl, pipi, Hennerl, gogo,
Wennſt mir koan Oa legſt, ſtich ih dih o.

„Gſatter-Bitten".

Von Dr. Hans Schukowitz, Graz.

Die ſchöne Sitte des „Gſatterbittens" verſchwindet immer mehr und mehr. In einzelnen Dörfern des Marchfeldes und des Waldviertels in Niederöſterreich hält man noch daran feſt. Jetzt bringt der Bauer den „Geſattersleuten" die Bitte, den neugeborenen Sprößling aus der Taufe zu heben, meiſt mündlich vor. Früher ſchrieb man Briefe. Dieſe ſind culturhiſtoriſch intereſſant, inſoferne ſie den lebendigen und innigen Glauben im Sinne des katholiſchen Katechismus bekunden, den unſer Volk in das Sakrament der Taufe ſetzt. Zudem muſs man wiſſen, daſs es unſer Volk im Gegenſatze zu den Städtern als unverzeihlichen Leichtſinn betrachtet, wenn die Taufe mehr als zwei Tage nach der Geburt des Kindes hinausgeſchoben wird. In ſprachlicher Hinſicht erſcheinen dieſe Bittbriefe nach ein und derſelben Schablone geſchrieben und ſie erinnern inſofern an die mittelalterlichen Segen (vgl. Müllenhoff, Alterthumskunde). Wir theilen hier zwei charakteriſtiſche Gſatter-Bitten aus dem Beginne unſeres Jahrhunderts mit. Beide ſind in der Marchfeldmundart geſchrieben.

†

Gegrüſſet ſey der Herr und ſeine ſüſſe Mutter Marie!

Das Wort, ſo Fleiſch worden und in uns wohnet, gebohren aus Maria der Jungfrauwen wollt uns ſegnen durch das Jngeweid ſeiner Barmherzigkeit und hat mein Ehegeſponſin mit ein Mägdlein itzo niederkommen laſſen. So geht ſonderlich mein flehent Angeſuch an mein Herrn Gſader und Frau Gſaderin ſelbes annoch aus dem heiligen Taufbrun zu heben, auf das es geheiligt und in Chriſto Jeſo gereinigt werd von ſeiner Schuldenlaſt. So bittet ganz dinſtfahrig Herrn Gſader und Frau Gſaderin:

Caſpar Wolfgrüber,
Bäckermeiſter, allhier.

Stillſtend 8. Hornung, 03.
(1803)

Gelobt ſey Jeſus Chriſtus.

Herr gſatter, und Frau gſatterin, ich kann nicht unterlaſſen mit meinen wenigen parr zeilen zu Begrüßen, weillen Gott der allerhöchſte meine Liebe Ehen weib, ihren bis hero getrogenen Leibs Bürde glückhlich entbunden und uns mit einen Jungen Söhnlein erfreuet, weillen ſolches Nemblich, das Neugebohren Kindlein in der Erbſinde empfangen und ſo ergehet mein fuß fallendes bitten an meinen Herrn geſattern

und Frau gefattrin, uns die Chriſtenliche lieb zu erzeigen, und das Neugeboren kint, zum Heiligen Sacrament der Tauf zu übtragen, und altorden von der Erbſünde gereiniget und in das Buch der Lebendigen möchte eingeſchrieben werden.

Als

Gelanget mein ganz unterthäniges bitten an meinen Herren geſattern und Frau geſattrin

Tienſt willigſter

Thomas Stumer.

Dieſer vorſtehenden, der „Zeitſchrift für öſterreichiſche Volkskunde“ (Prag. F. Tempsky) entnommenen Mittheilung ſei beigefügt, daſs ich in meiner Jugend auch einen ähnlichen „Bittbrief“ aus Kapfenberg im Mürzthal geleſen habe. Derſelbe enthielt nach meiner Erinnerung auch die Bitte an den zu werbenden Pathen, dem Täufling nicht viel „irdiſch' Gab'“ zu ſchenken, ſondern vielmehr, falls die Eltern frühzeitig abberufen würden, dem Kinde ein chriſtlicher Wegweiſer zu ſein.

Heute wird in Oberſteier das Geſatterbitten zumeiſt mündlich beſorgt, und in welcher Weiſe, das ſoll ein nächſtes Heft des „Heimgarten“ erzählen. R.

Frohſinn.

Bei heiterem Singen
Wird vieles gelingen,
Was ſonſt nie im Ringen
Des Lebens entſteht;

Statt finſterem Toben
Die Götter hoch oben
Im Sange zu loben,
Gilt als ein Gebet.

Franz Pühringer.

Zur Duellfrage

bringen die „Grenzboten“ neuerlich einen beachtenswerten Aufſatz, dem wir das Folgende entnehmen:

Es iſt eine Aufgabe des deutſchen Kaiſers und der deutſchen Fürſten, dem Rechts- und Sittlichkeitsgefühl des deutſchen Volkes in der Duellfrage Genugthuung zu verſchaffen.

Adel und Officierſtand ſind die Hauptträger der Unſitte des Zweikampfs. Der deutſche Edelmann will noch heute ſein Waffenrecht behaupten. Das Fauſtrecht, die bewaffnete Selbſthilfe erſcheint ihm trotz aller grundſätzlichen Zugeſtändniſſe und aller Unterwürfigkeit gegenüber den Forderungen der chriſtlichen Kirche unentbehrlich. Er iſt — wie es ſcheint — noch überzeugt, daſs es „gerade edlen Naturen eigen zu ſein pflege, am ſchwerſten eine Beleidigung zu verzeihen, und es als ſüßeſte Rache zu empfinden, mit eigener Hand ſich rächen zu können“.

Und doch hat der deutſche Adel in ſeinen höchſten Schichten, in dem Kreiſe, dem zu dienen, dem nachzueifern er auch heute noch für ſeine erſte Pflicht erklärt, in den deutſchen Fürſtenhäuſern, das leuchtende Beiſpiel vor ſich, daſs, um den Ehrenſchild des deutſchen Edelmannes rein zu halten, es heute nicht mehr des Fauſtrechts, der Rache mit eigener Hand bedarf. Die Mitglieder der deutſchen regierenden

Häuſer, ſoweit ſie Männer ſind, ſämmtlich als Officiere die Waffe führend, kennen den Zweikampf ſchon längſt nicht mehr. Die Händel, die Beleidigungen — denn ſolche fehlen unter Menſchen niemals vollſtändig — werden in dieſem Kreiſe ohne den Zweikampf „ausgetragen“ und kein deutſcher Edelmann wird behaupten wollen, daſs die Ehre der Mitglieder unſerer regierenden Häuſer darunter leide. Und ſehr ſelten iſt es auch, Gott ſei Dank, vorgekommen, daſs es ein adeliger oder bürgerlicher Ehrenmann hat beklagen müſſen, einen deutſchen Prinzen nicht vor die Piſtole fordern zu können. Das Noblesse oblige verleiht den Anhängern jenes Kreiſes faſt ausnahmslos das vornehme Taktgefühl, das den äußerlich minder Hochgeſtellten vor Beleidigungen beſſer ſchützt, als das Recht des Zweikampfs. Bei dieſem höchſten „Adel deutſcher Nation“ ſollen die Leute, die ohne Duell Ehre und Anſtand im Verkehr unter ihresgleichen nicht aufrecht erhalten zu können meinen, in die Schule gehen. Für die deutſchen Fürſten und ihre Häuſer aber kann es keine edlere, zeitgemäßere Aufgabe geben, als in dieſer Beziehung Lehrmeiſter zu werden. Und daſs ſie das mit Erfolg können, daran wird niemand zweifeln, der den Einfluſs der deutſchen Fürſtenhöfe auf die ganze Geſellſchaftsclaſſe, um die es ſich hier handelt, kennt. Ganz beſonders iſt es angeſichts der heutigen Zeitläufe Pflicht der deutſchen Fürſten, in dieſer Frage dem deutſchen Kaiſer zur Seite zu ſtehen.

Lach' an der Welt vorüber — es iſt nichts.

Mit dieſem Worte führe ich im „Heimgarten“ einen neuen deutſchen Humoriſten ein. Der Mann hat bei den Anhängern der alten Schule einen anrüchigen Namen, er gibt den „Modernen Muſenalmanach“ heraus und iſt auch ſonſt nicht mehr unſchuldig an der jungdeutſchen Richtung. Ja, aber wenn ſie alle dem gleichwertig wären! Das iſt ein ganzer Kerl. Es braucht viel, bis einer, gegen den Bedenken vorliegen und literariſche Fehltritte ſprechen, einen Alten herumkriegt. Nun, der dreißigjährige Burſch' hat mich feſt gekapert mit ſeinem neuen Buche „Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankrazius Graunzer, der ſchönen Wiſſenſchaften Doctor. Nebſt einem Anhange, wie ſchließlich alles ausgelaufen, von Otto Julius Bierbaum“, (Berlin. Verein für deutſches Schriftthum. 1896). Es iſt ganz köſtlich, es iſt faſt auch wie ein leibliches Wohl, wenn unſer Gehirn nicht immer wieder auf längſt glattgeſchleiften Geleiſen befahren wird, wenn es auch einmal auf Brachen friſch gefurcht wird. Den Inhalt des Buches verräth der plauderſame Titel, aber die Form, in der das gemacht iſt! Und dieſer erdfriſche, oft überaus drollige, manchmal auch rüde Humor! Den alten Jean Paul dürften die deutſchen Geſchlechter bald endgiltig penſionieren. Da haben ſie einen neuen. Nach der annoch herrſchenden Sitte muſs man den Weiberfeind Pankrazius Graunzer zwar vor der Jugend verſtecken, beſonders vor der weiblichen, nicht als ob das Buch in ſeinem Gehalte unſittlich wäre, als vielmehr, weil es in ſeinen Ausdrücken zu burſchikos iſt. In kecker Kraftgenialität galoppiert es über alles dahin, lachend an der Welt vorüber. Hie und da ſcheint's, es ſei dieſem Dichter nichts heilig, aber in den Tiefen des Buches ſteht's, daſs ihm mehr heilig iſt, als manch anderem von der alten lüſternen oder ſtumpfen Sorte, es iſt ihm alles heilig, was dem Menſchen heilig ſein muſs, und glühende Pulſe pochen der Natur, der Unſchuld, der Liebe, der Ehe, dem Vaterlande ein hohes Lied. Umſo hageliger geht's über das Faule her, über Vorurtheile, Unſitten und Dummheit, und wen der Lachende trifft mit ſeinen luſtig pfeifenden Peitſchenhieben, der hat nichts zu lachen, außer er macht ſich ein Vergnügen daraus, einmal munter und geiſtreich abgeführt zu werden.

Manchmal verläßt den Humoriſten aber der Humor, wie zum Beiſpiel dort, wo er über das heutige Deutſchthum ſpricht, und da wettert er ſo:

„Alſo: wir lieben das Reich, und wir wollen nicht von ihm laſſen.

Aber, wenn wir uns recht auf Herz und Nieren prüfen, ich glaube, wir müſſen uns dann geſtehen, daſs ein recht dicker Bodenſatz von Nichtbehagen am Grunde dieſer Liebe liegt.

Du lieber Gott, bei feſtlichen Gelegenheiten, wenn die Flaggen wimpeln, da ſieht es ja recht luſtig aus, das Reichsgebäude, aber, wenn die Fahnen eingezogen ſind, hol' mich der Teufel: wie nüchtern und riſſig dann die Façade herſchaut. Schießſcharten ſind ihr hauptſächlicher Schmuck, und die Bedeutung des Bajonetts als Ornament wird uns recht blitzend ad oculos demonſtriert. Aber eigentlich *deutſch* ſieht mir das nicht aus.

Ich möchte wiſſen, was Goethe ſagen würde, ſähe er dieſe Unterofficiersarchitektur. Und wenn er gar *hinter* die Façaden ſähe....

Gott behüte mich vor Nörgelei, aber mein Deutſchgefühl kommt nicht ganz auf ſeine Koſten in dieſem deutſchen Reiche.

Mir kommt das alles ſo ohne deutſche Seele vor, es iſt alles ſo über einen Leiſten geſchlagen, alles ſo abgerichtet und nach der Paradetinie gezogen, ich ſehe zu wenig perſönliche Kanten, zu viele Uniformen und zu wenig Menſchen.

Sieh' dir 'mal, bitte, Berlin an. Ein Allerweltsneſt, aber keine Hauptſtadt des Deutſchthums.

Und unſ're Kunſt, zumal die angewandte, die Kunſt im Leben, und unſere Literatur (ich fürchte mich, Dichtung zu ſagen), ſoweit ſie in irgend einem Grade populär iſt, unſer Theater, — Gott ſteh' mir bei: iſt das nicht alles eine Caricatur der deutſchen Art?

Nein, wer heute Deutſchthum genießen will, muſs aus der Gegenwart und möglichſt weit von Berlin weg fliehen.

In alten Städten, wo deutſches Weſen einmal reich lebendig geweſen iſt, ſehen wir mit Staunen, was für Kerls unſere Vorfahren geweſen ſind, und was für einen Abrutſch wir gemacht haben, die wir mehr als die Deutſchen irgend einer anderen Zeit das Wort deutſch im Munde führen. Mauldeutſch ſind wir, nicht herzdeutſch.

Nirgends aber wird uns der nationale Abrutſch ſo deutlich, wie in Nürnberg, nirgends anderswo weitet ſich ſo dein Herz im Stolzgefühle, einer großen Nation, wenn auch nur als verkrüppelter Enkel, anzugehören, wie hier.

Das war deutſche Cultur, *das* war Wohnen in deutſchem Geiſte, *das* war deutſches Leben.

Dieſe Leute, die das hinterlaſſen haben, waren nicht ſchneidig, die waren mannhaft, aber fein dabei, ganze, freie, ſchaffende Menſchen, ihrer ſelbſt bewuſst, Herren aus eigener Art, Herren auf eigenen Wegen, Kerls mit Geſichtern, nicht Puppen mit Larven.

Jeder Erkerſäulenknauf hier *ſpricht*, wo im Neudeutſchen ganze Straßen nur eine geſchwollene Phraſe ſind.

Ich glaube, jeder Schuſter, auch wenn er nicht Hans Sachs hieß, fühlte zu jener Zeit hier mehr deutſche Kunſt, als heute ein, ſagen wir 'mal, um uns nicht zu vergaloppieren, Geheimrath."

Den Naturalismus in Literatur und Kunſt nennt der Verfaſſer die Stimmwechſelperiode, die mit den Rüpeljahren zuſammenfällt; er ſelbſt hat leicht reden, er iſt darüber hinaus und wenn noch Herbes und Derbes in der Art liegt, ſo gefällt uns das eben, es iſt friſch, es iſt freimüthig, es iſt deutſch. Einen Kunſtkritiker bezeichnet unſer köſtlicher Grobian ſo:

„Ein langer, dürrer Kerl mit ſauren Lippen und Augen wie aus ranzigem Öl. Sprach von nichts als von Kunſt, aber in einem Tone, als beklagte er ſich, daſs es ihm vom Schickſal beſchieden ſei, über derlei Zeug zu reden.

Ich hätt' ihn immer an den Schullern packen, ſchütteln und ihm ins Geſicht ſchreien mögen: Menſch, warum handeln Sie nicht lieber mit Perleberger Glanzwichſe, wenn Ihnen die Sache doch ſo ſchnuppe iſt?

Thoma war ihm bäuriſch, — und das ſagte er wegwerfend. Uhde „machte ihm zu viel mit Empfindung", und „bei Boecklin muſs man den Fabuliſten vom Maler trennen."

Kein Bild, das er nicht beſchleimte, kein Maler, den er nicht mit Vergleichen bekleckerte, — die ganze Kunſt war ihm bloß eine Gelegenheit, um prätentiöſe Fadheiten zu ſagen. Nur kein Enthuſiasmus! Nur keine Hingabe! Nur nicht das Land der Schönheit mit der *Seele* ſuchen!"

Das ſind aber Ausflüge, die bei dem Werke nicht eigentlich künſtleriſch zur Sache gehören. Die Sache ſelbſt handelt von den Weibern, die der gute Pankrazi ſo lange verachtet, haſst und flieht, bis er — nun, man kann ſich's denken. Das Unglück paſſierte ihm,

als er schon vierzig Jahre alt war. Auffiel mir an dem Buche aber das: Als die Liebe anfängt, hört der Humor auf. Das Gefühlsselige kleidet diesen Dichter nicht, seine Kraft liegt in der Satire, in pudelnärrischen Einfällen und Wendungen, in einem göttlichen: Lach' an der Welt vorüber — es ist nichts. R.

Er hätt's ja so gesagt!

Die „Deutsche Wacht" in Dresden wußte vor einiger Zeit unter dem Titel: „Renaissance oder Plagiat" von einem interessanten literarischen Streitfall zu erzählen.

Die Monatschrift „Nord und Süd" brachte einen Roman, der inzwischen auch als selbständiges Buch erschienen ist, betitelt: „Der süße Fratz" von Franz Koppel-Ellfeld — wie ein angehefteter Zettel besagt: eine „Novität ersten Ranges". Über den Wert oder Unwert dieses Productes im Ganzen wollte sich der Berichterstatter Arthur Seidl nicht weiter verbreiten; was er festzustellen wünschte, war die merkwürdige Übereinstimmung ganzer Seiten der Einleitung dieses Romans mit Stellen aus der packend geschriebenen Studie des am 18. April 1881 in Berlin verstorbenen trefflichen Ingenieurs und Menschenfreundes Max Maria von Weber: „Eine Winternacht auf der Locomotive". Der Aufsatz erschien später (1883) in den gesammelten Essays v. Webers. Herr Koppel-Ellfeld brauchte für seine „Novität ersten Ranges" die Beschreibung einer effectvollen winterlichen Eisenbahnfahrt und scheint, in Ermangelung des üblichen inspirierenden Genius, in dem Buche des großen Technikers Rath gesucht zu haben. Dagegen wäre nun im Princip nichts einzuwenden, nur kommt es sehr auf das „Wie" dabei an. Urtheile der Leser selbst:

Max Maria von Weber.

S. 228: Rabenfinster, sturmtobend, schneedurchrieselt liegt die Nacht vor dem Führer, kaum den Schornstein seiner Maschine kann er sehen. Welche Gefahren birgt diese Finsternis für ihn? Hat ein Arbeiter eine Hacke auf der Bahn liegen lassen? Hat der Sturm einen Signalbaum umgelegt oder einen Wagen von einer Station auf die Bahn hinausgetrieben? Hat der Druck der Schneewehen die Telegraphenleitung gestürzt? Oder ist nur eine Ausweichung nicht auf dem rechten Geleise? Hat eine aus dem Boden sickernde Quelle einen Eisklumpen auf dem Geleise gebildet?

... und wenn er jetzt den Regulator weiter öffnet und die Maschine, schneller und schneller puffend und keuchend, in die compacte Finsternis der Nacht, in der das Heulen des Sturmes auch jeden Warnruf der Signale verschlingt, hineinjagt ...

Den Blick ... auf den engbegrenzten Schein gerichtet, den die Laterne der Locomotive mit zitterndem blau hingezogenem Strahl auf die Bahn werfen, und der beim windschnellen Laufe der Maschine die Pfähle der Telegraphenleitung in gerade herabschießende Blitze wandelt, und Bahnhäuser, Wasserkrahne, Gebüsch, Felswände, Brücken wie in wilder Hast auf ihn losstürmende Phantasmagorien aus der Nacht emportauchen und eilends wieder versinken macht. —

Franz Koppel-Ellfeld.

S. 300. Ein rabenfinsteres, sturmtobendes Chaos lag die Nacht vor ihnen, kaum den Schornstein der Maschine konnten sie erkennen ... Hat ein Arbeiter eine Hacke auf der Bahn liegen lassen? Hat der Sturm einen Signalbaum umgelegt oder einen Wagen von einer Station auf die Bahn hinausgetrieben? Hat der Druck der Schneewehen die Telegraphenleitung zu Fall gebracht? Ist irgend eine Ausweichung nicht auf dem rechten Geleise? Hat eine aus dem Boden sickernde Quelle einen Eisklumpen auf dem Geleise gebildet?

Er muſs immer und immer daran denken und dennoch mit ruhiger Hand den Regulator weiter öffnen und die leuchende Maſchine immer raſtloſer in die unheimliche Finſternis der Nacht hineinjagen, in welcher das Heulen des Schneeſturmes jeden Warnruf der Signale verſchlingt.

Den Blick . . . auf den engbegrenzten Schein, den die Laternen der Locomotive in hinzitternden bläulichen Strahlen auf die Schienen werfen und der beim windſchnellen Dahinſauſen des Zuges die leuchtenden Stangen der Telegraphenleitung in ebenſo viel grelle, herabſchießende Blitze verwandelt und Bahnhäuſer, Waſſerkrahne, Felswände, Geſträuche, Brücken wie lauter in wilder Jagd dahinſtürmende Viſionen aus dem dunkeln Schoß der Nacht jäh emporzucken und ebenſo jäh wieder im finſteren Nichts verſchwinden läſst. —

Die „Deutſche Wacht“ iſt in der Lage, ſolche Proben ſchlagendſter Übereinſtimmung noch vier große Spalten lang fortzuſetzen. Dann ſchließt ſie:

„Wir denken, das genügt! Dr. Franz Koppel-Ellfeld war laut Ausweis der Theilnehmerliſte Mitglied des 17. ‚Internationalen Congreſſes zum Schutze des geiſtigen Eigenthums‘ in Dresden. Der Verfaſſer des ‚ſüßen Fratz‘ hat nun das Wort.“

Und der Verfaſſer des „ſüßen Fratz“ hat darauf Folgendes erwidert:

„Sehr geehrter Herr!

Sie haben mir in der geſtrigen Nummer Ihres Blattes das Wort ertheilt — zu folgender Erklärung: „Der ſüße Fratz“ war die Veröffentlichung eines Bruchſtückes aus einem ſocialen Roman, der demnächſt erſcheinen und in deſſen Vorrede u. a. zu leſen ſein wird: „. . . . . wie wäre es mir zum Beiſpiel möglich geweſen, die durch die Expoſition meiner Handlung geforderte Nachtfahrt von Freiberg nach Dresden auf einer Schnellzugslocomotive bei Schneegeſtöber in realiſtiſch exacter Weiſe zu ſchildern, ohne jenen vortrefflichen Eſſay Max Maria von Webers, der ausgerechnet gerade ſo eine Fahrt auf der Locomotive gemacht und ſie durchaus fachmänniſch eingehend, ſo wahrheits- und lebensgetreu, geradezu unübertrefflich hergeſtellt hat, daſs ich nichts Beſſeres thun konnte, als den techniſch ſchildernden Theil des betreffenden Capitels auf dieſer gegebenen und erlebten Unterlage mit ſtellenweiſer wörtlicher Benützung des charakteriſtiſchen Details bona fide nach berühmten Muſtern um ſo ſkrupelloſer aufzubauen, als die ſonſt darin gänzlich unabhängige Erfindung und Fortführung meiner Erzählung dadurch kein Jota ihrer Selbſtändigkeit und Eigenart einzubüßen Gefahr lief. Wäre ich mutatis mutandis in die Lage verſetzt geweſen, eine Scene am Krankenbette eines Magenkranken oder eines pſychiſch Belaſteten ſpielen zu laſſen, ſo hätte ich mit gleichem Recht mich an das kliniſche Krankheitsbild, wie es Leube und Grieſinger entwickelt, angelehnt, wenn ich anders im Sinn eines berechtigten Realismus exakt zu bleiben, mir hätte wollen angelegen ſein laſſen. Die belletriſtiſche Handwerkstechnik und Gepflogenheit ſchließt bekanntlich jede Belaſtung des Textes mit Quellenangaben und Fußnoten für Citate aus und der Autor iſt in dieſer Beziehung auf die amende honorable in der Vorrede angewieſen, weshalb ich denn hier nicht unterlaſſen will, des mir zu meinen Lebzeiten intim befreundeten, unvergeſslichen Schriftſtellers M. M. von Webers in dankbarſter Weiſe zu gedenken ꝛc. ꝛc.

So der Wortlaut in der Vorrede, von dem Sie ja freilich nichts wiſſen konnten, von welchem ich aber nicht verſäume, Sie in Kenntnis zu ſetzen, wie ich Ihnen auch den Roman zuzuſenden gewiſs nicht verfehlen werde. — Ich bin inzwiſchen gar nicht böſe darüber, daſs Sie mir Gelegenheit geben, dieſen mit Recht, aber wie ich ſehe, keineswegs zu meinen Gunſten für die Vorrede zum fertigen Roman aufgeſparten Paſſus ſchon jetzt in die Öffentlichkeit gelangen zu laſſen. Den Vorwurf der „Staatsb.-Ztg.“ habe ich unbeantwortet gelaſſen, weil ich von ihm erſt durch

die Erwiderung seitens anderer Berliner Blätter Kenntnis erhielt und durch letztere die Angelegenheit jedoch gleichzeitig in eine Parteiorganisation hineingezerrt worden war, welcher grundsätzlich fern zu bleiben ich mir ein- für allemal gelobt habe.

Hochachtungsvoll Dr. Franz Koppel-Ellfeld."

Arthur Seidl setzt seiner zweiten Entgegnung in der „Deutschen Wacht" bei: Ein „Er ist gerichtet!" bleibt zwar glücklicherweise vermieden, ob jedoch in ernst zu nehmenden literarischen Kreisen sich eine Engelsstimme mit dem „Gerettet!" seiner annehmen wird — das steht dahin. — Dr. Franz Koppel-Ellfeld hat es leider unterlassen, die Aufklärung zu rechter Zeit und am rechten Orte zu geben. Daß es künstlerisch und literarisch nicht angeht, in eine Dichtung die Darstellungen fremder Schriftsteller so ohne weiters unter der Flagge eines eigenes Productes einzuschalten, das steht fest. Mit einem „Ich hätt's ja so gesagt!" ist nichts gethan.

M.

Bücher.

Im Studierstädtlein. Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1896).

Unser österreichischer Hebel hat vor einigen Jahren das Buch „Im Schneckenhause" geschrieben, in welchem er von seiner Kindheit erzählt. Nun läßt er ein zweites Büchtein folgen, genannt „Im Studierstädtlein". Das beschreibt seine Jugend- und Studienzeit in Feldkirch. Die Schilderungen sind nach der Wahrheit gehalten, soweit das einem Dichter möglich ist. Es sind keine außerordentlichen Dinge, die da erzählt werden, mancher Leser dürfte seine eigene Studentengeschichte beschrieben finden. Aber es ist wieder ein überaus liebenswürdiges Buch, das der Kremser Professor der heimischen Literatur geschenkt hat. Wie viele Herzlichkeit, wie viele Weisheit, wie viel Humor! Und wie fesselnd der Stil, in welchem Wichner dort, wo er er selbst ist, wenige seinesgleichen hat! — Ich lese sonst nicht gerne — die neue Literatur hat mir das Lesen verleidet, — aber dieses Werlchen las ich mit größter Spannung, obschon nichts eigentlich Spannendes drin vorkommt, der letzte Höhepunkt ist die Maturitätsprüfung. Ich las manchmal unter tautem Lachen, dann Beifall rufend, manchmal ist mir das Auge feucht geworden. Ich glaube, daß besonders den Lehrern und Erziehern was Gutes geschieht, wenn man ihnen dieses Buch zum Lesen empfiehlt. Auch mögen sie sich in die Seele hinein freuen, daß einer der Ihren so schreiben kann, so herzig, so liebevoll, so menschenverständig, so objectio für Lehrer und Schüler. Josef Wichner ist ein Volksschriftsteller in der besten Bedeutung des Wortes, zu seiner Verbreitung beizutragen halte ich für ein Verdienst. R.

Martin Greifs Gesammelte Werke in drei Bänden. (Leipzig. C. F. Ametangs Vertag. 1896.)

Martin Greif, dessen Gedichte und Dramen ich wiederholt besprochen habe, geht daran, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstatten, die auf drei Bände berechnet ist. Eine Gesammtausgabe bezeichnet im Leben und Schaffen eines Dichters immer einen bedeutungsvollen Abschnitt, denn sie besagt, daß der Autor auf einer Stufe angekommen ist, wo er vermeinen kann, seine Thätigkeit habe sowohl ihrer Ausdehnung, wie ihrem Inhalte nach ein Anrecht auf die Aufmerksamkeit der Mitwelt erworben. Bei Martin Greif trifft dies vollständig zu, und von den Mitstrebenden gibt es nicht viele, die sich mit ihm vergleichen ließen. Er hat auf dem Gebiete der Lyrik wie des Dramas mit Erfolg geschaffen, und dieser Erfolg war nicht ein bloß vorübergehender, er ist vielmehr immer im Wachsen; sogar jene Stimmen, die sich früher — im Beginne von Greifs literarischer Thätigkeit — über des Dichters Schöpfungen zurückhaltend oder ablehnend hören ließen, sind verstummt, manche klingen sogar ganz anders als ehedem und anerkennen die Bedeutung der Dichtungen und des Dichters. Ich habe stets die ungemeine Begabung Martin Greifs betont und darauf hingewiesen, daß wir in ihm einen unserer hervorragendsten Dichter schätzen müssen und somit begrüße ich die Gesammtausgabe seiner Werke mit Freuden und Genugthuung.

Der erste Band enthält Gedichte. Als Lyriker ist Martin Greif keine neuen Bahnen gewandelt, er gehört ganz der älteren Dichtergeneration an, aber damit soll und wird ihm kein Vorwurf gemacht werden, im Gegentheil,

er hat sich in den alten Geleisen, in denen er sich bewegt, als ein so trefflicher, wirklich tiefer und gedankenreicher Dichter erprabt, dass wahl jeder, der sich für echte Lyrik nach erwärmen kann, seine Gedichte mit Freude lesen und aus ihnen Schönes und Herzerfrischendes schöpfen wird. Die neue Auflage (die sechste) zählt auch mehrere neue Gedichte die als echte Perlen der Lyrik gelten können Ihr schönster Schmuck liegt in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit.

Der zweite und dritte Band (vorläufig ist erst der zweite erschienen) enthalten die Dramen; der zweite Band bringt: Larfiz, Utfeldt, Nera, Marina Falieri, Prinz Eugen, Francesca da Rimini und Liebe über alles. Die Dramen Greifs haben überall, wo sie dargestellt wurden, ihre Bühnenfähigkeit erwiesen und sind an vielen Bühnen zugkräftige Repertairstücke geworden. Das will in unseren Tagen viel sagen. Bei den in der Gesammtausgabe bereits veröffentlichten Dramen möchte ich von neuem auf den ebenso poetischen wie hochdramatischen Larfiz Utfeldt aufmerksam machen; es ist das vollkommenste, das am meisten abgerundete Trauerspiel Greifs.

Die neue dreibändige Ausgabe wird gewiss zahlreiche Verbreitung finden und dem Dichter manchen neuen Freund erwerben.

Emil Saffé.

Ein Triptychon. Der humanistischen Jugend gewidmet von Hans Grasberger. (Leipzig. G. H. Meyer. 1896.)

Das „Triptychon" wendet sich vorzugsweise an die humanistische Jugend, der am allerwenigsten der kastalische Quell getrübt oder verleidet werden soll. Der Dichter beschwört Mythen, Gestalten und Darstellungen vor das geistige Auge, denen das klassische Alterthum die klarste und schönste plastische Gestaltung gegeben, die noch immer die Phantasie anmuthig beleben, den Geist erheitern und veredeln. Darnach sind des Büchleins Distichen und Elegien geartet. Die dritte Abtheilung enthält völlig subjective Gedichte, auf denen aber ein Abglanz des Formenadels antiker Poesie liegt. V.

Der Narr von Nürnberg. Ein Lied aus deutschem Mittelalter von Ferdinand Wittenbauer. (Wien. Karl Konegen. 1896).

Bedeutende und spannende Fabel. Die Form mit wenigen Ausnahmen correct und klar. Stimmung, Schilderung und Gedanke im Geiste des Mittelalters meistertich gehalten — in diesen allgemeinen Hauptvorzügen eine Fülle zarter Schönheiten — nicht überwältigend, aber rein und deutsch. Ein herzstarker Sang. M.

Gedanken eines Einsamen. Aphorismen von A. Berger. (E. Piersons Verlag, Dresden.)

Der Verfasser prüft die Erscheinungen, denen er gegenübertritt, nicht mit dem Maßstab überlieferter Darstellungen, er nimmt vielmehr sein Wertmaß aus der eigenen Tiefe. Berger ist bekanntlich einer der hervorragendsten und thätigsten Friedensfreunde und daher gewinnen besonders seine Auslassungen über Krieg und Frieden erhöhtes Interesse. V.

Zur Jagdgesetzgebung in Steiermark. Offener Brief an Seine Hochgeboren, Adalbert Grafen Kattulinsky. Von Rainer Hasch. (Neutitschein.)

Jeder, der sich für das Jagdwesen und Wildetend in Steiermark interessiert, lese dieses vortreffliche Schriftchen. Dasselbe bezieht sich auf den neuen Jagdgesetzentwurf und auf eine öffentliche Erklärung des Grafen Kattulinsky vom 27. Februar d. J. in der Grazer „Tagespost". Mit großer Sachkenntnis, Klarheit und Mäßigung beweist Hasch die Unrichtigkeit der von den Cavalieren und Jagdherren coupartierten Anschauung, dass das Wildetend in unserem Lande durchaus nicht so groß sei, dass Gesetz und Jagdeigenthümer ohnehin alles thun, um die Landwirte vor Schaden zu bewahren, oder Schäden zu vergüten. Den Vertheidigern des „edlen" Weidwerkes werden in diesem Schriftchen Dinge gesagt, die sie wahrscheinlich nicht gerne hören, aber auch nicht widerlegen werden. Die Jagdcavaliere spielen sich wieder wie einst als die Herren des Landes aus, denen Grund und Bauer geopfert wird. Es muss gegen diesen Spuk mit größerer Einheit und Entschiedenheit vorgegangen werden, wenn dem Übermuth der Herren und der Gefahr für den Bauer einigermaßen Einhalt gethan werden soll. M.

Grazer Tourist. Wanderungen in der reizenden Umgebung von Graz. Beschrieben von W. Ritter Gründorf von Zebegény. Mit drei Touristenkärtchen auf dem Umschlag. (Graz. Leykam. 1896.)

Meine eigenen Wege pflege ich zu gehen auch als Spaziergänger. Nur diesmal schloss ich mich der Marschroute des genannten Führers an und hatte es nicht zu bereuen. Für den Fremden ist dieses Handbüchtein sehr brauchbar, aber nicht minder für den Einheimischen, der daraus mit Staunen ersehen wird, wie vielfach und mannigfaltig die Spaziergänge und Fahrten sind, die von Graz aus in die Umgebung und in das weitere Rund der Steiermark gemacht werden können. Das Werkchen weiß in knappem Stile dem Wanderer über Wissenswertes des Weges und des Umblickes zu berichten, Geschichtliches und Cutturelles anregend zu berühren und mit poetischen Sentenzen verschiedener Dichter zu schmücken. Ein alphabetisches Sachregister und drei Kartenskizzen mit den eingezeichneten Touren (neuartiger Methode) vervollständigen das Werk, dessen Verfasser sich damit ein Verdienst um Graz erwarben hat. M.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien. Redigiert von Dr. Michael Haberlandt. Zweiter Jahrgang 1896.

Für Freunde der Volkskunde eine unversiegbare Fundgrube alten Volkstebens mit seinen Absonderlichkeiten und Merkwürdigkeiten. Da dieses alte Volksleben in den letzten Zügen liegt, so sind Aufzeichnungen aus demselben in Wort und Bild, wie sie diese Zeitschrift bietet, von hoher Wichtigkeit. M.

Büchereinlauf.

Aus den Memoiren eines Laubfrosches. Von Olof Helgren. Ein beachtenswertes, vom philosophischen Standpunkte aus geschriebenes Werk, welches mit Satire gegen die Thorheiten der Welt zu Felde zieht. (Glarus. Schweiz. Verlagsanstalt.)

Der Lehrer von Gründorf. Sociales Volksstück mit Gesang in vier Acten von Richard Eichelburg. (Wien. Bruno Bartelt. 1896.)

Herrle und Hannile. Ein Strauß Dorfblüten. Gerissen und gebunden von Hans Raithel. (Berlin. Dr. Gaspary. 1896.)

Im schwedischen Bauernheim. Cultur- und Lebensbilder von Alfred von Hedenstjerna. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarethe Langfeldt. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

„Knall-Bonbons“, Heiteres für Reise und Haus. Von August Schuster. Zweite Auflage. (Leipzig. A. Schupp.)

Österreichisches Dichterbuch. Eine Anthologie. Herausgegeben von Hermann Cl. Kosel. (Wien. A. Schulze. 1896.)

Aus Herz und Welt. Von Adelheid Wendel-Schratz. (München. Seitz & Schauer. 1896.)

Mein Herz. Von A. de Nora. (München. Seitz & Schauer. 1896.)

Erste Wanderfahrten. Gedichte und Skizzen von Georg Epstein. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1896.)

Aus der Flora von Steiermark. Beitrag zur Kenntnis der Pflanzenwelt des Kronlandes. Zugleich ein Behelf zum Bestimmen der Pflanzen nach der analytischen Methode für Schule und Selbstunterricht. Von Franz Krašan. (Graz. Leykam. 1896.)

Jungborn. Luftcurort. Lehranstalt für naturgemäße Heil- und Lebensweise in Ecker-thal am Harz. Neue Methode von A. Just.

Postkarten des „Heimgarten“.

* So großmaulig und flegelhaft hat sich noch kein Volk geberdet zur Zeit, als es sich anschickte, von fremden Gästen Vortheil zu ziehen, als es zu Beginn der ungarischen Millennium-Ausstellung einige Journalisten thaten, die im Namen des magyarischen Volkes zu sprechen vorgaben. Diese ungeschickten Prahlhänse fanden kein anderes Mittel, um die Ungarn hervorragend zu machen, als indem sie die Nachbarvölker herunterzureißen suchten. Sollten wir uns deshalb mit ihnen zanken? Nein. Wir gehen ruhig unserer Wege. Nur einen Stein wollen wir aufheben, den einer der transleithanischen Federhelden auf offener Straße uns Gebirgsbewohnern zugeschleudert hat. Da soll so ein ritterlicher magyarischer Zeitungsschreiber in einem Wiener Blatte unter anderem geschrieben haben: „Am Ende wissen wir, dass jedes Thier, das in der Ebene lebt, schlau und muthig, jedes Thier, das im Walde und auf den Bergen haust, feige ist. Das wiederholt sich bei dem Volke, soweit es der Natur nahe steht.“ — Das ist eine jener Phrasen, die man im ersten Augenblicke bestaunt, im zweiten belächelt.

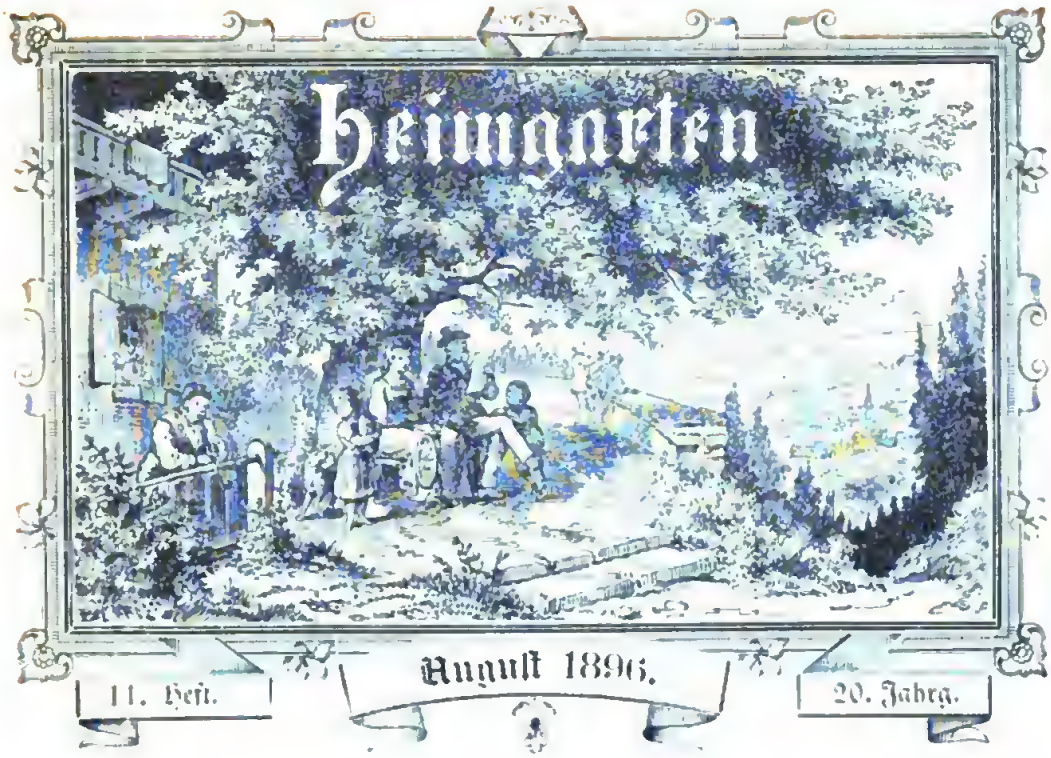
F. F. F., Passau: Antworten mit Frau von Suttner: Was immer man über die Gefahren, über die Verwirrung, über die grauenschwangere Unheilsdrohung der gegenwärtigen Zustände in Europa sagen möge, daran trägt nicht unseres Erdtheils Lage, sondern dessen Lüge alle Schuld.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Von Juni ab bis Anfang October ist die Adresse Roseggers: Krieglach (Steiermark).

In geschäftlichen Angelegenheiten möge man sich wie immer, so auch in dieser Zeit nur an die Verlagsbuchhandlung „Leykam“ in Graz wenden.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Der Holzer Friedl.

Von **Karl Wolf.**

Der Schwarzwandwald war nicht nur von den Bauernknechten unten im Thale, welche im Spätherbste die oft unmittelbar am Abgrunde stehenden Fichten besteigen mussten, um Äste zur Streugewinnung abzuschlagen, gefürchtet, sondern auch die Holzknechte, gewöhnt an die vielen Gefahren ihrer Arbeit, krauten sich hinter den Ohren, wenn der dicke Holzhändler aus dem Pusterthale anrückte. „Ja Mander, an der Schwarzwand stehn a fufzig Stämm, de müssn grichtet werdn auf 'n Winter, dass mir sie zu Thal bringen, wanns eist."

„Hast leicht redn, Pusterer", entgegnete der Holzer Sepp, ein wetterharter Waldmensch, so knorrig wie eine Tanne. „Hast leicht redn! Du verhuckst dein Zeit drunt beim Adler und lafst auftragn und einschänkn, was gut und theuer ist, und mir stehn im Wald unter an Bam und hackn und rackern, dass ins der Schwitz beim Kinn zammenrinnt, und hat einer nit offene Augn und flinkes Fußzeug, erschlagt'n amal a Baum und 's mag gut gehn, wenn der Holzherr in seim Beutel so viel übrige Kreuzer findt, dass es zu an Marterl langen thut."

Da blies der Pusterthaler, oder der Pusterer, wie er im Volksmunde genannt wurde, die Backen auf. „Ja und nachher, Sepp, und nachher? Was thut dann nachher am Sonntag sein? Ha, dös möcht i amal aus deim Verstand hörn? Wer legt denn am Sonntag 's schöne Geld hin und wer kann's dann ausklauben?“ — „Ausklauben?“ sagte verächtlich der Holzer. „Ist der Müh wert zum Ausklauben. Am bestn wär's, ma bestellet den Kramer her und saget, mach' di zahlt mit den Schandlohn da, wenn's reicht fürs schlechte Mehl und fürs Kunstschmalz, mit dem mir gefüttert werdn, und froh sein, wenn für Tabak a nettlene Krenzer bleiben. Enk Holzhandlern sollet man 's Gnack umdrahnen!“

„Jetzt geh', wie d' redst“, begütigte der Händler, fast scheu zu dem finster blickenden Burschen aufschauend. „Jetzt geh', wie d' redst! Bist am End gar von an Soci aufgehetzt, wie die Arbeiter drinnen in der Fabrik und bei den Meistern in der Stadt?“

„Soci? Was brauch i an Soci? Mein Soci ist mein Magn und mein Kripp (Körper). Der erste muss gfüllt sein und der zweite gekloadet. Und jetzt will i dir was sagn. I bin nimmer alloan, i hab an Buaben bei mir und der muss aufgfüttert werdn und gekloadet und was lernen muss er a, verstehst? Schau, Pusterer, geh' sperr' amal dein Herz auf und nimm' den Buaben zu dir. Du hast an großn Hof und, wo so viel Löffel in die Schüssel glangen, macht oaner mehr nix aus.“

„Aufhörst, auf der Stell hörst auf“, schrie nun aufspringend der Holzhändler. „Aushetzn thust meine Arbeiter, selber der Unfried sein thust und schimpfn thust und jetztern sollet i auf einmal 's gute Herzthürl aufmachn und den Sündbuabm — geh', sag', hinter was für an Zaun hast 'n denn ausklaubt, den Bastard?“

Da reckte sich der Holzer in seiner ganzen Größe auf. Das unheimlich graue Auge funkelte unter den buschigen Brauen hervor und die große Narbe quer über die Stirne wurde blutroth. Mit erhobener Faust stand er vor dem sich erschrocken niederduckenden Manne. Der Hemdärmel war am ausgestreckten Arm zurückgerutscht und ließ eine Muskulatur sehen, wie von einem Herkules.

Einige Secunden nur dauerte die Aufregung, dann wurde der Holzknecht plötzlich blass, ja aschgrau im Gesicht. Langsam sank der Arm nieder und wie geistesabwesend schritt er zum Fenster und schaute sinnend hinaus. Der Holzhändler benützte die Gelegenheit, um sich zu drücken. —

Es war ein heller sonniger Tag gewesen, da stand der Sepp oben im Walde neben einer eben gefällten Fichte. In der Hand hielt er einen kleinen Marienpfennig, wie solche in den Wallfahrtsorten verkauft werden, und in diesem war, mit einem Messer wahrscheinlich, quer über das

Bild ein Kreuz eingeschnitten. Sinnend betrachtete er den Pfennig. Ein Hirtenjunge stand vor ihm und berichtete. „Die Person, de den Pfennign schickt, ist auf der Pfandleralm zu findn und bittn thät sie halt, wenn d' wolten glei kommest." Da der Holzknecht auf diese Nachricht lange keine Antwort gab und immer nur auf den Pfennig in seiner Hand starrte, mahnte der Junge nach einer Weile: „Hast verstandn, Sepp?" Da schreckte er empor.

Hastig nahm er Joppe und Hut auf und schritt der Holzerhütte zu. Dort wechselte er seine Schuhe, nahm Wettermantel und Bergstock und bald darauf schritt er mit dem jungen Boten den Wald hinauf, dann über die Wildmähder und Weideplätze und endlich nach fast vierstündigem Marsch übers Joch.

Da machten die beiden Wanderer Halt und der junge Bursche zeigte hinunter auf eine tief unter ihnen sich ausbreitende Alpe. „Schau zelm den Bachrunst nach, da trifst völli mitten auf der Alm drei Heuhüttn. Hast sie gfundn? — Von denen drei Hüttnen gehst rechts über den Büchl, wo de oanzelne Tannen steht. Da findest dahinter a Sennerei, sell ist der Ort. Pfüat di Gott, Sepp, i muafs no ins Gwändt steign, drei Schaf haben sich verirrt gestern und de will i suchn."

Ohne sich weiter nach dem Holzer umzusehen, begann der Bursche wie eine Fliege eine Wand hinunter zu klettern, auf welcher der unkundige Städter vergebens irgend einen Halt für Fuß oder Hand gefunden hätte. Auch der Holzer Sepp begann rüstig den Abstieg zur Alpe, denn die Sonne war schon längst untergegangen und aus den Thälern ringsum stieg die Dämmerung auf.

Es war eine armselige Hütte, in die er eintrat. Einige auf dem Boden zusammengeschobene Steine bildeten den Herd und über einem flackernden Feuer hieng an einer Kette ein kupferner Kessel. An den Wänden der Holzhütte hatte man lange Holznägel eingeschlagen und bunt durcheinander Almenschellen für das Vieh, bei Nebelwetter zu gebrauchen, dass man dasselbe nach dem Klange der Glocke aufsuchen kann, ferner allerlei Geräthe und Kleider aufgehängt. Aus jungen Fichtenstämmen zusammengezimmert stand in der einen Ecke ein Bett. Bett? Nicht etwa was der verwöhnte Städter ein Bett nennt. Vier Pflöcke in den Erdboden getrieben, einige Querstangen, diese bedeckt mit einer starken Lage von Fichten- und Tannenzweigen. Dann eine Lage duftigen Alpenheus, ein grobes Leintuch, eine Decke, ein alter Getreidesack mit Heu gefüllt als Kopfpolster. Der Holzer Sepp musste sich erst an die in der Hütte herrschende Dunkelheit gewöhnen. Als er, sich unter der kleinen Thüre tief bückend, eintrat, stand er erst eine Weile stumm da. Die Sennerin, welche am Butterfaß arbeitete, erhob sich, trockete sich die nassen Hände an ihrer blauen Schürze und näherte sich ihm.

„Geh, Sepp, ſei nit harb. Die arme Haut hat ſchon ſo zu tragen genug.“ Dann zeigte ſie auf das armſelige Bett. Da lag blaſs und mager, mit tiefen blauen Ringen um den Augen eine Geſtalt, ein kleines neugebornes Kind in den Armen. Bittend ſtreckte ſie die Hände dem rauhen Waldmenſchen entgegen. Sepp ſtand, erſtarrt faſt, eine Weile ſtill, dann drehte er ſich gegen die Wand und drückte ſeine Augen feſt auf den emporgehobenen Arm. Er weinte. In der Hütte war es ſtille. Ein Engel gieng durch den Raum, wie man im Volke zu ſagen pflegt.

Freilich gieng ein Engel durch die Hütte. Vom Bette ſchritt er, der Schutzengel des kleinen Weſens, und näherte ſich dem weinenden Manne. Dem rauhen Holzknechte, den gewiſs nie ein Menſch weinen ſah. Gar liebe Worte flüſterte der Engel dem Manne zu, ſo, daſs er ſich umwendete und langſam zum Bette ſchritt.

Dort zog er ſich einen Holzblock als Sitz heran und ergriff die ihm entgegengeſtreckte Hand der armen Wöchnerin. „Sepp, verzeih' mir“, flüſterte ſie, und ſeine Augen ſagten ihr, daſs er verzieh. —

Vor zwei Jahren, da ſtand dasſelbe Mädchen unten vor dem Wirtshauſe des kleinen Dörfchens an den Gartenzaun gelehnt. Sepp, ein ſchmucker, kecker Burſche im Feiertagsgewande, redete eindringlich auf ſie ein. „Schau Lenerl, de zwei Fänſt, de zwei Arme, de Kripp, ſchau, dös iſt 's einzige Capital, was i hab. A kloans Häuſerl hab i a und a aufrichtigs Herz; wenn d' mit dem zufrieden ſein könnteſt, ſo macheſt mi glückli, ſo glückli. 's iſt nit alleweil 's Geld, dös an Menſchen zufrieden macht. O mei, der liebe Herrgott hat ſich die Sach fein guat austüpfelt für die armen Leut. Die aufrichtige Lieb hat er erſchaffen, als a Gut, dös man mit alle Schätz der Welt nit kaufen kann. Oft ſchon hab i an Anlauf gnommen, um ernſtli mit dir zu redn, aber du haſt's alleweil zu wenden und richten gwuſst, daſs mir nie zu einer Abred kommen ſein.“

Es iſt merkwürdig, daſs manche Menſchen, ſelbſt bei den wichtigſten Unterredungen, ihre Hände auf irgend eine Weiſe beſchäftigen müſſen. So hatte Sepp einen Wallfahrtspfennig mit ſeinem Meſſer bearbeitet und bemühte ſich, in denſelben während ſeiner Liebeswerbung ein Kreuz einzuſchneiden.

Lachend nahm ihm das Lenerl den Pfennig aus der Hand. „Schau, Sepp“, ſagte ſie, „du biſt mir nit unwert. Aber ſo groß iſt die Lieb döcht nit, daſs i heut gradwegs mit dir zum Pfarrer renn. Geh ſchenk mir den Pfennig, leicht bringt er an Segn für di und mi.“ Traurig ſchaute der Burſche auf das lebfriſche Dirndl. „Alſo, willſt dennoch auf'n Weberhof in Dienſt eintretn, bei dem verrufenen Bauer?“

„O du narreter Menſch“, entgegnete Lenerl luſtig, „i hab ja dein Pfennig, der ſchützt mi vor alle Anfechtungen.“ Sepp nahm beide

Hände des Dirndls in seine rauhen Fäuste. Tief blickte er ihr in die Augen und sagte: „Gott gebs, Lenerl, aus vollem, aufrichtigem Herzu wünsch i dir's. Kummt aber amal a Zeit für di, wo d' an treuen Freund brauchst, so schick mir den Pfennig zu. I kumm dann zu dir, sei's wo immer du bist. Und wär's die tiefste Höll, i kumm."

Dann warf er sich seine Joppe über, die er nebenhin auf den Zaun gehängt hatte, und gieng.

Seine wenigen Habseligkeiten packte er zusammen und stieg übers Joch in ein anderes Thal und verbarg sich förmlich als Holzknecht im Walde.

Und heute hatte man ihm den Pfennig gebracht und er war gekommen, wie er es versprochen. —

Hinter der hohen Zinke stieg der Mond auf und warf seine silbernen Strahlen über den Firner. Dunkelblau schimmerte das Eis und hie und da schienen Funken wie aus Edelsteinen über die Kanten dahinzuhuschen. Die Schneefelder hatten einen bläulichen Schimmer angenommen und der kleine Bach, der aus einem Gletscherthore zu Thale rann, sah aus, wie eine gedrehte dicke Glasstange.

Es war eine so feierliche Stille, dass der Sepp, als er aus der Hütte kam, seinen Hut abzog, als wäre er in ein Gotteshaus getreten.

In der Hütte kauerte die Sennerin mit dem Kinde am Feuer des niederen Herdes. Sie schlummerten beide.

Das arme Lenerl im Bette schlummerte auch. Aus einem Spalt fiel ein Mondesstrahl auf die wächserne Hand, welche auf der Brust der entschlafenen Dulderin ruhte. Um dieselbe gewickelt war die verblasste Schnur mit dem gezeichneten Pfennig.

Sie war so sanft eingeschlafen, dass die Sennerin gar nichts merkte. Die Sennerin, ihre beste Freundin, zu welcher sie in ihrer Schande geflüchtet, und die auch den Aufenthalt des Holzer Sepp wusste und ihm die Botschaft sandte.

Der Holzer, wie von einer unsichtbaren Macht gedrängt, schritt hinaus gegen das Wetterkreuz auf der Nase, welche das Gebirge weit gegen das Thal vorstreckte. Dort konnte man tief unten das Dorf sehen und den Weberhof. Wie zum Fluche wollte er die Hand erheben, da klang ganz leise das Aveglöcklein herauf durch den Frühmorgen und Sepp kniete nieder am Kreuze und betete für die dahingeschiedene Geliebte.

Am selben Tage noch trugen Sennerknechte die Leiche zu Thale und ohne Sang und Klang wurde sie, die Gefallene, am nächsten Morgen begraben. Hinter dem Sarge schritt stolz und aufrecht der Sepp ganz allein. Er hatte keinen Genossen gefunden im Dorfe und die wenigen Weiber, die sich aus Neugierde dem Zuge anschlossen, wisperten unter sich und tauschten Vermuthungen aus, was der ledige Holzer mit dem Wurm da oben auf der Alpe anfangen werde.

Der Pfarrer winkte nach der Beerdigung dem Sepp und dieser folgte ihm willig in die Sacristei der kleinen Kirche.

Als aber derselbe mit harten Worten über die Leni anhub zu sprechen und über ihren vermeintlichen Verführer, den Sepp, da richtete sich dieser stolz in die Höhe.

„Pfarrer, mir Waldleut, wochenlang mutterselig allein und als besten Freund den Tod ringsum, sein a ganz a bsunders Volk. Thuts Enk die Wort für de sparn, de am Sonntag in den Kirchenbänkn huckn und geduldig zuhörn a Stund oder no länger, was ihnen in der Predig gsagt wird. Wenn i ein findt, der über d' Leni a üble Red führt, der soll schauen, dass er meine Weg nit zweimal kreuzt. I möcht's ihm wirkli nit rathn, sei er grad, wer er will. Und was die Sünd anbelangt, schaut's Pfarrer, i mein, der liebe Herrgott im Himmel ist mit so an armen, betrogenen Diandl schon weitaus barmherziger, als die Leut da herunt auf der Welt. B'hüt Gott."

Und so kam es, dass der Holzer Sepp für ein kleines Wesen zu sorgen hatte, das er in seiner Weise über alles liebte und bei dessen Anblick aber ihn oft der Durst nach Rache erfüllte, wie in jener Nacht oben beim Wetterkreuz auf der Alpe.

Die Rachegedanken aber schwanden, wenn er an die letzten Worte des Leuerl dachte. „Gelt, Sepp, dös versprichst mir auf Treu und Redlichkeit: dem armen, unschuldigen Kind bleibst a Vater und nimm keine Rache an dem, der mi unglückli gmacht hat. I kenn di, Sepp, es gieng um Leben und Sterben her und dann hätt der arme Wurm kein Aug auf der ganzen weiten Welt, das'n beacht'. Versprich mir's auf der Hand."

Und das hatte er gethan und war dem Kinde ein treuer Vater und galt auch vor der Welt als solcher.

Der kleine Bursche wuchs auf oben im Hochwalde so kräftig wie eine Fichte. Als die Zeit kam, da er in die Schule musste, suchte der Holzer Sepp den Knaben bei einem Bauern im Dorfe unterzubringen.

Als seine Anfragen aber schon in den ersten Häusern mit Achselzucken aufgenommen wurden und man das „Sündenkind" nicht aufnehmen wollte, gab er sein Vorhaben auf und nahm den Burschen wieder hinauf in den Wald.

Tag für Tag stieg der kleine Kerl den ein und eine halbe Stunde weiten Weg zur Schule in das Thal hinunter und abends wieder zurück. In der Mittagspause hockte er sich zum warmen Ofen in der Schulstube und verzehrte seine Küchel oder ein Stück steinhartes Brot. Wie schwer hatte er im Winter mit dem Schnee zu kämpfen, wenn der Wind die kleinen Einschnitte im Thalgewände eben mit Staubschnee ausgefüllt und der arme Bursche oft bis an die Brust einsank und andere weite Strecken mühsam durchwaten musste.

Aber trotz all dieser Beschwerden war er froh, dass der Vater keinen Platz gefunden hatte für ihn bei den herzlosen Bauern da unten, dass er Abend für Abend heimkehren durfte zur Hütte des einsamen Holzfällers im Walde. Da saßen sie dann am Abend vor dem Herdfeuer und der Vater wusste so wunderliebe Geschichten zu erzählen. Vom Wilderer und Jäger, vom Schwärzer, der ein Bündnis mit dem Teufel abgeschlossen hatte und sich unsichtbar machen konnte. Dann vom Maiser Studenten, der einen Handspiegel besaß, durch welchen hindurch er in das Innere der Berge sehen konnte, die reichen Gold- und Silberadern und die Edelgesteine.

Und dann von den lieblichen Salinger Fräulein, welche sich oft und oft in ein Bauerndiandl verwandelten und auf einem Hofe als Magd eintraten und soviel Segen und Glück mitbrachten.

Der Holzer Sepp gab sich alle Mühe, seinen Pflegesohn, den Friedl, in seiner Art gut zu erziehen. Frühzeitig schon übergab er ihm allerlei kleine Verrichtungen und, als seine Bitte um Aufnahme auf dem großen Hofe des Pusterthaler Holzhändlers für den Jungen in so rauher Weise abgeschlagen wurde, fasste er den Entschluss, einen Holzknecht aus ihm zu machen. Und dabei blieb es auch.

Der Friedl wuchs heran und wurde ein bildhübscher Bursche, auf den die Mädchen am Sonntag in der Kirche, wenn er auf der Männerseite ganz vorne stand, gerne über ihr Gebetbüchlein hinblinzelten. Der heilige Friedl, der wäre so einer gewesen, zu dem sie beten möchten.

Beim unteren Wirt, da stand in der Küche ein herziges Diandl. Die dicken Zöpfe rund um den Kopf gewickelt, die blauen Äugelein schauten gar so lieb in die Welt und ein Grübchen im Kinn machte das Gesicht so recht lebensfroh. Das Mädchen war die Tochter des reichen Pusterthaler Holzhändlers und beim unteren Wirt im Dorfe untergebracht, um den Haushalt zu lernen.

In ihrer Heimat, dem großen Weberhofe, konnte das arme Ding nur wenig Erbauliches sehen. Dem Vater waren die Eltern früh gestorben und als junger Mann musste er den großen Hof übernehmen. Er war selbstverständlich gezwungen, sich nach einer Bäuerin umzusehen und that dies nicht nach seinem Herzen, sondern nach seiner Eitelkeit. Die reiche Tochter eines Holzhändlers führte er heim und trat als Compagnon dem Geschäfte seines Schwiegervaters bei.

Von seinen Eltern ungemein strenge gehalten gewesen, genoss der junge Bauer nun die Freiheit mit vollen Zügen. Er vernachlässigte sein Weib, kehrte spät vom Wirtshause heim und verschlief den halben Vormittag. Auf allen Scheibenschießen war er zu treffen, auf allen Kirchweihfesten und auch einer Rauferei gieng er nicht aus dem Wege.

Das Weib starb nach nur einjähriger Ehe, nachdem sie einem Mädchen das Leben geschenkt hatte. Eine Base übernahm nun die Wirtschaftsführung auf dem Weberhofe und auch die Erziehung des armen,

verwaisten Kindes. Die liederliche Lebensweise des Vaters begünstigte sie in der sicheren Voraussetzung, der Bauer werde dann keine zweite Ehe schließen und ihr verbleibe die unbeschränkte Herrschaft auf dem Hofe.

Der Weberhof, wenn er auch wirtschaftlich unter der energischen Leitung der Base nicht zurückgieng, kam bald in Verruf. Merkwürdig waren bei dem Bauern selbst zwei Erscheinungen. Seine außerordentliche Liebe für seine Tochter, das Röserl. Er verzog und verwöhnte das Kind auf alle nur mögliche Weise und für das heranwachsende Mädchen war ihm kein Schmuck zu theuer, kein Wunsch zu hoch gegriffen, den er nicht zu erfüllen trachtete.

Dann zeigte der Bauer ein ungewöhnliches Geschick für den Holzhandel, so, dass er sich von seinem Schwiegervater bald trennte und ein eigenes Geschäft gründete. Unter dem Namen der „Pusterer" war er bald nicht nur im ganzen Süd- und Westtirol, sondern auch in Oberitalien, wohin er seine Ware verfrachtete, bekannt. Er hatte sich mit dieser Handelschaft schon ein ansehnliches Vermögen erworben.

Als sein Röserl herangewachsen war, und sich mancher der Burschen im Thale zum Fenster schlich, gar manches Sträußchen Edelraute, Edelweiß und Alpenrosen dem schmucken Dirndl aufs Fensterbrett gelegt wurde, da entschloss sich der Pusterer, seine Tochter „in die Fremd" zu geben. Beim untern Wirt im Nachbarthale, da wurde ein gar ansehnliches Haus geführt. Im Sommer verkehrten dort viele Touristen, im Herrenstüberl saßen die Beamten des Bezirksgerichtes, des Forstamtes und jene des Bergwerkes. Da konnte sein Röserl schon etwas lernen. So dachte sich der Bauer und so erklärte er es auch der Wirtin, als er ihr sein Kind anvertraute zur Ausbildung.

Die Sache gieng auch insoweit ganz gut. Die Wirtin setzte sich des Abends nicht ungerne zu den Gästen in das Herrenstüberl und da gesellte sich das Röserl oft hinzu. Dem Holzhändler schwoll das Herz im Leibe vor Stolz, wenn er, auf Besuch anwesend, sah, wie sich der Herr Adjunct, der Herr Förster und ganz besonders der neue junge Arzt um das junge, kernige Mädchen bemühten. In seinem Innern war der Plan für die Zukunft seiner Tochter schon fix und fertig. Eine Beamtens- oder eine Doctorsfrau sollte aus ihr werden. Und zog die Frau Bezirksrichterin nur an hohen Feiertagen in einem seidenen Gewande zur Kirche, seine Tochter sollte als Frau jeden Sonntag ein seidenes Kleid tragen. Auch an Werktagen, wenn sie Freude daran fände. Dafür war er da und seine eiserne Cassa, die ein Schmied- und Schlossermeister schon im vorigen Jahrhundert einbruchssicher verfertigt hatte und daheim unter seinem Bette stand, angehängt an die Mauer mit einer schweren eisernen Kette.

Die Sache kam aber ganz anders. (Schluss folgt.)

Mein Onkel Julius.

Von **Guy de Maupassant.** Deutsch von **M. Pannwitz.**[1])

Ein alter weißbärtiger Bettler bat uns um ein Almosen. Mein Begleiter, Josef Davrauche, reichte ihm ein Fünffrankenstück. Ich wunderte mich darüber, und er sagte:

Dieser Unglückliche erinnert mich an eine Geschichte, die ich dir erzählen will und die mir ewig unvergeßlich bleiben wird.

Meine aus Havre stammende Familie war nicht bemittelt; es reichte eben zum Allernothwendigsten knapp hin. Der Vater hatte auf seinem Bureau bis spät abends zu arbeiten, aber sein Einkommen stand im umgekehrten Verhältnisse zu seiner Arbeitsleistung. Außer mir waren noch zwei Mädchen da.

Meine Mutter empfand den Druck der beschränkten Verhältnisse sehr schwer, und oft bekam mein Vater von ihr bittere Worte und mehr oder minder verhüllte Vorwürfe zu hören. Dann pflegte der Bedauernswerte eine Bewegung zu machen, die mir ins Herz schnitt; ohne ein Wort der Erwiderung fuhr er sich mit der offenen Hand über die Stirn, als wollte er den Schweiß, der doch gar nicht da war, wegwischen. Ich fühlte, wie ihn ein ohnmächtiger Schmerz durchzuckte. In jeder Beziehung wurde gespart; wir nahmen keine Einladungen an, um keine erwidern zu müssen; wir kauften nur Waren zu herabgesetzten Preisen und Reste. Meine Schwestern machten sich ihre Kleider selbst und hatten lange Unterhandlungen über den Preis des Besatzes, von dem ein Meter etwa zwölf Pfennige kostete. Auf unserem Mittagstisch erschien gewöhnlich Fettsuppe und Rindfleisch, mit allen möglichen Saucen angerichtet. Das soll ein gesundes und kräftiges Essen sein, ich hätte aber lieber etwas anderes gehabt.

Schlecht gieng es mir, hatte ich einmal einen Knopf verloren oder kam gar mit einem Loch in den Hosen heim.

---

[1]) Aus dem köstlichen Werkchen: „Auf der Reise und andere Geschichten" von Guy de Maupassant. Deutsch von M. Pannwitz. Illustriert von Fritz Bergen. (Stuttgart. Franck'sche Verlagshandlung.) Die kleine Sammlung wiederspiegelt alle Vorzüge des genialen Franzosen.

Aber jeden Sonntag machten wir in Gala unseren Spaziergang am Hafendamm entlang. Mein Vater in schwarzem Gehrock mit Cylinder und Handschuhen bot meiner Mutter, aufgetakelt wie ein Dreimaster, den Arm. Meine Schwestern, die zuerst fertig waren, warteten auf das Zeichen zum Aufbruch; aber im letzten Augenblicke ward immer noch ein bis dahin übersehener Fleck auf dem Rocke des Familienoberhauptes entdeckt, und man musste schnell mit einem Benzinläppchen nachhelfen.

Mein Vater wartete, den Cylinder auf dem Kopfe und in Hemdärmeln, bis die Operation vollendet war, die meine Mutter, nachdem sie ihre Lorgnette zur Hand genommen und vorsorglich ihre Handschuhe ausgezogen hatte, möglichst beschleunigte.

Dann begann der feierliche Auszug. Meine Schwestern schritten Arm in Arm voraus. Sie waren in heiratsfähigem Alter und wurden darum in der Stadt zur Schau gestellt. Ich hielt mich auf der linken Seite meiner Mutter, und mein Vater gieng zu ihrer Rechten. Lebhaft steht mir noch das pomphafte Aussehen vor Augen, das sich meine armen Eltern bei diesen Sonntagspromenaden zu geben suchten, ihre starren Gesichtszüge, ihr feierlicher Gang. Sie bewegten sich gerade wie ein Stock und mit steifen Beinen langsam vorwärts, als wenn von ihrer Haltung wunder was Wichtiges abgehangen hätte.

Und jeden Sonntag, wenn wir die großen Handelsschiffe aus unbekannten und fernen Ländern in den Hafen einlaufen sahen, sprach mein Vater regelmäßig dieselben Worte:

„Welche Überraschung, wenn Julius da drin wäre!"

Mein Onkel Julius, meines Vaters Bruder, war die einzige Hoffnung der Familie, wie er vorher ihr Schrecken gewesen war. Seit meiner Kindheit hatte ich von ihm sprechen hören, und es war mir, als müsste ich ihn beim ersten Blicke wieder erkennen, so häufig hatte sich meine Phantasie mit ihm beschäftigt. Sein ganzes Leben bis zum Tage seiner Abreise nach Amerika war mir genau bekannt, obwohl man von dieser Periode seines Daseins nur im Flüstertone sprach.

Er hatte sich, scheint es, schlecht aufgeführt, das heißt, etwas Geld gekostet, das größte Vergehen, das es bei armen Leuten gibt. Bei den Reichen sagt man von einem jungen Menschen, der nur sein Vergnügen sucht, er mache dumme Streiche, und nennt ihn lächelnd einen Durchgänger; bei den Unbemittelten heißt der Sohn, für den sie ihr kleines Vermögen angreifen müssen, ein schlechter Mensch, ein Lump, ein Wahnsinniger.

Und diese Unterscheidung ist trotz der Gleichheit der Handlungsweise gerecht, denn die Folgen allein entscheiden über die Bedeutung der That.

Schließlich hatte mein Oheim das Erbtheil, auf das mein Vater rechnete, merklich geschmälert, nachdem er sein eigenes Theil bis zum letzten Heller durchgebracht hatte.

Nach damaliger Sitte ſchickte man ihn auf einem Kauffarteiſchiffe, das von Havre nach New-York ſegelte, nach Amerika.

Dort drüben begann mein Onkel ein Geſchäft, ich weiß nicht welcher Art, und bald kam ein Brief von ihm, es gienge ihm nicht ſchlecht, und er hoffte meinen Vater für das Unrecht, das er ihm angethan hätte, entſchädigen zu können. Dieſes Schreiben verurſachte in der Familie eine kleine Revolution. Julius, von dem es bis dahin hieß, er ſei nicht einmal einen Schuſs Pulver wert, ward plötzlich ein Ehrenmann, der das Herz auf dem rechten Flecke habe, ein echter Davranche, untadelig wie alle Davranche.

Dazu erfuhren wir noch von einem Capitän, er habe einen glänzenden Geſchäftsladen inne und treibe einen bedeutenden Handel.

In einem zweiten Briefe, der zwei Jahre ſpäter ankam, hieß es: „Mein theurer Philipp, ich ſchreibe Dir, damit Du Dir wegen meines körperliches Ergehens keine Sorge machſt; ich bin geſund. Auch geſchäftlich geht es gut. Ich trete morgen eine lange Reiſe nach Südamerika an. Vielleicht wird es Jahre dauern, ehe Du wieder Nachricht von mir erhältſt. Beunruhige Dich alſo nicht, wenn ich nicht ſchreibe. Iſt mein Glück gemacht, ſo kehre ich nach Havre zurück. Ich hoffe, das wird in nicht ſo ferner Zeit der Fall ſein, und wir werden dann glücklich zuſammen leben. . . ."

Dieſer Brief war das Evangelium der Familie geworden; man las ihn bei jeder Gelegenheit vor und zeigte ihn allen Bekannten.

Nun hatte der Onkel Julius freilich ſechs Jahre lang nichts von ſich hören laſſen, aber die Hoffnung meines Vaters ſtieg, je länger er harren muſste, nur um ſo höher, und auch meine Mutter ſagte oft:

„Wenn erſt der gute Julius hier iſt, werden ſich unſere Verhältniſſe ändern. Das iſt doch endlich einmal einer, der es zu etwas gebracht hat!"

Und jeden Sonntag wiederholte mein Vater, wenn er am Horizont die dunklen Dampfkoloſſe ihre Rauchſchlangen zum Himmel ſpeien ſah, mit der unfehlbaren Regelmäßigkeit eines Uhrwerks die Worte:

„Welche Überraſchung, wenn Julius da drin wäre!"

Und faſt glaubten wir ihn ein Taſchentuch ſchwenken zu ſehen und ſeine Stimme zu hören:

„Ohe! Philipp!"

Tauſend Pläne hatte man in der zweifelloſen Erwartung ſeiner Rückkehr aufgebaut; ſelbſt ein kleines Landhaus nahe am Strande gehörte zu den Herrlichkeiten, die des Onkels Schätze über uns ausſchütten ſollten; und ich will nicht behaupten, daſs nicht mein Vater zu dieſem Zwecke bereits Unterhandlungen eingeleitet hatte.

Meine Schwestern standen damals, die eine im achtundzwanzigsten, die andere im sechsundzwanzigsten Lebensjahre. Es schien, dass sich keine verheiraten würde, was der Familie nicht geringen Kummer bereitete.

Endlich stellte sich ein Freier für die zweite ein, ein nicht reicher, aber anständiger Beamter. Ich kann mich von der Überzeugung nicht frei machen, dass der Brief des Goldonkels, der ihm eines Abends gezeigt wurde, die Bedenken des jungen Mannes überwog und ihn zu einem definitiven Schritte veranlasst habe.

Seine Werbung fand das herzlichste Entgegenkommen, und man beschloss, nach der Hochzeit eine gemeinsame Familienreise nach Jersey zu machen.

Jersey ist das Reiseideal für die Leute, die nur wenig in der Tasche haben. Es liegt nicht weit, man fährt im Paketboot übers Meer und ist bald auf fremdem Boden, da das Eiland den Engländern gehört. So kann es sich ein Franzose leisten, nach zweistündiger Seefahrt ein Nachbarvolk in dessen eigenem Heim zu sehen und die, wie er meint, so barbarischen Sitten dieser unter britischer Flagge stehenden Insel zu studieren.

Auf diese Reise nach Jersey bezogen sich von da an alle unsere Gedanken und Träume.

Endlich kam die Stunde der Abfahrt. Ich sehe noch, als wäre es erst gestern gewesen, wie der Dampf vom Schiffsschlot gegen den Hafendamm schlägt, wie mein Vater in tausend Ängsten die Einschiffung unserer drei Koffer überwacht, wie meine Mutter in größter Unruhe den Arm meiner unverheirateten Schwester nimmt, die nach der Trennung von der anderen so hilflos schien wie ein von der ganzen Brut allein zurückgelassenes Küchlein, und wie das neue Ehepaar immer hinter uns zurückbleibt, so dass ich oft den Kopf nach ihm umwandte.

Die Pfeife ertönt. Wir sind an Bord, und das Schiff schwimmt hinaus auf die Meeresfläche, die so glatt und eben daliegt, wie eine Tischplatte von grünem Marmor. Mit einem Gefühle stolzen Glückes, wie es alle empfinden, die wenig reisen, sahen wir die Küste dahinschwinden.

Mein Vater reckte sich voll Selbstgefühl unter seinem Rocke, aus dem man noch an demselben Morgen alle Flecke mit größter Sorgfalt entfernt hatte, so dass er jenen Benzingeruch ausstrahlte, den ich so gut von unseren Ausgängen kannte, und der mich in sonntägliche Stimmung versetzte.

Plötzlich bemerkte er zwei elegante Damen, denen zwei Herren Austern präsentierten. Ein alter zerlumpter Matrose öffnete die Muscheln mit seinem Messer und reichte sie den Herren, die sie dann den Damen anboten. Diese verzehrten sie in appetitlicher Weise; sie fassten die

Schale mit einem feinen Taschentuch, bewegten den Mund vorwärts, um sich nicht die Kleider zu beflecken, schlürften den Inhalt mit einer kurzen schnellen Bewegung und warfen die Schale ins Meer.

Offenbar wirkte diese vornehme Art, Austern zu verspeisen, verführerisch auf meinen Vater. Er näherte sich meiner Mutter und meinen Schwestern und fragte:

„Darf ich euch ein paar Austern anbieten?"

Meine Schwestern sagten sofort ja, aber die Mutter erwiderte im Gedanken an die Ausgabe mit abweisendem Tone:

„Ich fürchte, mir den Magen zu verderben. Gib es nur den Kindern, aber nicht zu viel, dass sie nicht krank werden."

Dann wandte sie sich zu mir und sagte: „Für Joseph ist das nichts, man darf die Knaben nicht verwöhnen."

So blieb ich bei der Mutter, obwohl im Herzen über die Ungerechtigkeit murrend, und folgte meinem Vater nur mit den Augen, als er seine beiden Töchter und seinen Schwiegersohn sehr gravitätisch zu dem alten zerlumpten Matrosen führte.

Die beiden Damen hatten sich entfernt, und mein Vater zeigte meinen Schwestern, wie man sich beim Austernessen benehmen müsste, damit nichts vom Inhalt verloren gehe; er wollte es ihnen selbst vormachen und nahm eine Auster zur Hand. Wie er es aber den Damen nachzuthun versuchte, verschüttete er die ganze Flüssigkeit auf seinen Rock, und ich hörte meine Mutter murmeln:

„Es wäre besser, man verhielte sich ganz ruhig."

Aber auf einmal kam es mir vor, als würde mein Vater unruhig. Er trat ein paar Schritte zurück und richtete einen merkwürdig scharfen Blick auf seine die alte Theerjacke umringenden Angehörigen, dann kam er plötzlich auf uns zu. Er schien mir sehr bleich geworden zu sein und hatte einen sonderbaren Ausdruck im Gesicht. Halblaut sprach er zu meiner Mutter:

„Es ist ganz auffallend, wie sehr der Mann mit den Austern Julius ähnlich sieht."

Ärgerlich fragte meine Mutter:

„Welchem Julius?"

Der Vater versetzte:

„Nun . . . meinem Bruder . . . Wenn ich nicht wüsste, dass er sich in Amerika in guten Verhältnissen befindet, würde ich glauben, er sei es."

In gereiztem Tone stieß meine Mutter hervor:

„Du bist ein Narr! Wie kannst du solch ungereimtes Zeug reden, wenn du weißt, dass er es nicht ist."

Aber mein Vater blieb hartnäckig:

„Sieh doch einmal, Clariſſe; es wäre mir lieber, du überzeugteſt dich ſelbſt davon mit deinen eigenen Augen.“

Sie ſtand auf und ſchritt zu ihren Töchtern hin. Auch ich betrachtete den Mann aufmerkſam. Er war alt, ſchmutzig, voller Runzeln und wandte keinen Blick von ſeiner Arbeit.

Als meine Mutter wieder zu uns kam, ſah ich, daſs ſie zitterte. Sie ſagte ſchnell:

„Ich glaube, er iſt's. Geh, erkundige dich beim Capitän. Sei aber ja vorſichtig, daſs uns dieſer Taugenichts nicht noch einmal zur Laſt fällt!“

Mein Vater entfernte ſich; ich folgte ihm, ſonderbar aufgeregt.

Der Capitän, ein ſelbſtbewuſster ſtattlicher Mann mit langem Backenbart, wandelte mit wichtiger Miene auf der Schiffsbrücke auf und ab, als wenn er einen Indienfahrer unter ſeinem Commando hätte.

Mein Vater näherte ſich ihm höflich, ſagte ihm einige Artigkeiten und richtete verſchiedene Fragen an ihn über die Bedeutung von Jerſey, ſeine Producte, ſeine Bevölkerung, über die Sitten und Gewohnheiten daſelbſt, über die Natur des Bodens u. ſ. w.

Man hätte meinen ſollen, es handle ſich mindeſtens um die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Dann ſprach er von dem Schiffe, das uns trug; dann kam er auf die Mannſchaft zu ſprechen und ſagte endlich mit zitternder Stimme:

„Sie haben da einen alten Auſternbrecher, der mir aufgefallen iſt. Wiſſen Sie etwas Näheres über den guten Mann?“

Der Capitän, der an der langen Unterhaltung keinen Gefallen zu finden ſchien, antwortete trocken:

„Es iſt ein alter franzöſiſcher Bummler, den ich letztes Jahr in Amerika aufgeleſen und in ſeine Heimat zurückgebracht habe. Er hat, ſcheint es, Verwandte in Havre, will ſie aber nicht aufſuchen, weil er ihnen Geld ſchuldet. Er heißt Julius . . . Julius Darmanche oder Darvanche oder ſo ähnlich. Ich glaube, er iſt da drüben einmal reich geweſen, aber Sie ſehen, in wie ärmlichen Verhältniſſen er ſich jetzt befindet.“

Meinem Vater war alles Blut aus dem Antlitz gewichen, und mit verſtörtem Blick ſtotterte er:

„So, ſo; ſehr gut . . . ſehr gut . . . Das iſt natürlich . . . Ich danke Ihnen ſehr, Capitän.“

Er gieng wieder zu meiner Mutter zurück, ſah aber ſo erregt aus, daſs ſie ſagte:

„Setze dich, oder man wird etwas merken.“

Er ließ ſich auf eine Bank fallen und ſtammelte:

„Er iſt's, er iſt's!“

Dann fragte er:

„Was wollen wir thun? . . .“

Sie antwortete raſch:

„Die Kinder müſſen fort von ihm. Da Joſeph doch alles weiß, mag er ſie holen. Wir müſſen uns beſonders in acht nehmen, daſs unſer Schwiegerſohn nichts davon merkt.“

Mein Vater ſchien ganz niedergedonnert zu ſein. Er murmelte vor ſich hin:

„Welche Kataſtrophe!“

Meine Mutter, bei der auf einmal die Wuth zum Ausdruck kam, ſagte mit mühſam verhaltener Stimme:

„Ich habe mir's doch immer gedacht, daſs aus dieſem Spitzbuben nichts werden, und daſs er uns ſchließlich zur Bürde fallen würde! Als wenn man von einem Davranche etwas erwarten könnte . . .“

Und mein Vater ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, wie er es bei den Vorwürfen ſeiner Frau zu thun pflegte.

Sie fügte hinzu:

„Gib Joſeph das Geld, daſs er ſchnell die Auſter bezahlt. Es fehlte noch, daſs man von dieſem Bettler erkannt würde. Das würde einen ſchönen Eindruck auf dem Schiffe machen. Schnell ans andere Ende des Dampfers, daſs uns dieſer Menſch nicht wieder zu nahe kommt!“

Sie ſtand auf, und beide entfernten ſich, nachdem ſie mir ein Fünffrankenſtück gegeben hatten.

Meine Schweſtern wunderten ſich, daſs der Vater nicht wiederkäme. Ich erklärte, die Mutter hätte einen gelinden Anfall von Seekrankheit bekommen, und fragte den Matroſen:

„Was ſind wir ſchuldig, mein Herr?“

Ich hatte große Luſt zu ſagen: Onkel.

Er antwortete:

„Zwei und einen halben Franken!“

Ich reichte ihm mein Geldſtück hin und er gab mir heraus.

Ich betrachtete ſeine rauhe verrunzelte Matroſenhand, ich betrachtete ſein altes, vom Kummer gefurchtes Geſicht und ſagte dabei zu mir:

„Es iſt mein Onkel, der Bruder meines Vaters!“

Ich ließ ihm einen halben Franken als Trinkgeld. Er ſagte dankend:

„Gott ſegne Sie, junger Herr“, und zwar mit dem Tone eines Armen, der ein Almoſen empfängt. Ich dachte mir, daſs ihm das Betteln nicht unbekannt wäre.

Über meine Freigebigkeit erſtaunt, ſahen mich meine Schweſtern an

Als ich meinem Vater die zwei Franken zurückgab, fragte die Mutter verwundert:

„War das für drei Franken? . . . Das iſt nicht möglich.“

Mit fester Stimme erklärte ich:

„Ich habe einen halben Franken Trinkgeld gegeben.“

Meine Mutter war einem Anfall nahe und schaute mir in die Augen:

„Du bist toll! Einen halben Franken diesem Menschen, diesem Lumpen . . .“

Ein Blick meines Vaters auf den Schwiegersohn hin ließ sie schweigen.

Dann waren alle still.

Vor uns schien sich am Horizont ein violetter Schatten aus dem Meere zu heben. Es war Jersey.

Als wir uns dem Landungsplatze näherten, fühlte ich im Herzen den brennenden Wunsch, meinen Onkel Julius noch einmal zu sehen, mich ihm zu nähern, ihm etwas Tröstliches, Liebevolles zu sagen.

Aber da niemand mehr Austern essen wollte, war er verschwunden und hatte wahrscheinlich das schmutzige Loch im Kielraum, wo der Unglückselige jedenfalls sein elendes Unterkommen hatte, aufgesucht.

Auf einem anderen Dampfschiffe fuhren wir nach Havre zurück, ohne ihn wiederzusehen. Meine Mutter wurde unterwegs von Unruhe fast verzehrt.

Niemals habe ich wieder den Bruder meines Vaters zu Gesicht bekommen!

Siehst du, das ist der Grund, warum ich Bettlern manchmal wohl ein Fünffrankenstück gebe.

Dem Volke die Ehre.

Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege. Von **Josef Wichner.**

(Schluss.)

Der Wirt gieng in die im Hinterhause gelegene, hochgewölbte Küche, wo eine treue alte Magd des Herdes wartete und der Knecht Hansjörg, ein buckeltes, geistig beschränktes Hausmöbel, Holz und Wasser und allen Küchenbedarf herbeischleppte.

„Hansjörg“, stammelte der Wirt, „geh' du und bediene die niederträchtige Bande . . . ich halt' es nimmer aus, ich muss fort, sonst . . . sonst g'schieht etwas, was mich reuen möcht'!“

Also gieng der Hansjörg in die Trinkstube und wurde nun ob seiner Gestalt und der schwerfälligen Art, sich zu benehmen und zu reden, bald, nachdem die Nase des Ahnherrn völlig zusammengeschossen war, die Zielscheibe „geistvoller“ Spottreden.

Der Zängerle aber stieg die Steinstufen hinan zu seinen Lieben, warf sich schwer in einen alten Ledersessel, schlug mit der Faust auf den Tisch und sprach:

Kreuzelement . . . jetzt wird's mir zu bunt, jetzt . . . wenn ich noch einmal soll zuschauen, so stehe ich für gar nichts, und wenn es meinen Kopf kostet! Wisst ihr, was sie treiben? Auf die Nase meines lieben, seligen Vaters schießen sie mit Messern, und mich, mich lassen sie gemächlich zuschauen! O, jeder Wurf, der die gemalte Nase traf, er traf auch meine lebendige Nase . . . ist sie ja Fleisch von seinem Fleische und . . . leider auch ein wenig nach dem Vorbilde gerathen! Und wisst ihr, Kinder, was sie eueren Großvater genannt haben? Einen Coujone, einen alten Coujone haben sie ihn genannt . . . Sabina . . . was heißt Coujone?"

„Das heißt Lumpenkerl", sagte das lebendige Wörterbuch.

„So . . . so . . . Lumpenkerl? Ihr selber seid Lumpenkerle", brummte der Sonnenwirt ingrimmig und fuchtelte mit geballten Fäusten gegen den Fußboden, unter dem die übermüthigen Bezwinger seines Vaterlandes ihr muthwilliges Spiel trieben.

Da gieng die Thüre auf; der Hausjörg erschien unter ihrem Rahmen.

„Vater, Ihr sollt augenblicklich hinabkommen, haben s' g'sagt, sie wollen den Herrn zum Bedienen, und nicht den Knecht, haben s' g'sagt, und ich sei ihnen viel zu dumm, haben s' g'sagt, ein Bett [1]) sei ich, haben s' g'sagt; wenn Ihr aber, haben s' g'sagt, nicht augenblicklich kommt, haben s' g'sagt, so werden sie Euch, haben s' g'sagt, hi . . hi . . h i . . ., mit'm Bajonette oder mit'm Krautmesser hinabkitzeln, haben s' g'sagt. Das sind Euch gar lustige Leut', die Franzhosen, sag' i', hab' i' g'sagt."

„So . . .", erwiderte der Sonnenwirt und erhob sich, die Rechte schwer auf den Tisch stemmend, aus dem Sessel, „die Herren der Erde befehlen . . . der Knecht der Knechte gehorcht! Lieb Weib, liebe Kinder, beschütze euch der Herr ob den Wolken, wenn mir die Wuth das Maul zersprengt und ich nimmer zu verbeißen vermag, was da drin siedet! Im übrigen . . . Francisca?!"

Er schaute seine Frau bedeutungsvoll und fragend an, und die Frau nickte, als wollte sie sagen, für den äußersten Fall sei alles vorbereitet.

Der Sonnenwirt aber gieng festen Schrittes die dunkle, steile und schmale Steintreppe hinab, wo nur ein in Eisenringen hängender Strick als Führung diente, und wurde von den Gästen mit Jubel und Gejohle empfangen.

---

[1]) Bête = Rindvieh.

„Wir ſein von die große Nation“, ſagte der Capitän, „und ſein die Söhne von der große Empereur . . . vive l'Empereur!“

„Vive l'Empereur!“ brüllten alle Gäſte und hopſten wie beſeſſen in der Stube herum.

„Ja“, fuhr der Capitän fort, nachdem ſich die Gemüther wieder beruhigt hatten, „und weil wir ſein die Söhne von der große Empereur, alſo 'aben wir alle im Sack den . . . Marſchallſtab, und alſo ſoll uns servir . . . bedien . . . der 'err von die 'aus! Parbleu . . . beim Teuf', was machen er für G'ſichten . . . ſaure? Warum er reden niſen? Er ſoll uns . . . wie heißt amuser? . . . er ſoll uns unterhalten und machen luſtik!“

Da ſchupfte der Zängerle die Achſeln und ſagte miſsmuthig:

„Meine Herren, auf dem Ofen ſteht zu leſen:

Höre, ſieh' und ſchweig' dazu,
Dann haſt du vor den Feinden Ruh.

Danach handle ich, meine Herren.“

„Wenn wie aber wollen, er ſoll reden, ſo ſoll reden“, rief ein anderer Officier, der die lange hölzerne Ofenbank für ſein Bett anſah und ſich eben anſchickte, die Kleider abzulegen. „Er ſoll erzählen, er ſoll plauſchen, er ſoll macken zimperling mit die Guitarre, er ſoll ſingen viel 'übſche Lied, er ſoll macken uns lacken und macken uns ſchlafen!“

„Ah pah“, ſchrie der Capitän, „er ſein, wie alle Allemand, ein Memme, er zittern, wie alle Deutſche, und er ſich nicht trauen muckſen, wenn Franzmann nur winken mit die Augen . . . ha, ha, ha!“

Der Zängerle hatte bisher die Arme ſchwer an den Hüften hinabſinken laſſen. Jetzt hob er ſie krampfhaft gegen die Bruſt und ballte die Fäuſte, und es war, als wollte er etwas, was ſich anſchickte, aus der Luftröhre heraufzumarſchieren, hinunterwürgen. Doch es gelang nicht, und auf einmal platzte er los:

„Himmelkreuzbombenelement, jetzt geht mein Geduldhafen über, jetzt muſs ich mir's Maul verbrennen, jetzt will ich euch einmal reinen Wein einſchenken, ihr ausländiſches Geſindel übereinander!

Wer hat euch geheißen, unſer ſchönes Deutſchland ſchon ſeit Jahrhunderten als Kriegstummelplatz zu betrachten, zu verwüſten und zu plündern und alles, was immer ihr brauchen könnt, hinwegzuſchleppen? Wer hat euren ſauberen, mit allen Salben geſchmierten Napoleon, der mir am liebſten dort wäre, wo der Pfeffer wächst, geheißen, unſer liebes Vaterland mit Füßen zu treten und zu ſeiner Magd zu erniedrigen? Was verlangt ihr immer nur nach blutigen Lorbeeren zur Auffriſchung eures Ruhmes? Warum ſchlachtet ihr unſere beſten Söhne? Warum hetzt ihr Deutſche gegen Deutſche, warum vergiftet ihr unſere Sitten

durch die gottlosen Schundwerke eurer Schriften und unseren Charakter durch gestohlene Geschenke?

Wäret ihr doch in euerem Frankreich geblieben, das ja auch schön und fruchtbar ist und reich an allen Gütern der Erde . . . wahrlich, in unserem Ländlein wenigstens, hätte kein Hahn nach euch gekräht!

Doch ihr seid gekommen wie das Ungewitter, wie Hagelgeprassel und verheerende Überschwemmung, und . . . ihr habt uns bezwungen, ihr habt uns vom Herzen unseres geliebten Kaisers hinweggerissen und gegen unseren Willen einem fremden Herrscher überantwortet . . . ihr habt die Macht und die Gewalt, und wir . . . wir müssen uns fügen . . . wohl oder übel! Nun es sei, wie es einmal ist, ein vernünftiger Zwerg kämpft mit keinem Riesen, der Unglücklichste ergibt sich schließlich in sein Schicksal und leckt nicht wider den Stachel; aber dass ihr zum Unglück, das wir schwer genug tragen, noch den Hohn und den Spott fügt, dass ihr in die von euch gerissenen Wunden ätzende Lauge gießt, dass ihr jeden ehrlichen Bürger hunzt, dass ihr das Land aussaugt und alle an den Bettelstab oder . . . ans Messer liefert, das ist nicht edel, das ist der Nation, die sich so gerne die erste nennt, unwürdig, das ist gemein . . . hundsgemein . . . verstandez-vous . . . ich kann jetzt bald auch ein bisschen französisch . . . bei euch lernt man's schon!"

Na, das war einmal deutlich genug gesprochen, das verstanden die Herren, wenigstens der Hauptsache nach, ohne Übersetzung. Darum waren sie auch, wie von Wespen gestochen, aufgesprungen und streckten die Hände aus, um den „Hochverräther" zu greifen.

Nur der Capitän blieb mit schlauem Blinzeln ruhig sitzen, und auf seinen Wink nahmen auch die übrigen ihre früheren Plätze wieder ein.

„Reden er nur weiter", sagte er mit höhnischem Lachen, „er reden sich um den Kopp!"

„Ah was", schrie der Sonnenwirt, „Kopf hin oder Kopf her, jetzt bin ich im richtigen Fahrwasser, jetzt ist mir alles Wurst, jetzt muss es einmal von der Leber weg, was mich schon lang' druckt hat, jetzt thun wir nimmer siezen und nimmer ihrzen, jetzt wird geduzt . . . ein alter Bludenzer lasst sich nicht verkaufen . . . von so einer besoffenen Banda schon gar nicht!

Du, Capitän oder Hauptmann oder was du sonst bist, du hast mich einen Bougre genannt . . . das will ich dir verzeihen, dieweil's eine reine Personalangelegenheit ist, obschon du gegenwärtig der größte Bougre im Städtlein bist. Du hast meinen lieben seligen Vater einen Coujone genannt und sammt deiner Sippschaft mit Messern nach ihm geworfen. Das will ich dir auch verzeihen, weil das Familienangelegenheiten sind, obschon ihr selber allesammt Coujone seid und enere Väter und Großväter und Urgroßväter bis zu Ludwig dem Vierzehnten, der

die Rheinlande in eine Wüſte verwandelt hat, auch noch dazu. Aber daſs du mein tief erniedrigtes Volk geſchmäht haſt, das thut ſo weh, ſo weh, daſs es mir faſt 's Herz abdruckt ... vielleicht gerade ... weil du zum Theile recht haſt, gerade weil viele meiner Stammesgenoſſen die Würde und den Adel des Volksthums von ſich geworfen haben und, anſtatt gegen euch gemeinſame Sache zu machen, ſich in euerem Solde gegenſeitig zerfleiſchen.

Aber wartet nur, je größer die Schande iſt, um ſo eher müſſen wir Deutſche ſie empfinden, um ſo bälder müſſen wir uns aufraffen, — beim allmächtigen und allgerechten Gott — ſo alt ich bin, ich erlebe noch die Zeit, wo euer Ruhm ſchwindet und unſere Ehre wieder auferſteht in verjüngter Schönheit, die Zeit, wo ihr hinausgepeitſcht werdet aus allen deutſchen Landen!"

Der Wirt hatte ſich immer mehr in eine ihn ehrende Erregung hineingeredet, die nichts mehr bedenkt. Ein kalter Verſtandesmenſch mag ſein Beginnen wohl tollkühne Unvorſichtigkeit nennen; für ihn war's Befreiung, Erlöſung von einem Alp, und je mehr und feuriger er ſprach, umſo leichter fühlte er ſich ... es war ihm völlig recht, daſs ihm auch einmal das Herz ſozuſagen mit dem Verſtande durchgegangen war.

Nun athmete er auf und blickte um ſich, gleichgiltig, ob ſie über ihn herfallen, ihn binden und fortſchleppen, oder ob ſie an ihm augenblicklich mit gezückter Waffe Rache nehmen würden.

Es erhob ſich aber, um das Maß des Übermuthes voll zu machen, der Capitän, wankte, den Säbel auf dem aus hartem Eichenholze gefügten Boden nachſchleppend, in die Mitte der Stube, rollte die blutunterlaufenen Augen, langte aus der Taſche ein funkelndes Goldſtück und höhnte:

„Ah ... ik werden dir zeigen, was ſein alle Deutſche; es ſein alle, wie dein Serviteur, dein Knekt, Hunde!

Da ... du Knekt —" bei dieſen Worten ſpuckte er vor ſich auf den Fußboden und drehte ſich gegen den Hansjörg — „wenn du auflecken den Spucken, ſo ſein das Gold dein ... alſo macken geſwind! O ... parbleu ... um ein Swanzfeder aus der Goldadler von unſer großer Empereur macken die deutſche Teuf' alleus!"

Der Hansjörg kam aber nicht dazu, ſich zu bücken. Als ob der Donnerſtrahl in das Haus des Herrn Martin Joſef Sebaſtian Zängerle gefahren wäre, ſo flog der halb unzurechnungsfähige Burſche, den das gleißende Gold wohl verführt hätte, in eine Ecke. Im nächſten Augenblick hatte der Wirt dem trunkenen, unbehuten Capitän den Säbel aus der Scheide geriſſen; er ſtemmte ihn ſchräg gegen den Boden, und mit den Worten:

„Da haſt du die Hunde zurück, Luder . . . verdammtes!“ trat er mit dem rechten Fuße darauf, daſs die Waffe gellend in zwei Stücke zerbarſt.

Und ehe ſich noch der Capitän, ehe ſich die wie verſteinert daſitzenden und entſetzt dreinglotzenden Zechgenoſſen faſſen und beſinnen konnten, ſchleuderte der Zängerle die Degenhälfte, die ihm in der Hand geblieben war, mitten auf den Tiſch, daſs die Gläſer und Flaſchen klirrten und die Lichtgeſtelle umfielen, und . . . im folgenden Augenblicke war er, das entſtandene Halbdunkel nutzend, zur Thüre hinaus . . . verſchwunden.

Da erſt gieng der Sturm los. Da ſprangen alle auf und zogen die Degen und ſchrien „Alarme“, was nur aus der Kehle heraufmochte, und rannten dem Wirte nach und ſtauten ſich ſelber in der engen Thüre.

Im Gaſtzimmer brannte nur noch ein einziges Talglicht. Das hieng an dem Bildrahmen an der Wand zwiſchen den Feuſtern und warf gleich einem Sterne etliche Strahlen durch das düſtere, von Weindunſt und Rauch geſchwängerte Gemach und beleuchtete die gräſslich verſtümmelte Naſe des Ahnherrn. Und es ſchien beim Aufflackern des ſchwachen Lichtes beinahe, als ob um die Augen des würdigen Alten Schadenfreude zucke darüber, daſs der tüchtige Sohn den dem Familienerbſtücke angethanen Hohn in einem mit der ſchwer verletzten Ehre des deutſchen Volkes ſo wacker gerächt hatte.

Die Gänge und Hallen des weitläufigen Gebäudes aber und die ſteilen Stiegen waren ſtockfinſter, die ſchwankenden Führungsſeile waren nicht geeignet, den ſchwankenden Geſellen, wenn ſie derſelben auch, im Dunkeln zutappend, habhaft wurden, ſicheren Halt zu bieten, und die Steinfließe des Fußbodens hatten ſich bei dem Regenwetter ſo gefeuchtet, daſs der nüchternſte Mann Mühe hatte, ſich vor dem Ausgleiten und vor einem Falle zu wahren.

Alſo taumelten die jäh und blindlings nachſtürmenden, trunkenen Cumpane gegen die Steinpfeiler und ſchlugen ſich die Köpfe blutig, purzelten übereinander und verletzten ſich mit den eigenen Waffen, und der Officier, der die Ofenbank für ſein Bett gehalten hatte, krabbelte gar unter dem Ofen herum, und ſuchte ſeine Stiefel, ohne die er nun einmal weder zum Gefechte, noch beim heutigen Unwetter auf die Gaſſe wollte.

Der Mann unter dem Ofen gemahnte einen Kunſtfreund ſchier an ein Gemälde des großen Meiſters Michael Angelo, auf dem zu ſehen iſt, wie badende Soldaten vom Rufe der Schlachttrompete überraſcht werden.

Am ärgſten wüthete der Capitän. Er rief allfort nach einem Lichte und beſchwor ſeine Kameraden, ſie möchten doch den Kerl, den Hallunken in lauter Côtelettes . . . Rippenſtückchen zerhacken.

Endlich drängten von der Straße herauf, durch den Höllenlärm aus dem Schlafe geschreckt, in den Nachbarhäusern einquartierte Soldaten, Fackeln wurden herbeigeschafft und nun das ganze Haus vom Keller bis zum Estrich durchsucht . . . leider alles vergebens.

In einem Hinterzimmer des zweiten Stockwerkes allerdings, da fanden die Franzosen die Frau und die Töchter des Wirtes. Sie waren in Nachtkleidern und huben, als sie von dem plötzlichen Verschwinden des Gatten und Vaters hörten, ein so gräßliches Geweine und Gezeter an, daß die Verfolger keinen Augenblick zweifelten, die Weiber wüßten von dem Vorfalle nichts, ja der Lärm sei nicht einmal bis zu ihnen gedrungen.

Wahrlich, es ist doch weise eingerichtet, daß das schwache Geschlecht nach Bedürfnis weinen kann und also diese mächtige Schutzwaffe zu jeder Zeit zur Verfügung hat!

Was half es übrigens, daß die racheschnaubenden Gesellen jeden Winkel durchstöberten, daß sie in alle Betten hineinstachen und unter alle Betten hineinfuchtelten, daß sie in alle Öfen hineinlangten und rußige Arme herauszogen, daß sie in die leeren Weinfässer des Kellers hineinstocherten und die vollen aus Bosheit ausrinnen ließen, daß sie im Stalle das duftende Heu durchstachen und im Lager die Salzsäcke durcheinander warfen?

Der Zängerle war fort, als ob ihn die Erde verschluckt oder eine Wolke davongetragen hätte.

Also blieb schließlich nichts übrig, als alle Ausgänge des Hauses mit Wachen zu bestellen, und im übrigen . . . war der Capitän Delarge nunmehr weit übler dran, als vielleicht je ein Soldat der großen Armee.

Tags darauf war nämlich General Lagrande vom Klosterthale her in aller Frühe und unvermuthet in Bludenz eingetroffen und hatte den Capitän zum Rapport befohlen.

So war auf den Rausch ein Katzenjammer gefolgt, der seinesgleichen suchte, die Sache ließ sich nicht mehr vertuschen, der Capitän mußte gestehen, was für ein . . . Malheur ihm im Hause des Sonnenwirtes zugestoßen sei, und die Entscheidung entsprach ganz den Anschauungen des wetterharten, rücksichtslosen Kriegsherrn.

„Monsieur Delarges", sprach er, „ich brauche Euch den Degen nicht mehr abzufordern . . . Ihr habt ihn selbst hergegeben, Ihr habt über die große Nation unerhörten Schimpf gebracht, indem Ihr Euch von einem gewöhnlichen deutschen Bauernwirte die Waffe entreißen und zerbrechen ließet. Darum wünsche ich, daß Ihr . . . verschwindet; denn Ihr seid ehrlos geworden. Euer Name soll getilgt werden aus den ruhmvollen Reihen der Kinder des großen Kaisers, für Euere Stelle wird sich ein anderer Mann finden, der seinen Ehrendegen besser zu

verwahren weiß . . . der Capitän Delarge hat aufgehört, zu existieren, die Thüre . . . ist geöffnet!"

So hatte den Befehlshaber der kleinen französischen Besatzung von Bludenz die wohlverdiente Strafe ereilt; nach den Worten der Schrift war er gerade in dem gestraft worden, in dem er gefrevelt hatte, also dass sich's erwies: *Ehrlos ist, wer eines Volkes Ehre mit frecher Lästerzunge entweiht.*

Von dem Manne, der in trunkenem Übermuthe das deutsche Volk auf die gemeinste Weise höhnte, weiß die Geschichte nichts mehr zu erzählen.

Man vermuthet, er habe die Schande nicht ertragen und sich selbst gerichtet . . . wenn ein Selbstmord überhaupt ein Gericht genannt werden kann.

Dagegen weiß die Geschichte vom Zängerle noch einiges mitzutheilen.

Fürs erste was Missliches. Auch der General Lagrande konnte es, nachdem die Zeugen vernommen und die Reden des Wirtes zutage gekommen waren, nicht verwinden, dass ein „gewöhnlicher deutscher Bauernwirt" den sauberen Napoleon ins Pfefferland gewünscht, die französische Wirtschaft in Deutschland als hundsgemein bezeichnet und, ohne lange um Erlaubnis zu fragen, einen französischen Officiersdegen zerbrochen hatte. Darum wurden auf seinen Kopf fünfhundert Gulden gesetzt, und wenn sich unter den Vorarlbergern Verräther gefunden hätten, so hätte der wackere Zängerle das Reden und Auftrumpfen und das Wahrheitgeigen früher oder später gewiss verlernen müssen.

Nun aber kommt etwas Erfreuliches. Den Franzosen ergieng es mit dem „vormauligen" Zängerle wie weiland den Nürnbergern, sie konnten ihn unmöglich weder aufknüpfen, noch todtschießen, so lange sie ihn nicht hatten.

Und sie bekamen ihn auch nicht!

In dem großen, kunstvoll getäfelten Familienzimmer des zweiten Stockwerkes, das heute noch zu sehen ist und für den Kenner und Alterthumsfreund einen bedeutenden Wert haben mag, da war oder ist vielmehr heute noch das Geheimnis, das den Zängerle vor seinen Verfolgern barg.

Der Ahnherr hatte das Haus — gegenwärtig Nr. 64 in der Hauptstraße — in sturmbewegter Zeit gebaut. In Europa erschallte fortwährend der Kriegslärm, die Tage des Friedens und des friedlichen Strebens waren kurz bemessen, die Gefahr eines feindliches Überfalles stets dräuend. Darum waren die Mauern auch so dick gerathen, wie die einer Festung, darum war es auch nöthig, geheime Verstecke anzubringen für Geld und Geldeswert und unter Umständen auch für gefährdete Familienmitglieder.

Das Getäfel der schönen Stube ist ungemein passend gefügt, der Unkundige vermag kaum eine Nute oder Fuge zu entdecken, und doch läfst es sich an einer Wand leicht gegen eine Fensteröffnung vorschieben. Hinter dem verschiebbaren Getäfel aber schliefst eine sich in Angeln drehende Eisenthüre die hier ausgehöhlte Mauer und bildet so für einen Mann ein sicheres Versteck. Eine unauffällig gegen die Straße angebrachte Öffnung erneuert die Luft, die geschlossene Thüre bricht oder schwächt vielmehr den Schall des Hohlraumes, also dafs das Versteck auch kaum durch Klopfen errathen werden kann, und wenn man in Zeiten der Bedrängnis vorsorglich Lebensmittel in das dunkle Gelafs gebracht hat, kann es einer immerhin aushalten, bis die nächste Gefahr geschwunden ist.

In diesem Verstecke also ruhten nicht nur, seit die Feinde in Bludenz weilten, etliche Säcklein voll gleifsender Goldfüchse, sondern da wartete auch allsort ein saftiger Schinken und eine Flasche Wein auf einen Mann, der's etwa nöthig hätte, den Franzosen einige Zeit nicht unter die Augen zu kommen, und also flog der Zängerle, indes sich die ihn verfolgenden Franken an den Pfeilern und Mauerecken die Nasen anstiefsen und über die steile und schmale Stiege purzelten, in die große Stube und begab sich in die freiwillige Haft; die thatkräftige Hausfrau aber zog mit Hilfe ihrer entschlossenen Töchter das Getäfelstück an seine ursprüngliche Stellung zurück, und dann begaben sich die drei mannbaren Damen zu Bette und liefsen sich von den Polterern aufklopfen und weinten und heulten um den verschwundenen Gatten und Vater so natürlich, dafs die beste Schauspielerin bei ihnen noch hätte lernen können.

Im Verstecke aber saf auf niedrigem Steinsockel der Zängerle und schöpfte tief Athem und spitzte die Ohren, und jetzt erst perlte ihm der Angstschweifs von der kalten Stirne, jetzt erst ward er sich dessen völlig bewufst, dafs er in den Augen der ergrimmten Feinde ein todeswürdiges Verbrechen begangen und sich um den Hals geredet, dafs er ein glückliches Familienleben beinahe zerstört hatte.

Wer je eine große Gefahr männlich bestanden hat, der weifs es, dafs einen die Angst erst im Rückblicke befällt, und so gieng es dem Sonnenwirte eben auch.

Also saf und sann er den Rest der Nacht hindurch und den ganzen folgenden Tag über, und wiederum bis tief in die Nacht hinein, und bereute es doch nicht, was ihn ein brennendes Ehrgefühl zu thun geheifsen hatte.

Die französischen Wachtposten aber standen vor der Hausthüre und waren fest überzeugt, der Bougre werde ihnen gewifs nicht auskommen. Sie hatten eben davon keine Ahnung, dafs ihnen gerade in diesem Augenblicke eine wächserne Nase gedreht wurde.

Ewig konnte denn der Zängerle in seinem finsteren, unbequemen Kämmerlein nicht sitzen bleiben. Das sah auch Frau Francisca ein.

Darum öffnete sie um Mitternacht leise das Versteck, der Hausherr kroch heraus und reckte sich, und nun wurde flüsternd berathen und beschlossen, es sei das Beste, der Vater . . . verreise, wenigstens für einige Monate.

Freilich, zur Thüre hinaus, das gieng nicht an, und ich glaube kaum, dass sich die Wächter mit einem Trinkgelde hätten abfinden lassen; dafür aber war die an des Zängerles Festung angebaute Häuserreihe der Mühlgasse mit flachen Schindeldächern gedeckt, über die zu spazieren oder, um jedes Aufsehen zu vermeiden, zu kriechen, selbst einem alternden Manne, vorab einem, der noch imstande war, französische Degen zu zerbrechen, keine Schwierigkeiten machte, und im letzten Hause der Reihe, da wohnte der alte Gerber Vaplon, mein Urgroßvater seligen Angedenkens, des Zängerles Schulkamerad, eine Seele so rein wie Gold und so treu und wahr, wie der Zauberspiegel im Königspalast der eitlen Stiefmutter Schneewittchens.

Also band der Sonnenwirt den Seinen ans Herz, sie möchten sich der Hauswirtschaft nach Kräften annehmen und mit Gottes Gnade und der Nachbarn Hilfe zum Rechten schauen, bis er wiederum käme, und dann kroch er, da kein einziges Sternlein das Geheimnis zu verrathen gewillt war, zu einer Dachlucke hinaus, und rutschte gemächlich über ein Dach nach dem anderen, und kroch in eine Dachlucke des letzten Hauses hinein und klöpfelte meinen Urgroßvater, durch den die Geschichte in ordentlicher Reihenfolge bis auf mich gekommen ist, aus dem Schlafe auf, und nun gab es neuerdings eine ernstliche Berathung, was denn des weiteren zu thun sei, um den getreuen Mann zu sichern.

Tags darauf, kurz vor dem Abendläuten, fuhr der Gerber Vaplon mit einer großen Fuhre gefertigter Ochsenhäute gegen das am rauschenden Alvierbache gelegene Dorf Bürs zu und in den Bergwald hinein, der sich zu dem jetzt in der Touristenwelt gleichfalls bekannten Brandnerthale hinaufzieht.

Und als ringsum keine lebende Seele mehr zu sehen war und nur die Schmetterlinge eilends ihre Blütenkelche und die Käfer ihre Blätterbettlein aufsuchten, und die Vögelein allbereits in dem Gezweige standen und die Köpflein unter die Flügel steckten, da ward's unter den Häuten lebendig und der Zängerle kam zum Vorschein und wandelte, eine Trage mit Lebensmitteln auf dem Rücken und einen mächtigen Alpenstock in der Rechten, durch den träumenden Wald den Berg hinan, am schlafenden Dorfe Bürserberg und am schlafenden Dorfe Brand vorbei, wohl gute fünf Wegstunden. Und wo eine himmelhohe Felswand, aus der ein gewaltiger Wildbach, der Abfluss des sagenberühmten, unheimlichen Lünersees, brausend und schäumend hervorquoll, sich thürmte und das Thal völlig sperrte, da wandte er sich zur Rechten und erstieg auf steilen Pfaden und bösen Tritten, anfangs durch Legföhren und blühende Alpen-

rosengesträuche, dann über Bergschutt und brüchige Felsplatten wandelnd, die schwindelnde Höhe und stand plötzlich, selbst überrascht, an dem Ufer des grün-blauen Bergsees, der ein hohes Kesselthal füllte und in dem sich rings die Spitzen und Zacken, die Riffe und Klüfte einer todten Felswelt spiegelten.

Unergründlich nannte das Volk der Hirten den See, unergründlich war jedenfalls die Liebe des Mannes zu seinem Volke, die Liebe, die ihn zum unergründlichen See in die Verbannung geführt hatte.

Überall war Felsgewirr, in einzelnen Mulden lag jetzt noch, im heißen Augustmond, der Schnee, nur am Südufer des Sees dehnte sich ein Wiesenplan, auf dem vereinzelte Kühe und etwelches Jungvieh weideten.

Der Wiesenplan heißt die Todtenalm . . . Pflanzen- und Thierleben mitten im Bereiche des starren Todes.

Hier, auf der Todtenalm, verbrachte der von den Franzosen eifrig gesuchte Sonnenwirt den Rest des Sommers und leistete dem einsamen Sennen in seiner Bretterhütte Gesellschaft.

Als jedoch die Eisriesen ihre Herrschaft geltend machten, als sie mit Schneegestöber um sich warfen und den See in Fesseln schlugen, da zogen die beiden Hirten mit ihrer Herde ins Dorf Brand hinab, und der Zängerle verblieb den Winter über in der weltfernen Ansiedelung, allwo sich vor Jahrhunderten Bewohner des schweizerischen Cantons Wallis, also Walliser oder Walser niedergelassen hatten, und hier wußte man von den Kriegshändeln des Tiefthales und der Ebene nicht einmal im Sommer etwas, geschweige denn im Winter.

Unterdes aber waren die Franzosen, nachdem Bayern aller Form Rechtens die Herrschaft wieder angetreten hatte, abgezogen, um ihren Siegeslauf durch die Welt fortzusetzen, bis . . . nun bis der Herr selbst ihnen zurief: „Bis hieher und nicht weiter!“

Die Bayern waren nun wohl damals noch arge Franzosenfreunde; aber immer mehr und mehr erwachte in ihnen das Gefühl, es sei eigentlich doch beschämend, im Solde der Fremdlinge zu stehen.

Daher wurden auch die bayerischen Behörden von Monat zu Monat milder, und im Sommer des Jahres 1810 konnte der Gerber seinem verbannten Freunde berichten, die Sache sei in Bludenz eingeschlafen und der königlich bayerische Regierungscommissär habe ihm in einer vertrauten Stunde mitgetheilt, eigentlich habe der Zängerle recht gehabt, und wenn er wieder komme, so falle es ihm, dem Commissär, nicht im Schlafe ein, in siedendes Wasser zu greifen und die Bevölkerung durch Verhaftung eines ihrer besten Bürger, der ja zu seiner mannhaften That aufs äußerste gereizt worden war, neuerdings in Aufruhr zu versetzen.

Also kam der Sonnenwirt eines Tages wieder nach Bludenz und spazierte so gelassen durchs Wasserthor und die Mühlgasse in das Haus

Nr. 64, und grüßte ſo gemächlich, als ſei er der Erholung halber ein Stündchen über Feld gegangen, und die Freude des Wiederſehens fand erſt in der ſchönen Familienſtube geziemenden Ausdruck.

Öffentlich gefeiert wurde die Heldenthat des wackeren Mannes erſt etliche Jahre ſpäter, nachdem der Erbfeind von den vereinigten Deutſchen unter der thätigen Mithilfe der Bayern geſchlagen und Vorarlberg wieder mit Öſterreich vereinigt worden war.

Da erhielt der Zängerle beim Tedeum in der Pfarrkirche einen Ehrenplatz im erſten, mit rothem Sammt verhängten Stuhle, und beim Feſtmahle in der „Krone“ ſetzte ihm der Bürgermeiſter unverſehens einen Lorbeerkranz aufs Haupt.

Gedichte

von **Richard Zoozmann.**[1])

Spielmannslied.

Ein Lied aus munt'rer Kehle
Frohſinn in Herz und Seele,
Und wenn ich manchmal fehle
Des rechten Weges auch:
So ſchreit' ich ohne Stocken
Doch friſch und unerſchrocken
Mit Singen und Frohlocken
Dahin nach Sängerbrauch.

Mir ſteht der Sinn ins Weite!
Die Vöglein mir zur Seite
Sind jubelndes Geleite
Auf rüſt'ger Wanderſchaft.
Bald winkt ein rother Ziegel,
Flugs ſpringt mir Thor und Riegel
Ein Mahl aus Topf und Tiegel
Labt mich zu neuer Kraft.

Das junge Volk der Bauern,
Vergeſſend all ſein Trauern,
Schlingt in der Scheune Mauern
Den Tanz nach meinem Lied.
Mit Bändern und mit Schleifen
Gezierte Mädchen ſchweifen
Die raſch mit leckem Greifen
Der Burſch zum Reigen zieht.

Wird's ſtill nun in den Räumen,
Stärkt Schlaf mit ſüßen Träumen;
Und ſchaukelt in den Bäumen
Der Frühwind morgens ſich,
So iſt mit Geig' und Bogen
Schon aus dem Neſt geflogen
Und weiter fort gezogen
Der Vogel emſiglich.

So macht vom jungen Morgen
Bis abends nichts mir Sorgen,
Ich fühl mich gut geborgen
Allerorts in Gottes Welt.
Und wenn dereinſt zum Schweigen
Sich meine Tage neigen,
Begrabt mit meiner Geigen
Mich unterm freien Feld!

* * *

[1]) Aus deſſen reichhaltiger Sammlung „Gedichte“. (Verlag P. Frieſenhahn.) Für die Freunde rhythmiſcher Poeſie zu empfehlen.

Pappelgeſpräch.

Drei Pappeln auf ſtaubiger, weißer Chauſſee,
Sie pappeln und plauſchen und rauſchen;
Und weit ich das Pappeln der Pappeln verſteh',
So will ich ihr Plauſchen belauſchen.

Die erſte wiſpert: Beim Erntetanz
Hat der Töffel die Reſi geherzt;
Er hat ihr verſprochen den Myrtenkranz,
Weil ſie den andern verſcherzt.

Die zweite flüſtert: Der Töffel hat
Mit Jochens Lieſel geſcherzt;
Der Jochen war zu Markt in der Stadt,
Drum hat es ihn nicht geſchmerzt.

Die dritte lichert: Bei Lieſels Mann
Hat Reſi ihn angeſchwärzt;
Und Töffel heut' nicht dreſchen kann,
Weil jedes Glied ihm ſchmerzt.

Drei Pappeln auf ſtaubiger, öder Chauſſee,
Sie pappeln und plauſchen und rauſchen —
Sie kennen der Liebe Luſt nicht und Weh, —
Sie würden mit Töffeln nicht tauſchen.

* * *

Unterm Schirm.

Es regnet. Laſs es regnen, Kind,
Schön geht ſich's doch auf Waldespfaden,
Wenn ſeinen feuchten gold'nen Faden
Im Sonnenſchein der Regen ſpinnt.

Spann' auf das runde rothe Dach!
Wenn ich an deinem Arm ſo hänge,
Mein Haupt dicht an das deine dränge,
Wird mir der Schirm zum Luſtgemach.

Schön iſt der Wald! Erquickend haucht
In dieſem warmen Sommerregen
Sein würz'ger Athem uns entgegen —
Die Wieſe dampft, der Weiher raucht.

Wie perlen- und demantbeſtaubt
Siehſt du zu Füßen dir die feuchten
Betropften Gräſer funkelnd leuchten,
Und jeder Aſt ſcheint friſchbelaubt.

So wandeln wir den Wald daher
Erquickt, entzückt und traut umfangen:
Wir ſind noch unterm Schirm gegangen
Und regnete ſchon längſt nicht mehr.

* * *

Die Lotte, die Lotte!

Juſt wenn ich bei der Arbeit bin,
Gedankenerz zu ſchürfen,
Mir vielerlei huſcht durch den Sinn
Von Plänen und Entwürfen,
Kaum daſs ich noch mein Buch aufſchlug.
Kaum that ich einen Federzug,
So kommt mein Kind, die Lotte;
So geht es draußen trippeltrapp
Und an der Thüre klippeltapp —
Und huſch! wie eine Motte
Herein fliegt meine Lotte!

Sie hüpft im Nu mir auf den Schoß
Und ſtreichelt mir die Wangen;
Die braunen Augen, klug und groß,
Die lachen vor Verlangen.
Am Ohr mir und am Barte zupft,
Mit Rothſtift aufs Geſchriebne tupft
Mein wildes Kind, die Lotte.
Auf meinem Schreibtiſch kreuz und quer
Wirft ſie die Bücher hin und her,
Die kleine flinke Motte,
Die Lotte, die Lotte!

Sie bettet ihre Puppen fein
In meinem Bücherſchranke —
Von Arbeit und Geſammeltſein
Iſt nunmehr kein Gedanke.
Statt, daſs ich tüchtig ſchelten ſoll,
Treib ich es ſelber nun wie toll
Mit meiner ſüßen Lotte.
Durch Flur und Zimmer, trallala,
Hüpft luſtig immer, hoppſaſſa,
Papa mit ſeiner Lotte,
Der kleinen lieben Motte.

Als Hottepferd lauf ich dahin
Mit Tändelei und Necken;
Und wenn ich außer Athem bin,
So ſpielen wir Verſtecken.
Macht ihr auch dies nicht Freude mehr,
Schleppt ſie ein Bilderbuch daher,
Die wiſsbegierige Lotte.
Und nun erklär ich: eins-zwei-drei,
Die bunten Bilder nach der Reih
Der kleinen lieben Motte,
Der Lotte, der Lotte!

Sie lacht — das klingt ſo friſch und hell!
Und ach, wie nett ſie plappert;
Der Brummbär tanzt, der Pulcinell,
Die Klappermühle klappert! —
Wie ſieht's in meinem Zimmer aus!
Drunter und drüber, wirr und kraus
Warf alles meine Lotte.
Am Ende aber, hopphopphopp,
Tanz ich mit ihr hinaus Galopp
Und bring ins Bett die Lotte,
Die luſtige Flattermotte!

Nun hab' ich endlich Ruh im Haus
Und greif zur Feder wieder;
Doch mit der Sammlung iſt es aus —
Nichts Kluges ſchreib ich nieder.
Vor meinen Augen mit Geſumm
Schwirrt immer noch und ſpielt herum
Mein Kind, die wilde Lotte.
Und daſs ich heut nichts ſchreiben kann:
Die Schuld hat ganz allein daran
Die ſüße Flattermotte,
Die Lotte, die Lotte!

* * *

Telegraph.

Ich lag am ſchwülen Tage auf ſanftem Bergeshang,
Plötzlich zu meinen Häupten ein leiſes Summen erklang.
Die man von Maſt zu Maſte gezogen durch Thal und Schluft,
Die Drähte hielten Zwieſprach mit mild-bewegter Luft.

Mir war's: als gieng' ein Blitzen dahin durch alle Welt,
Ein Blitzen von der Alpenſtirn bis zu des Nordens Belt.
Als ſtrömte eines Odems Hauch herab vom Firmament
Durch alle Wüſten und Meere vom Orient bis zum Occident! —

Du Funke, der du an den Himmeln die feurigen Bahnen zogſt,
Der du von Stern zu Sterne mit göttlicher Botſchaft flogſt,
In irdiſche Knechtſchaft zwang dich eine liſtige Prometheus-Hand:
Der Gottheit hat die Menſchheit den ſchmetternden Blitz entwandt.

Wie ein gefallener Engel, den Gottes Zorn verſtieß,
Und den er zur Strafe helfend dem Menſchen zu dienen hieß:
So hält dich ſein Wille gefeſſelt, willkürlich zu Freiheit und Haſt.
Du biſt ſeines Mundes Dolmetſch, du dienſt ihm als ſprechende Kraft.

Gemeine Sclavendienſte hat er von dir nicht gemocht,
Er hat deinem edeln Nacken keine Laſten aufgejocht.
Er bannt dich an kein Fahrzeug, wie deinen Bruder, den knechtiſchen Dampf,
Er will nicht deines Armes Stärke, den niedern Gewalten zum Kampf.

Er jagt dich nicht, zu keuchen den Bergesrücken empor,
Er ſchickt dich nicht, zu donnern abwärts durchs finſt're Felſenthor;
Nicht hetzt er dich, wie den Koloſs in der Meere Unendlichkeit,
Der ſchnaufend ſchaufelrädert und ſauchend Flammen ſpeit.

Nein! als ein himmliſcher Lichtgeiſt, befreit von Zeit und Schranke
Biſt du der Menſchheit Genius, biſt du der Menſchheit Gedanke.
Du gibſt ihm eine Zunge, die durch das Weltall dringt
Und ſeines Hauptes Gedanken von Pol zu Pole bringt. —

Von einem Lehrer Hamerlings.

(P. Berthold Sengschmitt.)

Mitgetheilt von Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Robert Hamerling hat Talent für Mathematik gründlich gemangelt. In diesem Gegenstande — aber auch nur in diesem — hat er Nachsicht und Gnade nöthig gehabt. Vielleicht ist die Pardon, die ihm sein Lehrer am Schottengymnasium P. Sengschmitt thatsächlich allsemesterlich angedeihen ließ, eine Folge der Erfahrung gewesen, auf wie argem Kriegsfuß ein Poet mit den Zahlen, Quadrat- und Cubikwurzeln steht. Möglicherweise der an sich selbst erprobten Erfahrung: P. Berthold Sengschmitt war nämlich selber Poet.

P. Berthold Sengschmitt wurde 1801 zu Wien geboren. Nach Beendigung der Gymnasialstudien und Absolvierung des philosophischen Cursus trat er ins Stift Schotten als Novize, wurde 1826 Priester und war hierauf als Kaplan in der dem Schottenstifte incorporierten Pfarre Stammersdorf thätig. Seine nicht gewöhnliche Begabung bewirkte aber seine Versetzung nach Wien, wo er bis an sein Lebensende als Humanitätsprofessor an dem vom Stifte erhaltenen Gymnasium thätig war. Zugleich war er Archivar des Stiftes und genoss als Privatsecretär seines Abtes besonderes Vertrauen. Er starb einundfünfzig Jahre alt — tief betrauert von der großen Schar seiner ihm innig zugethanen Schüler, die in ihm den gutmüthigen, gemüthvollen Lehrer und musterhaften, sittenstrengen Priester verehrten. Keinem der Schüler war aber bekannt, dass der Professor ein Poet. Die Bescheidenheit des schlichten Mönches war so groß, dass er nur einigemale — in Frankls „Sonntagsblättern“ und in einigen schöngeistigen Taschenbüchern — unter dem Namen „Berthold“ an die Öffentlichkeit trat. Aber P. Sengschmitt hätte Bescheidenheit nicht nöthig gehabt: — er war ein echter und rechter Poet.

Dies zu beweisen, wird die Veröffentlichung einiger in Privatbesitz befindlicher Manuscripte P. Bertholds genügen.

Nur skizzenhaft, flüchtig hingeworfen sind die meisten seiner in hochdeutscher Sprache abgefassten Dichtungen; nur wenige sind gefeilt und abgerundet wie das nachfolgende

Dichterlos.

Wer einmal nur in Versen sprach,
Dem folgt das Unglück ewig nach,
Denn was er auch in Zukunft spricht,
Der Welt dünkt alles ein Gedicht.

Wenn warm sein Herz für Tugend glüht,
Ein göttlich Feuer aus ihm sprüht,
Singt er von Gott, von Recht und Pflicht,
Der Welt dünkt alles ein Gedicht.

Und gibt sein liebeheißer Mund
Die seligsten Gefühle kund,
Ich liebe dich! — Man glaubt ihm nicht,
Hält seine Liebe für Gedicht.

Und sollert ihn der Sehnsucht Pein,
So klagt und weint er ganz allein,
Und wenn das bange Herz ihm bricht,
So scheint sein Schmerz selbst ein Gedicht.

P. Sengschmitts Stärke lag in der Dialectpoesie. Die Mehrzahl seiner Gedichte sind abgefasst in niederösterreichischer Bauernmundart, in der bekanntlich J. G. Seidl, Castelli, Klesheim und Vogl — allen voran aber Joseph Misson in seinem „Naz" — den echt volksthümlichen Ton trafen. Ohne Übertreibung darf gesagt werden, dass P. Sengschmitt — hätte er auch nichts anderes geschrieben als die nachfolgenden vier Gedichte — sich würdig den Genannten an die Seite reihen darf.

's liawi Büttl.

I hab a Büttl, 's is ganz klan,
Un 's Gmal dran, was i kenn, is gman,
Do göbad is nid her,
Und gab ma ana hundad Guldn
Und zahlad alli meini Schuldn,
Er krigats nimmamehr.

Was i wohl an den Büttel findl,
Das is mei Lebn nid gradn kinnt,
Dös mechts mi wohl gern fragn,
Nu das i nid vül dischkarier
Und eppa gar tangweili wir,
So wül i engs kurz sagn! —

Kam war mein Hansirch, krest'n God,
Den guat'n Mann via Wochn tod,
Had si mei Sepperl glegt;
I habn, wia's da Muada zimt,
Wan iwas Kind a Grangheid kimmt,
Recht treu und fleißi pflegt.

D' Frau Gvatlrin had a guadi Salm,
A Kräudl von da hegst'n Alm
Gibt ma mei Nachbarin,
Da Kuahschmid had a Pflasta gmacht,
Da Halda kumt no spad auf d' Nacht
Mit ana Medicin.

Und wia's nid bössa wern had wolln,
Las i ma z'lötzl in Bada hol'n,
Ob der ihm helfn kan,
Der kumt und sötzt si zu sein Bett
Und had langmechti mid ihm gredt
Und lupft'n üwral an.

Drauf macht er a gremassigs Gsicht
Und sagt, dös is a schlimme Gschicht,
Dös wird a schweri Cur,
I gib kan großi Hoffnung mehr,
Denn 's Fürwa wiast n hin und her,
Und z' schwach is sein Natur.

I hab mi hintan Ohrnan krazt. —
Hätt's nid so vül schon z'soamabatzt,
Sagt a, sa gangs wohl eh:
To wül i ihm no was vaschreibn,
Koan i nua 's Fiawa zerschl vatreibn,
Vielleicht bring i ihn in d' Heh!

Da Bada spart kan Müah, kan Plach,
Drei-, viermal kumt a alli Tach,
Er is bei mia fast z'Haus;
Doch was a allas ausstudiert,
Und wiar a a drauflosciuriert,
Dös Fiawa bleibt nid aus.

Amal, auf d' Nacht war's, geht a z'Haus,
Da winkt a ma in d' Kuchl 'naus,
I fragn, was a wül?
I hab Eng, seufzt a, wohl was z'sagn,
Was fir a Muata schwer is z' tragn,
To fasst's Eng und bleibt's schtül.

Ös habts als Muada allas than,
Was God und Weld valanga kan,
Dös gibt Enk Trost und Ruah,
Denn leida, mein Hülf is umsunst,
Aus is's mit alla meina Kunst,
Heund Nacht no gehl da Bua.

Dös Wort, dös had mi z'samagschlagn:
Mein Schmerz lasst mi nix anders sagn
Als: Is's denn wirkli aus? —
Da miasst a halwads Wunda gschegn,
Wann i ihn Morgn no sollt seg'n,
So sagt er und geht z'Haus.

I ſchleich voll Schmerz in d' Kama nein,
Und ſoll dabei nid trauri ſein,
Damit's da Bua nid kennd,
Drum hab i mi nid z'wana traud,
To hab i ihn nua a weng angſchaud,
Hats mi in Herzn brennd.

Wia i ſo ſitz i meina Quat
Und troſtlos umſchau üwerat,
Hab i dös Bült daſchaut,
Auf bin i von mein Seſſel g'flogn,
Und hin zu'n Bültl had's mi zogn,
Hab drauf mei Hoffnung baut.

A Muata ſitzt dort auf'n Bült,
Ihr Gſicht ſo angſtvoll und do mild,
Das mas nid bſchreibn kan.
Sie druckt voll Jama und voll Schmerz
In todtn Sun ans Muataherz
Und kahnt ans Kreuz ſi an.

Wia ſo dös Bült vor meiner henkt,
Hab i ma bei mir ſelwa denkt:
Was wüllſt denn du vül ſagn;
Wann ſo a Muatta, frum und guad
God z' Lieb ihr Kind vaſchmerzn thuad,
Darfſt du um deins nit klagn.

Nimmt Gott dein Kind, ſo waß a woht,
Warums nit länger lebn ſoll,
Wanns di a ſchmerzt und kränkt,
Und wüt as, nou in dera Stund
Macht a dein Krankn friſch und gſund
Und had eahms Leben gſchenkt.

O Muatta Chriſti, jammer i,
O ſei ſo guad und bitt für mi
Bei unſan liabn God,
Du warſt ſo frum, di had a gern,
Dir z'Liab wird er mi a derhern,
Und rett't mein Kind von Tod.

O liawi Frau, i zweifel nid,
Du thuaſt mas z'liab, um was i bid,
Mein Angſt do thuat di rührn:
Du waßts ja von dir ſelwa gwis,
Wias ana arma Muada is,
Wanns ſoll ihr Kind vakirn.

Und wia i nima bettn kann,
Heb i recht ſchmerzli z'ſeufzn an
Und wan ma hald mein Theit,
Auf anmal wird ma leicht ums Herz,
Wia wegablaſn war mei Schmerz,
Dös Bültl war mein Heil.

I geh zum Bett, da Bua is ſchtül,
Er ſchlaft, als war a müad von Gſchpül,
Bis in da Frua recht guad:
Und wia a wida d' Augn aufmacht
Had a auf mi glei freundli glacht,
Ui Jö, wia war ma z' Muad!

Und wia had erſcht da Bada gſchaut,
Er hat ſein'n Augnan gar nid traut,
Wia a ka Fürwa gſchbürt,
Seid's luſti, ſagt er volla Freud,
Denn 's derft's mas glaubn, in kurzer Zeit
Is enga Bua curiert.

Und wiar as gſagt had, ſo if's gwöſt,
Acht Täch drauf jagt an aus'n Röſt
Und gibt eahm nix mehr ein,
Und gwis und wahr is, ſeit der Schtund
Is eng mein Sepperl friſch und gſund,
Er kinnt nid gſünda ſein.

Kumt ma ſeitdem wos üwaquer,
So nimm i glei mein Bültel her,
Und kloch ihm hold mein Nod,
Und wiards dößwegn nid anderſcht glei,
So ſindt i do mein Troſt dabei,
Denk, ſchau, ſo wüls hald God.

Sechts, drum hab i dös Bült ſo liab,
Drum kas is nid, bis i nid ſtiab,
I gibs mein Lebn nid her,
Und gab ma ana tauſend Guldn
Und zahlad alli meini Schuldn,
Er kriagats nimmamehr.

Dieſes Gedicht darf wohl ein Cabinetſtück in ſeiner Art genannt werden. —

Ihm gleich an Urſprünglichkeit — dabei aber durchweht von echteſtem und vornehmſtem Humor ſind die drei anderen Gedichte:

Da Geliabdi.

Nou mein Hanſerl, das is hald mein anzichi Freud,
Seini Ohrn ſann wohl z'lang und ſein Göſcherl is z'weid,
Seini Knia ſann vabog'n, er is dürr wia a Kren,
Awa ſchen! awa ſchen!

Aftn had er nix glernt, und drum waß a nid vül,
Amal btauſcht a was Dums, amal is a mausſchtill,
Denn er is hald kan Freund van an langweilign Schtreit,
Awa gſcheit! awa gſcheit!

Wann ma ſagt, a wa höfli, ſo wars wahl nid wahr,
Had mi znagſt erſcht recht prügett und zarrt bei die Har,
Denn er is hald gar gach und voll hitzichen Bluat,
Awa guad, awa guad!

Anmal had a dö Traudl, anmal d' Lieſerl gern g'ſegn,
Mid da Everl is znagſt erſcht was Gſchbaſigs eahm g'ſchegn,
Denn er is hald gar luſti und voll Kinderei,
Awa treu! Awa treu!

* * *

's fallt ma nix ein.

Bin i atan für mi,
Gribti aft nach,
Plaud'r recht gſcheid mit mir
Ganz ohni Plach,
Kum i wa zun an Plauſch,
Redad gern drein,
Mecht ſchan thuan, was i wollt,
's fallt ma nix ein.

Had ma's ſchon aftmals g'ſagt,
Waßt, was' d' hiaz thuaſt?
Denk das ſein hamli zſam,
Was d' reden muaßt,
Is d' Red van den — van den
Oder van der,
Sigſt, da ſagſt dös — und dös,
's is gar nid ſchwer.

Und a ſo geh i hin
Vall friſchen Muath,
Wia da Diſchgurs anhöbt,
Wird ma nid guard,
Had glaubt, von Friedn wird
Juſt dä Red ſein,
Und daweil red'ns van Kriag,
's fallt ma nix ein.

D' Sallerl is all mei Freud,
Häd ihr vül z' ſagn,
Glaub, i wurdt fürti kam
In vierzehn Tagn,
D' Liab wirkt ja wunderli,
Deckt alli Fleck,
Macht oft dö Strahlöpf gſcheid,
D' Haſenfüaß leck.

Drum, wan ma d' Liab juſt kimmt,
Kam, das i's g'ſchbir,
Las i alls liegn und ſtehn,
Renn hin zu ihr,
Glaubt's, awa, das i red
Zärtli und fein,
Seufzad vadrah i d' Aug'n.
's fallt ma nix ein.

* * *

D' Abförtigung.

Geh, han, was winkſt ma denn?
Damiſcha Bua!
Manſt denn, i kenn di nid?
Las ma an Rua.

Manſt denn, i bin ja dumm,
Was nid, was d' willſt,
Schau, herſt, i ſiach das an,
Daſs di nua ſchbütſt.

Awa, dös ſach i da,
Schreib das aum Huad,
Blas zun an Gſchbüt für di
Bin i vül z'guad.

Und zun an Ernſt vaſtehſt,
Wan i a mecht,
Schreib da dös a dazua,
Biſt ma vül z'ſchlecht.

In einem Gemache der Bibliothek des Schottenstiftes finden sich — zwei mächtige Quartbände umfassend — P. Sengschmitts sämmtliche poetischen Manuscripte.

Das Papier dieser Bände beginnt indes schon zu vergilben und dichter Staub hat sich bereits auf den oberen Schnitt gelagert. . . .

. . . Am 25. Juli 1852 haben sie zu Breitenlee im Marchfeld den todten P. Sengschmitt zur Ruh' gebettet.

Bis heute ist in sein stilles Grab noch keine Auferstehungskunde gedrungen. . . .

Quarnero-Bilder.

Von **Franz Goldhann.**

Es ist eine ganz irrige Annahme, wenn man meint, dass der Mai für einen Aufenthalt in Abbazia zu warm wäre. Gerade dort vermag der Wonnemonat seine vollen Reize zu entfalten, während Junker Lenz in unserem rauhen Klima wahrhaftig noch ein recht trauriges Dasein fristet.

Wir haben Abbazia heuer in der Mitte des bezeichneten Monates besucht und waren bezaubert von den Naturreizen dieses Fleckens Erde an den Gestaden des adriatischen Meeres.

Als der Eilzug eine Stunde nach Mittag Graz verließ, bedeckten — wie nicht selten — graue feuchte Nebel das Firmament und acht Stunden später, da wir in Fiume dem Coupé entstiegen, spannte sich ein echt-südlicher, wolkenloser Himmel, dessen Decke mit glanzvollen Sterndiademen durchwirkt war, über Land und Meer.

Schon bei der Einfahrt zeigte sich der Schauplatz bengalisch beleuchtet und nach Verlassen des Bahnhofes schlugen Musikklänge und brausender Volksjubel an unser Ohr. Wir freuten uns ob dieses festlichen Empfanges, welcher allerdings nicht den Ankommenden, sondern vielmehr dem tausendjährigen Bestande des ungarischen Reiches galt, der heute hier festlich begangen wurde.

Die aus den verschiedensten Elementen gebildete Menge marschierte — lustigen Weisen folgend — durch die Straßen, und auch wir ließen uns vom Strome mitnehmen, um bei dem deutschen Hotel Deak abzuschwenken.

Eine milde, mit Meergeruch geschwängerte Luft lud zum Verbleiben im Freien ein, so dass das Abendmahl auf der Terrasse eingenommen wurde.

Bei einem späteren Gange, dem Corso entlang, konnte auch hier, wie überall in südlichen Städten mit italienischem Charakter, das nächtliche Treiben und Kaffeehausleben unter freiem Himmel beobachtet werden.

Fiume ist eine ungarische Stadt mit italienischem Character, woselbst Italienisch, Ungarisch, Kroatisch und Deutsch gesprochen wird. Die ungarische Hafenstadt, die einzige, welche die Magyaren besitzen und für welche sie auch große Opfer bringen, ist ebenso interessant als sehenswert. Schöne Neubauten, worunter das prächtige Theater, das der Vollendung entgegengehende Adriapalais mit seinen goldenen Kuppeln, die Sparcasse und viele andere Bauten besonders hervorragen, dienen der Stadt zum Schmucke. In der Nähe des Bahnhofes, diesem gegenüber, fällt ein auf erhabenem Standpunkte in Parkanlagen befindliches Gebäude auf, — es ist die Marineakademie; angrenzend liegt der Stadtgarten mit seinen südlichen Pflanzungen, Lorbeerhainen und Rosengärten.

Das Hauptleben Fiumes concentriert sich am Corso, am Molo Adamich und an der Riva. Nicht uninteressant ist ein Gang des Morgens durch den allgemeinen und durch den Fischmarkt, beide mit gedeckten Hallen, woselbst oft ohrenbetäubender Lärm herrscht. Angebot und Nachfrage werden nach echt welscher Sitte mit dem Aufgebote möglichster Stimmgewalt und begleitet von allen möglichen Gesticulationen in Scene gesetzt.

In südlichen Städten hört das Rufen und Schreien überhaupt nie gänzlich auf; diese Südländer sind ein eigenartiges Volk voll Feuer und Leidenschaft, jede Geste hat bei ihnen Ausdruck, und Glut spricht aus ihren Augen. Wie überall, wo italienischer Charakter vorherrscht, findet sich auch hier viel Schmutz vor; Weiber und Kinder lungern, in unsaubere Fetzen gehüllt, umher; auch die Facchini, sowie das Schiffsvolk kommen zwanglos ihren Beschäftigungen nach und doch scheint alles in viel frischerem Tempo zu gehen als wie bei uns kalten Nordländern.

Zahlreiche Fabriken tragen im Verein mit dem regen See- und Hafenleben zu einem abwechslungsreichen Getriebe bei. — Pferdebahn besitzt Fiume noch keine, doch sorgen Stellwägen für gute und billige Verbindung.

Fiume verleugnet auch in der Bauart nicht den Charakter aller Hafenstädte; im Hintergrunde steigt die Altstadt mit ihren engen und krummen Gassen an, während sich der neue Stadttheil mit seinen breiten, geraden Straßen und seinen modernen Bauten an den Ufern des Meeres ausbreitet.

Bei einem Gange auf den Tersatto, dem Schlossberg der Fiumaner, kann man am besten ein Bild von der Bauart und dem Charakter der Stadt gewinnen. Der bereits in Croatien gelegene Tersatto ist eine romantische, oberhalb der Vorstadt Sušak auf steilem Karstfelsen thronende Burg; in unmittelbarer Nähe davon befindet sich die im Jahre

1453 vom Grafen Frangepan erbaute Votivkirche der Madonna di Tersatto, zu welcher ein mit Stationskapellen geschmückter Treppenweg emporsteigt. Auch ein guter Fahrweg führt von Fiume aus in dreiviertel Stunden zum Tersatto hinan.

Von der Höhe des Zackenthurmes, zu welchem eine offene Steintreppe geleitet, bietet sich nach allen Seiten ein umfassender Blick dar. Vor dem gegen die Stadt gewendeten Beschauer liegt — gegen Süden — der tiefblaue Wasserspiegel des adriatischen Meeres mit seinen zahlreichen Inseln und den verschiedenartigen Schiffen im Hafen und im Canal von Fiume; dem Beschauer gegenüber, den Horizont begrenzend, tauchen die großen Inseln Cherso und Veglia aus dem Meere empor; zwischen diesen und dem istrischen Festlande thut sich ein Stück des unbegrenzten Meeres auf, wodurch die Richtung gegen Triest gegeben ist. Dahin sehen wir gerade blitzschnell ein kleines Fahrzeug schießen, — es ist ein Torpedoboot, das in zwei Stunden achtundzwanzig Meilen zurücklegt, — eine geradezu unglaubliche Geschwindigkeit, die an die phantastischen Romane J. Vernes erinnert.

Rechts erheben sich dann die Gebirge von Istrien unten am Meere, zerstreut in den Buchten, liegen aber die Orte: Lovrana, Ika, Abbazia und Voloska und darüber steigt der mächtige Gebirgsstock des Monte Maggiore auf.

Zu einer Seite schweift der Blick über ungarischen Boden, während sich zur anderen die kroatischen Gebirge ausdehnen. Im Westen stürzt zwischen den Felsen des Dorfes die wilde Rečinaschlucht herab — ein Prachtstück der Karstgebirgsromantik. Drüben am Bergeshang zieht das weiße Band der Louisenstraße gegen Carlstadt hin und in der Tiefe schlängelt das Silberband des Finmaraflusses dem Meere zu.

Lange könnten wir hier bleiben, um das fesselnde Bild zu schauen, doch mahnt die karg zugemessene Zeit zum Aufbruch.

Also hinab zum Molo Adamich, von wo aus gleich der nächste, nach Abbazia führende Dampfer benützt werden soll.

Beim Verlassen des Hafens von Fiume fallen dem aufmerksamen Beobachter die großen Sprünge und Risse an den Hafenbauten auf; die Ursache dieser Erscheinung ist in einer allgemeinen Senkung des Hafens zu suchen und wird dermalen mit einer großen Anzahl schwerer Steinquadern die Belastungsprobe vorgenommen; fällt dieselbe günstig aus, dann erst werden die Reconstructionsarbeiten in Angriff genommen werden.

Auf halbem Wege begegnet uns der von Abbazia nach Fiume fahrende Dampfer, die Passagiere begrüßen sich gegenseitig und die Schiffe rauschen aneinander vorbei.

Die Verbindung zwischen Fiume und Abbazia ist eine sehr bequeme, denn von acht Uhr früh bis acht Uhr abends fährt stündlich ein Local-

dampfer der Ungarisch-kroatischen See-Dampfschiffahrts-Gesellschaft von jedem der beiden Hafen weg.

Die von St. Peter kommenden Reisenden können sich übrigens auch von der Eisenbahnstation Mattuglie per Wagen nach Abbazia befördern lassen.

Je näher wir Abbazia kommen, umsomehr tritt der unser volles Interesse in Anspruch nehmende Curort, welcher in vielen Stücken Ähnlichkeit mit Bellagio, dem Paradiese Oberitaliens, aufweist, in den Gesichtskreis. In malerischer Bucht gelegen, vom blauen Meere umspült, zu Füßen des mächtigen Monte Maggiore, überragt von dem auf Bergeshöh' mitten im Grünen thronenden Bergkirchlein Veprinaz, möchte das Gemüth den Eindruck gewinnen, als ob das Meer eine kostbare Perle in den Lorbeerhain geworfen hätte.

Es ist staunenerregend, was hier in den letzten fünfzehn Jahren aus einem gewöhnlichen Fischerorte gemacht wurde. In wohlgepflegten, an exotischen Pflanzen reichen Gärten steht eine Villa neben der andern — bis Voloska, so dass Voloska und Abbazia gleichsam eine Ortschaft bilden.

Das hervorragendste Verdienst am Werdegange Abbazias gebürt wohl der Südbahngesellschaft, welche die comfortabelsten Hotels gebaut, mit allem Luxus ausgestattet und in prächtige Anlagen gestellt hat. Selbstverständlich thun auch die anderen Anstalten und Pensionen ihr Bestes, um den Ruf, welchen Abbazia nun schon in aller Welt genießt, zu rechtfertigen.

Sowie das Schiff im Hafen von Abbazia einfährt, verlassen wir es, um alsbald von einem Naturparke aufgenommen zu werden, der alle Reize tropischer Vegetation in sich schließt. Mächtige Bäume und seltene Gewächse aus allen Weltgegenden haben sich hier ein Stelldichein gegeben; hochstämmige Fichten und Föhren überragen den duftenden Lorbeerbaum, prächtige Eichen stehen neben dem schönen Erdbeerbaum und in südlicher Schönheit entfalten sich die Cypressen, Thujen und Magnolien.

Einige der seltenen Gewächse, welche den Park, der seinem Charakter nach viele Ähnlichkeit mit den Gartenanlagen von Miramare aufweist, schmücken, mögen hier unter Bezeichnung der Länder, wo sie zu gedeihen pflegen, Erwähnung finden; da stehen: der Riesenlebensbaum (Nordamerika), die japanische Goldorange, der weichhaarige Felsenstrauch (China, Japan), der japanische Spindelbaum, auch Euonymus genannt, die Ölweide oder Oleaster (Himalaya, China), ein nadelartiges Bäumchen — die japanische Cryptomerie, dann der Erdbeerbaum (Mittelmeerländer), die Pyramidencypresse (Asien), die angeschwollene Cypresse (Neapel), Fortunas Kopfeibe (Nordchina), die Libanonceder (Syrien), das japanische Bambusrohr, die Bastardalpenrose, verschiedene Palmengattungen seltenster Art,

Magnolienbäume, der echte Tulpenbaum, hohe Lorbeerbäume, verschiedene Myrthengattungen, Camelienbäume u. v. a.

Nach Verlassen dieses tropischen Waldes kommt man in buntbemusterte Ziergartenanlagen, welche vor dem Musikpavillon, woselbst die Curmusik täglich zweimal ihre fröhlichen Weisen erklingen lässt, ausgebreitet liegen.

Ein Ruhen oder Träumen unter Lorbeerbäumen und am Meeresstrande zeigt die poetische Annehmlichkeit einer Erfindung der Italiener, welche unter dem einschmeichelnden Namen „dolce far niente“ weiteste Verbreitung gefunden hat.

An Sonn- und Festtagen finden sich bei den Curmusiken auch die Bewohner und Bewohnerinnen Fiumes gerne und zahlreich ein.

Abbazia ist eine Erholungsstation, die man zu jeder Jahreszeit aufsuchen kann; im Frühling, Herbst und Winter findet man dort die Annehmlichkeiten eines Luftcurortes am Meere, während der Sommer Abbazia als Seebad am geeignetsten erscheinen lässt. Die mächtigen Bäume der verschiedenen Parkanlagen und Gärten bieten auch zur wärmeren Jahreszeit den heißen Sonnenstrahlen Widerstand und der Ausgleich der von den Höhen des Monte Maggiore herabströmenden, ozonreichen Alpenluft mit der feuchtwarmen Atmosphäre des Meeres bedingen die Reinheit der Luft im allgemeinen.

Verschiedene lohnende Ausflüge in der nahen Umgebung, wie Veprinaz, Mattuglie, Castua, Lovrana ꝛc., dann die lohnende Gebirgstour auf den Monte Maggiore, sowie weitere Partien per Eisenbahn oder Schiff geben dem Curorte auch das Gepräge einer Touristenstation von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Unter den Anstalten, welchen die Sorge um das leibliche Wohl der Gäste obliegt, nimmt das in schönster Lage befindliche, großartig angelegte Hotel „Stephanie“ der Südbahn, mit dem Blick auf den Quarnero, den hervorragendsten Platz ein. In demselben befinden sich außer einer großen Anzahl von Wohnzimmern noch der Speisesaal, sowie die Lese-, Conversations- und Spielsäle; auch die Direction der Curanstalten ist hier untergebracht. Außer diesem Riesenhotel besitzt die Südbahn noch sechsundzwanzig Dependancen und das Café Quarnero, dem gegenüber das Friedrich Schüler-Denkmal (Friedrich Schüler, Generaldirector der Südbahn, ist der Begründer des Curortes Abbazia) steht.

Die Leitung sämmtlicher Anstalten liegt in den Händen des ehemaligen Präsidenten des Österreichischen Touristenclub, Anton Silberhuber, welcher auch in seiner jetzigen Stellung der gleiche gemüthliche Wiener geblieben ist, als der er sich im Touristenclub die Herzen aller gewann. Der Leitungsgabe und Unternehmungslust dieses trefflichen Mannes ist wohl auch vielfach das frische Leben im Curorte zu verdanken.

Die Gastwirtschaft im Südbahnhotel wird von einem Neffen des Semmering-Panhans geleitet; Küche und Keller leisten gleich Auserlesenes.

Die vor dem Hotel terrassenförmig angelegten Parkanlagen mit der hübschen allegorischen Brunnengruppe „Sonne und Mond" bergen manch trauliches Ruheplätzchen in sich. Breite Steintreppen führen zum Strande des Meeres hinab und von dort aus beginnen dann verschiedene Strandpromenaden auf wohlgepflegten Kieswegen, welche sich den vielfach zerklüfteten und ausgeschwemmten, felsigen Ufern in zahlreichen Windungen anschmiegen, einerseits unter Olivenwäldern nach Ica und Lovrana, andererseits durch Gärten und unter Lorbeerbäumen gegen Voloska sich erstreckend.

Am „Friedrich Schüler-Strandwege", gegen Voloska zu, unmittelbar vor dem Orte selbst, ist an geeigneter Stelle ein Denkmal angebracht, das dem Andenken des berühmten Seemannes Heinrich von Littrow geweiht wurde. In eine auf einem Steinblocke ruhende Platte aus Stein ist das Relief eingefügt, welches — aus Erz geformt — den echten Seemannskopf, wetterzerfahren, energisch und doch wieder mit milden Augen dreinblickend, charakteristisch versinnbildlicht.

Der Blick auf den Quarnero ist von hier aus besonders effectvoll.

Ganz eigenartig nimmt sich zur Nachtzeit die elektrische Beleuchtung Fiumes — von Abbazia gesehen — aus; die grellen Lichter mit dem dunklen Hintergrunde gleichen einer Demantschnur auf schwarzem Sammtgrunde, das Licht des Leuchtthurmes, welches in kurzen Zwischenpausen verschiedene Farben spielen läßt, ist der Solitär dazu.

Auch auf der breiten Fläche des Meeres ziehen, wenn es dunkel geworden, lichte Punkte, Johanniswürmchen ähnlich, dahin; es sind Fischerkähne mit einer Blendlaterne auf der Vorderseite, die als Lockmittel für die Fische dient; „mit dem Dolch im Gewande" paßt der Fischer auf die zu erhaschende Beute und sticht im geeigneten Augenblicke den Fisch aus dem Wasser.

Eigenthümlich und ganz merkwürdig sind die verschiedenen Färbungen zu den verschiedenen Tageszeiten, sowie die raschen Veränderungen der Wasseroberfläche oft in wenigen Minuten. Bei reinem Himmel leuchtet die spiegelglatte, endlose Wassermasse im schönsten Blau, an den Ufern hingegen erscheint das Wasser smaragdgrün; wenn Wolken heranziehen, beginnt sich die Fläche zu kräuseln, wobei sie bleigrau oder tintenschwarz wird, die Wellen heben und senken sich stark und stärker, Schaumkämme rändern dieselben, immer bewegter wird die See und die „nubie" — wie die Seeleute sagen —, welche noch kurz zuvor, einem Dunstkreise gleich, in der Richtung des Canal mal tempo ersichtlich waren, bringen von dort her die gefürchtete Bora.

Zu solcher Zeit suchen die Schiffer das Ufer zu gewinnen; nur die weißen Seemöven fliegen unbekümmert um Wind und Wetter über

dem wild arbeitenden Elemente hin und her, oder sie lassen sich von den gepeitschten Wellen schaukeln und wiegen.

Als wir auf einer Fahrt nach Buccari und Cirkvenica in den Canal mal tempo fuhren, sagte der Maschinist des Dampfers zu uns: „Sehen Sie, hier wüthet die Bora hauptsächlich in den Wintermonaten oft derart, dass wir die Arbeit aufgeben und das Schiff seinem Schicksale überlassen müssen, denn" — fügte er hinzu — „gegen die Elemente lässt sich dann nicht mehr ankämpfen."

Einen beiläufigen Vorgeschmack von der Wirkung dieses gefürchteten Windes sollten wir auf der Rückfahrt zu verkosten bekommen.

Die Meerfahrt über Fiume und Portoré nach Buccari ist wegen der Fülle von malerischen Küstenbildern, deren man hier ansichtig wird, höchst interessant. Buccari selbst liegt in einer fjordartigen Bucht. Die amphitheatralisch erbaute Stadt hat reinlich gepflasterte, stark ansteigende Gassen, die schließlich zur Kathedrale führen, deren isoliert stehender Thurm weithin sichtbar ist. Oben am Karstgebirge zieht die nach Karlstadt führende Bahn dahin. Buccari bietet nicht viel des Interessanten. Im Stadtgarten verstehen die Leute zu kochen und der heimische Vodicewein, ein champagnerartiges, helles Getränk, lohnt eine Kostprobe.

Nachmittag bringt uns der Dampfer der Zengger-Linie durch den Canal mal tempo in fünfviertel Stunden nach Cirkvenica, woselbst auf hervorragend schönem Punkte ein großes, jedoch schwach besuchtes Hotel steht.

„Pronti!" — Rufen die Matrosen nach fünf Uhr auf dem noch im Hafen von Cirkvenica wartenden Schiffe; „leva ponte"! Entgegnet der Capitän und bald darauf befinden wir uns wieder auf hoher See.

Nach einer etwas stürmischen Fahrt von mehr denn zwei Stunden lenkt das Schiff, noch ehe es zu dunkeln beginnt, im Hafen von Abbazia ein.

Wenn wir dann des Abends dem Treiben des empörten Elementes von einer der vielen Terrassen aus, die gegen das Meer erbaut sind, zusehen, beginnen sich mit einemmale auch süße, flötende Töne, die aus nahegelegenem Lorbeerhaine kommen, in das wilde Gebrause einzumengen; es sind wohl Abschiedsgrüße, welche von einer der vielen hier hausenden Nachtigallen dem balde Scheidenden zugesungen werden. . . . .

Die Kehrseite eines großen Mannes.

Erzählung des Schaffners von **Alfred von Hedenstjerna.**[1])

„Man hat Zeit, über allerlei nachzudenken, wenn man so im Schaffnercoupé steht und jahraus jahrein auf demselben Geleise durch dieselbe Gegend fährt, wo man schließlich jeden Strauch, jeden Busch, jeden Hügel und jeden Stein kennt; nicht wahr, Herr Blomdahl?"

„Ja freilich ‚denkt' man, doch man muss sich in acht nehmen, nicht in Gedanken zu ‚versinken', wie es heißt. Besonders der Locomotivführer. Denn er kann nie sicher sein, dass keine Kühe ins Geleise kommen oder dass die Maschine nur bei den Bahnhöfen defect wird, wo eine Reservelocomotive bereitsteht."

„Kommen Ihnen die Orte, an denen Sie vorbeifahren, nicht zuletzt langweilig vor?"

„Oh ja, für Leute mit unserem beschränkten Gesichtskreise gibt es selbst auf den großen Stationen selten etwas Aufsehenerregendes. Alle drei Monate steigt dort ein Prinz ein, alle sechs ein berüchtigter Dieb, alle zwanzig Jahre stirbt ein Bahnhofsinspector oder ein Assistent und alle zehn Jahre kommt ein neuer Perrondiener. Manchmal brennt es da, und einige Inspectoren werden so fein, dass sie sich sogar eine Erzieherin für ihre Kinder anschaffen. Auch etwas ‚Neues' sehen Sie!"

Ich lachte.

„Ja, und bisweilen ereignet sich doch etwas Außergewöhnliches, wie damals, als das Denkmal für den Bürgermeister in R. eingeweiht wurde und der Zug so besetzt war, dass der Landessecretär, der im letzten Augenblicke kam, im Gepäckwagen auf einem Koffer sitzen musste."

„Was war es für ein Bürgermeister?"

„Bürgermeister F—d, der an Wassersucht starb. Alle drei Wochen wurden ihm zwölf und ein halber Liter abgezapft, und das ist viel Wasser für einen Mann, dessen Hauptgetränk Burgunder gewesen ist. Er

[1]) Aus dem Werkchen: „Was der Schaffner erzählt", Geschichten von Alfred von Hedenstjerna. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarethe Langfeldt. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

war ein bedeutender Mann gewesen, und die Stadt ließ ihm ein über fünf Ellen hohes Denkmal setzen."

„Und das wurde feierlich eingeweiht?"

„Ja natürlich. Schon vierzehn Tage vorher war die ganze Stadt wie im Fieber. So wie ein Zug ankam, war der ganze Perron voller Leute, die von nichts anderem sprachen. — ‚Wer hat versprochen, die Verse zu liefern?' — ‚Ehrfurcht und Verlust auf dem Kranze der Abgeordneten soll mit gothischen Buchstaben gedruckt werden.' — ‚Der Kellermeister ist doch wohl sicher, dass die Trüffeln kommen?' — ‚Gottesfürchtig war sein Lebenswandel', an der Guirlande des Kirchenrathes soll so groß sein, dass man es bis nach der Brennerei hin sehen kann.' — ‚Der Teufel soll den Sattler holen, wenn er den Vorhang nicht in dem Augenblicke beiseite zieht, da der Präsident auf das Medaillon deutet und sagt: ‚Seine geliebten Züge, die wir hier vor uns sehen'." —

Ein paar Tage vor dem Feste standen zwei Stadtverordnete auf dem Perron und plauderten von dem bevorstehenden Ereignisse.

„Es wird erzählt, dass der große Steinbär, den sie von Sparrsätza holen sollten, entzwei gieng, als sie ihn darauf legten, um ihn nach dem Kirchhofe zu fahren."

„Was der Tausend, war er ein so dicker Kerl, dass er nicht in den neuen Leichenwagen hineingieng?"

„Nein, zum Kuckuck, ich meine ja den Denkstein; begreifst du denn nicht?"

Am Tage der Einweihung stand natürlich die ganze Stadt auf dem Kopfe. Der Regierungspräsident und viele Leute kamen aus der Hauptstadt der Provinz, die Witwe und der Sohn von Stockholm, und siebzehn große Kranzschachteln waren mit im Zuge. Und doch war der Mann schon fünf Jahre todt. Nun wohl, ein College von mir fuhr im Juni 1866 auf der dritten Abtheilung, als in Råshult an der südlichen Stammbahn Linné ein Denkstein gesetzt wurde. Das war accurat ebenso und der Stein war noch höher. Alle Professoren von Lund waren mit dabei, und soviel ich weiß, ist Linné doch weder Reichstagsabgeordneter gewesen, noch hat er eine Stadt regiert.

Alle Leute waren auf der Straße, und für Diebe, die sich aufs Einbrechen verstanden, wäre es heute ein gesegneter Tag gewesen. Unten auf dem Kirchhofe standen wohl zwanzig mit Laubguirlanden umwundene Kisten übereinander, und auf der obersten mündete eine mit einem Geländer versehene Treppe — für den Präsidenten. Das war die Rednerbühne. Und Fahnen und Standarten sah man überall. Auch die Schützencompagnie und die Temperenzler und der Vorstand der neuen Brennereigesellschaft waren mit dabei.

„Gib mir eine Zeitung von gestern!“ sagte ich zu dem kleinen Zeitungsverkäufer, und als wir weiterfuhren, las ich das vorbereitende Festreferat.

Der Denkstein war ein Ausdruck der Ehrfurcht und Dankbarkeit und hatte mit Behauen, Inschrift und Portraitmedaillon 2011 Kronen 52 Öre gekostet, wovon mehr als die Hälfte durch Subscription aufgebracht war. Den Rest hatte die Sparcasse in Übereinstimmung mit § 3 des Reglements, der „Anschläge zum besonderen Nutzen der Stadt oder des Ortes oder auch zu beherzigenswerten wohlthätigen Zwecken“ erlaubte, bereitwillig vorgeschossen.

F—d war siebzehn Jahre Bürgermeister gewesen und hatte sich als Richter stets durch Milde ausgezeichnet. Bei einer besonderen Gelegenheit vor elf Jahren hatte er mit Thränen in den Augen einer zur Erlegung von zehn Kronen verurtheilten Bonbonverkäuferin selbst das Geld geschenkt, womit sie ihre Strafe bezahlte. Er war vier Jahre hindurch Reichstagsabgeordneter gewesen und als solcher mit dem Vertrauensauftrage beehrt worden, als Mitglied einer Deputation Seiner Majestät um einen Wortführer zu bitten. Er hatte eine Motion, deren Zweck ein Anschlag zur Erweiterung des Hafens in R. war, angeregt, welche jedoch infolge der Intriguen politischer Widersacher und zum Theil auch wegen Mangels an nöthigem Wasser im Sande verlaufen war. Ein Waisenhaus für zwölf elternlose oder vernachlässigte Kinder hatte ihm in erster Reihe für seine Existenz zu danken, und er war Vorsitzender der Verschönerungsgesellschaft gewesen, die am See hundertdreiundneunzig Linden und an der Kirchhofspforte die beiden Ahornbäume gepflanzt hatte, woselbst . . . ja, da fuhr der Zug in T. ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Auf der Fahrt nach R. müsst Ihr ein paar Minuten ‚einschustern‘, denn dort wird es heute länger dauern als sonst“, sagte der Bahnhofsinspector zum Zugführer, als wir abends in T. abfuhren.

In R. herrschte, als wir zurückkamen, Leben und Bewegung. Der damalige Bürgermeister, ein verhältnismäßig junger, netter Mann, hielt auf dem Perron eine Rede an den Regierungspräsidenten. Er sah dabei aus, als drückte die Größe seines Vorgängers ihn zu Boden. Bei dem Rathsherrn saß der Knoten der weißen Halsbinde unter dem einen Ohre. Der Vorsitzende der Stadtverordneten hatte einen großen Saucenfleck auf dem linken Aufschlage seines Frackes, der genau die Stelle bezeichnete, wo der in sehr kleinen Städten oft ein wenig auf sich warten lassende Wasaorden zu strahlen pflegt. Und der Oberst des dort in Garnison liegenden Regimentes versuchte mit Kraft, eine kleine Thür zu einem für Herren reservierten Gemache zu öffnen, wobei er energisch ausrief: „Hier will ich sitzen.“ Die allgemeine Stimmung war derartig, dass man

annehmen konnte, die fünfjährige Trauer um Bürgermeiſter F—d habe in der Ehre, die dem Gedanken des großen Mannes erwieſen worden war, einigen Troſt gefunden und man habe ſich nun entſchloſſen, den Verluſt mit Reſignation wie ein Mann zu ertragen. Ich verſchaffte mir die Feſtnummer des Tages. — Mia, hole mir das große gelbe Convert aus der oberſten Commodenſchieblade! — ich machte hinter der Hälfte der fröhlichen Geſellſchaft, die mitfahren ſollte, die Thüren zu, ich ſuchte die ein wenig unſicheren Beine der anderen Hälfte von den Trittbrettern und den Schienen zu entfernen, und als der Zug dahinrollte, las ich beim Schein der Laterne:

„— — — der Mann, der für ſeine Tugenden den ſüßeſten Lohn in den Armen der glücklichſten, liebevollſten Gattin und in einem traulichen Heim voll häuslichen Glückes fand, wo der reine Wandel des Hausvaters, vom Jünglingsalter an bis zu ſeinem Tod, der aufwachſenden Generation ein gutes Beiſpiel gab.“

— Das war aus der Rede des Biſchofs an die verwitwete Bürgermeiſterin. Eine verteufelte Zeitung! Sie war gedruckt worden, während die Geſellſchaft noch bei der Bowle ſaß.

„Wenn ein fleckenloſes Leben, unermüdliche Arbeit im Dienſte der Menſchheit, ein Herz voll Nächſtenliebe, ein tadelloſer Charakter und eine Begabung, wie ſie nur wenigen zutheil wird, hier in Schweden noch etwas bedeuten, ſo wird Bürgermeiſter F—ds Name auch dann noch geachtet und geehrt fortleben, wenn die Winde des Himmels die goldene Inſchrift verdunkelt und der Sommerregen und der Winterſchnee eines Jahrhunderts die in den Granit gegrabenen Züge eines der beſten Söhne unſeres Vaterlandes aus der Zeit, die wir die unſere nennen, verwiſcht haben.“

Sehen Sie, ſo begann die Einweihungsrede des Regierungspräſidenten, während der Sattlerbube mit der Leine in der Hand unter den Tannenzweigen lag, damit er den Vorhang beiſeite zöge, ſowie der Stadtſyndikus ſich niederbeugte und ihn ins Bein kniff.

„Und die Kinder der Sünde, die kleinen Armen,
Die Vater und Mutter grauſam verlaſſen,
Erwecklen in deinem Herzen Erbarmen,
Du konnteſt ein ſolches Verbrechen nicht faſſen.
Du ſchloſſeſt ihnen die Krippe auf
Und Sonne fiel auf ihren Lebenslauf.“

Die Krippe war das von dem Bürgermeiſter geſtiftete Waiſenhaus, wo die armen Kleinen, von denen Papa und Mama nichts wiſſen wollten, aufgenommen wurden. Der Vers iſt von einem Profeſſor verfaßt und die folgenden ſind noch hochtrabender.

Ich ließ ſie auf der Pritſche liegen, und dort fand ſie am nächſten Morgen unſer Heizer, ein armer, verfrorener Teufel mit blauer Naſe und aufgeſprungenen Händen. Er las den Vers über „die Kinder der Sünde“.

„Pfui Teufel!“ rief er, die Zeitung wieder auf die Bank werfend.

„Schämen Sie ſich denn gar nicht, Johanſſon? Wie können Sie ſich ſo betragen!“ ſagte ich, der daneben geſtanden hatte.

„Ja, Herr Schaffner, das kann ich mit Recht, denn ich bin ſein leiblicher Sohn, und er ließ meine Mutter im Sjöbackaer Armenhauſe ſterben, als ich kaum drei Wochen alt war.“

Ein Gang nach Canoſſa.

Reiſeerinnerung von Dr. **Moritz Pifſl.**

Canoſſa! Der Name ſchmettert wie ein Stoß aus der Poſaune des Weltgerichts. Er iſt der Titel einer Tragödie, welche einzig daſteht in der Geſchichte der Menſchheit, ein geflügeltes Wort, mit dem ſich kein anderes zu meſſen vermag. Eine ſeiner epochalſten Erſcheinungsformen in unſerer Zeit war Sedan, und vor wenigen Monaten tönte es als Adua vom ſchwarzen Erdtheil aus zu uns herüber. Das Wort lebt fort wie eine unzerſtörbare Denkmünze, die immer von neuem geprägt wird. Bald kommt ihr Avers, bald ihr Revers zur Geltung. Als Pius VI. ſeine Bekehrungsfahrt zu Joſef II. unternahm, als Napoleon I. den Papſt Pius VII. gefangen ſetzte, da ſprach man von einem „verkehrten Canoſſa“. Das „caudiniſche Joch“ iſt der Vergeſſenheit anheimgefallen, und ſelbſt das Eiland von St. Helena taucht vor dem Felſen von Canoſſa in die Flut.

Auf der Rückreiſe aus Mailand, der Stadt der unruhigen welſchen Phäaken, in unſere deutſche Heimat, ſtatteten wir Reggio, dem Geburtsort Arioſtos, einen kurzen Beſuch ab. Es war anfangs Februar, die Landſchaft weit und breit ſchneefrei, ein tiefblauer, wolkenloſer Himmel über uns, es zog uns mächtig nach Canoſſa. Und ſo fuhren wir an einem wunderſchönen ſonnenklaren Morgen bei der Barriera Vittorio Emanuele hinaus auf die breite herrliche Landſtraße, welche zur Zeit der römiſchen Republik Aemilia genannt, den Namen ihres Erbauers bis heute bewahrt hat. Als ob die Fruchtbarkeit ihren Segen verdreifachen wollte, reiht ſich auf der weiten wohlbeſtellten Ackerfläche Obſtbaum an Obſtbaum, und von einem zum anderen ſchlingt die Rebe ihr köſtliches Band. Murmelnde

Wassergerinne durchziehen kreuz und quer die üppige Flurwelt. Auf beiden Seiten des Weges grüßen stattliche, meist sauber gehaltene Gehöfte. An einem derselben kündet eine Marmortafel, dass dort der Maler Motta, genannt il Raffaellino, das Licht der Welt erblickt hat. Schlösser und Ansitze tauchen auf, von träumerischen Cypressen bewacht, von dunklen Pinien beschattet. Nach zweistündiger Fahrt ist Bibbiano erreicht, wo der wohlschmeckende Parmesankäse, das unentbehrliche Gewürz für alle Nationalspeisen, in Massen bereitet und ausgeführt wird. Bis zu zwölfmal im Jahre sollen die Wiesen der Umgegend geschnitten werden, und selbst im Winter weiter treiben.

Wir nähern uns immer mehr den Apenninen, welche in der Silberpracht ihres glitzernden Schneemantels hoheitsvoll auf uns herabschauen. Ein anmuthiges Mittelgebirge ist ihnen vorgelagert. Schwellende Bühel, in Reih und Glied, aufgestellt wie eine Kette von Wachposten, schieben sich in die Ebene hinaus. Vier davon, einer neben dem anderen, sind mit Thurmvesten bekrönt, „i quattro castelli“, einst im Besitze der Markgrafen von Thuscien, ihr stolzes vierzackiges Burgen-Diadem. Das dritte Schloss, von links gezählt, zugleich das besterhaltene, nennt sich Bianello, das vierte Mongiovanni. Beide sind von der Legende des unglücklichen Kaisers verklärt.

Das Thal der Enza nimmt uns auf, der Nicia des Plinius, — ein graues, stein- und schotterreiches Gebirgsbett, von häufigen Überschwemmungen heimgesucht, spärlich besiedelt, die vielgepriesene Fundstätte von vorgeschichtlichen Werkzeugen und etruskischen Bronzen. Der nächste Flecken, den wir passieren, ist San Paolo d'Enza. Der Connetable von Bourbon hat ihm auf seinem Raubzuge nach Rom arg mitgespielt. Jenseits des Flusses auf einem mit Buschwerk angehauchten Hügel thront die trotzige Ruine von Guardasone, einst ein befestigter Landsitz Azzos von Correggio, des strengen Gebietigers von Parma. Petrarca, der hier im Sommer 1341 als Gast geweilt, hat es unsterblich gemacht.

Wie die Berge und Hügel, so drängen sich alle Abschnitte der Weltgeschichte in dieser eigenartigen Landschaft zusammen, welche, wenn der volle Zauber der Sommerszeit über sie ausgegossen ist, an ein Idealgemälde von Claude Lorrain erinnern muss.

In dem Städtchen Ciano verlassen wir den Wagen, um die Fußwanderung anzutreten. Es ist ein ungemüthliches Nest, das, nähme man die bunte Tünche einiger Häuser ab, auch in der Campagna von Rom sich sehen lassen könnte, ein großer Steinhaufen, in dem Menschen wohnen; aber es ist nicht wenig stolz auf seine weite Piazza, wo es einmal im Jahre, zur Zeit der großen Messe, gar hoch hergehen und alt und jung in allerhand Lustbarkeiten die Mühsale des Lebens vergessen, — vertrinken oder verspielen soll.

Am Eingange des Ortes führt der junge Umberto Davoli ein wirklich vortreffliches Gasthaus; wir wünschen ihm vom Herzen das Sternchen im Bädeker, er verdient es vollauf. Seit Wochen erzählt er uns, sei kein Fremder auf Canossa hinaufgestiegen, aber im Sommer kämen wohl Deutsche und Engländer genug, um zu dem berühmten Castello zu wallfahren, das ja so viel des Sehenswerten darbiete.

Im Handumdrehen war ein Führer zur Stelle, und nach einem kräftigen Schluck feurigen Marsalaweines begannen wir auf fest gefrorenem Boden den steilen baum- und pflanzenlosen Berghang hinter Ciano hinaufzuklettern. In einer halben Stunde war die erste Stufe erklommen, und vor unseren Augen mit einem Schlage ein Bild aufgerollt, das in seiner bizarren Eigenthümlichkeit und zugleich malerischen Großartigkeit verblüffend auf uns einwirkte. Rechts die apenninische Bergkette in majestätisch geschwungenen Linien. Vor uns ein Hügel mit einem derbmassigen viereckigen Thurm, und ein Felskegel mit einer himmelhoch ragenden wohlerhaltenen Burg. Links sich überschlagende buchtige und wellige Erderhöhungen, welche gegen die Ebene zu abfallen. Hie und da lugt, wie ein kleiner Burgflecken anzusehen, eine bäuerliche Ansiedlung hervor, altes Gemäuer, vom Wetter gebräunt. Im Hintergrunde, fast wagrecht verlaufend, die zweite Bergstufe, der eine ausgedehnte, bläulichgraue, vielfach zerrissene und gerippte Schutthalde wie ein Widerlager vorgebaut ist. Und endlich, auf dieser Stufe selbst, ganz unvermittelnd anschließend, von der Mittagssonne magisch beleuchtet, wie ein unförmlicher Riesenhut, eine fünfzig Meter hohe Kuppe, von der ein kleines Häuschen und zerstreute Mauerreste herabwinken, — das ist Canossa. Das Ganze eine heroische Landschaft erhabensten Stils. Auf dieser Stätte müssen die Götter mit einander gekämpft haben. Überall erstaunliche Spuren, wie sich die milde gnadenreiche Ceres gegen die wilden Liebkosungen des unterirdischen Flammengottes gewehrt haben mag. Geologen, Maler und Geschichtsforscher finden auf diesem Schauplatz großer Ereignisse eine reich gedeckte Tafel mit unerschöpflichen Leckerbissen, an der die gefeiertsten Dichter bereits platzgenommen haben, und sich immer von neuem heraudrängen. Dante, Petrarca, Ariosto, Heine und Carducci sind die Sterne dieser vornehmen Gesellschaft. Dem Sänger der Laura hat man in der Nähe von Ciano einen Tempel errichtet. — —

Wir schreiten durch einen tiefen Hohlweg an der Burg Rossena vorüber, der über einem erloschenen Krater aufgethürmt ist, jetzt der lustige Sommersitz des Grafen Opizzoni. Es träut auf das umliegende Dörfchen herab, ein echtes Zwing-Uri des welschen Feudalbarons.

Der oben beschriebene Schuttkegel, über den es mühsam, zu Zeiten sprungweise quer aufwärts geht, ist der Auswurf eines alten Schlammvulcans. Nun haben wir den letzten Kamm unter den Füßen, und sachte

aufsteigend nähern wir uns dem Burgfelsen. In der Nähe am Hang liegt öde und verlassen, als ob das Interdict darauf lasten würde, die schmucklose Pfarrkirche, weit zerstreut herum die einzelnen, nichts weniger als einladenden Häuser der herabgekommenen Ortschaft. In Fetzen gehüllte Knaben, classische Modelle für einen Murillo, umschwärmen uns, die schmutzigen Hände gegen uns ausgestreckt, kleine Mauersteine, Mörtelstücke und Klümpchen von Schwefelkies zum Kaufe anbietend.

Canossa leitet seinen Namen von canus (candidus) weiß ab. Alte Chronisten schildern den „weißen Fels" — und im Munde des Volkes hat sich die „candida pietra" bis heute erhalten. Merkwürdig ist es daneben, dass die Dynastie der Gräfin Mathilde einen Hund, canis, im Wappen führte. In der That aber besteht die Formation der Kanussiner Bergkuppe aus weiß schimmerndem Sandstein und Mergel.

Ein langobardischer Edling, Siegfried von Lucca, wird als der Vater des ersten Schlossherrn Azzo Adalbert genannt, welcher im Jahre 940 die Burg erbaute. Sein Geschlecht sollte alsbald das mächtigste und reichste von Italien werden. Die Markgräfin Mathilde beherrschte kaum hundert Jahre später Parma, Reggio, Modena, Mantua, Ferrara, Pisa, Lucca, Siena, Florenz und Arezzo, und eine lange Reihe von festen Burgplätzen. Die Bürger von Reggio zerstörten 1255 Canossa bis auf die Grundvesten. Auf den Ruinen ward es nun wieder aufgebaut und gelangte an das Estensische Haus, an welches sich eine zweite Restauration des Schlosses knüpft. 1557 schoss es Octavio Tarnsee mit seinen Kanonen zusammen. Noch einmal erlebte es eine kurze Blütezeit unter den Ruggeri von Reggio, und kam dann an die Grafen Roudinelli und Valentini. Fast auf allen Seiten des Burgfelsens stürzten Theile zusammen und rissen Mauern und Gemächer mit sich. Schon im Jahre 1750 vermochte man die Ruinen von dem Felsen kaum zu unterscheiden. Ein deutsches Reisehandbuch vom Jahre 1879 spricht noch von „den wenig bedeutenden Trümmern", aber auch schon von den eingeleiteten Ausgrabungen. Es klingt fast wie Ironie des Schicksals, dass es gerade einer der modernsten Associationen, — dem italienischen Alpenverein — beschieden war, das mittelalterliche Dornröschen von Canossa zu neuem Leben zu erwecken. Im Jahre 1876 ist nämlich in Reggio ein kleines Schriftchen von Professor Angelo Ferretti erschienen unter dem Titel: „Canossa studj e ricerche." Die Nachkommen der Mitbürger Ariosts stürzten sich mit Heißhunger auf die Lectüre des Büchleins, das ihnen vom Papst und König, und namentlich von der großen Gräfin Mathilde, ihrer alten Landesmutter, erzählte. Ein Jahr darauf fasste die Versammlung der Alpinisten von Parma und Reggio, Section Enza, den Beschluss, auf Canossa Ausgrabungen zu veranstalten, die Provinzial- und Communalverwaltung leisteten Subsidien und endlich nahm sich die Regierung selbst des löblichen Unternehmens

an. Sie erwarb den Schloſsberg von dem Grafen Valentini 1879 und erklärte ihn zum „Monumento nazionale".

Profeſſor Gaetano Chierici, — der Schliemann von Canoſſa — leitete durch fünf Jahre mit unermüdlichem Eifer die Ausgrabungen. Sowie auf dem Burgfelſen von Hiſſarlik endlich die ſechs übereinander gelagerten Culturſchichten ſichtbar wurden, ſo traten auf jenem von Canoſſa vier Perioden ſeiner Geſchichte deutlich zu Tage: die Zeit Mathildens, — ihrer Nachfolger — der Eſte — und der Ruggeri.

Chierici iſt der Schöpfer des Canuſiniſchen Muſeums und einer Folge von anziehenden Publicationen. Wacker zur Seite ſtand ihm Angelo Ferreti, welcher 1884 die zweite Aufgabe ſeines „Canoſſa" beſorgte. Ihm ſchloſs ſich 1887 Foſti mit ſeinem Werke „La contessa Matilde ed i romani pontefici" an. Der Franzoſe Emile Gebhardt veröffentlichte in dem erſten Octoberheſte der „Revue de deux mondes" vom Jahre 1893 einen leſenswerten Aufſatz über Canoſſa, und abermals ein Italiener, Naborre Campanini, ſchloſs mit einem ausgezeichneten „Wegweiſer" vorläufig die lange Reihe von Arbeiten über denſelben Gegenſtand. Die deutſchen Literaten ſcheuen ſich augenſcheinlich vor dem „Gang nach Canoſſa". — —

Wir ſchlagen das Buch der Geſchichte auf. Die Götter des Staates ſehen wir noch im unbeſtrittenen Beſitz ihres Olymps. Aber nun beginnen die Giganten der Kirche den lang zurückgehaltenen Sturmlauf. Scepter und Krummſtab, Krone und Tiara, Irdiſches und Ewiges, die beiden größten Principien der Menſchheit — ſtoßen zuſammen zu einem heißen, beiſpielloſen Ringen auf Leben und Tod. — Dem hochgemuthen und heldenhaften Heinrich III. war auf dem Throne der deutſchen Könige ſein Sohn Heinrich IV. gefolgt, ein im Zank der Parteien erzogener, hin und her gezerrter, wankelmüthiger Jüngling. Dagegen war die Tiara von dem Haupte des ſchwachen, allen Einflüſſen zugänglichen Alexander II. auf jenes Gregors VII. übergegangen, der als Hildebrand unter fünf Päpſten zum größten Staatsmann der damaligen Zeit gereift, mit einer Feuerſeele ausgeſtattet war, deren Athem die halbe Welt zu verſengen drohte.

„Mit einer Miſchung religiöſer Begeiſterung, ſtaatsmänniſchen Genies und demagogiſcher Meiſterſchaft, wie ſie in aller bekannten Geſchichte vielleicht nur bei Oliver Cromwell ihres Gleichen gehabt hat, gieng Hildebrand an ſein Werk." (Sybel.)

Mit dem Muthe eines unerſchrockenen Revolutionärs formulierte er ſeine Theſen und ſchlug ſie an den Pforten der ganzen Chriſtenheit an. Der bisher allgemein geübten Inveſtitur der Biſchöfe und Äbte mit Ring und Stab durch den Landesherrn wollte er wie einer Giftſchlange den Kopf zertreten. Der Clerus ſollte nur von Rom abhängig ſein. Die Ehe der Geiſtlichen ward verflucht. Das ſchreckliche Wort „Cölibat" hallte

von Rom her in allen Pfarrhäusern gellend wieder. Der vornehmlich auch von den Königen schwunghaft betriebene Schacher mit den Kirchenpfründen, die Simonie, sollte mit Stumpf und Stil ausgerottet werden. In allen Dingen der Welt sollte der Statthalter Christi der oberste Schiedsherr sein. Aus unscheinbaren, rein äußerlichen Vorgängen ward die Oberlehenshoheit des Papstes über Rußland, Ungarn, Böhmen, England, Spanien und beide Sicilien proclamiert. Endlich zur Krönung des riesenhaften Werkes sollte das Grab des Heilands den Ungläubigen entrissen werden. Mit diesem schrankenlosen, alle thatsächlichen Verhältnisse, wie sie sich seit Jahrhunderten entwickelt hatten, von unterst zu oberst kehrenden Programme schleuderte der Papst einen Feuerbrand in die Welt hinaus. Die Gemüther der Christenheit wurden bis in die innersten Tiefen aufgewühlt und ein furchtbarer Kampf begann, der erst nach langen bangen fünfzig Jahren sein Ende erreichen sollte. „Vater stand gegen Sohn, Bruder gegen Bruder, Fürst gegen Fürst, Bischof gegen Bischof." (Gregorovius.) Alle Autorität war vernichtet, und die höchsten legitimen Gewalten entzwei gespalten, wie der Türke in der „schwäbischen Kunde" von Uhland. Hie Papst, König, Concil, Reichstag, — hie Gegenpapst, Gegenkönig, Gegencouncil, Gegenreichstag. Jeder Tag brachte einen Bannfluch, eine Excommunication, ein Interdict, eine Achtserklärung, eine Thronentsetzung, und niemand, ob Guelf, ob Ghibelline, konnte mehr wissen, auf wen er zu hören habe. Krieg und Aufruhr tobte in allen Landen. Unter Heinrich IV. allein sind an hundert Schlachten geschlagen worden!

Trauernd verhüllt der Genius der Menschheit sein Antlitz vor den grauenvollen Scenen auf der einen, wie auf der anderen Seite.

Im Namen der deutschen Majestät überfällt ein verwilderter römischer Signor am heiligen Abend Gregor VII. im Hause Gottes, reißt ihn weg vom Tische des Herrn, wirft ihn auf sein Roß und jagt ihn in die Gefangenschaft. Im Namen Seiner Heiligkeit setzt hinwiederum der Normannenherzog den widerspenstigen Römern den rothen Hahn aufs Dach, und seine Saracenen plündern und morden in der ewigen Stadt ärger als die Vandalen.

Heinrich V. selbst, dem Paschalis II. die Kaiserkrone weigert, ergreift unmittelbar am Grabe des Apostelfürsten den Papst und die Cardinäle, schleppt sie hinweg in sein Heerlager, und schleift sie von Burg zu Burg so lange, bis unter Noth und Zwang die Laien-Investitur abgerungen ist. Dafür steckt wieder Calixtus II. seinen Gegner Papst Gregor VIII. in eine schmutztriefende Ziegenhaut, setzt ihn verkehrt auf sein Küchenkameel und führt ihn so triumphierend dem johlenden Pöbel seiner Hauptstadt vor. — Zwei Söhne des Kaisers entfalten nach einander die Fahne der Rebellion wider ihren Vater, der eine reißt ihm die lombardische, der andere die deutsche Königskrone vom Haupte.

Papst und Gegenpapst fluchen wie alte Lanzknechte auf einander, und „apokalyptische Bestie", „Ungeheuer auf dem Stuhl Petri", „Götzenbild mit Blut geknetet" u. dgl. sind beliebte Kosewort.

Die Gräfin Mathilde, diese Jungfrau von Orleans des Papstthums, die demselben zwar nicht das Banner voran-, aber ihre reichen Schätze nachgetragen hat, heiratet nach zehnjähriger Witwenschaft als Frau von zweiundvierzig Jahren über Urbans II. Geheiß den achtzehnjährigen Prinzen Welf V. — und diese Ehe wird sofort gelöst, als sich das welfische Haus um das mathildische Erbe betrogen sieht. Der alte Herzog Welf IV., bisher ein eifriger Parteigänger des Papstes, geht infolgedessen unverweilt ins kaiserliche Lager über. — —

Eine eigenthümliche Fügung des Verhängnisses wollte es, dass sowohl Gregor VII., der Sohn des Tischlers Benizo aus Soana, als auch Mathilde, seine allmächtige Egeria, — langobardischem, also deutschem Geblüt entsprossen waren, — und dass alle Träger der Hauptrollen das Ende dieses gräßlichen unheilvollen Dramas, das sie selbst in Scene gesetzt, nicht erlebt haben.

An der Tiara machte der unerbittliche Tod zuerst Halt. Von Rom, das er in eine Ruine umgewandelt, verstoßen, thatsächlich zu Salerno im Exil, ein Pensionär des Abtes von Monte Casino und des Normannenfürsten, stirbt Gregor VII., — der „Cäsar des päpstlichen Rom" [1]). In der Unterkirche der Kathedrale von Salerno steht ein einfaches Grabmal. Der Erzbischof Colonna hat es 1578 mit einer Inschrift geziert. — Vom Papste gebannt, von den Seinigen verlassen, seiner Kronen verlustig, haucht Heinrich IV., dieser „tragische Athlet" [1]) in Lüttich seine Seele aus. Kaum bestattet, wird die Kaiserleiche ausgegraben, auf einer einsamen Insel in der Maas verscharrt, abermals gehoben, nach Speier gebracht, in einer ungeweihten Kapelle des dortigen Doms beigesetzt und erst nach sechs Jahren auf christliche Art begraben.

Wibert, der stolze Erzbischof von Ravenna, der erste kirchliche Magnat neben dem Papste, endlich von Kaisers Gnaden Clemens III., endet — ein armseliger Flüchtling — auf dem Tuff-Felsen von Civita Castellana. Auf seinem Grabe geschehen Wunder. Der Papst läßt seine Asche ausgraben und in den Tiber werfen. Nur Mathilde, „die Deborah des Papstthums", [1]) legt sich in voller Herrlichkeit als siebzigjährige Matrone auf einem ihrer Schlösser bei Canossa zum Sterben. In der ersten Kirche der Christenheit unweit der erschütternden Pietà des Michael Angelo erhebt sich ihr prunkvolles Denkmal. Niemand Geringerer als Bernini hat es ausgeführt, und die Statue der Gräfin ist „ein Werk von dauernder Schönheit". (Burckhardt.)

Requiescant in pace! —

[1]) Gregorovius, „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter".

Iſt es das Walten der Nemeſis, iſt es der Ausdruck eines ehernen Geſchichtsgeſetzes, iſt es die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, — auch die Ideen, für welche dieſe unheimlich großen Menſchen Ströme von Blut vergoſſen haben, — ſind großentheils begraben.

Die mathildiniſche Schenkung, ſoweit davon überhaupt etwas in den Beſitz der Päpſte gelangt war, iſt zugleich mit dem Kirchenſtaat zerronnen.

Kein Nachfolger Petri wagt mehr die Lehensherrlichkeit über Rußland oder England in Anſpruch zu nehmen. Noch als Hildebrand erlebte Gregor VII. den Abfall der griechiſchen Kirche. Seine Nachfolger ſahen ſich in der „babyloniſchen Gefangenſchaft“ in Avignon. Es folgte die Trennung der Proteſtanten und Anglicaner von der Mutterkirche.

Das heilige römiſche Reich deutſcher Nation iſt nicht mehr, — und kein deutſcher König zieht mehr über die Alpen, um die Kaiſerkrone aus der Hand des Papſtes zu empfangen.

Zwar leben die Kreuzzüge noch fort in romantiſchen Gemüthern — aber das heilige Land iſt noch immer in der Gewalt der Ungläubigen.

Nur eine Frucht des verhängnisvollen fünfzigjährigen Streites iſt der katholiſchen Kirche erhalten geblieben: Der Cölibat der Geiſtlichkeit!

Auch der Friedhof der Weltgeſchichte hat ſein bevorzugtes Viertel, wo die Ehrengräber mit ihren pomphaften Denkmalen ſtehen; wie viele Denkſteine dieſer Art ſind zugleich Marterſteine! — Und als der gewaltigſten einer ragt der Burgfels von Canoſſa auf, ein weithin ſichtbares Wahrzeichen für alle Zeiten.

Vulcaniſche Mächte der Natur haben den koloſſalen Block gebildet, vulcaniſche Kräfte der Menſchen ihn geformt.

In echter, melancholiſcher Allerſeelentagsſtimmung, die in unſeren Herzen nachzitterte wie die Töne eines Requiems von Allegri, thaten wir den erſten Schritt in das Heiligthum.

(Schluſs folgt.)

Die grüne Rose.

Ein Dorfbildchen aus Steiermark von **Peter Rosegger.**

„Jesseles, Vefa, lebst du auch noch!“ rief die Großbäuerin im Möstelhof aus, als ein junges heiteres Weib zur Thür hereinhuschte. „Jetzt hab' ich gemeint, du wärst schon gestorben!“

„A na, gestorben bin ich noch nit“, lachte die Eintretende, „das thu' ich nicht, dass ich jetzt sterben thät. Mein Lebtag hat mich s Leben nit so gefreut, wie jetzt.“

„Gehst nit!“ rief die Bäuerin aus, es war aber kein Befehl, fortzugehen, es war nur ein Ausruf der Verwunderung.

Man hatte ihr „nichts dertheilt“, der Vefa, als sie vor etlichen Wochen den Schneider Victor von der grünen Rose heiratete. Der war als Querkopf bekannt, betrieb außer seinem Handwerk die Rosenzucht und arbeitete seit Jahren daran, durch Oculationen eine Rosenart zu züchten, die eine grüne Krone und rothe Laubblätter hätte. Alles andere auf der Welt war ihm Nebensache, ja er hielt die Existenz der Erde überhaupt für zwecklos, solange sie nicht grüne Rosen trüge. Und dieser Mann, Victor von der grünen Rose, wie er sich nannte, gieng eines Tages in das Kleinhäusel und heiratete ein frisches lustiges Mädel heraus. Es ist nicht gerade so zu verstehen, als ob er sie gleich bei seinem ersten Erscheinen im Häusel geheiratet hätte, das erste Erscheinen verliert sich im Dunkel der Vorzeit. Es stellte sich aber heraus, dass er jemanden haben müsse zum Rosenwarten, während er auf der Ster arbeitete.

„Lach' dich nur recht aus, heut, Vefa!“ hatten am Traumgstage die Leute zu ihr gesagt, „denn bei deinem Schneider wirst du nit viel zu lachen haben.“

Aber sie lachte heute noch, als sie nun eintrat bei der Großbäuerin im Möstelhof. Die Großbäuerin war eine Schulgenossin der Vefa, deshalb konnte sie wohl freundschaftlich fragen: „Dass du die Zeit her nichts von dir hast hören lassen — wie soll ich mir denn das auslegen?“

„Das könntest schier von dir selber wissen“, antwortete die Vefa lachend. „Wenn zwei jungverheiratete Leut nit muckseu, nachher kannst dir's eh denken.“

„Wie geht's denn mit ihm?"

„Grüne Roſen!" rief ſie lachend. „Jetzt bin ich ſeine grüne Roſe."

„Gehſt nit?!" rief die Großbäuerin aus.

„Ja, mein du!"

„Wär' er denn zum mögen?"

„Ich dank meinem Gott, daſs ſie ſich an ihm verkannt haben, ſonſt wär' er kaum für die arme Häusler-Veſa übriggeblieben."

„Wenn er alleweil nur grüne Roſen züchten will und ſonſt nichts."

„Laſs dich nit auslachen, Bäuerin", ſagte die Veſa. „Geh her, ich will dir was ſagen. Ganz gleim, ſo!" Sie flüſterte der Großbäuerin etwas ins Ohr.

„Gehſt nit?" rief dieſe und ſchlug die Hände zuſammen.

Die andere nickte mit dem Kopf, was ſoviel ſagt, als: Ja, gewiſs auch noch! Darauf haben ſie alle zwei hübſch heimlich getratſcht.

„Gelt", ſagte hernach die Veſa, „gelt, Bäuerin, ich kann mich verlaſſen auf dich? Was du mir zu Heiligdreikönig geſagt haſt, unten bei der Kirchbrucken? Weißt es nit mehr? — Weil wir alte Kameradinnen ſind, allzwei. Wenn ich einmal eine Gevatterin ſollt brauchen."

„Jeſſeles ja, freilich, freilich. Na, aber daſs du dir gar ſo leicht merken thuſt!" ſagte die Bäuerin und ſetzte launig bei: „Soll ich mich für einen Buben oder für ein Mädel zuſammenrichten?"

„Was denn? Freilich für einen Buben!" lachte die Veſa hell auf.

„Jetzt muß ich dir aber doch gleich einen Kaffee machen gehen, weil du eine ſo ſchöne Neuigkeit gebracht haſt!"

Sagte es und ſchoſs in die Küche hinaus.

So munter war es hergegangen vor fünfzehn Jahren. Seither hatte der Schneidermeiſter Victor immer die grüne Roſe geſucht und die blaue Blume gefunden. Ja, faſt romantiſch war die Liebe der beiden Eheleute zu einander, ſo ganz wie im Märchen, alle anderen Menſchen ausſchließend und einzig nur einander lebend. Gerade mit der Großbäuerin im Möſtelhof pflegte die Veſa noch der Freundſchaft, denn die hatte ſie blutnötig.

Alſo kam ſie auch heute wieder in den Möſtelhof. Ihr Ausſehen war nicht das beſte. Die gelblich-braunen Wangen eingefallen, um die Augen Schattenringe, um die Mundwinkel zwei halbrunde Runzeln, Parentheſen gleichſam die noch leidlich rothen Lippen einklammernd, als ob dieſe eigentlich gar nicht mehr dazu gehörten. Aber ſie gehörten noch ganz curios dazu, ſie lachten auch noch ſo lebhaft, wie vor fünfzehn Jahren, nur für den Kenner ein ganz klein wenig ſchrillend, wie ein Glöcklein, das irgendwo einen leichten Sprung hat.

Als ſie jetzt über den Hof gieng und ein Häuflein Kinder ſich balgen ſah auf dem Anger, rief ſie ihnen zu: „Grüß euch Gott, Kinder! Thuts ſchon wieder raufen? Iſt die Mutter daheim?"

„Die Mutter ist eh in der Kuchel", antwortete ein etwa fünfjähriges Dirndel und tollte mit den Knaben weiter.

Als sie hernach vor der Bäuerin stand, hub sie merkwürdigerweise nicht an zu lachen. Sie redete ein wenig so herum, dass immer schlecht Wetter sei, — es war aber sehr schön und warm; dass die Berge steil wären, — sie war aber auf ebenem Wege daher gekommen; dass man die Kühe gut füttern müsse, wenn sie Milch geben sollten, — sie hatte aber keine Kuh, bloß zwei Ziegen, wovon die eine auch dann keine Milch gab, wenn man sie gut fütterte, weil sie trächtig war. — So voller Ungereimtheit war alles und die Vesa lachte noch immer nicht. Und endlich, wie sie gefragt wurde, wie es denn alleweil gehe, riss sie ihre blaue Schürze ans Gesicht und hub an zu weinen.

„Vesa!" sagte die Bäuerin. „Was ist denn das? Was hast denn? Das ist man von dir nicht gewohnt."

Die Vesa hatte sich auf die Herdkante niedergesetzt, legte nun ihre Hände wie betend über den Schoß zusammen und sagte endlich ganz dämpfig: „Meine liebe Möstelhoferin! s hat halt schon wieder was — bei mir . . ."

„Gehst nit?!" wollte die Bäuerin ausrufen, aber der Schreck verschlug ihr die Stimme. Sie starrte auf die Schneiderin, sie legte die Hände zusammen und gieng über das Fletz hin.

„Verlass mich nit, Johanna!" hauchte die Vesa unter fortwährendem Schluchzen.

Endlich erholte sich die Bäuerin und rief aus: „Das ist ein Kreuz! Das Neunte! — Verlass mich nit! Ist leicht gesagt. Könnts denn gar nit gescheiter sein? Seids ja doch nimmer so kindisch jung! Schamts euch denn nit? Schier alle Jahre eins! Wenn unser Herrgott nit gescheiter wär' und nit ein Theil wieder zu sich genommen hätt'! Und wenn ich nicht die drei auf den Hof genommen hätt' — rein wie in einem Kienigthasen-Kobel thät's ausschauen bei euch. Ihr könnts ja die gar nit versorgen, die euch verblieben sind. Und jetzt schon wieder!"

Antwortete die Vesa ganz ergeben: „Wenn sie unser Herrgott schickt, was kann man machen!"

„Paperlapap, unser Herrgott schickt!" begehrte die Bäuerin fast gröblich auf. „Den da oben zum Schuldaustragen brauchen, ist freilich kamodt."

„Das wird in anderen Häusern wohl auch sein, und doch gibt der Obere nicht überall seinen Segen!" — Solches wollte die Vesa schon sagen. Gottlob, dass sie es glücklich hinabgewürgt hat. Die Großbäuerin hatte keine eigenen Kinder und möchte erzürnt leicht auch die angenommenen der armen Häuslerin zurückschicken, wenn so ein ungutes Wort fiele. Die Vesa zog es also vor, ruhig weiter zu weinen. Und das war auch das Beste.

Nun trat die Bäuerin zu ihr hin, taſtete nach ihrer Hand und ſagte: „Richtig wahr, man muß recht greinen mit euch. Weil's ſchon gar! Daſs aber Er nit geſcheiter iſt! Na freilich, ihn brennt's nit. Das Mannsbild wirft die Käſten ins Feuer, herausholen kann's die Frau, man weiß eh, wie's geht."

„Da hätt' ich wohl keine Klage mit meinem Victor", ſprach die Veſa. „Tag und Nacht, darf ich ſagen, thut er arbeiten und ſorgen für uns, daſs er mir gerads blind wird. Hat eh nichts Gutes auf der Welt, der arme Lapp. Eine Freud muſs ihm doch vergunnt ſein. Lieber Gott, was haben wir ſchon voriges Jahr geweint miteinander! Sind einmal die halbe Nacht auf der Hühnerſteige geſeſſen nebeneinander und haben geflent. Und jetzt iſt's ſchon wieder."

„Es iſt wohl ſchlecht eingerichtet auf der Welt."

„Gel' ja!"

„Zu viel und zu wenig, überall zu viel oder zu wenig."

Der Knabe und die zwei Mägdlein jagten zur Thüre herein:

„Mutter, der Franzerl thut mich alleweil zupfen beim Kröſel!"

„Nit wahr iſt's, die Lieſerl gibt kein Fried!"

„Mutterle, gib mir was!"

Mit gutmüthigem Brummen ſchlichtete die Bäuerin den Streit und reichte den Kindern Butterbrot. Das größte Stück bekam aber die Schneiderin und nun ſaßen ſie beiſammen, die Veſa und ihre Kinder, und dieſe wuſsten es nicht, kümmerten ſich gar nicht um ſie, machten ſich immer nur ſchmeichelnd mit der anderen, mit dem „Mutterle" zu ſchaffen. Darob that der Veſa das Herz weh und doch dankte ſie Gott und der braven Großbäuerin, daſs die Haſcherln hier bei ihrer Pathin ein ſo warmes Heim gefunden hatten.

Die Veſa iſt nachher noch eine Weile am Herde geſeſſen und hat der Bäuerin zugeſchaut beim Mittagmahlkochen. Die Bäuerin legte Scheiter über das Feuer, füllte die Waſſertöpfe, ſpeckte das Kraut, ballte und ſott die Klöße und war wortkarg. So meinte endlich die Veſa betrübt, ſie werde nun halt wieder gehen müſſen um ein Häuſel weiter. Als die Klöße brodelten, ſagte die Bäuerin: „Soll's halt noch einmal ſein, daſs ich dirs aus der Taufe hebe. Aber du mußt mir's verſprechen, Veſa, daſs es das allerletztemal iſt!"

„Nein, Bäuerin, verſprechen kann ich nichts!" gab die Schneidersfrau mit Eifer zurück. „Verſprochen hab' ich dir's in früheren Jahren oft genug. Das hilft nichts. Jetzt laſs ich alles Fürnehmen ſein, laſs in Gottesnamen den Herrgott ſchütten, ſolang er will." Und nach dieſen Worten lachte ſie laut in den Tag hinein.

„Nau, weil du nur wieder lachſt!" rief die Bäuerin aus. „Mich ziemt, ausſchelten kunnt ich dich, du Band, du leichtſinniges! Und nach-

her thuſt mir doch wieder derbarmen, du arme, gute Haut! — Laſst mir's halt ſagen. Wird wohl eh noch lang dauern."

„Derwarten werden wir's leicht", lachte die Veſa.

„Und daſs du mir Achting gibſt, jetzt auf dich! Nit heben und nit tragen, weißt es ja ſo. Und wenn es dir nach was gelüſtet, und ich kann dir's ſchaffen, ſo ſag's. Müſst nur ſein, daſs du einen Bäcker in den Arm beißen wollteſt, den kunnt ich dir nit ſchaffen."

„So noble Paſſionen hab' ich wohl nit!" lachte die Veſa.

„Und daſs du ſonſt was zu beißen haſt, werden wir halt ſchauen. — Da, Alte, Gute, Dumme! Nimm für deine kleinen Fratzen den Milchplutzer mit. Und deinen Schneider, wenn er einmal Zeit hat, den ſchickeſt zu mir. Dem werd' ich einmal was ſagen!"

„Vergelt's Gott, Bäuerin, bis in den Himmel hinauf!" flüſterte die Veſa und eilte mit dem Plutzer davon.

Den Schneider hat ſie aber nicht geſchickt.

Die Ziegen-Hanne und die Spinn-Liesl.

Ein Märchen von **Franz Floth.**

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem waren Vater und Mutter geſtorben als es kaum reden konnte, und es wurde eine Gemeindewaiſe. Eine Gemeindewaiſe ſein iſt ein gar trauriges Loos, denn wenn eine Gemeindewaiſe ſtirbt, freuen ſich die Bauern und ſagen: „Die Gemeinde hat einen Treffer gemacht." Die kleine Hanne war, als ſie ihr Händlein zur Arbeit gebrauchen konnte, jeden Tag anderswo daheim, wo man ſie gerade nöthig hatte, denn ſie gehörte ja der Gemeinde, und jeder Bauer hatte Anſprüche auf Hannes Arbeitskraft, weil jeder in die Gemeindecaſſe zahlen muſste, aus welcher des Schuſters nun verſtorbenes Weib wöchentlich einen Thaler dafür erhielt, daſs ſie die kleine Hanne in Koſt und Pflege nahm, bis dieſe imſtande war, ſich durch ihrer Händlein Arbeit ſelbſt das tägliche Brot zu verdienen. Einmal wurde die kleine Hanne krank, und da kam ſie ins Armenhäusl, eine elende Hütte, in der alle weilten, die der Gemeinde zur Laſt fielen: der alte Michel mit ſeinem Stelzfuß, die blinde Mutter Huberbäuerin, die ſich blind geweint hatte, als ihr einziger Sohn das ſtattliche Anweſen ſeines Vaters verlumpt und ſie die alte, beſſere Tage gewöhnte Mutter ins Armenhäusl geſchickt hatte, und die Spinn-Liesl, eine ins jungfräuliche Alter getretene Waiſe, die körperliche Leiden oft tagelang ans elende Lager gefeſſelt hielten, ſo daſs

sie außerstande war, ihr Fortkommen im Dienste zu suchen. In ihren gesunden Tagen spann die Liesl den Flachs der Bäuerinnen und bekam dafür die Gemeindekost, die der alte Stelzfuß bereitete. — Diese drei Menschen waren Hannes Umgebung in den Tagen ihrer Krankheit. Der alte Stelzfuß, der die Herrschaft im Armenhäusl führte, sprach wenig und mürrisch und die Mutter Huberbäuerin weinte so viel aus ihren erloschenen Augen und kümmerte sich nicht um das kranke Kind. Aber die Spinn-Liesl wurde Hannes Pflegerin und Freundin. Diese Spinn-Liesl war ein ganz eigenthümliches Mädchen. Sie hatte lesen und schreiben gelernt in der großen Stadt, wo sie geboren wurde und ihre erste Kindheit verlebt hatte. Sie wusste Wunderdinge zu erzählen und hatte ein Buch, das ihr der Lehrer gegeben, als sie, ein kleines Ding noch, nach der Eltern Tode in des Vaters Heimatsdorf geschafft und die Spinn-Liesl wurde. In dem Buche waren herrliche Geschichten enthalten, und für die Hanne erschloss sich eine Welt voll Zauber und ungeahntem Glück, wenn die Spinnliesl vorlas. Athemlos lauschte Hanne, und ihr Herzchen entbrannte in heißer Liebe für die ältere Genossin, die immer inne halten musste, wenn die Namen Vater und Mutter in einer der Geschichten vorkamen. Thränen traten dann der Vorleserin in die sinnigen, blauen Augen und sie schickte einen stummen Gruß nach dem Friedhofe der großen Stadt, auf dem Vater und Mutter schliefen. Hanne, die sich ihrer Eltern nicht erinnern konnte, wurde dann auch traurig und fühlte, dass es um Vater und Mutter doch etwas gar Schönes und Gutes sein müsse. Mit wahrer Zärtlichkeit und dem ganzen Schatze von Liebe, der ungebraucht in ihrem Herzlein ruhte, gab sich Hanne der Freundin hin, die das Kind mit mütterlicher Sorgfalt pflegte. Bald kamen denn auch die rothen Bäckchen der Gesundheit wieder. Hanne hätte fast weinen können über ihr Gesundwerden, denn nun musste sie wieder zu dem Bauer, jetzt, da sich ihr das Himmelreich der Liebe erschlossen hatte. Die Bauern hielten Hannes verändertes Wesen für Nachwirkung der Krankheit, und um das Kind zu schonen, wurde es zur Ziegenhirtin ernannt. Es wurde die Ziegenhanne. Nun war ihr's recht. Draußen auf der Weide war es gar schön. Da konnte sie viel nachdenken über die Geschichten im Buche der Spinn-Liesl, und gar oft erzählte sie ihren Ziegen die Schicksale Schneewittchens und war sie zu Ende, so wurde rings um sie Beifall gemeckert. Am Abend, wenn die Ziegen ihre heimatlichen Ställe gefunden, huschte sie hinunter ins Armenhäusl zu der Spinn-Liesl. Jede während des Tages vorgefallene Einzelnheit wurde dann gegenseitig getreu berichtet und oft blickte der freundliche Mond zu später Stunde lächelnd auf das ärmliche Lager, wo Herz an Herz die Spinn-Liesl und die Ziegen-Hanne saßen in leisem Geflüster, um den Schlummer des Stelzfußes und der armen Blinden nicht zu stören.

Ein gar liebliches Bild war es, das der gute Mond dann beschien: Liesl mit dem blassen, schönen Gesichte und dem beim Auskleiden gelösten blonden Haare erschien dann wie der Schutzengel des sonngebräunten Kindes mit den dunklen Haarwellen, das sich innig an sie schmiegte. Dann kam der Schlaf und in seinem Gefolge die schönen Träume, die so lange weilten, bis die ersten Strahlen der Morgensonne durchs Fensterlein lugten. — Hanne war dann flink fertig und sammelte ihre Ziegen, die ihr freudig „Guten Morgen!“ zumeckerten, während Liesl wieder anfieng, das Spinnrad zu drehen, wenn es ihr leidender Zustand erlaubte. . . . .

Da weidete nun einmal die Ziegen-Hanne ihre Herde an der Landstraße, als sie mit Staunen eine prächtige Carosse einherkommen sah, von sechs milchweißen Pferden gezogen, deren Goldgeschirr in der Morgensonne funkelte und strahlte. Beinahe erschreckt, erinnerte sich Hanne der Kunde, die der Stelzfuß vor einigen Tagen aus dem nahen Städtchen heimgebracht: Der König des Landes sei gestorben, und nun bereise sein Sohn, der junge König, das Reich, um Land und Leute kennen zu lernen. Wenn dies das Gefährte des Königs wäre! — Und richtig? Der Wagen rollte eilends heran. Hanne sah am offenen Fenster des geschlossenen Wagens einen schönen Jüngling sitzen, eine goldene Krone auf dem Haupte und einen Purpurmantel um die Schultern, genau so, wie die Könige im Buche der Spinn-Liesl beschrieben waren. — Der König schlummerte. Wie ein schöner Traum flog das prächtige Gefährte vorüber. Da — Hanne that einen leisen Schrei — fiel die goldene Krone aus dem Wagenfenster und kollerte gegen Hanne. Der Wagen war gegen einen Stein gefahren und die Krone vom Haupte des schlummernden Königs gefallen. Der König aber, der müde war, schlummerte fort, und der Kutscher bemerkte es nicht. Er fuhr in rasender Eile weiter. Hanne hatte die Krone in der Hand. Sie war von purem Golde, und walnussgroße Diamanten leuchteten im Sonnenscheine, dass Hanne geblendet die Augen schloss. Nun aber fieng sie an, aus Leibeskräften zu schreien: „Herr König, Herr König, Ihr habt Eure Krone verloren!“ Und die Ziegen meckerten mit, dass die Staubwolke hinter dem davoneilenden Wagen sich lichtete. Der Wagen hielt und der König war erwacht. Erschrocken griff er nach seinem Haupte und stieg aus dem Wagen, als er das Schreien und Meckern vernahm. Er gieng der kleinen Ziegenhirtin, die auf der Straße gelaufen kam, und in deren Händen die Krone funkelte, entgegen und nahm sein Kleinod dankend in Empfang. „Wer bist du, mein liebes Kind?“ fragte der König, wohlgefällig auf die erregte Kleine blickend. „Ich bin die Ziegen-Hanne, Herr König“, erwiderte das Mädchen. Der König plauderte mit dem kleinen Ding und fand immer größeren Gefallen an ihr, so dass er den Entschluss fasste, die Hanne mitzunehmen, als er hörte, sie habe keinen Vater und keine

Mutter und sei eine Gemeindewaise. „Ich kann nicht mit Euch gehen, Herr König, es sei denn, dass Ihr auch die Spinn-Liesl mitnehmt", sagte Hanne, den König treuherzig anblickend. „Und wer ist denn die Spinn-Liesl?" fragte er. Und da erfuhr er, wer die Spinn-Liesl sei, und dass sie gut und kränklich wäre, und dass sich die Ziegen-Hanne und die Spinn-Liesl halt nimmer trennen könnten in ihrem ganzen Leben. Und der König war ein guter König. Er befahl dem Kutscher, umzulenken und ins Dorf zu fahren, um die Spinn-Liesl auch mitzunehmen, indem er Hanne bei der Hand nahm und sie aufforderte, in den Wagen zu steigen. Doch die Ziegen-Hanne meinte: „Herr König, es ist besser, Ihr wartet hier, ich muss meine Ziegen heimtreiben — hier bebte ihre Stimme — und werde die Spinn-Liesl holen. Sie möchte zu viel erschrecken, kämt Ihr jetzt mit mir gefahren, denn auch die Freude darf nicht zu jäh kommen, heißt es in einer Geschichte in der Spinn-Liesl ihrem Buche." Und der gute König war einverstanden und wartete.

Hanne trieb ihre Ziegen heim. Wohl schalten die Bauern, dass es zu frühe sei, und Hanne weinte, nicht wegen der Scheltworte, sondern weil ihr der Abschied von den Ziegen schwer wurde. Dann gieng sie ins Armenhäusl und flüsterte der Spinn-Liesl leise alles ins Ohr. „Hanne, träumt dir?" fragte diese erschreckt, doch Hanne beschwor es bei ihrer Seele Seligkeit, und so musste es Wahrheit sein. Dem Stelzfuß und der blinden Huberbäuerin gaben die beiden die Hand und sagten, sie giengen fort, kämen aber schon wieder einmal, zu schauen, wie es gehe. Hand in Hand liefen nun die beiden Mädchen die Landstraße entlang und sahen den König stehen mit der goldenen Krone auf dem Haupte, wie er wartete. Nun konnte die Spinn-Liesl nicht mehr zweifeln. Mit klopfendem Herzen trat sie dem Könige entgegen, fasste jedoch Muth und Vertrauen, als sie es wagte, in die Augen des schönen Jünglings zu blicken. „Das ist die Spinn-Liesl, Herr König!" sagte Hanne. Der König reichte ihr seine Hand und sprach mild: „Elisabeth soll gesund werden wie Johanna, ihre kleine Freundin!" . . . . . Elisabeth und Johanna! . . . . .

Und fort gieng es nun in die Hauptstadt des Königreiches. . . . .

Dort kam Johanna in eine Schule im Grünen, außerhalb der Häusermenge, lernte lesen, bekam schöne Bücher und war überglücklich. Elisabeth aber kam in ein schönes Haus, in dem blasse, stille Frauen walteten, und ein alter Mann mit goldener Brille, der ab und zu erschien, machte sie gesund. Der junge König kam sehr oft und lustwandelte mit Elisabeth in den Schattengängen des Gartens, der an das Haus grenzte. Und da nun Elisabeth gesund war wie Johanna und das Haus verlassen sollte, kam der junge König zum letztenmal. Elisabeth war es weh im Herzen wie noch nie in ihrem Leben. Es war ein Frühlingsabend. Die Blüten der Bäume dufteten, die Nachtigall schlug im Gebüsche, und am

Himmel ſtand der gute Mond. Eliſabeth mit dem goldenen Haare und den blauen Augen ſchwieg, und der junge König mit der goldenen Krone und dem Purpurmantel ſchwieg. Endlich fragte er langſam und feſt: „Eliſabeth, willſt du meine Königin werden?“ Und aus ihrem thränenden Auge leuchtete ein überſeliges „Ja!“. . . .

Alles Volk jauchzte dem jungen, ſchönen Königspaare zu, das nach der Trauung im Königsſchloſſe durch die Straßen der Stadt zu der Schule im Grünen fuhr, um ſich ein Kind zu holen, Prinzeſſin Johanna, die Ziegen-Hanne. . . . . .

Was ſtaunten doch die Leute, als Königin Eliſabeth und Prinzeſſin Johanna nach einigen Monaten in das Dorf fuhren, in dem ſie als Spinn-Liesl und Ziegenhanne gelebt! Sie beſuchten das Armenhäusl und den Dorfkirchhof.

Das Lied im deutſchen Volke,

was ein Engländer den Engländern davon erzählt.[1])

In England gehört es zum guten Tone, ſich für muſikaliſch zu halten. Oft wird die Frage aufgeworfen: „Sind wir denn als Nation muſikaliſch?“ worauf gewöhnlich die Antwort erfolgt: „Ei freilich, in hohem Grade.“ Ja, wenn der Geſchäftsumſatz beim Muſikalienhändler, die Menge der öffentlichen Concerte, die ungeheuere Zahl der in England anſäſſigen ausländiſchen Geſang- und Muſiklehrer, die Drehorgeln und ſogenannten deutſchen Muſikanten, die auf der Straße ſpielen, aber gar nicht aus Deutſchland, ſondern meiſt aus Öſterreich kommen, wenn alles das zum Beweiſe dient, dann ſteht die Bevölkerung von England an der Spitze der muſikaliſchen Völker. Und wenn es in der Muſik eine Tugend iſt, Geduld und Langmuth zu bekunden, dann gibt allerdings die andächtige Ergebung, mit der der Engländer ſich in ſein Schickſal fügt und auf der Straße wie im Salon das erbarmungswürdigſte Geklimper und Gejohle über ſich ergehen läſst, begründeten Anſpruch darauf. Bei alledem kann aber England wohl kaum in demſelben Sinne muſikaliſch genannt werden, wie Deutſchland; denn die Muſik und beſonders der Geſang ſind nicht für den Engländer, wohl aber für den Deutſchen eine unentbehrliche Lebensbedingung.

Nicht als ob Liebe zur Muſik, wie oft behauptet wird, unumgänglich nöthig zu jeder höheren Geiſtesbildung wäre, denn es muſs doch dahin-

[1]) „Aus deutſchem Leben (Teuton Studies)“ von Sidney Whilman. Autoriſierte Überſetzung von Dr. W. Henkel. (Hamburg. Haendcke & Lehmkuhl. 1896.)

gestellt bleiben, ob der Mensch aufrichtiger, ehrlicher und selbstloser wird, und der Italiener, der im interessanten Nationalcostüm seine aria con amore vorträgt, behandelt Pferd und Esel mit empörender Grausamkeit. Aber sie kann doch unzweifelhaft die edelsten Regungen des menschlichen Herzens zum Ausdruck bringen und sie verschönert das ganze irdische Dasein, wenn sie so tief und mächtig ins Leben eindringt, wie sie es in Deutschland thut.

Die vielen unschuldigen Genüsse, die den Hauptreiz des geselligen Lebens in Deutschland ausmachen, empfangen ihre Würze und höhere Weihe von der Musik und dem Gesang, dem Lied. Deutschland hat die größten Meister auf jedem Gebiet der Tonkunst hervorgebracht, ganz ureigen aber und auf keine andere Nation übertragbar ist das deutsche Lied. Eine Oper von Mozart oder Wagner, eine Bach'sche Fuge, eine Symphonie von Beethoven oder Schumann können auch anderswo ausgeführt werden und sind sozusagen Gemeingut aller gesitteten Völker geworden, aber das deutsche Lied wurzelt nach wie vor im heimatlichen Boden fest und läßt sich außerhalb der Landesgrenze nur dann vernehmen, wenn die im Auslande lebenden Deutschen sich, wie zum Beispiel an Bismarcks achtzigstem Geburtstage, gesellig zusammenfinden und ihre heimatlichen Weisen erschallen lassen.

Wenn es zutrifft, daß bei jeder dichterischen Regung des deutschen Geistes zugleich auch musikalische Empfindungen in Schwingung versetzt werden, so gilt das nämliche auch von den anderen wichtigen Äußerungen des seelischen Lebens der Religion und der Liebe. So kam es unter anderem, daß die neuen Lehren der Reformation, die doch bei manchen anderen Völkern die Musik vorübergehend geradezu zum Schweigen brachte, den Weg zum Herzen des deutschen Volkes gerade durch Luthers herrliche Kirchenlieder zu finden wußte. Höchst bezeichnend ist es auch für das Volksleben in Deutschland, daß die protestantischen Gotteshäuser durchweg viel mehr von der arbeitenden Classe besucht werden, als es in England der Fall ist, obwohl der Kirchenbesuch in den größten Städten hier wie überall abgenommen hat. Aber in Deutschland hat denn auch der Kirchengesang abweichend von England seine breite Basis und Stütze in der Gemeinde.

In London konnte man nur den Gottesdienst des bedeutenden Volkspredigers Spurgeon im sogenannten Tabernacle, wo der Gemeindegesang gepflegt wurde, mit einem deutschen Gottesdienst vergleichen, wenn ein Luther'scher Choral mit seiner mächtigen überwältigenden Wirkung auf das religiöse Gefühl angestimmt wird. Und wenn auch deutsche Kirchen selten überfüllt sind, das Kirchenlied wird überall gepflegt, außer dem Gotteshause, in den Schulen, im Heere und bei besonders festlichen Gelegenheiten auch in den Universitäten. Wenn man durch die Straßen einer

deutschen Stadt zieht, hört man besonders im Sommer, wenn die Fenster offen stehen, den Gesang der Kinder, und durch glücklichen Zufall ist es vielleicht gerade das unvergleichliche „Ein' feste Burg ist unser Gott". Die Schulhäuser, wo alle Volksclassen den Elementarunterricht empfangen, sind meistens ansehnliche Gebäude in bester Lage.

Es war Martin Rinkarts Lied „Nun danket alle Gott", das die Deutschen auf dem Schlachtfeld von Sedan mit dankerfülltem Herzen zum Herrn der Heerscharen emporsteigen ließen. Und als im Jahre 1870 auf die Nachricht von der Kriegserklärung die Wogen der nationalen Begeisterung auch die Universitäten und akademische Jugend mit sich fortrissen, traten die Studierenden in Augenblicken weihevoller Stimmung brüderlich zusammen und erhoben in ergreifendster Weise die Seelen zum geistlichen Gesang. Das Kirchenlied ist das vermittelnde Bindeglied zwischen dem religiösen Gefühl und der Liebe zum deutschen Vaterland, und das hat seinen Grund in der Geschichte, wo, wie im Zeitalter der Reformation in Schottland, in den schweren Kämpfen für die protestantische Glaubensfreiheit das Verlangen nach der confessionellen Unabhängigkeit mit den nationalen Selbständigkeitsbestrebungen zusammenfiel. Der deutsche Kirchengesang verdankt eben seine eigenthümliche machtvolle Wirkung auf die Gemüther dem Umstand, dass er aus denselben Regungen menschlichen Herzens, wie die Vaterlandsliebe, hervorgezaubert wird; diesen ethischen Kern hat das katholische lateinische Te Deum längst verloren, und das von Gelehrten zustande gebrachte Hymnenbuch hat ihn überhaupt nie besessen.

In den trübsten Zeiten nationalen Unglücks vom dreißigjährigen Kriege bis auf die Gegenwart hat das deutsche Lied unentwegt die deutschen Herzen zur Vaterlandsliebe entflammt, und in den Freiheitskriegen waren Leier und Schwert treue Kameraden auf dem Schlachtfelde. Wer deutsches Leben und deutsches Wesen nicht kennt, kann sich auch keine Vorstellung von der hohen Bedeutung, der sittlichen Wirkung auf die Geister machen, als 1870 die kriegerischen Klänge erschollen; ohne die ergreifenden Töne des vaterländischen Liedes fehlt dem Gemüthe des deutschen Soldaten etwas vom Besten, der poetische Schwung der Seele. Daher wird auch überall im deutschen Heere der Gesang gepflegt. Der Soldat singt auf dem Marsch, und abends beim Bivouak, wenn des Tages Last und Hitze vorbei sind, gehört zur Pfeife Tabak das Lied. In den meisten der uralten schönen Soldatenlieder handelt es sich, der deutschen Gemüthstiefe entsprechend, um irgend einen herzergreifenden, erschütternden Vorfall aus dem Soldatenleben, die Sprache ist schlicht und ohne prahlerischen Wulst. Ein Soldat vernimmt die trauten Klänge des Alpenhorns, die über den Rhein herüberdringen. Es fasst ihn unwiderstehliche Sehnsucht, er desertiert und schwimmt durch den Strom, wird ergriffen und zum Tode verurtheilt. Der wehmuthvolle Refrain des

Liedes ist das Heimweh. In einem anderen wird ein Kamerad hinausgeführt, um erschossen zu werden, es war des Sängers trautester Freund, die anderen schossen, fehlten, „ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz".

Wie eng beim Deutschen die Liebe zur Natur mit der Lust am Gesang verwoben ist, wurde schon oben berührt. Die schönsten solcher Lieder sind beständig im Munde der Soldaten und Studenten.

Eine treffliche Sammlung ist das deutsche Commersbuch, das 1858 in seiner gegenwärtigen Fassung erschien und Ernst Moritz Arndt gewidmet wurde, und man darf behaupten, dass sich das deutsche Wesen in seinem tiefinnersten Grunde aus keinem noch so umfassenden Forscherwerke so richtig erkennen und begreifen lässt wie aus diesem unschätzbaren Liederbuch. In der Lyrik spiegelt sich die Seele eines jeden Volkes. Auch Scherz und Humor und sprudelnder Witz beleben das Studentenlied, aber er ist gutmüthig und frei von boshaftem, hämischem Spott und ist der echte Ausdruck des gesunden Geistes, der in der akademischen Jugend waltet.

Bekannt sind die ausgedehnten Fußtouren und oft wochenlangen Wanderungen, die von den deutschen Schulen während der Sommerferien unternommen werden. Viele, vielleicht die meisten der mitziehenden Lehrer sind akademisch gebildet, und regen ihre jungen Leute durch den eigenen akademischen Liederschatz zum fröhlichen Gesang im Wald und auf der Heide an. Das Commersbuch und vielleicht sogar die Stimmgabel sind nicht zu Hause gelassen. Und so ziehen sie dahin, das Ränzel auf dem Rücken, den Stab in der Hand. An irgend einem schönen Punkte wird Halt gemacht, ein heiteres Lied wird angestimmt und alle fallen kräftig ein. Solch unschuldiger, fröhlicher Lebensgenuss ist wohl außerhalb Deutschlands nicht weiter zu finden.

Seine höchste Vollendung hat das deutsche Lied in der Liebeslyrik erreicht, und nirgends anders hat auch diese Dichtgattung auf den höchsten Stufen des Parnassus einen so engen Bund mit den großen Meistern der Musik geschlossen wie in Deutschland. Goethes Erlkönig gab Schubert den Anstoß zu einer seiner großartigsten Compositionen, und auch Heines Buch der Lieder gab seinem Genius Nahrung. Von dem unermesslichen Reich der deutschen Lyrik wandte Schubert sich dann auch zur englischen, der er unter anderem das Shakespeare'sche „Hark, hark, the lark at heaven's gat sings" als Text zu einer entzückenden Composition entlieh.

Noch höher aber stieg der Genius der deutschen Kunst, als Robert Schumann die Klänge seiner göttlichen Muse mit den tiefempfundenen Worten der edelsten deutschen Lyrik zu einem Zauberbunde vereinte. Er begnügte sich nicht mit Compositionen für einzelne Lieder, sondern verknüpfte ganze Reihen von Dichtungen, ja das ganze Sein und Werden des menschlichen Lebens, denen er die deutsche Lyrik zugrunde legte. So schuf er die „Dichterliebe", einen Perlenkranz von Compositionen für

Heines Dichtermuse, und die „Frauenliebe", vielleicht die vollendetste Schöpfung in ihrer Art. Aber zur vollen und gerechten Würdigung der Schönheit dieser unsterblichen, Poesie und Musik verflechtenden Kunstwerke bedarf es nicht nur einer tiefinnerlichen intuitiven Aneignung, sondern geradezu einer gewissen Seelenverwandtschaft mit dem innersten Wesen des deutschen Gemüths. Die Herrschaft dieser Schöpfungen über die Gemüther der Deutschen ist denn auch eine gewaltige und wunderbare. Nicht nur dass alle Jünger der Muse des lyrischen Gesangs zu Schumann emporblicken und ihre Fackeln an seinem Altar anzuzünden, bei ihm sich zu begeistern suchen, oder wenn des Geistes Flug nicht so hoch reicht, ihm wenigstens die Technik abzulauschen, nein, Schumanns Lieder sind ein Evangelium der Musik geworden oder besser gesagt ein Buch der Symbole, aus dem die Männer- und die Frauenwelt den zartesten Ausdruck für ihre heiligsten Empfindungen schöpft. Weder das italienische, noch das französische oder englische Liebeslied erreicht die Innigkeit dieser idealen Schöpfungen, und es darf füglich bezweifelt werden, dass irgend ein Volk Liebeslieder in dem Sinne besitzt, wie die Schumann'schen es sind.

Wenn wir bisher das eigentliche Volkslied nicht besprochen haben, so geschah es nicht, als ob dasselbe weniger wertvoll oder beachtenswert erschiene; aber andere Nationen, wie vor allen die Slaven, Schotten und Iren sind eben gleichfalls reich daran. Dennoch ist es unseres Wissen bei keiner Nation in dem Maße mit dem Gefühlsleben jeder Classe der Bevölkerung verwachsen, wie bei den Deutschen, nirgends finden die gemüthvollen Klänge des Volksliedes ein so lebhaftes Echo im gesammten Leben der Nation. Im Familienkreise, in der Schule, auf der Universität, im Heere, am Tische des Reichen, in der Hütte des Tagelöhners, überall erschallen diese Lieder; sie begleiten auch den Arbeiter, wenn er am Schlusse der Woche in froher Erwartung des Sonntags sich auf den Weg zu seinem Heime macht. Es gehört auch zu den für einen Ausländer auffallendsten Zügen im öffentlichen Leben, welche Ordnung und welch anständiges, gemessenes Benehmen an besonderen Festtagen in Deutschland herrscht, wenn sich auch zeitweise die Stimmung in lauter Fröhlichkeit äußert. Zu dieser Erscheinung hat meines Erachtens ebenfalls die veredelnde Wirkung des Gesangs von jeher beigetragen. Wie roh angelegt einer von Natur auch sein mag, von der Wiege bis zum Grabe verfolgen ihn diese heimatlichen Klänge und thun das ihrige, um seinen inneren Menschen zu veredeln und seine rauhe Außenseite abzuschleifen; und das ist mehr, als was man von den Ländern behaupten kann, wo die sittliche Macht, die das deutsche Volkslied ausübt, unbekannt ist.

Ich glaube.

Bekenntniſſe und Geſtändniſſe von **Peter Roſegger.**

(Fortſetzung.)

Auferſtehung des Fleiſches.

In meiner frühen Jugend beſchäftigte mich nichts ſo ſehr, als die Vorſtellung vom „Jüngſten Tage".

Am Samstag-Feierabend wird's noch heiter ſein. Wir werden um den großen Tiſch herum noch den Roſenkranz beten und nichts dabei denken; wir werden dann die Schwammſuppe und den Speckſalat und den Roggenſterz eſſen und verabreden, was am folgenden Sonntage für Vergnügungen geſchehen ſollen. Die Knechte werden dann noch ihre Pfeife rauchen, die Mägde ihr Haar ſtrählen und endlich werden wir alle in Gottesnamen ſchlafen gehen. Nachdem wir viele Stunden geſchlafen, wird der Vater anfangen im Hauſe umherzuſteigen, von einer Uhr zur anderen, wird zu den Gucken hinausſchauen und nicht wiſſen, was das bedeutet, daſs heute keine Sonne kommt und kein Morgenroth. Finſtere Nacht iſt es, und die Uhren zeigen ſchon den hohen Vormittag. Die Sternlein am Himmel ſind nicht mehr ſilberweiß wie ſonſt, ſie ſind roth wie Herdfunken. Und dieſe Herdfunken werden ſachte größer, leuchten matt wie Spanfackeln, werden zu feurigen Rädern, die ſich ſprühend drehen und immer näher kommen und immer heftiger kreiſen, ſo daſs die Bäume und die Menſchen geſpenſtiſch zuckende Schatten werfen. Manche dieſer Feuerſcheiben am Himmel werden ſchon ſo rieſig, daſs ſie aneinanderſtoßen und gewaltige Feuermaſſen entzünden in den Lüften. Ungeheuere Rauchwolken qualmen, vom Sturme getrieben, durch das Firmament dahin. Grauſes Krachen und Toſen überall, ein Funkenregen ſprüht auf die Erde nieder, es brennen die Häuſer, die Wälder, die Felſen, unter unendlichem Jammer ſterben die Menſchen. — Dann iſt's ſtill geworden, die Himmel ſind ausgebrannt, die Meere ſind vertrocknet, die ganze weite Erde iſt ein Aſchenfeld. Aber in den Lüften tönt es wie Poſaunenſchall und nun regen ſich die verkohlten Schollen. Aus den Sprüngen und Riſſen des Bodens ſtrecken ſich fahle Hände empor, zuerſt einzelne, dann viele, der Boden wird lebendig überall, aus jeder Scholle wird ein Menſch. Die Todten! Nun erſt ſieht man recht, wie die ganze Erde ein einziger

Friedhof war. Leib an Leib ſtehen ſie da in ihren Sterbekleidern, jeder erſchrickt vor dem nächſten; wo ſich Bekannte, Verwandte ſehen, da erſchrecken ſie noch mehr. Viele huſchen davon und wollen ſich wieder verkriechen, andere ſtehen da und beben, ſie wiſſen nicht, was da wird. Vom Scheitel des Himmels herab leuchtet es wie Morgenroth. Ein zarter weißer Wolkenkranz, er wird größer, ſchwebt immer tiefer herab, es iſt keine Wolke, es ſind lauter Engel mit weißen Fittichen. Und inmitten in göttlicher Majeſtät Jeſus Chriſtus mit dem Kreuze. . . .

Das jüngſte Gericht. Der letzte Tag.

Der erſte Tag! Der erſte Tag eines neuen Seins. Auferſtehung des Fleiſches, ſagt die Religion. Auferſtehung der Subſtanz, ſagen die Naturforſcher.

Wenn im Herbſte die Blätter von den Bäumen fallen, ſo will man das für ein Beiſpiel der Vergänglichkeit deuten. Ein ſchlechtes Beiſpiel, denn nach wenigen Monaten wachſen auf dem Baum junge Blätter und es wird ein neuer Frühling, der ganz ſo iſt, wie die früheren waren. Nach hundert Frühlingen und Herbſten fällt endlich der Baum zuſammen, doch aus ſeinem moderigen Stocke ſprießen junge Stämmchen friſch empor. Und der Menſch ſinkt als Vater zu Grabe und ſteht als Kind wieder auf.

Einſt gieng ich mit einem Knaben an einem Friedhofe vorüber, der inmitten flacher Felder lag. Man trug gerade zwei Särge hinein durch das Thor.

„Vater, wie viele können es ſein, die da im Jahre begraben werden?“ fragte der Junge.

„Vielleicht an tauſend.“

„Und wie alt iſt der Friedhof dahier?“

„Mindeſtens dreihundert Jahre.“

„Und hat immer noch keinen höheren Boden, als die Felder ringsum!“

Im Augenblicke ſtutzte ich über dieſe Bemerkung. Wenn auch ein Todter nur ein kleines Häufchen Aſche gibt, dreimalhunderttauſend Todte dürften doch eine merkliche Erhöhung der Fläche verurſachen. Man merkt eine ſolche Erhöhung auf den Friedhöfen nicht. Die Subſtanz bleibt nicht liegen, ſie verflüchtigt ſich, das heißt, ſie ſteht wieder auf. — So meint es aber der Glaube nicht mit der Auferſtehung des Fleiſches; wenn der Glaube trotzdem der Wahrheit des Naturforſchers ſo nahe kommt, dann begreift man nicht recht, warum er angefochten wird.

Alles iſt dem Tode verfallen, man kann es ſagen, aber auch: alles iſt zum Leben beſtimmt. Denn ſo viel wir täglich ſterben ſehen, ſo viel ſehen wir geboren werden. Und wenn einſt der Erdball alt und kraftlos ſein wird, ſo wird er bloß ein wenig raſten, dann ſich verwandeln und im Kosmos Mitanlaſs zu einer neuen Lebewelt ſein.

Die Wiederbelebung und Auferstehung der Substanz kann von niemandem geleugnet werden. Ich glaube aber auch dreist an die Auferstehung des Individuums. Sei es, dass der Vater im Sohne lebt, sei es, dass die Person durch ein anderes Geheimnis das Bewusstsein ihrer selbst wieder findet — ich glaube, dass dieses Ichbewusstsein vielleicht unterbrochen werden kann, dass es aber unzerstörbar ist.

Und wenn das Ichbewusstsein auch nur seine Gegenwart weiß, sich aber nicht erinnern kann an seine Vergangenheiten, so glaube ich doch, dass von einem „Leben" zum anderen gewisse Ursachen und Wirkungen verbindend fortbestehen, die das Individuum erhalten und bestimmen. Und so möchte es ja wohl sein, dass die Person in einem späteren Leben die Folgen eines früheren empfindet und zu tragen hat. Vervollkommnet sich ein Wesen in diesem Leben, so tritt es eben vollkommener in ein nächstes über, erniedrigt es sich hier, so wird es dort als niedrige Art wieder geboren. Dieser Glaube dürfte recht sehr verstimmend wirken bei niedertrachtenden Creaturen, ist aber wunderbar beseeligend für den, der sich bestrebt, reiner und besser zu werden, denn er geht einem edleren, vollkommeneren Leben entgegen — er nähert sich Gott.

(Schluss folgt.)

Unsere Mitwesen.

Schon darum Mitleid mit dem Thiere, weil wir in demselben einen Theil unserer eigenen Wesenheit finden. Und darum Ehrfurcht selbst vor dem „hässlichsten" und „schädlichsten" Thiere, weil wir in demselben einen sichtbaren Theil der Gottheit ahnen, die Himmel und Erde erfüllt. R.

Kleine Laube.

Der Schnitt.

Ein Arbeitbildchen aus deutschem Bauernleben in der Fremde
von Adam Müller-Guttenbrunn.[1])

„Peter und Paul machen die Kornwurzel faul" lautet ein uraltes deutsches Sprichwort, das die Banater Schwaben zu einem ehernen Gesetz erhoben haben, denn einen Tag nach Peter und Paul beginnt regelmäßig der Schnitt, und mag das Korn in feuchten Gegenden auch noch so grün sein. Die Bildung des Kernes ist fertig, die Wurzel abgestorben, also unfähig, der königlichen Ähre neue Säfte zuzuführen; das Korn hat nach Peter und Paul nichts mehr zu thun, als im Sonnenbrand zu trocknen, und das kann es im geschnittenem Zustande, im heißen Stoppelfeld liegend, besser als auf dem langen, grünen Halme. So denkt der Bauer, auf untrüglichen Erfahrungen fußend, und räumt das Korn in wenigen Tagen fort, um sich dann mit ganzer Kraft dem ungleich wichtigeren Schnitt des Weizens zuzuwenden, von dem er das Zwanzigfache seines Kornbestandes im Felde stehen hat.

Wer nie im Banat gelebt hat, wo der Himmel auf meilenweite Strecken über goldenen Ähren blaut, kann sich unmöglich eine Vorstellung machen von dem tiefen, umfassenden Inhalt der Worte: „Der Schnitt ist da!" Die Hoffnung und die Sehnsucht von Hunderttausenden gipfeln darin, alle materiellen Sorgen, alle Herzenswünsche knüpfen an sie an, sie bezeichnen den Höhepunkt des Jahres. In bangen Nächten späht der Bauer in diesen Wochen nach den Anzeichen, die ihm das Wetter des nächsten Tages verkünden; die Bäuerin verschließt alle Wünsche, die ihre weib-

[1]) Aus dessen „Deutsche Culturbilder aus Ungarn". Leipzig. G. H. Meyer. 1896. Dieses mit sehr instructiven Bildern versehene Buch gibt eine klare Darstellung des Volkslebens der Deutschen im Banat. Der Schnitt, die Kirchweih, die Spinnreih', die Jahresfeste, Hochzeiten u. s. w. finden ihre Beschreibung ebenso wie die Dorfschule und anderes, das der Verfasser von seiner Heimat zu erzählen weiß. Da man gegenwärtig so viel von den Magyaren in Ungarn liest, und was sie für ein herrliches Culturvolk seien, dürfte es nicht ganz überflüssig sein, auch einmal ein wenig der zwei Millionen Deutschen im Reiche der Stefanskrone zu gedenken. Die Red.

liche Eitelkeit etwa an den Beutel des Mannes zu ſtellen hat, zu tiefſt im Herzen bis nach dem Schnitt; Knechte und Mägde werden geſchont wie der Augapfel, es gibt weder Zank noch Streit im Dorfe, eine weiche, friedliche Stimmung hat ſich der Gemüther bemächtigt und in allen lebt nur ein Gedanke, nur ein Wunſch: der Schnitt mag gerathen! Jede Wolke, die am Himmel erſcheint, bildet in dieſen Tagen einen Gegenſtand der Sorge, jeder ferne Donnerſchlag wirkt wie ein Signal, das den Feind in friedliches Land lockt. Nur kein böſes Wetter, nur kein Hagelſchlag, nur drei Wochen Sonnenſchein! Die ganze Religioſität, die im Gemüthe des deutſchen Volkes lebt, drängt ſich in dieſe Wünſche zuſammen, und die Dorfpfarrer haben ihre Freude an dem Kirchenbeſuche vor dem Schnitt. Namentlich am Tage Peter und Paul, da fehlt keine Seele, bis auf die Straße hinaus knien die Andächtigen und flehen zu Gott um Gewährung eines guten Schnittes. Von der Kirche geht es nach Haus; die Großmutter hat ein Feſtmahl bereitet, der Großvater holt ſeinen älteſten Wein aus dem Keller, und mit Thränen in den Augen hält er bei Tiſch ſeinen Segensſpruch und trinkt dem Hausherrn, den Gäſten und dem Geſinde zu: „auf daſs ‚die Eern' (Ernte) brav gerathen möge". Zu dieſem Mahl ſind gewöhnlich auch jene Kleinhäusler (Handwerker) geladen, die ſelbſt keinen Weizen bauen und vom Bauer mehrere Joch für den Schnitt übernommen haben gegen Entſchädigung in natura. Sie laſſen die Werkſtätten veröden und erwerben ihr „Brot" für das ganze Jahr in dieſen drei Wochen. Es gehört zum Stolz des Kleinhäuslers, keinen Weizen kaufen zu dürfen, trotzdem er keinen baut. Und auch die Taglöhner, die um den dreifachen Lohn für die kurze Zeit angeworben wurden, ſind in vielen Häuſern zu Peter und Paul die Feſttagsgäſte des Bauers. Alle Wünſche, die heute in Bezug auf die Bequemlichkeit der Arbeitenden ausgeſprochen werden, finden beim Bauer Gehör. Er verſpricht jedem einzelnen, ihn zu Wagen aufs Feld zu bringen und wieder abzuholen, und wenn es ſeinen ganzen Pferdeſtall koſten ſollte, die Kräfte der Menſchen müſſen jetzt geſchont werden, denn die ſind im Schnitt gar rar. Nach dem Feſtmahl gibt es nur ein Stündchen Ruhe, dann geht alles in die Veſper und nach dieſer beginnt im ganzen Dorfe die Arbeit. Welch ein Leben iſt das! Der Bauer ſitzt vor der Scheune und dengelt die Sicheln, ein Knecht reitet die Pferde in die Schwemme, ein anderer richtet ſämmtliche Wagen her, ein dritter befeuchtet alte Kornſtrohgarben mit Waſſer und tanzt auf ihnen herum, um das dürre Stroh windelweich und gefügig zu machen, denn mit ihm ſollen morgen die Weizengarben gebunden werden; die Bäuerin kocht und backt, eine Magd buttert, eine mellt, eine füllt die Torniſter für die Taglöhner; die Großmutter füttert das Vieh; der Großvater aber geht, die Pfeife im Munde, von einem zum anderen und verſpricht jedem goldene Berge, falls der Schnitt gut ausfällt.

Es herrſcht zu dieſer Zeit eine eigene Art von materieller Begeiſterung in allen Kreiſen des Volkes im Banat; eine Arbeitsfreude, wie man ſie vielleicht nie und nirgend antrifft, ſpannt alle Sehnen, weckt alle Kräfte, und was bereits die Sichel tragen, was noch krabbeln kann, zieht mit in den Schnitt. Die Schulen ſind geſchloſſen, die Kirchen verödet, das Wirtshaus vergeſſen.

Um drei Uhr Morgens wird es bereits lebendig im Dorfe, und Tauſende von Wagen ſetzen ſich in Bewegung. Nichts bleibt zurück als Greiſe und Kinder. Ab und zu ſtrolcht ein fechtender Handwerksburſche durch das ausgeſtorbene Dorf, dem der Richter Arbeit anbietet. Lehnt er es ab, um hohen Lohn mit ins Feld zu ziehen, dann kann er darauf gefaſst ſein, für die Zeit des Schnittes im Gemeindearreſt Unterſtand zu finden. Solch Volk muſs unſchädlich gemacht werden für die heilige Zeit der Ernte, lautet die Entſchuldigung für alſo verübte Gewaltſtreiche, und ſie reicht aus bei allen Inſtanzen, wenn der Häftling ſpäter Klage führt.

Ja, eine heilige Zeit iſt dieſem fleißigen Volke die Zeit der Ernte, und wehe, wenn Himmel und Menſchen ſich verſchwören, ſie zu trüben, wenn die Hunderttauſende, die ſonſt Gebete ſtammeln, Flüche zum Himmel empor ſenden müſſen. Und eine ſolch unheilige Erntezeit war vor drei Jahren über weite Strecken des Banates hereingebrochen. Der Himmel hatte ſeine Schleuſen geöffnet, und thörichte und verbrecheriſche Menſchen hatten ſich verbündet, den unwillkommenen Fluten die Wege in jene geſegneten Ebenen zu bahnen, die niemals ein Hochwaſſer geſehen.

Mehr als fünfzigtauſend Joch waren überflutet, Werte von Millionen im Waſſer untergegangen, und Verzweiflung und Jammer herrſchten allerorten. Welch ein Peter- und Paulstag war das! Der Bauer brauchte keine Sichel zu dengeln, die Bäuerin nicht zu braten und zu backen, der Großvater konnte ſeinen guten alten Wein und ſeinen Erntefegen für ſich behalten — denn die Ernte lag erſäuft und verfault auf dem Felde, und alle Mühſal des Jahres war vergeblich geweſen.

Die Dörcher.

Zum Vagabundenleben in den Alpen von Adolf Pichler.[1])

Das Oberinnthal iſt die eigentliche Heimat der Dörcher, einer Nation in der Nation, und als ſolche culturhiſtoriſch ſehr intereſſant. Man hört in der Schule von Roxolanen und Scyten, die ohne Haus, ohne Zelt, in ihren Wägen wohnend, durch die Steppen zogen. Unſere Dörcher ſind zwar keine Nachkommen derſelben, treiben ſich auch nicht in Steppen um, ſondern auf der Landſtraße mit einem elenden Karren, über den auf Reifen eine elende Blache geſpannt iſt. Blickſt du hinein, ſtarrt dich eine Schar ſchmutziger Kinder mit zerzaustem Haar an, während die älteren Geſchwiſter barfuß und in Lumpen gehüllt jeden Wanderer anbetteln. Zwiſchen den Rädern des Karrens hängt meiſtens ein Vogelbauer aus Draht mit einem goldgelben Kreuzſchnabel, hinten nach läfft ein Spitz. Aber Vater und Mutter? Die ſind an breiten Gurten dem Fuhrwerk vorgeſpannt, manchmal unter Mithilfe eines mageren Eſels oder ruppigen Hundes. Der Mann ſieht gewöhnlich wild aus, die Haare flattern, der Bart iſt ſtruppig, bisweilen zeigt das Geſicht blutige Furchen; das Weib hat einen biſſigen Ausdruck, es ſchaut dich frech an, auf der Stirn ſitzt wohl auch eine blutunterlaufene Brauſche. Die Dörcher geben der ehelichen Zärtlichkeit nicht ungern mit Fauſt und Nägeln Nachdruck; daher ſagt in Tirol das Sprichwort von unfriedlichen Gatten: „Sie thun wie die Dörcher!“

Weh dem Dorfe, wo eine Dörcherfamilie heimatberechtigt iſt! Sie zieht im Frühjahr aus, Kind und Kegel, Mann und Maus, entweder um Geſchirr zu handeln, oder als Schleifer und Öbſtler. Dieſe Geſchäfte ſind manchmal nur ein Vorwand für Bettel und Diebſtahl, der mit dem unverfänglichen Namen des Findens bezeichnet wird. Während der Vater die Waren ausbietet, ſchleichen Mutter und Kinder von Haus zu Haus, um Lebensmittel und Geld zu erbetteln. Kommt der Abend, ſo erlaubt ein Bauer wohl dem Geſindel, das ſchrecklich flucht und ihm den rothen Hahn aufs Dach zu ſetzen droht, im Stadel zu übernachten.

Dieſes Geſindel, das in einer Art Krieg gegen die menſchliche Geſellſchaft lebt, hält unter ſich auf das treueſte zuſammen, — fortwährende Raufereien bringen nur Abwechslung in ihr bewegtes Daſein, — es hat ſeine eigene Sprache, ſeine eigenen Gebräuche, ſeinen eigenen Aberglauben und ſeine eigene Poeſie. Durchaus

[1]) Aus deſſen neuem Buch: „Kreuz und quer.“ Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.

charakteriſtiſch iſt ein Lied des Tiroler Volksdichters Karl von Lutterotti: jeder von ihnen kennt es, auch über ihre Kreiſe drang es hinaus. Wir entlehnen demſelben eine Strophe:

Wir hab'n die Leut g'rad für Narren
Und leben frei luſtig, friſch au
Der Spitz, der kaſt neben d'Karren,
Der Krummſchnabet hängt unten drau.
Der Karren, der iſt unſer Hütt'n,
Unſer Vieh iſt der Voget und Hund.
Wir bleib'n beim Find'n und Bitt'n
Ja alle wie die Hechten ſo g'ſund.

Im Oberinnthal iſt ein kleines Dorf, zu dem bei zweihundert ſolche Landläufer gehören. Ja, warum that denn die Gemeinde nicht dazu und ließ das Unkraut, das man nun nicht mehr ausrotten kann, ungehindert wuchern? Hier der Anfang des Elends! Im Jahre 1805, wo Bayern die Militäraushebung einführte, erboten ſich ſechs junge Dörcher als Contingent für die Gemeinde einzuſtehen, wenn ihnen dieſe die Erlaubnis gäbe, ſobald ſie ausgedient hätten, zu heiraten. Die kurzſichtigen Bauern nahmen an, und jene ſechs wurden die Stammväter der zweihundert.

Im Herbſt kehren ſie oft mit Nachwuchs von der Wanderung heim. Sie ſtellen ſich dem Gemeindevorſteher vor und verlangen von ihm, er möge ſie, da ſie nicht im Freien überwintern könnten, auf Koſten der Gemeinde einquartieren. Jeder ſträubt ſich, ſie aufzunehmen, endlich macht man ein Loch ausfindig, wo man ſie unterſteckt. Nun aber iſt den ganzen Winter hindurch nichts mehr ſicher, was der Dörcher nicht erbettelt, findet er. Daher Hader, Zwietracht und Unfriede. — Könnte man nicht die jungen Dörcher als Lehrlinge und Dienſtboten unterbringen? — Sie halten nicht aus; wie Zigeuner laufen ſie auf der Straße, das Wanderleben ſteckt ihnen bereits im Blute. Wer mag ſie auch aufnehmen, da ſie leider die Familien mit Anſteckung durch ihre ſittliche Fäulnis bedrohen. Das arme Oberinnthal hat ſomit zu ſeinen anderen Plagen eine nie heilende Peſtbeule mehr.

Poetenwinkel.

Maria.

Im Süden kam ich einſt vor manchem Jahr
Durch einen ſtillen Park. Ich gieng in Träumen.
Da nahm ich plötzlich mit Erſtaunen wahr
Ein holdes Bildnis unter Lorbeerbäumen.

Die Bäume webten hier ein dichtes Zelt,
Es war das Bild in Dämmerung zu ſchauen.
Zu Füßen war ein Lämpchen ihm geſtellt.
Maria war's, die ſeligſte der Frauen.

Mit Zögern trat ich ſcheu an ſie heran,
Als ſei ein Großes, Heiliges mir beſchieden.
Ihr ſtilles Antlitz ſchaute himmetan. —
Ich fragte mich: Was ſtörſt du dieſen Frieden?

Du kammſt von Sodom, kammſt vom Lärm der Welt!
Wie kannſt du dieſes Angeſicht verſtehen?
— Lang ſtand ich ſtill in ihrem grünen Zelt
Und plötzlich — war mir's wie ein Wiederſehen

Ihr ſchönes Antlitz war voll ſüßer Macht.
Es war ein Wunderbares mir begegnet:
Ich hatte ihrer lange nicht gedacht
Und ſie, Maria, hatte mich geſegnet!

Heinrich Hege.

* * *

Lieder

(aus „Alpenglühen". Ein Sang aus der grünen Steiermark).

Ich weiß eine junge Sennerin,
Die hat gar roſige Wangen,
Da ſitzen zwei kleine Schelme drin,
Die nahmen das Herz mir gefangen.

Und Augen hat ſie, tief wie die Nacht
Und blau wie des Bergſee's Wogen,
Die haben ſchon manchen, eh' er's bedacht,
Wohl ins Verderben gezogen.

Du kleine Alpenhexe,
Du niedliche Bergesfee,
Wie machſt du mich ſo glücklich,
Wie thuſt du mir ſo weh.

Seit ich dir geſchaut ins Auge,
Seh' ich die Sonne nicht mehr
Und trotz des Menſchengewimmels
Iſt mir die Welt ſo leer.

Brauner Jägersmann,
Höre meinen Rath,
Gehſt du auf die Birſch,
Such' dir andern Pfad.

Iſt kein Wild für dich,
Diese Sennerin,
Haſt nur ſie im Aug',
Läßt den Gemsbock flieh'n.

Gib der Dirne Ruh',
Birſche anderwärts,
Denn ſonſt trifft ſie dich
Selber noch ins Herz.

Mit kurzer Hoſe und Lodenrock,
Mit doppelt genagelten Sohlen;
Gerüſtet mit Rucksack und Alpenſtock,
So hab' ich daheim mich empfohlen.

Wollt' in dem herrlichen Steirerland
Romantiſche Thäler durchwandern
Und klettern von Felſen- zu Felſenwand,
Von einem Gipfel zum andern.

Da ward ich plötzlich mit einem Schlag
Entrückt dieſem ſchönen Zwecke:
Vorüber eilt mir nun Tag auf Tag,
Ich komme nimmer vom Flecke.

Wohl hab' ich noch Rucksack und Alpenſtock,
Und die Kleider ſind auch nicht verſchliſſen,
Doch hat mir ein bunter Weiberrock
Den Reiſepaſs zerriſſen.

Richard Kraftel.

* * *

Dring' nicht in mich!

Dring' nicht in mich, o laſs mich walten ſtill,
Du kannſt dich nicht zu meinem Schmerz erheben,
O ford're niemals, daſs ich dir enthüll',
Wie mir zum Leid geworden iſt mein Leben.

Ich wünſch' dir Glück, ſoviel als nur die Welt
Vermag zu ſpenden ihren armen Kindern,
Und Segen, daſs die Noth ſich fern dir hält; —
Doch meine Quat vermagſt du nicht zu lindern.

Zum ew'gen Bunde bietet ihren Gruß
Die Treue dir, zu ſel'gem Erdenwandern, —
O Lieb', erlaſſe mir das harte Muß,
Zu ſeh'n, wie du in Liebe glühſt, dem andern.

Ich trug mit ſtolzem Trotz bisher den Schmerz,
Doch würde mir an deinem Ehrentage,
Was mit Gewalt zurückgedrängt ins Herz,
Auf meine Lippen preſſen wohl die Klage.

Denn leicht der Sturm, er könnte in der Bruſt,
Verrathen ſich durch allzulautes Pochen,
Und nie auf dieſer Welt ſei dir bewuſst,
Wie im Triumph du einſt mein Herz gebrochen.

Joſef Lange.

* * *

Am Kalender.

Ich riſs ein Blatt von meinem Wandkalender,
Ein Theilchen Zeit, verbraucht in dieſer Welt,
Ein Tag, wie er bald träge, bald behender
Entflieht, durch Quat umtrübt, durch Luſt erhellt.

Genau ſind uns der Tage Zahl gegeben,
War dieſer arm, barg jener froh dein Glück.
Nur einmal reißt du ihn aus deinem Leben,
Auch nicht der ärmſte Tag kehrt je zurück.

Joſef Lange.

* * *

In alten grauen Tagen.

In alten grauen Tagen,
Da hat sich's zugetragen,
Da that ein Knab das Maidlein schau'n,
Das Maidlein that dem Knaben trau'n,
In alten, grauen Tagen.

Der Knab' that nit lang bitten,
Nahm kühn sie um die Mitten
Und hub mit ihr ein Tänzlein an,
Der Athem that ihr stille stahn
In alten grauen Tagen.

Und als er satt am Tanzen,
Da nahm er seinen Ranzen,
Und ließ die Maid allein — allein. —
Das Märchen soll geschehen sein
In alten grauen Tagen. R.

* * *

Bi gongan über d' Olm.

Bi gongan üba d' Olm
Hon g'juchazt und g'tocht,
Hon ma denkt, wia so wunaschön
Hot der Herrgott d' Welt gmocht!
Hon mi nidagteg' ins Grean
Und obig'schaut ins Thol,
War so froh und so lusti,
Hob koa Sorg und koa Cuol! —
Wia ruawi und friedli
Is oll's umadum,
Wonn i imma kunnt dobleib'n,
Wos gabat i drum!
Do gibt's enk koa Feindschoft,
Koa Load und koan Tod,
Ja wia in tiabn Himmel
Kimmt's ma für herob'n grod.
Und wia i so schau,
Volla Freud die weit' Brust,
Krocht's drenten im Gstaudad,
Daschreckt bin i just!
Und aus'n Wold rennt a Reh
Wia wild af mi zua,
A brinnrotha Stroaf
Varoth oan sein Gspua.
Vor meina bricht's z'som,
Guckt mi on so vull Weh',
Ostn leg' sa si umi,
Schaut neama af d' Höh'!
As zittad ma 's Herz
Vabei wor die Luft,
As wia a recht schwara Stoan
Leg si 's mir af die Brust;
Bi auf und davon,
's hot mi gloab' neama ob'n,
Hiaz' hob'us mi a gor schon
Uman Olmfried'n betrog'n! —

Josef Zach.

Die Hexe wird verbrannt!

Wenn es heute noch Leute gibt, die sich an dem altgermanischen Götterhimmel zu begeistern vermögen, und wenn sie zu Ehren Wuotans und seines Gefolges ergötzliche Volksfeste veranstalten, so wird man nichts dagegen einzuwenden haben, sondern es ruhig der menschlichen Subjectivität und Verschiedenheit zuschreiben. Ja man kann sich sogar freuen darüber, dass das Gedächtnis unserer Vorfahren geehrt wird. Und man kann sich doppelt darüber freuen, wenn z. B. in das Sonnwendfest ein ethischer Gehalt gethan wird. Bei den Sonnwendfeuern soll verbrannt werden: Untreue, Hass, Roheit und Unduldsamkeit — das singt ein deutscher Dichter. Das Sonnwendfeuer soll die Wärme der Menschenliebe und das Licht der Vernunft bedeuten, setzt ein anderer bei. Das ist sehr schön, so wird das Sonnwendfest zu einem Erbauungsfeste und Gottesdienste. Wenn aber bei diesem Feste — wie es hie und da vorkommt — „die Hexe verbrannt" wird zur Belustigung der Menge, so finde ich das roh und abscheulich. Längst ist es uns klar, dass es nie Hexen gegeben hat, dass es einfältige alte Weiblein waren, auch mehr oder minder harmlose Phantasten und Schwärmer, die da von einem furchtbaren Zelotismus auf den Scheiterhaufen geworfen worden sind. Wie man diese gräßliche Verirrung unserer Vorfahren, die unbeschreiblichen Qualen Tausender von unschuldig Hingemordeten zum Gegenstande einer Volksbelustigung machen kann, das ist wohl unbegreiflich. Das bezeugt entweder eine schon in Blödsinn übergehende Gedankenlosigkeit oder eine cynische Brutalität.

Unſere jungen Generationen laufen ohnehin Gefahr, zu verlümmeln und zu verrohen, wenn nun auch noch Feſtlichkeiten, die einen ſittlichen Gedanken tragen ſollen, dem unheimlichen Zuge der Zeit Vorſchub leiſten, dann muſs man wirklich wieder an den Teufel glauben, der umhergeht, die Menſchen zu verderben. Soll euer Sonnwendfeuer wie das Opfer Abels in reiner Flamme gegen Himmel ſteigen, ſo verbrennt darin Roheit, Haſs und Untreue, nicht aber — die Hexe. M.

Wie ein Autor ſein Werk revidiert.

In dem Aufſätzlein: „Wie ich meine Schriften zu verbeſſern ſuche“ („Heimgarten“, Seite 716) werde ich zu wenig ausführlich geweſen ſein. Es hat ſich nämlich einiges Kopfſchütteln erhoben. Aber nicht bei Schriftſtellern. Auch nicht bei Dichtern. Dieſe wiſſen, wie das geht mit dem Corrigieren eigener Schriften. Der Laie kann es nicht begreifen, wie man etwas zehn- und zwölfmal revidieren und doch immer noch Fehler überſehen kann. Und daſs er's nicht begreift, begreife ich; ich begreife es ja ſelbſt nicht.

Vielleicht gelingt's aber doch, die auffallende Thatſache einigermaßen begreiflich zu machen. Ich habe in dem genannten Aufſätzlein eigentlich nur die handwerksmäßige Seite der Sache beſprochen und die inneren Vorgänge beim literariſchen Producieren zu wenig oder gar nicht ans Licht gehoben. Ich habe nicht geſagt, daſs beim Dichten das Schreiben lediglich der Hand überlaſſen wird, ohne alle Aufſicht. Das Auge ſchaut zwar ſcheinbar hin auf die entſtehenden Wörter und Zeilen, ſieht ſie aber kaum. In Wirklichkeit iſt dieſes Auge ganz nach innen gewendet, wo die Ereigniſſe vorgehen. Da ſind alle Sinne zuſammengelaufen, ſchauen, und hören zu, thun mit und gehen gleichſam in Geſtalten über, die draußen auf dem Papier in der Eile angemerkt werden müſſen, ehe ſie ſich verflüchtigen. Das ſoll die Hand beſorgen und ſie thut, was ſie will, das eine Wort ſchreibt ſie richtig, das andere gefehlt, je nachdem ſie's in der Übung hat. So geht's wenigſtens bei mir vor ſich, bei dem die Abſicht richtig zu ſchreiben zwar groß, aber der Drang richtig zu dichten, noch größer iſt. Wenn ich bei einer poetiſchen Arbeit Zeit habe, auf die Correctheit der Schreibung zu achten, dann mag ich das Zeug lieber in die Fauſt ballen und damit nach Spatzen werfen — es wird nichts. Die Schreibung in ſolchem Falle wird correct, zur Noth kann man's ja doch, wenn's der Herr Setzer auch nicht glauben will.

Aber nachher beim Durchleſen wird der Verfaſſer die äußeren Fehler doch ſehen! Nein, er ſieht ſie auch beim Durchleſen nicht. Er hat immer nur die Bilder der Seele vor ſeinem Auge. Es iſt wie beim muſikaliſchen Menſchen, der mag ein Lied noch ſo fehlerhaft ſingen, er hört nicht die Fehler, er hört das Lied in ſeiner Vollendung. Es iſt wie beim Redner, der hört nicht das Stottern, nicht die unrichtigen Ausdrücke ſeiner Rede, er hört das, was er ſagen will.

Aber wenn es der Autor wiederholt lieſt, in der Abſicht, die Fehler auszubeſſern? — Nun, der Dichter verſteht unter Correctur ſein Beſonderes. Er verſteht darunter nicht die Ausſtreichung und Verbeſſerung von Schreib-, Sprach-, Druckfehlern, das kann jeder Corrector, jeder Schulmeiſter. Er nimmt den Reviſionsbogen ſeines Werkes zu Hand, in der Abſicht, Fehler der Dichtung zu verbeſſern, neue Schönheiten und Wirkungen hineinzulegen, kurz, ſie innerlich zu vervollkommnen. Dann treten die Bedenken, Erwägungen heran, Conflicte tauchen auf, ob das künſtleriſch ſo oder anders, und wie zu machen ſei. An alle Vermeidung von Wider-

Digitized by Google

ſprüchen muſs gedacht werden, an Fernhaltung von Unwahrſcheinlichkeiten, Geſchmackloſigkeiten, wie ſie in plötzlichem Einfall manchmal aus der Feder ſpringen. Und wenn Bua und Dirndel ſelbander luſtig durch Wald und Fluren laufen im Buch, da hat der wachſame Poet nicht Zeit, auf Druckfehler zu achten. — Bleibt doch einige Aufmerkſamkeit übrig, ſo wäre ſie auf den einfachen, klaren Sprachſtil, auf Ausrottung von Fremdwörtern u. ſ. w. zu richten. Lieber Himmel, wie kann man alles aufzählen, was in einem Poetenkopfe vorgeht, während er bei ſeinem Reviſionsbogen ſitzt! Sieht er zwiſchen all den krauſen Dingen durch wirklich einmal ein umgekehrtes u, oder eine falſche Endung, oder ein fehlerhaft geſchriebenes Wort, natürlich wird der Unhold ſofort niedergeſtochen mit dem Bleiſtift — aber nebenbei drücken ſich lachend die anderen unſichtbaren Fehler und ſie tanzen erſt ſpäter keck vor den Augen des unglücklichen Autors, wenn ſie durch die Preſſe auf tauſenden von Exemplaren feſtgenagelt ſind.

Solange der Verfaſſer noch ein dichteriſches Intereſſe an ſeinen Werken hat, ſo lange iſt und bleibt er ein ſchlechter Corrector äußerer Fehler. Er ſieht ſie nicht.

Zum Glücke gibt es recht viele Leſer, die an dem Werke eines andern vor allem die Fehler ſehen. Weil ſie auch die Druckfehler nur auf das Kerbholz des Autors ſchreiben, ſo machen ſie ihn gelegentlich ſchon darauf aufmerkſam und nun iſt ihm leichte Gelegenheit geboten, bei der nächſten Reviſion ſie zu verbeſſern, wenn es nicht der Corrector der Druckerei thut, der dafür vorhanden iſt.

Wenn ich ein Buch von mir jahrelang nicht mehr revidiert habe, ſo wirkt es dann bei dem nächſten Durchleſen auf mich faſt wie eine Neuheit. So ſchlecht iſt mein Gedächtnis, daſs ich bei mancher Novelle, die ich ſelber geſchrieben, in der höchſten Spannung bin, wie ſie ausgeht. Daſs man in ſolchem Zuſtande die Jagd nach Druckfehlern leicht vergiſst, iſt begreiflich.

Der Verfaſſer dürfte vielleicht erſt dann ein leidlicher Corrector der äußeren Fehler ſeiner Werke werden, wenn ihm die Werke ſelber gleichgiltig geworden ſind. Aber iſt er überhaupt dafür da, Druckfehler zu corrigieren?

Die Correctoren der Druckereien meiner Bücher wiſſen es längſt, daſs, was ſchulmäßige Rechtſchreibung anbelangt, ſie ſich nicht zu ſehr auf mich verlaſſen dürfen. Sie werden ſelbſt darüber wachen, ſie werden kein beſonderes Gewicht darauf legen, ob die Schreibweiſe eine alte oder eine neue iſt, aber ſie werden ſtrenge daran halten, daſs die Schreibweiſe im ganzen Buche conſequent durchgeführt wird. Ausſchließlich meine Sorge laſſen ſie ſein die Reviſionen des Gehaltes der Dichtung und des Stiles.

Die Mängel des Inhaltes, die theils verſteckten Fehler des Stiles, der Autor ſieht ſie erſt allmählich, aber er muſs ſie endlich ſehen, wenn es ihm ernſtlich um Verbeſſerung zu thun iſt. Die Frage, ob ein Verfaſſer durch zu vieles Verbeſſern ſein Werk nicht am Ende auch verſchlechtern könne, iſt im allgemeinen eine müßige. Da müſste der Schriftſteller entweder ſchrecklich manieriert geworden oder verblödet ſein. Was meine eigenen Schriften anbelangt, ſo prüfe man einmal ein Buch nach der erſten und dasſelbe z. B. nach der fünften und nach der zehnten Reviſion, dann wird man ſich ſelbſt beantworten können, ob häufige Autorenreviſionen nothwendig, vortheilhaft ſind oder nicht. R.

Bücher.

Seine Gottheit. Roman von Emil Mariot. (Berlin. Freund & Jeckel. 1896.)

Gegenwärtig herrscht in der deutschen Literatur eine große Einfuhr nordischer Schriftsteller. Es ist manches Gute dabei und viel Schund. Und Großes gar nichts. Die deutschen Literaturproducte, selbst die von heute, überragen die nordischen vielfach. Ein solch hervorragendes Werk, das zehn Bände Übersetzungsware aufwiegt, ist der Roman: „Seine Gottheit." Der Held ist zwar eine unsympathische Gestalt durch und durch, aber er ist mit unübertrefflicher Vollendung geschildert. Die Charakterzeichnung aller handelnden Personen bezeugt eine Meisterschaft von hohem Grade. Klar, knapp, drastisch und doch nirgends übertrieben. Das Buch fesselt vom Anfang bis zum Ende, es unterhält, es quält, es empört. Seine Gottheit, das ist die thierische Natur und nichts anderes. Ein männlicher Erzähler wird es selten wagen, die verfänglichsten Dinge so unumwunden darzustellen, als es hier ein weiblicher thut, aber der sichere Instinct herber Weiblichkeit überschreitet die Linie nicht. Wenn man der Erzählerin etwas aussetzen wollte, so wäre es die leise — allerdings wohlversteckte — Neigung zu ihrem Helden. Der verdient eine Neigung hier nur als künstlerische Figur, als Mensch nicht, trotz seiner vielerlei „Vorzüge". Interesse viel, aber Neigung niemals. Die Leser des Buches werden wissen, wie das gemeint ist. R.

Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit von Johannes Scherr. (Leipzig. Abel & Müller.)

Von diesem in vieler Beziehung merkwürdigen Buche ist die siebente Auflage erschienen. Wir besitzen kaum einen Zeitroman, der mit dem einen Fuße so fest in der alten Schule stünde, mit dem andern so sicher in den Zuständen der Mitte dieses Jahrhunderts wurzelte, als den „Michel". Der Stil jeanpaulert stark, aber der Geist ist ein durchaus scherrischer, obschon das sentimentale Element manchmal üppiger hervorblüht, als man es bei diesem satirischen Kraftgenie gewohnt ist. Doch der Dichter schildert ja Deutsche. Mit Freytags „Soll und Haben" ist dieser Roman gerne verglichen worden, damit thut man ihm aber nichts Gutes, er braucht keinen Glanz von anderen Sonnen, er ist selber ein Fixstern am Himmel der deutschen Romanliteratur. Ich meine, dass der „Michel" gerade in unserer, dem Nationalismus leidenschaftlich zugekehrten Zeit warme Zuneigung finden wird. Damit will nicht gesagt sein, dass das Werk etwa tendenziös gehalten wäre — es schildert deutsche Zustände, deutsche Leute, deutsche Ideale, und mit solcher Deutschheit eines Dichters werden sich schließlich wohl auch die „Deutschnationalen" zufrieden geben müssen, falls ihnen im politischen Zanke das Verständnis für die Seele ihres Volkes nicht ganz abhanden gekommen ist. M.

Menschen und Paragraphe. Von M. Stona. (Wien. Carl Konegen. 1896.)

Das Büchlein kam mir mehrmals in die Hand, ich legte es immer wieder zur Seite. Stona? Kenne ich nicht. — So sind wir, als ob wir gerade solche kennen lernen wollten, die wir — ohnehin schon kennen. Endlich zog mich der etwas wunderliche Titel und ich las die Erzählung „§ 335". — Auf das allerangenehmste überrascht. Ein ganz moderner Gegenstand, Wärme der Menschenauffassung, klare Darstellung, feine Ironie! Ein kleines Meisterstück. Die nächste Erzählung: „Bis man begraben wird." Hier ist mit reinen Mitteln der Kunst eine heiße, zornige Menschenliebe gestaltet. Und im Lebensbilde „Meine Mutter" begrüßt uns ein großer Schatz milder Weisheit. — Mich dünkt, Stona ist aus dem Lande der Ebner-Eschenbach, aus demselben geistigen Bereiche. Ich freue mich immer so sehr, wenn in dem Spreu der täglichen Literaturerscheinungen ein nahrhaftes oder fruchtbares Korn aufgelesen werden kann. Hier ist eins. Man beachte das Büchlein! R.

Fünf Decorierle. Epos in sieben Gesängen. Auch eine Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg von Chr. Rud. Jenny. Mit sieben Bildern von Karl Krattner. (Zürich. Th. Schröter. 1896.)

Einem chauvinistischen Deutschthum dürfte dieses Büchlein kaum behagen. Erstens reicht es dem Krieg von 1870 nicht die Palme, zweitens thut es mit beißendem Sarkasmus dar, zu welchen Spießbürgern, Kriechern und Egoisten sich manche Helden jenes Krieges ausgewachsen haben und in welcher Weise sie heute dem Vaterlande dienen. Was mich an dieser sonst formschönen und geistvollen Dichtung geniert, ist der Umstand, dass sie — leider recht hat. M.

Aus deutſchem Leben. Von Sidney Whitman. Autoriſierte Überſetzung von Dr. W. Henkel. (Hamburg. Haendcke & Lehmkuhl. 1896.)

Der Verfaſſer des „Kaiſertichen Deutſchland“ und des „Reiches der Habsburger“ hat hier ein Büchtein fotgen laſſen, das uns nicht weniger anſpricht, als die genannten größeren Werke. Er ptaudert über Deutſchtand von einſt und jetzt, vom deutſchen Arbeiterſtande, der deutſchen Fabrik, dem deutſchen Badeteben, er ſpricht vom deutſchen Wald, vom deutſchen Lied, vom deutſchen Theater. Er erzähtt von Moltke und Bismarck, er ſchreibt über den deutſchen Antiſemitismus. Die Objectivität und Mäßigung in allem, die Freude am Gerechtſein, das ſind beſondere Zierden der Whitman'ſchen Schriften, die trotzdem die Wärme einer ausgeprägten Perſöntichkeit haben. M.

„Für die Jugend des Volkes.“ Illuſtrierte Monatsſchrift zur Betehrung und Unterhaltung. Fünfter Jahrgang. Erſter Halbband.

Gute Jugendſchriften unterſtützen die Thätigkeit des Lehrers in erheblicher Weiſe; aber eine gute Jugendſchrift zu verfaſſen oder herauszugeben iſt eine gar ſchwere Sache. Dem tönenden Spruche: „Für die Jugend iſt das Beſte gerade gut genug“ dürfte weder eines der Bändchen in Schutbüchereien, noch eine der beſtehenden Jugendzeitſchriften vollkommen entſprechen, die Forderung iſt größer ats ſie ſcheint. Auch gibt es keinen Maßſtab hiefür und nicht einertei Geſchmack. Von einer ſtrebſamen Jugendzeitſchrift erwartet man, daſs ſie in einer der kindlichen Faſſungskraft verſtändtichen und auch dem Schönheitsſinne Rechnung tragenden Weiſe ſittliche Grundſätze wecke uud feſtige, dem Kinde nach der Arbeit des Lernens angemeſſene Zerſtreung biete und nicht btoß dem reichen Publicum, ſondern vor allem den Kindern unbemitteller Stände, alſo der Mehrheit, durch einen billigen Bezugspreis zugängtich ſei.

Dieſen Forderungen weiß die oben erwähnte Monatsſchrift (ganzjährig 1 fl. 20 kr.) zu entſprechen.

Der volksthümtiche Preis dürfle den Herausgebern viel Schwierigkeiten bereiten. Schon dieſes Opfermuthes wegen iſt es Pflicht der Lehrerſchaft, eine Jugendzeitſchrift zu unterſtützen, die ſich in jeder Beziehung volksthümlich zeigt. Zu beziehen iſt dieſetbe bei Lehrer Fr. Klein, Wien V/1, Margarethenſtraße 56 (Verwattung). T.

Öſterreichiſches Dichterbuch. Eine Anthotogie, herausgegeben von Hermann Cl. Koſel. (Wien-Leipzig. Verlag von A. Schutze.) Zweite, unveränderte Ausgabe.

Ein Dichterhimmet voll von Sternen! Es ſind auch größere darunter, aber die kteinen wollen gleichfalls beachtet ſein, denn ihrer ſind viele, und ſie geben ſich alle Mühe, zu funkeln — und ein Plätzchen zu behaupten. Es iſt gut, von Zeit zu Zeit ſotche Heerſchau zu halten; dieſe beweiſt, daſs in unſerem Vaterlande der Geiſt des Peſſimismus und der Krempel eraſſer Realiſtik im jungen Nachwuchſehr wenig Vertreter gefunden. Ein hübſches Tabteau bringt die Bitder von dreizehn Poeten, die mit mehr oder weniger Glück und Geſchick volksthümlichen Geſang erhoben. Das Buch ſoll beachtet werden; es bringt den tröſtlichen Nachweis, daſs in Öſterreich noch geſungen wird.

„Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn's von allen Zweigen ſchallt!

F.

Heilige Menſchen. Novellen von Adolf Vögttin. (Leipzig. H. Haeſſel. 1895.)

Vier Erzähtungen nicht gewöhntcher Art, von tief ethiſchen Gedanken getragen, werden manchem Leſer ein reines Vergnügen bereiten. M.

Nordlicht. Der Verlag G. H. Meyer in Leipzig macht uns bekannt mit dem beachtenswerten nordiſchen Dichter Alfred von Hedenſtjerna, von dem er uns drei Werke auf den Büchertiſch legt: „Der Majoratsherr voa Halleborg“, „Im ſchwediſchen Bauernheim“ und „Was der Schaffer erzähtt“. Dieſe Schriften, trefflich ins Deutſche übertragen von Margarethe Lengfetdt, bezeugen ein ſtarkes Tatent, welches beſonders in den kteineren Stücken durch ſcharfen Lebensblick und Knapphett der Form zu feſſetn imſtande iſt. M.

Welch hervorragenden Platz Robert Burns in der engliſchen nicht nur, ſondern auch in der Weltliteratur einnimmt, iſt betannt. Mit Freuden darf man es begrüßen, daſs der Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. die Lieder und Balladen nebſt einer Auswahl der Gedichte des töſtlichen Bauerndichters in ſeine **Bibliothek der Geſammtliteratur** aufgenommen hat. Gerade jetzt, wo — am 21. Juli — die Erinnerungsfeier an die hundertſte Wiederkehr von Robert Burns' Todestag begangen wird, erſcheint die ſchöne Ausgabe doppelt willkommen. Die Herausgeberin W. Prinzhorn hat nicht nur das Beſte aus den bisherigen Burnsüberſetzungen hier vereint, ſondern demſelben auch eine ſtattliche Reihe neuer Übertragungen aus ihrer eigenen Feder, ſowie von F. Dobbert und C. Cornetius beigefügt. — Die folgenden Nummern der neuen Serie bringen in zwei Bänden eine Biographie Sonja Kowalewskys, dieſer merkwürdigen, geiſtreichen Frau, und zwar Band I Kindheitserinnerungen, von ihr ſelbſt erzähtt, Band II „Was ich mit ihr zuſammen erlebt und was ſie mir von ſich erzähtt hat“ von Charlotte Leſſler. Der fotgende Band vermittelt dem Leſer die

Bekanntschaft des nordamerikanischen Schriftstellers Edgar Allan Poe. Seine Erzählungen wunderbarer und unheimlicher Begebenheiten in Auswahl haben in ihrer Zeit Sensation gemacht. Die letzte Nummer der Serie bringt endlich das vierte Bändchen der Argonautengeschichten von Bret Harte, übersetzt von Johannes Hoops. V.

Soeben ist bei Schmidt & Günther in Leipzig ein interessantes Werk erschienen, nämlich: **„Die Kaiserin Josephine"** von Joseph Turquan, übertragen und bearbeitet von O. Marschall von Bieberstein. Mit Illustrationen. Die Kaiserin Josephine bildet die Fortsetzung des vor kurzem erschienenen Werkes: „Die Generalin Bonaparte." Das Werk ist aufs spannendste geschrieben, namentlich ist der Briefwechsel Napoleons mit der geschiedenen Kaiserin hochinteressant, man sieht daraus, wie innig der Kaiser an seiner ersten Frau auch nach der Scheidung noch gehangen. Überaus packend sind die Besuche Friedrich Wilhelms III. mit seinem Sohn, dem späteren großen deutschen Kaiser, und Alexander von Rußland in Malmaison bei der entthronten Kaiserin geschildert. V.

Wanderung durch Stuttgart und Umgebung in Wort und Bild. Herausgegeben von Willy Widmann. (Stuttgart. Paul Neff. 1896.)

Das vorliegende, prächtig ausgestattete, reich illustrierte Buch ist weder ein „Bädeker" noch ein „Meyer", aber es bietet treffliche Schilderungen aus der herrlichen „Kunst- und Literaturstadt" Stuttgart, die mit gar feiner Feder entworfen erscheinen. Der Verfasser ist kein trockener Topograph, der uns nur Gebäude und Sammlungen aufzählt, Entfernungen und Straßenlängen nach Metern bietet, Höhenangaben bis ins kleinste verzeichnet; er führt uns mitten hinein in die Metropole des schwäbischen Gebietes, zeigt uns Land und Leute — denn neben der Stadt ist auch die Umgebung in weitestem Sinne des Wortes behandelt — macht uns auf merkwürdige Bauten und deren historische Bedeutung, auf prächtige Spaziergänge und Ausflüge, auf bemerkenswerte Punkte und Örtlichkeiten aufmerksam und weiß in anmuthig erzählender Weise auch diejenigen, welchen Stuttgart persönlich unbekannt ist (zu denen sich der Verfasser dieser Zeilen nicht zu zählen glücklich schätzt) in fesselnder Weise über die Stadt und deren Leben und Treiben zu unterhalten und zu belehren. Ein anmuthiges und überaus liebliches Bild entrollt sich bei der Lectüre dieser Blätter vor unserem geistigen Auge und immer freundlicher und gemüthlicher zeigen sich uns die anheimelnde Stadt und deren kunstfreudige Bewohner; insbesondere auch letztere führt uns Widmann in verschiedenen Äußerungen ihres Thuns und Treibens vor, er erzählt uns von den Maifesten, der Königsparade und dem Frühjahrsrennen, von Volksfesten und Winterfreuden, vom Essen und Trinken, aber auch von den künstlerischen Bestrebungen, von den herrlichen Kunstsammlungen, von der Literatur und der Presse und von vielen anderen geistigen Genüssen, welche dieser Mittelpunkt künstlerischen und literarischen Lebens bietet. Der Verfasser weiß sehr hübsch und anregend zu erzählen und Capitel wie etwa „Die Stuttgarter", „Stuttgart im Frühling", „Sommertage" sind wahre Cabinetsstücke seiner Schilderung. Wie genau er auch über alle möglichen Einzelheiten informiert erscheint, zeigt uns der „Vom königlichen Hause" überschriebene Abschnitt, welcher überhaupt in schöner Weise die herzlichen Beziehungen darlegt, welche zwischen den Stuttgartern und ihrem geliebten Könige, sowie dessen Familie herrschen. Von großartigen Anstalten sind die berühmte königliche Bibliothek, das Museum der bildenden Künste, die Alterthümersammlung und das Naturalien-Cabinet und viele andere für das Kunstleben besonders bemerkenswerte Objecte zur Besprechung gebracht. — Eingehend geschildert wurde, wie erwähnt, selbst auch die weitere Umgebung, ja führt uns der Verfasser in das Städtchen Marbach, welches für jeden Verehrer deutscher Poesie als Schillers Geburtsort ein besonderes Heiligthum ist. Die zahlreichen, wahrhaft reizenden Bilder gestatten das Buch zugleich zu einem schönen Album, das eine Erinnerungsgabe für jeden Besucher Stuttgarts bildet. A. Schlossar.

Postkarten des „Heimgarten".

A. K., New-York: Die erwähnten Werke Stelzhamers sind bei A. Hartleben in Wien erschienen und können von dort auch bezogen werden. Daß der „Heimgarten" auch jenseits des Meeres immer mehr Freunde gewinnt, ist uns erfreulich. Bleiben Sie auch in Zukunft treu den Dichtern des deutschen Vaterlandes, die Ihnen treue Grüße senden über das Meer

Fr. K., Wien: Haben die Vorrede zu „Tannenharz" total missverstanden. Es kann sich in jener Bemerkung nur um Dialectdichter außerhalb Österreichs Grenzen handeln, und nicht um österreichische. Versuchen Sie es noch einmal, den Satz so aufzufassen.

Eine Stimme für das Schlimme. Der im „Heimgarten", Seite 556, mitgetheilte Brief hat eine weitgehende Aufregung verursacht, fortwährend laufen noch Briefe ein, die sich mit redlicher Empörung gegen jenen Enthusiasten für niederträchtige Literatur wenden. Viele erzählen, wie sie durch Lectüre, die mit Vorliebe menschliche Schlechtigkeit schildert, verdorben und elend geworden seien. Andere geben Beispiele, wie sie durch gute, menschliche Größe feiernde Bücher im Leben getröstet, aufgerichtet, gerettet worden sind. Die Sache ist ja auch so klar und selbstverständlich, dass es thatsächlich weiter keiner Beweise bedarf.

M. M., Innsbruck: Wer hat Ihnen doch den Bären aufgebunden, dass bei uns für ein literarisches Gutachten fünf Gulden zu entrichten wären?

Dr. F. K., Göttingen: Sie lästern den bewussten Forscher, weil er wissenschaftliche Irrthümer aufgebracht habe. Bedenken Sie doch, dass in der Wissenschaft ein Irrthum einen Schritt nach vorwärts bedeutet, weil ja alle Irrthümer erst begangen und erkannt werden müssen, bevor eine Wahrheit absolut sicher steht.

Berichtigung.

Lieber Heimgärtner!
„Es ist unwahr", ich glaub' so wird berichtigt
Nach der beeuchtigten Paragraphenmelodie —
's ist unwahr, was in jenem Heft gedichtet
Erscheint von einem sich'ren Herrn Király;
Wahr ist vielmehr, es bleibt mir unbenommen
Nach hundert Jahren noch zu sagen, weil ich muss:
Die „Stillen Wohlthaten"[1]) hab' ich ersonnen.
Ich aber heiße:

Matthias Claudius!

R. P., Mürzthal: Wer sich mit Philistern und Flegeln auf einen Meinungsaustausch einlässt, muss vor allem eine gute Lunge haben.

P. L., Leoben: Sie senden uns „aus Obersteier" folgende Grabschrift: „Allhier ruht Herr Alois Christofer, Verweser. Im 1847 Jahr tag er auf der Todtenbahr. — Als er noch Verweser gewesen — hat er das Zeillinger-Werk verwesen. — Weil er jetzt nicht kann das Werk verwesen — thut er da unten selber verwesen." — Wir wären begierig zu erfahren, in welchem Orte diese Grabschrift zu finden ist.

J. L., Graz: Trösten Sie sich: „Das beste Geschenk, das ein Mädchen einem jungen Manne machen kann, ist — ein Korb."

Errichtung eines Ad. Stifter-Denkmales in Linz: Auf Anregung des Secretärs der Linzer Sparcasse, Herrn Adalbert Markus, eines Bruders des vor drei Jahren verstorbenen, durch sein schriftstellerisches Wirken, insbesondere aber als Schöpfer des Stifter-Denkmales auf dem Blöckensteine auch in weiten Kreisen bekannt gewordenen Wiener Bürgerschul-Directors Jord. Kaj. Markus, wurde schon vor längerer Zeit von der Bundesgruppe „Linz" des Deutschen Böhmerwaldbundes der Beschluss gefasst, dem bewährten vaterländischen Dichter in dieser Stadt, in welcher er die zwei letzten Decennien seines Lebens als Schulrath gewirkt und wo eine Reihe seiner schönsten, von dem unvergänglichen Zauber echter Poesie umwobenen Novellen entstanden ist, ein des großen Mannes würdiges Denkmal zu errichten. Vor kurzem nun fand daselbst die constituierende Versammlung des Stifter-Denkmalausschusses, welchem nebst dem Anreger, Herrn Markus, unter anderen die Herrn Dr. Türnberger, Dr. Beuerle, Dr. von Görner, Oberst Bancalari angehören, statt und wurde einhellig beschlossen, dem Dichter des „Hochwaldes" in der zur Aufstellung eines Monumentes besonders geeigneten Gartenanlage an der Donau vor dem Hotel „Erzherzog Karl" ein Denkmal in Form einer überlebensgroßen Büste zu errichten. Wir wünschen dem Projecte den günstigsten Erfolg, auf dass die Bewunderung und Dankbarkeit der Nachwelt für die Blüten der Stifter'schen Muse abermals einen entsprechenden äußeren Ausdruck finde.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Von Juni ab bis Anfang October ist die Adresse Roseggers: Krieglach (Steiermark).

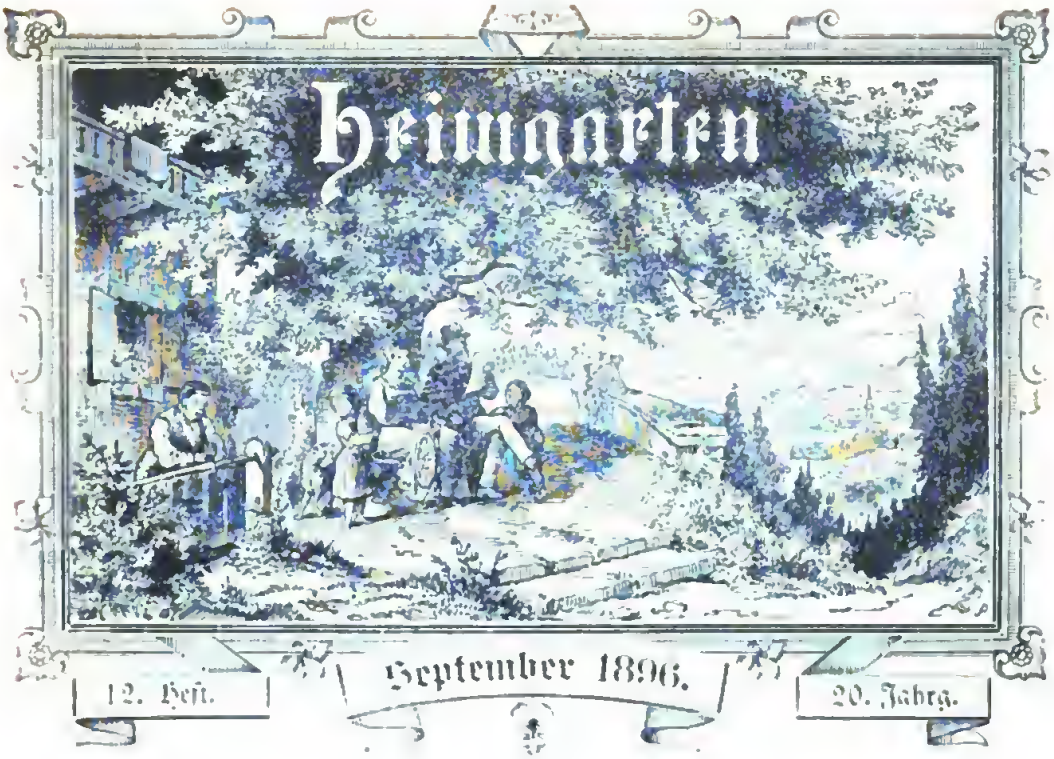
In geschäftlichen Angelegenheiten möge man sich wie immer, so auch in dieser Zeit nur an die Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz wenden.

---

[1]) „Heimgarten" Seite 705.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Digitized by Google



Zwanzig Jahre „Heimgarten"!

Es war eine glorreiche Zeit gewesen. In Deutschland die Wiederaufrichtung des Reiches, in Österreich bedeutsame Reformen auf vielen Culturgebieten. Und doch war die Atmosphäre trüb und gewitterschwer, die edlen Ideale, die kurz zuvor noch wie Sonnen am Himmel geleuchtet hatten, sie hiengen wie Goldklumpen im Dunstkreise einer wüsten Gewinnsucht. Da kam der große Krach von 1873 und wie ein gewaltiger Wetterschlag hat er die Luft gereinigt. Die Menschen besannen sich wieder und der erkleckliche Aderlass an der goldenen Ader hat vielen nicht schlecht bekommen. Man kehrte wieder ein wenig zurück in geistige Bereiche, zu schlichterem Leben, zu einfacheren Bedürfnissen. — Und in jene mageren Jahre fällt die Gründung des „Heimgarten". Das war kein Blatt für reiche Leute, kein Blatt für solche, die bei Büchern und Zeitschriften die luxuriöse Ausstattung dem gediegenen Inhalt vorziehen, es war kein Bilderbuch und es war kein Goldschnittband, es war eine anspruchslose, redliche Zeitschrift für das Volk und die Freunde des Volkes.

Trotz der Zeiten Ungunst — so heißt es im ersten Hefte des „Heimgarten", welches am 1. October 1876 erschienen war — ist im

Publicum das Interesse für geistige, ideale Bestrebungen wieder ein wenig im Aufschwunge begriffen. — Und in unserem „Heimgarten" schaffen tüchtige Gärtner, da wird es manch schöne Blume geben und manch schmackhafte Frucht. Im „Heimgarten" walten Männer, die wohl wissen, wie man das Menschengemüth erfreut. Wir wollen stets auf festem Boden wandeln, wollen mit dem halten, was unserem Leben, unserer Zeit entspricht und mit Vorliebe jene Stätten besuchen, denen wir den Namen „Heimgarten" entlehnt haben: die deutschen Alpen. 's ist heiß hier außen! An der frischen Ursprünglichkeit der Natur und des Volkes wollen wir gerne trinken. — Und der Begründer und Herausgeber hatte sich gesagt: Mache des Volkes Sache zur deinen. Nimm aus seinem Herzen das Leben, das bunte, ernste, heitere, tollustige, schmerzdurchblutete, selig jauchzende Leben, und gib es in diesen Blättern dem Volke wieder zurück. Die Leute, frage sie nicht erst, was sie wollen, gib ihnen, was du hast, denn du hast alles, weil du am Quell der Natur schöpfest. Natur thut ihnen noth, Rückkehr zur menschlichen Einfachheit thut ihnen noth in heutiger Zeit. Sie vergessen der schlichten treuen Sitten unserer Vorfahren, erinnere sie daran. Sie vergessen der natürlichen Rechts- und Gerechtigkeitsbegriffe, erinnere sie daran. Sie vergessen der Kraft des Hauses, des Segens der Familie, der gesunden Befriedigung durch körperliche Arbeit, erinnere sie daran. Ihre Augen sind geblendet von dem Schillern und Funkeln städtischer Pracht, ihr Herz ist erregt von Modebegier, Genusssucht, Streberthum, ihr Kern verflüchtigt sich in seichte Allerweltszänkerei, ihr Blut wird zu Galle und Gift. Sage ihnen, dass es noch eine Waldnatur gibt, erinnere sie an den Geruch der Erdscholle, an den Thau der Wiese, an das Ländliche, in dessen scheinbarer Einförmigkeit und Kleinheit die Größe des Lebens liegt. Erinnere sie an die Herrlichkeit ihres Volkes, als es noch treu und ursprünglich war, an die Schönheit ihres Heimatlandes, insofern es noch ursprünglich ist, und entfache in ihnen die Liebe zu Volk und Heimat. Rede zu ihnen gemüthlich, wie der Zither Saitenspiel, rede zu ihnen ernsthaft wie auf dem Thurm der Glockenklang, rede zu ihnen heiter und froh, wie der Sang der Lerche auf reifem Kornfeld, wie der Schlag der Nachtigall in sommerlichen Mondnächten. In ihrer Trauer tröste sie, in ihrem Übermuth stimme sie mäßiger, in ihren Verirrungen mahne sie, in ihren Lastern züchtige, in ihren Thorheiten geißele sie mit brennendem Spott. Es gibt eine Wahrheit, die jeder sehen könnte und niemand sagen will — sage sie du. Fürchte dich nicht vor Fürsten und Soldaten, nicht vor Priestern und Gelehrten, nicht vor den Reichen und nicht vor dem Pöbel, nicht vor den Parteien und ihrer Presse — sage die Wahrheit, wie sie in dir ist. Es gibt nichts Einfacheres, als statt Verdrehung, Entstellung und Beschönigung die gerade Wahrheit zu sagen, wie du sie

erkennest, da braucht es keine Finten und Schliche, keine Betheuerungen und Phrasen — in aller Einfalt sage die Wahrheit, wie sie heute in dir ist. Es kann auch sein, dass du schon morgen das, was du heute für wahr gehalten, als Irrthum erkennest, dann habe den Muth, ihn einzugestehen und damit ein neues Zeugnis zu geben von dem, wie hoch dir die Wahrheit steht. Ehrlich zu aller Zeit! das mag dein Wahlspruch sein. — Eine Zeitschrift in diesem Sinne wird dir nicht Reichthümer bringen, sie wird keinen großen Leserkreis gewinnen, aber eine wacker gesinnte, dir getreue Gemeinde und außerdem eine Schar von Feinden, die wie Feuer das Eisen, deinen Muth zum Wirken und Kämpfen stählen soll.

So war es dem Herausgeber vor Augen gestanden, als er den „Heimgarten" ins Leben rief. Inwieweit er diesem Programm gerecht zu werden vermochte, das ist in den zwanzig Jahrgängen dieser Zeitschrift verbucht. Wir glauben ihm das Zeugnis geben zu können, dass er redlich gearbeitet, selbstlos sich zu aller Zeit für seine Ideale eingesetzt hat. Nicht gezählt worden sind die edlen Stimmungen und Anregungen, die dieses Blatt geweckt, nicht zu messen die Thränen der Rührung, die es hervorgerufen, das heitere Lachen, welches sein goldener Humor immer wieder entzündet hat. Freilich ist es dem Herausgeber nicht schwer geworden, solche Erfolge zu erzielen, denn die besten deutschen Autoren der Zeit waren seine Mitarbeiter und Gönner. Bei Gelegenheit der zehnjährigen Rückschau im Septemberhefte 1886 ist eine Anzahl dieser Namen genannt, ist auch die Geschichte der Gründung des „Heimgarten" erzählt worden.

Inniger wird wohl kaum je eine Zeitschrift mit ihrem Herausgeber verwachsen sein, als es unser „Heimgarten" mit Peter Rosegger ist. Alles, was er seit zwanzig Jahren geschrieben, ist im „Heimgarten" niedergelegt, von da aus erst nahm es seinen Lauf in die weite Welt. Mit Ausnahme der ersteren Bände, welche vor 1876 erschienen waren, können alle Bücher dieses Autors, so durchgreifend manche später auch bearbeitet worden sein mögen, den „Heimgarten" als ihre Urheimat betrachten.

Dem „Heimgarten" war es stets anzumerken, mit welcher Wärme und Arbeitsfreudigkeit sein Herausgeber an ihm hieng, als freute dieser sich des eigenen unbeschränkten Heims, das seine Geisteskinder in dieser Zeitschrift gefunden haben.

Und weil er sich gibt, wie er von seinem ungestümen Empfinden geleitet wird, so mag es wohl mitunter geschehen sein, dass ein herbes Wort von ihm härter trifft, als es gemeint ist. Andererseits muss gesagt werden, dass der Herausgeber in Fehden wegen allgemein Wichtigem niemals gegen Personen zu Felde gezogen ist, so oft auch *seine* Person

zum Zielpunkt der Bosheit gewählt worden war. Er hat gezeigt, daſs man Schlechtes sehr entschieden bekämpfen kann, ohne einen Menschen zu hassen. Allerdings wissen wir nach seinem Geständnisse, daſs er oft seine ganze Kraft aufbieten muſste, um Aufwallungen des Zornes in sich zu bekämpfen und jene ruhige und würdige Form zu finden, in der öffentliche Angelegenheiten zu schlichten sind. „Man kennt mich wohl schon in jeder Gemüthsstimmung", schrieb der Herausgeber einmal, „nur in meinem Zorne hat mich die Öffentlichkeit noch nicht gesehen."

Umsobesser kennt sie ihn von der entgegengesetzten Seite. In gemüthlichem Sichgehenlassen macht im „Heimgarten" der Gründer und Herausgeber von seinem Hausherrenrechte ausgiebigen Gebrauch. Recht oft in Hemdärmeln sieht man ihn, trotz Anwesenheit geschätzter Gäste; wenn er — was ja meistens der Fall — gut aufgelegt ist, da treibt er mancherlei Allotrias. Dafür hat er's auch an seinen Gästen gern, wenn sie sich bequem machen und „thun, ganz als ob sie daheim wären". Unbefangen macht er sie zu Vertrauten seiner Herzensangelegenheiten. Jemand hat den „Heimgarten" nicht unzutreffend als „Roseggers Tagebuch" bezeichnet. Und darin findet sich allerdings manches Blättchen jener Art, die andere Leute nicht vor die Hausthür zu nageln pflegen. Es muſs thatsächlich bequem sein, seinen inneren Menschen gerade so aller Welt aufzeigen zu dürfen, als den äußeren, jeder thut's nicht gern, und doch wäre es vielleicht nicht übel, wenn die Leute mehr von sich selbst und ihrem inneren Leben sprechen wollten, als über andere Personen und über Dinge, die sie nichts angehen. Läuft da wirklich einmal ein kleines Zuviel mit unter, so hat sich darüber niemand zu beklagen, als höchstens der Freimüthige selbst, der taktlos gegen sich allein war, dem aber wahrscheinlich gerade dann am wohlsten ist, wenn er die ganze Welt zu Mitwissern seiner Freuden und Leiden gemacht hat.

Zwar bringt einer sein Herz, das er offen auf der Gasse herumgetragen, selten ganz unversehrt heim, und ich glaube fast, unser Heimgartenmann hat seine Vertrauensseligkeit am Tage in mancher betrübten Nacht bedauert und am nächsten Tage doch wieder geübt.

Entschieden wichtiger für das Wohlbefinden eines Redacteurs, als der Freimuth, wäre nach meiner Ansicht die Klugheit.

Immer ist unser „Heimgarten" durchaus nicht zu vergleichen gewesen mit einem häuslichen Heim oder Garten, vielmehr oft mit einem schwanken Schifflein, das auf hoher See zwischen Klippen dahinzusteuern war. Wurde auch nicht allzugroße Rücksicht genommen auf den Tagesgeschmack der Leser, auf den Zeitgeist, ließ man die scharfen Riffe, die wirbelnden Strudel des Parteilebens auch weit rechts liegen, oder noch weiter links, so muſste doch bei jeder Ausfahrt mit einer gewissen unerbittlichen Macht gerechnet werden, von der die Leser einer Zeitschrift kaum eine Ahnung

haben, und die doch dem verantwortlichen Schriftleiter manche bange Stunde, manche schlaflose Nacht verursacht. Es ist schon geschehen, dass unser Heimgartenmann sich unmuthig vom Steuerrade abwenden wollte, „da soll's einmal ein anderer versuchen!" aber endlich war es doch wieder er selbst, der das von ihm gezimmerte Schifflein, den von ihm vorgeschriebenen Curs am besten kannte. Er steuerte sich durch, so recht und schlecht es eben gieng, und dann kam doch wieder gute sonnige Fahrt auf den stillen unendlichen Wassern.

Die stillen unendlichen Wasser, das sind nicht etwa jene Fluten von Manuscripten, die von allen Seiten heranwogen und die man so schwer eindämmt. Noch weniger sollen die unendlichen Wasser des Heimgartencurses sinnbildlich eine nach hunderttausenden zählende Lesewelt bedeuten. Die Leser des „Heimgarten" sind eher mit einem frischen Gebirgsbächlein zu vergleichen, gerade groß genug, dass es eine Mühle treibt. Die stillen unendlichen Wasser dürften aber stimmen mit dem Reiche des Menschengemüthes, durch das unser „Heimgarten" seit zwanzig Jahren mit manchmal seichterem, manchmal tieferfurchendem Kiel dahingleitet.

Zeitschriften, die seit langen Jahren bestehen und vielen Wandel der Menschen und Zeiten durchleben, wird nicht ungerne der wohlfeile Vermerk gethan, dass sie — Schwenkungen gemacht hätten. Lieber Gott, wozu steht denn ein Steuermann am Ruder, als dass er Schwenkungen macht je nach Wind und Klippen! Geradeaus laufen und zerschellen im Sturm kann das Schiff auch ohne Steuermann. Gerade durch Schwenkungen kann der richtige Curs eingehalten und das Ziel erreicht werden. Der „Heimgarten" würde sich also einen etwaigen Vorwurf, „Schwenkungen" gemacht zu haben, gar nicht sehr zu Herzen nehmen, derselbe könnte sich doch höchstens nur beziehen auf Mitarbeiterbeiträge, die etwa manchmal einen kleinen Bogen machten hinaus über das ursprüngliche Bereich; könnte sich beziehen auf Geistesfehden, bei denen man das Pulver weiterhin knallen hört, als die Kugel fliegt; könnte sich endlich beziehen auf dichterische Stimmungen, in denen der Poet alle Seiten des Menschenthums auszuleben berufen ist. — Schwenkungen der sittlichen Überzeugung hat der „Heimgarten" nicht gemacht, er ist dem Programm von 1876 treu geblieben, hat abwechselnd alle Punkte desselben zu erfüllen gesucht in allen Formen des Schriftthums und der Poesie, hat sie zu erfüllen gesucht durch Humor wie durch Ernst, und dass er ohne Rücksicht auf Erfolg, auf Wohlmeinung und Tagesströmung seiner Wege gieng, davon zeugen die Gegnerschaften, die hier offen und wüthend, dort heimlich und schleichend so oft seinen Curs durchkreuzen wollten. Der „Heimgarten" ließ sich nicht beirren und im Laufe der Zeit war es ihm doch beschieden, viele von seinen Gegnern zu überzeugen, dass seine Absicht redlich, sein Wille gut, sein Erfolg ein gedeihlicher ist

für die sittliche Entwickelung der Gesellschaft. So will er bleiben, der er war, will erfreuen, trösten, ermuthigen, warnen, wie er kann, munter scherzend oder ernst rathend ein Freund seiner Leser sein, immer hochhaltend die Fahne: Deutsches Leben, christliche Gesinnung, warmherziges Menschenthum. In diesen Grundsätzen erneuert sich heute der Geist des „Heimgarten".

Und mit diesen Grundsätzen will der „Heimgarten" hinübertreten ins neue Jahrhundert. Wieder nach zwanzig Jahren, wenn man schreiben wird 1916, dürfte sich manches geändert haben in der Welt, aber die oben angedeuteten Bestrebungen werden auch zu jener Zeit noch hoch im Werte stehen, vielleicht höher als heute. Denn es ist möglich, dass bishin die Völker ein schweres Lehrgeld werden bezahlt haben müssen, bis sie sich den Unterricht eingeprägt haben, dass nur durch Schlichtheit, Arbeitsamkeit und Treue, durch Gerechtigkeit und Verträglichkeit, durch harmlosere Weltfreudigkeit und warmherzige Gegenseitigkeit endlich ein lebenswertes Dasein, eine gedeihliche Entwickelung zu erreichen ist.

Und sollten nach zwanzig Jahren auf diesem Schifflein andere Steuermänner am Ruder stehen, so wird doch der „Heimgarten" im Sinne seines Begründers geleitet werden und, solange er besteht, ein treuer Anwalt deutschen Lebens, christlicher Gesinnung und warmherzigen Menschenthumes sein.

Graz, im August 1896. M.

Zuwiheiraten.

Ein Bild aus dem Bauernleben von **Peter Rosegger.**

Wenn der Dorfbursche vom Heiraten spricht — und das kommt vor! — woran denkt er dabei? Ans Weib? Möglich. An den Bauernhof? Wahrscheinlich. Ja sogar höchst wahrscheinlich. Weiber sind leichter zu haben für einen jungen Burschen als Bauernhöfe. Haus und Grund aber geht dem richtigen Bauernherzen über alles, also auch über die Liebe. Ist das ledige Habgier? Mag sein, aber nur zum Theile. Zum anderen Theile ist es Verlangen nach Selbständigkeit, Feststandigkeit, Heimsässigkeit, Ideale, die unter Brüdern immerhin etwas wert sind. Als Bauernknecht in der Welt „herumzukugeln", als Handwerksgeselle hin und her zu wandern, heute seinen Tisch bei „Herrenleuten", morgen bei „Kleinhäuslern", heute sein Bett in der Dachkammer, morgen im Heubarren, heute Schwaben-

käfer, morgen Flöhe, übermorgen wieder was anderes, heute einen polternden, eigensinnigen, drängenden Herrn, morgen einen, der selber nicht weiß, was er will, keinen Befehl geben kann und hinterher murrt, wenn der Knecht etwas nicht recht gemacht hat. Knechteleben! Wie lange? Bis er zusammengerackert ist und Einleger wird.

Da wird denn freilich das Ideal nach eigen Haus und Hof höher estimiert, als das Weibsbild, das manchem schon auch „nicht alleweil seltsam ist."

Und so lugt halt der stattliche Bauernknecht, der zierliche Gewerbsmann, der arme Bursche zeitlebens aus nach Weibsleuten, an denen ein Bauernhof hängt. Denn es gibt manche „einzige Tochter" in der Gegend oder was noch besser ist, manches „einzige Kind", dem das Gut zufällt. Und gerade solche Güter sind oft gut bestellt mit reichem Viehstand und vollen Speichern. Und die ledige Besitzerin eines stattlichen Bauerngutes ist immer schön. Sie mag einen Höcker haben oder einen Kropf, sie mag schielend sein oder einäugig, zahnlückig oder hasenschartig, mürrisch oder bissig, zwanzig- oder sechzigjährig, sie ist immer schön und lieb, sie hat eine saubere Gestalt, denn das Gehöft ist in bestem Zustande, sie hat ein gutes Herz, denn die Truhen sind voll.

Und bei so einer wär's gut „zuwiheiraten". Nicht bloß arme Burschen denken dran, auch reiche Bauernsöhne, die selber ihren Hof haben. Zwei Höfe sind doch besser, als einer, nicht? Und am Ende auch zwei Weiber? Die eine zum Gernhaben, die andere zum Heiraten . . .?

Eine reiche Jungbäuerin hat also die Auswahl. Sie ist in der Lage eine Liebesheirat zu machen, sie nimmt den Schönsten, den Frischesten, den Begehrenswertesten, und wäre er auch um zwanzig oder dreißig Jahre jünger als sie. Und dass sie gerade einen solchen nimmt, ist ihr Unglück. Hätte er weniger allgemein geschätzte Eigenschaften, so würde sie an ihm vielleicht einen leidlich treuen und braven Mann haben.

„Zuwiheiraten!" Ausnahmsweise geht's ganz gut, denn der Sinn fürs Praktische schließt die Liebe nicht aus. Zumeist jedoch nimmt's einen schlimmen Verlauf, wenn der Mann „zuwiheiratet", das heißt, die Besitzerin eines fremden Hofes nimmt, um dadurch sich selbst in den Besitz des Hofes zu bringen.

Vor Zeiten, solange der Besitz eines Bauernhofes noch vor dem damals wie das Feuer gefürchteten Soldatenleben schützte, war das „Zuwiheiraten" noch weit gesuchter, als heutzutage. Da nahm manch ein zwanzigjähriges Bürschlein eine alte Witwe mit erwachsenen Söhnen und Töchtern, so dass der Junge nun auf einmal einen Schock krüppelhafter Kinder hatte, die älter waren, als er selbst. Ich hatte einmal an einer Hochzeit theilgenommen, bei welcher die Stiefsöhne den jungen Vater prügelten, weil er durch das Anheiraten sie um ihr zu erhoffendes Erb-

theil brachte. Die Schweſter der ſchneidigen Stiefſöhne, ein ebenfalls ſchon erwachſenes Dirndel, erhob ein ſchallendes Jammergeſchrei, als es den „lieben neuen Vater“ unter den unzärtlichen Fäuſten darniederliegen ſah. Ein paar Jahre drauf war im Hof richtig ein kleines Kind vorhanden, das den jungen Bauer „Großata“ nannte.

Nun, und da war auch einmal ein fleißiger Bauerknecht, arbeitſam, ſparſam, ſittſam, nicht jung und nicht alt, Hieſel hieß er, ein weichmüthiger, unentſchloſſener Menſch. Und der fragte jahrelang jeden Kameraden: „Was meinſt du denn und wie rath'ſt mir's denn du? Soll ich oder ſoll ich nit?“

„Ah, von wegen der alten Birkenbinderin?“ fragte der andere regelmäßig entgegen.

„Wohl, wohl, von wegen derſelbigen. Weißt, die Sach' iſt halt ſo. Ich möcht' doch endlich auch einmal ein eigenes Ort, und s Häuſel gefällt mir, s Häuſel, der Birkenbinderin ihres.“

„Und die Birkenbinderin?“

„Und die Wieſe, die zum Häuſel gehört. Die beſte in Sunnhag, dreimalige Mahd das Jahr!“

„Iſt ſie wohl ſchon alt genug, die Birkenbinderin, fürs Heiraten?“ ſpottete der andere gern.

„Sechs Stückeln Vieh kann man wohl halten, wenigſtens! Der alte Birkenbinder hat alle Jahr zwei Säue abgeſtochen.“

„Ihr erſter oder ihr zweiter Mann?“

„Das wird ſich wohl gleichbleiben. Sau iſt Sau.“

„Daſs du aber ſchon gar ſo verliebt biſt, Hieſel!“ —

Wenn der Samstag kam, am Feierabend, da ſtieg der Hieſel hinauf zum Birkenbinder-Häuſel und beſchaute mit Freude „das Örtl“ von unten und oben und berechnete den Gewinn, den er mit Holz und Heu und Vieh zu erzielen gedachte.

Die Birkenbinderin lud ihn freundlich ins Stübel hinein und fragte, ob er hungerig ſei. Ein Stück Rahmſtrudel hatte ſie allemal für ihn bereit. Und das Rahmſtrudelbacken! Da konnte der Menſch weitumſuchen in der Welt. Keine wird ſo gut Rahmſtrudel backen, wie die Birkenbinderin. — Weiß nur nicht, was die Leute ſonſt haben gegen dieſes Weib. Als ob ſie alt wäre! Iſt ſie doch die jüngere Schweſter! Die ältere Schweſter iſt bei ihr Kuhmagd, dieſe natürlich geht freilich nicht mehr auf ihren erſten Füßen und der Alten wird's taugen, wenn ſie einmal einer ablöst in der ſchweren Arbeit. Es gab Leute, die auf dem Kirchweg die beiden ehrſamen Schweſtern nicht auseinanderkannten. Die muſsten rein farbenblind ſein, trug die Birkenbinderin, der „das Örtl“ gehörte, doch ein rothes Buſentuch und die alte Magd ein blaues! Wenn

ein paar zusammenheiraten wollen, da wissen sich die Leut' ja vor Boshaftigkeit nicht zu helfen! Weil sie ihm ums Gütel neidig sind!

Eines Tages that Hiesel, der Knecht, beim Dorflehrer Brennholz hacken. Zur Jause setzte ihm der alte Schulmeister einen Krug Apfelmost vor und einen Laib Brot. Dieweilen der Hiesel aß und trank, sagte er auf einmal: „Na, Herr Schulmeister, jetzt werden wir halt bald einen lustigen Tag anheben."

„Lustige Tage gibt's nie zu viele", antwortete der Lehrer.

„Wird nicht mehr lang' dauern. Wenn der Herr Schulmeister eine neue Hochzeitshosen braucht, so muss er dazuschauen. Wir haben schon das Versprechen gehabt."

„Was der tausend! Was für eine denn, wenn man's wissen darf?"

„Warum denn nicht! Ist ja ein gutes Örtel. Aufs Birkenbinderhänsel im Sunnhag."

„Warum nicht gar!" sagte der Schulmeister und schüttelte seinen alten Weißkopf. „Gehört habe ich schon mehrmals so etwas. Hab's aber nicht recht glauben wollen. Die alte Witwe. Bist ja viel zu jung für sie."

„Wenn man wo dran will, so darf man die Zeit nicht verpassen", meinte der Hiesel und that einen kräftigen Zug aus dem Mostkruge.

Sagte der Lehrer: „Zu der hätte nicht einmal ich alter Mann gar viel Freude."

„Muss sich halt der Mensch an der Wirtschaft eine Freud' machen", sprach der Knecht.

„Ist schon recht, Hiesel, aber bissel eine Freude muss man doch auch zur Person haben, die man heiratet. — Auf ihre ersten Männer soll die Alte ja bös' gewesen sein, sagt man."

„Werden halt darnach gewesen sein. Wir werden fleißig miteinander wirtschaften."

„Wenn sie dir nur das Recht lässt, mein Lieber!" sagte der Schulmeister. „Die alten Weiber sind schon an und für sich eigensinnig und bissig gegen den Mann, und wenn eine erst noch weiß, dass sie ihm das Gütel mit in die Ehe gebracht hat! Das wird sie dir vorhalten alle Tage, die Gott vom Himmel gibt. Ich sage dir, Hiesel, traue du keiner Alten!"

Schnitt sich der Knecht noch einen Bissen Brot und versetzte: „Die Alten haben noch das Gute, dass sie nicht mehr lang' leben."

Der Schulmeister blickte erschrocken auf den Knecht. Dann stand er scharf auf und sagte: „Hiesel, jetzt schau, dass du weiter kommst! Das hätte ich nicht geglaubt! Du bist doch ein niederträchtiger Kerl. Geh mir aber sogleich zur Thür hinaus, jetzt mag ich dich nicht mehr anschauen!" Und er that die Thür so weit auf, dass es dem Knecht gar nicht viele Mühe machte, sie zu finden. —

Das war beim Lehrer gewesen. Diese Lehre hatte dem Hiesel weiter nichts gekostet, zum Lehrgeldzahlen kam er erst später.

Ein paar Wochen nach dieser Jause war die Hochzeit. Es gieng dabei sehr lustig zu, die Leute ergötzten sich an der mit bauschigen Röcken, mit rothen und gelben Bändern aufgedonnerten Alten, die in ihrem aufgedunsenen weinglühenden Gesichte neben dem Burschen dasaß, schier wie eine Godel neben dem sittsamen Firmling. Sie wusste in allen Hochzeitsbräuchen Bescheid, war sie doch jetzt schon das drittemal dran. Ahnend, dass sie solche Ehrentage in Zukunft vielleicht nicht mehr häufig erleben dürfte, sonnte sie sich in ihrer bräutlichen Würde bis tief in die Nacht hinein, während dem Hiesel schon das Heimgehen im Kopfe lag, weil er sich sorgte um das liebe Vieh, das im Birkenbinderhäusel sich selbst überlassen war.

Und als sie endlich daheim waren, sagte das Weib zu ihm: „Du bist mir ein sauberer Ehegespons, dass es dir jetzt mehr nach den Kälbern geht, als nach deiner Liebsten! Da hat's mein erster anders gemacht, das muss ich dir schon sagen!"

Sonst vertrauen es jungverheiratete Leute ihren früheren Kameraden an, wie glücklich sie sind. Der Hiesel sagte nichts. Und als ihn einmal einer fragte, wie es ihm gehe in seiner neuen Wirtschaft, da antwortete er: „Auf der besseren Seite nicht viel nutz." Nach einem halben Jahre sah man das Ehepaar nicht mehr miteinander in die Kirche gehen, gieng er allein und gieng sie allein. Nach einem Jahre hatte der Birkenbinder seine Schlafstelle im Heustadel, die Hausthür war nachtsüber zugesperrt, wie vor Räubern und Mördern, und die zwei Schwestern drinnen hockten im Dunkeln oft stundenlang beisammen und verabredeten es, wie sie diesen „zuwideren Menschen" behandeln wollten. Beiderseitigen Beifall fand der Plan, ihm für die Wirtschaft ihre Arbeit zu verweigern, hatte er doch das Häusel und die Wiesen und das Vieh geheiratet, jetzt sollte er nur allein damit fertig werden. Zwar meinte die Birkenbinderin, wenn er alle Arbeit allein verrichten müsse, so würde er bald alles als sein alleiniges Eigenthum ansehen, während doch sie, und nur allein sie ihm das Gütel zugebracht und „wenn's recht um und auf käme", immer noch sie die Eigenthümerin sei. Bei solchen Erwägungen wurden die Schwestern gar erregt und die alte Magd sagte: „Ich weiß schon, was ich thu'. Zu Fleiß thu' ich's ihm!" Und als der Hiesel eines Morgens zur Frühsuppe in die Stube kam, hatte sie ihm heimlich Lichtöl in die Milch geschüttet.

„Weiß der Kuckuck!" sagte er und schnupperte, „was heut' die Suppen für einen merkwürdigen Geschmack hat! Ist die Milch ranzig, Alte?"

„Wenn dem Herrn Bauernknecht auch die Suppen nicht mehr recht ist", antwortete sein Weib, „so muss er sich ein andersmal halt von

einer andern kochen lassen, von einer Jungen. So eine wird's gewiss besser können, wie die alten Weiber . . . ."

Bis zu diesem Augenblicke hatte der Hiesel sich als unschuldig Verfolgter gefühlt, jetzt zum erstenmal stand ihm seine ganze Verworfenheit klar vor Augen. „Die alten Weiber!" Freilich, er hatte in der Nachbarschaft ein paarmal von seinen alten Weibern gesprochen. Das war ruchbar geworden bis zum Birkenbinderhäusel im Sunnhag. Aber nicht eine Spur Bußfertigkeit hatte der Sünder, im Gegentheil, in seinem Arm zuckte das diabolische Gelüste, die Suppenschüssel seiner besseren Hälfte an den Kopf zu schmeißen. Er that's aber nicht, und dass er's nicht that, war die Furcht vor dem Zorne der alten Weiber! — So tief war er herabgekommen. Er begnügte sich damit, die Schüssel auf das Fletz zu schleudern, dass Scherben und Milch hoch aufspritzten. Die Frauenzimmer waren sprachlos und schüttelten sehr betroffen ihre Köpfe, als wollten sie sagen: Der arme Narr! Jetzt hat er gar sein bissel Verstand verloren!

Zur Mittagszeit, als er von der Weide heim zum Essen kam, that sein Weib ganz erstaunt. „Was willst denn du lauter da? Bei uns wird nimmer angeheizt. Wär' schad' um die Sachen, wenn dieser Rumpelschragen nicht einmal mehr eine ordentliche Milchsuppe zuwegbringt!"

Rumpelschragen! Sollte er nicht auch dieses treffliche Wort irgendwo gebraucht haben? — Er gieng wieder auf die Weide und schaute am Rain und bei dem Steinhaufen nach, ob nicht etwa die Himbeeren schon reif wären. Am Abende, nachdem er Kühe, Kälber, Schweine und Schafe versorgt hatte, legte er sich müde auf sein Heu. Müde und hungerig. Einmal hat's Rahmstrudel gegeben im Sunnhag! Freilich, das war noch vor dem Sündenfall mit dem Birkenbinderhäusel. — Der Traum that in selbiger Nacht sein Möglichstes, um zu trösten, aber er machte es nur noch schlimmer. Eine gute Bekannte führte er vor. Ein armes verlassenes Dirndel, das unter dem Hollerbusch der Kirchhofsmauer saß und zum Herzzerbrechen schluchzte, während der Hiesel drin in der Kirche das Birkenbindergütel heiratete.

Am nächsten Morgen, als der Birkenbinder in sein Häusel gehen wollte, war die Thür versperrt und das Häusel wie ausgestorben. Er gieng in den Stall und molk sich eine Kuh, diese gab ihm kein Lichtöl in die Suppe. Am Vormittage mähte er Futter. Zu Mittag war das Häusel immer noch verschlossen und ausgestorben. Es war ein kühler, regnerischer Tag, alle Berge waren verhüllt von niederhängenden Wolken. Der Hiesel gieng hinab zu einem Nachbarshof. Der Nachbar pflegte Leute, die gerade zur Essenszeit zusprachen, mit zu Tische zu laden. Aber heute hatten sie schon abgegessen. Jetzt setzte er sich auf den Herd und schaute der Bäuerin zu, die flott und flink das Essgeschirr scheuerte. Und da fragte sie plötzlich: „Na, Hiesel, was hat denn dir heut dein Weib Gutes gekocht?"

Kaum das Wort gesprochen, hub der arme Narr an laut zu gröhlen.

Die Bäuerin rief im ersten Schreck laut den himmlischen Vater an. Und was ihm denn fehle? Ob etwas geschehen sei? Ob etwa gar seinem Weib was widerfahren sei?

Der Hiesel presste seine beiden Fäuste an die Augen und schüttelte unwillig den Kopf.

„Hast mit einem Vieh Unglück gehabt?"

„Ich wollt', 's wär' schon all des Teufels!" knirrschte der Hiesel.

„Ja mein Gott, da bin ich mir nicht gescheit genug, was es mit dir ist!" sagte die Bäuerin schier verzagt. Das war aber Verstellung, sie ahnte es wohl, wo der Haken saß. Nach einer Weile brachte es der Hiesel heraus, dass er schon seit zwei Tagen nichts Warmes gegessen habe.

Jetzt erschrak die Nachbarin aber wirklich. „O, Tschappel!" rief sie aus, „was hast denn das nicht gleich gesagt!" Und hub eilends an, Milch- und Eierspeise zu kochen.

Nachdem er sich gesättigt hatte, wurde der Mann erklecklich muthiger. Gar trotzige Falten zog er über der Stirne. „Ich weiß aber, was ich thu!" sagte er zornig. „Und ich thu's! Von dieser — dieser" — es steht zu vermuthen, dass er „Bestie" sagen wollte, oder einen ähnlichen Kosenamen verfahrener Ehen, er sagte aber nur: „Von dieser — dieser Person werd' ich mich nicht mehr lang' martern lassen, ich nicht! Ich! Ich!" Er ballte die Fäuste, „Ich geh' durch! Das ganze Kramel lass' ich liegen und stehen. Ich brauch' die Hütten nicht. Ich geh' wieder bauerndienen, steh' mich zehnmal besser dabei. Und das thu' ich!"

Als er nachher wieder in die frische regnende Luft hinauskam, wurde der Entschluss wankend. Da hat er seine paar hundert Gulden hineingesteckt, ist ja alles zerlempert gewesen! Und jetzt soll er wie ein Bettelmann davongehen und ihr alles zurücklassen?

Bei einem zweiten Nachbar sprach er zu und dem wollte er alles anvertrauen.

„O mein lieber dummer Hiesel", sagte dieser Nachbar, „erspar' dir den Athem, man weiß ja schon lang' alles, wie es mit euch steht im Birkenbinderhäusel! Ich möcht' nicht du sein, das muss ich schon sagen."

„Verkaufen will ich das Gütel!" rief der Hiesel.

„Das Gütel? Wieso? Was hat dir denn das Gütel gethan, das ist dir ja eh recht. Deine Alte solltest verkaufen. Die bringst aber nicht an. Nicht einmal beim Trödler. Auch nicht, wenn du draufzahlst. Da kannst schon machen, was du willst, die bleibt dir am Hals hängen, solang' du lebst! Solche Frauenzimmer sterben überhaupt nicht."

„So weiß ich, was ich thu!" sagte der arme Hiesel.

„Mein Gott, ich kann mir's denken", entgegnete der boshafte Mensch, „aufknüpfen wirst dich wollen. Das hilft aber auch nicht viel.

Heißt's doch, daſs chriſtliche Eheleute, wenn ſie auseinanderſterben, im Himmel wieder zuſammenkommen."

Dieſen Bauern hätte jetzt der Hieſel am liebſten niedergeſchlagen. Zum Glück that er das nie oder höchſt ſelten, was er wollte. Die einzige That ſeines Lebens war geweſen, als er da oben „zuwiheiratete". . . . Jetzt fiel ihm manchmal auch ein, daſs er gehört hätte, der Menſch ſolle nur aus Liebe heiraten und aus keinem andern Grund, ſonſt gienge es allemal ſchlecht aus. Auch einmal mühſam geleſen hatte er ſo etwas an einem regneriſchen Sonntagsnachmittag, hatte es aber nur ſo für eine Dichterweisheit gehalten. Und nun die ſchreckliche Wahrheit. Und gerade an ihm ſelbſt! Kein Menſch auf der ganzen Welt iſt ſo elend dran, als er, davon iſt er feſt überzeugt.

„Und das Zuwiderſte", ſetzte der Nachbar noch bei, „das Zuwiderſte an der ganzen Geſchichte wär' mir das Ausgelachtwerden!"

Der Hieſel gieng weiter. Als die Nebel ſich ein wenig hoben, ſah er im Sunnhag ſein Häuſel ſtehen. Faſt tröſtend ſchaute es auf ihn herab. Über dem Schornſtein war immer noch kein Rauch. Das liebe Vieh iſt arm, wenn es ſein gewohntes Futter nicht kriegt! Er muſs doch wieder hinauf. Aber ein neuerlicher heftiger Regenguſs jagte ihn in eine leerſtehende Holzknechthütte. In der hatte er auch einmal etliche Wochen gewohnt. Es klebt ſogar das Zeitungspapier noch im Fenſter, das er damals in Ermanglung einer Glasſcheibe angepappt hatte. In der Langweile hub er nun an, vom Fenſter herab Zeitung zu leſen. Ein Mordproceſs. Ein Menſch hatte ſeine Frau abgefüttert und nachher durch eine ungeſchickte Ausrede ſich ſelbſt verrathen. — So dumm müſst' einer halt nicht ſein. . . .

Als der Guſs vorüber war, ſtieg er zwiſchen triefendem Jungwald bergan. Auffallend, ſo dachte er bei ſich, iſt's doch, daſs die Thür immer verſperrt iſt und kein Rauch über dem Dach!

Wie, wenn ihnen etwas geſchehen wäre, den beiden Schweſtern! Daſs ſie nicht aufmachen, daſs es ſo ſtill iſt im Häuſel, wie ausgeſtorben! Fortgegangen können ſie ja doch nicht ſein, ſie ſind nirgends geſehen worden. Es können ſie Räuber überfallen haben bei der Nacht! Warum er daran nicht gleich gedacht hatte? Es iſt nicht anders und es iſt heilig nicht anders, ſie ſind mauſetodt! — So leicht und flink waren ihm die Beine ſchon lange nicht mehr geweſen als jetzt, da er dem Gütel zueilte, ſeinem Gütel! Jetzt wirklich ſeinem Gütel, auf das er ſich nun dieſelbige anheiraten kann, die im Traum unter dem Hollerbuſche geſeſſen! — Wenn ſie geſtorben iſt, die Alte, das Begräbnis ſoll ihr nicht zu lumpig ſein. Auch einen Grabſtein ſoll ſie haben — einen recht ſchweren.

Als er oben war und an der offenen Stallthür vorbeieilte, flog ein kruſtiger Melkſtuhl heraus und klingend an ſeinen Kopf. Die Birken-

binderin war gerade beim Melken und äußerte sich nun dahin, dass dem sauberen Hiesel das noch gerade gefehlt hätte. Am hellen Werktag müßig herumzulungern, bei den Nachbarn schmarotzen und leutausrichten! Nun und dabei war der einsüßige Melkstuhl gesaust gekommen. — Der Mann taumelte an den Hausbrunnen hin, wusch sich Blut vom Kopfe und wankte dann in seine Heuhütte.

Als er am selben Abend nicht mehr vorkam und auch am nächsten Morgen nicht, huben die Schwestern untereinander an zu duscheln drinnen im Häusel. Wenn der Melkstuhl ihn doch an einer unrechten Stelle getroffen hätte! Immer einer hält ja nichts aus. Ist ja soviel eine Letseigen (Weichling), dieser Mensch! „Ich geh' nicht hinaus!" sagte die Birkenbinderin.

„Muss halt ich schauen gehen, was ihm fehlt!" sprach die Schwester, nahm den Suppentopf und einen Löffel und gieng in die Heuhütte. Nach kurzer Zeit kam sie wieder zurück und berichtete, dass er im Heu liege wie „abgestochen" und dass er sich nicht rühre. Zur selben Stunde kam der Gemeindebote mit der Botschaft: „Die Deiche fangen wieder an! Der Birkenbinder soll eilends mit dem Krampen gehen. Von jedem Haus muss einer gehen, solang's noch nicht zu spät ist wie vor drei Jahren, wo die Deiche ausgebrochen sind, das ganze Thal überschwemmt haben und die Knechte ertrunken sind. Der Birkenbinder soll geschwind mitkommen."

„Er ist jetzt nicht da", sagte das Weib, „wenn er heimkommt, will ich ihm's schon sagen."

„Nichts da, wenn er heimkommt! Das Wasser wartet nicht aufs wenn er heimkommt! So muss wer anderer gehen. Wo kein Mannsbild ist, muss ein Weibsbild gehen. Der Deichhauptmann ist höllisch streng, ich sag' es euch! Wer nicht kommt, wird eingesperrt und bockfäustengespannt! Im Wirtshaus hocken s all beisammen, sagt der Deichhauptmann, da haben sie Zeit, aber wo eine Gefahr ist, da drucken sie sich. Marsch auf, Bäuerin, mit dem Krampen!"

„Ja, mein Gott und Herr!" jammerte sie, „da muss ich doch meinen Mann suchen gehen!" Sie gieng in den Heustadel. Im Halbdunkel sah sie ihn liegen an der Wand, halb mit Heu zugedeckt. „Hiesel!" flüsterte sie. Nichts. „Hiesel!" rief sie lauter. Auch noch nichts. „Um des Himmelswillen, Hiesel, ist dir was?" fragte sie hin, ganz weichmüthig. Da bewegte sich der Kopf und knurrte ein wenig. „Wirst doch nicht krank sein, Hiesel?" sprach sie gütig.

„Kopfweh", stöhnte er.

„Aber geh! Kopfweh! Aber na! Weißt, Mann, das macht der Heudunst. Musst aufstehen, in der frischen Luft wird's schon besser werden."

Wer ist denn das? Ist das wirklich seine Alte? Ist sie's wirklich? Da schau' man her, wenn der Mensch Noth leidet, da ist sie erst noch gut. . . .

„Mein liebes Weib", sagte er. „Weiß der Teufel! sehen thu' ich nichts."

„Sehen thust nichts? Natürlich, weil's finster ist im Stadel. Draußen scheint die Sonne, da wirst schon was sehen. Unten beim Wasser, weißt, wo die Leut' heute arbeiten, da machst dir kalte Umschläge. Und jetzt geh' und iss eine warme Suppen."

Und als der Hiesel, ganz gerührt über so viel unerwartete Liebe, herausgetaumelt war, da sah sie es, sein Kopf war so groß wie ein Milchzuber, die Augen waren so verschwollen, dass sie nicht anders wie zwei verwachsene Narben aussahen zwischen den rothen Wulsten. Als das Weib merkte, bei ihm wäre es heute nichts mit dem Krampen, da schlug der Wind rasch um und sie hub an mit breitem Munde zu zettern über solch eine Jammergestalt, Mannsbild genannt. „Stromert so ein Taugenichts die ganz Wochen in der Gegend um, Leut' ausrichten. Und nachher, wenn er einmal was leisten soll, da macht er sich krank! Ist das ein Mann? Das ist gar kein Mann! Das ist ein altes Spitalsweib! Mööh! wie er schaut!" Und sie schnitt ihm ein Gesicht, das allerdings bei den vorhandenen Mitteln noch viel häßlicher ausfiel, als das verschwollene am Mannsbild. Mittlerweile kam der Gemeindediener nocheinmal daher gestapst und da er die Unfähigkeit des Mannes augenscheinlich vor sich hatte, schleuderte er mit einiger Gewalt dem Weibe den Krampen zu, zerrte sie mit sich hinab in die Schluchten, wo die drohenden Deiche lagen und schon viele Leute arbeiteten, um den Dammbruch zu verhüten.

Der Hiesel saß am Tische, legte die gefalteten Hände vor sich hin und wackelte mit dem riesigen Kopfe.

Er erinnerte sich an die Deichbrüche vor drei Jahren, damals war er dabei gewesen. Zuerst brach der obere, dann mit schrecklicher Gewalt der andere, die Arbeiter versuchten, sich an die Berghänge zu retten, aber drei Knechte und eine alte Magd wurden mit fortgerissen und später weit draußen im verheerten Thale unter Schutt und Schlamm aufgefunden. Die Deiche waren zur Zeit des Regens oder der Lawinenbrüche der Schrecken der Gegend.

Den ganzen Tag saß der Hiesel so da und grübelte darüber nach, was denn eigentlich schlimmer sei, die brechenden Deiche oder die fliegenden Melkstühle. Gegen Abend wurde sein Kopf kleiner und die Augen giengen ein wenig auf. Er schaute zum Fensterlein hinaus, ob das Weib nicht etwa doch heimkomme. Als die alte Schwester am Herd das Abendfeuer machte, sagte zu ihr der Hiesel: „Schwägerin, ich weiß mir nicht mehr zu helfen. So viel Angst! Thun wir einen Rosenkranz beten für mein Weib!"

Sie knieten an den Tisch hin und beteten laut den Rosenkranz, die Magd drauf hin, dass die Schwester glücklich heimkommen möge, der

Hiesel darauf hin, dass — dass es anders werde. Aber plötzlich fiel es ihm ein: „Was sind das für Gedanken? Ein schlechter Kerl bist worden, Hiesel! Aber — kannst was dafür? Sie hat dich dazu gemacht. Wenn's noch lange so fortgeht, kannst noch viel schlechter werden. Heute bittest den Herrgott bloß um Befreiung, morgen ist's vielleicht schon so weit, dass du ihm dazu ein wenig Handlangerdienste leistest .... da ist's wohl gescheiter, du lauffst bei Zeiten davon, so weit dich deine Füße tragen „und pfeifst auf dieses verfluchte und vermaledeite Birkenbinderhäusel!" Die letzteren Worte rief er laut mitten ins Gebet hinein, so dass die Schwägerin aufzuckte. Just noch wollte sie ihm einen Verweis geben ob seines gottlosen Betens, da kreischte sie hell: „Die Schwester!" über die Wiese herauf kam die Birkenbinderin. Sie trug auf der Achsel den Krampen, sie hatte ein sehr rothes Gesicht, sie machte große Schritte, sie kam rasch näher. Der Hiesel erraffte vom Nagel Rock und Hut und eilte zur Thür hinaus.

Das war gewesen vor einem Jahr im Herbst. Seit jener Abendstunde ist der Hiesel nicht mehr gesehen worden im Birkenbinderhäusel. Auch nicht bei den Nachbarn. Draußen im Dorfe vor dem Schulhause, wo er einmal Holz gehackt hatte und hinausgeworfen worden war, soll er noch gestanden sein, spät abends im Mondenschein. Dann nichts mehr von ihm, bis auf den heutigen Tag.

Wenn man die Birkenbinderin fragt, wo denn ihr Mann alleweil wäre, so zuckt sie die spitzen Achseln, zieht den zahnlosen Mund auseinander und sagt: „Was fragst mich! Ich geh' den Lumpen nicht suchen."

Und also endet nach der besseren Singart das Lied vom „Zuwiheiraten", wenn einer das Gütel liebt und nicht das Weib.

Der Holzer Friedl.

Von **Karl Wolf.**

(Schluss.)

Ein kalter Wintertag war es, da klopfte zu später Nachtstunde jemand an das Küchenfenster, so, dass die Wirtin und das Röserl, die eben beschäftigt waren, für morgen Kartoffel zu schaben, erschrocken von den Sitzen auffuhren. Ein leises Pfeifen, wie von einer Amsel, ließ sich nun vernehmen. Da sprang die Wirtin erschrocken zur kleinen Thüre, welche von der Küche direct ins Freie führte. „Jessus Maria", flüsterte sie, „der kecke Mensch."

Zur Thüre herein schob sich ein schlanker, hübscher Bursche in der Kleidung der Thalleute. Seine Füße waren mit schweren Lodengamaschen umwickelt und auf dem Rücken hatte er Schneereifen, Steigeisen und einen Eispickel gebunden.

Einen raschen forschenden Blick warf er herum, dann zog er einen prächtigen Gemsbock an den Läufen herein.

Er mußte gut Bescheid wissen im Hause. Mit einem kräftigen Ruck zog er den Küchenschrank von der Wand und hob die dahinter erscheinende Fallthüre auf. In den Raum hinunter warf er das Wild, den Eispickel und das Steigzeug, schloss die Thüre und schob den Schrank wieder an seine Stelle.

Abermals schlüpfte er hinaus ins Freie und kam nun mit einem Pack gespaltenem Kienholz herein.

„Wirtin, i bedank mi halt schön", sagte der Wilderer, „i bedank mi halt schön, dass i wieder a Kienholz hab bringen dürfen. 's langt nachher wieder auf a Rolln Tabak und leicht gar auf a neue Pfeifn mit an schön Gmalet drauf."

„Aber so eine Keckheit", eiferte nun flüsternd die Wirtin, „mit 'n Wild einer kummen und der Förster sitzt im Herrenstüberl und der Forstwartl beim Ofn in der Stubn!"

„Bist narrisch", lachte Friedl, denn das war der Wilderer, „bist narrisch! Grad zwegn dem bring i 's Wild, weil's in der Stuben hockn, die zwei ausgmacht pfiffign Leut. Wenn's draußt wärn im Wald, gieng's freili härter."

„Aber was sagt denn dein Vater, der Holzer Sepp, wenn d' aufs Wildern ausgehst?"

„Der Vater? Grad gern seh'n thut er's nit, sell könnt i nit sagn. Aber abbringen kann er's a nit. A Holzer, der nit hie und da a bissele wildert, ist kein ganzer Kerl."

Neugierig betrachtete das Röserl den wirklich schmucken Burschen. Sein kecker Sinn und sein ganzes Wesen gefielen dem Mädchen ungemein. Ein Wilderer genießt oft ein großes Ansehen unter den Leuten, wenn er muthig und keck ist und es fällt keinem Menschen ein, ihn als einen Dieb zu betrachten. So machte der junge Bursche auf das Mädchen schon bei dieser ersten Begegnung einen tiefen und günstigen Eindruck. Der Friedl hatte auch ein paar gesunde Augen im Kopfe, die nicht nur imstande waren, eine Gemse auf weiter Entfernung, selbst wenn sie im grauen Gewände hieng, auszumachen, sondern auch ein hübsches Mädchen nicht übersahen.

Er hatte es bald herausgefunden, dass die Kleine dahinten bei der Anricht, die große Kartoffelschüssel auf den Knien, nicht nur verteufelt herzig sei, sondern, dass sie ihn auch mit Wohlgefallen betrachte. Was

kümmerte es den armen Holzer, der Leben und Freiheit wagte, um sich seinen Bedarf für Tabak und sonstige Kleinigkeiten zusammenzuwildern, dass er die einzige Tochter des reichen Holzhändlers vor sich habe.

A Diandl ist's a herzigs,
Und fell gar schun wia,
Möchst gar nil mei Engerl sein?
Läg alleweil auf d' Knia,
Thät beln grad Tag und Nacht,
Geh sei döcht so gual.
Und nimm mi arm's Häuterle
In dei'm Schutz und Hual.

So sang der Friedl, zog sich einen Stuhl herbei, auf den er sich rittlings dem Mädchen gegenüber setzte.

„O baleib", lachte die Wirtin, „da ist nix für'n Friedl. Dös Diandl ist für andere Leut gwachsn, als du bist."

„Was d' nit sagst?" entgegnete Friedl. „Für andere Leut? Ja sein denn andere Leut anderst als i bin? Mir glangen die Füß grad so auf'n Bodn wie andern Leutnen, und die Nasn hab i mittn im Gsicht und zwei Arm hab i und an jedwedn a Faust dran, an jedn zamenzudreschen, dem i nit recht bin. Und siegst, Diandl", wendete er sich an das Röserl, „da untern Brustfleck hab i a Herzl, a dreieggets, und dös Herzl macht pum pum, wenn a saubers Diandl ummer ist. Wie i aber in deiner Näh kummen bin, da hat das Herzl da drinnen pumperipum pum gmacht vor lauter Freudigkeit."

„Ja zwegen warum denn", sagte tief erröthend das Röserl.

„Dass i's ja nit übersehe, jetzt wär' die rechte da, de mir tauget, de für mi passet, die i halten thät in Ehren wie an Schutzengel —"

Da wurde heftig die Thüre aufgerissen. Der Vater des Mädchens war es. „Augenblickli kummst außer", schrie er roth vor Zorn. „Augenblickli kummst! Ist dös a Gsellschaft für di? A Holzknecht und meine Tochter! Dös stimmt wie a Lehmkäfer und a Pfau."

Schon wollte der Bursche auf den schelteuden Holzhändler zuspringen, da sah ihn die Röserl so lieb, so bittend an, dass er wie gelähmt stehen blieb. Als sich die Küchenthüre hinter den Entfernenden schloss, schlug Friedl mit der Faust auf den Tisch, dass die Kartoffeln hoch aufsprangen aus der Schüssel.

„Und justament! Jetzt grad justament!" —

So kam es auch. Was sich der Friedl ertrotzen wollte, die Liebe des schönen, reichen Mädchens, besaß er schon nach der ersten Begegnung. Das Röserl liebte den kecken, bildhübschen Burschen aus ganzer Seele. Und Friedl? Der wurde, wenn möglich, noch verliebter in das Röserl.

Sie fanden Gelegenheit genug, sich heimlich zu sehen und, als gar die Wirtin hinter das Geheimnis kam, wussten die zwei jungen Leutchen

sie so mit Bitten zu bestürmen, dass die Frau sogar eine Bundesgenossin der beiden wurde und ihnen versprach, den Vater langsam vorzubereiten, denn selbstverständlich wollte die Wirtin von einer Liebelei ohne richtigen Ausgang vor dem Traualtare nichts wissen.

Friedl war damit freilich sehr einverstanden. Es war ihm nicht gerade unangenehm, dass seine Braut die Tochter des reichen Pusterthaler Holzhändlers sei. Aber er gestand sich selbst, dass er sein Röserl lieben würde aus tiefinnerstem Herzen, auch wenn sie das Kind des ärmsten Taglöhners im Dorfe gewesen wäre.

Arm? Den Begriff kannte er überhaupt nicht. War er denn arm? Über seinem Haupte hatte er ein Dach, darunter ein Lager zum schlafen, einen Herd zum kochen, ein schönes Feiertaggewand, um herumzustolzieren am Sonntag, eine Zither, seine Lieder zu begleiten, ein Pfeiferl mit einem Frauenkopf darauf, gesunde Knochen, ein fröhliches Herz, wer hat es besser?

Und in der Hütte, gut verborgen hinter dem Dachbalken, da steckte ein guter Birschstutzen, ein Pulverhorn und Kugelmodel. Das war erst ein Gaudium, wenn er hinaufzog in die Schrofen, ein Gamserl zu schießen. Was war da ein Jäger gegen einen Wilderer! Der Jäger hat nur ein Ziel. Der Wilderer aber zwei. Er späht nach Wild aus und ist selbst Wild. Also doppelte Passion.

Wie es schon zu sein pflegt im Leben, dass Leute, welche mit gefährlichen Arbeiten umzugehen haben, immer weniger vorsichtig werden, so ist dies auch häufig mit heimlich Liebenden der Fall.

Schlich der Friedl zuerst nur mit aller Vorsicht zu seinem Diandl, so wurde er bald kecker und es dauerte gar nicht so lange, dass das Röserl am Sonntag auf dem Heimwege vom Gottesdienste sich offen das Blumensträußchen hinter das Mieder steckte, welches Friedl von seinem Hute nahm. Ein allgemein übliches Zeichen der Zusammengehörigkeit zweier junger Leute.

Die übrigen Burschen im Dorfe beneideten den jungen Holzknecht um seinen Schatz. Bespöttelt wurde dieses Verhältnis nur einmal. Der Schmiedsohn, der machte in der Wirtsstube, ohne Friedls Anwesenheit zu sehen, die Bemerkung, dass der Geldbeutel des Holzhändlers da eigentlich der umworbene Theil sein dürfte.

„'s ist mir load", sagte Friedl, ruhig seine Joppe ausziehend, „'s ist mir load, dass grad du der Spottvogel sein thust; bin alleweil gut Freund gwest zu dir, Schmid. Aber zwegn dem bekummst döcht deine Schläg."

Und die bekam er reichlich, der arme Schmied. Einige Stühle giengen dabei auch in Trümmer und zwei Scheiben vom Gläserkastl. Sonst geschah diesesmal kein Unglück.

Durch dieſe Rauferei wurde aber das Liebesverhältnis zwiſchen der reichen Händlerstochter und dem armen Holzknecht noch bekannter und verbreiteter und der Sturm brach los.

Wuthſchnaubend tauchte eines ſchönen Sonntags, gerade als man mitten im Tanze in der Stube herumwirbelte, der Puſterer auf. Ein Theil der Anweſenden hatte einen weiten Kreis geſchloſſen und darinnen tanzten einige Paare den Schuhplattler. Unter ihnen waren auch das Röſerl mit dem Friedl.

Plötzlich drängte ſich ein Mann durch die Menge und verſetzte dem Friedl, der nichts ahnte, einen Fußtritt, daſs er auf den ſtaubigen Boden hinkollerte. Der Puſterer war es, Röſerls Vater.

„Hund elendiger", keuchte er, „da iſt dein Platz. Auf'n Bodn krabel, du Knecht, du ſchundiger, und mit meiner Tochter tanzſt!"

Eine Minute lang war eine grauenhafte Stille in der Stube. Die Menſchen alle ſtanden wie erſtarrt. Es war das Gefühl, es müſſe nun etwas Furchtbares folgen, das die Leute lähmte.

Friedl kauerte wie eine ſprungbereite Wildkatze am Boden. Seine Augen funkelten und der Schaum ſtand ihm auf den Lippen.

Das Röſerl hatte wie in höchſter Angſt beide Hände vor das Geſicht geſchlagen. Sie wollte von alledem, was nun kommen müſste, nichts ſehen.

Da entfuhr dem Friedl ein Wuthſchrei, ſo fürchterlich, daſs ſelbſt die wetterharten Männer zuſammenzuckten.

Aber in dem Augenblicke, wo ſich der tief Beſchimpfte auf den Holzhändler werfen wollte, ſprang der Vater der Gaber, der Holzer Sepp, in den Kreis. Mit einem gewaltigen Druck ſeiner nervigen Fauſt hielt er den Friedl nieder.

Das Geſicht des Holzers war aſchgrau. Die Augenlider hatte er feſt geſchloſſen, aber aus dem ſchmalen Spalt blickten die Augenſterne in einem grünlichen Schimmer hervor. Die gewaltige Bruſt des Mannes hob und ſenkte ſich heftig, man ſah, wie er beſtrebt war, ſeine heftige Erregung niederzuhalten.

„Jetzt iſt nit die Zeit, Puſterer, wo mir zwei abrechnen! Aber ſie bleibt nit aus. Die Rechnung iſt hoch aufglaufen, ſo hoch, daſs du ſie mit all dein Hab und Gut nit abtragen kannſt, wenn ma ſo a Abrechnung überhaupt mit Gold abwägen kunnt. Kumm mit, Friedl, gegen den Menſchen darfſt nit die Hand aufheben. Warum? Kumm mit, i werd dir's ſagen."

Noch immer ſtand alles ſtumm und ſtill herum. So viel auf einmal, es konnte ſich im ganzen Dorfe niemand erinnern, hatte der Holzer Sepp noch nie geredet.

Was muſste das ſein, daſs er ſeinen Sohn verhinderte, eine ſo große Beſchimpfung vor allen Leuten zu rächen?

Willig machte man dem Vater und seinem Sohne platz, als ersterer sagte: „Macht's a Gassn frei, dass i durchkomm und an dem da nit anstreif."

Scheu wich selbst der Holzhändler zurück, als der Sepp seinen Sohn hinausführte.

Er brauchte keine Gewalt anzuwenden. Der Bursche schritt dahin, wie im Traume, keinen Blick warf er zurück. Von dieser Zeit an war der Friedl nicht mehr sichtbar im Thale. Er war wie vom Erdboden verschwunden und sein Vater, der Holzer Sepp, wurde noch verschlossener als früher, verkehrte mit seinen Kameraden nur insoweit, als es die gemeinsam zu verrichtende Arbeit verlangte.

Der Förster und sein Gehilfe aber, sowie die Jäger der umliegenden Reviere wurden bald darauf in eine geradezu unglaubliche Aufregung versetzt. Wenn sonst da oder dort ein Wilderer auftauchte, so fand man seine Spuren im Reviere, vielleicht den Ausbruch eines erlegten Rehes, oder einer Gemse. Oder man vermisste einen gesicherten Hahn, oder fand Schlingen da und dort.

Jetzt war aber ein Wilderer aufgetaucht, der mordete! Von einer ganz unglaublichen Gewandtheit unterstützt, schoss er ab, was an Wild ihm nur vor das Rohr kam. Saß sein Schuss, so kümmerte er sich nicht mehr um die Beute. Er ließ sie liegen, um an einem weit entfernten Punkte dasselbe Wesen zu treiben.

Die kreisenden Geier zeigten dann den Jägern und Förstern an, wo sie das zurückgelassene Aas aufsuchen konnten. Dieser Wilderer musste ein Wahnsinniger sein, das schien den Forstleuten eine ausgemachte Sache, denn ein vernünftiges Menschenkind konnte nicht so handeln. Einmal gelang es einem herrschaftlichen Jäger nach langem und langem Passen, dem Wilderer anzukommen. Er hatte aber nicht so viel Zeit, einen Anruf zu machen, da saß ihm schon des Wilderers Blei im Oberschenkel. Nun wusste man, wer es sei. Von Almleuten aufgefunden, wurde der Jäger zu Thal gebracht und er versicherte, in dem Wilderer, der ihn angeschossen, ganz sicher den Friedl erkannt zu haben. Der angeschossene Jäger hatte richtig erkannt. Der Wilderer war Friedl, der Sohn des Holzer Sepp.

Bitter lächelnd bemerkte der Holzer, wie er nun Tag und Nacht von Spähern umgeben war, welche alle verhofften, der Sohn werde einmal zum Vater anschleichen, oder der Vater werde seinem Sohne Schießbedarf und Proviant zubringen. Aber die konnten lange warten und spähen.

Einmal stellte der Holzer Sepp den Förster auf dem Wege ins Thal.

„Förster, bist ganz falsch dran, wenn d' vermeinst, i und der Frieder sein so grün, dass wir jetzt zammenkemen. Wissen thust's ja, dass der narrische Wilderer mein Friedl ist, da kann i dir nix abstreiten

und abreden. Abrathen kann i ihm a nimmer, denn mir geht er nit zu und seit damals, beim Wirt drunt, hab i kein Recht mehr auf ihn.

Dass der arme Bub so pocknarrisch geworden ist auf dös, was i ihm hab sagen müssen, begreif i. Du thätest es a, wenn d' drum wüsstest. Aber um mein Hüttn umer ziag dein Postn und Passer lei zrugg. 's war mir höllisch load, wenn mir amal oaner zu nachet kummet, höllisch load wär mir's. Guatn Morgn, Förster!"

Unmittelbar nach dem Auftritte beim unteren Wirt hatte der Holzhändler seine Tochter mit heimgenommen. Es gab vorher eine fürchterliche Scene. Der Vater machte der Wirtin die heftigsten Vorwürfe, dass sie seine einzige Tochter so schlecht behütet habe, und er gieng in seiner Aufregung sogar so weit, dass er sie eine Kupplerin schimpfte.

Da trat das Röserl unerschrocken vor ihren Vater hin.

„Sagt's das Wort nit noch amal. Die Wirtin hat mi behütet und betraut wie a Mutter. Daheim bei Enk, Vater, da hab i nit kennen glernt, was a anständige Wirtschaft ist, wie es zugehen soll auf an Bauernhof, wo die Ehrbarkeit der Brauch ist.

Na na, bleibt's sitzn, Vater, mit Eukern zornigen Geschrei schüchtert's mi nimmer ein, wie ehemals. Dass Ihr's wisst's, dem Friedl hab i mein Herz gschenkt aus freien Stucken und mit aufrichtiger Freud. Ihm gehör i, ihm bleib i treu und kein andern will i je im Leben angehörn. Versteht's mi, kein andern. Und so wahr mir unsere liebe Frau in der Sterbstund beistehn mög und so wahr i verhoff, einstens, und geb's Gott, recht bald, zu meiner lieben Mutter drüben in die ewige Seligkeit einzugehn, so wahr bleibt's bei dem, was i jetztern gsagt hab." —

Schon nach den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in der Heimat verfiel das arme Mädchen in ein schweres Nervenfieber.

Es war schrecklich mit anzuhören, wie sie in ihren Fieberträumen den Friedl als verfolgten Wilderer sah. Wie sie aufschrie in ihrer schrecklichen Angst, aus dem Bette springen wollte, um ihrem Geliebten zu helfen, um ihn vor den Gefahren zu warnen.

Der Vater hetzte seine Pferde fast zu schanden, um aus allen umliegenden Orten die Ärzte zusammenzuholen. Er suchte die besten Pflegerinnen auf, er that, was er nur konnte, nur um sein einziges Kind zu retten.

Sogar zum Gebet nahm er seine Zuflucht und die Wallfahrerinnen, welche für Geld den reichen Leuten die Sünden von der Seele und das Glück auf den Hals beten, machten mit dem Holzhändler die besten Geschäfte.

Die gute Natur des jungen Mädchens besiegte endlich das schwere körperliche Leiden. Es war allerdings nur mehr ein Schattenbild des

schönen, kräftigen Diandls von ehemals, welches, in einem Lehnstuhl gebettet, im Schatten der Linde vor dem Hause saß.

Der Vater hatte sich einen Stuhl aus der Stube geholt und setzte sich neben das Röserl. Er entwickelte die schönsten Pläne. Reisen wollte er mit ihr. Auf der nächsten Geschäftsreise sollte sie mit ihm in die sonnigen Gefilde Oberitaliens. Er wollte ihr Verona zeigen, dann würden sie über den Gardasee zurückkommen. Den Winter werden sie in Meran verleben und sich in dem milden Klima erholen.

Aber alle diese Versprechungen entlockten ihr nicht einmal ein Lächeln. Traurig saß sie da, wurde von Tag zu Tag schwächer, wie eine welkende Alpenrose.

Die Ärzte erklärten einstimmig, das Mädchen gehe an einem schweren Seelenleiden zugrunde, und als endlich der alte Dorfarzt geradeherausrückte mit der Sprache und auf die unglückliche Liebe zu Friedl zu sprechen kam und meinte, dass der junge Bursche die richtige Medicin wäre, das Röserl wieder gesund zu machen, da fasste der Holzhändler einen schnellen Entschluss.

Am anderen Morgen schon stieg er übers Joch, um den Holzer Sepp aufzusuchen.

Den Forstleuten war es nicht gelungen, den Friedl dingfest zu machen. Bei den abergläubischen Leuten im Thale war es eine feststehende Thatsache, dass der Wilderer mit der „schwarzen Kunst" auf gutem Fuße stehe, dass er im Besitze eines „Faustus-Büchleins" sei, und einen solchen Menschen einfangen zu wollen, das ist einfach eine Lächerlichkeit.

Da der Wilderer im Laufe der Zeit noch einen zweiten Jäger verwundete und sein Unwesen weitum in den Revieren immer sichtbarer wurde, so hatte man eine ansehnliche Belohnung auf seine Festnahme ausgesetzt.

Was aber die Forstleute noch viel mehr zur eifrigsten Thätigkeit anspornte, um den Unhold endlich in Gewahrsam zu bringen, das war der Spott der Leute, welche Forstgehilfen und Jäger in unzähligen „Vierzeiligen" verhöhnten.

Der alte Holzer Sepp saß auf einem Baumstock vor seiner Hütte. Die Arme hatte er auf seine Knie gestützt und die Hände ineinandergefaltet.

Er saß tief vorübergebeugt, so dass man weit hinter das abstehende grobe Hemd in den sonnenverbrannten Nacken sehen konnte.

Auf einem gefällten Baumstamme, dem Holzer schräg gegenüber, saß der Holzhändler. Er war über das Joch herübergekommen und hatte das Dorf gar nicht berührt. Es war ein bitterer Gang, den er da unternommen hatte, und sauer genug wurde ihm die Einleitung. Es

waren ihm allerdings einige Berichte über den Friedl als Wilderer zu Ohren gekommen; im ganzen Umfange war ihm der Thatbestand fremd.

Aber du lieber Himmel, es galt ja das Leben, das Glück seines einzigen, geliebten Kindes. Er war ja auch in seiner Jugend ein lustiger, toller, zu allen Streichen aufgelegter Bursche gewesen. Ja sogar stolz war er darauf.

Und wie steht er heute da! Reich, angesehen, fährt in einer Kutsche zur Kirche, trinkt seinen Wein im Herrenstübchen mit dem Hut auf dem Kopfe, hat an seinem Namenstage im vergangenen Sommer ganz allein aus eigenen Mitteln auf dem Ortsschießstande ein Scheibenschießen gegeben und die Musik spielte einen dreifachen Tusch, als er zum Festplatz gieng.

Zu seiner Tochter hatte er sechs Ärzte kommen lassen — ja richtig, wegen seiner Tochter war er ja da.

„Schau, Sepp, es können nit alle Leut miteinander leben wie die Turteltauben, und es ist glückli eingricht, dass es arme und reiche Leut geben thut auf der Welt.

Da greift halt amal ein Reicher an Armen unter und hebt'n in d'Höh und macht aus so an Tropf an Menschen.

I kenn mi gar nit aus, Sepp. Du redest nix und gibst kein Zeichn, dass d' die Ehr begreifst, de i dir und dem Friedl anthun möcht. Mei, zwegn warum denn nit? Wenn 's Röserl haltern schon so garaus versessen ist auf dein Friedl, gut, haben soll sie ihn, haben soll sie den Buben! I kann mir's ja erlauben, i hab's ja, übrigs hab i's.

Und nachher, du Sepp, kannst a nimmer Holzknecht bleiben. I mach di zum Aufseher bei meinen Holzlagern; verstehst? Die Leut solln zu dir Josef sagn und nit Sepp. Dös schickt si nimmer, wenn d' in meine angesechne Familie kummst. Mei na, das thät si nit schickn.

Ja und nachher schick i den Schneider aufer, der soll dem Friedl glei a drei, oder meintwegn vier Anzüg anmessn. Als Holzknecht kann der Friedl jetzt nimmer ummerlaufn.

Jetz aber Sepp, mach um's Himmels Christi Willen einmal 's Maul auf und red."

Schwerfällig stand der Holzer Sepp auf, strich sich langsam mit der flachen Hand die Haare in die Stirne und da konnte man erst bemerken, wie bleich und verfallen das Gesicht aussah.

Ohne den Pusterer anzusehen, drehte er sich um und stieß die Thüre der niederen Hütte auf.

Eine Handbewegung deutete dem Holzhändler an, einzutreten, was er auch that.

Aber über den Anblick, der sich ihm bot, wäre er bald in die Knie gesunken vor Schrecken.

Auf zwei Brettern, die quer über zwei Baumstöcke gelegt waren, weich auf grüne Tannen- und Fichtenzweige gebettet, ruhte der Friedl.

Eine frische Schusswunde in der Stirne, fast mitten zwischen den Augen, sowie das Haar waren sorgfältig gereinigt. Der Anzug zeigte allerdings die Spuren des wilden Lebens, welches der arme Bursche in den letzten Wochen geführt hatte.

Der kurze Stutzen, wie ihn die Wilderer gerne benützen, da er leicht und rasch zu verbergen, der lag mit abgeschlagener Schaftung neben der Leiche auf dem Boden. Durch das kleine Fenster der Hütte fiel ein Sonnenstrahl, in dem die Stäubchen auf- und niedertanzten gerade auf das Gesicht des Erschossenen, und es sah fast aus, als schimmere ein Lächeln um den blassen Mund. Zu Füßen der Leiche stand ein Stuhl mit einem thönernen Weihbrunnkrüglein, ein kleines hölzernes Crucifix und ein bemalter brennender Wachsstock.

Das war der ganze Schmuck.

Der alte Holzknecht schritt, ohne den Pusterer zu beachten, an das Kopfende der Leiche und strich wie liebkosend mit seiner rauhen Hand dem Friedl über die feuchten Haare. Lange, lange betrachtete er sinnend das im Tode noch schöne Gesicht desselben.

Ein schwerer Seufzer hob endlich die breite Brust des Waldmenschen, dann schritt er auf den Holzhändler zu.

„Auf der Pfandleralm, da bin i vor viele Jahr, mei, viele Jahr — grad soviele als der Friedl da hat, am Sterbbett von dem Diandl gessn, das i so gliebt hab, wie i's nit beschreiben kann, weil die menschliche Red nicht Wort gnug hat dazu.

Ehvor's die Augn zugmacht hat, hab i ihr versprechn müssn, dem Menschn, der mir mein Glück zertretn, vernichtet, zu schanden gmacht, keine Rach' nachzutragen. Dös hab i gehalten und werd's halten, bis an mei End.

Drum hab kein Furcht, Pusterer.

Wenn der Friedl a no lebet, dein Röserl kunnt er nit zum Weib nehmen, — — weil der Bruder nit sein eigne Schwester freien kann.

Der Friedl ist das Kind der Geiringer Lenerl. Kennst di jetzt aus?"

Aufächzend sank der Holzhändler in die Knie. Der Holzer redete weiter: „Wie i gsechn hab, dass da zwei Herzn zammenfindn, de sich lei wie Bruder und Schwester lieben dürfn, da hab ich dem Friedl sagn müssn, wie die Sach steht und liegt. Dös hat'n freili narrisch gmacht und in die Berg und Schrofn ummertrieben, wie a wildes Thier. Und was i ihm zuagredt hab, er war aus seiner narrischen Weis nimmer außerzubringen.

I kann's begreifen, i wär ja a amal bald so gewordn.

Du freili nit. Du haſt zelm an Geldſack, wo andere Leut 's Herz haben. Jetzt hat ſich der St. Georgner Jäger da beim Friedl a ſchöns Schuſsgeld verdient, geſtern bei die drei ſchwarzen Tannen droben, wo ſie einander begegnet ſein. A ſchöns Schuſsgeld. —

Und nit amal hart hat er's verdient, denn der Friedl hat mi erſt geſtern gfragt, ob's denn nicht gſchickter wär, er laufet an Jäger in die Händ und laſſet ſich übern Hauf'n ſchießn. —

Was i ihm geantwortet hab, auf die Frag? Thun thät i's, hab i gſagt." — — —

Zur ſelben Zeit ſaß im weichgepolſterten Lehnſtuhl unter der Linde vor dem Weberhofe das Röſerl blaſs und ſtill.

In der wachsbleichen Hand hielt ſie einen Strauß Alpenroſen, Edelraute und Edelweiß. Die Blumen hatte ſie morgens auf dem Fenſterbrette gefunden und ſie wuſste ſofort, wer ſie gebracht hatte zur Nachtszeit.

Und als ſie ſo daſaß unter der Linde, den Strauß in den Händen, wurde ſie ſo müde, ſo matt, ſo ſterbensmatt. Da kam ein Engel hergeflogen hoch über die Firnen und Gletſcher, der ſchwebte hernieder zu dem blaſſen Mädchen unter der Linde, küſste ſie auf die Stirne und die wurde bleich und kalt. Leiſe, leiſe ſtrich er mit den Fingern über die Augen und ſie ſchliefen ein, dann küſste er ſie auf den Mund und nahm ihre Seele mit hinauf in den Himmel, wo der Friedl auf ſein Schweſterchen harrte.

Die ſchwarze Katze.

Ein Begebnis aus alter Zeit von **Hans Malſer.**

So luſtig war es ſchon lange nicht mehr zugegangen im Toiſelhäuſel, als an dieſem Morgen. Schon zum erſten Hahnenſchrei waren die Kinderlein wach und wollten auf.

„Hallo!" rief der Knabe. „Heut' iſt Schweſtertag! Auf den Rathhausplatz! Mutterle, darf ich die blaue Hoſe anlegen?"

„Mein Kind", antwortete das Weib wohlgemuth, „mit der blauen iſt's nichts, die muſs erſt geflickt werden und ich hab' keine Zeit dazu. Der Riekel ihren Kittel legſt an."

„Den Kittel mag ich nimmer!" rief der Kleine.

„So bleibſt zu Hauſe!"

„Mag ich auch nicht."

„Ich leg' das roth' Jöppel an!" rief das jüngere Mädel.

„Und ich setz' die Haube mit dem gelben Band auf", sagte das ältere Mädel.

„Wollt ihr euch heute nit auch einmal das Gesicht waschen?" fragte die Mutter.

Denn sie wusste, heute würde sie mit den Kindern der Zielpunkt aller Aufmerksamkeit, der Mittelpunkt des Tages sein. Heute waren sie einmal wer!

„Heut' ist der Riekeltag!" rief das größere Mädel.

„Heut' ist der Riekeltag!" drällerte das jüngere nach.

„Die Riekel! Die Riekel! Und wie die Leut' schon zusammenlaufen, wenn die Riekel oben steht!"

Denn draußen belebten sich die Gassen, Landleute kamen hereingeströmt, das Städtchen war in Aufregung, und viele, die am Toisel-Häusel vorüberstrichen, deuteten auf dasselbe und flüsterten miteinander.

„Wann marschiert sie denn auf?"

„Schlag eilf zu Mittag!"

„Habt Ihr einen guten Platz?"

„Ein Fenster bei der Base. Und Ihr?"

„Der Nachtwächter hat gesagt, auf dem Brunnenkopf darf ich stehen."

„Einen Groschen, wenn du mir den Brunnenkopf verkaufst!"

„Schmecks!"

„Für den Stadthauptmann und seine Gnädige richten sie ein Gezelt auf, die haben's gut."

„Schau dir lieber das Toisel-Häusel an."

„Das ist's?"

„Da ist sie daheim. Hörst du das Kinderwerk lärmen, drin? Ihre Geschwister. Eine ganze Butten voll hat sie. Das schielend Weibmensch, die Alte, jetzt beim Loch schaut sie heraus. Geh lauf', das ist ihre Mutter."

„Der Riekel ihre?"

„Der Riekel ihre."

„Das Mensch soll aber sauber sein."

„Deswegen läßt sie sich halt anschauen."

„Na, eilends zum Rathhausplatz — die Leut' stellen sich schon an, später ist kein Platz."

So redeten sie miteinander auf der Gasse; der eine und der andere warf noch einen scheuen Blick aufs Toisel-Häusel, und dann vorbei.

„Mutterle!" rief drinnen das eine Mädel wieder, „gehen wir doch, sonst kriegen wir nachher keinen Platz."

„Für unsereins werden sie doch einen freilassen. Wir gehören ja dazu!" entgegnete die Mutter.

Jetzt stolperte hastig ein Mensch ins Häusel, rothes Haar, braunes Gesicht, großer Mund mit Zahnlucken, aber sonst noch jung.

Ein prickelnder Geruch gieng von ihm aus. Am Rücken trug er einen Korb, der oben mit einem blauen Tuch verbunden war. Den warf er jetzt in den Winkel und sprach: „Guten Morgen miteinand, Teufelhäusler!"

„Bist auch da, Schwefelmann?" fragte die Alte.

„Ist Kirchtag heut in der Stadt?" fragte er entgegen.

„Wohl was Fürnehmeres, mein lieber Schwefelmann."

„Wo ist denn die Riekel?" fragte er.

„Die Riekel!" lachte jetzt der halbnackte Knabe aus seinem Strohnest herfür. „Der fragt, wo die Riekel ist, he, he! Die ist doch im Rathhaus, die hat ja heut' ihren Tag."

„Was für einen Tag?"

„Die Riekel wird geheukt!"

„Dumme Krott!" schrie dem Knaben die Mutter zu und hieb ihm einen alten Fetzen an den Kopf. „Gehenkt! Was das für eine patschete Red' ist. Natürlich gehenkt! Aber nit aufgehenkt, Gott sei Dank! — Nu gehenkt wird sie!"

„Wer, die Riekel?" fragte der Schwefelmann. „Doch nit am End' heiraten?"

„Das ist gewiss! Mit der Stadtplatzsäule."

„Auf den Pranger?" kreischte der Schwefelmann. „Auf den Schandpfahl?"

„Schandpfahl!" stieß die Alte hervor. „Für unsereins gibt's keinen Schandpfahl. Für unsereins und Brut ist die ganze Welt ein Schandpfahl, und der Pranger schier eher eine Ehrensäule. Dass die Leut' doch einmal sehen, man schaut aufs Haar andern Menschen gleich."

„Die Riekel steht heut' auf dem Pranger?"

„Wirst sie doch auch anschauen gehen!"

„Und ich bin gekommen, dass ich sie heiraten will", sagte der Schwefelmann nachdenklich.

„Dem wird nichts im Wege stehen, wenn sie dich mag. Bist ja eh auch schon eingesperrt gewest."

„Nit länger als drei Tag. Eines Hundes wegen, der mir noch nit zugehört hat. Wie es bei einem Abdecker halt schon immer einmal vorkommt."

„Drei Tag ist nit viel", sagte die Alte. „Herentgegen, wenn du sonst tüchtig bist! Kannst leben mit einem Nest von deinem Gewerb?"

„Recht kamodt, seit ich die Schwefeltragerei dazugenommen hab'. — Aber meineid, Mutter, was hat sie denn angestellt, die Riekel, dass sie an den Pfahl kommt?"

„Was wird sie denn angestellt haben! Weißt eh, wie sie sind auf unsereins. Freilich was angestellt. Eine alte Katz' hat sie umgebracht. Eine schwarze Katz'. Der Allergnädigsten ihre Lieblingskatz!"

„Der Frau Stadthauptmännin ihre?“

„Auf der Stadtmauer, beim Teich unten, haben ihrer etliche Lotterbuben die Katz herumsteigen gesehen. Und die Riekel hat beim Teich ihren Kittel ausgewaschen. Und bald darauf hat man die Katz im Wasser gefunden, maustodt! — Wer wird's denn gethan haben, als die Riekel? Die hat ein giftiges Maul, die kann mit ihrem Athem Leut' und Vieh vergiften, so gut wie ich. Die ist schuld, wenn in der Stadt ein Unglück geschieht. Die hat vor etlich Wochen dem Bürgermeister einen Windbeutel an den Kopf geschmissen, wie er sie verhört hat. Darauf ist sie in die Keuchen gekommen und darauf hat sie auch den Stadthauptmann was geheißen, was, das weiß ich nit. Schönes wird's eh nichts gewesen sein. Wie sie wieder auskommt, etliche Tage nachher, ist das mit der schwarzen Katz. Alsdann natürlich! Wer kann's gewesen sein, als das rachgierige Teufel-Mensch! Sie hat's gar nit bestritten. Hilft eh nichts. Je mehr unsereins leugnet, umso größer wird die Strafe. — Und deswegen wird sie heut' auf den Pranger gestellt, dass die Leute sehen sollen, wie der leibhafte Teufel ausschaut, und des Exempels wegen, weißt!

„Eine schwarze Katz, sagst?“ fragte der Schwefelmann.

„Eine große, schwarze Katz.“

„Wann denn?“

„Nit drei Tag ist's her.“

„Am Samstag?“

„Wohl, wohl, am Samstag hat sie gewaschen.“

„Und ist's auch bewiesen?“

„Was fragst so kindisch?“ rief sie. „Beweisen, das ist für Leut', wie unsereins und Brut wohl nit vonnöthen. Mit Fingern herzeigen: Die ist's gewesen! Die hat's gethan! Bewiesen ist's. Aus ist's.“

„Teufel-Mutter, was sagst, wenn ich's beweise?“

„Hast du's leicht gesehen?“

„Dass sie unschuldig ist.“

„Wer?“

„Die Riekel.“

„Gehn wir doch, Mutterle, sonst kommen wir zu spät!“ zeterten die Kinder.

Die Alte sagte zum Schwefelmann: „Da kannst du lang reden, mein Lieber! Wenn's einmal der Stadthauptmann gesagt hat, da wird keine mehr unschuldig. Keine mehr! Gar ist's!“

„Wie du glaubst, Teufel-Mutter!“

„Gehn wir doch, Mutterle, sonst kriegen wir keinen Platz!“ drängten die Kinder.

„Hinführen willst sie, deine Kinderlein, Teufel-Mutter? Hinführen? Geh, nein!“

„Laſs ihnen die Freud'!“ rief die Alte aus, „haben eh ſonſt auch nichts, die Kröten.“

„Und wollen ihr Schweſterlein auf dem Pranger ſehen?“

„Eine rechte Kurzweil wird's ſein! Wenn die einmal auf der Kanzel ſteht, mein Lieber! Umſonſt ſteht ſie nit oben. Die wird ihnen eine Predigt halten, daſs ihnen die Grausbirnen aufſteigen! Das wird ein Schandtag für die anderen, weißt, und nit für uns!“

„Toiſel-Mutter, die Riekel wird nit viel reden auf dem Pranger“, belehrte der Schwefelmann und machte die Beine krumm. „Sie haben jetzt eine neue Erfindung gemacht. Wenn nit eine andere für die Riekel ſpricht, alsdann iſt's gefehlt um ſie. Gewiſs auch noch!“

„Iſt's wie der Will, hündiſcher als hündiſch kann man nit werden. Geſchämt haben wir uns lang genug, jetzt wollen wir aus der Schand einmal eine Ehr machen. Juſtament!“

Sie ſchlug mit der Fauſt heftig an ihren Oberſchenkel und der Schwefelmann dachte bei ſich: „Dieſes Weibsbild hat einen beſonderen Guſto! Da kennt man ſich ſchier nit aus. — Dann ſchupfte er ſeinen Korb auf den Rücken, ſagte noch: „Ich komm' ſpäter, Toiſel-Mutter. Gute Unterhaltung miteinand!“ Und ſtolperte gebückt zur niederen Thür hinaus. Etwas Geſtank blieb drinnen von Hundsfellen, Schwefel und dergleichen, ſo er im Korbe tragen mochte.

Die Toiſel-Familie war freilich eine ſchlimme Sippe. Der Mann hatte das Weite geſucht, weil ſie ihn ins Enge ſtecken wollten. Er hatte aus den Stiftsteichen Fiſche geſtohlen. Auf das hin war alles geſtohlen, was er hatte. Die gute Luft, die er ſchnappte, er ſtahl ſie den anderen weg. Dem lieben Herrgott ſtahl er den Tag ab, und als der Toiſel-Knabe auf der Gaſſe einmal befragt wurde, was denn ſeine Eltern allweil thäten, antwortete der Kleine ſelbſtbewuſst: Stehlen! — Dabei konnten dieſe Leute ſtehlen gerade am allerwenigſten, denn vor ihnen ſchloſs ſich jedes Thor und Thürlein und ſie muſsten ihren jämmerlichen Unterhalt durch Taglohn erwerben, faſt nicht anders als ehrliche Leute. Das Toiſel-Weib war die größte Verleumderin, aber die konnte der Stadthauptmann wieder darum nicht einſtecken, weil allemal das meiſte ſich als richtig erwies, was die Alte über ihre lieben Mitmenſchen ſagte. Sie hatte ein Mundwerk wie ein Schabmeſſer, und jeden Schimpf, der ihr und den ihrigen angethan wurde, gab ſie reichlich geſäuert, geſalzen und gepfeffert wieder zurück, ſo daſs man ordentlich Reſpect hatte und nur hinter ihrem Rücken gegen ſie entrüſtet zu ſein wagte. Sehr gerne würde ich von der Schärfe ihres Schabmeſſers etliche Proben zum beſten geben, allein es könnte mir dabei auch ſo ergehen, wie ihrer Tochter, der Riekel, die es der Toiſel-Mutter ſo meiſterhaft nachthat, daſs ſie

auf Grund der ertränkten Katze abgefangen werden konnte für den Schandpfahl von eilf Uhr mittags bis Sonnenuntergang.

Die Toifel-Mutter mit ihren zwei hoffnungsvollen Töchterchen waren wirklich ſchon ſpät dran. Der ganze Platz bereits voller Leute, die Auftrittſteine, der Brunnen, die Fenſter vollgepfropft. Als ſie aber anhuben, ſich durchzudrängen, wich das Volk zurück und machte faſt achtungsvoll eine Gaſſe. „Die Toifel-Leute! Die gehören ja dazu! Die werden wohl einen Ehrenplatz haben, voran!“ So kamen ſie vorwärts bis nahe ans Gerüſt, auf welchem die Säule ſtand. Dieſe war ein runder Baumſchafft und gelb angeſtrichen, ſie hatte oben und unten eiſerne Ringe mit Lederriemen. Vor dem Gerüſt waren die Sitzreihen der Stadtherrlichkeiten, etliche derſelben mit Zelten vor der heißen Sonne geſchützt. Der ſtramme Stadthauptmann mit ſeiner mageren Frau ſaßen in der vorderſten Reihe und das Dämchen nahm mit huldreichen Blicken und Geberden die ehrerbietigſten Grüße und Theilnahmsbezeigungen entgegen, die ihr von allen Seiten zuflogen. Vor dem Gerüſt auf einem Tiſchchen lag das corpus delicti, die ertränkte Katze. Die Stadthauptmännin erkannte ihr Lieblingsthier kaum wieder, ſo ſehr hatte es die gewaltſame Todesart entſtellt, und wieder trocken geworden, war es von einer fuchſigen Farbe, die ſo recht das Unnatürliche ſeines Endes bewies.

Punkt Schlag eilf kam ein Büttel, der mit langer Stange die Gaſſe freimachte. Ihm folgten zwei andere Büttel, zwiſchen ihnen die Miſſethäterin. Sehr raſch waren ſie mit ihr oben, ſehr ſchnell hatten ſie das Frauenzimmer feſtgeſchnallt an den Pfahl, um die Mitte, an den Füßen und am Halſe. Die Arme wurden ihr nach rückwärts gebunden, über der Bruſt ihr eine Tafel befeſtigt mit der Inſchrift: „Erzverleumderin, Diebin und Mörderin.“

Zimperliche Leute ſollen ſich zwar im erſten Augenblicke gefragt haben: „Wieſo Diebin und Mörderin?“ Ja, du lieber Gott, auf die einfachſte Weiſe, ſie hatte der Stadthauptmännin die Katze geſtohlen und dieſelbe im Teiche ertränkt!

Faſt großartig ſtand ſie oben, die ſtattliche Perſon, deren langes loſes Haar der Wind in Fetzen hinzauſte. Ihre ſonſt rothen Wangen waren heute ſchier noch röther, aus ihren kleinen Augen zuckte ein Blitzfeuer, das vielen durch Mark und Bein gieng. Das Brauſen der Menge war in ein dumpfes Murren übergegangen. Von den Frauen fühlte ſich manche tief befriedigt, daſs dieſes verhaſste Weibsbild endlich da oben ſtand, denn noch ſchlimmer als ihre Zunge ſchätzten ſie ihre Lippen, ihre Augen...

Und nicht zum wenigſten befriedigt zeigte ſich die Toifel-Mutter. Sie redete heimlich mit dem ehrenwerten Publico. Da haſt du's jetzt, dein Opfer, du verdammte Canaille! Nur zu! Trutz halten wir aus, wir Toifel-Leute! Dein Schimpf kann uns nit beſſer und nit ſchlechter

machen, als wir sind. Uns thut deine Meinung gar nichts, du thätest freilich wohl jämmerlich vergehen da oben vor Schand! Wir haben vor dir längst keine Schand mehr, nur sumpflackenschlechte Verachtung. — Das waren die Gedanken der Alten. Abgelenkt wurden sie durch den Schwefelmann, der plötzlich an der Ecke des Gerüstes sichtbar wurde mit seinem Korbe. Er duckte sich hinter die Bretter, wohl aus Besorgnis, dass man ihn abschaffen könnte in dieser nächsten Nähe der hohen Herrschaften.

Auf den Tisch mit der schwarzen Katze sprang nun ein Mann in schwarzem Mantel und verlas mit schriller Stimme und stotternd eine Schrift über die ausgesetzte Diebin und Mörderin, wurde dabei aber unterbrochen durch einen Aufschrei der Riekel: „Erlogen ist's, ihr Schurken, dass ich die Katz hab' umgebracht!"

„Und du gehörst doch auf den Schandpfahl, freche Person!" rief ein dünnes Stimmlein, der Frau Stadthauptmännin ihre.

Und darauf die Riekel vom Gerüste her: „Du halt dein Lugendorf, aufgebladerte Gredl! Du bist selber an den Schandpfahl gebunden, wenn man weiß, dass dein Herr Gemachel neben deiner zwei andere hat!"

„Das eiserne Häublein aufsetzen!" befahl der Stadthauptmann. Sofort waren die zwei Büttel mit einem eisernen Geflechte bereit, das sie der Riekel über den Kopf legten. Dieses haubenartige Eisengeflecht, dessen Spangen sich rings um den Kopf legten, hatte eine Vorrichtung, durch welche der Ausgesetzten die Zunge in die untere Mundhöhle niedergehalten wurde, so dass sie nun kein Wort mehr zu sprechen imstande war. Und wie die Eisenzunge schwer auf ihrer fleischigen lebendigen Zunge niederdrückte, da stieß sie noch ein paar lallende Schreie aus, aber kein Wort konnte sie mehr sagen, im Volke wurde sie ausgelacht und da schwieg sie. — Ganz jählings stand neben ihr auf dem Gerüste ein rothaariger Mensch und band an seinem Korb die Hülle los. Der Schwefelmann war's.

„Herrschaften, Bürger und Gesindel!" rief er lustig. „Weil jetzt das Teufel-Mensch nit mehr reden kann, so soll eine andere für sie reden. — Komm, Katzerl, hupf' aus dem Korb, hupf' zu deinem Frauerl!"

Aus dem Korbe schoss die schwarze Katz', unter's Gerüst hinein wollte sie fliehen, aber der fürsichtige Schwefelmann zog sie an einem langen rothen Bande wieder an sich, sprang auf den Erdboden und legte das aus- und inwendig und auch an den Pranken sehr lebendige Thier der Frau Stadthauptmännin artig auf den Schoß.

„Ist sie's, gestrenge Frau?"

Am liebsten sofort erwürgt hätte sie die Katze, wegen deren Tod im Teiche das Teufel-Mädel auf dem Pranger stand. Auch das Ableugnen gieng nicht an, denn mehrere der Herrschaften erkannten das Thier.

„Eine Hexe iſt's!" ließ die Hauptmänniu ſich hören. „Eine falſche Katze hat ſie hergezaubert, die Hexe! Dieſes Vieh hat ganz grüne Augen, mein Mutzerl, mein armes, todtes, hat blaue gehabt. Verbrennen, die Hexe!"

Der Herr Gemachel ſtieß ſie heimlich an die Seite: am beſten, ſie wäre jetzt mäuschenſtill und trachte raſch abſeits zu kommen! Denn das Volk wurde bereits unruhig.

„Die Riemen abſchneiden!" rief zuerſt eine Stimme, dann ſchrien es Hunderte und Tauſende und verwegene Männer ſprangen hinauf. Nach wenigen Augenblicken ſtand die Riekel da mit freien Gliedern und mit freier Zunge. Aber ſie ſtieg nicht vom Gerüſte, ſie ſtand oben wie eine Königin.

„Herr Stadthauptmann!" ſchmetterte ſie ihrem Richter zu, „wer ſteht jetzt auf dem Pranger?!"

Die Herrſchaften ſchätzten ſich ſehr glücklich, im Gewoge unauffällig entkommen zu können, während der Schwefelmann und Abdecker mit heller Stimme erzählte, wie er hinter der Stadtmauer die Katze abgefangen, weil ſie der Gänſefamilie des nahen Stiftes gefährlich zu werden drohte, wie er aber heute die Schwarze redlich zurückſtellen wollte gegen einen guten „Finderlohn".

Volksſtimmungen, wenn ſie umſchlagen, ſchlagen gründlich um. Im Triumph wurde die Riekel vom Gerüſte gehoben und durch die Stadt geführt, und ſo iſt für die Toifel-Leute der Schandtag wunderlicherweiſe zu einem Ehrentage geworden, der mit der Vereinigung eines Paares ſein glückliches Ende fand.

Flügeljahre — Flegeljahre!

Von **Joſef Wichner.** [1])

Wenn dem jungen Hühnervolke die Flügel wachſen, dann ſchlägt es am meiſten damit herum, und bei den jungen Leuten, alſo auch bei den Studierenden iſt es nicht anders.

Am ſtärkſten wächſt der menſchliche Körper etwa im ſechzehnten oder ſiebzehnten Lebensjahre. Da ſchießt er auf einmal, daſs man's völlig zu ſehen und zu hören vermeint, gleich dem Wunderbaume in die Höhe,

[1]) Aus „Im Studierſtädtlein". Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnaſialleben von Joſef Wichner (Wien. Heinrich Kirſch. 1896). Dieſer Aufſatz, hier etwas gekürzt aus dem vorzüglichen Buche herausgeſchält, Schülern und Erziehern beſtens ans Herz gelegt.
Die Red.

der zu Ninive in einer Nacht aufschoss, um dem Propheten Jonas als Schirm zu dienen, er reckt sich und streckt sich, dass die Knochen knacken, und selbst Eltern vermögen ihre Kinder, die sie etliche Monate nicht gesehen haben, kaum mehr zu erkennen.

Dieses Wachstum dauert erfahrungsgemäß etwa bis ins vierundzwanzigste Lebensjahr, und diese Zeit nennt man gemeiniglich die Flegeljahre.

Natürlich gilt dies mehr im allgemeinen, da es unmöglich ist, für alle Stände eine feste Norm und eine unverrückbare Grenze festzusetzen.

So ist es ja allbekannt, dass sich bei Bauernburschen die Flegeljahre in der Zeit zwischen der Militärstellung und dem Einrücken zum stehenden Heere in der elementarsten Weise äußern, dass sich aber diese Dorfplagen, kaum dass sie die Süßigkeiten der soldatischen Zucht verkosten, ihrer Wildheit zumeist gänzlich entledigen und beim ersten Urlaube als völlig neue Menschen in ihre Heimat zurückkehren.

Es wäre weit gefehlt, wollte man den Wert eines so ausgezeichneten Zuchtmittels verkennen .... nur kommt es die Völker unseres civilisierten Erdtheiles leider etwas theuer zu stehen.

Beim Studenten kürzt sich diese Zeit infolge anhaltender geistiger Beschäftigung und der Einwirkung der größten Geisteswerke aller Völker, infolge des Umganges mit gesitteten Genossen und anderer günstiger Einflüsse um ein Bedeutendes, so dass es bei bevorzugten Naturen bereits mit einem, bei anderen mit zwei oder drei Jahren abgethan ist und Studierende nur in den seltensten Fällen noch an der Hochschule oder sogar im praktischen Leben .... Flegel sind und bleiben.

Bevor ich es unternehme, aus der Summe meiner Erfahrungen und Beobachtungen ein Bild der studentischen Flegeljahre zu entwerfen, möchte ich als ein wohlwollender Freund und Vertheidiger der lieben Jugend darauf hinweisen, dass der Mangel an Lebensart, der sich in den Rüpeljahren und hie und da auch späterhin so unliebsam kundgibt, vielfach auch aus den natürlichen Verhältnissen erklären lässt, in denen viele junge Leute aufwachsen.

So waren wir zumeist Kinder armer Bauern und Kleinhäusler, Handwerker und Fabriksarbeiter aus den abgelegensten Theilen des Landes.

Daheim war es unmöglich, so gut es die Eltern auch meinen mochten, den guten Ton und die feine Sitte auch nur im ABC kennen zu lernen, und im Studierstädtlein hielt uns die Gemeinsamkeit der Armut und des niederen Ursprunges zusammen, indes dem reichen Genossen die besten Häuser offen standen und er in weltmännisch gebildeten Familien Gelegenheit fand, sich in allem und jedem wohlgesetzt betragen zu lernen.

Ich finde die nämliche Erscheinung auch heute noch, und ich würde lebhaft wünschen, dafs die Behörde den Unterrichtszweigen geradezu eine Art Anstandslehre gesellen möchte, auf dafs der arme Studierende in der Schule fände, was ihm die Familie und der tägliche Umgang leider nicht zu bieten vermag, und auf dafs er in den Stand gesetzt würde, sich den für ihn so schweren Kampf ums Dasein durch ein überall empfehlendes Betragen zu erleichtern und Hilfsquellen zu finden, die dem tüchtigsten jungen Manne, der sich nicht zu geben weiß, nur spärlich fließen.

Ich würde aber diesen Unterricht nicht in die Hände des Tanzmeisters legen, wie ich's denn im allgemeinen auch als verfrüht betrachte, wenn Gymnasiasten nach dem Rathe Goethes bei edlen Frauen anfragen, was sich etwa ziemen möchte.

Und nun wollen wir mit einigen flüchtigen Blicken betrachten, wie sich jene Jahre offenbaren, von denen es heißt, „sie gefallen mir nicht!"

Es würde mich freuen, wenn hie und da ein Jüngling vor seinem eigenen Bilde erschrecken und in die Arme der Sophrosyne, des besonnenen und menschenwürdigen Handelns, zurückkehren würde!

Fürs erste zeigt sich in den Flegeljahren ein ganz erschreckendes Misverhältnis von Körper und Geist. Der Körper ist so schnell gewachsen, dafs der Geist nicht nachzukommen vermag, und so . . . ist der dumme und ungeschlachte Junge fix und fertig.

Er zeichnet sich durch eine geradezu verblüffende Ungeschicklichkeit aus. Er weiß um alles in der Welt nicht, wo er seine langen Beine und wo er seine langen Arme hinthun soll, die unaufhaltsam aus den Kleidern herausrücken, also dafs der Schneider eigentlich fortwährend Arbeit hätte, wenn der junge Mann halbwegs anständig einhergehen sollte.

Arme Studierende, deren Kleider auf dem Leibe bleiben müssen, auch wenn sie nicht mitwachsen, sehen daher völlig den Störchen gleich, und der Professor, der da vor der ersten Bank im Amte wandelt, ist in beständiger Gefahr, über die entsetzlichen Beine zu stolpern, die bald da, bald dort zum Vorschein kommen.

Gegen solche Ungeschicklichkeit kämpfen freilich die Götter vergebens, und es wird auch niemandem einfallen, die Jugend für einen gewissen Übereifer der Natur verantwortlich zu machen. Aber gegen einen zutage tretenden, bedauerlichen Mangel an Selbstbeherrschung und gegen eine Unzahl gewaltsamer Lebensäußerungen, die sich vor Beginn des Unterrichtes am störendsten bemerkbar machen, mit allen Mitteln anzukämpfen, das ist denn doch Pflicht der Selbsterhaltung; denn . . . . „wehe, wenn sie losgelassen!" . . . . sie wären imstande, das Gymnasialgebäude an einem Tage abzubrechen.

Der Lehrer vermag die braven Büblein der ersten, zweiten und dritten Classe, die ihn wie einen Vater verehrten und jedes Wort, das

aus ſeinem Munde kam, für Gottes Wort hielten, die in anmuthender Kindlichkeit durch eine freundliche Miene beglückt waren und bei einem ernſten Blicke in Thränen ausbrachen, er vermag dieſe lieben Büblein in den eckigen Bengeln kaum mehr zu erkennen, die jeden unbewachten Augenblick benützen, um Püffe auszutheilen, um ſich die Köpfe blutig zu ſchlagen, um ohne jeden vernünftigen Grund ein Indianergeheul auszuſtoßen, und die, wo immer es angeht, einen Zerſtörungstrieb offenbaren, dem nichts heilig iſt, nicht die Schulbank und nicht die Kirchenmauer, nicht das Schulbuch und nicht der Gartenzaun.

In dieſen Jahren können ſich die jungen Leute faſt unmöglich in aller Ordnung aus der Anſtalt entfernen; es muſs geſprungen und gehüpft ſein, man muſs drei Stufen der Stiege auf einmal nehmen und blindlings mit dem Kopfe gegen eine Wand oder gar gegen einen Profeſſor rennen, man muſs auch in den Straßen und Gaſſen der Stadt jeden Altersgenoſſen anrempeln, jeden Stein mit dem Fuße weiterſchieben und da und dort etwas muthwillig verderben!

Solche junge Leute gefallen ſich auch in den roheſten Redensarten, die ſie wohl von Schuſterbuben oder Maurergeſellen mögen aufgeleſen haben, und es iſt kaum glaublich, welcher Ton manmal unter jungen Leuten herrſcht, die ſchon ſechs oder ſieben Jahre auf den Gymnaſialbänken geſeſſen ſind und aus den reinſten Quellen des Guten, Wahren und Schönen geſchöpft haben.

Es gibt ſogar unter den Studierenden — faſt ſcheue ich mich, es zu ſagen — etwelche, die ſich nicht entblöden, ihren Eltern gegenüber die heilige Pflicht der Ehrfurcht zu verletzen und ihnen durch grobe Worte oder mürriſches Schweigen, durch verächtliche Nichtbeachtung ihrer ſo wohlgemeinten Rathſchläge und Mahnungen oder geradezu durch offenen Ungehorſam bitter wehe zu thun und einen Nagel um den anderen in ihre Särge zu ſchlagen.

Es iſt ſchon vorgekommen, daſs ein Kind, ja daſs ein Student die Eltern getödtet hat, ohne daſs die Gerichte eingeſchritten wären; denn die Gerichte ſtrafen nur den gewaltſamen Mord, ſie ſtrafen nur den, der den Leib verwundet!

So findet das Kind, das Tag für Tag die Nadelſtiche der Liebloſigkeit ins Elternherz verſenkt und nicht abläſst, bis die Schollen auf den Holzſarg poltern, keinen . . . irdiſchen Richter, wohl aber einen, der die Verletzung der Kindespflicht furchtbar rächt; denn . . . wie könnte es dem gut gehen auf Erden, der Vater und Mutter nicht geehrt hat?!

Den rohen Ton, von dem ich eben ſprach, vernimmt man auch, wenn ſich junge Leute dieſes Calibers über ihre Profeſſoren beſprechen; denn die Urteile über Männer, die in einem zweifelsohne gar ſchweren und verantwortungsvollen Berufe ihr Leben verbringen und, wie die

Statistik ausweist, zumeist . . . opfern, klingen nichts weniger als gewählt, und es hat oft fast den Anschein, als wollten sich die Bürschlein grundsätzlich über alles hinwegsetzen, was irgendwie an guten Ton und feine Sitte gemahnen mag.

So zum Beispiel fällt es ihnen nicht im Traume ein, verdiente und allgemein verehrte Männer oder die ihnen gewiss bekannten Professoren einer anderen Anstalt desselben Ortes zu grüßen, und sobald sie dem Gymnasium früher oder später den Rücken kehren, kennen auch sie ihre früheren Lehrer nicht mehr, weil sie dieselben nicht mehr . . . brauchen!

Leider . . . leider gibt es auch manchmal Eltern, die vor dem Lehrer „katzbuckeln", solange ihre Kinder der Schule angehören, die aber über den Lehrer hinweg in die Luft schauen, sobald die Herren Söhne über die Schwelle ins Freie getreten sind, um nimmer wiederzukehren!

Von solchen Bäumen kann man natürlich keine guten Früchte erwarten!

Das Wesen der Flegeljahre bekundet sich ferner in allerlei „Ulken", die im allgemeinen nicht so böse gemeint sind, denen sogar ein gewisser Witz nicht abzusprechen ist, die aber immerhin von wenig Lebensart Zeugnis geben und daher im Zeugnisse in der Rubrik „sittliches Verhalten" ihre Wertschätzung und Würdigung finden.

Studentenstreiche! Wer wüsste ihrer nicht genug mit lachendem und, wenn er der Pedell des Studierstädtleins ist, mit schmerzlich verzogenem Munde zu erzählen!

Jedenfalls mag's dem armen Pedell nicht gar angenehm gewesen sein, da ihm die Herren Octavaner, deren Kneipgeheimnisse er in dunkler Nacht ergründen wollte, unvermuthet einen Mehlsack über den Kopf stülpten, unten zubanden, den Inhalt weidlich durchwalkten und schließlich im Stadtparke liegen ließen, bis sich zur Arbeit gehende Werkleute des wimmernden Männleins erbarmten.

Mehr oder weniger ins Gebiet der Ulke, aber mit „praktischen Tendenzen" verbunden, gehören alle jene Kniffe, durch welche sich faule Studenten, ohne den Schweiß ehrlicher und förderfamer Arbeit zu vergießen, eine gute Note ergattern wollen.

Auch die Zahl dieser Kniffe ist Legion, und den Lehrer möchte ich kennen, der mit einem heiligen Eide zu bekräftigen sich getraute, ihm sei keiner zu gescheit, er sei noch nie betrogen worden!

In etwelchen Kniffen aber zeigte sich so recht . . . die Dummheit der Flegeljahre, so z. B. wenn ein Studio die auswendig zu lernenden Verse einer Dichtung mit bewunderungswürdiger Sorgfalt auf die Stulpen seines Hemdes schrieb und nicht bedachte, dass es ihm nicht ein Drittel der verwendeten Zeit und Mühe gekostet hätte, selbe seinem Gedächtnisse einzuprägen und sich ein geistiges Eigenthum zu verschaffen!

Das Vergnügen, den Lehrer „betackelt“ zu haben, geht solchen Jungen weit über das Vergnügen, ihre Kenntnisse zu bereichern, wie es denn gemeiniglich überhaupt gar lange dauert, bis sie zur Einsicht kommen, weswegen sie eigentlich die Schule besuchen.

In diesen Jahren bestreben sich die jungen Leute endlich, es in allem und jedem den Erwachsenen gleich zu thun oder sie womöglich noch zu übertreffen, und sie ahnen nicht, wie lächerlich sie sich dadurch in den Augen eines jeden vernünftigen Menschen machen.

Während der wahrhaft Gebildete in seiner Tracht und in seinem Gehaben alles Auffallende meidet, fühlen sich die jungen Herren gerade zu allem Absonderlichen mit magischer Gewalt hingezogen, und wenn man beachtet, welche Dinge sie für „fesch“ halten, möchte man beinahe glauben, es sei ihnen jeglich Gefühl für Schönheit und Harmonie abhanden gekommen.

Da stolzieren die einen mit ungeheueren Schlapphüten einher, die einen Regenschirm entbehrlich machen, und lassen ihre Locken auf die Schultern hinabwallen, die anderen tragen gleich den Viehhändlern ein schweres Bündel geschmackloser Uhranhängsel an der Kette, wieder andere schielen aus Nasenklemmern, von denen Seidenstricke zuthal baumeln, mit Selbstbewusstsein auf die Menge, und noch andere schwingen kurze, dicke Knüppel, deren Zweck kein Mensch zu errathen vermag.

Über das Tabakrauchen, das denn doch bei mäßigem Genusse nur den Erwachsenen bekömmt, einen sich ausbildenden Organismus aber schwer schädigen kann, habe ich mich schon wiederholt in unzweideutiger Weise geäußert.

Mir und manchem meiner Studenten-Kameraden kam das vornehmere und in guter Gesellschaft eher geduldete Cigarrenrauchen viel zu theuer zu stehen, und also wandten wir unsere Sorgfalt den Pfeifen zu und bildeten uns umsomehr ein, je dicker das Rohr, je bunter die Quaste und je größer der Fassungsraum unseres „Systemes“ war, und wer sich noch den Luxus eines schönen Gemäldes auf dem Porzellankopfe zu gönnen vermochte, der wurde viel beneidet.

Mein „Kopf“ wies damals die Büste eines ehrwürdigen Greises und war so schwer, dass ich stets beide Hände nöthig hatte, um zu verhüten, dass das qualmende Ding nicht etwa dem Gehege der Zähne entfalle.

Dessenungeachtet war dieses wuchtige System meine treue Gefährtin auf meinen Spaziergängen, und ich war nicht wenig stolz, als mich unser Director einmal einen guten Feuerwerker pries . . . dass der gute Mann, unter dessen Leitung ich mir späterhin die ersten Sporen im Lehramte verdiente, mich hänselte, fiel mir nicht im Traume ein.

Hätte er mir in aller Wohlmeinung gerathen, ich möchte doch das Ungethüm einem Museum einverleiben, so hätte ich ihm wohl mit Be-

rufung auf die Disciplinargesetze, die das Rauchen in der „Bude“ und außer der Stadt ohne weitere Einschränkung gestatteten, mit Pfeffels altem Husaren geantwortet:

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!“

Einmal aber sollte ich's doch deutlich genug merken, dass solch eine Riesenpfeife . . . zumal in Straßen und Gassen, nicht in den Mund eines Studierenden passt.

Eine Seiltänzergesellschaft ließ während der Ferien auf dem Marktplatze meines Geburtsstädtchens unter freiem Himmel ihre Künste sehen. Natürlich stand ich mit meiner gewaltigen Pfeife auch unter den Gaffern, obschon ich keinen Kreuzer Geld im Sacke hatte.

Als jedoch eine ältliche Dame im Flitterstaate mit einem Teller „absammelte“, suchte ich mich zu drücken, wurde aber erwischt und vor allen Leuten derb gescholten, ich solle mich doch schämen, solch einen „Kloben“ im Maule zu tragen und dabei den Künstlern den sauer verdienten Lohn vorzuenthalten u. s. f.

Wahrhaftig . . . ich schämte mich bis unter die Haarwurzeln . . . umsomehr, als alle, die auch nur einen halben Kreuzer in den Teller geworfen hatten, der Feuerfresserin beistimmten . . . . aber die Pfeife opferte ich doch nicht!

Mit dem Rauchen hängt auch das Trinken zusammen.

Denn . . . ach . . . es ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache, dass es nicht nur viele Studierende an den Hochschulen, sondern auch manche an den Mittelschulen . . . im Saufen[1]) zur Meisterschaft gebracht haben, dass das Blutgeld, das der Vater im Schweiße des Angesichtes verdient und Mütter und Geschwister sich vom Munde absparen, in frevlerischem Leichtsinne dem alles verschlingenden Moloch „Fass“ in den Rachen werfen, dass sie, aller Ideale bar, des Lebens Um und Auf in den nächtlichen Schlemmereien erblicken, dass sie vom Rausche zum Katzenjammer und vom Katzenjammer wiederum zum Rausche taumeln, dass sie endlich . . . geistig verblöden und körperlich an irgend einem Magen- oder Lungenleiden elendiglich zugrunde gehen!

Wir hatten sogar, eine Hauptbeschäftigung vieler Hochschüler vorwegnehmend, eine förmlich geregelte „Kneipe“ mit einem Senior an der Spitze und mit allen Ehrenämtern, deren so ein „Bierstaat“ bedarf, um lebensfähig zu sein.

Die Direction hatte uns in der Erwägung, dass die Jugend nun einmal ulken und spielen muss und dass es vielleicht besser ist, wenn die Jünglinge unter sich etwelche Lieder singen und etwelche meist recht harmlose Reden halten, wenn sie sich an den „urigen“ altüberlieferten Kunst-

[1]) Ich wähle für das sinnlose und der Gesundheit im höchsten Grade nachtheilige Hinunterstürzen ungezählter „Ganzer“ absichtlich keinen edleren Ausdruck!

wörtern ergötzen und einmal in der Woche „Fass“ und „Flaus“, „Zapfen“ und „Spund“ heißen wollen, dass das trotz mancher Unzukömmlichkeiten und Übelstände immer noch besser sein mag, als wenn sie sich einzeln in die niedrigsten Spelunken, in die Höhlen des Lasters verkriechen, in dieser Erwägung hatte sie uns die Errichtung einer regelrechten Kneipe gestattet; aber ... sehr zu unserem Leidwesen durften wir keine Art von Abzeichen tragen ... und dieses strenge Verbot ... verleidete uns nach mehreren Monaten die geregelte Kneiperei von selbst ... ob nicht der gute Director darauf gerechnet hatte?

Bekanntlich sagte einmal ein Mädchen, dem die Eltern nicht verstatten wollten, im neuen Rosakleidchen an einer Beerdigung theilzunehmen, schluchzend:

„Wenn ich das Rosakleid nicht anziehen darf, so ... freut mich die ‚ganze Leich‘ nicht!“

So gieng es uns mit der Kneiperei, da wir des farbigen Bandes oder des Bierzipfels entbehren mussten!

Schließlich — um mit der Charakteristik der Flegeljahre nicht länger zu langweilen — spielen sich die jungen Leute nicht ungern auf die Politiker hinaus.

Das war damals schon der Fall und ist es heute in noch viel höherem Grade.

Damals kannte man im Studierstädtlein freilich nur die „Schwarzen“ und die „Rothen“ oder, wie die Kunstausdrücke heißen, die „Conservativen“ und „Liberalen“, indes die traurige Gegenwart so viele Parteiungen und Sonderinteressen aufweist, dass ein Diogenes mit der hellsten Laterne ... kaum Menschen fände.

Auch wir grünen Jungen waren demnach in zwei feindliche Lager gespalten und bekämpften uns hie und da fast ebenso hitzig und ebenso ... handgreiflich, wie die grünen Jungen am Ausgange des Jahrhunderts, die, von den Alten vielfach aufgestachelt, den Rassenhass und Classenhass sogar in die Schule tragen und die Lehrer zu ernstem Einschreiten nöthigen.

Alles in allem ... Flügeljahre ... Flegeljahre!

Ein Capitel für Schriftsteller.

„So oft ein Schriftsteller berühmt wird, wird ein Verleger reich.“ Dieses Sprüchlein hat einst ein österreichischer Autor dem Stuttgarter Großverleger Eduard Hallberger ins Stammbuch geschrieben. Der Herr Commerzienrath soll darob dem Sprüchleinschreiber lächelnd auf die Achsel geklopft haben. Insofern es ihn angieng, konnte er's nicht leugnen. Wie es Poeten gibt, denen's nur mit Mühe gelingt, ihre Armut zur Noth zu verdecken, so gibt es Verleger, die ihren überquellenden Reichthum nicht mehr verbergen können. Ehret diesen Reichthum, er ist blutig schwer erworben, er stammt aus den fortwährenden Verlusten, die ein Verleger bei seinen Verlagswerken hat. Nur manchmal — höchst selten — ist ein Buch darunter, dessen leidliche Gangbarkeit die anderen Ausfälle wenigstens annähernd wett macht. Im übrigen Verlust, Osterkrebse, fruchtlose Reclamekosten, von den horrenden Herstellungskosten, Honoraren, Rabatten, Lagerzins, Remissionskosten u. s. w. u. s. w. gar nicht zu sprechen. Immer heißt es, Geld und Geld hineinstecken, das sich vielleicht erst in ferner Zukunft oder viel wahrscheinlicher gar nie rentieren kann. — Sehen Sie, und daher der Reichthum der Verleger. — Doch, ist der Sarkasmus wohl auch berechtigt?

Wir wollen mit unserer gegenwärtigen Betrachtung ins Ernsthafte hinüber. Und da begegnen wir der Thatsache, dass die deutschen Schriftsteller und Verleger mit wenigen Ausnahmen — gegen einander auf gespanntem Fuße stehen. Die Verleger sind „Blutsauger“, die Autoren sind „nie zu befriedigende Phantasten.“ — Dichter und Schriftsteller — auch die pessimistischen — sind Optimisten, sobald es sich um die Vorzüge und Gangbarkeit ihrer eigenen Werke handelt. Die Lyriker müssen ja bekanntlich subjectiv empfinden. Nun glauben sie als subjectiv Empfindende natürlich, dass jeder andere für ihre Poesien sich ebenso leidenschaftlich interessiere, als sie selbst. „Und wenn auch nur“, rechnete mir so einer einmal vor, „von den Gebildeten jeder hundertste — jeder hundertste sage ich! — mein Buch kauft, so müssen in kurzer Zeit viele Tausende von Exemplaren abgesetzt werden.“ Wenn ihm dann nach Jahresfrist der

Verleger mittheilt, daſs von ſeinem Werke fünfzig Exemplare verſchenkt und dreizehn verkauft worden ſeien, ſo kommt der Poet natürlich auf den Gedanken, daſs es hier nicht mit rechten Dingen zugehe. Es iſt bei ſolchen Büchern bekanntlich ſchon geſchehen, daſs der Verleger nicht ein Exemplar verkaufen konnte, daſs hingegen *mehr* Exemplare zurückgekommen waren, als er in Commiſſion gegeben! Es hatten ſich nämlich von den Recenſions- oder Freiexemplaren etwelche in den Buchladen des Sortimenters verloren und die durfte der Verleger wieder zurückkaufen.

Anfangs geht alles gut. Wenn der Dichterjüngling einen neuen Verleger findet, iſt er für ihn eitel Feuer und Flamme, wie für eine erſte Liebe. Der Verleger iſt aber auch zu nett. Im Gegenſatze zu anderen, die vom Autor ſogar die Druckkoſten, und zwar im vorhinein erſetzt haben wollen, iſt er bereit, den Verlag des Werkes bedingungslos zu übernehmen, er bewilligt zwanzig Freiexemplare, er ſtellt dem Autor nach Abſatz von fünfhundert Exemplaren ſogar ein Honorar in Ausſicht, ſowie auch, daſs er jede nothwendig werdende weitere Auflage honorieren wird. Der glückliche Dichter fühlt ſich bereits als gemachter Mann. Aber ſiehe, die Zeit, da fünfhundert Exemplare abgeſetzt ſind, ſie kommt nicht. Er wartet Jahre lang, und ſie kommt nicht. Er fragt ſo oft beim Verleger an, was es denn ſei? bis dieſer unwirſch oder ſeufzend antwortet, die Auflage liege noch größtentheils im Magazin wie Blei, das Buch gehe nicht. Selbſtverſtändlich ſcheint dem Autor das ganz unbegreiflich und er geſellt ſich nun dem Chore jener Schriftſteller bei, die das Lied von der unrechtmäßigen Bereicherung der Verleger auf Koſten der Autoren ſingen.

Wer aber das liebe deutſche Publicum kennt, wie ſchrecklich gerne es Bücher kauft, und wer den literariſchen Schmarn kennt, der da von der deutſchen Dichterdilettantenlegion alljährlich erzeugt wird, der glaubt dem Verleger die Elegie von den „Ladenhütern“ aufs Wort. Wenn er nicht ſelbſt daran zu Grunde geht, ſondern möglicherweiſe noch reich wird, ſo ſind wohl nicht ſolche Autoren ſchuld, ſondern irgend ein anderer Zweig ſeines Geſchäftes — die Schulbücher, die Gebetbücher, wiſſenſchaftliche oder Fachwerke u. ſ. w.

Dieſe Thatſache iſt eine allgemeine. Ausnahmen gibt es nur dort, wo beſondere literariſche Talente und Erſcheinungen auftauchen, die vermöge ihrer Eigenart, vermöge ihrer Repräſentation des Zeitgeiſtes oder des Geſchmackes zu Lieblingen des Publicums werden. Da geht es verhältnismäßig leicht und gleich anfangs ohne viel Wagnis. Wenn für ſolche Auserwählte Reclame gemacht wird, ſo ſteigert ſich ihr Ruf ſchneller, aber unverläſslicher; wenn nicht für ſie Reclame gemacht wird, ſo wächſt ihre Verbreitung langſamer und ſolider. Und das ſind thatſächlich die Vertreter der Literatur. Das ſind die Erſcheinungen, die von keinem Buchhändler gemacht und von keinem Recenſenten vernichtet werden können. Auf ſolche

Auserwählte bezieht sich der Spruch, der dem arglosen Commercienrath Hallberger versetzt worden ist. Es gibt kaum einen eigenartig begabten Schriftsteller, von dem behauptet werden könnte, dass er — einmal aufgetaucht — ohne Verlegerprotection hätte zu Grunde gehen müssen. Es gibt aber zahlreiche Verlagsgeschäfte, bei denen es klar daliegt, dass sie durch irgend einen beliebten Autoren zu Ansehen und Blüte gekommen sind. Wenn sich die Verleger um einen Autor reißen, so thun sie's lediglich nicht in der Meinung, ihn noch berühmter und bedeutender zu machen, sondern vielmehr in der begreiflichen Absicht, mit dem Namen ihren Verlag zu schmücken, mit dem Ertrage seiner Werke ihr Geschäft zu heben. Alle Achtung vor einem Verleger, der das offen eingesteht und nicht mit heuchlerischen Phrasen den Autor zu bethören sucht. Es hat gewiss vornehme Verleger gegeben und gibt ihrer noch, die thatsächlich aus Wohlwollen für einen Autor, aus Neigung zu seiner literarischen Richtung, aus Liebe zu seinen Werken Opfer bringen und seine Verbreitung uneigennützig fördern.

Der Durchschnittsverleger jedoch ist Geschäftsmann, nichts als Geschäftsmann und soll es sein. Und der Autor soll, wenn er zum Verleger geht, seinen idealistischen Standpunkt, seine liebe Vertrauensseligkeit daheim lassen. Der Verleger ist Kaufmann, so sei der Autor Fabrikant. Doch wohlgemerkt, nur dem Verleger gegenüber, nicht etwa auch für das Publicum!

Es ist zwar schwer glaublich, aber es kann doch geschehen, und ist schon geschehen, dass ein Verleger zu einem seiner Autoren hintritt und sagt: „Ihre Bücher gehen zwar sehr gut, aber ich kann Ihnen doch nur ein geringes Honorar geben, denn der Gewinn Ihrer Werke muss mir den Verlust decken, den meine übrigen zahlreichen, nicht gangbaren Verlagsartikel mir bringen." Wird der Autor, dessen Werke „gehen", sich in solchem Falle berufen fühlen, gerade diese Verlagsfirma, die so viel Schund verlegt, zu stützen, emporzubringen, damit sie noch mehr Schund verlegen kann? Wird der Autor glauben, dass er sein Talent von Gott darum erhalten hat, um einen — noch obendrein schlecht speculierenden — Geschäftsmann vor dem Bankerott zu schützen? Nein, er wird als Geschäftsmann antworten: „Herr, ich kann auf das rechtmäßige Honorar für meine Werke nicht verzichten zu Gunsten schreibseliger und ehrsüchtiger Dilettanten, welche der Literatur nur schaden und sich selber schließlich die größte Enttäuschung bereiten. Ich brauche mein Honorar zur Deckung meines Lebenscontos. Ich erfreue mich eines vollgerüttelten Kreises von häuslichen Sorgen oder ich führe mein aus idealem Schaffen entsprossenes Geld wieder idealen Zwecken zu, und dass Popularität vielfach verpflichtet, dürfte Ihnen auch einleuchten."

Was wird auf solche Auseinandersetzungen folgen? Ein Conflict. Und was folgt dem Conflicte? Dass der Autor nachdenkt über das gegenwärtige Verhältnis in Deutschland zwischen Schriftsteller und Verleger

im allgemeinen und wie es einzurichten wäre, daſs beide Theile stets zu ihrem Rechte kommen. Und nun fällt ihm etwas ein, das freilich im Grunde nichts Neues ist, das in Frankreich und manch anderen Ländern längst eingeführt sein soll, zu dessen fachmännischer Auseinandersetzung aber ein genau eingeweihter Geschäftsmann gehört. Vielleicht will der Heimgärtner den Unterricht eines solchen später bieten. Heute will ich, der allerdings unpraktische Schriftsteller, einmal zeigen, wie ich mir die Einrichtung denke und wie ich mir's thatsächlich eingerichtet habe. Daſs die Einrichtung möglich ist, beweisen Thatsachen.

Vor Jahren hat mir ein Leipziger Verleger folgenden Vorschlag gemacht: „Ich bewerbe mich um Ihr neuestes Werk, bewillige Ihnen aber principiell im voraus kein Honorar. Sie haben das Werk verfaſst. Ich werde es vorläufig in sechstausend Verkaufsexemplaren drucken und zu vier Mark vertreiben. Das Verlagsgeschäft wird insoferne als ein gemeinschaftliches betrieben, als Sie von dem (nach Abzug der von mir allein zu verauslagenden Herstellungs- und Vertriebskosten sich herausstellenden) Reingewinn einen Antheil von sechzig Percent erhalten. Von diesem Reingewinne garantiere ich Ihnen sechstausend Mark, welche sofort bei Übernahme des Manuscriptes ausbezahlt werden. Ich führe über Ihr Werk ein eigenes Buch, das Ihnen zu jeder Zeit offen steht. Im Juli eines jeden Jahres halten wir Abrechnung. Außerhalb der Buchausgabe bleibt Ihnen das Verfügungsrecht über Ihr Werk vorbehalten."

Ein Verleger, der principiell kein Honorar gibt! So einer wäre der Schrecken der Schriftstellerwelt. Ein Verleger, welcher dem Autor sechzig Procent vom Reingewinn zusagt! Der dürfte hinwiederum der Schrecken seiner Collegen, der Buchhändler sein. Besonders solcher Buchhändler, die es schon als eine persönliche Beleidigung empfinden, wenn ihnen von einem fürwitzigen Autor zugemuthet wird, daſs sie mit diesem den Reingewinn zur Halbscheid theilen sollen.

Das naive Publicum wird allerdings hier aufhorchen und fragen: Wie? Hälfte des Reingewinnes? Der Autor hat das Werk geschaffen und soll nicht mehr Gewinn davon haben, als der Verleger, der es bloß geschäftlich vertreibt? — Liebes Publicum, daſs dich Gott erhalte! Viele deutsche Autoren, und ich spreche noch von den namhafteren, wären zufrieden, wenn sie vom Gewinne ihrer Werke zwanzig Percent bekämen! Den kleinen Bruchtheil des Reingewinnes, *wenn* er überhaupt gezahlt wird, bekommt der Autor unter dem Titel „Honorar", gleichsam, als sei es eine freiwillige Ehrengabe. Als ob er von rechts- und geschäftswegen gar nichts zu beanspruchen hätte!

Der Schöpfer eines Werkes soll naturgemäß sein Werk selber drucken, verlegen und vertreiben. Weil er dafür zumeist zu arm und zu unpraktisch ist, so gibt er sich einem Verleger hin; dieser als geschäftlich

der Stärkere, kann mit ihm machen, was er will. Geht das Werk nicht, so will er ja natürlich kein Honorar geben, sondern klagt, dass er sein gutes Geld zugesetzt habe. Und findet das Werk Absatz, so will er auch nicht viel geben, weil er ja das Risico gehabt habe. Das Risico ist eine stehende Ausrede. Deshalb soll es im Verlagsgeschäfte so eingerichtet sein, dass der Autor gemeinsam mit dem Verleger das Risico trägt. Die Folge davon, dass er auch an dem Gewinne den richtigen Antheil hat. — Wenn jemand bei solcher Einrichtung nach der Möglichkeit einer Controle frägt, so verweise ich ihn auf die für jeden Autor, respective für jedes Werk gesonderte Buchführung. Wie sieht es hingegen mit einer Controle aus, wo Hunderte von Verlagsartikeln aller Art in einen Topf zusammengeworfen werden! Übrigens ist da, wo der Autor sowieso pauschaliter abgefertigt wird, eine Controle nebensächlich.

Ich habe dann mit jenem Leipziger Verleger paktiert, der kein Honorar zahlt, sondern den guten Antheil vom Gewinne für alle Zeiten und Auflagen in Aussicht stellt und einen Theil desselben garantiert. Ich habe diesen Pakt nicht zu bereuen. — Ein solcher Vertrag ist für beide Theile vortheilhaft. Er hebt für den Verleger principiell das Risico auf, er belohnt den Autor im Verhältnis zum geschäftlichen Werte seines Werkes. Geht dieses Werk gut, so bekommt er seine stattliche Summe, geht es schlecht, so muss er's eben auch leiden. Ein solches Verhältnis zwischen Autor und Verleger, so unbequem es manchem auch sein möchte, ist das einzig richtige.

Und so meine ich, dass die deutschen Autoren darauf hinarbeiten sollten, dass das Verlagsgeschäft überall beiläufig nach dem Grundprincipe jenes Leipziger Verlegers eingerichtet werde. Ein Autor, der das nicht wollte, der auf sein festes Honorar in anticipando bestünde, er würde sich dem Verdachte aussetzen, als hätte er kein Vertrauen auf den Absatz seines Werkes und als wollte er auf Kosten oder Risico des Verlegers sich sein Sümmchen sichern.

Nun sind aber unsere deutschen Schriftsteller — unter wenigen Ausnahmen — nicht so gestellt, dass sie, nachdem das Werk vollendet, gedruckt und verschickt ist, noch warten könnten auf das Fälligwerden eines allfälligen Reingewinnes. Das hat auch der Leipziger Verleger gewusst, als er auf Rechnung des zu hoffenden Gewinnes eine Summe vorausbezahlte. Das musste er allerdings auch auf sein Risico thun, genau wie die Auszahlung eines Honorars im vorhinein. Aber das kommt, ebenso wie jenes, auf freien Willen und auf Vereinbarung an. Wo der Name und der Wert des Autors einen Gewinn sicher voraussehen lässt, wird der Verleger gerne eine Garantie leisten, sonst allerdings nicht. Der junge, noch unbekannte Autor, dem gerade eine materielle Förderung vielleicht am nothwendigsten wäre, der wird schwerer einen Gewinn garantiert und

im vorhinein ausbezahlt bekommen. Aber ein ſolcher bekommt ja ebenſo ſchwer auch bei unſerer alten Einrichtung ein Honorar. Iſt es ein ausgeſprochenes Talent, weiſt ſein Werk Eigenſchaften, die Erfolg verſprechen, ſo wird ein Verleger ebenſogerne einen Theil des zu hoffenden Gewinnes vorausbezahlen als ein Honorar. Der Unterſchied iſt, daſs es bei dem einmal bedungenen und bezahlten Honorar ſein Bewenden hat, während der Gewinnantheil fortläuft durch alle Auflagen und jedes verkaufte Exemplar dem Verfaſſer ſeine Groſchen bringt.

Ich möchte übrigens nach den gegenwärtigen Zuſtänden jedem Autor, auch dem noch ganz unbekannten, rathen, kein Manuſcript in die Hand eines Verlegers zu geben, ohne dafür ein Honorar oder einen Gewinnantheil ſofort ausbezahlt zu verlangen. Und wenn es auch nur wenige Gulden oder Mark ſind. Aus Princip, damit der deutſche Verleger es ſich angewöhnt, von armen Teufeln nichts umſonſt zu nehmen. — Und jedem Verleger möchte ich empfehlen, kein einziges Manuſcript anzunehmen, das nicht ſo viel Garantie in ſich trägt, um dem Autor einen, wenn auch noch ſo geringen materiellen Lohn im vorhinein zu ſichern. Jedes Werk ſoll genau und ſtrenge geprüft werden, bevor es gedruckt wird; wo es zweifelhaft ſteht, dort einfach ablehnen, wo ein Wert gefunden wird, dort dem Verfaſſer ſeinen Lohn zuerkennen. Das Verſuchen mit dem Publicum, das vage Herumtappen in geſchäftlichen Nebeln taugt nicht, der Verleger kann ſein Geld dabei verplempern und der Autor wird ſich immer noch einbilden, er ſei betrogen worden. Und dabei werden unter der Spitzmarke „Literatur" Geſchreibſel in die Welt geworfen, die den Geſchmack des Publicums entweder ganz verwäſſern oder die Leute vom Bücherleſen endlich vollkommen zurückſchrecken.

Im deutſchen Volke — dem gebildeten! — gibt es ohnehin ſchon mehr Schreibende, als Leſende. Fürs Leſen kriegt man nichts und wieder nichts, fürs Schreiben wird man berühmt und ſpäter vielleicht ſogar reich. Natürlich erſt ſpäter! Vorläufig kommt's freilich drauf an, auf Honorar zu verzichten, ja ſogar die Herſtellungskoſten des Buches ſelbſt zu beſtreiten! Es gibt „Verleger", deren ganzes Geſchäft darauf begründet iſt, daſs ſie von eitlen Dichterlingen ſich für die Herſtellung und den Vertrieb ihrer „Werke" gut bezahlen laſſen, anſtatt die Verlagsartikel zu honorieren. Sie übernehmen nicht für einen Kreuzer Riſico, aber ſie belegen etwaigen Vortheil mit ihren „Rechten". Wir wollen mit dieſen Freibeutern des literariſchen Dilettantismus darum nicht ernſtlich ins Gericht gehen, weil ſie ſtreng genommen mit der Literatur kaum etwas zu ſchaffen haben. Es ſind Maculaturfabrikanten.

Das iſt nicht ganz ſo paradox wie es ausſieht, wenn ich ſage: Wären die deutſchen Dichter und Schriftſteller praktiſchere Leute, ſo hätten wir eine ſtärkere Literatur. Sie würden die Verleger erziehen zu geſchäft-

lichen Mitarbeitern ihrer literariſchen Beſtrebungen. Sie würden ſich gute Bücher ſo gut bezahlen laſſen, daſs ſie nicht ſchlechte ſchreiben müſsten, um durch Vielſchreiberei ihr Leben zu friſten. Sie würden durch die oben angedeutete Verlagseinrichtung einen großen Theil des Dilettantismus von der Preſſe fernhalten. Und es würde endlich zwiſchen Autor und Verleger ein reelles Verhältnis geſchaffen werden und allgemein ein freundſchaftliches Vertrauen platzgreifen. Auch ein idealer Wert, wie es die Literatur iſt, bedarf einer geordneten realen Grundlage, auch der idealſte und genialſte Dichter kann nicht in der Luft ſtehen. Wenn man heutzutage von ihm verlangt, daſs ſein Werk Erdgeruch athme, ſo muſs er auch Erde haben, um darauf ſtehen zu können. Wir verlangen nicht, daſs es dem Schriftſteller beſſer gehe, aber auch nicht ſchlechter, als er's verdient und als anderen, die da mit der ganzen Kraft ihrer Weſenheit arbeiten und ſchaffen. Er ſoll genau das haben, was die Wertſchätzung ſeines Volkes für ihn abwirft. Seine Loſung ſei darum: Kein willkürliches Honorar, ſondern Antheil am Gewinn. M.

Die Behandlung dieſes Gegenſtandes iſt nicht erſchöpfend. Weiß jemand noch etwas Gutes darüber zu ſagen, ſo hat er das Wort. Die Red.

Das „unvernünftige" Thier.

Nach Rudolf Bergner.

Längſt iſt die Thorheit verſchwunden, welche ihren Satz in die Worte kleidete: „Das Thier hat keinen Verſtand, nur Inſtinct." Was man ſich unter Inſtinct dachte, das wuſste man ſelbſt kaum zu ſagen, man vermochte es ſelbſt nur inſtinctiv zu fühlen. Heute wiſſen wir, daſs die Thierwelt Staatengebilde von hoher Vollkommenheit beſitzt, ſo das Bienenvolk, ſo der Ameiſenſtaat. Wir wiſſen, daſs die Ameiſen in republikaniſchen Gemeindeweſen leben. Sie haben ihre Feldherren, ſie haben ihre Arbeiter, ſie haben ihre Sclaven, und ſie haben ſogar in Geſtalt von gefangen gehaltenen Blattläuſen ihre Melkkühe. Sie liefern einander Schlachten, ſie behüten ihre Nachkommenſchaft. Und nun erſt die Bienen! Wer die Natur in ihren Wundern kennen lernen will, wer das Ideal einer ſtaatlichen Gemeinſchaft zu ſtudieren wünſcht, um mit Schmerz zu erfahren, wie niedrig und unvollſtändig die menſchlichen Staatengebilde ſind, der erforſche den Bienenſtaat. Rührend iſt die Liebe, mit der die Bienen an der Mutter hängen, jede ſtets bereit, ſich für dieſe und für die All-

gemeinheit zu opfern. Dringen überlegene Feinde ein, so werden sie umringt und erstickt, niemand denkt daran, ob er das eigene Leben verliere, jeder ist ein Philosoph wie der opfermuthige Arnold von Winkelried. Beim Verhungern des Volkes bleibt der letzte Tropfen Nahrung der Königin, welche im regelmäßigen Staatenbefunde sorgsam gefüttert wird und stets eine eigene Garde zur Verfügung hat. Beim Herannahen des Herbstes und somit der Zeit der Nahrungssorge werden die männlichen Mitglieder als nur zur Fortpflanzung taugende Nichtarbeiter hinausgedrängt und dem Untergange überliefert. Unablässig geht Tag und Nacht die Arbeit; durch die Arbeit und während der Arbeit findet die Biene einen frühzeitigen Tod. Wer aber sein letztes Stündlein gekommen fühlt, der geht hinaus und stirbt draußen, auf dass er dem Gemeinwesen ja nicht zur Last falle. Im Winter schläft alles, denn, wie einer unserer Bienenkenner von warmem Herzen im Sinne Goethes so schön zu sagen pflegt: „Biene und Blume gehören zusammen." Alle jedoch warten geduldig im Halbschlummer auf ihre Zeit, erst wenn diese erschien, fliegen sie zur Reinigung aus, im Stocke bemüht sich jede, letztere zu vermeiden.

Wer aus all dem noch nicht auf den Verstand dieser kleinen Thiere geschlossen, erwäge das Folgende. Die Königin legt wenige oder gar keine Eier, wenn die Verhältnisse des Volkes eine Vermehrung nicht gestatten, sie bezwingt bei Entnahme aller Arbeiterinnenzellen den Trieb der Eierlage ganz und besetzt endlich die ihr aufgezwungenen Drohnenzellen mit Arbeiterinneneiern. Ihr Legeact ist kein willkürlicher, er beruht auf dem Ermessen des Verstandes. Ringen zwei Königinnen um die Herrschaft, so zerfleischt sich nicht das Volk in zwei Parteien. Im Gegentheile, es drängt beide Gegnerinnen, welche zuweilen zaghaft flüchten, auf ein vom Volk umgebenes Kampffeld, beobachtet den Verlauf des Duells und huldigt der Siegerin als der stärkeren und ihm nützlicheren. In der Geschichte erinnert an solche Philosophie der Kampf der Horatier und der Curiatier, mehr noch ein mittelalterlicher Vorfall. Ein deutscher Kaiser ließ zu Metz den französischen König zum Zweikampfe fordern, er wolle nicht, dass sich die ganzen Völker zerfleischen, ihr Begegnen möge entscheiden. Der Franzmann antwortete, indem er abreiste.

Um nicht weitläufig zu werden, unterlasse ich es, weitere Verstandesäußerungen der Bienen und Ameisen, von welch letzteren man sogar annehmen muss, dass ihre asiatischen Arten Käfer als Reitthiere halten, zu erläutern. Eine andere Frage sei jedoch noch gestreift. Ein mir befreundeter hervorragender Naturforscher pflegt mit erhobener Stimme zu betonen, eins trenne unüberbrückbar den Menschen vom Thiere: die Fähigkeit, sich zu verständigen, die Sprache. Ich spreche die Vermuthung aus, dass viele Thiere eine Sprache besitzen. Wenn im Bienenstocke eine Königin plötzlich zugrunde geht, so werden sich dieses unter Umständen

zur Vernichtung führenden Ereignisses zuerst die Nächsten bewusst, schnell aber verpflanzt sich die Kunde von Gasse zu Gasse, und es währt nur geraume Zeit, bis die vielen tausend Mitglieder des Staates volle Kenntnis erlangt haben und das rührende Klagegeschrei erheben. Wie oft hat man ferner ein Bienlein beobachtet, das beim offenen Fenster vom Honig genascht, weggeflogen und nach kurzer Zeit mit sechs, zehn, fünfzehn Begleiterinnen zurückgekehrt ist. Eine Verständigung hat nothwendigerweise stattfinden müssen. Es ist nun eine merkwürdige Thatsache, dass gleich den Fliegen und anderem Gethier die Bienen und Ameisen eine ganz unglaubliche Beweglichkeit in den Fühlern und in den Füßen besitzen. Im Vergleich zu der fabelhaften Schnelligkeit, zu der nie rastenden Unermüdlichkeit, zu der kaum fasslichen Verschiedenheit in den Bewegungen dieser ihrer bevorzugten Organe erscheint die Regsamkeit unserer Füße und Arme erbärmlich. Man beobachte diese Thierchen, wie sie einander betasten, bestreichen, umklammern und stoßen, und man wird zugeben müssen, dass auf solche Weise die eingehendste Mittheilung von Schmerz, Freude, Behagen, Wollust, Hass und Neid möglich erscheint. Das so fein ausgeprägte Gefühl ersetzt unseren bewunderungswerten Liliputaner-Staatengebilden die Sprache, und ich halte es theilweise für ihre Sprache. Auf ihr beruht wahrscheinlich auch die Möglichkeit ihrer verblüffenden Organisation, und wir haben gar keinen Anhaltspunkt zur Beurtheilung, ob der Gedankenaustausch nicht dem gleichkommt, welchen der größte Theil unserer Mitmenschen pflegt. Genügt doch vielen Bauern ein täglicher Wortschatz von vierhundert Wörtern.

Noch bietet es für unseren beschränkten Verstand ein undurchdringliches Räthsel, dass die Brieftaube, freigelassen, sich in die fremde Luft erhebt und ohne zu zögern den Weg nach der meilenweit entfernten Heimstätte einschlägt. Wer kann erklären, warum ein Hund den mit der Eisenbahn davongereisten Gebieter nach Tag und Monat im fremden Lande herausfindet? 1812 verlor ein Krieger des napoleonischen Heeres seinen Hund bei der Beresina in Russland. Ein Jahr später langte Muffino zum Skelet abgemagert bei seinem Herrn in Mailand ein und fiel ihm zu Füßen. Vermag das menschlicher Verstand zu fassen? Nein, und vielleicht niemals; ebensowenig wie wir es zu begreifen vermögen, dass winzige Thiere wie Biene und Ameise mit offenbar winziger Hirnmasse solche Staunen erregende Wunderwerke, wie es ihre Staatengebilde sind, zu schaffen vermögen. Was könnten diese Geschöpfe vollbringen, wenn sie plötzlich zu menschlicher Größe heranwüchsen? Jetzt unterjochen sie Blattläuse als Milchthiere, Käfer als Reitthiere, im angedeuteten Falle müssten sie uns unterjochen. Wie unendlich fein muss ihr Gehirn beschaffen sein! Wer aber Gehirn hat, der hat Geist, und umgekehrt kann ein Geist niemals etwas anderes sein als die Thätigkeit eines lebendig

organisierten Gehirns. Wie verächtlich dünkt mich gegenüber der Geistesthätigkeit der kleinen Republikaner und Monarchisten ein Feuerländer, ein Hottentotte oder ein innerafrikanischer Menschenfresser. Ersterer besitzt von der Cultur nichts als elende Felle, er kannte früher nicht einmal das Feuer, sondern verkroch sich in ein Erdloch, um der Kälte zu trotzen; die anderen obigen Vertreter der Menschheit erscheinen recht geeignet, die Darwin'sche Abstammungslehre zu verherrlichen. Und dabei treten diese unsere Brüder die Ameise oder Biene mit Füßen, welche doch ein unendlich größeres Naturwunder ist als sie selbst in ihrer Wildheit. Auch wir Civilisierte thun es; es sei das geklagt, nicht zum Ruhme gesagt. In der größten Gedankenlosigkeit, durch unsere Unerfahrenheit, durch unsere Bequemlichkeit, noch mehr aber durch die bösen Mächte, die in unserem Innern in beständigem Kampfe mit dem Guten liegen, schlagen wir tagtäglich den Thieren hunderttausende von überflüssigen Wunden, bereiten ihnen Millionen von überflüssigen Qualen. Fürchterlich, so wird man bei einigem Nachdenken finden, ist, was der Mensch hier begeht. Käme der Tag, an dem die Thierwelt vor einem Gerichtshofe auftreten und Klage gegen den Menschen führen könnte, wahrlich, es wäre für den letzteren ein niederschmetternder, ein vernichtender Augenblick. Ecce homo. sieh Mensch, „das hast du gethan!" Dieses furchtbare Rache- und Wehegeheul von Millionen und Abermillionen unnöthig zerstörter Muskeln und Nerven würde dem gewaltigen Herrn der Schöpfung in die Ohren gellen, bis er entsetzt das Antlitz verhüllt hätte. —

Ich richte an die Verstandesstolzen noch die Frage, ob sie denn glauben, dass jenes Pferd, welches auf dem Schlachtfelde von Wagram trauernd beim getödteten Reiter stand, auf Befehl Napoleons I. beobachtet wurde und endlich am nächsten Tage in die Donau schritt, um sein Leben freiwillig zu enden, ob ferner die Hunde des Sanct Bernhard-Hospizes, wenn sie hinausstürmten in Schnee und Eis, um verwehte Wanderer zu retten, ob die zahlreichen Hunde, welche ertrinkenden Menschen zu Hilfe sprangen, ob sie alle denn gar keinen Verstand besessen haben sollen? Was besaß denn etwa ihrer Meinung nach jener Elefant, der im Circus sich in die Nadel stach, die ein Besucher ihm in der Semmel reichte, und der abwartete, bis der Besucher wieder einmal kam, dann den Rüssel mit Wasser füllte und dasselbe dem verblüfften Missethäter über das Gesicht rinnen ließ, oder jener Elefant, der an die Wand blies, damit das Geldstück ins Rollen komme, welches er mit dem Rüssel nicht zu erreichen vermochte? Will man dies für Instinct erklären und tausend andere ähnliche bei unseren Hausthieren beobachtete Fälle dazu? Derartige Versuche müssten als lächerlich bezeichnet werden. Schäferhunde verstehen jedes Wort ihres Herrn. Mancher schottische Hund treibt die Herde allein aus, bewacht sie den ganzen Tag und bringt sie am Abend

unversehrt nach Hause. Einem in Pommern befahl der Schäfer, er solle das Rapsfeld schonen. Das Wort war dem Thiere neu, es stutzte, machte die Runde um die Herde, untersuchte alle Felder und blieb endlich vor dem Rapsfelde stehen.

Und welch reiche Gefühlswelt findet sich bei den Thieren! Wie beredt spricht aus dem Auge des gemarterten, dem Tode zugeführten Thieres die Angst. So erschütternd war der Blick eines angeschossenen, sterbenden Affen, dass der betreffende Reisende nie mehr einen tödtete. Überwältigend offenbart sich die Freude des Hundes bei der Heimkehr des Gebieters, wie treu hängen oft die Gatten im Thierreiche aneinander, wie erhebend ist die Liebe der Eltern zu den Kindern! Unlängst kam ein Schwalbenpaar in den Flammen eines brennenden Hauses um, weil es die noch nicht flügge gewordenen Jungen nicht retten konnte und sie mit dem eigenen Körper deckte. Was alles mag der Hund von Edinburg empfunden haben, der sieben Jahre hindurch auf dem Grabe seines todten Herrn lag und dort starb! Die räthselhafte Gefühllosigkeit unzähliger unsere Mitmenschen sticht grell davon ab. Pflicht aller Gutherzigen aber ist und bleibt es, immer und immer wieder auf die Empfindungen hinzuweisen, die uns bei den Thieren begegnen und uns zuweilen als Vorbilder dienen können.

(Entnommen der vortrefflichen Schrift: „Gar mächtig ist im Menschen die Bestie." Von Rudolf Bergner, Graz, Körblergasse 40.)

Ein Gang nach Canossa.

Reiseerinnerung von Dr. **Moritz Pistl.**

(Schluss.)

Kein Thor bezeichnet den Eingang in die Burg, und es ist heute ebenso wahr und richtig, was Ariost vor Jahrhunderten geschrieben:

Da nessun lato nè sentier, nè scale
V' eran, che di salir facesser copia.

Nur ein kleines Häuschen links von dem steinigen Steilpfad, der sich die Höhe hinaufwindet, trägt die Inschrift: Casa del custode. Ein altes lächelndes Mütterchen tritt über die Schwelle. Wir fragen: Dov' è il custode? Sie antwortet entschieden und stolz: Custode sono io! Und nun überschüttet sie uns mit einem unglaublichen Wortschwall, aus dem wir nur die häufig wiederholten Worten Arrigo und Gregorio heraus verstehen. Es war das, was die Italiener „ciarlare" nennen, und woraus die Franzosen ihren Charlatan gebildet haben.

Digitized by Google

Wir steigen langsam hinan, an dem alten Schlossbrunnen vorüber, der noch immer köstliches Wasser bietet, Bruchstücke von Mauern und Felsklötzen auf beiden Seiten des Weges. Aus jeder Ritze des Gesteins schießen die nackten grünen Ruthen des Ginsters heraus. Epheu überspannt die Flächen. Braunes Buschwerk der Eiche mischt sich hinein. In langen Ranken fließen die Zweige der wilden Rose über die Trümmer hinab.

Endlich haben wir den Burgfrieden erreicht.

Ein Zeitgenosse der Gräfin Mathilde, Donizone, Benedictinermönch auf Canossa, hat ein Preisgedicht zu Ehren dieser „celeberrima princeps Italiæ" geschrieben. Der mit vielem Bilderwerk ausgestattete Codex stammt aus dem Jahre 1114 und befindet sich in der päpstlichen Bücherei. Ihm verdanken wir eine möglichst ausführliche Topographie des damaligen Schlosses. Namentlich werden ein Vestibulum (Vorhof), eine arx (Palas), ein „excelsum templum, principum mausoleum" (Schlosskirche und Fürstengräber) und ein Kloster für zwölf Brüder des h. Benedictus angeführt. Professor Chierici, der Leiter der Ausgrabungen, hat es versucht, nach dem Erfolg der letzteren und nach Donizones Angaben den Grundriss herzustellen.

Wir postieren uns nächst der Südwestecke, wo in alten Zeiten die in den Fels gehauene und um denselben herum führende Straße vom Thale an der Burg mündete, — im Vestibulum des Donizone. Einige Schritte geradeaus ostwärts führen uns in den Bereich der Kirche. Das vorhandene Mauerwerk läßt nur schwer den Umfang erkennen; allein die Krypta mit dem abschießenden Halbrund der Abside liegt wie ein Relief vor uns. Die schmale Stiege, welche wir hinabsteigen, wird auch Mathilde benützt haben, wenn sie zu den Gräbern ihrer Ahnen ihre Andacht verrichten gieng. Diese Unterkirche ist die Krone der Ausgrabungen. Noch stehen zwei Säulen hier aus Veroneser Marmor, die eine weiß, gebrochen, — die andere roth und wohl erhalten, selbst bis auf das regelmäßig gebildete romanische Capitäl, — ein Paar einsamer stummer Zeugen der königlichen Bußtage.

Über die Krypta hinaus weiter gegen Sonnenaufgang schaut uns das höchste Mauerwerk entgegen, welches unversehrt geblieben ist. Zwei oder drei Seiten des allem Anscheine nach polygonal gebildet gewesenen Bergfrieds, des Hauptthurmes der Burg.

Vorhof, Kirche und Bergfried laufen von West nach Ost, — den ganzen südlichen Abhang des Burgfelsens einnehmend, die stattlichsten Ruinen von Canossa. Die östliche Flanke war von der Abtei besetzt. Eine Reihe mit schönen Quadern aufgebauter Gelasse liegen aufgedeckt. Es sind die Untergemächer des Klosters, welche als Vorrathstätten und vielleicht auch als Schatzkammer gedient haben mochten. Die Brüder des h. Benedict waren nämlich schon von Mathildens Vorgängern gar reich

bedacht worden; siebenhundert Pfund Silber und acht Pfund Gold haben die frommen Mönche von Canossa über Geheiß der Gräfin an die Kriegscasse Gregors VII. abgeliefert.

Eine eigene thurmbewehrte Pforte hat einst von der Straße aus zum Convent geführt.

Auf der Felsenflanke gegen Sonnenuntergang, auf der höchsten Erhebung des „weißen Steines", parallel mit der Abtei, erhob sich das Castrum — der Palas. Nur noch kümmerliche Reste, kaum Spuren zu nennen, erinnern heute an den Hochsitz, wo der gewaltige Hildebrand gewohnt. Man hat das Museum hineingebaut. Ein unglückseliger Gedanke! Ein Trümmerstätte von so hoher historischer Weihe hätte nicht durch ein nüchternes Gebäude, das einem Bahnwächterhause oder einer alpinen Schutzhütte gleicht wie ein Ei dem anderen, verunehrt werden sollen. Einer Imperatorenbüste darf man keinen Cylinderhut auf den Kopf setzen. Was man bei den Ausgrabungen gefunden, die italienischen Stadt- und Signorenmünzen, die Wurfgeschosse der Reggianer, die Kanonenkugeln Octavio Farneses, die Architekturbestandtheile und Inschriftsteine, die verschiedenen Geräthe und Gefäßfragmente u. dgl. hätten in dem Hause des Custoden am Fuße des Schlossberges einen geeigneteren Platz gefunden. So hat leider, wie einst das Pantheon, nun auch Canossa seine „Eselsohren des Bernini", und man wird sie nicht so leicht abschaffen können. Allerdings darf man nicht ungerecht sein; einen Vortheil gewährt das Museo Canusino auf dieser luftigen Höhe doch: es ist eine gar wundersame Aussichtswarte. Wie es da unten auf der fruchtbaren und reich bevölkerten Ebene der Emilia schimmert von Städten, Dörfern und Gehöften! Die wilde, zerstörende Enza, der majestätisch einherschwimmende Po sind sichtbar, und wie Juwelen am Halsband Italiens reihen sich Parma, Cremona, Guastalla, Reggio, Carpi, Correggio und Modena aneinander. Hat es sich satt geschaut an diesem reichen Städtebild in der Tiefe, dann schweift das trunkene Auge darüber hinaus auf die aus röthlichen Nebeln sich erhebende Firnwelt der Alpen, — und gegen Süden auf den Apennin, der sich — eine endlose Reihe von Schneepaläsien — im vollen Glanz der Mittagssonne badet, und in scharfen Linien von dem blauen Äther abhebt. Der Thurm- und der Schlossfels von Rassena stehen wie Wächter davor.

Außer der redseligen Beschreibung Canossas des Pater Donizone ist uns noch eine zweite aus der damaligen Zeit erhalten geblieben. Es sind die Annalen des deutschen Benedictiners Lambert von Hersfeld, welche den Abschnitt von 1069 bis 1077, also gerade die für Heinrichs IV. Bußgang entscheidende Epoche und diesen Bußgang selbst ausführlich behandeln. Bruder Lambert hat Canossa gesehen, und während sein welscher Ordensgenosse es einfach als stark befestigt hinstellt, spricht Lambert aus-

drücklich von einer dreifachen Umwallung. Die italienischen Gelehrten nehmen an, dass die eigentliche Veste Canossa von zwei Ringmauern, vielleicht um einen Ausdruck der deutschen Burgenkunde zu gebrauchen, vom Zwinger — umgeben war, dass sich um den Burgfelsen herum in tieferer Lage die Dienst- und Geschäftsleute angesiedelt hatten, und dass nun auch diese „borghi" in eine dritte Festungsmauer einbezogen wurden. Dann wäre das Schloss Canossa der Stützpunkt einer bedeutenden Ansiedlung, gewissermaßen die Akropolis der Unterstadt gewesen.

Wir sind also in der befriedigenden Lage, uns die ganze Burg, wie sie im mathildinischen Zeitalter gewesen, im Gedanken wieder aufzubauen, und uns auf dem Schauplatz des kaiserlichen „Passionsspieles" mit seinem fesselnden Scenenwechsel zurechtzufinden. Als sich Heinrich IV. mit den Sachsen herumschlagen musste, machte er gute Miene zum bösen Spiel Gregors VII. Kaum jedoch hatte er den Sieg an der Unstrut erfochten, da bäumte sich der König in ihm auf und er trat den Bestrebungen des Papstes offen entgegen. Dieser verbot 1075 die Laien-Investitur, und verlangte vom König ein reumüthiges Sündenbekenntnis. Die deutschen Bischöfe in Worms — die lombardischen in Piacenza vom Schrecken über die päpstlichen Decrete erfasst, — jauchzten dem jungen Könige zu. Gregor wird abgesetzt, — Heinrich mit dem Bannfluch beladen. Die mächtigsten Fürsten, die Markgräfin von Thuscien vor allen, ergreifen die Partei des Papstes, — die Blüte der Städte stellt sich dem Könige zur Seite. Die Großen des Reiches, darunter die Herzoge von Baiern, Schwaben und Kärnten, eilen nach Tribur (1076). Sie erklären den König für abgesetzt, wenn er nicht bis 2. Februar 1077 vom Bann befreit sein sollte, und berufen eine Reichsversammlung nach Augsburg, wo der Papst den Vorsitz führen, und der König gerichtet werden sollte. Gregor macht sich auf den Weg nach Deutschland. In Vercelli erreicht ihn die falsche Botschaft, dass Heinrich mit einer starken Armee über die Alpen ziehe. Der Papst flüchtet zurück zu seiner Freundin Mathilde in die feste Burg von Canossa. An das Ohr des Königs schlägt noch einmal der begeisterte Ruf der lombardischen Städte, aber ihm bangt vor den deutschen Fürsten, vor dem Reichstage, vor dem Papste. Von Reggio aus bittet er die Gräfin Mathilde um Gastfreundschaft, sie und den Abt Hugo von Clugny, der ihn aus der Taufe gehoben, um Vermittlung beim heiligen Vater. Eines von den oben benannten Quattro Castelli, — das Schloss Bianello nimmt ihn fürstlich auf. Der Monat Jänner 1077 nähert sich dem Ende, der verhängnisvolle 2. Februar steht vor der Thüre. Der Winter ist eiskalt und ungewöhnlich schneereich. Der König verlässt Bianello, und wandert die Bergstraße nach Canossa hinauf. Vor der zweiten Ringmauer lässt er sein Gefolge und die Insignien seiner Königswürde zurück. Barfuß und barhaupt,

mit einem härenen Gewande angethan, tritt er durch das Thor der zweiten Mauer und in den Vorhof des Burgfriedens.

„Auf dem Schloßhof zu Canossa
Steht der deutsche Kaiser Heinrich,
Barfuß und im Büßerhemde,
Und die Nacht ist kalt und regnigt". (Heine.)

Drei Tage und drei Nächte verbringt der königliche Dulder in diesem Zustande (25., 26. und 27. Jänner), während der Nachfolger des galiläischen Fischers hoch oben in dem stolzen Palas thront. Frierend und weinend fleht der gedemüthigte Franke um Vergebung. Erst am vierten Tage dieser einzig in der Weltgeschichte dastehenden Demüthigung führen Mathilde und der Abt Hugo den Gebrochenen hinauf in die Gemächer des Papstes. Alle vergießen Thränen. Der Hohepriester ertheilt die Absolution, und im feierlichen Zuge geht es hinab in die Kirche. Der Papst celebriert das heilige Meßopfer, bricht die Hostie, nimmt selbst die eine Hälfte und reicht die andere dem König. Dreitägige Festlichkeiten beschließen dieses ewig denkwürdige Schauspiel, wofür es nur e i n e gleichwertige Musikbegleitung gäbe, — den Triumphgesang der Kirche „Ecce, sacerdos magnus" auf der einen, das erschütternde Buß- und Klagelied „Dies irae" auf der anderen Seite.

Mit telegraphischer Geschwindigkeit, — noch am Tage der lose geschürzten Versöhnung selbst — schrieb der Pontifex an die Fürsten und Bischöfe von Deutschland seine Siegesbotschaft. Der Papst selbst ist demnach neben dem italienischen und dem deutschen Benedictiner der dritte zeitgenössische Chronist, welcher über den „Gang nach Canossa" berichtet.

Das Oberhaupt der Christenheit faßt sich kurz. Nähere Ortsangaben fehlen in seiner Epistel. Die beiden Mönche stimmen in fast allen Einzelheiten überein. Die Mittheilung, daß sich die drei Tage innerhalb der zweiten Ringmauer abspielten, ist Lambert zu danken. Nur über zwei Punkte können sich die Gelehrten bis zum heutigen Tage nicht einigen. Es wird erzählt, der König habe sich reuevoll zerknirscht in die Kapelle des h. Nicolaus begeben, um den Abt von Clugny zu bitten, sein Bürge beim Papste zu sein, und dessen Vergebung zu erwirken.

Wo diese Kapelle gestanden, darüber schweigen die alten Geschichtschreiber und auch bei den bisherigen Ausgrabungen hat sich keine Spur derselben gefunden. Die Kloster- und Schloßkirche war nachweislich dem h. Apollonius und nicht dem h. Nicolaus geweiht.

So wird denn die Vermuthung aufgestellt, daß sich das Nicolauskirchlein anderwärts außerhalb Canossa befunden haben müsse.

In einem gewissen Zusammenhange mit dieser Frage steht eine andere, welche nicht bloß ein topographisches, sondern weit mehr ein hohes psychologisches Interesse einflößt. Hat sich Heinrich IV. willenlos

der unbeschränkten Willkür der päpstlichen Gnade überliefert, so dass Gregor der empörenden Scene am vierten Tage ganz aus freien Stücken, — vielleicht von Mitleid getrieben, — ein Ende machte, — oder übernahm Heinrich die Buße erst dann, nachdem die Art und Dauer derselben von vorne herein vereinbart und die Absolution nachher garantiert war? — Oder mit Rücksicht auf die Örtlichkeit: Hat der König den Prälaten von Cluguy in der Nicolauskapelle vor oder nach den drei Armensündertagen um seine Vermittlung angegangen?

In dieser Controverse wird nun eine Stelle in Lamberts Annalen von besonderem Gewicht: „Venit rex, ut jussum fuerat.“ Und da weiter sowohl Donizone als Lambert aussagen, dass Heinrich sofort nach seinem Eintritt in den Vorhof mit der Pönitenz begann, so erlangt die Ansicht immer mehr Verfechter, dass der königlichen Buße eine förmliche Vereinbarung vorausgegangen sein müsse. Der deutsche Herrscher war als Gast Mathildens auf ihrem Schlosse Bianello einquartiert, knapp daran näher zu Canossa lag die mathildinische Veste Mongiovanni, das vierte der Quattro Castelli, — und dabei ein kleines Kirchlein, noch heutzutage San Nicola und in früheren Zeiten mit dem Beisatze de Canuxia oder de Canossa genannt. Und so meint denn, wie uns scheint, mit vollem Recht zuletzt Campanini (1894), dass Mathilde und der Abt der Cluniacenser zwischen dem König in Bianello und dem Papst in Canossa vermittelt, und endlich die Präliminarien in der Kapelle des h. Nicolaus nächst Mongiovanni zum Abschlusse gebracht haben. Auf diese Art wäre es auch zu erklären, warum in Canossa selbst das Nicolauskirchlein nicht verzeichnet und nicht gefunden wird.

Außer dem schmachvollen Buß- und Bittgange Heinrichs IV. vollziehen sich in der Burg von Canossa noch zwei Ereignisse von hoher historischer Bedeutung.

Achtzehn Jahre nach dem Siegesfest Gregors VII. eilt wieder ein Papst in das Bergschloss der freigebigen Gräfin, — Urban II. Sowie sie mit ihren unermesslichen Reichthümern der Kirche wider den deutschen König beigestanden, so sollte sie jetzt ihre Schätze zum Kriege gegen die Sultane des Morgenlandes öffnen. Auf Canossa ward im Winter 1095 der erste Kreuzzug verabredet, — und im Herbst desselben Jahres auf der Kirchenversammlung zu Clermont beschlossen.

Die vielbestrittene mathildinische Schenkung wurde, — und zwar in zwei Ausgaben — gleichfalls im Palas der canusinischen Veste ausgebrütet. Das erstemal, als sich Gregor VII. vor dem vermeintlichen Heere seines königlichen Gegners dorthin geflüchtet hatte. Die Markgräfin machte der Kirche, um den Papst zu trösten, alle ihre Güter diesseits und jenseits der Alpen, darunter halb Italien zum Geschenk (1077). Man weiß nicht, wer die gewichtige Urkunde aufgesetzt, vielleicht der heilige

Vater selbst, vielleicht der gelehrte Abt von Clugny. Dann brachen mit voller Wucht die Wirren des Investiturstreites herein. Und da geschah zum drittenmale in der Geschichte des Kirchenstaates etwas so Auffälliges, dass man die Archiv-Beamten im Vatican nicht scharf genug verurtheilen kann. Sowie die Urkunde über die constantinische Schenkung niemals aufgefunden werden konnte, sowie das Pergament über die pipinische Schenkung spurlos verschwunden war, so suchte jetzt Paschalis II. umsonst das mathildinische Document, — auch das blieb unauffindbar. Der besorgte Papst entsendete nun eiligst den Abt Bernhard von Vallombrosa als Cardinallegaten nach Canossa und am 17. November 1102 fertigte Mathilde ehrlich und loyal das Instrument zum zweitenmale aus. Der Curie schien nach den gemachten misslichen Erfahrungen Vorsicht geboten zu sein, und sie ließ, wie einst die assyrischen Könige ihre ruhmredigen Kriegsberichte in Granit, — das Schriftstück von Canossa in Marmor meißeln. Ein Fragment dieser Steintafel soll, wie der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter versichert, noch in den Krypten des Vaticans aufbewahrt sein. —

Den Statthaltern Christi erwuchs auch aus der Schenkung der Gräfin Mathilde keine besondere Freude. Die Perlen des neu erworbenen Besitzes, Pisa, Lucca, Siena und Florenz lösten sich schnell aus der päpstlichen Herrschaft, — Siena stellte sich sogar an die Spitze der ghibellinischen Partei, — sie alle begründeten mit freiem Bürgersinne ihre stolzen Gemeinwesen, — und aus der Stadt Dantes schossen die Morgenstrahlen der Renaissance über den Horizont der gebildeten Welt. Giosuè Carducci, der größte Dichter des modernen Italien, hat daher recht mit seinem Ausspruche: „Auf dem Felsen von Canossa trat jener Zwiespalt zum Vorschein, aus dem mit der Freiheit der Städte jene Kraft des italienischen Volkes entsprang, welche in Kunst und Dichtung ihre edelsten Blüten trieb."

Allein die Welt blieb bei der Renaissance nicht stehen — kommende Tage brachten die Reformation, den Bücherdruck, das Zeitalter der Aufklärung, die Epoche der Maschinen, die Periode der naturwissenschaftlichen Forschung.

„Den Albigensern folgen die Hussiten,
Und zahlen blutig heim, was jene litten,
Nach Huss und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürmer der Bastille, — und so weiter. (Lenau.)

Es ist eine endlose Kette von Martyrien und Triumphen des menschlichen Geistes und Gemüthes, und das erste Glied derselben ward vor achthundert Jahren in der Esse von Canossa geschmiedet. Unfern der Stelle, auf der damals der deutsche König durch drei Tage, frierend und halbnackt, als zerknirschter Büßer vor dem Papst gezittert, — sprießt ein Rosmarinstrauch aus dem Boden, mit blauen Blüten übersäet, den ersten Boten des Frühlings. Wir nahmen ein Zweiglein mit in die Heimat. —

Ich glaube.

Bekenntniſſe und Geſtändniſſe von **Peter Roſegger.**

(Schluſs.)

Und ein ewiges Leben.

Ein ewiges Leben — juchhe!

Aber Freund, höre ich zu mir ſagen, denke doch an den ewigen Juden! Der Menſchheit ganzer Fluch iſt verkörpert in dem Manne, der nicht ſterben kann!

Nicht ſterben können, die furchtbare Kette endloſer Unheilserinnerungen im müden Leibe durch das verlorene Erdenleben ſchleppen müſſen und nicht ſterben können, das wäre freilich Verdammnis. Aber ſterben können und doch wieder auferſtehen, durch den Tod vergangene Epochen auslöſchen können und mit jedem jungen Leben höher ſteigen, ſeliger werden — das iſt unſer göttliches Los.

Und du, mein Bruder, biſt ſo müde. Und du willſt auf ewig ſchlafen gehen und nichts wiſſen von Unſterblichkeit! — Schau, das ſollſt du nicht wollen. Lege deinen Leib nur hin und raſte dich erſt einmal aus, dann wirſt du ſchon wieder Muth haben zu einem neuen Flug gen Himmel. Ich ſehe es ja wohl, du haſt viel gelitten, und biſt wund und krank, ſo freue dich deſſen, daſs bald Feierabend kommt. Und morgen iſt unter der alten leuchtenden Sonne ein neuer Tag und morgen ein neuer Menſch mit jungem glückdurſtigem Herzen.

Du ſagſt, du könneſt dir nicht denken, daſs du ſein wirſt. Ich kann mir nicht denken, daſs du nicht ſein wirſt. Denn du biſt. — Ich bin, und das iſt der beſte Beweis dafür, daſs ich war und ſein werde.

Es wäre ja ſo ungereimt zu denken, daſs du zwiſchen einer ewigen Vergangenheit und einer ewigen Zukunft nur heute ein biſschen ſollteſt aufgetaucht ſein. Früher nicht geweſen, in Zukunft nicht ſein, gerade jetzt die paar Jahre, gerade jetzt! Ja, wie denn ſo?

Aus dem Meere der Ewigkeit juſt für einen Augenblick auftauchen, und Mücken ſchnappen, und keine weitere Beſtimmung, da könnte einer freilich in der Eile dieſes ganz zufälligen Lebens Schabernak treiben, um dann

ohne Verantwortlichkeit für immer zu verſchwinden. Ein keckes Spiel mit ſich und anderen um alles und um nichts könnte er da wagen, und ſich nach Luſt blähen oder zerſtören, je ungeheuerlicher, deſto beſſer. — Das iſt aber nicht. Tödtet er ſich, ſo lebt er immer wieder auf und je frevelhafter er es treibt, deſto tiefer lebt er ſich in eine Verdammnis der Zukunft hinein.

Mache dich gut, mache dich glücklich, denn du wirſt ſein. Du kannſt nicht flüchten, und der Tod, in dem du etwa deinen ſchlechten Adam verſtecken wollteſt, iſt nur ein Aſyl für kurze Zeit, gar bald liefert er dich wieder aus, gibt er dich zurück deiner Beſtimmung, vollkommen zu werden. Du entgehſt nicht und du wirſt ſo lange leiden, bis du zur Erkenntnis kommſt, und dann wirſt du ſo lange ringen, bis du vollkommen biſt.

Menſchenkind, du ſtolzes, unſterbliches Weſen! Und vergiſs nicht, daſs auch alle anderen Creaturen den Kreis der Unſterblichkeit mit dir reigen. Was du auch zerſtörſt mit deiner Hand, zertrittſt mit deinem Fuß, vernichteſt mit feindſeligem Herzen, glaube es den Gelehrten, daſs die Atome unzerſtörbar ſind, glaube es den Myſtikern, daſs der Tod nicht ſowohl nur Entſeelung des Leibes bedeutet, als vielmehr eine Entleibung der Seele, glaube es der Offenbarung, daſs die Geſchöpfe unſterblich ſind. Halte Freundſchaft mit den Thieren, die wie du ſich emporarbeiten müſſen; ſtehen ſie auch heute noch um etliche Stufen tiefer wie du, gib acht, daſs der wilde Peitſchenhieb, den du deinem geduldigen Pferde verſetzeſt, dich nicht ſtürzt unter das Thier hinab! Mache dich vertraut mit den Weſen der weiten Welt, denn du wirſt ſie immer wieder begegnen auf deinem Fluge durch die Ewigkeit, und immer näher werdet ihr euch, werden wir uns alle kommen, bis die endliche Vollkommenheit uns zu einem einzigen ſeligen Weſen vereinigt.

Wer, der in dieſem Bewuſstſein nicht weinen muſs vor Freude! Daſs wir nicht verloren ſind, nicht verloren ſein können! Daſs wir alle bei Gott ſind, die einen irrend, zagend und zweifelnd zu ſeinen Füßen, die anderen liebend, glaubend und hoffend an ſeiner Bruſt.

Und alſo ſchließe ich der heiligen Offenbarung Erſtes und Letztes zuſammen im jauchzenden Bekenntniſſe:

Ich glaube an Gott und ein ewiges Leben. Amen.

Kleine Laube.

„Nichts."

Von Otto Eutermeiſter.

Es iſt kein Nichts. Das ganze Weltall iſt
Und jedes Stäubchen drin, und wird nie nichts;
Es wandelt nur ſich in ein and'res um.
Ihr könnt das Nichts nicht denken, weil's nicht iſt.
Wer ſagt: Ich denke nichts, der denkt nur nicht;
Wer ſagt: Ich ſehe nichts, der ſieht nur nicht.
Der Ort, der luftleer iſt, bleibt doch der Ort
Und birgt ein and'res Etwas nur ſtatt Luft.
Glaubt ihr, der Menſchenleib wird nichts im Tod?
Glaubt ihr, der Menſchengeiſt wird nichts im Tod?
Die Welt iſt voller Sein und lauter Sein
Und was allein nicht drin iſt, iſt das Nichts.

(Schweizeriſche Rundſchau.)

Religionsunterricht in den Oberrealſchulen?

In den Oberrealſchulen wird der Religionsunterricht eingeführt. Darüber entſetzt ſich die Welt und ſucht es zu verhindern. Warum denn? Iſt man doch endlich faſt allgemein zur Überzeugung gekommen, daſs in einem conſervativ geordneten Staatsleben die Religioſität nicht zu entbehren iſt. Die Gewiſſenloſigkeit, die Verzweiflung, die Beſtialität, die anarchiſtiſchen Gelüſte würden zu groß wachſen. Aller Fortſchritt iſt für nichts, wenn nicht dem Menſchen als ſolchem Wert gegeben wird. Und der Ingenieur bedarf der religiöſen Tugenden Demuth, Starkmuth, Seelenharmonie, Nächſtenliebe, Duldung und Geduld ebenſo nothwendig, als jeder andere Erdenpilger. Mit ſchönen Grundſätzen baut man keine Eiſenbahnen, hat einmal einer geſagt, der an der Oberrealſchule kaum Religionsunterricht genoſſen haben dürfte. Ein anderer ſetzt überlegen dazu: Und mit Gottvertrauen baut man keine Brücken. — Auf alten Häuſern, die ſchon Jahrhunderte lang ſtehen und heute noch feſt und heimlich ſind, kann man den Spruch leſen: Wer auf Gott vertraut, hat feſt gebaut! Wenn heute mit etwas

weniger Gewinnsucht und etwas mehr Gewissenhaftigkeit gebaut würde, dürften weniger Häuser und Brücken einstürzen, als es der Fall ist. Unserer praktischen Welt mangelt der sittliche Ernst. Wenn in den Oberrealschulen und noch höher hinauf ein Lehrcurs für Selbstzucht und Charakterbildung eingeführt würde, so dürften kaum viele Stimmen dagegen laut werden können; man dürfte auch den Grund kaum geltend machen: Es sei ohnehin Überbürdung in den Schulen, für Charakterbildung sei keine Zeit. —

Unter Religionsunterricht verstehe ich etwas ähnliches, wie Charakterbildung, nämlich das Sittlichmachen des Menschen im Hinblick auf ein vollkommenes Vorbild. Wenn sie auch kommen, die Weisen, und sagen: Sittlichkeit sei etwas Relatives, bei verschiedenen Völkern, zu verschiedenen Zeiten etwas anderes. Mag sein, gelehrte Auseinandersetzungen sind da ganz überflüssig, wir wissen recht gut, was heute bei uns unter Sittlichkeit zu verstehen ist und was uns noth thut. Darum Religionsunterricht auch an den höheren Schulen.

Wie sieht der Religionsunterricht aus, der da eingeführt werden soll? Dogmatik, Kirchengeschichte, Liturgik u. s. w. Das aber ist — ich bitte um Entschuldigung — nicht Religionsunterricht, wie ihn die Menschen brauchen und der die Gemüther veredeln soll. Dogmatik gehört in die Philosophie, Kirchengeschichte in die Geschichte, Liturgik vielleicht in die Historie des Cultus. Dafür ist allerdings in der Oberrealschule nicht der rechte Ort, dafür mangelt die Zeit, und schon gar, wenn die Gegenstände nicht wissenschaftlich objectiv vorgetragen, sondern vielmehr zu bestimmten, oft politischen Zwecken, gelehrt werden. Religion wird bei uns und auch in anderen Ländern zu sehr im profanen Sinne vorgetragen, theoretisch wie eine kalte Wissenschaft, oder klug auf einseitig Praktisches berechnet. Und dadurch, dass solcher Religionsunterricht den Kirchenstreit aufrollt, gegen alle Welt und besonders gegen andere Lehrfächer der Anstalt polemisiert, weckt er den Zweifel, so dass ein religiöses Gemüth daran weit mehr Schaden nimmt, als gewinnt. Der beste Christ ist der naiv Glaubende, und die Religion ist keine Wissenschaft. Sie ist so wenig eine Wissenschaft, als es die Tugend ist. Wäre im Religionsunterrichte dieser Standpunkt stets beliebt worden, so hätten wir im Volke nicht das Erkalten und Absterben der Religion zu beklagen, in der geistigen Welt nicht das Anwachsen der Zahl ihrer Gegner zu bedauern.

Wenn der Katechismus nicht dem Evangelium, die Dogmenlehre nicht der Sittenlehre vorgezogen würde, es stünde anders. Wenn der Religionsunterricht vor allem auf die Ausbildung treuer, starkmüthiger, gottfreudiger Charaktere ausgienge — er dürfte kaum viele Gegner finden. Ein solcher Religionsunterricht würde nicht bloß in Oberrealschulen, sondern auch auf profanen Hochschulen eine Lehrkanzel beanspruchen dürfen. — Es wird noch kommen. Die weltlichen Parteien werden nach schwerbezahltem Lehrgelde zur Überzeugung gelangen, dass es ohne Religion nicht geht, und die Kirche muss zur Einsicht kommen, dass die christliche Religion auf eine andere Weise zu interpretieren ist, als es bisher zu geschehen pflegte. R.

Philologisches.

Was ist der Sinn und Endgewinn
Der großen irdischen Sendung?
Die Königin und die Bettlerin
Haben die gleiche Endung. M

Der vernünftige Antisemitismus.

Der stets vortreffliche „Dorfbote“ (Zeitschrift, herausgegeben vom steiermärkischen Volksbildungsverein) hat vor kurzem ein gutes, deutliches Wort gesprochen über die neue deutsche Volkspartei und den Antisemitismus. Der „Heimgarten“ hält den dort bezeichneten Standpunkt für den einzig richtigen, hat denselben seit jeher im gleichen Sinne betont und weil man das Richtige nicht oft genug sagen kann, so seien hier die Worte des „Dorfboten“ wiederholt:

„In Österreich und besonders in unserer Steiermark hat die neu gegründete deutsche Volkspartei einen lebhaften Streit hervorgerufen. Mit dem größten Theile ihrer Forderungen sind alle Deutschen einverstanden; nur eine Stelle des Programmes hat Widerspruch hervorgerufen. Es heißt nämlich in demselben: Wir verlangen die Bekämpfung des jüdischen Einflusses auf allen Gebieten des politischen und wirtschaftlichen Lebens.

Die einen sagen: Das ist der Antisemitismus, welcher schon so viel Unheil gestiftet, das Volk verwirrt, die Deutschen gespalten hat; da thun wir nicht mit, obgleich wir selbst keine Judenfreunde sind. Die anderen erwidern: Die Verfasser des Programmes haben recht, der jüdische Einfluss soll bekämpft werden, Antisemitismus ist nothwendig, er ist das Kennzeichen einer guten deutschen Gesinnung.

Der „Dorfbote“ seinerseits meint aber, die Führer der deutschen Volkspartei sollen zunächst genau sagen: Erstens was sie unter jüdischem Einfluss verstehen und zweitens, durch welche Mittel sie denselben bekämpfen wollen. Dann erst wird es möglich sein, sich ein sicheres Urtheil zu bilden.

Wenn die deutsche Volkspartei verhüten will, dass jüdische Banken und Eisenbahngesellschaften den Staat ausbeuten, wenn sie verhüten will, dass jüdische Geschäftsleute Lebensmittel fälschen, unlauteren Wettbewerb treiben und andere schlimme Dinge verüben, so wird ihr selbstverständlich jedermann recht geben. Nur würde sie dann vielleicht richtiger sagen: Ich bekämpfe den Schwindel, ich bekämpfe die Ausbeutung, ich bekämpfe jedes unlautere Treiben, und da Schwindel, Ausbeutung, unlauteres Treiben großentheils von Juden ausgeht, so bekämpfe ich *jenes* Judenthum, das sich der erwähnten Übelthaten schuldig macht.

Oder wenn die deutsche Volkspartei jene Presse bekämpfen will, welche das Publicum einer schwindelhaften Geschäftswelt in die Arme treibt, oder welche es als leider oft nur zu leichtgläubiges Opfer den Vampyren der Börse zuführt, so wird man ihr freudig zustimmen. Aber dann bekämpft sie in erster Linie die volksverderbliche Presse und die Juden nur insoweit, als sie an derselben betheiligt sind. Sie müsste also wieder sagen: Ich wende mich gegen die schlechten betrügerischen Zeitungen und somit auch gegen jene Juden, welche in diesen Zeitungen ihr Unwesen treiben.

Sollte aber die deutsche Volkspartei dahin wirken, dass beispielsweise die bürgerliche Gleichberechtigung aufgehoben werde, sollte sie die Wiederherstellung der confessionellen Schule anstreben, bloß um die jüdischen Schulkinder von den christlichen zu trennen . . ., so würde sie wenigstens in unserer Steiermark schwerlich einen großen Anhang finden.

Einen Antisemitismus, der im Wesentlichen ein Kampf gegen die Corruption ist, lässt sich die Bevölkerung gerne gefallen; einen Antisemitismus aber, der als Racenhetze auftritt, lehnen gerade unsere besseren Volkskreise ab.“

Wer zu seinem Bruder sagt: Du Narr!

Eine Zuschrift aus dem Feldhofe.

Wenn man so in den alten Schriften der Hexenprocesse liest, da sinkt einem das Buch wohl manchmal aus der Hand, man starrt vor sich hin und murmelt: Was waren das für Menschen? Waren sie so schlecht, so dumm, so unbegrenzt urteils- und herzlos, dass sie an so vielen tausenden armen, unschuldigen Menschen die haarsträubendsten Grausamkeiten der Folter, des Feuertodes verüben konnten! — O Freund, sie waren nicht schlechter und nicht dümmer, als etwa Menschen von heute, sie waren einfach — Kinder ihrer Zeit! Sie thaten es in der besten Absicht, nur befangen von den Vorurtheilen ihrer Weltanschauung, ihrer Dogmen, ihres Geisteslebens. Und wenn man ihre Opfer betrachtet: das waren durchaus nicht lauter abergläubische „Hexen" und „Zauberer", alte schwachsinnige Frauen, wahnbethörte Phantasten und Halbnarren. Da gab es darunter ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, Vorkämpfer neuer Ideen, Märtyrer der Überzeugung, die da den schrecklichen Marterwerkzeugen der Inquisition, den Henkersknechten des Scheiterhaufens zum Opfer fielen. Allerdings waren es auch oft unliebenswürdige, bösartige, betrügerische, geheimnisthuerische, verbrecherische oder sonst irgendwie unbeliebte Menschen, welche unter dem Sammelbegriffe der Hexerei und Ketzerei abgethan worden sind. Ganz gewöhnliche Irrsinnige und Narren, man hat sie als vom bösen Feinde besessen erklärt und auf den Scheiterhaufen geschleppt. Aber es waren oft auch harmlose, eigenartig vornehme, in sich gezogene, edle Naturen, die in selbstgeschaffener Sphäre dahinlebend vielleicht den Hass und den Neid der Dummen und Schlechten erregten, oder die dem instinctlichen Widerwillen der rohen Menge unterlagen. Manchmal waren wohl auch Kranke darunter, Hysteriker, Epileptiker, Sexualpathiker. Man hat nicht gewogen, man hat nicht gerechtet, man hat sie verbrannt.

Das eben war das Charakteristische jener Zeitmeinung: alles, was vom Hergebrachten abwich, als schlecht, als irreligiös für ewig zu verdammen.

Warum erinnere ich daran? — Ich folge hier dem Gedankengange F. Kretzschmars, der in der „Kritik" (Berlin. Mai 1896) einen trefflichen Aufsatz veröffentlicht: „Die Irrenfrage vom culturhistorischen Standpunkte."

Nicht ohne Absicht wirft Kretzschmar einen Blick auf die Zeit der Inquisition. Er lässt hierauf eine Frage offen: Haben die modernen Menschen wohl ein Recht, den Stein zu schleudern auf die Vorfahren im Mittelalter? Sind wir von heute wirklich so vorurtheilslos, so aufgeklärt, so gerecht, um über jene richten zu dürfen? Oder haben am Ende nicht auch wir unsere Inquisitionen?

Gibt es nicht auch bei uns Anstalten, um Leute, die nach unserer Meinung oder thatsächlich für die Gesellschaft schädlich, für einzelne unbequem sind, körperlich aus dem Wege zu räumen, geistig todt zu machen? Ich beantworte die Frage nicht. Ich frage nur weiter, ob es nicht etwa vorkommen kann, dass man Personen für geisteskrank erklärt, bloß weil sie geistesabnorm sind? Und dass man Personen, die missliebig sind, die dem und denen im Wege stehen, die man aber nicht in das Zuchthaus oder ins Spital stecken kann, dass man solche Personen als Irrsinnige in dem Narrenthurm begräbt?

Und thatsächlich, man ist bald fertig mit dem Urteil: Er ist verrückt. Er ist ein Narr. Er ist überspannt, er gehört ins Irrenhaus. Und der so Beurtheilte ist am Ende nichts weiter, als ein — Genie. Dem Philister ist das Genie zu aller Zeit närrisch vorgekommen; der Pöbel hat vor dem Genie eine Scheu, die wohl ein wenig an Zaubererfurcht erinnern mag. Er fühlt unbewusst den ungeheueren Abstand zwischen sich und dem abnormen Geiste, er fühlt sich nichtig gegen diesen,

Digitized by Google

er fühlt einen instinctiven, ohnmächtigen Haſs, wie gegen einen mächtigen Feind, den er vernichten möchte und nicht kann. Da wäre nun das Irrenhaus manchmal kein ſchlechter Ausweg. Ärzte ſind bereitwillig, geiſtige Abnormitäten zu conſtatieren, denn ſolche können ja thatſächlich vorhanden ſein. Natürlich, nun iſt der Mann krank, geiſteskrank. Sehr zu bedauern, doch in einer Heilanſtalt für Geiſteskranke kann er ja vielleicht noch gerettet werden.

Ein reicher Mann hat einmal ein großes Herz und gibt Summen aus für beſondere Zwecke, die nicht praktiſch ſind, jedoch vielleicht eine weittragende Bedeutung haben. Seine Familie jammert ums Geld, ſie erklärt den Mann für einen Verſchwender, ſetzt ihn unter Vormundſchaft, beraubt ihn des freien Willens, der ſelbſtſtändigen Exiſtenz. Er iſt geiſteskrank! Unter dieſem Schlagworte erlaubt das Geſetz Gewaltthaten, die vielleicht weniger effectvoll ſind, als jene des Mittelalters, doch aber nicht minder belangreich.

Die Irrſinnserklärung iſt nichts anderes, als die Aufhebung des Individuums deſſen, den ſie trifft. Sie iſt eine Tödtung, unter Umſtänden ein Mord.

Es iſt ja ſelbſtverſtändlich, daſs Geiſteskranke, die für ſich ſelbſt gefährlich oder gemeinſchädlich ſind, oder ſolche, bei denen man ſich in der Anſtalt Heilung verſpricht, ins Irrenhaus gehören. Bei vielen Kranken iſt das Stadium auch leicht zu erkennen. Bei vielen anderen aber kann die Grenze nicht beſtimmt werden, wo der beſondere, aber noch naturgemäße, geſunde Geiſteszuſtand aufhört und die Krankheit beginnt. Aber da werden bisweilen nicht viel Umſtände gemacht. Unter dem Zeichen der Humanität, des Mitleides wird der unverſtandene, oder nur momentan geſtörte Geiſt — dem Irrenhauſe zugeſprochen. Die Neigung, mit der man heute gleich den erſtbeſten für geiſteskrank erklärt, gleicht ſchon faſt einer Manie, einer Geiſteskrankheit für ſich.

Wer von uns iſt abſolut geſund? Im weiteren Sinne gehören ſchon Zuſtände, wie ſchwere Traurigkeit, Melancholie, ausgelaſſene Luſtigkeit, raſcher Wechſel der Stimmungen, Aufgeregtheit, damit verbundene Schlafloſigkeit u. ſ. w. zu geiſtigem Leiden. Soll man alle, die davon behaftet ſind, gleich ins Irrenhaus ſtecken? Gewöhnlich thut man das allerdings nicht, doch wenn irgend welche beſondere Intereſſen damit verbunden ſind, dann iſt es ſchon geſchehen, daſs auch kleine alltägliche Leiden genügten, um den Träger derſelben hinter die Mauern zu ſtecken.

Starke Temperamente, phantaſiereiche Leute, Menſchen, deren Geiſtesleben ſich zur weltenbauenden Kraft entwickelt hat, Genies, die ihre Vorſtellungen wie wirkliche Erlebniſſe empfinden, ſie alle laufen Gefahr, in die Sphäre zu gelangen, in der man ſie als Geiſteskranke ins Irrenhaus führen kann.

Bei unſeren überall Geiſteskranke witternden Gelehrten iſt es Brauch geworden, auch den gewöhnlichen Verbrecher in die Reihe der Geiſteskranken zu ſtellen. Der Betrüger, der Dieb, der Defraudant, der Brandleger, der Straßenräuber, der Meuchelmörder, all dieſe Herrſchaften gehören alſo nicht ins Criminal, ſondern ins Irrenhaus. Denn ein vernünftiger Menſch, ſo ſchließt man, verübt keine ſolchen Miſſethaten. Vielmehr der Menſch handelt nach dem Muſs, das ihm die Verhältniſſe, die ſocialen Zuſtände und ſeine perſönliche Artung beſtimmen. Weil er alſo für ſeine Handlungsweiſe nichts kann, weil er ein gezwungener Unſchuldiger iſt, deshalb darf er nicht beſtraft werden. Man nehme ihm nur die phyſiſche Freiheit und Macht, ſchädliche Handlungen zu begehen, man bringe ihn in Anſtalten, wo er gebunden, unſelbſtändig, unmündig iſt und wo er eventuell gebeſſert werden, alſo Heilung finden kann. Er iſt geiſteskrank, er gehört ins Irrenhaus. Alſo Narren, Verbrecher und Genies — alles in einen Sack! — Wenn man bildlich ſein wollte, ſo müſste

man eine Wissenschaft, die alles Böse mit einer krankhaften Anlage zu entschuldigen geneigt ist, als vom bösen Geiste besessen erklären und eigentlich Inquisition über sie halten.

Ist schon zwar die ganze Welt ein Narrenhaus, so ist doch noch lange nicht jeder Geisteskranke reif für das Irrenhaus. Die Frage greift tief in unser Culturleben. Es wäre schließlich ja kein Mensch, der Affecte hat, mehr sicher davor, als geisteskrank und unmündig erklärt zu werden. Und ist er das, dann gibts für ihn kein Gesetz, kein Recht, keinen Anwalt mehr, dann ist er gesellschaftlich todt.

Wir sehen diese neue Verirrung der modernen Cultur von Jahr zu Jahr sich steigern. Zeitungen bringen allerhand Beispiele davon; die Revisionen der Irrenhäuser in Deutschland haben manches Bedenkliche zu Tage gebracht. Wir müssen uns der Gefahr bewusst werden. Und in ihr selbst schon liegt ein böser Keim. So wie bekanntlich ein Narr zehn macht, so kann auch der fortwährende Argwohn vom Wahnsinne in der That Wahnsinnige erzeugen. Uns allen miteinander fehlt ja nichts weiter zu wirklichen Narren, als dass wir uns officiell als solche erklären. R.

Einfälle eines Müßigen.

Der Freiheit eine Gasse! rief ein Winkelried,
Durch diese Gasse muss er kommen! sprach ein zweiter Mann.
Es scheint, dass statt der Freiheit durch die Gasse, traun,
Ein anderer spazierte — der Tyrann.

* * *

Den Nächsten mit Thaten zu lieben, das thut
In frommer Gemeinde gar Manchem nicht gut.
Mit Worten, ja, thut man's schon williger,
Denn Worte sind auch schön — und billiger.

* * *

Ist dir dein Bett nicht recht,
So kannst du dir's besser richten,
Ist dir die Welt zu schlecht,
So magst du dir eine bessere dichten.

* * *

Klingel-Klangel.

Selige Blumen, die in hellen Gluten bluten,
Lasset mich die dornenlosen Rosen losen,
Und die Spend'rin, traun, mit süßen Küssen grüßen.
Frische Lippen nippen, blühende Wangen prangen
Maien, Minnen bringt der Erde — Werde,
Bis selbst Erzen-Herzen weich in Wonnen weinen.
Selige Blumen, die in hellen Gluten bluten.

* * *

Dilettant.

Heute pocht sein Herze metrisch,
Heute klingelt seine Zungen,
Heute tanzen alle Musen
Um den ruhmesdurstigen Jungen.
Heute steigt er zum Parnasse,
Heute, glaubt er, glückt es sicher.
Sieh', da drehen sie ihm die Nase
Und entfliehen mit Gelicher. R.

Literaturgericht.

„Es ist durchaus falsch, die Toleranz welche man gegen stumpfe, hirnlose Menschen in der Gesellschaft, die überall von ihnen wimmelt, nothwendig haben muss, auch auf die Literatur übertragen zu wollen. Denn hier sind sie unverschämte Eindringlinge, und hier das Schlechte herabzusetzen ist Pflicht gegen das Gute: denn wem nichts für schlecht gilt, dem gilt auch nichts für gut. Überhaupt ist in der Literatur die Höflichkeit, welche aus der Gesellschaft stammt, ein fremdartiges, sehr oft schädliches Element, weil sie verlangt, dass man das Schlechte gut heißt und dadurch den Zwecken der Wissenschaft, wie der Kunst, gerade entgegenarbeitet. Freilich könnte eine Literaturzeitung, wie ich sie will, nur von Leuten geschrieben werden, in welchen unbestechbare Redlichkeit mit seltenen Kenntnissen und noch seltenerer Urtheilskraft vereint wäre. Demnach könnte ganz Deutschland allerhöchstens und kaum eine solche Literaturzeitung zustande bringen, die denn aber dastehen würde als ein gerechter Areopag, und zu der jedes Mitglied von den sämmtlichen anderen gewählt sein müsste; statt dass jetzt die Literaturzeitung von Universitätsgilden oder Literaturcliquen, im stillen vielleicht gar von Buchhändlern, zum Nutzen des Buchhandels betrieben werden und, in der Regel, einige Coalitionen schlechter Köpfe zum Nichtaufkommenlassen des Guten enthalten . . . Vor allen Dingen daher müsste jenes Schild aller literarischen Schurkerei, die Anonymität, dabei wegfallen."

Schopenhauer.

Ein Reisebrief.

Ja meine Alte, und jetzt höre einmal.

Mir ist er gekommen, der gescheite Gedanke. Haben so geredet, von der Zeit, da wir uns in Mariazell zuerst gesehen und kennen gelernt haben. Sagt Heinrich: Ja, die Zellermutter! Und ihr zu Ehren soll das Mädel Maria heißen! — Sag' ich: du, Heinrich, das wäre fein! In Mariazell sollen wir sie taufen lassen! — Gilt! sagt er und gleich ist's abgemacht. Das Kleine ist gerade drei Wochen alt, kann's schon vertragen. Morgen früh, wenn du willst, mit dem Courierzug reisen wir von Graz ab, sind nachmittags beizeiten an Ort und Stelle. So, Heinrich, und gleich an Herrn Ramsauer telegraphieren nach Kapfenberg, dass ein Wagen bereit ist um sechs Uhr früh. Und die Reisekleider her und die Windeln in den Korb, schnell, es muss ja alles schnell sein bei Heinrich.

Am nächsten Morgen um vier Uhr auf, das Kind an die Brust und alle in den Wagen. Rechtzeitig sind wir am Bahnhof, fahren mit dem Courierzug ab; mein Mann, du weißt ja, hat eine Familienkarte für die Strecke. Um sechs Uhr ist der Zug in Kapfenberg und denke dir, er hält nicht. Wir sehen noch den bereiten Wagen vor dem Bahnhof stehen und müssen weiter bis Mürzzuschlag. Dort warten, und mit Eilzug zurück nach Kapfenberg. In der Eile steigen wir ein. Das Mädel schreit, dass sich die Leute umkehren im Coupé, als ob sie noch nie hätten ein Kind schreien hören. Und wie wir fahren, sind wir im gefehlten Zug, der fährt wie der Wind an Kapfenberg vorbei. Ist schon alles eins, sagt Heinrich, steigen halt in Bruck aus und mit einem Wagen zurück bis Kapfenberg und weiter. Jetzt erfahren wir, dass gar kein Wagen nöthig ist von dort bis Seewiesen, es geht ja die neue Bahn.

Ja, die geht freilich oder ist schon gegangen, eine halbe Stunde vor unserer Ankunft. Unseren Wagen haben wir schon abgedankt. So wollen wir mit dem Abendzug weiterfahren, jetzt glaubst du, was geschieht? Wird uns der Fratz krank. Das fremde Wasser, oder was. Bei solcher Windelwirtschaft kann man in keinen Zug. Am nächsten

Mittag endlich sind wir in Seewiesen. Postmeister Rinaus stellt uns einen Wagen, auf dem Seeberg wird das Pferd krumm. In Gollrad bei Karlon müssen wir übernachten. Am nächsten, das ist der dritte Tag, mit der Post weiter.

Endlich in Mariazell, findet Heinrich, er habe seine Geldtasche nicht bei sich. In Gollrad müsse er sie vergessen haben. Der Telegraph fliegt hin und frägt an, und die Rückantwort: Folgt mit nächster Post. Am nächsten Morgen kommt an unsere Adresse aus Gollrad ein Paket mit — Pantoffeln, und die gehören gar nicht uns, und das Geld ist nicht da. Heinrich flucht. Mußt nicht fluchen, Mann, sage ich andächtig, wenn wir unser Kind wollen taufen lassen in Zell.

Der Prior ist bereit, die Wirtin will Pathe sein und hat ihr rothseidenes Kleid an. Wir treten feierlich in die Kirche und jetzt heißt es, wir sollten unsere Aufweisung herzeigen, dass man auch wisse, wer wir seien. So! sagt Heinrich, die wollen den Trauschein und der Trauschein liegt zu Graz in der Schublade und den Schlüssel habe ich in der verlornen Geldtasche. Und flucht wieder. Denke ich mir, wenn schon sowieso nicht getauft wird, so mag er halt fluchen.

Und nachher die Heimreise. Wenn wir bei unserem Reiseglück noch einmal nach Hause kommen wollen, sagt mein Mann, so müssen wir das klüger machen. Wir lassen uns sammt und sonders in eine große Kiste verpacken und auf Eilgut expreß schicken. Ich bitte dich, sage ich, schreibe dann die Adresse nur nicht du selbst, lass sie lieber dem Postmeister schreiben, dass sie auch richtig wird. Natürlich haben wir doch müssen die goldene Uhr versetzen und mit einem Retourwagerl fahren. In Gollrad will mein Mann nochmals des Geldes wegen nachfragen, wir kommen aber gar nicht nach Gollrad, wir haben ein Wagerl erwischt, das über Niederalpel nach Neuberg geht. — In Neuberg ist Heinrich ganz überrascht, dass wir den Anschluss nicht versäumt haben. Noch am nämlichen Abend sind wir in Graz und ist dort schon die Geldtasche aus Gollrad.

Sechs Tage hat die Reise nach Mariazell gedauert, unsere goldene Uhr — die von der seligen Tante — hat sie gekostet, und das Mädel ist noch immer nicht getauft. — Wenn du einmal reisen willst, Francisca, so halte dich nur an uns. Wir können's. Sonst sind wir gesund.

Graz, am 7. Juli 1896. Deine getreue Agnes P.

Wie es sagt und singt.

Da Jaga.

Daweil ih noh ka Jaga bin gwen, hon ih mehra gschossn, wia hiaz: ols Wildschütz. Hät eahms mögn sogn, in Herzog-Prinzn, wiar ih selm mit eahm afn Haun gonga bi. A rechts Trum hät ih eahm mögn unters Gsicht sogn. Unseroana hots eh leicht, wird eh olls da Dumheit zuagschriebn, wos ma sogg, do kon ma nochha leicht a wenk frotzln. Und wiar ungschickt er daherknobbad in Stoana, mit sein grobgnahtn Schuachn! Wan na ka selchta Mensch mit aufn Haun gang! Und Schuld hät da Jaga, wan er nix schiaßt! Und s Trinkgeld hult ah da Teurl. Oba was konst mochn, denk ih ma, won ih eahm sog, dass er d Schuach sult ausziachn, so thuat er's nit, ih ken de Leut, von an Deana nehmens nix on. Muaß eahms onderste beibringa, dass ih wos richt. „Hoheit", sog ih, „so viel Lärm mochns mit eahneri grobgnahtn Schuach. Da Haun wird uns wos pfeifn, wan er de Knobberei hört in Stoana, wia Se daherkrochn in grobgnahtn Schuachn. Wos is dan do z mochn? Ih woaß ma koan Roth, wos do zmochn wa!" Er bleibb stehn, schaut mih on und sogg: „Weißt du was, Jäger, zieche mir die Schuche aus!" — Af

dos ſchau ih drein, gſtell mich gonz vawunert und ſog: „D Schuach aus! Oba, Hoheit, Se ſan ſchon a vadonkt gſcheits . . . . .“ —

Hiaz, auweh! hiaz trau ih ma s go nit amol zſogn, wos ih n ghoaſſn hon in da gachn Hitz. — Glocht hat er dazua und a ſon hon i mein Willn durchgſetzt.

* * *

Wia da Hadera Hiaſl ſingg.

Schöne Marie,
Heirat nur mih.
Ih hab ja a Häusl
Dort drenten beim Bach,
Hat unten kein Bod'n
Und ob'n kein Dach.
Schöne Marie,
Heirat nur mih.
A wunderſchöns Leb'n hoſt bei mir.

Ich hab wohl a Kuchel,
In der Kuchel kein Herd,
Wann d eini ſchaun willſt,
Wirſt gleih ganz bleat (ohnmächtig vor Schreck).
Ich hab wohl a Zimmer,
Im Zimmer kein Ofen,
Willſt einen haben,
Kannſt dir ein' hoffen.
Schöne Marie,
Heirat nur mih,
A wunderſchön's Lebn haſt bei mir.

Ich hab wohl a Fenſter,
Im Fenſter kein Scheiben,
Wann d' einiſchaun willſt,
Wirſt müſſen ſpeiben.
Ich hab wohl ein Kaſten,
Im Kaſten kein Traid,
Tanzen die Mäus
Vor Hunger und Leid.
Schöne Marie,
Heirat nur mih,
Ein wunderſchön's Leb'n haſt bei mir!

Ich hab wohl ein Stall,
Im Stall iſt kein Kuh,
Brauchſt gar nit aufſigehn,
Zerreißt keine Schuh.
Ich hab wohl a Bett,
Im Bett iſt kein Stroh,
Sticht dich kein Federl
Und beißt dich kein Floh.
Schöne Marie,
Heirat nur mih,
Ein wunderſchöns Lebn haſt bei mir.

* * *

Da ſtulzi Mahdabua.

Wanſt ma ſchenkſt
Zwölf feurigi Roſs
Zan Reitn und Fohrn frua und ſpot,
Und a guldanas Gſchloſs,
Und a ſeideni Liegaſtot,
Und drein a ſchöns Wei —
Ih nims nit on.
Ih bleib in Heu.

Wanſt ma ſchenkſt
Olli Weltweisheit
Und an Doltahuat,
Olli Herrlikeit
Und olln Übamuat
Und gſtot an warmen Herzn
An Stoan in Lei,
Ih nims nit on,
Ih bleib in Heu.

In Heu de Bloamen,
Und der Gruchn dazua,
Und däs Schlaferl,
Wan ih mih einilegn thua.
Na, meina Treu,
Mochts wos s wöllts —
Ih bleib in Heu!

* * *

A Sprüchel.

Es is holt, wia's is,
Wia's ſein ſullt, is s nit;
Und wons war, wia's ſein ſullt,
So war's a ſo nit.

Lied.

Auf einem jungen Rosenblatt
Mein Liebster mir geblasen hat
Wohl eine Melodei.
Es gab mir Dinge viele kund
Das Rosenblatt am rothen Mund,
Und war kein Wort dabei.

Und als das Blatt zerblasen war,
Da gab ich meinen Mund ihm dar
Und küsst' an ihm mich satt.
Und viel mehr Dinge gab noch kund
Der rothe Mund dem rothen Mund
Selbst als das Rosenblatt.

(„Jugend.") Otto Julius Bierbaum.

Bücher.

Die ersten poetischen Versuche Hamerlings. Von Dr. Michael Maria Rabenlechner. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft. 1896.)

Gedichte des armen kleinen Knaben voller kindlichen Idealismus, voller Frömmigkeit, aber auch schon ein wenig von jener Hamerling'schen Ironie, die später in „Homunkulus" ihren Höhepunkt erreicht hat. Zur Probe von letzterer ein allerdings an Lessings Epigramme gemahnendes Gedichtchen.

„Grabschrift für einen geizigen Maler:

„Es war ein Geizhals, hart wie seine Thaler,
Von Profession kein ungeschickter Maler,
Der selber sich doch nie gemalt,
Weil niemand ihn dafür bezahlt.
Und dieses stille Häuschen hier
Ist ihm das lieblichste Quartier,
Weil er in diesen Hallen
Den Zins nicht darf bezahlen."

Ein junger Dichter von heute würde solchen Einfall sofort an die große Glocke hängen, Hamerling verwahrte die Poesien seiner Jugend in verschlossener Lade. Erst in der großen Hamerling-Biographie von Dr. Rabenlechner, der dieser Auszug entnommen ist, wird uns manches offenbar, was den Dichter als Menschen und Charakter ins richtige Licht stellt. M.

Ungarns Tausendjährung im deutschen Lichte. Eine [illegible]schrift zur Millenniumsfeier von Heinrich [illegible]astian. (München. J. F. Lehmann. 1896).

Das vorliegende [illegible] wendet sich nicht im geringsten gegen die Unantastbarkeit des ungarischen Staates, auch nicht gegen das magyarische Volk als solches; es kehrt sich nur mit ehrlicher deutscher Waffe gegen den ins Unbegrenzte schweifenden Chauvinismus, gegen die maßlose Überhebung des herrschenden Magyarenthums, die alle Nichtmagyaren, und namentlich die in Ungarn seßhaften Deutschen, gewissenlos und roh vergewaltigt. V.

Hundebesitzern und Hundeliebhabern aus unserem Leserkreise dürfte es von Interesse sein zu erfahren, dass soeben bei H. Killinger in München ein Buch erschienen ist, betitelt: **Die Luxushunde, ihre Züchtung, Erziehung und Dressur, sowie ihre Krankheiten und deren Heilung** von E. Wörz. Dieses Buch ist das erste, von einem anerkannten Dresseur verfasste Werk über Luxushunde und enthält Abhandlungen über die verschiedenen Racen der Luxushunde, über deren Aufzucht, Pflege, Wartung, Erziehung und Dressur. Diese Anleitungen zur Dressur sind so leichtverständlich gegeben, dass es auch jedem Laien, der noch nie einen Hund besessen, ein Leichtes ist, seinen Liebling in kurzer Zeit mit Erfolg darnach zu unterrichten. Zahlreiche Abbildungen dienen zur Erläuterung des Textes. V.

„Schule und Haus." Der Schluss des Schuljahres ist vorüber [illegible] manch junger Mensch steht vor der großen Frage: Was nun!? Die Eltern haben über die Zukunft ihrer Kinder zu entscheiden; sie sollen das nicht, ohne fleißige Gewissenserforschung. „Schule und Haus"

gibt hiezu Anleitung und wir empfehlen allen unseren Lesern den Inhalt des Juliheftes dieser Zeitschrift, besonders den Aufsatz: Zur Berufswahl. V.

Die Künstlerkneipe. Dramatische Scene von Rudolf Christof Jenny. (Prag. A. Entsch. 1895.)

Dieses Heftchen ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt, „den Manen Heinrich Heines, dem Verfolgten" gewidmet und nichts weniger als ein Werk von dramatischer Bedeutung. Aber es schildert in einem geschickt vorgerückten Bilde, auf schimmerndem Grunde eines übermütigen Wirtshaushumors das sprichwörtlich gewordene deutsche Künstlerelend. M.

Simplicissimus. Album. Erstes Heft. April—Juni 1896. (München.)

Die einen jubeln: Unvergleichlich! Die anderen grollen: Unverzeihlich! — Die dritten sind unparteiisch und sagen: Erfreulich! M.

Waldmeister und Enzian. Gestalten und Geschichten aus dem Böhmerwalde von Johann Peter. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

Enthält die bekannten Vorzüge des immerfrischen Böhmerwalddichters, auf den dieses Blatt schon vielfach hingewiesen hat. M.

Annalogie. Ein Annenbüchlein von Dr. Eduard Maria Schranka. (Wien. Carl Fromme.)

Für Freunde unserer schönen und lieben Annen besonders geeignet. M.

Büchereinlauf.

Der Einsiedler. Eine Erzählung aus den Tirolerbergen von Adalf Pichler. (Leipzig. G. H. Mayer. 1896.)

Die Rose von Attspaur. Eine Tiralergeschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Rudalf Heinrich Greinz. (Leipzig. (G. H. Meyer. 1896.)

Deutsche Kulturbilder aus Ungarn von Adam Müller-Guttenbrunn. Zweite Auflage. (Leipzig. G. H. Meyer. 1896.)

Zwei Novellen von Fritz Zilcken. (Leipzig. A. G. Liebestind. 1896.)

Hallsteinische Gewächse. Von Adolf Halm. (Leipzig. A. G. Liebestind. 1896.)

Aus allen Winkeln. Novellen von Hermann Heiberg. (Leipzig. Gustav Fock. 1896.)

Hermine Lacerteux. Roman eines Dienstmädchens von Edmond und Jules de Goncourt. Übersetzt von Emma Adler. Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung. 1896.)

Oldenburgerlied. Geschichtliches Trauerspiel von Karl Fleischer. (Altenburg. 1896.)

Was der Schaffner erzählte. Geschichten von Alfred von Hedenstjerna. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarethe Langfeldt. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

Der Majoratsherr von Hallesborg. Roman von Alfred von Hedenstjerna. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarethe Langfeldt. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

Tabubu. Altägyptischer Originalroman in deutscher Bearbeitung von Leon Ritter. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Die Madonna von Swidlowice. Bilder und Skizzen von Taras Kunowski. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Der Pfeifer von Pfaffenbach. Eine Liebesmär aus dem Elsaß von Gustav Adolf Mütter. (München. Seitz & Schauer. 1896.)

Ein Regentag. Drama in drei Aufzügen von J. J. David. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

Armands Ausgewählte Romane in Lieferungen. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

Pienemanns Erben, oder Das geraubte Testament von Otfrid Mylius. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

Feindschaften. Lebensbilder aus den österreichischen Voralpen. Von Karl Biedenstein. (Zürich. Sterns Literarisches Bulletin der Schweiz. 1896.)

Frische Naturen. Drei Novellen für den Familientisch von H. Kuna. (Deutsch-Kron. F. Ziebath. 1896.)

Die siebente Großmacht, oder Der Schatten. Lustspiel in fünf Acten von Friedrich Duckmeyer. (Leipzig. Ernst Wiest Nachf. 1896.)

Morgengrauen. (Zürich. Verlag von Sterns Literarischem Bulletin der Schweiz.)

Lieder einer Livländerin. Von Maria Carlita Steyn. (Zürich. Sterns Literarisches Bulletin der Schweiz.)

Gedichte von Paul Wertheimer. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

Durch Liebe befreit. Eine altböhmische Sage in Versen erzählt von Ferdinand Ebhardt. (Graz. Commissionsverlag von Franz Pechel. 1896.)

Gedichte. Von Gustav Renner. Dritte, vermehrte Auflage. (Zürich. Th. Schröter. 1896.)

Cunita. Ein Gedicht aus Indien von Leopold Jacoby. (Zürich und Leipzig. Karl Henckell & Co. 1896.)

J'y pense. Neue Gedichte von Hermann Kleber. (Nordhausen.)

Kreuz und quer. Streifzüge von Adolf Pichler. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1896.)

Spaziergänge in den Alpen. Wanderstudien und Plaudereien von J. V. Widmann. Dritte veränderte und vermehrte Auflage. (Frauenfeld. J. Huber 1896.)

Aus deutschem Leben. Von Sidney Whitman. Autorisierte Übersetzung von Dr. W. Henkel. (Hamburg. Haendecke & Lehmkuhl. 1896.)

Bergfahrten. Erinnerungen an die Hochalpen. Von Professor Herm. Ritter. (Bamberg. Handelsdruckerei.)

Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels. Eine literarhistorische Studie von Hans Grasberger. (Leipzig. G. H. Meyer. 1896.)

Adolf Pichler. Von Anton Englert. (Bayerische Zeitschrift für Schulwesen. 1896.)

Einführung in die Musik von Adolf Pochhammer. (Frankfurt a. M. Verlag des „Musikführer".)

Für den häuslichen Herd. Plaudereien, Skizzen, Briefe und Lebensbilder für die Frauenwelt von L. Klarent. (Stuttgart. Jos. Roth. 1896.)

Ada Negri. Ein Vortrag von Karl Henckell. Mit dem Porträt der Dichterin. (Zürich und Leipzig. Karl Henckell & Co. 1896.)

Die Teichalpe in Steiermark als Höhenklima. (Graz. „Leykam". 1896.)

Heimdal. Zeitschrift für neuere deutsche Kunst und Cultur. Herausgegeben von Otto Payer. (Prag. J. G. Calve. 1896.)

Der evangelische Diakonieverein, seine Aufgaben und seine Arbeit. Von D. Friedrich Zimmer (Herborn. Ev. Dialonieverein. 1896.)

Thierschutzvereins-Kalender 1896. Herausgegeben vom deutschen Thierschutzverein in Berlin.

Katalog der freiherrlich von Lipperheide'schen Sammlung für Costümwissenschaft mit Abbildungen. (Berlin. Franz Lipperheide. 1896.)

Über den Anfang und dessen Verteilung. Zur Einführung desselben in Westeuropa. Von Rudolf Kobert. (Halle. Tausch & Grosse.)

Gemsen-Eier. Alpin-Humoristisches in Wort und Bild. (Kempten. Jos. Kösel'sche Buchhandlung.)

Moderner Sängerkrieg. Ein Reimschwank für die Possenbühne des Schriftstellerlebens in einem Vorspiel mit dreizehn Kampfspielen von Richard von Wilpert. (Berlin. Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1896.)

Allgemeine Nationalbibliothek. (Wien. C. Daberkow.)

Die verhängnisvolle Faschingsnacht. Von Joh. Nestroy.

Unverhofft. Von Joh. Nestroy.

Der König von Preußen. Von August Senoa.

Giovanna. Von Ferd. Kürnberger.

Geschichten aus einem alten Schlosse. Von Maurus Jokai.

Frauenrechte und Frauenpflichten. Von Isa von der Lütt. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1896.)

Soziale Streitfragen auf communalem Gebiete. Von Adolf Damaschke. (Berlin. Wilhelm Möller.)

Illustrierter Führer in die Stelvio-Routen und das Engadin. (Wien. Lutsch.)

Bericht über die Thätigkeit des Bundes der Deutschen in Böhmen im zweiten Vereinsjahre. Entworfen von jur. Dr. Josef Feiter und Emerich Jutlowsky. (Prag. Verlag des Bundes der Deutschen in Böhmen. 1896.)

Postkarten des „Heimgarten".

Dem genialen Jüngling zu S.:

O freue dich im Rosenwald,
Und blüh', du junges Leben, blüh!
In tiefen Herzen reift es bald,
Auf hohen Häupteen schneit es früh.

Einer Dame in Wien:

In Maske willst du gehn?
In Maske gehst du immer.
Gib dich einmal wie du bist,
Und man erkennt dich nimmer.

M. K. und W. W., Frankfurt:

Ist es ernst mit eurem Lieben,
Leset das was ich geschrieben.
Fragen, was ich noch will schreiben
Lassel bleiben.

F. E., Graz:

Bleib frei und stark, bleib treu und recht,
Ist auch dies Leben falsch und wüst.
Ein Mann, dem Zeus die Eilen geküsst,
Sei keines Dämons Knecht!

Mehreren Vereinen und Tischgesellschaften:

Lebn hobbs mih lossn.
Und dass s mih gfreut. däs kennt's.
Mei, wan ma nit lebn deafad,
Wos wa dös für an Existenz!

A. Sch., Wien: Wenn Ihre Frau Gemahlin nichts dagegen hat, so widmen Sie ihr das Folgende:

Käuflicher Humor.

Launen zu schlichten der Herrin des Hauses
Gibt es ein Mittel, ich kenn' es genau.
Hundert Kronen kostet die Woche
Gulen Humors bei meiner Frau.
Ob ich in Schmuck sie umsetze, in Kleider,
Ob ich im Baren zahl den Tribut:
Hundert Kronen die Woche kostet
Bei meiner Frau der gute Muth.

R. M., Salzburg: Ihre Verwahrung gegen den Vorwurf, dass die Socialdemokraten nicht mehr den christlichen Glauben hätten, dass sie vielmehr auf Grund des Christenthums ihre menschlichen Rechte forderten, ist uns sehr erfreulich. Möchten Sie mit solcher Ansicht in Ihren Kreisen nicht zu sehr allein stehen!

Nachtwächterlieder. Der biedere Nachtwächter mit Hellebarde, Horn und Laterne ist bald nur mehr — ausgestopft — in den Museen zu finden; die hastende Zeit fegt ihn hinweg, und mit ihm entschwinden auch seine Lieder oder Stundenrufe. Und es liegt doch so viel Poesie und herzinnige Frömmigkeit und jeweils auch schäternde Schalkhaftigkeit in den Liedern der Nachtwächter, deren manch einer selbst in dunkler Mitternacht den Kuss der Muse verspürte und auf eigene Faust zu reimen anhub, und also wäre es sehr zu bedauern, wenn alle diese Reste meist echter Volksdichtung verloren giengen. Es ist daher ein sehr verdienstliches Unternehmen des bekannten Volksschriftstellers Professor Josef Wichner in Krems a. D. (Österreich), die noch im Gedächtnisse der Mitwelt lebenden Lieder, Rufe und Sprüche zu sammeln, ehe sie völlig der Vergessenheit anheimfallen. Der Sammler bittet alle jene, die noch solche Lieder im Gedächtnisse bewahren, vorab die Priester, Lehrer und Gemeindevorstände kleinerer Ortschaften und nicht zuletzt die schriftkundigen Nachtwächter selber, ihm hiebei durch Aufzeichnung der ihnen bekannten Stundenrufe behilflich sein zu wollen. Wir befürworten diese Bitte aufs wärmste.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Von Juni ab bis Anfang October ist die Adresse Roseggers: Krieglach (Steiermark).

In geschäftlichen Angelegenheiten möge man sich wie immer, so auch in dieser Zeit nur an die Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz wenden.

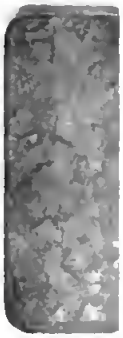
Zur Beachtung.

Mit dem nächsten Hefte beginnen wir den einundzwanzigsten Jahrgang des „Heimgarten". Derselbe dürfte zu den reichhaltigsten der ganzen Reihe zählen. Erzählungen von Rosegger, Grasberger, Karl Wolf, Hans Malser; von letzterem die Novelle: „Der Mädeljäger" besonders zu erwähnen. Von Josef Wichner köstliche Humoresken. Von einem noch Ungenannten die Geschichte: „Wie die Hinterlackendorfer einen Räuber erwischt haben" u. s. w. u. s. w. — Mit besonderer Rüstigkeit stellt sich der Herausgeber selbst ein; seine neuesten Erzählungen und Genrebilder: „Der Quartallump", „Ein schneidiges Dirndel", „Der Preuß", „Die Löwenwirtin" dürften zu den muntersten dieses Autors gezählt werden. Ferner zeigen wir vom Herausgeber an eine Reihe Naturschilderungen aus den Alpen, dann Plaudereien über Zeitfragen und Erscheinungen unserer Tage. Daneben laufen Satiren, Schwänke und Schildereien aus dem Kinderleben. Eigens aufmerksam machen wir auf eine Beschreibung unseres Heimgartenmannes von seinem Besuche bei der Königin Elisabeth von Rumänien. Die Tendenz unserer Monatsschrift ist klar gekennzeichnet in dem ersten Aufsatze dieses Heftes: „Zwanzig Jahre Heimgarten".

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

32101 042855583



Digitized by Google